NORMAN DAVIES

VERSCHWUNDENE REICHE

DIE GESCHICHTE DES VERGESSENEN EUROPA



THEISS

I’r anghofiedig

Für all jene, die bei den Historikern oft in Vergessenheit geraten

Norman Davies

Verschwundene Reiche

Die Geschichte des vergessenen Europa

Aus dem Englischen
übersetzt von
Karin Schuler, Norbert Juraschitz,
Hans Freundl, Helmut Dierlamm
und Oliver Grasmück



Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Englische Originalausgabe:
Vanished Kingdoms – The history of the half forgotten Europe

First published by Penguin Books, London

Deutschsprachige Ausgabe:
2., durchgesehene Auflage 2015.

1. Auflage 2013

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG

Die Herausgabe dieses Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Übersetzung aus dem Englischen: Karin Schuler (Kap. 1, 2, 4,8), Norbert Juraschitz
(Kap. 15), Hans Freundl (Kap. 3, 6, 12, 13, 14, Nachwort und Dank), Helmut Dierlamm
(Kap. 5, 7, 9) und Oliver Grasmück (Kap 10 und 11)
Lektorat: Christina Knüllig, Hamburg
Kartographie: Thomas Buri, Bielefeld, nach Vorlagen von Penguin Books
Satz und Gestaltung: primustype Hurler GmbH, Notzingen

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3116-8

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-0040-9
eBook (epub): 978-3-8062-3119-9

Menü

Inhalt

Verzeichnis der Karten

Verzeichnis der Stammtafeln

Einleitung

Mein ganzes Leben lang hat mich die Kluft zwischen Anschein und Wirklichkeit fasziniert. Die Dinge sind nie so, wie sie auf den ersten Blick aussehen. Ich kam als Untertan des British Empire zur Welt und las als Kind in meiner *Children's Encyclopaedia*, dass »unser Reich« eines sei, »in dem die Sonne nie untergeht«. Auf der Landkarte sah ich mehr Rot als jede andere Farbe und war begeistert. Doch bald musste ich ratlos miterleben, wie »unsere« imperiale Sonne lodernd in einem Meer von Blut und Chaos am Nachkriegshimmel versank. Die Wirklichkeit, wie sie sich später zeigte, strafte den äußeren Anschein unbegrenzter Macht und Dauer Lügen.

In meiner Enzyklopädie las ich auch, dass der Mount Everest mit seinen 8840 Metern der höchste Gipfel der Welt und nach dem Leiter der Landvermessung in Britisch-Indien, Oberst Sir George Everest, benannt sei. Natürlich ging ich, wie es wohl auch vorgesehen war, von der unausgesprochenen Annahme aus, dass der höchste Punkt auf Erden britisch sei – und war pflichtschuldigst beeindruckt. Das alles klang doch sehr einleuchtend. Als ich Weihnachten 1953 mein Exemplar der Krönungsausgabe von Sir John Hunts *Mount Everest*[A] geschenkt bekam, hatte sich Indien aus dem Empire verabschiedet. Und inzwischen habe ich gelernt, dass der Mount Everest nie zu Indien oder zum Empire gehörte. Da der König von Nepal Everests Männern die Erlaubnis verweigert hatte, sein Land zu betreten, war der Berg aus sehr großer Entfernung vermessen worden; die 8840 Meter waren infolgedessen ziemlich ungenau, der englische Name des Berges geht auf einen Akt der Selbstherrlichkeit zurück, und seine authentischsten Namen lauten Sagarmatha (auf Nepali) und Chomolangma (auf Tibetisch).[1] Wissen, so musste ich mir eingestehen, ist nicht weniger fließend als die Umstände, unter denen man es erlangt.

Als Junge hat man mich bei verschiedenen Gelegenheiten nach Wales mitgenommen. Da ich mit einem sehr walisischen Namen gesegnet bin, fühlte ich mich sofort zu Hause und gewann eine bleibende Verbundenheit zu diesem Land. Bei

einem Besuch bei Freunden in einem Bergdorf nahe Bethesda, ebenfalls einer Familie Davies, lernte ich Menschen kennen, die normalerweise kein Englisch sprachen, und bekam mein erstes englisch-wahsisches Wörterbuch geschenkt, T. Gwynn Jones’ *Geiriadur.*[2] *Es* machte mich zu einem lebenslangen Sammler fremder Sprachen, wenn auch leider nicht zu einem Meister des Walisischen. Beim Anblick der englischen Burgen in Conwy, Harlech und Beaumaris (die gewöhnlich und fälschlich »Welsh castles« genannt werden), sympathisierte ich eher mit den Eroberten als mit den Eroberern, und als ich irgendwo las, dass der walisische Name für »England«, *Lloegr*, »das verlorene Land« bedeutete, ließ ich mich von der Vorstellung verzaubern und stellte mir vor, welches gewaltige Verlustgefühl dieser Name ausdrückte. Ein gelehrter Kollege hat mir inzwischen erklärt, dass meiner Fantasie die Pferde durchgingen und die Etymologie diese Vorstellung nicht hergibt. Doch als jemand, der in einer englischen Umgebung aufgewachsen ist, bin ich immer wieder verblüfft darüber, dass alles, was wir heute »England« nennen, einst überhaupt nicht englisch war. Diese Verwunderung spielt eine große Rolle bei vielem, was ich in *Verschwundene Reiche* geschrieben habe. Schließlich trägt sogar die Stadt Dover ebenso wie der Fluss Avon einen durch und durch walisischen Namen.

Als Teenager, der in der letzten Reihe des Schulchors versuchte, den Ton zu treffen, fühlte ich mich besonders von einem Stück von Charles Villiers Stanford angesprochen. Aus irgendeinem Grund berührten mich die stoischen Worte und die schmelzende Melodie von »They told me Heraclitus«. Zu Hause schlug ich den Namen Heraklit in Blakeneys *Smaller Classical Dictionary* nach und las über den »weinenden griechischen Philosophen« aus dem 6. Jahrhundert v. Chr., Heraklit hatte gesagt, dass »alles fließt« und dass »man nie zweimal in denselben Fluss steigen« kann. Er war der Pionier der Idee der Vergänglichkeit, und er tauchte früh in der Zitatesammlung auf, die ich als Schuljunge in einem Notizbuch führte:

They told me, Heraclitus, they told me you were dead.
They brought me bitter news to hear and bitter tears to shed.
I wept as I remembered how often you and I
Had tired the sun with talking and sent him down the sky.

And now that thou art lying, my dear old Carian guest,
A handful of grey ashes, long, long ago at rest,

Still are thy pleasant voices, thy nightingales, awake,
For Death, he taketh all away, but them he cannot take.[3]

Jemand hat mir, Herakleitos, von deinem Tod berichtet und mich zum Weinen gebracht.
Ich erinnerte mich, wie oft wir beide die Sonne im Gespräch untergingen ließen. Du,
mein Freund aus Halikarnassos, bist längst schon irgendwo Asche, deine Nachtigallen
aber leben, auf die der alles hinwegraffende Hades seine Hand nicht legen wird.[B]

Heraklit und seine Nachtigallen findet man in meiner Arbeit wieder.

Als Schulabgänger folgte ich dem Rat meines Geschichtslehrers und verbrachte die Sommerferien mit der Lektüre von Edward Gibbons *Verfall und Untergang des Römischen Imperiums* sowie seiner Autobiografie. Gibbons Thema war, in seinen eigenen Worten ausgedrückt, »das vielleicht größte und schrecklichste Schauspiel in der Geschichte der Menschheit«.[4] Ich habe nie etwas Großartigeres gelesen. Gibbons wunderbare Darstellung zeigt, dass die Lebensspanne auch der mächtigsten Staaten endlich ist.

Jahre später stürzte ich mich als Historiker in die Geschichte Mittel- und Osteuropas. Meine erste Aufgabe als Dozent an der University of London bestand darin, einen Kurs mit neunzig Einheiten zur polnischen Geschichte vorzubereiten. In dem Kurs sollte es vor allem um die Union oder *Rzeczpospolita* von Polen–Litauen gehen, die bei ihrer Entstehung im Jahr 1569 der größte Staat Europas war (oder zumindest über die größten bewohnten Landstriche unseres Kontinents herrschte). Dennoch wurde der polnisch-litauische Staat in wenig mehr als zwei Jahrzehnten am Ende des 18. Jahrhundert so vollständig vernichtet, dass kaum jemand heute auch nur von ihm gehört hat. Und er war nicht das einzige Opfer. Die Republik Venedig ging in dieser Zeit ebenso unter wie das Heilige Römische Reich.

Während meiner akademischen Laufbahn war die Sowjetunion die längste Zeit das wichtigste Forschungsobjekt meines Faches und eine der beiden Supermächte weltweit. Sie besaß das größte Territorium der Welt, ein gewaltiges Arsenal nuklearer und konventioneller Waffen und ein noch nie dagewesenes Aufgebot der unterschiedlichsten Sicherheitsdienste. Keine ihrer Waffen, kein Polizist hat sie retten können. An einem schönen Tag des Jahres 1991 verschwand sie von der Landkarte und wurde

nicht mehr gesehen.

Deshalb war es wohl kein Wunder, dass ich mich, als ich anfing, die Geschichte der Britischen Inseln zu schreiben,[5] fragte, ob die Tage des Staates, in dem ich geboren wurde und in dem ich lebe, des Vereinigten Königreichs Großbritannien, vielleicht auch gezählt sein könnten. Und nach längerem Nachdenken kam ich zu dem Schluss, dass es tatsächlich so war. Meine strenge, nonkonformistische Erziehung hatte mich gelehrt, den Insignien der Macht gegenüber misstrauisch zu sein. Die wunderbaren, gemessenen Kadenzen des bekannten Kirchenliedes klingen noch in mir nach:

So be it, Lord; Thy throne shall never,
Like earth's proud empires, pass away;
Thy kingdom stands, and grows for ever,
Till all Thy creatures own Thy sway.[6]

So sei es, Herr: Die Reiche fallen,
Dein Thron allein wird nicht zerstört;
Dein Reich besteht und wächst, bis allen
Dein großer, neuer Tag gehört.

Es ehrt Königin Victoria, Kaiserin von Indien, sehr, dass sie zu ihrem diamantenen Thronjubiläum um gerade dieses Lied bat.

Historiker und ihre Verleger verwenden übermäßig viel Zeit und Energie darauf, die Geschichte all jener Dinge zu verkaufen, die in ihren Augen mächtig, wichtig und beeindruckend sind. Sie fluten die Buchläden und die Hirne ihrer Leser mit Geschichten großer Mächte, großer Leistungen, großer Männer und Frauen, Erzählungen von Siegen, Helden und Kriegen – insbesondere von Kriegen, die »wir« angeblich gewonnen haben – und von den großen Übeltaten, denen wir uns entgegenstellten. Im Jahr 2010 sind allein in Großbritannien 380 Bücher über das Dritte Reich erschienen.[7] Wenn schon nicht »Macht geht vor Recht«, so könnte das Motto der Verlagsbranche doch durchaus »Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg« lauten.

Historiker konzentrieren sich zumeist auf die Vergangenheit von Ländern, die es noch gibt, sie schreiben hunderte und tausende Bücher über britische Geschichte, über französische, deutsche, russische, über amerikanische und chinesische Geschichte, über indische und brasilianische, und so fort. Bewusst oder unbewusst suchen sie die Ursprünge der Gegenwart und setzen sich dabei der

Gefahr aus, die Geschichte rückwärts zu lesen. Sobald Großmächte entstehen, seien es die Vereinigten Staaten im 20. oder China im 21. Jahrhundert, wird nach Lektüreangeboten zur amerikanischen oder chinesischen Geschichte gerufen, und ein Sirenengesang suggeriert, dass die heute wichtigen Länder auch jene seien, deren Vergangenheit die intensivste Erforschung verdiene, ja, dass ein breites historisches Wissens durchaus vernachlässigt werden könne. In diesem Dschungel der Informationen über die Vergangenheit setzen sich unweigerlich die großen Tiere durch. Kleinere oder schwächere Länder haben Schwierigkeiten, wahrgenommen zu werden, und tote Reiche finden selten überhaupt noch Fürsprecher.

Unsere mentalen Landkarten sind daher zwangsläufig verzeichnet. Unsere Hirne können Bilder nur aus den Daten zusammensetzen, die jeweils im Umlauf sind; und die verfügbaren Daten werden von Mächten der Gegenwart geschaffen, von vorherrschenden Moden und der gängigen Meinung. Wenn wir weiterhin andere Gebiete der Vergangenheit vernachlässigen, werden die weißen Flecken in unserem Denken größer, und wir schaufeln immer mehr Wissen in jene Gebiete, die wir schon kennen. Unvollständiges Wissen wird noch unvollständiger, und Unwissen verselbstständigt sich.

Der Trend zur Überspezialisierung bei den Fachleuten macht die Sache nicht besser. Der Tsunami der Informationen in der heutigen, vom Internet dominierten Welt ist übermächtig; die Zahl der Zeitschriften, die gelesen und der neuen Quellen, die herangezogen werden wollen, nimmt exponentiell zu, und viele junge Historiker fühlen sich genötigt, ihre Bemühungen auf minimale Zeitspannen und winzige Territorien zu beschränken. Sie sehen sich gezwungen, in einem obskuren, akademischen Jargon über ihre Arbeit zu sprechen, den sie mit immer kleineren Zirkeln gleichgesinnter Kollegen teilen, und überall hört man zur Verteidigung den Ruf: »Das ist nicht meine Epoche.« Da aber die akademische Diskussion – ja, eigentlich das Wissen selbst – durch Neueinsteiger fortschreitet, die die Methoden und Schlussfolgerungen ihrer Vorgänger hinterfragen, stehen Historiker jeden Alters, die in unerforschtes Gebiet aufbrechen oder großformatige, umfassende Panoramen malen wollen, jetzt vor immer größeren Schwierigkeiten. Mit wenigen – manchmal überaus wertvollen – Ausnahmen bleiben die Fachleute auf den ausgetretenen Pfaden.

In dieser Hinsicht war ich angenehm überrascht, als ich feststellte, dass einer der ganz Großen meiner Jugendzeit diesen Trend schon lange erkannt hatte. Mein eigener Tutor in Oxford, A. J. P. Taylor, durchstreifte weiträumig und furchtlos viele Felder der britischen und europäischen Geschichte und gab uns allen darin ein gutes Beispiel.[8] Aber erst vor Kurzem ist mir klar geworden, dass Taylors großer Rivale Hugh Trevor-Roper das Problem schon mit gewohnter Eleganz definiert hatte:

> Heute »spezialisieren« sich die meisten Historiker. Sie wählen eine Epoche, manchmal eine sehr kurze Zeitspanne, und innerhalb dieser Epoche bemühen sie sich in einem aussichtlosen Kampf mit den ständig wachsenden Quellenbergen, alle Fakten zu kennen. So gerüstet, können sie bequem jeden Amateur niedermachen, der es wagt … in ihr schwer bewachtes Territorium einzufallen. Ihre Welt ist statisch. Sie sind wirtschaftlich autark, haben eine Maginot-Linie und große Vorräte … aber eine Philosophie haben sie nicht. Eine Geschichtsphilosophie ist nämlich mit so engen Grenzen nicht vereinbar. Sie muss auf die Menschheit aller Epochen anwendbar sein. Um sie zu prüfen, muss ein Historiker sich über die Grenzen wagen, auch auf feindliches Terrain; um sie darzulegen, muss er bereit sein, Aufsätze zu Themen zu schreiben, über die er vielleicht nicht gut genug Bescheid weiß, um ganze Bücher zu füllen.[9]

Ich wünschte, ich hätte das früher gelesen. Taylor bewunderte zwar allem Anschein nach Trevor-Ropers *Historical Essays*,[10] aber er legte sie seinen Studenten nicht besonders ans Herz.

Die oben angestellten Beobachtungen sind es vielleicht wert, intensiver betrachtet zu werden, und sei es auch nur, weil die etablierte Geschichtswissenschaft auf ihrer Abhängigkeit von den großen Mächten, von Erzählungen über die Ursprünge der Gegenwart und von übermäßig spezialisierten Themen beharrt. Das daraus entstehende Bild des Lebens in der Vergangenheit ist zwangsläufig unvollständig. In Wirklichkeit ist das Leben weitaus komplizierter; es besteht nicht nur aus Triumphen und Erfolgen, sondern auch aus Scheitern, Beinahezusammenstößen und gut gemeinten Versuchen. Mittelmäßigkeit, nicht ergriffene Gelegenheiten und Fehlstarts gibt es überall, aber sie erregen eben kein Aufsehen. Es stimmt schon, das Panorama der Vergangenheit ist mit Größe gespickt, aber gefüllt ist es hauptsächlich mit kleineren Kräften, kleineren Menschen, kleineren Leben und kleineren Gefühlen. Vor allem aber müssen alle, die Geschichte studieren, ständig an die Vergänglichkeit der Macht erinnert werden, denn Vergänglichkeit ist eines der fundamentalen Charakteristika der *conditio humana* wie der

politischen Ordnung. Früher oder später endet alles. Früher oder später versagt das Herz. Alle Staaten und Nationen, egal wie groß, blühen eine Zeit lang und werden dann ersetzt.

Verschwundene Reiche ist mit dieser nüchternen, aber nicht unbedingt deprimierenden Wahrheit im Hinterkopf entwickelt worden. Verschiedene Fallstudien beschäftigen sich mit Staaten, »die einst groß waren«. In anderen geht es um Reiche, die gar nicht auf Größe aus waren. Manche beschreiben Staatsgebilde, die nie eine Chance hatten. Alle jedoch waren Teil Europas, und alle trugen zu jenem seltsamen Haufen krummen Holzes bei, den wir »europäische Geschichte« nennen.

»Verschwundene Reiche« ist ein Ausdruck, der ähnlich wie »Versunkene Welten« viele Bilder hervorruft. Er erinnert an furchtlose Entdecker, die die Höhen des Himalaja oder die Tiefen des amazonischen Regenwaldes durchstreifen; oder an Archäologen, die sich durch lange verlorene Schichten der Grabungsstätten in Mesopotamien oder im alten Ägypten wühlen.[11] Der Mythos Atlantis ist nie weit weg.[12] Dieses Konzept ist Lesern des Alten Testaments besonders vertraut. Es gab sieben biblische Reiche, so erfahren wir, zwischen dem alten Ägypten und dem Euphrat, und aufopferungsvolle Alttestamentler haben lange und hart an einem zeitlichen und lokalen Rahmen gearbeitet. Man kann über Ziklag, Edom, Zoba, Moab, Gilead, das Land der Philister und Geschur kaum etwas Sicheres sagen.[13] Die meisten Informationen bestehen aus flüchtigen Anspielungen wie etwa: »Abschalom aber floh und ging zu Talmai, dem Sohn des Königs Ammihud von Geschur, und David trauerte lange Zeit um seinen Sohn.«[14] Heute haben sich nach Jahrtausenden der Veränderungen und Konflikte zwei der Staaten, die einen Anspruch auf die Nachfolge jener sieben Königreiche erheben, seit Jahrzehnten beinahe ausweglos ineinander verbissen. Einer von ihnen hat trotz seiner erdrückenden Militärmacht keinen echten Frieden schaffen können; der andere, dem fast schon die Luft zum Atmen fehlt, wird vielleicht nie auf die Beine kommen.

Natürlich gehört es zur menschlichen Natur, dass jeder gern denkt, Katastrophen passierten immer nur den anderen. Vor allem Nationen, die früher oder auch jetzt noch über ein Reich herrschten und herrschen, haben Schwierigkeiten anzuerkennen, wie schnell sich die Gegebenheiten ändern. Wir Briten, die wir in der Mitte des 20. Jahrhunderts ein

behütetetes Leben führten und in unserer »Finest Hour«C allen Widrigkeiten zum Trotz standhielten, riskieren heute einen Zustand des Selbstbetrugs, der uns vorspiegelt, unsere Lage sei noch immer so gut, unsere Institutionen unvergleichlich, unser Land irgendwie ewig. Vor allem die Engländer leben in seliger Ahnungslosigkeit darüber, dass die Auflösung des Vereinigten Königreichs schon 1922 begann und sich wahrscheinlich fortsetzen wird; mit komplexen Identitäten sind sie nicht so vertraut wie die Waliser, die Schotten oder die Iren. Wenn daher das Ende kommt, wird es für sie überraschend kommen. Wer ernsthaft an das patriotische Lied »There will always be an England«, glaubt, hat keine Ahnung. Und dabei war es einer der immer noch vernommenen Dichter Englands, der im stillen Schatten des Friedhofs von Stoke Poges seine »Elegy« schrieb und das sichere Ende zusammenfasste, das auf Staaten und Menschen gleichermaßen wartet. Thomas Gray kennt die unserem Wesen eigene Eitelkeit:

The boast of heraldry, the pomp of power,
And all that beauty, all that wealth e'er gave.
Awaits alike th'inevitable hour:
The paths of glory lead but to the grave.

Der Wappen Prahlerei, der Pomp der Macht,
Was je der Reichtum und was Schönheit gab,
Sinkt unerlöslich hin in eine Nacht:
Der Pfad der Ehre führet nur ins Grab.15

Früher oder später kommt der Todesstoß. Seit der Niederlage des Dritten Reiches 1945 sind schon für einige europäische Staaten Nachrufe geschrieben worden: für die Deutsche Demokratische Republik (1990), die Sowjetunion (1991), die Tschechoslowakei (1992) und Jugoslawien (2006). Es werden zweifellos noch mehr werden. Die schwierige Frage dabei ist nur, wer der Nächste sein wird. Angesichts seiner gegenwärtigen Dysfunktionalität könnte Belgien Europas nächster Riesenalk werden, oder vielleicht Italien. Es ist unmöglich, sich da festzulegen. Und niemand kann einigermaßen sicher vorhersagen, ob das jüngste Kind der europäischen Staatenfamilie, die Republik Kosovo, untergehen oder schwimmen wird. Aber jeder, der glaubt, dass das Gesetz der Vergänglichkeit für ihn nicht gilt, lebt in einem *Wolkenkuckucksheim* (ein von Aristophanes geprägtes Wort, das sein Publikum dazu bringen sollte, innezuhalten und nachzudenken).

Vielleicht trägt auch die moderne Erziehung hier eine gewisse Verantwortung. Vor nicht allzu langer Zeit, als alle gebildeten Europäer noch mit einer Mischung aus Evangelien und antiken Texten groß wurden, war ihnen allen die Vorstellung der Sterblichkeit, bei Staaten ebenso wie bei Individuen, nur allzu vertraut. Christliche Gebote wurden zwar weithin missachtet, aber sie sprachen von einem Reich, das »nicht von dieser Welt« war. Die antiken Texte, die angeblich universelle Werte propagierten, waren das Produkt einer hoch geehrten, aber untergegangenen Kultur. Der »Ruhm Griechenlands« und die »Größe Roms«[D] hatten sich Jahrtausende zuvor in Luft aufgelöst; sie erlitten das gleiche Schicksal wie Karthago und Tyros, aber im Denken der Menschen waren sie noch lebendig.

Irgendwie muss meine eigene Ausbildung an der Schule und Universität da noch durchgerutscht sein, bevor der Verfall einsetzte. An der Bolton School lernte ich Latein, fing mit Griechisch an und übernahm meinen Teil an den täglichen Bibellesungen in der Schulaula; meine Geschichts- und Geografielehrer, Bill Brown und Harold Porter, ermunterten ihre Oberstufenschüler dazu, Bücher in fremden Sprachen zu lesen. Während meines Jahres in Frankreich, in Grenoble, saß ich in der Bibliothek und kämpfte mich durch eine ganze Menge Michelet und Lavisse in der Hoffnung, dass irgendetwas hängen bleiben möge. Am Magdalen College wartete ein unvergleichliches Tutoren-Dreigestirn in Gestalt von K. B. McFarlane, A. J. P. Taylor und John Stoye auf mich. In meiner allerersten Tutorenstunde erklärte McFarlane mit einer Stimme, so sanft wie seine Katzen, man solle »nicht alles glauben, was man in Büchern liest«; Taylor sollte mir später empfehlen, die Doktorarbeit zu vergessen und ein richtiges Buch zu schreiben, weil »Doktortitel etwas für zweitklassige Wissenschaftler« seien; seine politischen Ansichten waren seltsam, sein Gehabe gegenüber Schülern onkelhaft, seine Vorlesungen großartig und sein Prosastil köstlich. Stoye, der sich damals mit der Belagerung von Wien beschäftigte, half mir meinen Horizont in Richtung Osten zu erweitern. Als Doktorand in Sussex lernte ich Russisch, nur um dann durch einen langen Aufenthalt in Polen von allen panslawischen Illusionen geheilt zu werden. An der Jagiellonen-Universität in Krakau fand ich mich in der Obhut erfahrener Historiker wie Henryk Batowski und Jozef Gierowski wieder, die sich vor allem damit beschäftigten, die Übergriffe eines totalitären Regimes abzuwehren, und

infolgedessen leidenschaftlich an die Existenz historischer Wahrheit glaubten. Zurück am St Antony’s College in Oxford saß ich solchen Giganten wie William Deakin, Max Hayward und Ronald Hingley zu Füßen, die Geschichte, Politik, Literatur und haarsträubende Kriegsanekdoten miteinander verflochten; mein Doktorvater war der verstorbene Harry Willetts, Fachmann für polnische und russische Philologie und Übersetzer Solschenizins; seine Oberseminare fanden in der Küche seines Hauses am Church Walk statt, wo man aus erster Hand von seiner polnischen Ehefrau Halina erfuhr, was Deportation ins stalinistische Sibirien wirklich bedeutete. Als ich schließlich eine Stelle als Wissenschaftler an der School of Slavonic and Eastern European Studies (SSEES) in London fand, trat ich in den Schatten von Hugh Seton-Watson, eines polyglotten, unglaublich gelehrten Mannes, der auch während des Kalten Krieges nie vergaß, dass Europa aus zwei Hälften besteht. Hugh schrieb eine Rezension meines ersten Buches, anonym, wie es beim *Times Literary Supplement* damals üblich war, und bekannte sich erst etwa zehn Jahre später dazu. Wir alle an der SSEES hatten Mühe, einem Publikum, das in einer offenen Gesellschaft lebte, die Realitäten abgeschotteter Gesellschaften nahezubringen; wir alle hüteten schwache intellektuelle Flammen, die stets zu verlöschen drohten. Und das an sich war eine wichtige Erfahrung.

Heute stehen die Barbaren im Vorgarten. Die meisten Schulkinder sind nie mit Homer oder Vergil in Berührung gekommen; manche erhalten überhaupt keinen religiösen Unterricht, egal in welcher Form; und das Lernen moderner Fremdsprachen ist fast zum Erliegen gekommen. Geschichte selbst muss um einen untergeordneten Platz im Curriculum kämpfen, neben offenbar wichtigeren Fächern wie Wirtschaft oder Informatik, Soziologie oder Media Studies. Materialismus und Konsumgesellschaft geben den Ton an. Junge Leute müssen in einer Welt des falschen Optimismus lernen. Anders als ihre Eltern und Großeltern wachsen sie mit sehr wenig Gespür für das gnadenlose Vergehen der Zeit auf.

Die Aufgabe des Historikers geht daher über die Pflicht hinaus, die allgemeine Erinnerung zu pflegen. Wenn an wenige Ereignisse der Vergangenheit überall und ständig erinnert wird und andere ebenso wichtige Themen dabei unter den Tisch fallen, braucht man entschlossene Kundschafter, die die ausgetretenen Pfade verlassen und

einige der weniger schicken Erinnerungsstätten bewahren. Das ähnelt der Arbeit von Ökologen und Naturschützern, die sich um bedrohte Arten kümmern, und jener, die, indem sie das Schicksal des Dodo und des Dinosauriers untersuchen, ein wahres Bild vom Zustand unseres Planeten wie auch von seinen Perspektiven entwerfen.

Die vorliegende Geschichte einer Auswahl ausgestorbener Reiche habe ich mit eben dieser Neugier erforscht. Der Historiker, der sich auf die Spuren des »Königreichs Strathclyde« oder der »Republik für einen Tag« begibt, ist ebenso aufgeregt wie ein Biologe, der das Versteck des Schneeleoparden oder des Sibirischen Tigers aufspürt. John Keats beschreibt dieses Gefühl so: »Sah Könige, Fürsten, Ritter stehn –/So bleich, wie Tod nur bleich sein kann …«[16]

Das Thema der menschlichen Hybris ist natürlich nicht neu. Es ist älter als die Griechen, die das Wort erfanden und auf der Zeit ihrer größten Macht die schon halb im Wüstensand versunkenen Statuen der ägyptischen Pharaonen entdeckten.

»My name is Ozymandias, King of Kings:
Look on my works, ye Mighty, and despair!«
Nothing beside remains. Round the decay
Of that colossal wreck, boundless and bare
The lone and level sands stretch far away.

Mein Name: Ozymandias, König der Könige!
Schaut auf mein Werk, ihr Mächtigen, und verzweifelt.
Nichts anderes hat überlebt als das.
Rings um den Trümmerbruch
der Riesenstele dehnt sich ohne Maß
die Ebene voller Sand als weites Tuch.[17]

***

Vom ersten Tag an habe ich mich bei der Planung dieses Buches auf zwei Prioritäten konzentriert: den Unterschied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit herauszuarbeiten und die Funktionsweise des historischen Gedächtnisses zu erforschen. Deshalb ist jede Fallstudie dreigeteilt. Teil I jedes Kapitels skizziert eine Region in Europa, wie sie heute aussieht. Teil II erzählt die Geschichte eines »vanished kingdom«, das sich einst in jener Gegend befand. Teil III untersucht, wie sehr dieses »vanished kingdom« in Erinnerung geblieben ist oder vergessen wurde; allzu oft erinnert man sich kaum daran und hat es halb vergessen, oder es ist völlig aus dem Gedächtnis

verschwunden.

Zudem habe ich mir alle Mühe gegeben. Verschwundene Reiche aus den vielen wichtigen Epochen und Regionen der europäischen Geschichte auszuwählen, wie der Umfang des Buches es zuließ. Tolosa zum Beispiel lag im Westen Europas, Litauen und Galizien im Osten. Alt Clud und Éire befanden sich auf den Britischen Inseln, Preußen im Baltikum, Tsernagora auf dem Balkan und Aragon auf der Iberischen Halbinsel und im Mittelmeerraum. Die »fünf, sechs, sieben Königreiche« des Burgund-Kapitels umfassten im Mittelalter sowohl das heutige Frankreich wie auch Teile Deutschlands; bei Savoyen geht es vor allem um die Frühe Neuzeit und um die Verbindung von Frankreich, der Schweiz und Italien; Rosenau und die UdSSR gab es nur im 19. bzw. 20. Jahrhundert.

Natürlich kann man das Thema der Verschwundenen Reiche mit einer begrenzten Anzahl von Beispielen, wie ich sie hier präsentiere, nicht erschöpfend behandeln. Die »Geschichte des halb vergessenen Europa« ist viel komplexer, als jede Auswahl sie darstellen kann. Viele Kandidaten mussten herausfallen, und sei es auch nur als Platzgründen. Eine dieser Studien, »Kernow«, befasst sich mit dem Reich König Marks im nachrömischen Cornwall und schmückt sich mit Gedanken zum Thema des kulturellen Genozids und Auszügen aus dem Werk des kornischen Dichters Norman Davies. Eine andere Untersuchung, »De Grote Appel: Eine kurzlebige holländische Kolonie«, berichtet von New Amsterdam, bevor es zu New York wurde. Eine dritte, »Carnaro: Die Regentschaft des ersten *duce«*, erzählt die außergewöhnliche Geschichte von Gabriele d’Annunzios Machtübernahme in Fiume im Jahr 1919 und schließt mit seinem wunderbaren Gedicht *»La pioggia nel pineto«*, »Regen im Pinienhain«.

Bei all diesen Unternehmungen habe ich natürlich intensiv auf die Werke anderer zurückgegriffen. Kein Historiker kann so gründlich über alle Bereiche und Epochen der europäischen Geschichte Bescheid wissen, und gute Generalisten weiden sich mit Genuss an den Mahlzeiten, die ihre spezialisierten Kollegen ihnen auftischen. Jeder, der unvertrautes Terrain betritt, muss sich mit Karten, Führern und Berichten all jener wappnen, die schon dort waren. In den frühen Phasen meiner Forschungen erhielt ich unglaublich wertvolle Tipps von spezialisierten Kollegen wie dem verstorbenen Rees Davies zum Alten Norden, von David

Abulafia zu Aragon oder von Michał Giedroyć zu Litauen, und fast alle Kapitel haben stark von Spezialuntersuchungen und gelehrten Gesprächen profitiert. Kurz gesagt ist jeder einzelne Abschnitt meiner kleinen Kathedrale aus den Ziegeln, Steinen und Entwürfen anderer Historiker entstanden.

Platons Metapher vom »Staatsschiff« hat mir immer sehr gefallen. Die Vorstellung eines großen Schiffs mit Steuermann, Besatzung und vielen Passagieren, das durch das Meer der Zeit pflügt, spricht mich unwiderstehlich an – ebenso wie die vielen Gedichte, die es feiern: O *navis, referent in mare te novi fluctus! O quid agis? Fortiter occupa portum! Nonne vides ut nudum remigio latus…*[18]

Soll dich wieder, o Schiff, tragen ins Meer die Flut!
O was hast du im Sinn? Standhaft behaupte den
Hafen! Siehest du nicht, wie
Deine Seite von Rudern leer.[E]
Oder aber:

Thou, too, sail on, O Ship of State!
Sail on, O Union, strong and great!
Humanity with all its fears,
With all the hopes of future years,
Is hanging breathless on thy fate![19]

Auch, Du, ziehe weiter, O Staatsschiff,
Du Union, so stark und groß!
Die Menschheit mit all ihrer Furcht, ihrem Leid,
Mit all ihrem Hoffen auf kommende Zeit,
Mit Beben hängt an Deinem Los!

Diese Zeilen des Dichters Henry Wadsworth Longfellow hat Präsident Roosevelt handschriftlich am 20. Januar 1941 an Winston Churchill gesandt. Begleitet waren sie von einer Notiz: »Ich glaube, diese Verse wenden sich an Ihr Volk ebenso wie an uns.«[20]

Eben diese Gedanken kommen einem in den Sinn, wenn man sich den Kopf über »kingdoms that have vanished« zerbricht. Denn die »Staatsschiffe« segeln nicht ewig weiter. Manchmal trotzen sie den Stürmen, manchmal gehen sie unter. Gelegentlich retten sie sich in einen Hafen und werden repariert; bei anderen Gelegenheiten werden sie, irreparabel beschädigt, abgewrackt; oder sie sinken, sie gleiten hinab und finden eine verborgene Ruhestätte unter Krebsen und Fischen.

Das lässt andere Assoziationen hochkommen, solche, bei denen der Historiker zum Strandguträuber und Schatzsucher wird, einem Sammler von Treibgut aller Art, der Wracks hebt, einem Tiefseetaucher, der den Meeresboden absucht, um zu bergen, was verloren war. Dieses Buch fühlt sich wohl

in der Kategorie historischer Bergungsversuche. Es sammelt die Spuren gesunkener Staatsschiffe und lädt den Leser ein, freudig mitzuerleben, wie die angeschlagenen Galeonen zumindest auf dem Papier ihre umgestürzten Masten wieder aufrichten, die Anker lichten, die Segel füllen und in der Dünung des Ozeans erneut auf Kurs gehen.

Norman Davies
Peterhouse und St Antony's
für die deutsche Übersetzung Juni 2013

A Engl.: *The Ascent of Everest.* Deutsch: *Mount Everest. Kampf und Sieg*, Wien 1954. A.d.Ü.

B Dieser Heraklit ist nicht der Naturphilosoph, sondern ein hellenistischer Dichter. Das Gedicht ist in der englischen Fassung von William Johnson Cory ziemlich bekannt. Die hier gewählte Übersetzung ist von Doris Meyer aus ihrem Buch *Inszeniertes Lesevergnügen*, Stuttgart 2005. (A.d.Ü.)

C Rede Churchills 1940, A. d. Ü.

D Aus „To Helen" von E. A. Poe, A. d. Ü.

E Übers. K. F. Preiß, A.d.Ü.

1

Das Tolosanische Reich

Zwischenhalt der Westgoten
(418–507 n. Chr.)



Wegweiser nahe Vouillé

I

Vouillé, früher Vouillé-la-Bataille, ist ein kleines Landstädtchen mit etwa dreitausend Seelen im französischen Département Vienne und *chef-lieu* eines Gemeindeverbandes in der Region Poitou-Charentes. Es liegt an der Route Nationale 149, der alten römischen Straße von Poitiers nach Nantes, und wird von einem hübschen Flüsschen, der Auxance, durchflossen, das zum Atlantik mäandert. Das Dorf kann zwei Kirchen vorweisen, zwei Schulen, einen winzigen Platz, den man durch einen Bogen betritt, einen großen *terrain de pétanques*, schöne Gärten am Wasser, ein Rathaus, eine Handvoll Restaurants, ein bescheidenes Sportstadion, einen hohen Wasserturm, ein denkmalgeschütztes Chateau-Hotel, *Le Périgny*, einen Wochenmarkt am Samstag und keinerlei Berühmtheiten. Allerdings fand hier, wie man vermutet, im frühen 6. Jahrhundert eine Schlacht statt. Eine Gedenkplakette, angebracht vom örtlichen Geschichtsverein im Jahr 2007 zum 1500. Jahrestag, ist so gut versteckt, dass nicht jeder in der Touristeninformation am Dorfplatz genau

sagen kann, wo man sie findet.[1]

In einem dieser köstlichen adjektivischen Schnörkel, die die französische Sprache so schätzt, erfreuen sich die Einwohner von Vouillé des Namens Vouglaisiens oder Vouglaisiennes; die bei Wanderfreunden beliebte Umgebung nennen sie Pays Vouglaisien. Es kann niemanden überraschen, dass sie auf ihren *patrimoine*, das Erbe ihrer Vorfahren, sehr stolz sind. Eine Aussage des Präsidenten des örtlichen Verkehrsvereins aus dem Jahr 1972 findet man auf der Website wie auch auf einem schlichten Denkmal, das am Carrefour de Clovis errichtet wurde. *»L'histoire de la France«, so* heißt es dort nicht ganz unbescheiden, *»commença donc a Vouillé«* (»Die Geschichte Frankreichs begann in Vouillé.«)[2]

II

Am 24. August 410 erreicht der Westgote Alarich endlich das eigentliche Ziel jener vielen Barbarenhäuptlinge, die in das zerfallende Römische Westreich eingefallen waren. Im dritten Anlauf plünderte er Rom:

> Nachdem er die Stadt umzingelt und die Bewohner noch einmal ausgehungert hatte, gelang ihm bei Nacht der Eintritt durch die Porta Salaria … Diesmal war der König nicht in der Stimmung, die Hauptstadt der Welt zu verschonen. Die Plünderungen dauerten zwei oder drei Tage. Den Kirchen wurde ein gewisser Respekt entgegengebracht … [aber] der Palast des Sallust … wurde niedergebrannt; und Grabungen am Aventin, damals ein schickes Adelsviertel, zeigen Spuren der Zerstörung durch Feuer. Man machte reiche Beute und zahllose Gefangene, darunter die Schwester des Kaisers, Galla Placidia.
> Am dritten Tag führte Alarich sein triumphierendes Heer hinaus … und marschierte nach Süden … Sein Ziel war es, nach Afrika überzusetzen, wahrscheinlich, weil er sein Volk in jenem reichen Land ansiedeln wollte … Aber seine Tage waren gezählt. Er starb vor Ende des Jahres in Consentia [Cosenza].[3]

Alarichs Name bedeutete »der Herrscher aller«.
Alarichs Volk, die Westgoten, waren als erster Germanenstamm überhaupt in das Römische Reich eingefallen. Sie stammten ursprünglich aus dem fernen Baltikum, hatten aber schon länger in der aufgegebenen Provinz Dakien (in heutigen Rumänien) als halbsesshafte Ackerbauern gesiedelt, die normalerweise lange in einem fruchtbaren Gebiet blieben, bis sie ins nächste weiterzogen. Und sie waren zum arianischen Christentum bekehrt worden.[A] Von ihren früheren Wohnsitzen vertrieben, suchten sie eine neue Zuflucht, schafften es jedoch nie bis nach

Afrika. Stattdessen verhandelten sie, als sie nach der Plünderung Roms in Süditalien gestrandet waren, mit den Römern über neue Siedlungsplätze im Reich. Ihr Erfolg inspirierte ihre gotischen Verwandten, die sie im tiefsten Osteuropa zurückgelassen hatten. Innerhalb von drei Generationen folgten ihnen ihre Cousins, die Ostgoten, auf dem Weg nach Italien.[4]

Die Westgoten waren kein Stamm im üblichen Sinn, auch herrschen gewisse Zweifel, ob ihr Name etymologisch überhaupt mit dem »Westen« in Verbindung gebracht werden kann. Unterschiedlicher ethnischer Herkunft waren sie allemal, sammelten sich auf Alarichs Wanderzügen um den erfolgreichen Anführer und nahmen den Zusatz »West-« erst an, nachdem sie sich vom Hauptstrom der gotischen Wanderung gelöst hatten.

Alarichs Heldentaten brachen den Bann, durch den sich andere barbarische Häuptlinge hatten zurückhalten lassen. Wie ein byzantinischer Kommentator bemerkte, wurde das Reich nicht durch »Flüsse, Lagunen oder Wälle« geschützt, »sondern durch Angst« – und Angst ist »ein Hindernis, das kein Mensch je überwunden hat, solange er von seiner Unterlegenheit überzeugt war«.[5] Dank Alarich verloren die Barbaren das Gefühl, unterlegen zu sein.

Die spektakulären Riten zu Alarichs Bestattung provozierten Kommentare bei den Zeitgenossen und regen moderne Historiker und Ethnologen zu vielen Spekulationen an:

> Ihre Wildlieit offenbarten die Barbaren beim Leichenbegängnis eines Helden, dessen Mut und Glück sie mit trauervollen Lobpreisungen feierten. Sie zwangen ihre Gefangenen zur Umleitung des Flüsschens Busentinus, das die Mauern von Consentia bespült. Das mit den prächtigen Beutestücken und Trophäen Roms geschmückte Königsgrab wurde im leeren Fluss angelegt, das Wasser anschließend wieder in sein natürliches Bett zurückgelassen und der geheime Ort, an dem Alarichs Gebeine ruhen, durch die grausame Abschlachtung der Gefangenen, die das Werk ausgeführt hatten, für immer verborgen.[6]

Allerdings erreichte »der Herrscher aller« trotz seines unglaublichen Ansehens keines seiner langfristigen Ziele. Er war der ewige Wanderer, der ständig die Gefolgschaft wechselte. Mal war er Roms Verbündeter, mal Roms Feind, mal Roms Zerstörer, mal ein anerkannter Schutzherr des Kaisers und mal der Partner eines Usurpators gewesen.[7]

Zu Alarichs Zeit wurde das Westreich von barbarischen Horden überschwemmt, die aus allen Richtungen über die Reichsgrenzen hinwegzogen. Britannien konnte dem

Ansturm von Pikten aus dem Norden, Schotten aus Hibernien und germanischen Plünderern, die »die sächsische Küste« im Südosten belagerten, nicht mehr standhalten. Das römische Gallien lag im Bann der »Horde der Horden«, die den gefrorenen Rhein im Winter 406/07 überquerte. Kriegerische Rotten der Vandalen, Alanen und Sueben plünderten Aquitanien im Süden und drängten über das Gebirge auf die Iberische Halbinsel. Weitere Horden, darunter die Hunnen, standen schon bereit, um dem Weg der Westgoten durch die Donauprovinzen zu folgen.

Alarichs Nachfolger als Anführer der Westgoten schloss deshalb einen Handel mit dem Römischen Reich. Athaulf – der »edle Wolf« – erklärte sich bereit, Italien zu verlassen und seine barbarischen Verwandten aus Gallien und Spanien zu vertreiben. Seine einzige Bedingung war, dass er wieder den Status des kaiserlichen *foederatus* oder »Verbündeten« erhielt, den Alarich einst innehatte. In der Fassung eines Zeitgenossen, des Historikers Paulus Orosius, ist Athaulfs »Erklärung« eine interessante Lektüre:

»Im vollen Vertrauen auf Tapferkeit und Sieg«, sagte Athaulf, »trachtete ich einst danach, das Antlitz der Welt zu verändern, Roms Namen auszutilgen, auf seinen Trümmern die Herrschaft der Goten zu errichten und mir, gleich Augustus, den unsterblichen Ruhm des Gründers eines neuen Reiches zu erwerben. Wiederholte Erfahrung lehrte mich allmählich, dass … Gesetze wesenüich notwendig sind und dass dem wilden und unbezähmbaren Gemüt der Goten das heilsame Joch der Gesetze und der Zivilregierung unerträglich war … nunmehr hege ich den aufrichtigen Wunsch, die Dankbarkeit kommender Geschlechter möge das Verdienst eines Fremden anerkennen, der sich des Schwertes der Goten nicht bediente, um das Glück des Römischen Reiches zu zerstören, sondern um es wiederherzustellen und zu erhalten.«[8]

Das Jahrzehnt nach Alarichs Tod war voller gewalttätiger Konflikte nicht nur zwischen den Westgoten und ihren Rivalen, sondern auch unter den führenden westgotischen Familien. Athaulf führte sein Volk von Italien nach Südgallien und Spanien, wo sie die Vandalen, Sueben und Alanen angriffen. Gleichzeitig entzündete sich eine schwelende Fehde zwischen Alarichs Dynastie und den rivalisierenden Amalfingern neu. Athaulf, der mit der gefangenen Galla Placidia verheiratet war, wurde 415 in seinem Palast in Barcelona ermordet, zusammen mit ihren gemeinsamen Kindern. Ebenso erging es seinem direkten Nachfolger Sigerich, dem »König für fünf Tage«. Der Mann, der dann an die Spitze kam, ein kühner Krieger und raffinerter Diplomat namens Wallia, gilt manchen als ein illegitimer Sohn Alarichs. Es war Wallia, der den entscheidenden Vertrag

aushandelte, in dem die Westgoten ihren Status als kaiserliche Verbündete bestätigt und dauerhafte Wohnsitze im römischen Aquitanien zugewiesen bekamen.

Das »Tolosanische Reich« trat demnach als ein abhängiger, aber autonomer kaiserlicher Regionalstaat ins Leben. Es umfasste einen von drei Teilen Galliens und wurde von Stammeshäuptlingen regiert, die unter der kaiserlichen *hospitalitas* standen. Auf der Grundlage eines Dekrets des Kaisers Honorius nahmen die Westgoten im Jahr 418 ihre neue Hauptstadt Palladia Tolosa (das heutige Toulouse) in Besitz. Nach Wallia wurden sie für den Rest des Jahrhunderts von fünf Königen regiert: Theoderich I., Thorismund, Theoderich II., Eurich und Alarich II. Theoderich I. und Alarich II. fielen im Kampf. Thorismund und Theoderich II. wurden ermordet. Eurich, der jüngere Bruder Thorismunds und des zweiten Theoderichs, führte das Reich auf den Gipfel seines Reichtums und seiner Macht.[9]

Allem Anschein nach übernahmen die Westgoten die Herrschaft in Aquitanien nach einer langen Zeit der Unruhe, ohne auf ernsthaften Widerstand zu stoßen. Der gallo-römische Adel, der sich einst einem rebellischen gallischen Sonderreich angeschlossen hatte, war nicht gerade für seine Fügsamkeit bekannt. Doch die neuen Herren waren eifrige Nachahmer römischer Ideale, und es gab keine Auflehnung gegen ihre Regierung der harten Hand. Die westgotischen Könige nahmen gern Geiseln und bestraften ungehorsame Untertanen, aber sie schwelgten nicht in sinnloser Gewalt. Römer traten in ihren Dienst, vor allem der General Nepotanius, der Admiral Namatius aus Saintes und Victorius, der *dux super septem civitates*, oder »Gebieter über Septimanien«.[10] Die Westgoten erließen keine eigenen Gesetze für die Galloromer, was auf eine Bereitschaft zur Assimilation schließen lässt; eine neue Einteilung des Landbesitzes ging nicht mit größeren Konfiszierungen einher; und in religiösen Dingen entwickelten sich die arianischen Praktiken des westgotischen Klerus parallel zum gut etablierten Netzwerk römischer Bistümer und Landkirchen. Die Tatsache, dass die Synode von Agde im Jahr 506 auf westgotischem Territorium stattfand, lässt vermuten, dass die Nichtarianer keine Angst um ihre Sicherheit hatten.[11]

Der römischen Stadt Tolosa (Toulouse), auf einer Ebene unterhalb einer alten keltischen Bergfestung entstanden, hatte Kaiser Domitian zu Ehren der Göttin Pallas Athene, der

Schutzpatronin der Künste, den Beinamen Palladia verliehen. Umgeben von einer alten augusteischen Stadtmauer war sie mit Aquädukten, Theatern, Bädern und einem aufwändigen Abwassersystem ausgestattet und lag an der strategisch wichtigen Via Aquitania, die durch Südgallien vom Mittelmeer zum Atlantik führte. Seit dem 4. Jahrhundert war sie ein aktives Zentrum des Christentums im Reich und Bischofssitz. Der hl. Saturninus, einer der ersten Apostel Galliens, war um 257 in Tolosa den Märtyrertod gestorben – er wurde von einem wilden Stier durch die Straßen geschleift. Die Basilika, die seine Reliquien hütete, bildete den Mittelpunkt der Gottesverehrung nach dem vom Konzil von Nizäa definierten Glaubensbekenntnis. Die Hauptkirche der Arianer war die in der Mitte des 5. Jahrhunderts über einem früheren Apollo-Tempel errichtete Nostra Domina Daurata.



Aquitanien konnte damals schon auf eine lange Tradition lebhafter theologischer Debatten zurückblicken. Der hl. Hilarius von Poitiers (um 300–368) war auch als *Malleus Arianorum*, ein früher »Hammer der Arianer«, bekannt. Der hl. Experius († 410), Bischof von Tolosa, bleibt als der

Empfänger eines Briefes von Papst Innozenz I. in Erinnerung, in dem dieser den Kanon der Heiligen Schrift festlegte. Der Priester Vigilantius, der um 400 wirkte, galt dagegen als ein kühner Dissident, der den abergläubischen Heiligen- und Reliquienkult verurteilte. Der hl. Prosper von Aquitanien (um 390–455) war Historiker, Schüler des Augustinus und der erste Fortsetzer der Universalgeschichte des Hieronymuse[12], und der hl. Rusticus von Narbonne († 461) schließlich, ein Vorkämpfer dessen, was später als »Katholizismus« gelten sollte, kämpfte gegen die neue nestorianische Häresie[B] ebenso wie gegen den älteren Arianismus seiner westgotischen Herren.

Sobald die westgotische Herrschaft etabliert war, dehnte sich das Reich stark aus. In fast jedem Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts kamen neue Gebiete dazu. Die Eroberung von Narbo Martius (Narbonne) im Jahr 436 verschaffte einen direkten Zugang zum Mittelmeer. Die ganze Septimania folgte später als ein Geschenk des Römischen Reiches. Nach dem Hunneneinfall Mitte des Jahrhunderts streiften die Westgoten weit im Norden umher, ein gutes Stück über die Loire hinaus, und im Jahr 470 drangen sie in Mittelgallien ein und verleibten sich die Civitas Turonum (Tours) sowie Arvernis (Clermont) ein. Danach brachten sie Arelate (Arles) und Massilia (Marseille) in ihren Besitz und erreichten bei einem systematischen Eroberungsfeldzug auf der Iberischen Halbinsel die Säulen des Herkules (Gibraltar). Von 474 an herrschte Vincentius, ein Römer in westgotischen Diensten, als Statthalter des Königs in Iberien mit dem Titel eines *dux hispaniarum.* Zur Jahrhundertwende kontrollierte man den größten aller Staaten im nachrömischen Westen und galt bereits als Gewinner unter den barbarischen Räubern des Reiches.

Theoderich I. (reg. 419–451) war mit zahlreichen Söhnen und Töchtern gesegnet und setzte sie ein, um ein ausgefeiltes Netzwerk dynastischer Allianzen aufzubauen. Vor allem aber blieb er bei zeitgenössischen Chronisten wie bei späteren Historikern wegen seines kühnen Einsatzes bei der Abwehr von Attilas Hunnen in Erinnerung. Er starb als treuer Verbündeter des kaiserlichen Generals Flavius Aëtius im Juni 451, als er seine Krieger in die blutige Schlacht auf den Katalaunischen Feldern[C] führte, die Gallien vor den furchtbaren Steppenreitem bewahrte.[13] Drei seiner Söhne folgten ihm nacheinander auf dem Thron.

Nach Gibbon hatte Thorismund (reg. 451–453) eine

Schlüsselrolle in der siegreichen Schlacht gespielt, in der sein Vater starb. Seine Truppen hatte er in Reserve auf den nahen Höhen gehalten, bis er schließlich von oben heranjagte und die Hunnen vom Felde trieb. Doch der Sieg brachte ihm wenig, wurde er doch von seinem Bruder Theoderich ermordet, bevor er seine Macht festigen konnte, angeblich weil er drohte, das Bündnis mit Rom aufzukündigen.

Theoderich II. (reg. 453–466) hat die historische Berichterstattung einerseits durch den schönen Namen seiner Ehefrau Königin Pedauco – was »Gänsefuß« bedeutet – bereichert und andererseits durch eine Beschreibung seiner Person aus der Feder eines Augenzeugen, wie es sie sonst für germanische Könige nicht gibt. Der lateinische Autor Sidonius Apollinaris (432–488) war Bischof von Arvernis und damit ein Untertan der Westgoten. In einem seiner erhaltenen Briefe kommt er der Bitte eines Freundes nach und beschreibt den König ausführlich:

Freilich ist es der Mann auch wert, … gekannt zu werden … Sein Körper ist gerade recht, er ist kein Riese von Gestalt, aber doch größer und stattlicher gewachsen als der Durchschnitt. Er hat einen wohlgerundeten Kopf, auf dem sein Lockenhaar von der glatten Stirn zurück auf den Hinterkopf reicht. Der Nacken sitzt nicht schlaff auf den Schultern, sondern steht kraftvoll empor. Buschige Augenbrauen bekrönen die beiden Bogen der Augen. Wenn er aber seine Augenlider senkt, dann reichen die Spitzen der Wimpern fast bis zur Wangenmitte. Ohren und Ohrläppchen werden entsprechend der Sitte seines Volkes von den zurückgekämmten Haaren bedeckt. Die Nase ist edel gekrümmt. Die Lippen sind schmal und werden durch keine Ausdehnung der Mundwinkel vergröbert. Die unterhalb der Nasenlöcher sprossenden Haare werden täglich abgeschnitten … der Bart, wenn er sich in der unteren Gesichtshälfte erhebt, [wird] ständig vom Barbier geschoren … Kinn, Kehle und der nicht fette, sondern kraftstrotzende Hals haben eine milchweiße Haut, die … von jugendlicher Röte übergossen wird; nicht Zorn, sondern ehrfürchtige Scheu bewirken nämlich häufig bei ihm diese Färbung. Die Schultern sind wohlgerundet, die Oberarme muskulös, die Unterarme kräftig, und breit die Hände; der Brustkorb wölbt sich über den zurücktretenden Bauch empor. Zwischen den Rippenbögen unterteilt ein schmales Rückgrat die Rückenpartie. Beide Hüften strotzen vor starken Muskeln. Im gegürteten Leib herrscht Lebenskraft. Fest wie Horn ist der Oberschenkel, der von Gelenk zu Gelenk voll männlicher Kraft erscheint. Seine Knie sind völlig frei von Falten und voller Schönheit. Die Unterschenkel stützen sich auf feste Waden, aber die Füße, die so mächtige Gliedmaßen tragen, sind dennoch zart.

… Vor Tagesbeginn sucht er mit einem ganz kleinen Gefolge die Gemeinschaft seiner Priester auf und betet mit großem Ernst … freilich … mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung … Der Rest des Morgens wird durch die Sorge um die Verwaltung des Reiches bestimmt. Neben dem Thronsessel steht der oberste Waffenträger. Die Schar der in Pelze gekleideten Gefolgsleute … bleibt … aus der unmittelbaren Umgebung verbannt … Unterdessen werden die Gesandten fremder Völker vorgelassen. Der König hört meistens zu, antwortet aber nur wenig … Wenn [eine Sache] rasch besorgt werden soll, treibt er dazu an. Die zweite Stunde ist da. Er erhebt sich vom Thron und hat nun Zeit, seine Schätze oder die Stallungen zu besichtigen.

Der Bischof, eindeutig ein Bewunderer, kommt nun richtig in Fahrt:

Auf der Jagd hält er es für unter seiner königlichen Würde, sich den Bogen umzuhängen. Wenn er … auf einen Vogel oder ein wildes Tier trifft, lässt er sich vom nachfolgenden Diener den Bogen reichen, dessen Saite oder Sehne lose herabhängt … Er fordert Dich vorher auf, das Ziel zu nennen. Du wählst aus, was er treffen soll, und was Du ausgewählt hast, trifft er. Und wenn schon einmal einer von beiden sich irrt, so irrt weniger oft der Schuss des Jägers als der Blick dessen, der das Ziel bestimmt hat.
Wenn man ihm zum Gastmahl folgt, das außer an Festtagen gerade so wie das eines privaten Hauses ist, dann gibt es hier keinen glanzlosen Haufen von verfärbtem altem Silber, den der keuchende Diener auf sich biegenden Tischen auftürmt. Das meiste Gewicht hat das Gespräch, da man bei dieser Gelegenheit entweder nichts oder aber Ernsthaftes redet. Die bequemen Sitzmöbel mit ihrem faltenreichen Überhang sind bald purpurfarben drapiert, bald mit weißem Linnen bespannt; die Speisen begeistern wegen der kunstvollen Art ihrer Zubereitung und nicht deswegen, weil sie an sich so wertvoll wären … Mit einem Wort, man sieht dort griechische Eleganz, gallische Überfülle und italische Spritzigkeit… und königliches Maßhalten … Nach dem Mahle fällt der Mittagsschlaf entweder ganz aus oder ist nur kurz. Zu den Stunden, in denen der König spielen möchte, greift er rasch zu den Würfeln. Er betrachtet sie genau, dreht sie gekonnt, wirft sofort, redet ihnen im Spaß gut zu und wartet geduldig. Bei guten Würfen schweigt er, bei schlechten lacht er … in jedem Fall zeigt er Gleichmut … Manchmal freilich, wenn auch selten, treten beim Abendmahl Schauspieler auf, doch so, dass kein Tischgenosse durch gallige und bissige Bemerkungen beleidigt wird. Man lässt dort weder Wasserorgeln erklingen noch einen Dirigenten ein Chorstück mit lauter Orchesterbegleitung zur Aufführung bringen. Dort macht kein Lautenspieler Musik, kein Flötenbläser, kein Tamburinmädchen und keine Gitarristin, da der König allein jener Musik zugetan ist, durch die Kraft in die Seele und Wohlklang ins Ohr dringen. Wenn er sich von der Tafel erhoben hat, zieht die Wache zuerst beim Schatzgewölbe auf … es [ist] an der Zeit, dass mein Griffel ein Ende finde, weil Du bloß über die Art und Persönlichkeit des Mannes erfahren wolltest, während ich beabsichtige, kein Geschichtswerk, sondern einen Brief zu schreiben. Lebewohl.[14]

Die Herrschaft Theoderichs II. litt unter den Wechselfällen der Reichspolitik. Im Jahr 455 besuchte Eparchius Avitus, der neu ernannte römische Befehlshaber in Gallien, Tolosa. Während seines Aufenthalts kam die Nachricht, dass Rom zum zweiten Mal geplündert worden sei, diesmal von den Vandalen, und Theoderich nutzte die Gelegenheit, um Avitus zum Kaiser auszurufen. Dann drang er zum ersten Mal auf die Iberische Halbinsel vor und rechtfertigte seine Eroberungen als Rückgewinnung von Reichsland. Seine Ansprüche überzeugten den nächsten Kaiser, Majorian, der von Gibbon als »ein großer und heldenhafter Charakter« beschrieben wird, überhaupt nicht, und wenigstens kurzfristig setzte er mit großer Energie in Gallien wieder die Reichsherrschaft durch.

Theoderichs jüngerer Bruder Eurich (reg. 466–484) ergriff die Macht inmitten militärischer Konflikte, nicht nur

zwischen Westgoten und Reichstruppen, sondern auch zwischen verschiedenen westgotischen Parteien. Er tötete seinen Bruder, schlug einen tobenden keltischen Kriegherrn namens Riothamus, zog wieder über die Pyrenäen und siedelte eine Einheit ostgotischer Söldner aus römischen Diensten auf seinem Territorium an. Als Gesetzgeber wie auch als oberster Krieger erwies er sich als die vielseitigste Persönlichkeit seiner Familie: Obwohl er Latein konnte, sprach er zumeist mit Hilfe eines Dolmetschers Gotisch mit ausländischen Gesandten. Die arianischen Gottesdienste in seiner königlichen Kapelle wurden ebenfalls in gotischer Sprache gehalten. Allmählich dehnte er seine Herrschaft über die ganze Iberische Halbinsel aus. Der *Codex Euricianus* von 471 war der erste Versuch einer schriftlichen Zusammenfassung germanischer Gewohnheitsrechte in der nachrömischen Welt.[15] Das war ein Zeichen politischer Reife. Im Jahr 476 überredete Eurich den vorletzten Kaiser des Westens, Julius Nepos, die nur noch nominelle römische Oberherrschaft über das Territorium der Westgoten aufzugeben. Bereits vor seinem Tode war das Römische Reich im Westen völlig in sich zusammengebrochen. Das Tolosanische Reich blieb verwaist als souveräner Staat zurück.

Die Forschung hat die Entwicklung des westgotischen Königtums im 5. Jahrhundert genau nachgezeichnet. In der ersten Phase gab es vor allem die Tendenz, alle Formen römischer Rechtspraxis und lateinischer Titel nachzuahmen. In der mittleren Phase sahen die *Reges Gothorum* sich schon als etwas Besseres, nicht mehr nur als reine *foederati*. Und in der letzten Phase, als Nachfolger des Reiches, agierten sie auf Augenhöhe mit dem Kaiser. Während eben dieser Entwicklung verlor die Oberschicht der westgotischen Gesellschaft, die *optimates*, über die Jahrzehnte hinweg allmählich an Einfluss. In der germanischen Tradition waren alle Krieger gleich gewesen – die nachrömische Monarchie dagegen betonte die Hierarchie und die Königswürde.[16]

Der fränkische Chronist Gregor von Tours (534–594) hat Eurich das Etikett eines Katholikenverfolgers angehängt, aber diese Unterstellung ist ungerecht. Ein paar unliebsame Geistliche wie Bischof Quinctianus von Civitas Rutenorum (Rodez) wurden ins Exil geschickt, aber es geschah nichts, was an die brutalen Verfolgungen heranreichte, die die arianischen Vandalen in Nordafrika in Gang setzten.[17]

Kurz nach dem Tod Eurichs und des letzten westlichen

Kaisers Romulus Augustulus akzeptierte der Ostgote Theoderich, der sich auch Flavius Theodoricus nannte, den byzantinischen Befehl, auf Italien zu marschieren und das Kaisertum wiederherzustellen. Im Jahr 488 überquerte er deshalb die Alpen mit einem riesigen Heer, zerstreute die Verteidiger der nachrömischen Ordnung in alle Winde und tötete ihren Anführer Odoaker nach einer dreijährigen Belagerung Ravennas eigenhändig. Mit Hilfe seiner westgotischen Verwandten überrannte er dann die italienische Halbinsel von einem Ende bis zum anderen und nahm den Titel eines »Vizekaisers« an. Gestützt auf die militärische und kulturelle Macht von Byzanz und deren große Kriegsmarine, drohte sein ostgotisches Königreich mit der Hauptstadt Ravenna bald seine Nachbarn und Rivalen zu überragen. Neben dem westgotischen Tolosanischen Reich grenzte es an das (zweite) Reich der Burgunder, das gerade im Rhônetal entstanden war (siehe S. 119.).[18]

Eurichs Sohn Alarich II., der als Junge im Jahr 484 den Thron bestiegen hatte, war der Achte in der Königslinie. Er verwandte viel Energie darauf, Nachbarn und Untertanen gleichermaßen für sich zu gewinnen. Seine größte Leistung bestand in der Vorbereitung des berühmten *Breviarum Alarici*, einer überaus gelungenen Kompilation des römischen Rechts. Dieses Werk, das Gesetze nicht nur sammelte, sondern auch auslegte, wurde von einem Komitee aus Adligen und Geistlichen gebilligt, bevor es 506 in Kraft trat. Es sollte zu einem Standardtext im ganzen nachrömischen Gallien bis ins 11. Jahrhundert hinein werden.[19] Darüber hinaus umwarb Alarich die Ostgoten. Er heiratete Theoderichs Tochter und zeugte mit ihr einen kleinen Sohn, was die Aussicht auf ein riesiges pangotisches Bündnis eröffnete.

Dann allerdings tauchte Alarichs Nemesis in Gestalt Chlodwigs auf, des Königs der germanischen Franken, der seit den 480er-Jahren begonnen hatte, sein Reich vom Rheinland aus nach Gallien hinein auszudehnen und schon fleißig dabei war, die Burgunder zu schwächen. Chlodwig war ein frisch bekehrter Katholik mit grenzenlosem Ehrgeiz und der Herrscher, der sich von einer Vereinigung der Goten wohl am stärksten bedroht fühlte.[20] Im Jahr 497 hatte er sich mit den Bretonen – von den Angelsachsen aus Britannien vertriebene Briten, die sich in der späteren »Bretagne« niederließen (A.d.Ü.) – an der Westküste Aquitaniens zusammengeschlossen, wo die Hafenstadt Burdigala

(Bordeaux) kurz besetzt wurde. Kurz darauf feierte er einen überwältigenden Sieg über seine östlichen Nachbarn, die Alemannen, und konnte sich jetzt mit voller Aufmerksamkeit dem Süden zuwenden. Alarichs Instinkt sagte ihm, dass er einer Konfrontation aus dem Weg gehen sollte. Einmal hatte er einen fränkischen Flüchtling namens Syagrius ausgeliefert, der es gewagt hatte, Chlodwig herauszufordern. Gregor von Tours berichtet, dass der Westgote darauf bestand, nach Ambaciensis (Amboise) zu reisen, wo er Chlodwig zu einem Gespräch auf einer Loire-Insel traf:

Igitur Alaricus rex Gothorum cum viderit, Chlodovechum regem gentes assiduae debellare, legatus ad eum dirigit, dicens: »Si frater meus vellit, insederat animo, ut nos Deo propitio pariter videremus…«

Als nun Alarich der Gotenkönig sah, dass König Chlodwig ohne Unterlass die Völker bekriegte und sich unterwarf, schickte er Gesandte an ihn und sprach: »Wenn es meinem Bruder beliebt, so wäre es der Wunsch meines Herzens, dass wir uns einmal sehen, so Gott will.« Chlodwig aber wies dies nicht zurück und kam zu ihm. Sie … sprachen, aßen und tranken miteinander … und schieden dann in Frieden.[21]

Wie sich herausstellte, ließ Chlodwig sich nicht so leicht besänftigen. Er war seit Kurzem durch Eheschließung mit den Burgundern liiert und außerdem mit dem byzantinischen Kaiser verbündet, der ihm den Titel eines Reichskonsuls übertragen hatte, und er wollte seinen Rivalen zuvorkommen. Gemeinsam beschloss man einen Feldzug ins Reich der Westgoten. Die Byzantiner sollten vor der Südküste patrouillieren, die Franken von Norden her einmarschieren. Ein Verhandlungsangebot des Ostgoten Theoderich wurde abgelehnt. Im Frühling des Jahres 507 erstrahlte ein »lodernder Meteor« am Nachthimmel:

Igitur Chlodovechus rex ait suis: »Valde molestum fero, quod hi Ariani partem teneant Galliarum …«

König Chlodwig sprach daher so zu seinen Kriegern: »Es schmerzt mich, dass diese Arianer einen so großen Teil Galliens besitzen. Lasst uns mit Gottes Hilfe einmarschieren und lasst sie unsere Macht spüren …« So zog das Heer weg [von Tours] in Richtung Poitiers … Als die Franken den Fluss Vigenna [die Vienne] erreichten, der durch Regen angeschwollen war, wussten sie nicht, wie sie übersetzen sollten, bis eine riesige Hirschkuh erschien und ihnen eine Furt durch den Fluss zeigte … Als der König sein Zelt auf einem Hügel nahe Poitiers aufschlug, sah er Rauch von der Kirche St. Hilaire aufsteigen und nahm dies als ein Zeichen, dass er über die Häretiker triumphieren werde. Es war alles für die schicksalhafte Schlacht vorbereitet: So griff Chlodwig Alarich den Gotenkönig auf der Ebene von Vouillé *[in campo Vogladense]* an, drei Wegstunden von der Stadt entfernt. Wie es ihr Brauch war, täuschten die Goten eine Flucht vor. Doch Chlodwig tötete Alarich von eigener Hand und entkam selbst [einem Hinterhalt]

dank der Stärke seines Brustpanzers und der Schnelligkeit seines Pferdes.[22]

Das Ergebnis war also eindeutig (und die Vouglaisiens haben hier einen positiven Beweis für die Herkunft ihres Namens). Binnen weniger Stunden war die Macht der Westgoten in Gallien gebrochen. Und die Franken machten weiter Druck: Manche von ihnen ritten über das Zentralmassiv, um Landstriche bis hin zur Grenze Burgunds zu erobern. Chlodwig marschierte nach Burdigala, wo er überwinterte, bevor er im folgenden Frühling Tolosa plünderte. Ein Rest von Alarichs Heer leistete noch in Narbonne Widerstand, die meisten Westgoten jedoch zogen sich hinter die Pyrenäen zurück. Das gallische Kernland ihres Königreiches hatten sie aufgegeben. Von dieser Zeit an herrschten die Westgoten nur noch auf der Iberischen Halbinsel, wo sie ihre Macht bis zur Ankunft der Mauren zwei Jahrhunderte später bewahren konnten.

Für den fränkischen Sieg gibt es die verschiedensten Erklärungen. Die Version der Sieger, die Gregor von Tours verbreitete, betonte die helfende Hand eines katholischen Gottes. Selbst Edward Gibbon hob die Bedeutung der Religion hervor und schrieb dem gallo-römischen Adel fantasievoll die Rolle einer katholischen fünften Kolonne zu. Seine Interpretation wird heute angezweifelt.[23] Auf sichererem Grund bewegt er sich dagegen, wenn er vom unbeständigen Kriegsglück schreibt: »So beschaffen ist die Macht der Fortuna – wollten wir weiterhin unser Nichtwissen unter diesem populären Namen verbergen –«, so Gibbon hochtrabend, »dass es fast genauso schwierig ist, die Kriegsereignisse vorherzusehen wie ihre Folgen zu erklären.«[24]

Über ein Jahrzehnt lang verfolgte der Ostgote Theoderich seine pangotischen Träume. Er war der Vormund von Amalrich, junger Erbe Alarichs II., sein Enkel, und der nominelle Herrscher eines, wie man hoffte, gerade entstehenden »Reiches«, das sich von den Alpen bis zum Atlantik erstrecken würde. Doch die Säulen seiner eigenen Macht bröckelten. Er konnte die Ordnung in Italien nicht aufrechterhalten, geschweige denn die Franken in Gallien herausfordern oder den Westgoten in Spanien helfen. Die römischen Kaiser in Konstantinopel nutzten die günstige Gelegenheit zu einer weiteren strategischen Offensive. Kurz nach Theoderichs Tod im Jahr 526 startete Kaiser Justinian einen Zug in den Westen.[25] Für den Rest des 6. Jahrhunderts

setzten sich kaiserliche Soldaten in Italien fest, während Alarichs Nachfolger ihre Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel festigten und die Nachfolger des Franken Chlodwig die mühsame Aufgabe antraten, Gallien in das Frankenreich und das Frankenreich in Frankreich zu verwandeln.

III

Obwohl das westgotische Tolosanische Reich neunundachtzig Jahre lang große Gebiete beherrschte, gibt es nur minimale greifbare Belege für seine Existenz. Archäologische Grabungen haben kaum etwas zutage gefördert.[26] Ein Gold-*solidus* Alarichs II. ist erhalten geblieben, die meisten Münzen aus dem westgotischen Tolosa dagegen sind reichsrömische Prägungen. Hunderte Marmorsarkophage aus der Zeit tragen keine Erkennungsmerkmale. Fast alles, was wir wissen, entstammt fragmentarisch erhaltenen Schriftquellen. Selbst das Schlachtfeld der Auseinandersetzung mit Chlodwig ist nicht ganz sicher zu orten. Eine Gruppe von Altertumswissenschaftlern setzt Gregors *campus Vogladensis* mit Vouillé gleich, eine andere beharrt darauf, dass das in der Nähe liegende Dorf Voulon gemeint sei.[27] Die Westgoten kommen in den weitgefächerten Übersichten über das historische Erbe von Toulouse und Aquitanien praktisch nicht vor.[28] Erst vor einiger Zeit ist eine umfassende Bibliografie zusammengestellt worden, die den Forschern hilft, das Puzzle zusammenzusetzen.[29]

Die Kirche Nostra Domina Daurata – Notre-Dame de la Daurade –, deren Ursprünge mit den Westgoten in Verbindung gebracht werden, wurde 1761 total zerstört, um Platz für den Bau von Flussquais zu schaffen. Sie hatte einst den Schrein einer Schwarzen Madonna beherbergt. Das ursprüngliche Gnadenbild wurde schon im 15. Jahrhundert gestohlen, die erste Ersatzfigur verbrannten die Revolutionäre 1799. Überlebt haben Drucke einer frühmittelalterlichen achteckigen Kapelle mit Marmorsäulen und goldenen Mosaiken. Die heutige Basilika ist wie die Kathedrale des hl. Saturninus (Saint Sernin) ganz und gar aus moderner Zeit.[30]

Glücklicherweise sind die Karten und die Museen nicht völlig leer. Eine Häufung von Ortsnamen mit der Endung -

ens, wie etwa Douzens, Pezens und Sauzens, alle im Département de l'Aude, soll westgotische Wurzeln verraten. Das Dorf Dieupentale (Tarn-et-Garonne) weist den einzigen Namen rein westgotischer Herkunft auf: *diup* bedeutet »tief« und *dal* »Tal«. Auch bestimmte schlichte Bronzewaren, Adlerfibeln und Glaswaren werden aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit Funden in den früheren Donauprovinzen Roms den Westgoten zugeordnet. Und auf der Straße zwischen Narbonne und Carcassonne fährt man am beeindruckenden Walrücken der Montagne d'Alaric entlang. Lokale Quellen erklären den Namen als Erinnerung an Befestigungen aus der Zeit Athaulfs und an einen hartnäckigen Mythos um die letzte Ruhestätte Alarichs II. Auf dem Berg finden sich die Ruinen eines mittelalterlichen Klosters, St. Pierre d'Alaric, und am Nordhang eine anerkannte Weinlage mit Qualitätsweinen des AOC Corbières.[31]

Die schlagendsten Hinweise einer westgotischen Vergangenheit tauchen heute ganz unerwartet in wilden Legenden auf, in historischen Erzählungen und vor allem in einem kleinen Dorf tief in den Ausläufern der Pyrenäen. Rennes-le-Château ist ein von einer Mauer umgebener Weiler auf der Spitze eines Hügels im Pays de Razès; er besteht aus vielleicht zwanzig Häusern, einer Kirche und einer mittelalterlichen Burg. Man hat von dort, unterhalb des »Heiligen Berges« Pic de Bugarach, Ausgangspunkt von Jules Vernes *Reise zum Mittelpunkt der Erde*, einen bezaubernden Blick über das Val des Couleurs. Dieser Weiler, der sich an der Stätte der antiken Stadt Rhedae befinden soll, erlangte im 19. Jahrhundert eine gewisse Bekanntheit, weil man ihn mit der unüberwindlichen Festung der Westgoten nach ihrer Vertreibung aus dem nicht allzu fernen Tolosa gleichsetzte. Die Steinpfeiler der Pfarrkirche sollten westgotischen Ursprungs sein, und sagenhafte Gerüchte über vergrabene Schätze waren im Umlauf.[32]

Im Jahr 1885 übernahm der außergewöhnliche, um nicht zu sagen berüchtigte Pfarrer Bérenger Saunière (1852–1917) die Gemeinde. Zusammen mit seinem Nachbarn und Kollegen, dem Abbé Boudet aus dem nahen Rennes-les-Bains, Autor eines bizarren Bandes über alte keltische Sprachen,[33] dilettierte Saunière sowohl in Geschichte wie auch in den okkulten Wissenschaften. Bei der Renovierung seiner Kirche fand er angeblich drei in einem westgotischen Pfeiler versteckte Pergamente mit codierten Botschaften. Kurz

darauf protzte er mit einem Reichtum, dessen Herkunft er nicht erklärte; die prächtige Villa und der pseudomittelalterliche Bibliotheksturm, die er bauen ließ, sind noch heute zu bewundern. Seine Beichte auf dem Totenbett schockierte seinen Beichtvater so sehr, dass er dem Geistlichen die letzte Ölung verweigerte. Dessen liebstes Motto war angeblich ein Balzac-Zitat: *»Il y a deux histoires: l'histoire officielle, menteuse, et l'histoire secrète, où sont les véritables causes des événements«* (»Es gibt zwei Arten von Geschichte: die verlogene offizielle und die geheime, in der man die wahren Ursachen der Ereignisse finden kann«).[34]

Man muss fairerweise sagen, dass die Westgoten nur eines der vielen Elemente in dem fantastischen Potpourri von Geschichten sind, die seit Saunières Tod kursieren. Sie befinden sich in der Gesellschaft der Katharer, Templer, Rosenkreuzer, der schattenhaften *Prieuré de Sion* und des Heiligen Grals höchstselbst. Dan Browns *Sakrileg* ist nur eines von einem Dutzend Bücher, die sich dieser modernen Legende bedienen.[35] Je nach Geschmack ist der geheime Schatz von Rhedae als der »Schmuck der Westgoten« beschrieben worden, der angeblich aus Rom oder aus Tolosa stammte, oder als der »Hort von Jerusalem«, den die Westgoten aus Byzanz mitgebracht hätten. Die Verbindung zur sogenannten »Blutlinie Christi« hängt an noch weiter hergeholten Annahmen, vor allem an der Vorstellung, dass Maria Magdalena nach Südgallien gereist sei und ihre Nachkommen in westgotische Familien eingeheiratet hätten.

Und dennoch ist die moderne französische Nation trotz aller Bemühungen der Vouglaisiens und der Rennains – nicht zu verwechseln mit den Rennois aus Rennes-les-Bains – mit den Westgoten nie richtig warm geworden. In Spanien ist ihre Präsenz viel stärker zu spüren als in dem Land, in dem ihre Existenz als Staat begann. Und das war auch so zu erwarten. Nach dem Rückzug aus Aquitanien setzten sich die Westgoten als beherrschendes Element auf der Iberischen Halbinsel fest. Ihr zweites Reich, das Königreich von Toledo, hatte doppelt so lange Bestand wie das von Tolosa und ist tief im modernen spanischen Bewusstsein verankert.[36] Die westgotischen Könige einschheßlich der Herrscher von Tolosa werden in Madrid mit Statuen geehrt,[D] nicht aber in Toulouse.

Man muss deshalb die Fantasie spielen lassen, um die verlorene westgotische Kultur der aquitanischen Zeit

zurückzuholen. Es wäre zum Beispiel möglich, sich von den bekannten Realien des westgotischen Spaniens aus in der Zeit zurückzuarbeiten. Schließlich dominierten die religiösen und künstlerischen Praktiken, die die Westgoten wohl aus Aquitanien mitgebracht hatten, in Teilen der Iberischen Halbinsel bis ins späte 6. Jahrhundert; die gotische Sprache, die Sidonius in Tolosa hörte, hielt sich in Toledo bis zum 7. Jahrhundert; und die politische Kultur der Westgoten, wie sie Eurich als Erster definierte, entwickelte sich bis ins 8. Jahrhundert hinein weiter. Natürlich muss man sehr vorsichtig vorgehen. Nicht alle Dinge, die das westgotische Etikett tragen, wie etwa der westgotische Kirchengesang oder die westgotische Schrift, stammen wirklich von den Westgoten. Und der iberische Kulturboden, in den die westgotischen Bräuche hineinverpflanzt wurden, war zwar ähnlich romanisiert, aber dennoch nicht mit dem des gallischen Aquitanien identisch.

Dennoch gibt es verschiedene Hinweise, bei denen man ansetzen könnte. In der Kirchenarchitektur könnte die ausgesuchte Schlichtheit der westgotischen Kirche San Pedro de la Nava in Zamora durchaus Parallelen im nachrömischen Gallien gehabt haben. Ihre erhaltenen Hufeisenrundbögen und Tunnelgewölbe waren eindeutig von einer früheren Tradition inspiriert. Der Symbolismus und Stil der westgotischen Kirchenkunst hatte byzantinische Wurzeln und fand ganz sicher auch in Tolosa seinen Ausdruck. Der Einfluss der gotischen Sprache auf die einheimische Bevölkerung war zwar begrenzt, aber sicher auf beiden Seiten der Pyrenäen ziemlich ähnlich. Worte wie *suppa* (Suppe) oder *bank* (Bank) gehören zu der langen Liste von Germanismen, die die neulateinischen Mundarten übernommen haben.[37] Und da in der Kindheit gelernte Gebete am besten sitzen, können wir mit einiger Berechtigung davon ausgehen, dass die gotische Form des Vaterunsers, wie sie auf jeder Etappe der Reise der Westgoten von der Donau bis an den Douro rezitiert wurde, auch in Nostra Domina Daurata fromm gebetet wurde:

Atta unsar þu in himinam
weihnai namo þein
qimai þiudinassus þeins
wairþai wilja þeins
swe in himina jah ana airþai.
Hlaif unsarana þana sinteinan gif uns
himma daga
jah aflet uns þatei skulans sijaima

Vater unser im Himmel,
geheiligt werde Dein Name.
Dein Reich komme,
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns
heute,
Und vergib uns unsere Schuld,

swa swe jah weis afletam þaim skulam unsaraim
jah ni briggais uns in fraistubnjai,
ak lausei uns af þamma ubilin.
Unte þeina ist þiudangardi jah mahts
jah wulþus in aiwins.

Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.[38]

***

Das Schicksal des Tolosanischen Reiches provoziert natürlich auch zum Nachdenken über »kontrafaktische Geschichte«. Was wäre, wenn die Westgoten Chlodwig geschlagen hätten? Die Möglichkeit dazu bestand durchaus, und sie eröffnet Ausblicke auf eine nicht realisierte Zukunft. Kurz vor der Schlacht von Vouillé kontrollierten die Franken vielleicht ein Drittel des nachrömischen Gallien. Die Westgoten, arianische Christen, stiegen zu den Herren der Iberischen Halbinsel und Südgalliens auf und waren mit den Ostgoten in Italien verbandelt. Der Bischof von Rom nahm keine herausgehobene Position unter den fünf Patriarchen der Christenheit ein, und der weitaus größte Teil Europas war nach wie vor heidnisch. Wenn Alarich II. Chlodwig abgewehrt hätte, wäre die Vorstellung eines Westeuropa unter pangotischer Hegemonie durchaus realistisch gewesen, während sich eine geschwächte römische Kirche vor dem doppelten Ansturm des Arianismus und der byzantinischen Orthodoxie hätte zurückziehen müssen. In diesem Fall hätte es Frankreich wohl nie gegeben, oder es hätte sich vielleicht anderswo oder auf andere Art entwickelt. Die zukünftige Macht des Papstums, die die Franken fördern sollten, wäre vielleicht nie zustande gekommen. Nichts ist unausweichlich. Nichts ist hundertprozentig vorhersagbar.

Doch man sollte den vielen Altemativszenarien, die es zu jeder geschichtlichen Epoche gibt, nicht zu viel Aufmerksamkeit widmen: Die Vergangenheit ist kein Brettspiel, das man wiederholen kann, so oft man will. Was passiert ist, ist passiert. Was nicht, nicht. Der Franke Chlodwig tötete den Westgoten Alarich und die Franken trieben die Westgoten aus dem Land, nicht umgekehrt. Deshalb ist es nicht unlogisch, wenn man behauptet, dass »die Geschichte Frankreichs in Vouillé begann«.

Die Geschichte der »nachrömischen Dämmerung« ist auch so schon kompliziert genug: Historiker müssen die Unterschiedlichkeit der »Barbaren« ebenso berücksichtigen wie die überaus multikulturelle und multiethnische Vermischung mit der vorhandenen Bevölkerung. In diesem Zusammenspiel ergaben sich immer wieder unerwartete

Wendungen und Kapriolen. Und vor allem: Der Zeitraum war gewaltig. Die Spanne zwischen dem Zusammenbruch des römischen Westreichs im Jahr 476 und dem Auftauchen erkennbarer moderner Staaten wie Frankreich oder England umfasst mindestens 500 Jahre. Die nachrömische Dämmerung hielt sich doppelt so lange wie das Westreich selbst.

In dieser Hinsicht dient das Beispiel der Westgoten als eine Fallstudie für das »barbarische Europa« als Ganzes. Ihr Aufenthalt in Aquitanien war nur eine Zwischenstation auf einem sehr langen Weg. Wie ihre Verwandten, die Ostgoten und die Langobarden, und ihre zeitweiligen burgundischen Nachbarn gehörten sie einer ethnischen und sprachlichen Untergruppe an, die heute völlig ausgestorben ist. Ihre Bräuche und ihre Sprache standen dem Fränkischen sehr fern. (Dieses bildet den Ursprung des Niederländischen und Flämischen, und mit seiner Hilfe wurde aus dem gallo-römischen Latein das Altfranzösische.) Höchstwahrscheinlich konnte sich Alarich II. in Amboise gar nicht mit Chlodwig unterhalten, ohne auf das Lateinische oder einen Dolmetscher zurückzugreifen. Mehr noch, die Westgoten trafen unterwegs viele andere »Barbaren«, die zweifellos ihre Sprache, ihre Kultur und ihren Genpool »kontaminierten«. Unter ihnen waren ostgermanische Vandalen, mittelgermanische Sueben oder »Schwaben«, das Turkvolk der Hunnen und die Alanen, die wie die heutigen Osseten aus dem Iran stammten.[39]

Das Gedächtnis spielt den Menschen so manchen Streich. Einen davon könnte man vielleicht die »perspektivische Verkürzung der Zeit« nennen. Wenn die Europäer heute auf die Vergangenheit zurückblicken, sehen sie die moderne Geschichte im Vordergrund, die mittelalterliche Geschichte in mittlerer Entfernung und das nachrömische Halbdunkel als einen schwach erkennbaren Streifen am fernen Horizont. Gestalten wie Alarich oder Chlodwig bleiben weit entfernte, konturlose Punkte, bis sie aus ihrem historischen Umfeld herausgenommen, vergrößert, herausgeputzt und umschwärmt werden, weil es der Politik späterer Tage oder dem Nationalstolz gerade förderlich ist. An Chlodwig I., König der Franken, den Sieger von Vouillé, erinnert ein prächtiges Grab in der Pariser Abtei St. Denis. Alarich II., den Chlodwig tötete, hatte über ein größeres Reich geherrscht als dieser. Und doch besitzt er kein bekanntes Grab, kein modernes Denkmal.

Die historische Erinnerung ist alles andere als unparteiisch. Die Westgoten müssen das gewusst haben. In ihrer ganzen Weisheit begruben sie ihre Anführer auf althergebrachte Weise, die die Toten ehrte, aber keine Spuren hinterließ. Die Grabstätte von Alarich I., »dem Herrscher aller«, wurde in den Sand des Meeres hinausgetragen, lange bevor seine Nachfolger das Tolosanische Reich gründeten. Nur der eine oder andere deutsche Romantiker erinnert sich an diesen Moment:

Nächtlich am Busento lispeln
Bei Cosenza dumpfe Lieder.
Aus den Wassern schallt es Antwort
Und in Wirbeln klingt es wieder.[40]

A Arius von Alexandria († 336), der wichtigste Häresiarch des 4. Jahrhunderts, wurde vom Konzil von Nizäa verurteilt, weil er die volle Gottähnlichkeit Christi und damit die vorherrschende Meinung zum Wesen der Dreifaltigkeit leugnete. Nach Nizäa wurden seine Lehren von den Machthabern des Reiches geächtet.

B Nestorius, Patriarch von Konstantinopel 428 bis 431, der wichtigste Häresiarch des 5. Jahrhunderts, wurde vom Konzil von Ephesos für seinen Glauben verurteilt, dass das Wesen Christi ebenso menschlich wie göttlich sei.

C Eine bisher nicht lokalisierte, zumeist in der Gegend von Châlons-en-Champagne vermutete Stätte.

D Neben dem Königspalast an der Plaza de Oriente.

2

Alt Clud

Das Königreich Strathclyde
(5.–12. Jahrhundert)



Dumbarton Rock

I

Dumbarton Rock zählt nicht gerade zu den wichtigsten historischen Stätten Großbritanniens. Man findet den Ort nicht unter den Top 50 der britischen Sehenswürdigkeiten. Schon gar nicht spielt er in der Liga von Stonehenge oder Hampton Court oder seinen berühmteren schottischen Nachbarn Stirling und Edinburgh. Wenn man ihn überhaupt kennt, dann vor allem als auffällige Landmarke.

Und doch ist das bescheidene Dumbarton einer jener ganz besonderen Orte, die die Macht haben, den krassen Gegensatz zwischen dem, was ist, und dem, was einst war, heraufzubeschwören. Die Vergangenheit ist nicht nur ein fremdes Land, von dem wir nur ahnen, dass es je existierte; sie versteckt ein weiteres verborgenes Land hinter sich, und dahinter noch eines und noch eines – wie ein Satz russischer Matrjoschkas, bei dem die größeren Puppen die kleineren in sich bergen. Und die Oberfläche zeigt nicht verlässlich an, was darunter liegt. In diesem Fall zeigt die Oberfläche ein Land, das wir als Schottland kennen. Ein anderes Land

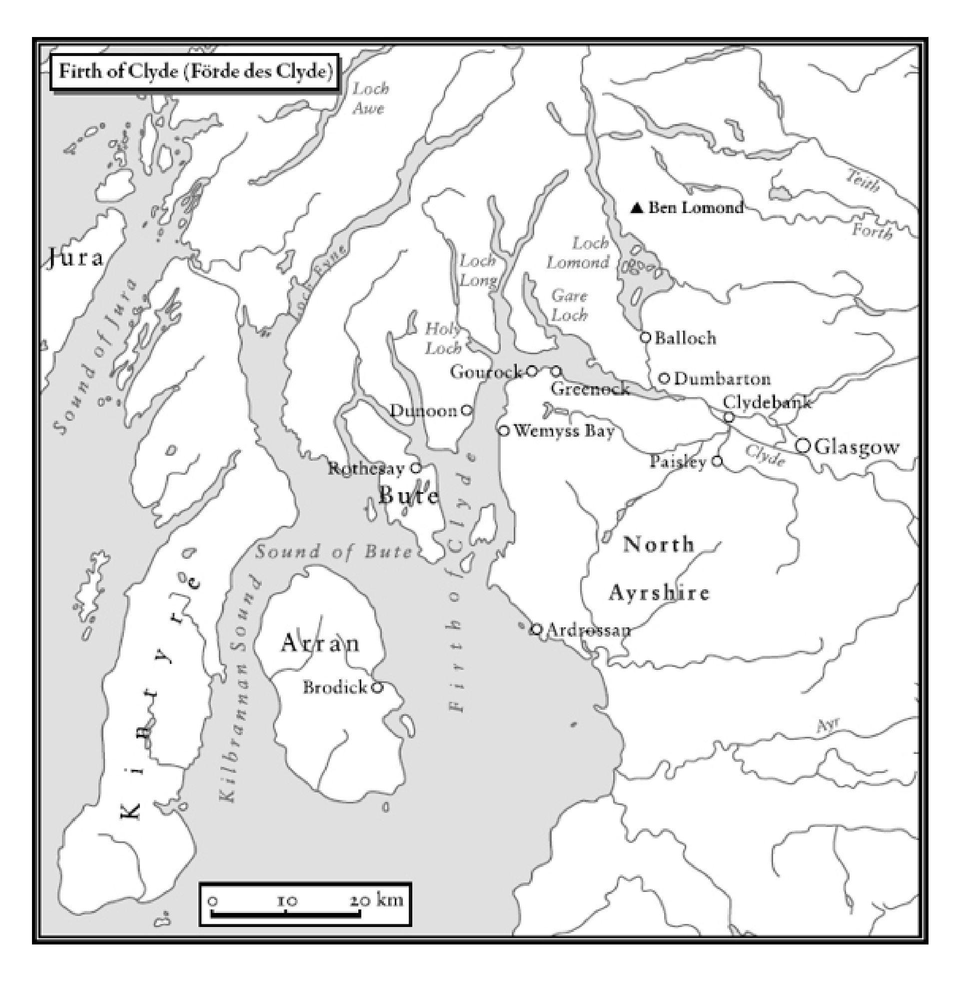
namens England liegt jenseits der Grenze. Doch Dumbarton lockt uns in eine Welt vor der »Erfindung« Englands und Schottlands.

Geologisch gesehen ist Dumbarton Rock einfach ein vulkanischer Pfropfen, der letzte Rest eines prähistorischen Vulkans, dessen äußerer Kegel im Laufe der Zeit durch Erosion abgetragen wurde. Seit der letzten Eiszeit ragt er aus der Schwemmebene am Nordufer des Firth of Clyde heraus, genau dort, wo der Leven aus den Highlands herabströmt. Strategisch war er überaus wichtig. Jahrhundertelang beherrschte er den Verkehr auf dem Firth, bewachte den Zugang zum Kerngebiet. Er schreckte Invasoren und Eindringlinge ab, die von der Irischen See aus den Fluss hinaufsegeln wollten, und er schützte all jene, die auf günstigen Wind oder die Ebbe warteten, um flussabwärts zum Meer zu kommen. Im Süden auf dem Ufer gegenüber liegen Paisley mit seiner prächtigen mittelalterlichen Abtei, Greenock und Gourock. Im Osten zieht sich Clydebank mit seinen Werften am Ufer entlang und dahinter die Großstadt Glasgow. Die Kilpatrick Hills und die »Bonnie, bonnie banks of Loch Lomond« sind im Norden zu entdecken. Im Westen kommen dort, wo sich der Firth zu einem gewaltigen Mündungstrichter verbreitert, kleine und große Inseln in den Blick, Bute, Arran und Ailsa Craig, und im fernen Nebel das einsame Mull of Kintyre. Nichts, so möchte man glauben, könnte schottischer sein.

Die Lage von Dumbarton Rock kann man aus der Luft, beim Landeanflug auf den Flughafen Glasgow, besonders gut erfassen. Die Haupteinflugschneise führt die Flugzeuge vom Norden heran, über die farngrünen Hänge auf den Punkt des Clyde zu, wo der schmale Fluss endet und der Firth beginnt. Wenn man rechts aus dem Flugzeugfenster schaut, sieht man die moderne Hängebrücke über den Clyde aus nächster Nähe und genießt einen unbeschreiblichen Blick auf die glänzenden Wasser darunter. Besonders dramatisch ist die Aussicht an schönen Sommerabenden. Der rotglühende Sonnenuntergang umrahmt die Lochs und Inseln in der Ferne. Die weite Fläche des Firth glänzt silbern, und die Zwillingsspitzen des Rock ragen gegen das Licht auf wie ein Paar ägyptischer Pyramiden.[1]

Der Firth of Clyde ist den Gezeiten unterworfen. Wie alle Buchten und Mündungstrichter an Großbritanniens Westküste erlebt er in sechsundzwanzig Stunden zweimal Flut und zweimal Ebbe, und diese ständige Bewegung hat

nicht aufgehört, seit das Meer zum ersten Mal in diesen Teil Europas vordrang. In der Eisenzeit stand eine erste Befestigung oben auf dem Felsen; über die Jahrtausende hinweg haben Wachposten die Prozessionen von ledernen und hölzernen Booten und Kriegsschiffen beobachtet, die mit steigender Flut hereinsegelten oder mit der Ebbe hinaus. In spätrömischer Zeit warnten sie vor dem Nahen hibernischer Piraten, die die Römer *Scotti* nannten.A Im 9. Jahrhundert blieb ihnen wahrscheinlich vor Schreck der Atem weg, als sie die Langbootflotten der Wikinger erblickten. In jüngerer Zeit beobachteten sie die Truppentransporter und Handelsschiffe, die das Empire zusammenhielten, und die stattlichen Passagierschiffe, die auf den Atlantik hinausdampften.



Kein Wunder, dass die Stadt im Schatten des Felsen die längste Zeit vom Schiffbau lebte. Die Werft von Dumbarton war zu klein, um die großen Ozeandampfer aufzunehmen, die

im nahe gelegenen Clydebank gebaut wurden; stattdessen spezialisierte sie sich auf die kleineren Dampfboote und Raddampfer, die in den letzten 200 Jahren ihren Dienst auf dem Clyde verrichteten. Das Dampferfahren »doon the watter« von Glasgow aus war lange eine typische Freizeitaktivität in dieser Region.[2] Europas allererster kommerzieller Dampfbootbetrieb begann hier im Jahr 1812, als die *Comet* von Glasgow nach Greenock fuhr. In den folgenden Jahrzehnten wurde der Dienst nicht nur auf alle Häfen am Firth ausgedehnt, sondern sogar auf so weit entfernt liegende Hafenstädte wie Oban und Stornoway. Die rot, weiß und schwarz gestrichenen Schornsteine der Dampfer, Postboote und Fähren von David MacBraynes Unternehmen waren später überall zu sehen und zogen Millionen von Ausflüglern und Reisenden an. Das Nachfolgeunternehmen Caledonian-MacBrayne oder »Cal-Mac« gehört auch heute noch zum Lokalkolorit.[3] Und noch immer gilt das Sprichwort: »Die Erde ist des Herrn und alles, was auf ihr ist, doch die Highlands und die Inseln gehören MacBrayne«.

Die Industrie breitete sich mit der Zeit auch im Vale of Leven, dem Tal des gleichnamigen Flusses, am Ufer entlang bis nach Balloch am Loch Lomond aus. Färbereien, Druckereien und Gießereien konzentrierten sich in Alexandria, Jamestown und Bonhill. Arbeiter aus dem Vale of Leven wurden in Dumbarton »Jeelies« genannt, weil sie ihre Marmeladenbrote, die *jeelies*, im Fabrikhof aßen, während die Einheimischen zum Mittagessen nach Hause gingen.

Es gibt keinen besseren Weg, die eigene Position historisch und geografisch einzuordnen, als eine Fahrt auf dem Dampfschiff über den Firth. Selbst eine kurze Überfahrt von Wemyss Bay nach Rothesay auf der Insel Bute oder von Ardrossan nach Brodick auf Arran ist überaus reizvoll, denn in nur etwas mehr als einer halben Stunde überbrücken die Passagiere Schottlands wichtigste Grenzlinie zwischen den Lowlands und den Highlands. Wemyss Bay in Ayrshire, 30 Meilen westlich von Glasgow, gehört zur Lallans[B] – Heimat des Dichters Robert Burns. Rothesay und Bute gehören zur Gaeltacht – dem Land der Clans, der Tartans und der gälischen Sprache. Man sollte die Reise an einem jener »frischen« Tage machen, für die der Firth berühmt ist. Eine steife Brise bricht schon die Dünung und bläst Gischt von den Wellenkämmen. Die starke Fähre bäumt sich auf und rollt selbstbewusst unter den heiseren Rufen der Möwen und

dem beißenden Geruch des Seetangs. Aschgraue Wolken jagen über den Köpfen dahin, sie ziehen zu schnell, um ihre Regenlast abzuladen; Flecken von blauem Himmel geben schmale Sturzbäche aus Sonnenlicht frei, das hier und da auf dem Wasser und auf dem leuchtenden Grün der gegenüberliegenden Küste spielt. Die weißen Bugwellen tanzen mit den weißen Segeln der Yachten, die vorübereilen. Mit festem Griff an der Reling, roten Wangen und zum Bersten gefüllten Lungen beobachtet man gebannt das Schauspiel aus Farbe und Bewegung. Ein Regenbogen glänzt über dem Wasser vor Bute. Dann legt sich eine gewisse Ruhe über die Fähre, wenn sie in den Windschatten des Hafens kommt, und man tritt, gebührend erfrischt, ans Ufer – in einem anderen Land.

Dies ist die Landschaft, die auf ewig mit dem Namen Harry Lauder (1870–1950) verbunden bleiben wird. Er war einer der berühmtesten Entertainer des frühen 20. Jahrhunderts und vermutlich der erste Sänger, der über eine Million Platten verkaufte. Lauder sang beliebte sentimentale Lieder in einem breiten schottischen Akzent und sprengte alle Klassengrenzen mit seiner einzigartigen Mischung aus Gleichmut und Zartheit.

Songs wie »I love a lassie, a bonnie Hielan' lassie« oder »Keep right on to the end of the road« brachten ihm ein Vermögen ein, mit dem er sein Herrenhaus in Laudervale nahe Dunoon baute. Seine vielen Tourneen in die Vereinigten Staaten begannen stets mit einer Dampferfahrt den Firth hinauf von Dunoon zum Princes Pier in Greenock.

Roamin' in the gloamin' on the bonnie banks of Clyde,
Roamin' in the gloamin' wi' ma lassie by ma side.
When the sun has gone to rest, that's the time that I like best.
O it's lovely to be roamin' in the gloamin'.4C

Fin Besuch in Dumbarton Castle erzählt ein paar ältere Geschichten, wie sie auch in allen Führern und Websites zu finden sind:

Dumbarton Rock steht über dem Leven am Zusammenfluss mit dem Clyde und ist das bekannteste historische Gebäude der Stadt. Die Burg, die in siebzig Meter Höhe auf dem gleichnamigen Felsen steht… ist eine auffällige Landmarke am Clyde. Der Felsen war … seit prähistorischen Zeiten befestigt. Die Burg war eine königliche Festung, lange bevor die Stadt königliche Privilegien erhielt; ihr Besitz [wechselte] von den Schotten zu den Engländern und wieder zurück. Sie spielte eine wichtige Rolle in den Unabhängigkeitskriegen und wurde kurzzeitig genutzt, um Wallace nach seiner Gefangennahme unterzubringen. Von hier aus wurde auch Maria Stuart nach Frankreich in Sicherheit gebracht. Und sie war auf dem

Weg nach Dumbarton Castle, als sie bei Langside vernichtend geschlagen wurde.[5]

William Wallace »Braveheart« und Maria Stuart sind die beiden Namen aus der schottischen Geschichte, die fast jeder kennt.

Bei näherem Hinsehen ist der Doppelgipfel des Felsens von einer tiefen Schlucht durchzogen: mit seinen etwas mehr als siebzig Metern ist der »White Tower Crag« etwas höher als der »Beak«. Das älteste erhaltene Bauwerk ist ein Steinbogen aus dem 14. Jahrhundert, von dem aus eine Treppe mit 308 Stufen nach oben führt. Am Fuß des Felsens beherbergt das Governor's House aus dem 18. Jahrhundert ein kleines Museum. Hier erfährt man von der netten jungen Führerin, dass der frühe englische Historiker Beda eine befestigte Stadt namens »Alcluith«, »Felsen des Clyde«, erwähnte und dass Dumbarton einst zusammen mit Castle Dundonald in Ayrshire die wichtigste königliche Festung des Königreichs Strathclyde war. »Wir wurden im Jahr 870 von den Wikingern überfallen«, erzählt uns die Führerin. Als sie gefragt wird, wer »wir« denn seien, antwortet sie mit einem Lächeln: »Ich bin von hier, ich bin eine Piktin.«

Der Ausblick vom White Tower Crag belohnt alle, die hinaufsteigen, für ihre Mühe. Die moderne Stadt liegt ihm direkt zu Füßen, sie wimmelt von Menschen, die von hier oben aus wie Ameisen aussehen. Das Stadtzentrum von Glasgow, zehn Kilometer entfernt, hüllt sich in Dunst, doch in Richtung Westen verbessert die feuchte Luft die Sicht wie ein Vergrößerungsglas. Der Firth präsentiert sich als riesige ausgestreckte Hand, deren Finger rechts nach Gareloch und Loch Long, in der Mitte nach Holy Loch und am Horizont auf die Hügel von Arran und Argyll weisen. Weit im Norden erheben sich die blaugrauen Spitzen des Ben Lomond und des Ben Oss. Jenseits des Flusses liegen die mit Kiefern überzogenen Hänge der Glennifer Braes in Renfrewshire und der Hill of Stake; und links im Vordergrund sieht man die Landebahnen des Flughafens.

Holy Loch ist ein Name, der es in den 1960er- und 1970er-Jahren oft in die Schlagzeilen schaffte. Es ist der kleinste Meeresarm am Firth, nur zwei oder drei Meilen lang, aber er bildet einen wunderbaren, geschützten Hafen. Über dreißig Jahre lang befand sich dort ein U-Boot-Stützpunkt der United States Navy – Schauplatz vieler Demonstrationen der Bewegung für nukleare Abrüstung. Die offiziell und euphemistisch als Refit Site One (Instandsetzungsposten

Eins) bezeichnete Basis beherbergte die SUBRON-14-U-Boot-Flotte, die im Atlantischen Ozean patrouillieren sollte. Es gab ein Schwimmdock, ein großes Depotschiff, eine Flotille von Schleppern und Lastkähnen und bis zu zehn U-Boote mit Atomraketen der Polaris/Poseidon-Klasse. Wenn diese Unterwasserkolosse aus ihrem Dock glitten und in den Firth hinausfuhren, war der Felsen etwa 50 Kilometer flussaufwärts durch das Periskop des Kapitäns gut zu erkennen. Heute gehört der Hafen wieder der Royal Navy, aber das muss nicht so bleiben. Die Regionalregierung Schottlands wird von der Scottish Nationalist Party beherrscht. Falls sie je das von ihr vorgeschlagene Referendum zur völligen Unabhängigkeit des Landes gewinnt, fordert sie sicher sofort die Schließung des Stützpunktes.[6]

Dumbarton kämpft heute ums Überleben im postindustriellen Zeitalter. Die Blütezeit des Schiffbaus dort endete in den 1960er-Jahren, und man hat bisher keinen angemessenen Ersatz gefunden. Der Kai ist betoniert worden, um einen Parkplatz zu schaffen, und Supermärkte füllen den Raum, den einst die riesigen Lagerhäuser nutzten. In manchen Reiseführern zu Schottland wird die Kleinstadt nicht einmal erwähnt. Noch früher traf der industrielle Niedergang das Vale of Leven. Viele Fabriken wurden schon vor 1939 geschlossen. Die dort herrschende Dauerarbeitslosigkeit radikalisierte die Bevölkerung, und die Region bekam den Beiname »Little Moskow«, passend zum »Red Clydeside« ganz in der Nähe. In den 1950er-Jahren wurde der abgewirtschaftete Distrikt immer wieder für gewaltige Projekte des sozialen Wohnungsbaus für den Großraum Glasgow genutzt. Vierzig oder fünfzig Jahre später waren die riesigen, verfallenen Wohnanlagen wie etwa Mill of Haldane in Fast Balloch Schauplätze ähnlich groß angelegter Kampagnen zur Stadterneuerung.

Eine positive Entwicklung begann, als eine führende schottische Whiskybrennerei nach Dumbarton umzog und den entlassenen Hafenarbeitern Arbeit gab. »George Ballantine’s Einest« ist einer der beliebtesten und bekanntesten Marken von verschnittenem Whisky weltweit. Jede Flasche trägt stolz die Bezeichnungen »Scotch Whisky, Fully Matured, Finest Quality«, »George Ballantyne & Sons, Founded in 1827 in Scotland« und »By Appointment to the Late Queen Victoria und the Late King Edward VII«. Unten auf dem Etikett steht: »Bottled in Scotland«, »Product of

Scotland« und »Allied Distillers Limited, Dumbarton G82 2SS«.[7] Es kann gar kein Zweifel aufkommen: Dies ist schottischer Scotch aus Schottland.

Anfang des 21. Jahrhunderts liegt Dumbarton tatsächlich in Schottland, und Schottland ist Teil des Vereinigten Königreichs. Aber das war nicht immer so, und es wird vielleicht auch in Zukunft nicht immer so sein. Man muss nur auf Dumbarton Rock stehen und die Jahrhunderte zählen. Vor hundert Jahren war Clydeside die Lebensader eines Ballungsraums, der den Industrieunternehmen des Empires diente. Vor zweihundert Jahren war es das Zentrum einer Region des Vereinigten Königreichs, oft als »Nordbritannien« bezeichnet, die allmählich das Schottische verlor und immer britischer wurde. Vor dreihundert Jahren stand es gerade auf der Schwelle zu einer noch nie dagewesenen Verfassungsunion mit England. Vor vierhundert Jahren wurde es von einem König regiert, der kürzlich nach London ausgewandert war, aber dennoch Schottlands Herrscher blieb. Vor fünfhundert Jahren, vor der Schlacht von Flodden Field, war es Teil eines Landes, das sich als gleichrangiger Nachbar Englands betrachtete. Vor tausend Jahren, unter König Macbeth und anderen, gehörte es zu einem Reich, in dem die meisten Menschen noch Gälisch sprachen. Und vor eintausendfünfhundert Jahren gehörte es zum »Alten Norden«.

Dumbarton ist ein englischer Name, die anglisierte Form eines gälischen Vorläufers, *Dun Breteann*, mit der Bedeutung »Festung der Briten«. Dies wiederum liefert einen Hinweis auf die Menschen, die am Clyde lebten, lange bevor die Englisch und Gälisch sprechenden Siedler hier ankamen. Es ist schon ziemlich seltsam, dass bei der Gründung der Bezirksverwaltung im Jahr 1889 die ältere Schreibung des Namens wiederbelebt wurde, um »Dunbartonshire« einen authentischen Anstrich zu geben. (Der Bezirk wurde 1975 wieder abgeschafft und ist seitdem in der größeren Region Strathclyde aufgegangen.) Dennoch ist die Form des Namens, die am häufigsten mit dem Felsen in Verbindung gebracht wird, um die Welt gegangen, getragen von den Erinnerungen schottischer Emigranten. Es gibt ein Dumbarton in Westaustralien, ein zweites in Queensland, ein drittes in Neuseeland und ein viertes in New Brunswick, Kanada. In den Vereinigten Staaten gibt es Dumbartons zu Dutzenden: in Maryland, in Virginia, in South Carolina, in Louisiana, in Wisconsin … Man findet Dumbarton Oaks in

Washington, DC; Dumbarton Village in Houston, Texas; eine Dumbarton Bridge über die Bucht von San Francisco; eine Dumbarton Church in Georgetown, DC; eine Dumbarton School in Baltimore und ein Dumbarton College in Illinois. Im amerikanischen Bürgerkrieg brachte die US Navy einst ein Schiff der Konföderierten namens *Dumbarton* auf, und die Royal Navy hat ein Fischereischutzboot namens HMS *Dumbarton Castle*. Außerdem findet man noch ein Dunbarton in New Hampshire.[8] Ob die Einwohner dieser vielen Dumbartons wissen, fragt man sich, wie alles angefangen hat? Zumindest für sie ist es vielleicht wichtig, dass Dumbarton nicht immer eine relativ unwichtige Trabantenstadt einer modernen Metropole war. Genährt durch das fruchtbare Ackerland des benachbarten *Levanach* – des Vale of Leven, ursprüngliche Heimat des Clan Lennox – bildete es den Mittelpunkt eines mächtigen Reiches, die Hauptstadt eines ausgedehnten Staates. Es war ein richtiger Königssitz.

II

Heute spricht kaum noch ein Historiker vom »finsteren Mittelalter«. Sie wissen, dass der Dichter Petrarca in der Frühen Renaissance, genauer in den 1330er-Jahren, diesen Ausdruck prägte, und empfinden den zugrunde liegenden Gegensatz zwischen dem »Licht« der antiken Welt und der angeblichen »geistigen Finsternis« der späteren Zeit als ahistorisch.[9] In der britischen Geschichte wird das Konzept der »Dunklen Jahrhunderte« nur für die zwei oder drei Jahrhunderte verwendet, die mit dem Rückzug der römischen Legionen begannen und für ihre Quellenarmut berüchtigt sind. Genau in diesem Zeitraum herrschen die Herren von Alt Clud, dem Königreich von Dumbarton Rock.

Unklarheit ist damit also das Kennzeichen der Zeit. Zusammenhängende Darstellungen sind nur unter großen Schwierigkeiten möglich, und historische Untersuchungen bieten eine Spielwiese für alle, die gern spekliheren. Fakten bilden winzige Inselchen sicheren Wissens in einem riesigen Meer aus Leerstellen und Chaos. Die wenigen Quellen sind oft in ausgefallenen Sprachen geschrieben, mit denen nur sehr wenige Spezialisten etwas anzufangen wissen. Alle Urteile würden profitieren, wenn man sie in unbestrittene (sehr wenige), abgeleitete, durch Analogien gebildete oder

vorläufige (die meisten) einteilen würde.

Außerdem gibt es da noch das tief sitzende Problem der Parteinahme. Die frühe Geschichte der Britischen Inseln[D] war durch einen Überlebenskampf zwischen den alten Briten, den irischen Gälen, den Skoten, den Pikten und einer bunten Mischung einwandernder germanischer »Angelsachsen« geprägt. In der Moderne haben einige dieser Gruppen begeisterte Anhänger gefunden. Die Engländer, die heute die beherrschende Mehrheit stellen, haben – wenigstens in der populären Geschichtsschreibung – den Triumph ihrer Vorfahren oft als gegeben vorausgesetzt. Sie bewundern die imperialistischen Römer und identifizieren sich mit den Angelsachsen, aber sie verachten die Kelten. Sie schätzen Beda, der ein germanischer Northumbrier war und den sie Venerabilis (»verehrungswürdig«) nennen, und lassen seine Historikerkollegen außer Acht. Sie mögen die keltischen Quellen nicht, die sie nicht lesen können, und lassen sie regelmäßig als fantastisch oder unzuverlässig unter den Tisch fallen. Die Schotten, deren Vorfahren letztlich in Schottland triumphierten, können ebenso egozentrisch sein. Heute gibt es nur noch wenige Menschen, die für die Sache des »Alten Nordens« eintreten.

Dieser Begriff – die Waliser sprechen von *Yr Hen Ogledd* – erfordert eine Erklärung. Die alten Briten, Dutzende regionaler Stämme, die ganz Großbritannien vor der römischen Eroberung beherrschten und der Insel ihren Namen gaben, wurden allmählich vertrieben oder in nachrömischer Zeit integriert, und ihre frühere Vorherrschaft in allen Teilen der Insel ist weitgehend vergessen. Ihre offensichtlichsten Nachkommen, auf Englisch als die »Welsh«, die »Fremden« bekannt, bewohnen heute nur eine Ecke ihres früheren Heimatlandes, ein Überbleibsel, das die herandrängenden Engländer »Wales«, das »Fremde Land«, nannten.[E] Das war einmal anders. Nach dem Ende des römischen Britannien und dem Zustrom von »Angelsachsen« hielten sich die Briten in drei Hauptregionen besonders lange. In einer davon, dem heutigen Wales, haben sie überlebt. In den anderen beiden, dem heutigen Cornwall und dem »Alten Norden«, haben sie es nicht geschafft. Und doch war ihre Präsenz dort sehr real und hatte über Jahrhunderte Bestand. Alt Clud war der langlebigste Rest der Vormacht der alten Briten im nördlichen Britannien, der Region, die schließlich zu Schottland werden sollte.

Man sollte deshalb vielleicht mit einer unbestrittenen

Tatsache beginnen: Dieses Reich gab es wirklich. Seine Geschichte spiegelt sich in archäologischen und linguistischen Belegen, in den Chroniken seiner Nachbarn, in Königslisten und in Anspielungen aus Dichtung und Sagen; es existierte sechs- oder siebenhundert Jahre lang. Sein ursprünglicher Name und seine genauen Grenzen sind unbekannt. Aber wir wissen mit absoluter Sicherheit, dass es da war. Zwischen der Abenddämmerung des römischen Britannien und dem Morgengrauen Englands und Schottlands gab es verschiedene keltische Reiche im nördlichen Britannien. Alt Clud ging als Letztes unter.

Die Kelten der Britischen Inseln teilten sich in römischer Zeit – wie auch heute noch – in zwei unterschiedliche Sprachgruppen. Auf der Grünen Insel, *Éire*, sprachen die gälischen oder goidelischen Kelten eine Sprache, die Linguisten als »Q-Keltisch« bezeichnen. Ihr Wort für »Sohn« war *mac.* Auf der größeren Insel *Prydain* (Britannien) sprachen die britischen Kelten Brythonisch oder »P-Keltisch«. Ihr Wort für »Sohn« war *map.* Für den Uneingeweihten klingen der goidelische und der brythonische Zweig des Keltischen unterschiedlich und sehen auch so aus, aber ein guter Lehrer kann die Lautverschiebungen von den gemeinsamen Wurzeln her schnell erklären. Die charakteristische Satzstellung mit Prädikat–Subjekt–Objekt blieb unverändert, und morphologische Verschiebungen folgten oft parallelen Mustern. Goidelische wie brythonische Kelten nahmen zum Beispiel neue Systeme der Silbenbetonung an, doch während die goidelischen sich für den Akzent auf der ersten Silbe des Wortes entschieden, ging man im Brythonischen dazu über, die vorletzte Silbe zu betonen. Beide Sprachgruppen schwächten die Konsonanten zwischen Vokalen ab. Im Goidelischen verwandelte sich *t* zu *th*, im Brythonischen zu *d*, sodass *ciatus* (Schlacht) zu *cath* (Irisch) und *cad* (Walisisch) wurde. Der w-Anlaut wurde im Goidelischen durch *f* und im Brythonischen durch gw *ersetzt*, sodass »wahr« im Irischen *fir* und im Walisischen *gwir* heißt. Englische Ohren sind an diese Laute nicht gewöhnt. Da aber das Goidelische/Gälische wie auch das brythonische »Altwalisisch« auf Dumbarton Rock zu hören waren, klingt ihr Nachhall, allerdings nicht immer richtig und vollständig verstanden, noch deutlich in der Hintergrundmusik mit.[10]

In den vier Jahrhunderten unter römischer Herrschaft waren die Romano-Briten in der Provinz Britannia deutlich

weniger latinisiert als ihre keltischen Verwandten in Gallien oder Iberien. Manche waren sicher zweisprachig und griffen bei Kontakten mit Römern auf das Lateinische zurück, während sie untereinander Brythonisch sprachen; andere konnten womöglich gar kein Latein. Als das Westreich zusammenbrach, gingen sie nicht wie die Franzosen oder Spanier zu einer neulateinischen Mundart über, sondern kehrten zum Brythonischen zurück, bis sie neue linguistische Herausforderungen in Gestalt der fremden Sprachen germanischer Invasoren, gälischer »Skoten« aus Irland und später Nordisch sprechender Wikinger meistern mussten.

In der Moderne haben sich alle daran gewöhnt, Britannien in England, Schottland und Wales zu unterteilen. Aber diese moderne Landkarte muss man aus seinem Denken verbannen, wenn man den früheren Aufbau der Insel wirklich verstehen will. Damals, als die Provinz Britannia zusammenbrach, gab es kein England, da die angelsächsischen Vorfahren der Engländer gerade erst ankamen. Es gab kein Schottland, weil die Schotten noch gar nicht da waren, und es gab kein klar umrissenes Wales. Die früheren Romano-Briten und ihre P-keltische Sprache verbreiteten sich über den größten Teil, wenn über ganz *Prydain*, und während sich das ethno-linguistische Puzzle verschob, konnte man »Wales« in jedem Winkel finden, in dem sich Briten halten konnten.

Man kann mehrere Stufen der Romanisierung im nachrömischen Britannien ausmachen. Die Städte und das sie umgebende Hinterland in der früheren Provinz Britannia blieben stark romanisiert. Die Stämme weiter im Norden, vor allem jene auf der anderen Seite des Hadrianswalls, waren bestenfalls teilweise romanisiert worden, und die noch weiter nördlich lebenden »Pikten« blieben praktisch unberührt von römischer Kultur und Lebensart.

Im 5. und 6. Jahrhundert fielen die »Angelsachsen« in Britannien ein. Bei ihrem Vordringen nach Westen trieben sie in den Midlands einen Keil zwischen die Briten auf beiden Seiten. Nach der Schlacht von Chester im Jahr 616 sicherten sich die Angeln im mächtigen Staat Mercia ein Territorium, das vom Humber zum Mersey und damit von Küste zu Küste reichte. Seit damals waren die Briten im Norden von den größeren Ballungen ihrer Landsleute in anderen Gebieten abgeschnitten (obwohl es weiterhin Kontakte entlang der westlichen Seestraßen gab). Auch die Unterschiede zwischen den Walisern in »Wales« und den Nordwalisern, deren

bedrängte britische Gemeinschaft langwierige Rückzugsgefechte führen musste, wuchsen.

Trotz seiner verschwommenen Umrisse kann der »Alte Norden« allerdings nicht nur als Fußnote des großartigen Spektakels der britischen Geschichte abgetan werden. Er umfasste wenigstens sieben bekannte Reiche, deren Taten nicht weniger heldenhaft waren als jene ihrer angelsächsischen Pendants. Er hinterließ sehr viele Ortsnamen und ein Literaturkorpus – im Walisischen als *Yr Hengerdd* oder die »alte Dichtung« bekannt –, neben dem der *Beowulf* wie ein schnöseliger Nachzügler wirkt.[11]

Die Sprache des Alten Nordens wird gewöhnlich in die Kategorie des Cumbrischen eingeordnet. Das ist eine Unterguppe des P-keltischen Brythonisch und daher mit dem Walisischen, Kornischen und Bretonischen verwandt. Natürlich liegt für Historiker ein großes Problem darin, dass Kumbrisch selten niedergeschrieben wurde und von Linguisten nur aus ziemlich mageren Informationsschnipseln erschlossen werden kann. Ein solcher Schnipsel ist der Name *Cumbria* (»Land der Waliser«) selbst, der einst ein weit größeres Territorium umfasste als heute. Einen weiteren Schnipsel liefern die Zählsysteme cumbrischer Hirten. Es ist gut belegt, dass Menschen, deren Muttersprache verloren geht, vor allem an zwei Dingen festhalten: den Zahlen, mit denen sie zählen gelernt haben, und den Gebeten, in denen sie zu ihrem Gott sprechen. Einen verblüffenden Beleg für dieses Phänomen findet man in einigen Hochlandgemeinden der Borders im heutigen Nordengland und Südschottland. Die Anglisierung setzte sich in jenen Gebieten vor Jahrhunderten in Gestalt der Nordengländer oder der Lowland-Schotten durch, doch die Hirten dort zählen ihre Schafe noch immer mit den Zahlwörtern ihrer brythonischen Vorfahren. Die Ähnlichkeiten sind unübersehbar, und sie spiegelten sich noch in einigen Inschriften wider, die bis vor nicht allzu langer Zeit am alten Schafmarkt in Cockermouth zu sehen waren.[12] Hier finden wir die allerletzten Echos des Alten Nordens.

Das Christentum saß im spätrömischen Britannien fester im Sattel als weithin angenommen. Erst im Jahr 380 machte Kaiser Theodosius I. das Christentum offiziell zur Staatsreligion, und so blieb ihm kaum Zeit, vor dem Rückzug der Legionen alle Schichten der Gesellschaft zu durchdringen.[13] Allerdings starb der hl. Alban schon um 304 in Verulamium den Märtyrertod. Das Edikt von Mailand

garantierte den Christen im Jahr 313 religiöse Toleranz, und an manchen Orten sind christliche Riten belegt. In der Zeit darauf waren Lateinkenntnisse und das Bekenntnis zur christlichen Religion die beiden Marksteine der *Romanitas*, die zivilisierte Briten im Angesicht der heidnischen Eindringlinge schätzten.

Tabelle 1: Zahlwörter in Nordenglisch, Lowland-Schottisch und modernem Walisisch

	Keswick	Ayrshire	Walisisch
1	yan	yinty	un
2	tyan	tinty	dau
3	tethera	tetheri	tri
4	methera	metheri	pedwar
5	pimp	bamf	pump
6	sethera	leetera	chwech
7	lethera	seetera	saith
8	hovera	over	wyth
9	dovera	dover	naw
10	dick	dik	deg

Die Römer hatten den Begriff Picti für jene Stämme benutzt, die an den alten Sitten und Gebräuchen – am Tätowieren, an der überkommenen Religion und an einer dezidierten Abneigung gegenüber jeglicher römischer Bildung – festhielten, und Iren wie Briten waren gewohnt, die Pikten als ein eigenes Volk zu betrachten.[14] Die irischen Gälen nannten sie *Cruithne*, ein Begriff, mit dem sie vielleicht einst alle Bewohner Britanniens bezeichnet hatten. Die walisische Bezeichnung *Cymry*, gewöhnlich als »Gefährten« oder »Landsleute« übersetzt, war eine Selbstbezeichnung der Briten des Westens (des heutigen Wales) ebenso wie ein Name für die »Männer des Alten Nordens«, aber offenbar nicht für die Pikten. Man kann deutliche Anklänge an die *cives Romani* heraushören.

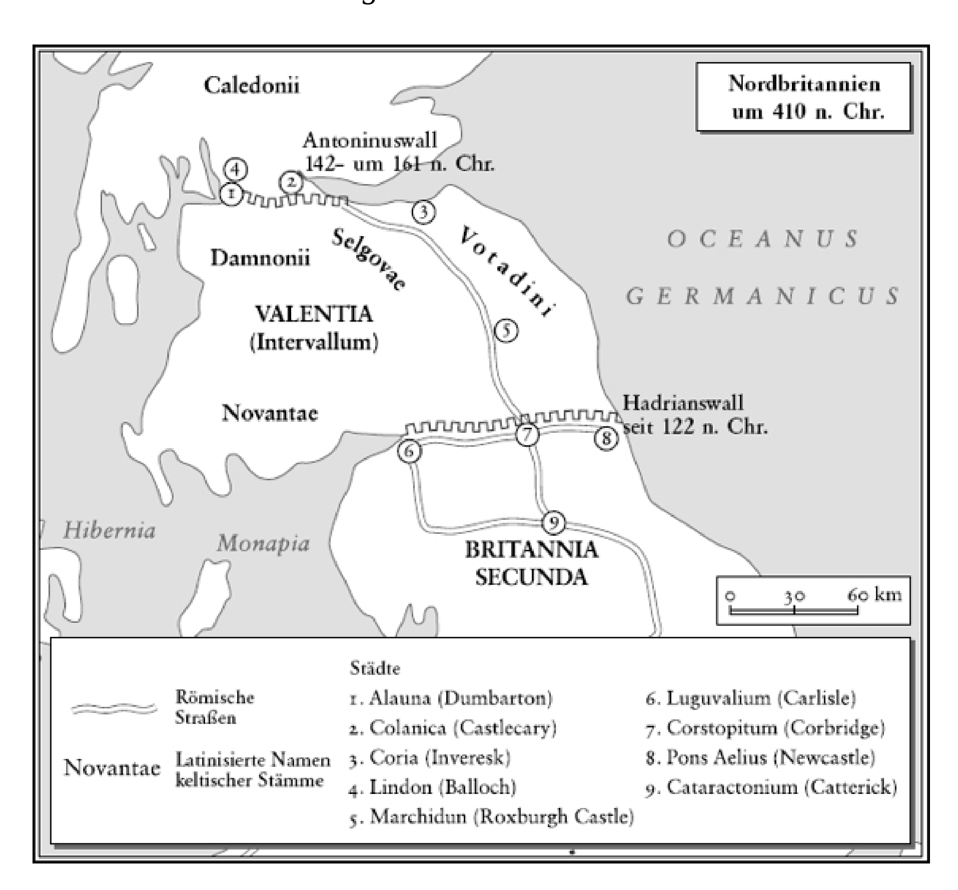
Die römischen Legionen stießen zwar mehrmals über die Grenzen ihrer Provinz Britannia hinweg nach Norden vor, besetzten aber nie die ganze Insel. Das Land zwischen dem Hadrians- und dem Antoninuswall, das *Intervallum*, war noch

nicht einmal dreißig Jahre lang Mitte des 2. Jahrhunderts unter ihrer Herrschaft. Dennoch blieben sie lange genug, um enge Bindungen mit den kooperativeren Stämmen aufzubauen und bei ihnen die wesentlichen Informationen über Nordbritannien zu sammeln. Ptolemäus, der Geograf des 2. Jahrhunderts, der in Alexandria lebte, hatte mit Soldaten und Seeleuten gesprochen, die aus Britannien zurückkehrten, und zeichnete nach ihren Angaben eine Karte mit vielen Fluss-, Stadt-, Insel- und Stammesnamen. Im hohen Norden jenseits des Antoninuswalles verzeichnete er die *Caledonii.* Im Gebiet zwischen den Wällen siedelte er vier Stämme an – die *Damnonii*, die *Novantae*, die *Selgovae* und die *Votadini.* In Damnonien lokalisierte er sechs *oppida* oder »Städte«: Alauna, Colanica, Coria, Lindon, Victoria und Vindogara (Colanica findet man auch in einer anderen Quelle, die dem sogenannten Geografen von Ravenna zugeschrieben wird). Lindon, das *Llyn Dun* oder »Seefort«, ist unter Vorbehalten mit Balloch am Loch Lomond gleichgesetzt worden. Alauna jedoch ist weniger unsicher. Der Name bedeutet »Landspitze« oder »Sporn« und passt wunderbar zur Lage von Dumbarton Rock.[15]

Die Römer hatten meist ursprünglich keltische Bezeichnungen britischer Stämme latinisiert, und moderne englische Wissenschaftler übersetzen die Stammesnamen selten. Aber man kann es versuchen. Die *Caledonii* waren vielleicht die »harten Menschen«, die *Selgovae* waren die »Jäger« und die *Novantae* die »tapferen Menschen«. Die *Votadini* (bei Ptolemäus fälschlich *Otadini* geschrieben) waren die »Untertanen oder Anhänger Fothads«. Die *Damnonii* waren irgendwie mit dem keltischen Wort für »tief« verbunden; »Menschen des Meeres« lautet die wahrscheinlichste Übersetzung. Sie passt auch gut zu ihrem Siedlungsgebiet und erklärt, warum andere Küstenstämme in Britannien und Irland, wie etwa die *Dumnonii* im späteren Devon, ähnliche Namen trugen. Jedenfalls war Damnonia der früheste bekannte Kleinstaat auf oder nahe dem Dumbarton Rock. Und es ist kaum zu bezweifeln, dass es auch ein Seefahrerstaat war: Eine spätere irische Quelle erwähnt ein nicht identifiziertes Schlachtfeld in Irland, auf dem ein gewisser Beinnie Britt den Art, Sohn des Conn, tötete. Beinnie war ein »Brite« von jenseits des Wassers. Die Damnonier konnten offenbar Krieger über das Meer transportieren.

Dumbarton Rock lag nur ein paar Kilometer entfernt vom

Westende des Antoninuswalles am Fluss *Clota*, wo die römische Flotte stationiert war, um die Piraten aus dem Norden zu kontrollieren und den Transfer gallischer Hilfstruppen zu erleichtern, die am Antoninuswall mitarbeiteten. Deren Anwesenheit ist durch eine Inschrift auf einem Altar bezeugt, der in einem Fort am Wall nur ein paar Kilometer von *Brittanodunum* (Dunglass) aufgestellt war: »CAMPESTRIBUS ET BRITANNI QP SETIUS lUSTUS PREF. COH IIII GAL VS LLM« (Den Gottheiten der Felder und Britanniens hat Quintus Pisentius Justus, Präfekt der 4. Kohorte der gallischen Hilfstruppen, gern, bereitwillig und zu Recht sein Gelübde eingelöst.) Datiert war die Inschrift auf das Jahr 142 n. Chr. nach heutiger Zählung. Doch nach nur wenigen Jahrzehnten zogen sich die Legionen schon wieder zurück, und ihre Rückkehrpläne wurden nie in die Tat umgesetzt. Immerhin richtete Kaiser Caracalla (reg. 209–217) ein System von vorgeschobenen Reiterpatrouillen (sogenannten *areani)* nördlich des Hadrianswalls ein, und es ist denkbar, dass die *Clota* der weströmischen Flotte weiterhin als Landemöglichkeit diente.[16]



Mitte des 4. Jahrhunderts wurden die Verteidigungsanlagen im Norden der Provinz Britannia von einer großen *confoederatio barbarica*, wie die Römer sie nannten, überrannt. Wir wissen nicht, ob Damnonia daran beteiligt war. Fest steht, dass die Ordnung der Provinz zwei Jahre lang, von 367 bis 369, völlig in sich zusammenbrach. Marodeure und Fahnenflüchtige verwüsteten das Land, nahmen den höchsten Offizier gefangen und töteten den Kommandanten der befestigten »sächsischen Küste«, der Ost- und Südküste der Provinz. Ein erfahrener Soldat, der römische General Theodosius, stellte die Ordnung wieder her. Er sicherte den Hadrianswall und richtete eine Reihe abhängiger Pufferstaaten im Westen und im Norden ein. Im späten 4. Jahrhundert schuf sich der spanische General Magnus Maximus im Westen eine Machtbasis und wurde schließlich als »Macsen Wledig« zum sagenhaften Gründer mehrerer walisischer Dynastien. Gleichzeitig trat ein gewisser Paternus oder Padarn Pesrut (Paternus vom roten Mantel) als Herrscher der Votadini auf. Sein roter Mantel verwies auf einen hohen römischen Rang; in seiner mutmaßlichen Hauptstadt *Marchidun* (dem heutigen Roxburgh Castle) wurden große Mengen römischer Münzen aus der Zeit zwischen 369 und 410 gefunden. Für das Jahr 405 erwähnt ein Eintrag in einem irischen Annalenwerk eine Schlacht *im strath Cluatha*, »die Schlacht im Clydetal«. Dies ist höchstwahrscheinlich der Moment, in dem die schattenhaften nachrömischen Staaten des Nordens ins Licht der Geschichte treten. Die Lehensstaaten, die Theodosius als Puffer eingesetzt hatte, wurden jetzt zu richtigen einheimischen »Königreichen«.[17]

Natürlich ist der Begriff »König«, wie ihn Quellen und Historiker gleichermaßen verwenden, ein ziemlich hoch gegriffener Titel. Diese Herrscher waren keine gekrönten Monarchen, sondern Anführer von Kriegerscharen, die ihren Willen mit Gewalt durchsetzten und Tribute forderten. Ihr schwankendes Vermögen beruhte auf der Zahl der Siedlungen, von denen sie Tribute eintreiben konnten.

Nachdem sich die römischen Truppen aus Britannien zurückgezogen hatten, also 410 oder vielleicht ein bisschen später, beherbergte das *Intervallum* fünf, vielleicht auch sechs oder sieben einheimische Königreiche. Manche sind besser belegt als andere. »Galwyddel« (Galloway) nahm die Länder *der Novantae* in Besitz. »Rheged« mit dem Zentrum Caer Ligualid (dem früheren *Luguvalium* und heutigen

Carlisle), dehnte sich auf beiden Seiten des Hadrianswalls aus. Es verfügte über eine ganz und gar römische Hauptstadt inklusive Stadtmauer, Bischof, Aquädukt und Stadtbrunnen, der noch 250 Jahre später in Betrieb war. Irgendwann im 5. Jahrhundert wurde es von Coel Hen, dem eigentlichen »Old King Cole«, regiert, der viel Zeit auf Feldzügen in *Aeron* – dem späteren Ayrshire – verbrachte und dessen Name am Anfang der walisischen genealogischen Liste steht, die unter dem Namen »Die Abstammung der Männer des Nordens« *(Bonedd Gwyr y Gogledd)* bekannt ist.[18] An der Ostküste beherrschten »Manau« (Clackmannan) und »Lleddiniawn« (Lothian) die einander gegenüberliegenden Küsten des Firth of Forth. Es ist unklar, ob es sich hier um zwei Reiche handelt, zusammen jedenfalls gelten sie als die Heimat der »Guotadin«, wie die *Votadini* auf Keltisch eigentlich heißen. Dieses »Land der Gododdin« (um eine modernere Form des Namens zu verwenden) könnte durchaus ebenfalls unter der Herrschaft von Coel Hen gestanden haben, bevor es sich lossagte. Wie Rheged wurde es schon früh vom Christentum beeinflusst. Auf dem Friedhof seiner Hauptstadt Dun Eidyn fanden sich zahlreiche christliche Gräber. Das benachbarte »Bryneich« umfasste die Küsten südlich von Gododdin und auf beiden Seiten des Hadrianswall. Im Vergleich zu diesen Reichen verharrte Alt Clud noch eine Zeit lang im Schatten der Geschichte.[19]

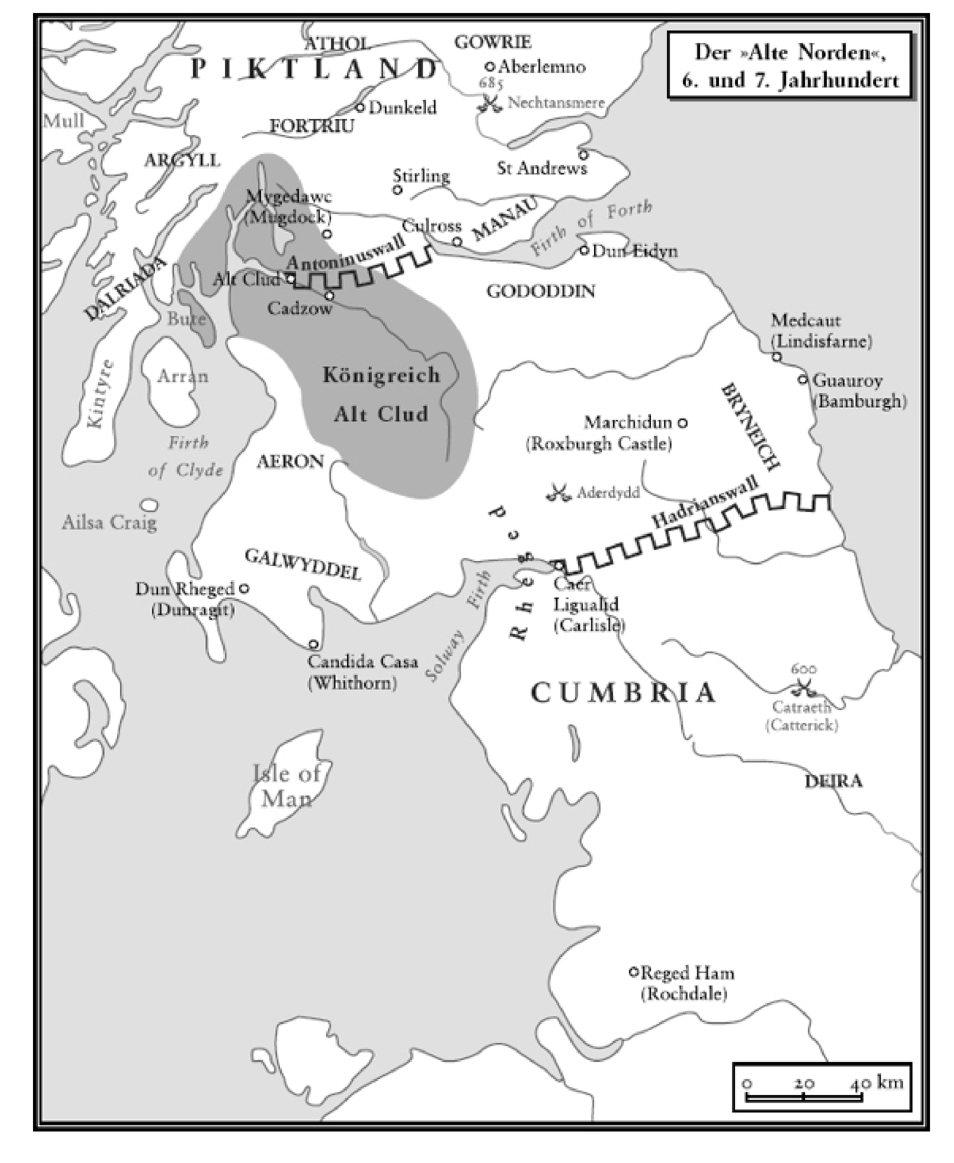
Im 5. Jahrhundert rückten die Ereignisse *im Intervallum* durch die Aktivitäten dreier Männer, die Aufmerksamkeit auch von außen auf sich zogen, zumindest ein wenig ins Licht: Cunedda, Patrick und Ninian. Cunedda ap Edern, der »Gute Führer«, war ein Krieger aus Gododdin, der um 425 einen Feldzug ins ferne Gwynedd in Nordwales führte, um eine nicht willkommene Kolonie irischer Siedler zu vertreiben. Nachdem er diese Mission erfolgreich beendet hatte, zog er als einer der frühen walisischen Helden und Urvater des Herrscherhauses von Gwynedd in die Geschichte ein. Seine Expedition, wie sie sich in der *Historia Brittonum* darstellt, einem späteren historischen Werk, das am Hofe eines Nachfolgers entstand, könnte von einem Solidaritätsgefühl unter den *Cymry* angeregt worden sein.[20]

Cuneddas Geschichte zeigt, dass die schlechte Quellenlage mehr Fragen aufwirft, als beantwortet. Die Interpretation der Königslisten ist noch immer ebenso schwierig wie rätselhaft. Die frühesten Kompilationen dieser Epochen finden sich in den *Harleian Genealogies*, einer Handschriftensammlung der

British Library aus einer Zeit lange nach der Regierung der dort genannten Könige. Die Texte stammen vor allem aus Wales, nicht aus Nordbritannien, und dürften ein Versuch der mittelalterlichen Waliser sein, die Erinnerung an ihre untergegangenen nördlichen Verwandten zu bewahren. Sie enthalten nur wenige verlässliche Daten und sind voller sich wiederholender Namen und außergewöhnlicher Schreibungen, die man kaum bestimmten Individuen zuordnen kann.

Die Wissenschaftler, die sich mit diesen Listen beschäftigen, müssen auf eine Zählung der Generationen, auf gründliche Quellenvergleiche und endlose Vermutungen zurückgreifen. Überdies haben sie die Praxis der sogenannten *tanistry* anstelle der Primogenitur zu berücksichtigen, also die Ernennung eines geeigneten Nachfolgers, der nicht notwendigerweise der Sohn des Herrschers ist. Man fühlt sich an die Situation früher Ägyptologen erinnert, die die Regierungszeiten und Dynastien der Pharaonen zusammenstellten.

Patrick ist die am besten dokumentierte und am intensivsten erforschte historische Gestalt dieser Epoche. Er war ganz sicher ein Brite aus dem Norden, der als Junge von irischen Piraten entführt und in die Sklaverei verkauft wurde. Er flüchtete, bekam in Gallien eine geistliche Ausbildung und kehrte dann als Leiter einer Mission zur Bekehrung Irlands dorthin zurück. Leider sind die Daten und Orte jenes Abschnitts seiner Biografie, in dem es um Britannien geht, sehr umstritten. Sein Geburtsort, in seinen Schriften als *villula* oder »kleines Landgut« nahe eines *vicus Bannevem Taberniae* beschrieben, ist »überzeugend« einem Dorf etwa zwanzig Kilometer landeinwärts von Caer Ligualid (Carlisle) zugeordnet worden.[21] Eine alternative Lokalisierung, ein Dorf, das Patricks Namen trägt, nur einen Steinwurf von Dumbarton Rock entfernt, wird häufig außer Acht gelassen,[22] ebenso wie eine Lokalsage über den Jungen »Succat«, der von Piraten mitgenommen wurde, als er an der *Clota* fischte. Fakt bleibt aber, dass einer der beiden erhaltenen Briefe aus Patricks Feder an die *milites Corotici* adressiert ist, die er dafür tadelt, dass sie sich mit den Pikten verbündet haben und auf eine Art und Weise Krieg führen und plündern, die Römern und Christen nicht geziemt:



Ich, Patrick, ein Sünder, sehr schlecht ausgebildet, erkläre, dass ich ein Bischof in Irland bin … Ich lebe unter barbarischen Stämmen als Exilant und Flüchtling um der Liebe Gottes willen … Ich habe mit eigener Hand diese Worte geschrieben und festgehalten, die feierlich den Soldaten des Coroticus gegeben, zugetragen und gesandt werden sollen. Ich sage nicht: »An meine Mitbürger« … sondern: »An die Mitbürger des Teufels« wegen ihres üblen Verhaltens.

An dem Tag, nachdem die Neugetauften, noch das Chrisam tragend, noch in ihrem weißen Gewand … gnadenlos massakriert und hingeschlachtet worden waren, sandte ich durch einen heiligen Presbyter gemeinsam mit anderen Geistlichen einen Brief. Sie wurden ausgelacht.

Hier wurden Deine Schafe zerfleischt … durch Verbrecher auf Geheiß des Coroticus. Jemand, der Christen verräterisch in die Hände von Skoten und Pikten gibt, ist der Liebe Gottes entfremdet. Gierige Wölfe haben die Herde des Herrn in Irland aufgefressen, die durch harte Arbeit so schön gewachsen war …

Es ist der Brauch der römischen Gallier, die Christen sind, den Franken

Botschaften zu senden … und Getaufte, die in Gefangenschaft geraten sind, freizukaufen. Du dagegen ermordest sie und verkaufst sie an fremde Menschen, die Gott nicht kennen. Du lieferst praktisch die Glieder Christi einem Bordell aus …
Deshalb trauere ich um dich, mein Liebster … Andererseits aber freue ich mich für jene getauften Gläubigen, die diese Welt für das Paradies verlassen haben … Die Guten werden feiern in der Gemeinschaft mit Christus. Sie werden über Völker richten und über gottlose Könige herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.[23]

Übereinstimmend wird dieser Coroticus mit Ceredig Gueldig bzw. Ceretic Guletic gleichgesetzt mit dem frühesten bekannten Herrscher von Dumbarton Rock. Was wäre also für Patrick natürlicher gewesen, als den Fürsten seines Heimatlandes anzusprechen, nachdem er Bischof geworden war? Die Soldaten des Coroticus hätte er als »meine Mitbürger« angesprochen, wenn sie nicht so viele Schandtaten begangen hätten. Die Anrede *civis*, »Bürger«, war die höchste Achtungsbezeigung unter den damals römischen Briten. Auf jeden Fall war, so viel ist ganz sicher festzuhalten, der hl. Patrick wie auch der hl. David ein Waliser.

Gleiches gilt für den hl. Ninian, der laut Beda von Carlisle ausgesandt wurde, um die südlichen Pikten zu missionieren. Leider gibt es keinen Hinweis auf ein Datum (allerdings spricht man sich allgemein für das 5. Jahrhundert aus) und keine genauere Spezifizierung der »südlichen Pikten«. Falls der Ausdruck sich auf die *Novantae* und *Selgovae* bezieht, könnte die Gründung der christlichen Gemeinschaft in *Candida Casa* (heute Whithorn) in Galloway auf Ninian zurückgehen. Der dort gefundene »Stein des Latinus«, ein christlicher Grabstein, stammt aus der Zeit um 450 n. Chr. Wenn die Caledonier von Fortriu gemeint waren, hätte er das Gebiet des Königreichs Strathclyde durchqueren müssen, um dorthin zu kommen.[24]

Die Geografie wie die Chronologie der beiden nachgewiesenen nördlichen Könige des 5. Jahrhunderts, Coel Hen und Ceredig Gueldig (Coroticus), ist unsicher. Es ist möglich, dass Coel Hen anfangs über ein Territorium vom Clyde bis nach *Eboracum* (York) herrschte. Doch nachdem Coel Hen um 420 in einem Sumpf bei Tarbolton in Aeron ertränkt worden war, kann man durchaus damit rechnen, dass sich Alt Clud von Rheged lossagte, etwa so, wie es Gododdin wohl getan hatte. In diesem Szenario wird Ceredig zu einem Nachfolger und möglicherweise zu einem Nachkommen von Coel Hen und zum Gründer der Dynastie

von Dumbarton Rock. Ceredigs vermutete Nachfolger – Erbin, Cinuit, Gereint, Tutagual und Caw – sind nichts als Namen.

Die Historizität von Ceredig Gueldig basiert auf entsprechenden Hinweisen in den *Harleian Genealogies* und wird durch eine weitere Erwähnung in den *Annalen von Ulster* gestärkt, wo er im Zusammenhang mit Patricks Abenteuern als *Coirtech rex Aloo* auftaucht.[25] »Aloo«, das mehrfach genannt wird, ist offenbar eine Kurzform von Alauna. Die frühmittelalterlichen *Annales Cambriae* (Annalen von Wales), die in St David’s zusammengestellt wurden, nennen ihn »Ceretig Guletic map Cynlop« (Ceredig der Reiche, Sohn des Cynloyp).[26] Er bleibt zwar schattenhaft, ist aber klarer zu identifizieren als sein weitaus berühmterer Zeitgenosse König Arthur.

Bis zu diesem Punkt kann man die Geschichte von Alt Clud ganz und gar im Zusammenhang der nachrömischen britischen Stämme erzählen. Im 6. Jahrhundert jedoch verändert sich die Situation radikal. Zunächst einmal fassten die germanischen Angeln, ein weit vorausziehender Teil jener Angelsachsen, die sich anschickten, Südbritannien zu übernehmen, an der Küste von Gododdin und Bryneich Fuß. Dann gründeten die gälischen Skoten aus Dalriada in Ulster einen ähnlichen Außenposten an der nordwestlichen Küste in der Nähe, aber etwas oberhalb von Dumbarton Rock. Seitdem hing die Zukunft des *Intervallum* vom Ergebnis der Auseinandersetzungen zwischen vier Völkern ab: den ansässigen Briten und Pikten und den neu angekommenen Angeln und Skoten. Dreihundert Jahre später traten als fünfte Partei in der Endphase dieses Gerangels die Wikinger als wichtiger Katalysator auf.

Laut Beda »trat Ida seine Herrschaft im Jahr 547 an«. Nach Auskunft des walisischen Mönches, der nach Beda lebte und im fernen Gwynedd die *Historia Brittonum* zusammenstellte, »vergrößerte Ida Berneich um Din Guauroy«.[27] Ida Flamdwyn (der Flammenträger) war ein Angelsachse aus dem Süden. Berneich oder Bryneich war der ursprüngliche britisch/keltische Name des Reiches, das er und seine Nachkommen regierten und anglisierten und das allgemein unter seiner lateinischen Bezeichnung *Bernicia* bekannt ist. Din Guauroy war der britische Name der beeindruckenden und praktisch uneinnehmbaren Burg in Bamburgh.

Zunächst gründeten Idas Angeln einen kleinen, isolierten

Vorposten. Anders als andere Angelsachsen vermischten sie sich schnell mit den einheimischen Briten – »die einzige erkennbar germano-keltische kulturelle und politische Verschmelzung in Britannien«.[28] Langfristig verfolgten sie, ausgehend von ihrer günstigen Position an der Küste, die Strategie, Verbindungen zu ihren Verwandten im Königreich *Deur* oder Deira im Süden zu knüpfen und ein vereinigtes Reich der Angeln in Northumbria (also »nördlich des Humber«) zu schaffen. Gleichzeitig eroberten sie weiterhin kleine Gebiete auf Kosten der umgebenden britischen Reiche Rheged und Gododdin.

Die gälischen Skoten an der Westküste gingen ähnlich vor. Die Theorie, dass sie in einer einzigen Massenbewegung von Irland her eingewandert seien, ist heute widerlegt: Es ist durchaus möglich, dass es schon sehr viel früher »skotische« (also irische) Siedlungen auf beiden Seiten des North Channel gab. Politisch wichtig jedoch war die Ausweitung des gälischen Königreichs Dalriada von Ulster auf die britische Küste, ein Territorium, das in der Folge »Argyll« oder »Küste der Gälen« genannt wurde und in dem Aedan macGabrain 574 die Regierung antrat. Die groben Umrisse dieser Herrschaft kennen wir, weil der hl. Columban (um 521–597) kurz zuvor eine christliche Gemeinschaft auf der Insel Jona gegründet hatte und dessen Biograf Adamnan eine gut informierte und ausführliche Quelle ist.[29] Die strategischen Anliegen der Gälen von Argyll sind nicht schwer zu erraten: Einerseits zielten sie sicher darauf, die Verbindung zwischen Argyll und Ulster zu stärken, insbesondere indem sie ihre Seemacht entwickelten. Andererseits versuchten sie, ihr Territorium auf Kosten der benachbarten Reiche – vor allem der Pikten im Binnenland und der Briten von Alt Clud – auszudehnen, wurden aber immer wieder in ihre Schranken gewiesen.

Das ist der Kontext eines der vielen Handlungsfäden im großen Rätsel um König Arthur. Wir können es sicher nicht auf diesen wenigen Seiten lösen. Die Literatur zum Thema ist gewaltig, und die dort gezogenen Schlüsse widersprechen einander manchmal vollkommen. So mag es genügen festzustellen, dass es zwei Könige dieses Namens gab, eine schwer greifbare, aber historische Gestalt aus dem 6. Jahrhundert und einen sagenhaften mittelalterlichen Helden, dessen Taten von Barden und Märchenerzählern einer viel späteren Zeit ausgeschmückt wurden. Insgesamt gibt es eine deutliche Tendenz von Arthur-Fans aus England,

davon auszugehen, dass er in England lebte und kämpfte, und von Arthur-Fans aus den Grenzregionen, zu beweisen, dass er aus *Marchidun* alias Roxburgh stammte. Arthur-Fans aus Glasgow lokalisieren ihn entschlossen in Drumchapel, und Arthur-Fans aus dem Clan MacArthur prahlen so sehr, dass es des verstorbenen Generals Douglas MacArthur würdig ist.[30] Allerdings schweigen Beda und Gildas zu dem Thema, während die *Historia Brittonum* dreizehn Schlachtfelder eines »berühmten *dux bellorum«* nennt, die man noch nicht identifizieren konnte. Der historische Arthur war sicher Brite, da er sich durch den Widerstand gegen die Feinde der Briten einen Namen machte. Alles Weitere ist die Suche nach ähnlich klingenden Ortsnamen in einem Wust halbhistorischer Überlieferungen. Dennoch kann man vom jüngsten Lobbying zugunsten der Ansicht, dass Arthur ein Held des Nordens – im Gegensatz zu Südbritannien – sei, nur beeindruckt sein. Die Verwirrung rund um *Damnonia* und *Dumnonia* oder die falsche Zuschreibung walisischer Legenden aus dem »Alten Norden« durch Geoffrey von Monmouth im 12. Jahrhundert kann jeder nachvollziehen. Darüber hinaus kann man nur sagen, dass der Felsen von Dumbarton kaum weniger plausibel ist als Tintagel. Alt Clud war Antiquaren als *Castrum Arturi* bekannt, und in der Nähe findet man heute noch einen *Arthur's Stone* und einen *King's Ridge*.[31]

Lokalhistoriker waren da weniger zurückhaltend.[32] In seinem Buch *Glasgow and Strathclyde* schreibt James Knight überaus anschaulich:

> Sorgfältige Forschung scheint zu zeigen, dass wir, wenn wir die Arthur-Legenden zu ihren Ursprüngen zurückverfolgen, bei einer realen historischen Person landen … dem Anführer eines britischen Bündnisses in Strathclyde im Jahrhundert nach Ninian. Seine Feinde waren die heidnischen Skoten im Westen, die Pikten im Norden und die Angeln im Osten … Als Folge eines Sieges am Bowden Hill (West Lothian) im Jahr 516 teilte er die eroberten Territorien unter drei Brüdern auf, Urien [von Rheged], Arawn … und I lew oder Loth, König der Pikten … Loth war der Vater von Thenaw … der Mutter von Kentigern oder Mungo, dem eigentlichen Gründer von Glasgow und Schutzheiligen der Stadt … Im Jahr 537 bildete sich ein neuer heidnischer Bund unter Modred, Arthurs Neffen, und bei Camelon nahe Falkirk wurde eine große Schlacht ausgefochten, in der beide Anführer fielen und in deren Folge das Christentum in Schottland eine ganze Generation lang unterdrückt wurde.[33]

Was auch immer wir davon halten, jedenfalls kommt hier der hl. Mungo ins Spiel, auch Kentigern, der »Oberste Herr«, genannt. Als einer der beliebtesten Heiligen des mittelalterlichen Britannien lebte er im 6. Jahrhundert und

starb als »sehr alter Mann« um 613. Wenn die *Catholic Encyclopedia* mit dem dort angegebenen Geburtsjahr 518 recht hat, könnte er fünfundneunzig Jahre alt geworden sein. Festeren Boden unter den Füßen hätten die Historiker, wenn seine Vita, im 12. Jahrhundert von einem Mönch verfasst, nicht einfach eine konventionelle Heiligengeschichte wäre – eine bunte Mischung aus Fakten, unglaubwürdigen Geschichten und zweifelhaften Berichten von Wundertaten.[34]

Angeblich wurde der Heilige am Strand von Culross in Fife geboren. Seine Mutter Tenew, Königin von Lleddiniawn, war in einem kleinen Ruderboot ausgesetzt worden – so wollte ihr Ehemann sie für einen Ehebruch strafen. Sie wurde irgendwie vom hl. Servanus gerettet, der zwar eigentlich ein Jahrhundert später lebte, aber dennoch das Kind sah und es auf Altwalisisch *Mwn gu*, »Mein Lieber« nannte. Nach seiner Ausbildung durch die Mönche in Culross kam Mungo entweder nach Rheged oder nach Dumbarton Rock. Einem Bericht zufolge soll er zu Fuß zum Clyde gewandert sein, um den Leichnam eines alten Mannes auf einem von zwei wilden Stieren gezogenen Karren zum christlichen Friedhof am Bach Molendinar am Fuße des Felsens in Dumbarton zu bringen, wo er den unbekannten Titel eines »Bischofs von Nordbritannien« annahm.

Seine wichtigsten Jahre verbrachte Mungo in Gwynedd, wohin er auf Einladung des hl. Dewi oder David kam, des Schutzpatrons von Wales und Begründers des walisischen Klosterwesens. Mit Davids Hilfe gründete er eine Kirche in Llanelwy, in der der hl. Asaph als Diakon diente; Llanelwy ist das heutige St. Asaph in Flintshire. Um 580 wurde Mungo von Roderick oder Rhydderch Hael, einem König von Alt Clud in der 5. oder 6. Generation nach Ceredig, nach Clydeside zurückgerufen. Auf Rhydderchs Bitte hin gründete er eine Kirche in Glas-gau, der »blau-grünen Wiese«, starb in einem gesegneten Alter und wurde in der Krypta beigesetzt. Sein Grab wurde – wie nicht anders zu erwarten – zur Pilgerstätte.

Mungos Wunder, die in der Überlieferung der folgenden Jahrhunderte ihre endgültige Form bekamen, kann man sich am besten mit Hilfe eines Reims merken: »Hier ist der Vogel, der nie flog, hier ist der Baum, der sich nie bog. Hier ist die Glocke, die nie klang, hier ist der Fisch, der niemals schwamm.«[35] Die vier Symbole Vogel, Baum, Glocke und Fisch finden sich im modernen Stadtwappen von Glasgow wieder. Der Vogel steht für den zahmen Spatzen des hl. Servanus, den Mungo wieder zum Leben erweckte. Der

Baum repräsentiert einen toten Ast, dem Mungo die Fähigkeit verlieh, in Flammen aufzugehen. Die Glocke brachte Mungo angeblich von seiner Reise nach Rom mit, und der Fisch ist ein Lachs, unsterblich geworden in der Sage »Vom Lachs und dem Ring«:

Vor langer, langer Zeit nahm sich König Rhydderchs Königin Languoreth einen heimlichen Geliebten, einen jungen Soldaten. Als Unterpfand ihrer Liebe gab sie dem Soldaten dummerweise einen Ring, den ihr Ehemann ihr zuvor geschenkt hatte. Als der König den Ring am Finger des Soldaten sah, gab er ihm Wein und entwaffnete ihn. Er nahm den Ring an sich und warf ihn in die Fluten des Clyde. Dann verurteilte er den Soldaten zum Tode und warf die Königin in ein Verlies. In ihrer Verzweifelung wandte sich die Königin an den hl. Mungo um Rat. Der Heilige schickte sofort einen Diener los, der den ersten Fisch, den er im Fluss fangen würde, zu ihm bringen sollte. Er kam mit einem Lachs zurück, in dem man, als man ihn aufschnitt, den fehlenden Ring fand. Der Zorn des Königs war besänftigt. Er begnadigte den Soldaten und vergab der Königin.[36]

In manchen Berichten tragen Rhydderch und Languoreth die Bezeichnung »Herren von Cadzow«, einer Ortschaft südlich von Glasgow, in der später eine königliche Burg stand und die in moderner Zeit der Sitz der Herzöge von Hamilton war. Mungo taucht auch in manchen Geschichten der Arthur-Sage auf; man hat bei Textanalysen Ähnlichkeiten zwischen der Sage »Vom Lachs und dem Ring« und der Liebesgeschichte von Lancelot und Guinevere gefunden.

Es steht allerdings außer Frage, dass Urien, der König von Rheged, zu Mungos Zeit der mächstigste Herrscher war. Uriens lateinischer Name lautete *Urbigenus* oder »Stadtgeborener«, was auf einen gewissen Grad *an Romanitas* hindeutet. Er herrschte über ein Reich, das sich von den südlichen Rändern Glas-gaus bis zur Umgebung von *Mancunium* erstreckt, wo ein Vorposten namens Reged-ham (das heutige Rochdale) seine Macht bezeugte. Der Königssitz befand sich in Dun Rheged (Dunragit) in Galloway; die wichtigste Stadt war Caer Ligualid (Carlisle), die wichtigste Kommunikationsader der Solway, der aufs offene Meer und nach Irland führte. Urien verdiente sich den altwalisischen Beinamen *Y Eochydd*, »Herr der Kabbelung«, was vermuten lässt, dass Rheged ebenso wie Alt Clud und Dalriada eine bedeutende Seemacht war.

Im späten 6. Jahrhundert erkannten die Briten des Nordens die von den Angeln ausgehende Gefahr, und Urien schmiedete eine große Koalition gegen die Eindringlinge. Zu seinen Verbündeten gehörten Rhydderch Hael von Alt Clud, Guallauc aus Lennox, Morgant von Süd-Gododdin, Aedan macGabrain von Argyll und König Fiachna von Ulster. Im Jahr

590 machten sie sich auf, Bernicia von der Landkarte zu tilgen. Die Iren erstürmten irgendwie die Höhen von Bamburgh, und die verbliebenen Reste der Garnison fanden Zuflucht auf Medcaut, der »Insel der Gezeiten«, wie die Angeln Lindisfarne nannten. Urien begann eine Belagerung der Insel. Er stand kurz vor einem völligen Sieg, als er einem Hinterhalt des eifersüchtigen Morgant zum Opfer fiel. Die Einheit der Briten löste sich auf, und die Ambitionen des Königreichs Rheged endeten.

Auch die Königslisten für das 6. Jahrhundert, *etwa Bonedd Gwyr y Gogledd*, »Die Abstammung der Männer des Nordens«, enthalten für Alt Clud nur einen einzigen eindeutig zuzuordnenden Namen und eine Handvoll zweifelhafter. Genau wie die Historizität des Ceredig (Coroticus) durch Verbindungen zum hl. Patrick belegt ist, wird die Existenz Rhydderch Haels durch seine Bande zum hl. Columban bestätigt. Adamnan berichtet, der hl. Columban habe den Königshof von Dumbarton Rock besucht, und er macht Rhydderch zum Gegenstand einer Prophezeiung des Heiligen:

Eines Tages schickte der König, ein Freund des heiligen Mannes, Lugbe moccu Min zu diesem mit einer Art Gelieimbotschaft … da er wissen wollte, ob er von seinen Feinden niedergemacht würde oder nicht. Als Lugbe vom Heiligen über den König und seine Herrschaft und sein Volk befragt wurde … sprach der Heilige: »Niemals wird er den Händen seiner Feinde ausgeliefert werden, vielmehr wird er zu Hause auf seinem eigenen Federbett sterben.« Diese Vorhersage über König Roderc wurde voll erfüllt. Denn gemäß dem Wort des Heiligen starb er in seinem eigenen Bett einen friedvollen Tod.[37]

Rhydderch Hael kommt in *Bonedd Gwyr y Gogledd* vor, und seine Regierungszeit wird üblicherweise mit um 580 bis 618 angegeben, damit sie mit den Lebensdaten des hl. Columban in Einklang steht. Adamnan beschreibt ihn als *filius Tothail* und gibt damit für Rhydderchs Vater Tutagual eine Regierungszeit irgendwo zwischen 560 und 580 vor. Alle weiteren Identifizierungen jedoch sind hoffnungslos. Und auch bei Rhydderchs Nachfolgern stochern die Historiker weitgehend im Nebel. Dumnagual Hen, Clinoch und Cinbellin sind Namen ohne Daten und Gesichter. Es werden nicht weniger als fünf Fürsten namens Dumnagual aufgeführt. Einer von ihnen, der offenbar drei Söhne hatte, könnte möglicherweise der Vater des Chronisten Gildas gewesen sein.[38]

Im 7. Jahrhundert wurde der Alte Norden durch religiöse Dispute wie auch durch schwere Kämpfe erschüttert. Die

Deutungen gehen zwangsläufig auseinander, aber alle Kommentatoren stimmen darin überein, dass die Schlachten von Catraeth, Whitby und Nechtansmere wichtige Meilensteine der Geschichte der Region waren.

Die Schlacht von Catraeth um das Jahr 600 war ein Nebenprodukt der fortgesetzten Feindschaft zwischen Briten und Angeln. Verschärft wurde der Konflikt noch durch die Befürchtungen der keltischen Kirche, die sicher von der römischen Mission des hl. Augustinus von Canterbury in Südbritannien erfahren hatte.[39] Die Krise spitzte sich nur zehn Jahre nach Uriens Ermordung wieder zu. Diesmal war es Yrfai, Sohn des Wulfsten, Herr von Nordgododdin, der das Bündnis zusammenrief. Er lud dreihundert Krieger nach Dun Eidyn, bewirtete sie monatelang festlich und zog dann mit ihnen in die Schlacht. Fürsten aus Piktland und Gwynedd schlossen sich ihm an. Gleiches tat auch Cynon, Sohn von Clydno Eidyn, Herr von Alt Clud, dessen Name eine Verwandtschaft mit Yrfai vermuten lässt. Das Bündnis schickte eine berittene Elitetruppe weit nach Süden, über Bernicia und über den Hadrianswall hinaus in die östlichen Länder Rhegeds. Sie nannten sich selbst *Y Bedydd* – »die Getauften« – und nahmen für sich in Anspruch, den alten Glauben gegen die anglischen *Gynt* oder »Heiden« zu verteidigen. Ihre Heldentaten sind im größten aller frühen altwalisischen Epen aufgezeichnet. Der Anfangssatz in der einzigen erhaltenen Handschrift, dem sogenannten *Buch Aneirins*, gibt den Namen des Gedichts und seines Autors an:

Hwn yw e gododdin, aneirin ae cant.[40]
(Dies ist das Gododdin, Aneirin sang es.)

Es folgt eine lange Sammlung von Elogien auf die gefallenen Krieger. Einer von ihnen wurde Madauc oder Madawg genannt:

Ni forthïnt ueiri molüt nïuet,
ractria riallü trin orthoret,
tebïhïc tan teryd druï cïnneüet.
Dïu Maurth guisgassant eü cein dühet
Diu Merchyr bü guero eü cïtunet …

Die Anführer wahrten den Lobpreis der verdienten Ehre
wie ein helles Feuer, das gut angefacht wurde.
Am Dienstag legten sie ihre dunkle Deckung an.
Am Mittwoch war ihr gemeinsames Ziel bitter.
Am Donnerstag wurden Gesandte als Pfand geschickt.
Am Freitag wurden Leichen gezählt.

Am Samstag handelten sie rasch gemeinsam.
Am Sonntag wurden ihre roten Klingen neu verteilt.
Am Montag sah man einen Strom von Blut, hoch bis zum Oberschenkel.
Ein Mann von Gododdin erzählt, dass, als sie zurückkamen
vor Madawgs Zelt nach dem erschöpfenden Ende der Schlacht,
nur einer von hundert zurückkehrte.[41]

Wie viele Fachleute festgestellt haben, besitzen Kriegerethos, poetische Überspitzung und der konkret erfahrbare Kult des Todes und des Blutbads eine zeitlose Qualität. Dies sind Kelten, die gegen Angeln kämpfen, aber ohne allzu viele Veränderungen könnte es sich auch um die Schar Agamemnons vor Troja handeln. Der Herr von Alt Clud ritt in der Vorhut:

Moch arereith ï – immetin
pan – crïssiassan cïntäränn i-mbodin …

Er erhob sich früh am Morgen
Als die Anführer der Hundertschaften sich eilten, das Heer aufzustellen,
Bewegte sich von einer vorgeschobenen Stellung zur anderen.
An der Spitze von einhundert Männern sollte er der Erste sein, der tötete.
So groß war seine Sehnsucht nach Leichen
Wie nach Met oder Wein.
Es war mit blankem Hass,
Dass der Herr von Dumbarton, der lachende Krieger, Den Feind tötete.[42]

Doch diesmal blieb ihm das Lachen im Halse stecken. Die Vorhut der anglischen Truppen hatte sich zurückgezogen und ihre Gegner in die Marschrichtung einer zweiten anglischen Armee gelockt, die von Deira heraufzog. Bei Catraeth (dem heutigen Catterick) stießen sie aufeinander. Es war ein entsetzliches Blutbad, selbst für eine Gesellschaft, die vom Krieg lebte, und das nordbritische Heer wurde aufgerieben: nur einer der dreihundert Anführer kehrte zurück. Yrfai und Cynon und die meisten ihrer Gefährten wurden erschlagen:

E tri bet yg Kewin Kelvi …

Die drei Gräber auf den Höhen von Celvi,
Die Eingebung hat sie mir bezeichnet:
[Sie sind] das Grab Cynons mit den wilden Brauen,
Das Grab Cynfaels und das Grab Cynfelis.[43]

Damit war der Weg frei für die Angeln, die ihren unerbittlichen Vormarsch wieder aufnahmen.

Die politischen Folgen der Schlacht bei Catraeth zeigten sich in den nächsten Jahrzehnten. Die Angeln von Bernicia strömten nach Norden und überrannten Gododdin – schon

631 war aus Dun Eidyn Edinburgh geworden (*burgh* mit der Bedeutung »Festung« war einfach eine Übersetzung des keltischen *dun).* Und sie nahmen den Angriff auf Rheged wieder auf, den Urien hatte bremsen können. In einer früheren Auseinandersetzung hatten die Männer von Deira den Bewohnern von Luguvalium bei Aderydd (dem heutigen Arthuret nahe Longtown in Cumbria) eine ähnliche Niederlage wie in Catraeth beibringen können und hatten Myrddin (Merlin), den Barden der Stadt, angeblich gezwungen, Zuflucht im »Wald von Cellydon« (was sehr nach Caledonia, der lateinisch-keltischen Bezeichnung für Schottland klingt) zu suchen. Jetzt konnten die Angeln mit doppelter Heeresmacht nach Rheged einziehen und furchtbare Rache üben. Ihnen folgten Siedler, die sich auf Dauer dort niederließen.

Uriens Königslinie verschwindet aus der Geschichte. Der letzte König von Rheged, der vertriebene Llywarch Hen, findet am walisischen Hof von Powys Aufnahme, und Rheged selbst geht unter. Binnen kurzem ist die Präsenz der Angeln im Norden von einer Küste bis zur anderen gesichert; Bernicias Expansionsdrang lebt wieder auf; und die Briten von Dumbarton Rock sind noch immer von ihren Landsleuten abgeschnitten.

Der religiöse Konflikt spitzte sich in den 660er-Jahren zu. Auslöser waren oft religiöse Riten oder theologische Fragen, wie etwa die Berechnung des Osterfestes, doch im Grunde ging es um einen brutalen Machtkampf. Der Norden war von keltischen Missionaren bekehrt worden; von Ninian, Columban und Rhun, dem Sohn Uriens und Bischof von Luguvalium, der angeblich Edwin von Northumbria getauft hatte, und von dem Iren Aidan, der um 635 den Bischofssitz Lindisfarne einrichtete. Doch die römische Mission, die eng mit der Expansion der angelsächsischen Macht verbunden war, setzte sich unerbittlich durch. Im Jahr 664 rief Oswy von Northumbria, der weitaus stärker war als seine Vorgänger, die Synode von Whitby zusammen. Trotz seiner persönlichen Beziehungen zum keltischen Christentum entschied er sich zugunsten der römischen Partei und ernannte den hl. Wilfrid zum Bischof von Northumbria. Von diesem Zeitpunkt an marschierte die anglische Regierung Hand in Hand mit dem römischen Glauben. Nach nur fünf Jahren behauptete Wilfrid, er sei »Bischof von Piktlandes«. »Es stellte sich heraus, dass Gott neben Latein auch Englisch sprach, aber nicht Gälisch.«[44]

Es stellte sich auch heraus, dass Wilfrid allzu optimistisch gewesen war. Nechtansmere, der anglische Name einer Stätte, die die Briten entweder *Llyn Garan*, »Reiherteich«, oder *Dunnicken*, die »Festung des Nechtan« nannten, liegt ein gutes Stück nördlich des Firth of Forth, nahe Forfar in der heutigen Grafschaft Angus. Beda erwähnt den Ort in Verbindung mit dem Beginn des Niedergangs von Northumbria, denn dort in Nechtansmere wurde um drei Uhr am Samstagnachmittag, dem 20. Mai 685, das Heer des Ecgfrith, Sohn des Oswy, König von Northumbria, durch die verbündeten Truppen von Piktland und Alt Clud unter einem Kriegerhäuptling mit dem großartigen Namen Bridei map Bili aufgerieben. Ecgfrith und seine gesamte königliche Leibgarde wurden niedergemacht. »Als der König … im darauffolgenden Jahr unüberlegt ein Heer in das Land der Pikten führte, um es zu verwüsten, wurde er durch die Feinde … in die Enge unzugänglicher Berge geführt und mit dem größten Teil der Truppen, die er mitgebracht hatte, … getötet.«[45] Die Angeln sah man in dieser Gegend nie wieder.[46]

Brideis Sieg wurde, ungewöhnlich für die »Dunklen Jahrhunderte«, sogar mit einem erhaltenen Denkmal, dem sogenannten Skulpturenstein von Aberlemno, gefeiert. Er steht auf einem Friedhof nur knapp zehn Kilometer vom Schlachtfeld entfernt und zeigt als einziger piktischer Symbolstein eindeutig eine Schlacht:

> [Die Darstellung] liest sich wie ein Comicstrip in einer Zeitung mit vier von oben nach unten angeordneten Szenen. In der ersten jagt ein Berittener, der vielleicht Bridei sein soll, einen anderen Krieger zu Pferde. Auf der Flucht hat der Letztere Schild und Schwert weggeworfen. Dieser Mann könnte Ecgfrith sein … der sich umwendet und flieht in dem Moment, als ihm klar wird, dass er in einen Hinterhalt geraten ist. Durch seinen Helm ist der flüchtende Krieger als Northumbrier zu identifizieren. Bei Ausgrabungen am Coppergate in York wurde ein sehr ähnliches Exemplar, abgerundet mit langem Nasenschutz, gefunden.“[47]

Die zweite Szene zeigt Ecgfrith oder einen anderen Northumbrier zu Pferde mit der gleichen Art Helm, wie er eine Gruppe piktischer Fußsoldaten angreift. Der Bildhauer verstand offenbar etwas von Kriegstaktik, denn er stellte die Männer sorgfältig in der richtigen Schlachtformation in drei Reihen dar. Vorn stand ein Krieger mit Schwert und einem runden, gebogenen Schild mit vorspringendem Buckel. Wenn die Reiterei der Gegner angriff, musste er der Wucht des Zusammenpralls standhalten. Zu seiner Unterstützung stand ein weiterer Mann direkt hinter ihm mit einem langen Speer,

der weit über die erste Reihe hinausragte. Hinter den beiden Kriegern, die den Feind angriffen, stand ein dritter Speerträger in Reserve. Die ganze langgezogene Schlachtlinie entlang sollte eine Reihe blitzender Speerspitzen die Angreifer abschrecken und die Pferde dazu bringen, dass sie scheuten oder den Angriff verweigerten. In einer dritten Szene im unteren Teil des Steins stehen Bridei und Ecgfrith einander zu Pferde gegenüber. Ecgfrith scheint gerade seinen Speer zu schleudern, während Bridei sich bereit macht, ihn abzuwehren. Und in einem letzten Akt, ganz unten in der rechten Ecke, liegt Ecgfrith tot auf dem Schachtfeld. Ein Aas fressender Rabe, das Symbol der Niederlage, pickt an seinem Hals.

Der Skulpturenstein von Aberlemno ist Ausdruck des piktischen Nationalstolzes. Er entstand ein Jahrhundert nach dem großen Sieg und verkündete eine ebenso schlichte wie kraftvolle Botschaft: Piktland ist anders. Und im Jahr 685 »war diese einzigartige Identität durch Waffengewalt bewahrt worden«.[48]

Es gibt keinen Grund, die Kontinuität von Alt Clud im 7. Jahrhundert infrage zu stellen, doch alle Königsnamen sind zweifelhaft, und man kann gewisse Überlappungen mit den Herrschern von Piktland feststellen. Rhydderch Hael scheint keine Söhne gehabt zu haben. Der Thron ging auf Nwython (Neithon, Nechtan) über, der möglicherweise mit Nechtan, König des piktischen Fortriu, identisch ist († um 621), nach dem vielleicht Nechtansmere benannt wurde. Nwython war der Vater von Beli (oder Bili I.) und Großvater von Ywain (Owen, Owain) wie auch von Brude (Bridei). Owen von Dumbarton Rock ging im Jahr 642 als Sieger aus der Schlacht von Strathcarron hervor, in der der König von Dalriada fiel, während sein Bruder oder Halbbruder Bridei map Bili, der in Fortriu regierte, bei Nechtansmere siegte.[49] Hinweise auf eine weitere Reihe zweifelhafter Namen tauchen von Zeit zu Zeit in den *Annalen von Ulster* auf, was zeigt, dass die Monarchen von Alt Clud in ihrer Rivalität mit Dalriada nicht zögerten, den Krieg auch über das Meer nach Irland zu tragen.

Nechtansmere hatte bleibende Folgen. Die Schlacht beendete eine Phase, in der das Kriegsglück an der anglisch-piktischen Grenze mal diesem, mal jenem hold gewesen war und das Grenzland mehrmals den Besitzer gewechselt hatte. Doch nach Nechtansmere wichen sowohl die Pikten wie auch die Briten von Dumbarton Rock nicht mehr von der Stelle.

Die Angeln ließen sich dauerhaft im Süden des Firth of Forth nieder und wagten sich nicht über ihre Festung in Stirling hinaus. Sie kolonisierten Galloway und das frühere Aeron (Ayrshire) im Südwesten, aber sie kamen nicht bis zum Clyde. In ihrem Siedlungsgebiet führten sie ihren besonderen Dialekt des Altenglischen ein, der gemischt mit lokalen Dialekten zur Entstehung einer Sprache namens »Lallans« oder »Lowland Scots« führte.[50] Fortan trugen nördlich und westlich der Angeln die gälischen Skoten, die Pikten und die Briten einen neuen dreiseitigen ethnischen Wettstreit aus. Grob gesagt gewannen die Skoten darin die Oberhand über die Pikten, bevor die Piktoskoten die Briten übermannten. Das Ganze dauerte vielleicht 250 Jahre.

Das 8. und die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts sind die dunkelsten überhaupt. Historische Aufzeichnungen über die langen Jahrzehnte zwischen Nechtansmere und den Einfällen der Wikinger sind dünn gesät. Trotz gelegentlicher Lichtblicke ergibt sich keine durchgehende Geschichte. Während die northumbrischen Angeln sich südlich von ihnen verschanzten und die sich bekriegenden Skoten und Pikten im Norden allmählich zusammenwuchsen, waren sich die Briten am Clyde selbst genug. Es gab keine berühmten Herrscher, keine gewaltigen Schlachten, keine im Gedächtnis haftenden Gedichte, keine erhaltenen Chroniken. Die Quellen bieten keine Anhaltspunkte etwa zum Thema Seemacht. Man hört nichts von Expeditionen über das Meer. Man weiß nichts über die Größe der bewaffneten Patrouillen, die womöglich am Firth of Clyde aufgeboten wurden, um die Schifffahrt zu überwachen und die Steuereintreiber des Königreichs zu schützen. Nichts von alledem hat überlebt, wenn man von gelegentlichen Bemerkungen in Texten, die das Handeln anderer beschreiben, einmal absieht. Von den verschiedenen Völkern, die an der Entstehung Schottlands beteiligt waren, »sind es die Briten, über die man am wenigsten weiß und über die am wenigsten geschrieben worden *ist*«.[51]

Über die territoriale Ausdehnung des Königreichs von Alt Clud kann man für einen Großteil dieser Zeit deshalb nur spekulieren. Nach dem Fall von Rheged und Gododdin blieben die Nachbarn des Königreiches dieselben. Im Westen und Nordwesten kontrollierten die Skoten von Dalriada die meisten Inseln und Landzungen. Der außergewöhnliche *Senchus* oder das »Register« von Dalriada – eine Art Vorläufer des *Domesday Book* – zeigt, dass Kintyre zu den wichtigsten Regionen zählte.[52] Es lässt im Umkehrschluss

auch vermuten, dass die Steuereintreiber von Alt Clud nicht weiter als bis Bute und Arran kamen.

Die Hauptsorge war wohl darauf gerichtet, die Seewege des Firth zu sichern. Im Norden markierte der *Clach nam Breatan* oder »Britische Stein«, der noch immer in Glen Falloch über der Nordspitze von Loch Lomond zu sehen ist, die traditionelle Trennlinie zu den Pikten. Jenseits davon lagen das fruchtbare Strathearn-Tal und die piktische Provinz Fortriu. Im Osten und Süden grenzte Alt Clud an Northumbria. Es umfasste die Täler der Zuflüsse und die umliegenden Höhen des Clyde-Beckens, aber nicht viel mehr. Ein wichtiger Grenzposten befand sich wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Kelvinhead, ein anderer in der Nähe von Beattock. Die internen Kommunikationswege waren kurz, sei es über den Fluss oder über das Meer. Es gab Land für den Ackerbau und die Viehzucht, außerdem Wald. Der Ring der Hochlandhügel bot ein geschütztes Klima und gute Verteidigungslinien.

Doch im Großen und Ganzen verfügte das Königreich nicht über die gleichen Ressourcen wie die Nachbarstaaten. Northumbria war mindestens doppelt so groß. Der Zusammenschluss der Pikten und der Skoten sollte eine weitere große Macht hervorbringen. Im Laufe der Zeit wurde es für das Königreich von Alt Clud immer schwerer, Schritt zu halten. Alles weist darauf hin, dass Dalriada über beträchtliche Seefahrtskapazitäten verfügte.[53] Man darf annehmen, dass die Herren von Dumbarton Rock ähnliche Vorkehrungen zu treffen suchten, aber nicht mithalten konnten.

Zur Zeit der Schlacht von Nechtansmere war Piktland noch heidnisch gewesen, und das Christentum im Norden fand erst allmählich zu einer gewissen Form. Eine Zeit lang konkurrierten die northumbrischen Angeln bei der Bekehrung der Pikten mit den Skoten von Dalriada, und das Ende ihrer eigenen territorialen Expansion bedeutete noch nicht das Ende ihrer religiösen Ambitionen. Die ersten beiden Amtsinhaber eines northumbrischen Bistums in Whithorn waren Penthelm, »Anführer der Pikten«, und Pentwine, »Freund der Pikten«. Whithorn grenzte nicht an Piktland, aber eine gewisse christliche Mission gehörte offenbar zum Auftrag des Bistums. Zur gleichen Zeit vertrieb Nechtan, König der Pikten (reg. 706–724), die Mönche von Iona und bat Bedas Vorgesetzten, den Abt von Jarrow, um Rat, wie man eine Kirche nach römischem Vorbild gründen

könne. Später schrieb man ihm pauschal die Bekehrung von Piktland zu. Tatsächlich aber führte er wahrscheinlich nur flächendeckend den römischen Ritus ein. Sein Nachfolger Oengus I. (reg. 729–761) ging einen Schritt weiter, holte die Reliquien des hl. Andreas aus Byzanz und errichtete ihnen eine Kultstätte an der Küste ganz im Osten seines Landes. Für die Menschen in Alt Clud, die den hl. Mungo verehrten, änderte sich dadurch allerdings wohl nichts.

Das Jahr 731 ist das Datum des eindeutigsten Hinweises auf Alt Clud überhaupt. In seiner *Kirchengeschichte des englischen Volkes* erwähnt Beda, der nur vier Jahre später starb, den Firth of Clyde *»ubi est civitas Brettonum muniüssima usque hodie quae vocatur Alcluith«*, »wo sich eine Stadt der Briten befindet, die bis zum heutigen Tag stark befestigt ist und Alcluith heißt«. An anderer Stelle nennt er *»urbem Alcluith, quod lingua eorum significavit Petram Cluit; est enim iuxta fluvium nominis illius«*, »die Stadt Alcluith, was in ihrer Sprache Felsen des Clyde heißt; sie liegt nämlich am Fluss dieses Namens«. Er hält auch fest, dass sich das Westende des Antoninuswalls in der Nähe befindet. Beda lebte in Jarrow, nicht einmal 300 Kilometer entfernt. Seine Aussage, dass Alcluith »bis zum heutigen Tag« stark befestigt war, ist ein schlagender Beweis dafür, dass Dumbarton Rock bewohnt war und aktiv verteidigt wurde.[54] Zwanzig Jahre später finden wir einen weiteren kurzen, aber eindeutigen Hinweis im walisischen *Brut y Tywysogion*, der »Fürstenchronik«:

DCCL. Deg mlyned a deugeint a seith cant oed oet Crist pan vu y vróydyr róg y Brytanyeit ar Picteit yg góeith Maesydaóc, ac lladaód y Brytanyeit Talargan brenhin y Picteit. Ac yna y bu uaró Teódór map Beli.

Siebenhundertfünfzig war das Jahr Christi, als die Schlacht zwischen den Briten und den Pikten stattfand, der Kampf bei Maesydog, und die Briten Talargan, den König der Pikten, töteten. Und dann starb Tewdwr, Sohn des Beli.[55]

Diese kryptische Nachricht stimmt mit anderen Informationsschnipseln walisischer wie irischer Herkunft überein. Teudebur map Beli, Sohn von Beli II., König von Alt Clud, kommt in den *Harleian Genealogies* als ein Zeitgenosse des Oengus macFerguson von Piktland vor, dessen Bruder Talorgen in Maesydaóc/Mygedawc – wohl das heutige Mugdock auf halbem Weg zwischen Dumbarton und Stirling – starb. Die irischen *Annalen* von *Tigernach* notieren den Tod von »Taudar mac Bili, ri Alo Cluaide« auf das Jahr 752.[56] Mit

dem Tod von König Teudebur/Taudar begann eine Zeit dynastischer Unruhen. Den umkämpften Thron sicherte sich zunächst der Sohn des verstorbenen Königs, Dynfwal (Dumnagual) map Teudebur, doch fast sofort fielen die verbündeten Krieger der Pikten und Angeln wie Aasgeier in sein Königreich ein. Am 1. August 756 übergab König Dynfwal Dumbarton Rock an Oengus, König der Pikten, und Eadberht, König von Northumbria; die Bedingungen dieser Unterwerfung kennen wir nicht. Nur zehn Tage später wurden Eadberht und sein Heer auf dem Rückmarsch »zwischen *Ouania* und *Niwanbrig*« plötzlich vernichtend geschlagen. Der einzige mögliche Übeltäter war Oengus, den ein Nachfolger Bedas als »tyrannischen Schlächter« bezeichnet, ohne ihn allerdings direkt dieses hinterhältigen Verbrechens anzuklagen. Der Fluss *Ouania* oder Avon, ein walisischer Name, war wohl der Avon in West Lothian, und *Niwanbrig* oder »Newbridge«, ein anglischer Name, lag irgendwo jenseits der Grenze zu Northumbria. Die piktisch-northumbrische Allianz war dahin, und das Königreich Alt Clud bekam noch einmal eine Atempause.

Eine ständige Bedrohung stellte allerdings das Bündnis zwischen Pikten und gälischen Skoten dar, dem zweifellos auch die letzte Christianisierungsphase des Piktlandes Vorschub leistete. Es ging dabei um drei parallel ablaufende Vorgänge. In der kulturellen Sphäre lieferten die gälisch sprechenden Skoten, die schon lange Christen waren, den gebildeten Klerus, der die Bekehrung vorantrieb. Es fiel ihnen vermutlich nicht schwer, ihren piktischen Konvertiten nicht nur ihre religiösen Überzeugungen, sondern auch ihre Sprache zu vermitteln. (Ihren Erfolg kann man vielleicht mit dem der angelsächsischen Geistlichen vergleichen, die später die heidnischen Dänen des Danelag christianisierten und zugleich anglisierten.) Zeitgleich wanderten in der geografischen Sphäre die Gälen ostwärts, mischten sich mit den Pikten und bildeten einen stabilen skotischen Siedlungsgürtel von Argyll bis Fife. Als die erste erhaltene Liste der Provinzen Piktlands geschrieben wurde, trugen zwei von ihnen gälisehe Namen. *Atholl*, was »Neuirland« bedeutet, liegt östlich der gebirgigen Wasserscheide; *Gobharaidh* oder »Gowrie« liegt nördlich des Tay rund um das heutige Perth. In der politischen Sphäre entstanden noch engere Beziehungen zwischen den Herrscherhäusern Dalriadas und Piktlands, bis sich die Unterschiede völlig verwischten. Da Edinburgh noch lange in northumbrischer

Hand blieb, entstand die Hauptstadt des aufstrebenden Königreichs in Dunkeld. Der heilige Krönungsstein wurde in der nahe gelegenen Abtei Scone untergebracht.[57] Aus Sicht der Nordbriten entstand hier durch die Verbindung zweier alter Feinde ein neuer und noch gefährlicherer Rivale.

Die Manöver, durch die sich die gälischen Dynasten von Dalriada mit ihren Pendants in Piktland zusammenschlossen, kann man heute nicht mehr genau nachvollziehen. Ein piktischer König, Oengus I. macFerguson, stammte angeblich aus Argyll. Ein anderer, Oengus II. (reg. 820–834), schuf ein Jahrhundert später für kurze Zeit ein gemeinsames Reich, das sich von einem Meer bis zum anderen erstreckte. Doch dann kam es wegen eines Thronfolgestreits zum Bürgerkrieg; und es verging ein Jahrzehnt, bevor der gälische Prätendent, Cinaed mac Alpin, besser bekannt als Kenneth macAlpin (810–858), sich den Thron als »König der Pikten« sicherte. Später schrieb man macAlpin im Allgemeinen die Schaffung des ersten vereinigten »Königreichs Schottland« zu, doch dieser Ruhm gebührt ihm vielleicht gar nicht. Unter seinem Sohn Konstantin I. (reg. 863–877, Gründer von Dunkeld) wurden Argyll und Piktland noch immer als getrennte Einheiten regiert, und womöglich wurde der Zusammenschluss dauerhaft erst unter Konstantin II. (reg. 900–943) vollzogen. »Alba«, der gälische Name des Königreiches, taucht in macAlpins Zeit noch nicht auf; der Name »Schottland« wurde nur von Außenstehenden verwendet.

Irgendwann im Laufe der piktisch-gälischen Verschmelzung wurde der Apostel Andreas zum Schutzpatron des Königreichs Alba. Der Legende zufolge bekam ein König Oengus die Reliquien des Heiligen geschenkt; das Kloster Cennrigmonoid (der Kern des heutigen St Andrews), das zum Zentrum der Verehrung des Heiligen wurde, stammt aus der Mitte des 8. Jahrhunderts. Die Flagge des Königreiches Alba zeigt das weiße Andreaskreuz auf blauem Grund.

Seine Stabilität erlangte der Zusammenschluss vor allem unter dem Druck der Wikingereinfälle. Seeräuber aus Skandinavien drangen gegen Ende des 8. Jahrhunderts unter lautem Getöse ein. Sie segelten von Norden her die Küsten entlang, zerstörten 793 Lindisfarne und 795 Iona, eroberten dann die Isle of Man und siedelten in Irland, Sutherland, Orkney und Shetland. Jener erste Angriff auf Lindisfarne fand einen ähnlichen Widerhall wie die Ankunft Idas des

Flammenträgers 250 Jahre zuvor. Der Autor *der Angelsächsischen Chronik* berichtet angsterfüllt:

AD 793. In diesem Jahr kamen entsetzliche Vorwarnungen über das Land der Northumbrier, die die Menschen ganz jämmerlich erschreckten: das waren große Lichtwände, die durch die Luft sausten, und Wirbelwinde und wilde Drachen, die über das Firmament flogen. Diesen furchtbaren Vorzeichen folgten kurz darauf eine Hungersnot und am sechsten Tag vor den Iden des Januar … grauenvolle Überfälle heidnischer Männer, die in der Kirche Gottes auf der Heiligen Insel eine elende Verwüstung anrichteten, dann Plünderung und Gemetzel.

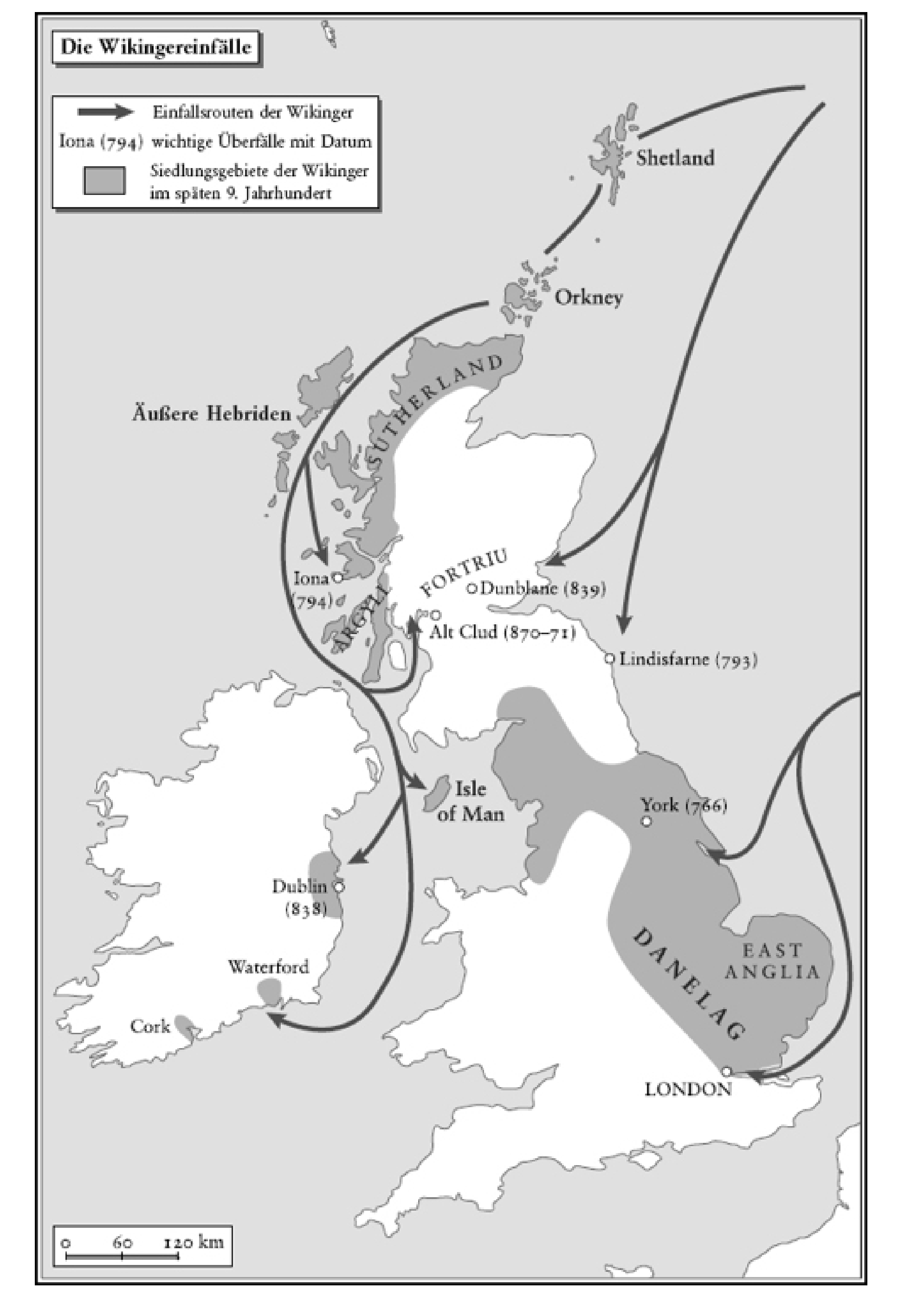
Die Wikinger wollten – wie schon die Skoten und die Angeln vor ihnen – bleiben.

Der Nordwesten Britanniens war besonders verwundbar. In den 830er-Jahren machten die eindringenden Wikinger das unter der Herrschaft Dalriadas stehende Argyll unsicher, verheerten die Küstensiedlungen und drangen plündernd tief ins Binnenland vor. Im Jahr 839 marschierte ein Trupp Wikinger in das piktische Kernland Fortriu ein und tötete die beiden Söhne Oengus' II. Die Nordmänner ließen sich nicht dort nieder, schufen jedoch die nötigen Voraussetzungen für die Thronfolge Kenneth macAlpins, des damaligen Herrschers von Argyll.

Ein noch größeres Durcheinander sollten die Wikinger im benachbarten Königreich Alt Clud anrichten. Kommentatoren schreiben, das Reich von Dumbarton Rock habe in jener Zeit »offenbar unter fremder Herrschaft gestanden« oder sei »anscheinend in den Hintergrund gedrängt worden«.[58] Die näheren Umstände allerdings werden nirgendwo beschrieben. Die »Fremdherrscher« könnten Wikinger oder Pikten gewesen sein, aber auch »Skoten« aus Dalriada, oder vielleicht eine Kombination verschiedener fremder Mächte. Ein einzelner Zwischenfall ist für die Zeit um 849 festgehalten: »Die Briten brannten Dunblane nieder.« Dunblane liegt in Piktland, nahe Stirling. Unter anderem besteht die Möglichkeit, dass die Briten aus Dumbarton Rock sich schon gegen die wachsende Macht einer piktisch-gälischen Vereinigung zu wehren begannen, die in den folgenden Jahrzehnten nur noch stärker werden sollte.

Gegen Ende der 860er-Jahre bestand die Gefahr, dass die Wikinger die gesamten Britischen Inseln überrennen würden. Sie hatten sich eine wichtige Ausgangsbasis in Dublin geschaffen, von wo aus sie nach ganz Irland und an die Westküste Britanniens ausschwärmten. Auch London, East Anglia und Humberside in späteren Danelag standen unter ihrer Herrschaft. Unter den angelsächsischen Reichen

leistete nur Wessex ernsthaften Widerstand. König Alfred von Wessex (reg. 871–899) entkam ihnen nur mit Glück. Weiter im Norden hatten die skandinavischen Plünderer, die den Mersey, den Solway und den Humber hinaufsegelten, eine nordische Gemeinde im Lake District im früheren Königreich Rheged und ein Wikingerreich in York gegründet. Und sie hatten den gesamten hohen Norden Britanniens, den sie ihr »Südland« (Sutherland) nannten, eingenommen. Das frühere Machtgleichgewicht war zerstört, die Zukunft ungewiss. Falls sich die Wikinger durchsetzten, würde sich ganz Britannien in ein weiteres nordisches Reich wie Dänemark oder Norwegen verwandeln. Falls Wessex im Süden oder Alba im Norden wieder erstarkte, konnte vielleicht ein neuer Modus vivendi gefunden werden.



Alle erhaltenen zeitgenössischen Quellen berichten übereinstimmend, dass Dumbarton Rock 870 oder 871 von den Wikingern zerstört wurde. Das genaue Datum kann wegen des Chaos in der jeweiligen Jahreszählung um ein

oder zwei Jahre abweichen. Doch die Chronisten in Ulster, in St Davids und in drei Fassungen der *Annalen von Wales* verwenden alle denselben Namen für das Ziel der Angriffe: Alt Clud (die britische Form); und sie alle verwenden Verben, die eine völlige Vernichtung bezeichnen:

869 …. die Schlacht von Cryn Onen [Ash Hill] fand statt.
870. Achthundertsiebzig war das Jahr nach Christus, und Caer Alclut wurde von den Heiden zerstört.

Deg mlyned athrugeint ac wythgant oed Krist, AC Y TORRET KAER ALCLUT Y GAN Y PAGANYEIT

(Hl. Carodog von Llancarvan, *Brut y Tywysogion* [Fürstenchronik])

869 *an Cat Brin Onnen*
870 *an Arx Alt Clut a gentilibus fracta est.*
871 *an Guoccaun mersus est, rex Cereticiaun*
(Nennius und die *Annalen von Wales)*

870 *an Cat Brionnen annus. Cant Wrenonnen (Ashdown)*
871 *an Arx Alclut a Gentilibus fracta est Alclut fracta est.*
872 *an Guoccaun mersus est Gugan, rex Cereticiaun rex Ceredigean mersus est*
(Annalen von Wales)

Obsesio Ailech Cluathe a Nordmannis, i.e. Amlaiph et Imhar ii regis Nordmannorum obsederunt arcem illam et destruxerunt in fine 4 mensium arcem et predaverunt.
Die Belagerung von Ailech Cluathe durch die Nordmänner; d.h. Olaf und Ivar, zwei Könige der Nordmänner, belagerten jene Burg, und zerstörten und plünderten sie nach vier Monaten.
(Annalen von Ulster)[59]

Wenn wir diese verstreuten Informationen zusammensetzen, können wir eine relativ plausible Geschichte konstruieren:

Es war im Jahr 870, als der nordische König von Dublin, Olaf der Weiße … sich zu einer militärischen Expedition entschloss, um das Königreich der Briten in Strathclyde zu plündern. Er segelte mit einer großen Flotte von Dublin los, fuhr den Firth of Clyde hinauf und belagerte Alclut. Ein weiterer Wikingerherrscher schloss sich ihm an: Ivar Ragnarsson (genannt »Ivar Beinlause« oder »der Knochenlose«) zog von York, das er 867 eingenommen hatte, nach Norden. Die Garnison von Alclut hielt vier Monate lang stand, doch schließlich sah sie sich zur Aufgabe gezwungen, nachdem der Brunnen auf dem Felsen ausgetrocknet war … Die Burg wurde zerstört, und das Königreich der Briten stand den Eindringlingen offen, die über den Winter in Strathclyde blieben, [bevor] sie mit einer Flotte von zweihundert mit Sklaven und Beute beladenen Schiffen zurück nach Dublin segelten. Der König von Strathclyde wurde kurz darauf getötet, und das Reich fiel eine Zeit lang unter die Herrschaft benachbarter Könige.[60]

Die Wikingerflotte segelte mit ihrer Beute davon, zweifellos in Richtung auf den Dubliner Sklavenmarkt. Allerdings

verweisen »Hogback«-Grabsteine im Wikingerstil im nahen Distrikt Govan darauf, dass womöglich einige Wikinger zurückblieben.[61] Zudem gab es auch einheimische Überlebende, und die gedemütigte Monarchie von Dumbarton Rock wurde nicht völlig ausgelöscht. Das genaue Schicksal von König Arthgal ist schwer zu rekonstruieren. Ein Historiker nimmt an, dass er als Gefangener nach Dublin gebracht wurde.[62] Die meisten anderen akzeptieren die Aussage des Chronisten, dass »Arthgal, König der Briten, im Jahr 872 auf Anraten Konstantins, des Sohnes von Kenneth [macAlpin], erschlagen wurde«. Sicher ist, dass der Sohn des britischen Königs, Rhun map Arthgal, mit der Schwester König Konstantins I. verheiratet war oder kurz vor der Eheschließung stand. Die naheliegendste, wenn auch nicht sichere Erklärung wäre, dass Konstantin Rhun während der Abwesenheit seines Vaters als Herrscher eingesetzt hatte und die Dubliner Wikinger dann womöglich mit Hilfe finanzieller Zuwendungen dazu überredete, Arthgal zu töten.[63] Jedenfalls ist klar, dass die Schotten unter Konstantin I. in den frühen 870er-Jahren ihre Vorherrschaft über Alt Clud errichteten, in dem Rhun als abhängiger Unterkönig regierte.

Das walisische *Brut y Tywysogion* drückte es so aus: »Die Männer von Strathclyde, die sich weigerten, sich mit den Engländern zusammenzuschließen, mussten ihr Land verlassen und nach Gwynedd gehen«. Wahrscheinlich verwendete der walisische Chronist das Wort »Engländer« so, wie die Engländer den Begriff »Waliser« benutzten – in der Bedeutung »Fremder«. Die Episode zeigt, was in den »Dunklen Jahrhunderten« geschah, wenn eine einheimische Gesellschaft von einer anderen überrannt wurde. Einige Mitglieder der unterlegenen Bevölkerung wurden in die Sklaverei verkauft. Einige, wahrscheinlich die meisten, blieben, bestellten das Land und gingen mit der Zeit in der Gesellschaft der Sieger auf. Die herrschende Elite jedoch musste ersetzt werden. Wenn sie Glück hatten, ließ man ihnen die Wahl, sich der Herrschaft der Sieger zu unterwerfen oder das Land zu verlassen. Wenn nicht, mussten sie sterben. Dies erklärt, wie Sprache und Kultur sich in Gebieten verändern, in denen der menschliche Genpool im Grunde derselbe bleibt. Ein Musterbeispiel ist die Verwandlung des nachrömischen Britannien in das angelsächsische England; die Verwandlung der Briten des Nordens in gaelische Strathclyder ist ein weiteres.

Die Stammesältesten von Dumbarton Rock, die beschlossen hatten, sich lieber wieder ihren britischen Verwandten anzuschließen, als sich mit den neu einwandernden Gälen zu arrangieren, können das ferne Gwynedd nur über das Meer erreicht haben. Ihre Schiffe segelten mit der Ebbe, ließen den Felsen hinter sich, glitten an Bute und Arran vorbei (die sie sicher ganz anders nannten), fuhren um die Küste von Aeron hinaus durch die kabbelige See an der Mündung der Ituna. Sicher nahmen sie ihre Barden und Schreiber mit, die ihren walisischen Gastgebern das Wissen über die *Gwyr y Gogledd* weitergaben. Sie müssen gespürt haben, dass hunderte, ja sogar tausende Jahre Geschichte mit ihnen segelten. Man kann nicht genau sagen, wann diese Reise stattfand, doch im Jahr 890 tauchten die Exilanten schon in den *Annalen von Wales* auf und halfen, wie dort berichtet wird, dem König von Gwynedd, die »Sachsen« zurückzuschlagen.[64]

Die verbliebenen Briten von Dumbarton Rock waren seit 870/71 direkte Untertanen des aufstrebenden Königreichs Alba. Noch gab es dort keine formelle Lehnsherrschaft, wie sie sich damals langsam in Europa verbreitete, doch der Machtwechsel war deutlich zu spüren. Die Herren von Alt Clud handelten fortan in Abstimmung mit ihren Oberherren. Das Verwaltungszentrum wurde auf die andere Seite des Flusses von Dumbarton Rock nach Govan verlegt; und der Name Cumbria bezeichnete immer öfter das Unterkönigreich als Ganzes. Die Kontrolle über Dumbarton Rock und das tributpflichtige Territorium half, so kann man annehmen, den Söhnen und Enkeln von Kenneth macAlpin, ihr Erbe aufzuwerten.

Es waren die Könige von Alba und ihre gälischen Landsleute, die den Namen Strath Cluaith oder »Strathclyde« einführten, unter dem Alt Clud in späterer Zeit vor allem bekannt war. Sie hatten gute Gründe, die Menschen von Dumbarton Rock einigermaßen gnädig zu behandeln; aus ihrer Sicht waren die Herrscher von Strathclyde nur ein jüngerer Zweig ihrer Familie in mütterlicher Linie. Eochaid map Rhun (reg. 878–879) scheint sich sogar als Kenneth macAlpins Enkel um den Thron von Alba beworben zu haben. Eine Quelle nennt ihn »den ersten Briten, der über die Gälen herrschen sollte«. Er wurde von dem schattenhaften Giric MacRath oder »Sohn des Glücks« abgesetzt, der in seinem Hause Briten, Nordmänner und Engländer als Sklaven hielt. Doch das Zerwürfnis zwischen

dem älteren und dem jüngeren Zweig der Herrscherfamilie führte nicht zu einem längeren Streit. Der unerwartete Zusammenbruch der Wikingerherrschaft jenseits des Hadrianswall zog die Herren von Strathclyde und Schottland bald in einen weiteren Wirbel von Machtkämpfen hinein, in dem sie zusammenstehen mussten.

Im 10. Jahrhundert trat das wieder erstarkende Wessex in Südbritannien in den Vordergrund. Innerhalb von nur zwanzig Jahren nach König Alfreds Tod im Jahr 899 deutete sich an, dass es nicht nur die Dänen und Wikinger unterwerfen, sondern auch ein vereinigtes »Königreich von ganz Britannien« schaffen würde. Athelstan (reg. 924–939), Alfreds Enkel, trat die Thronfolge im Königreich Mercia wie auch in Wessex an und startete im Jahr 927 einen Blitzfeldzug in den Norden, bei dem er das Wikingerreich in York zerstörte, Northumbria bis hin zum Forth überrannte und Konstantin II., König der Schotten, zwang, um Frieden zu bitten. Bei einer Zusammenkunft von fünf Königen bei Eamont Bridge in Cumbria setzte Athelstan die Anerkennung seiner Oberherrschaft durch. Neben Athelstan und Konstantin nahmen der König von »Westwales«, der »König von Bamburgh« und Ywain map Dynfwal von Strathclyde, auch »Owen von Cumbria« genannt, daran teil. Der Unterwerfungsakt signalisierte nicht nur das Vordringen der angelsächsischen Macht vom Tyne bis zum Forth; er markierte auch den ersten Schritt eines langfristigen Hegemoniestrebens der englischen Könige über ihre nördlichen Nachbarn.

Dennoch erlaubte die Demütigung der Wikinger von York und Northumbria den Herrschern von Strathclyde, einen Teil des entstehenden Vakuums zu füllen und viele historische Territorien des »Alten Nordens« wieder unter ihre Fittiche zu nehmen. In den folgenden Jahrzehnten stießen sie nach Süden in die früheren Gebiete von Rheged und tief in die Pennines vor. Als abhängiger Staat schoben sie die Grenze Albas mit England weit über die heutige Grenzregion hinaus nach Süden. Ein Stein bei Stainmore – auf halbem Weg zwischen Penrith und Barnard Castle –, bekannt als Rere Cross, Rear Cross oder Rey Cross, markiert wahrscheinlich die Grenze der Herrschaft von Alba und Strathclyde. Eine Ansammlung von cumbrischen, dem hl. Mungo/Kentigern geweihten Pfarrkirchen vor allem in Dearham nahe Cockermouth bezeugt die fortdauernden Einflüsse der Clydeside. In dieser Zeit kamen die Bräuche und die Sprache

der brythonischen Bevölkerungselemente, nicht zuletzt der cumbrischen Schafzähler, sicher wieder stärker zum Tragen, obwohl die etablierte Dominanz der anglischen und nordischen Elemente nicht völlig verloren ging. Die große Mehrheit der Ortsnamen im Lake District etwa, wie Bassenthwaite, Langdale oder Scafell, sind eindeutig nordischen Ursprungs, und nur einer Minderheit wie Derwent, »Oak Valley«, oder Helvellyn, »Gelbes Moor«, merkt man ihre brythonische Herkunft an. Der Gebirgspass Dunmail Raise an der Straße zwischen Keswick und Grasmere, wo in späteren Zeiten ein Cairn die Grenze zwischen Cumberland und Westmorland markieren sollte, war nach einem der drei gleichnamigen Unterkönige von Strathclyde benannt. Im frühen 10. Jahrhundert könnte der Cairn von Dunmail ein südliches Gegenstück zum Rere Cross bei Stainmore gewesen sein.



Doch die Atempause währte nicht lange. Im Jahr 937 fand eine für die Geschichte der Britischen Inseln entscheidende, aber häufig unbeachtete Schlacht bei *Brunanburh* statt, einer nicht näher bekannten Stätte irgendwo in Merseyside.65 *Die Angelsächsische Chronik* schildert diese Begegnung in Versform, und Alfred, Lord Tennyson übersetzte das Gedicht unter dem Titel *The Battle of Brunanburh:*

Athelstan King,
Lord among Earls,
Bracelet-bestower and
Baron of Barons,
He with his brother,
Edmund Atheling,
Gaining a lifelong
Glory in battle,

König Athelstan,
Herr unter Grafen,
Geber des Ehrenbandes und
Baron der Barone,
Er mit seinem Bruder
Edmund Atheling,
Sie errangen ewigen
Ruhm in der Schlacht,

Schlugen mit der Schwertklinge
Dort bei Brunanburh,
Brachen die Mauer aus Schilden,
Zerhauten das Lindenholz,
Zerhackten den Kampfschild …

Slew with the sword-edge
There by Brunanburh,
Brake the shield-wall,
Hew'd the lindenwood,
Hack'd the battleshield …

In Brunanburh stand Athelstan von Wessex, seines Zeichens »König von ganz Britannien«, einer Koalition von Walisern, Schotten, und nordischen Königen gegenüber, die ganz offenbar durch den plötzlichen südenglischen Machtgewinn aufgescheucht worden waren und ihre Soldaten in Athelstans Territorium geführt hatten. Unter ihnen war auch der König von Strathclyde, wahrscheinlich Ywain map Dynfwal. An diesem Punkt hätten die nichtenglischen Truppen, wenn ihnen das Schlachtenglück hold gewesen wäre, Wessex die Flügel stutzen können. England war nicht stärker als Schottland, und das Schlachtenglück immer wieder ungewiss. Doch letztendlich triumphierte Athelstan, und die antienglische Koalition zerbrach. Der angelsächsische Chronist (wieder von Tennyson übersetzt) verkündete einen endgültigen Sieg über die »Wahser«:

Nie war ein gewaltigeres
Heldengemetzel,
Erschlagen durch die Schwertklinge –
Wie es die alten Schreiber
In Geschichten geschildert haben –
geschehen auf dieser Insel seit
hierher vom Osten herauf
Sachsen und Angeln von
Jenseits des weiten Meeres
Nach Britannien eingefallen waren mit
Stolzen Kriegsarbeitern, die
die Waliser hetzten, als
Grafen, durch die Ruhmsucht
herbeigelockt, das Land
in ihre Macht bekamen.

Never had huger
Slaughter of heroes
Slain by the sword-edge –
Such as old writers
Have writ of in histories –
Hapt in this isle, since
Up from the East hither
Saxon and Angle from
Over the broad billow
Broke into Britain with
Haughty war-workers who
Harried the Welshman, when
Earls that were lured by the
Hunger of glory gat
Hold of the land.

Die Folgen von Brunanburh – von den Engländern als die »Große Schlacht« bezeichnet – zeigten sich nicht sofort. Athelstans früher Tod führte vielmehr dazu, dass seine Feinde wieder Morgenluft witterten und die Erben hart um seine Eroberungen kämpfen mussten. Im Jahr 944/945 marschierte zum Beispiel Athelstans Halbbruder und Nachfolger Edmund der Ältere in das durch zusätzliche Territorien erweiterte Königreich Strathclyde ein, schlug dessen Unterkönig Dynfwal III. – den die *Angelsächsische Chronik* »Dunmail« nennt – und bestand als Teil einer allgemeinen Abmachung darauf, dass Strathclyde sich

formell Alba unterstellte. Den Herrschern von Alba befahl er, die Zügel bei ihren Unterkönigen anzuziehen. Die unabhängige Existenz des früheren Alt Clud näherte sich ihrem Ende.

Ein einzelner Satz des walisischen *Brut y Tywysogion* ist bemerkenswert. Nachdem dort der Tod des Bishof Emerys von St Davids im Jahr 944 vermeldet worden ist, heißt es völlig kommentarlos: *»Ystrat Clut adiffeithóyt y gan y Saeson«* (»Ystrat Clut wurde von den Sachsen verheert«). Es muss wenigstens das vierte Mal gewesen sein, dass Alt Clud verwüstet wurde, und die Täter können nur die Soldaten oder Verbündeten Edmunds I. gewesen sein. Aber es war das erste Mal, dass die Waliser den traditionellen brythonischen Namen Alt Clud durch Ystrad Clut oder »Tal des Clyde« ersetzten – eine einfache Übersetzung des gälischen Namens. Der brythonisch/cumbrische Charakter des Reiches schwand fortan; das gälisierte »schottische« Strathclyde tauchte auf, und die Waliser waren sich dessen bewusst.[66] Die Briten des Alten Nordens wurden nicht einmal mehr erwähnt.

In der nächsten Generation wurden, wie die *Angelsächsische Chronik* berichtet, sechs *reguli oder* »Kleinkönige« gebraucht, um das Boot von Edmunds Nachfolger in einem rituellen Akt der Unterordnung nach Wikingerart, der auch als »Unterwerfung von Chester« bekannt ist, über den Fluss Dee zu rudern. Einer der späteren Dynfwals nahm als Ruderer daran teil, was ihm eine gewisse Stellung verlieh. Die Zeitgenossen waren sich des Symbolgehalts dieses Aktes wohl durchaus bewusst. Strathclyde hatte von einer kurzfristigen geografischen Expansion profitiert, und sein politischer Status war noch immer beachtlich. Die Zeit der Unabhängigkeit war zwar vorbei, doch das frühere Alt Clud war nicht einfach eine weitere Provinz Albas. Die Nachkommen Ceredigs bewahrten sich ihre Identität und blieben sich, wie man an der Verwendung alter britischer Namen sieht, offenbar ihrer Herkunft bewusst, doch ihr Handlungsspielraum war begrenzt. Wenn sie in den Krieg zogen, kämpften sie und ihre Männer unausweichlich an der Seite Albas.[67]

Im 11. Jahrhundert schwand die britische Kultur in Strathclyde weiter, auch wenn es bis zu einem gewissen Grad davon profitierte, dass in England wie in Alba andere Probleme in den Mittelpunkt rückten. Die Britischen Inseln wurden durch ein letztes Aufbäumen der Wikinger

erschüttert. In England wurde die angelsächsische Monarchie von Knut dem Großen (reg. 1018–1035) gestürzt, der kurzzeitig an ein englisch-skandinavisches Großreich denken ließ. Im Jahr 1066 landeten dann voneinander unabhängig zwei feindliche Militärexpeditionen in England. Die erste unter der Führung von Harald Sigurdsson »Hardrada« segelte im September von Norwegen her den Tyne hinauf und wurde in der Schlacht von Stamford Bridge zurückgeschlagen. Die zweite unter der Führung von Herzog Wilhelm von der Normandie, dem Enkel normannischer Wikinger, überquerte im Oktober den Ärmelkanal und errang nach der Schlacht bei Hastings die Herrschaft über England. In den Jahren nach 1066, als das Land zu einer normannischen Kolonie wurde, verbrachte Wilhelm der Eroberer viel Zeit mit dem sogenannten »Harrying of the North« – der Unterwerfung Northumbrias und dem Einmarsch in Schottland. Der Vertrag von Abernethy (1072) zwischen England und Schottland schloss einen Huldigungsakt ein, der die englische Rechtsposition, wonach Schottland jetzt ein Lehen Englands war, weiter stärkte.

Nordbritannien nahm in dieser Zeit eine Gestalt und Prägung an, die im ganzen Mittelalter erkennbar bleiben sollten. Orkney und Shetland, Sutherland und die Äußeren Hebriden blieben zwar in den Händen der Nordmänner, doch die große Masse des Territoriums wurde unter einem Herrscher vereint. Darüber hinaus führten die Könige von Alba immer häufiger den Titel des *rex Scottorum* oder »König der Schotten« und stärkten damit das Konzept eines einigen »Schottland«; die Eroberung des Nordens von Northumbria nach der Einnahme von Edinburgh 1020 erzeugte einen weiteren Identitätswandel. Die Eingliederung der Lallans sprechenden Lowlands, deren Adel jetzt enge Kontakte zu Engländern und Normannen pflegte, stellte die vorherige Dominanz des Gälischen infrage.

Dennoch kontrollierte das Haus macAlpin das Königreich Alba/Schottland fast das ganze Jahrhundert lang. Im Jahr 1031 unterwarfen sich Malcolm I. und seine Verbündeten ohne weitere Kämpfe dem Wikinger Knut, als der in den Norden kam. Die einzige Unterbrechung in der Thronfolge der macAlpins begann 1040, als Donnchad I. (Duncan) durch die Hand von MacBethad mac Findlaich (reg. 1040–1057), Herr von Moray – den Zeitgenossen als *Ri Deircc* oder »Roter König« und Shakespeare-Lesern als Macbeth bekannt – den Tod fand. Fast alle Historiker, die sich mit dieser Zeit

beschäftigen, heben hervor, dass Shakespeares Stück ein großes Drama, aber schlechte Geschichtsschreibung sei.[68] Kein einziger zeitgenössischer Bericht beschreibt Macbeth als Tyrannen. Er herrschte am Vorabend der normannischen Eroberung und gewährte Exilanten aus England Zuflucht. Als letzter König von Alba stand er einem gälisch sprechenden Hof vor. Schließlich töteten ihn Soldaten Malcolms III. Canmore (reg. 1058–1093), der ein Sohn des ermordeten Donnchad war.

Das war das Umfeld der letzten Phase der politischen Geschichte von Strathclyde. Das Königreich erstreckte sich bis tief in die zwischen Schottland und England umkämpfte Zone hinein und wurde unweigerlich in diese englischschottische Rivalität mit hineingezogen. Lange ging man davon aus, dass Eogan II., auch als Owain der Blinde († 1018) bekannt, der Letzte seiner Linie gewesen sei. Seine Teilnahme an der Schlacht von Carham nahe Durham zwischen den Schotten und den Engländern im Jahr 1016 oder 1018 ist sicher belegt. Das gilt aber nicht für seinen Tod auf dem Schlachtfeld. Tatsächlich hatten die Unterkönige von Strathclyde und ihr Staat noch einige Jahrzehnte vor sich. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass Donnchad Strathclyde als königliche Apanage übertragen bekam, bevor er den Thron von Alba bestieg; und es bestehen kaum Zweifel, dass die Engländer Strathclyde in den letzten Jahren von Macbeth' Herrschaft angriffen. Im Jahr 1054 führte Siward, der mächtige Graf von Northumbria, der zu Knuts Zeit nach Britannien gekommen war, eine große Flotte und ein riesiges Heer nach Norden und richtete in der bisher nicht lokalisierten Schlacht am Siebenschläfertag ein gigantisches Blutbad an. Macbeth wurde in die Flucht geschlagen, Siwards Sohn getötet. Vor allem aber »machte« Siward nach Aussage eines englischen Chronisten »Mael Coluim, den Fürsten der Cumbrier, zu einem König«.[69] In der schottischen Überlieferung wurde dieser Fürst zumeist mit Macbeths Feind Malcolm Canmore gleichgesetzt; wahrscheinlicher ist jedoch, dass er ein Cumbrier aus Strathclyde mit demselben Namen war, der von Siward das Land seiner Vorfahren übertragen bekam.[70] In diesem Fall hätte Strathclyde im 11. Jahrhundert abwechselnd Phasen schottischer und englischer Oberhoheit erlebt.

Eines steht jedenfalls fest: Der gälische Druck auf die britische Kultur Strathclydes und auf die cumbrische Sprache wurde noch durch gleichzeitigen Druck aus England

verstärkt. Die ständige Gälisierung seit der Zerstörung von Alt Clud durch die Wikinger in den Jahren 870/71 konkurrierte nun mit einer Anglisierung. Die sprachlichen Veränderungen sind schlecht dokumentiert, aber sie vollzogen sich wahrscheinlich in verschiedenen Gebieten und Milieus unterschiedlich schnell. Von Rhun map Arthgal (der eine gälische Ehefrau hatte) an waren die Unterkönige von Strathclyde wohl zweisprachig gewesen, wobei das Gälische das Brythonische immer mehr zurückdrängte. Dank der englischen Invasion von 1054 hatten sie nach der Mitte des Jahrhunderts wahrscheinlich immer stärker auf das Lallans zurückgegriffen, genau wie der Hof von Macbeth. Die brythonischen Untertanen der Kleinkönige hatten diesen sprachlichen Wandel sicher nicht so schnell übernommen. Als Erste hatten sich wahrscheinlich die Bewohner der nördlichen Distrikte in der Nachbarschaft zu Argyll angepasst, wo der Einfluss des Gälischen am stärksten war, oder die Einwohner der wenigen winzigen städtischen und kirchlichen Zentren wie Glasgow. Da die Zuweisungen von Kirchenpfründen durch die herrschenden Kreise beeinflusst und die Bildung von der Kirche kontrolliert wurde, folgte die kleine gebildete Schicht vermutlich den Moden bei Hofe. Die Bauern und Hirten auf dem Land waren da schwerer zu erreichen. Es könnten Jahrhunderte vergangen sein, bevor die alten Dialekte wirklich verschwanden.

Auch im 12. Jahrhundert führte das Schwinden des Brythonischen bei den Bewohnern von Strathclyde nicht zur Aufgabe ihrer Identität. Strathclyde erinnerte sich noch lange an seine Wurzeln, und das Volk unterschied sich noch lange durch besondere Bräuche, besondere Gesetze und zweifellos auch durch einen besonderen Akzent von seinen Nachbarn. Es ist zum Beispiel kaum daran zu zweifeln, dass die brythonische Identität noch bis in die Zeit der schottischen Highland-Clans überdauerte. Verschiedene Clan-Namen sind eindeutig brythonischen Ursprungs, und einige Clan-Genealogien rühmen sich brythonischer Vorfahren. Das deutlichste Beispiel ist der Clan Galbraith, dessen gälischer Name »britischer Fremder« bedeutet und dessen Stammburg auf der Insel Inchgalbraith im Loch Lomond stand. Die Galbraiths führen ihren Stammbaum auf Gilchrist Breatnach, »Gilchrist den Briten«, zurück, der im späten 12. Jahrhundert eine Tochter des Earl of Lennox heiratete. Ihr Emblem, ein Keilerkopf, gleicht dem der früheren Könige von Strathclyde. Die Colquhouns aus Luss,

die Kincaids, die MacArthurs und der Clan Lennox haben ähnliche Beziehungen zu diesem Territorium, in dem einst Gälen wie Briten zu Hause waren.[71]

Im Jahr 1113 erhielt David, der Sohn von Malcolm Canmore und der hl. Margaret (1045–1093), der enge Kontakte zu den Engländern pflegte, den Titel eines »Fürsten der Cumbrier«. Dieser Ehrentitel mag wenig mehr als eine Aufmerksamkeit vonseiten des Königs gewesen sein (wie der des Fürsten von Wales am mittelalterlichen englischen Hof), aber man kann ihn auch als Hinweis darauf sehen, dass Strathclyde noch immer eine getrennte Verwaltungseinheit war und dass die Könige von Schottland die Besonderheiten der Region anerkannten. In seinen Jahren als cumbrischer Fürst errichtete David sein Jagdschloss in Cadzow (heute Hamilton), und die Glasgower Bischöfe des Mittelalters nannte ihre Diözese gewöhnlich »Cumbria«.[72] Zwanzig Jahre später brachte David, nachdem er den schottischen Thron bestiegen hatte, normannische Barone und damit, sicher ganz im Sinne seiner verstorbenen Mutter, eine weitere politische und sprachliche Kulturschicht nach Strathclyde. Seit dem Fall von Alt Clud im Jahr 870/871 hatten Govan und seine aus Steinen errichtete alte Kirche als Strathclydes Kultur- und Regierungszentrum gedient. Der Ort war Sitz der königlichen Residenz und Stätte einer Großproduktion keltischer Kreuze gewesen. Jetzt aber musste er hinter Glasgow zurücktreten, wo David I. den Kult des hl. Mungo förderte.

Man könnte durchaus vermuten, dass die nicht weit von Glasgow entfernt liegenden Inseln des Firth of Clyde die hartnäckigsten Hochburgen der brythonischen Kultur waren. Doch ganz offenbar hatte sich das Gälische dort bereits durchgesetzt, und irische Dichter der Zeit sprachen vom Firth als einem Teil ihrer eigenen Welt. Im berühmten *Acallam na Senórach*, der »Unterhaltung der Alten«, schildert ein gälischer Dichter des 12. Jahrhunderts ein fiktives Treffen zwischen dem hl. Patrick, dem Briten, der Irland bekehrt hatte, und Caílte, einem Schüler von »Fingal«, dem berühmtesten der sagenhaften Helden Irlands. Das Treffen ist völlig unhistorisch; der hl. Patrick gehört in das nachrömische Britannien, während Fingal zu verschiedenen Zeiten bis hinein in die Wikingerzeit immer wieder auftauchte. Die späteste Legende berichtet, dass er Glencoe gegen einen Trupp Nordmänner verteidigte, der in den Loch Leven hineingesegelt war, was ihn zu einem Zeitgenossen

des Wikingerangriffs auf Alt Clud machen würde. Jedenfalls geht das Gedicht davon aus, dass die beiden Männer ihre Ansichten über alles Mögliche austauschen. In einem Abschnitt fragt Patrick Caílte, ob die Jagdgründe an der irischen oder der schottischen Küste besser seien. In der Antwort wird eine Insel in Sichtweite des White Tower Crag genannt:

Arran blessed with stags, encircled by the sea,
Island that fed hosts, where black spears turn crimson.

Carefree deer on its peaks, branches of tender berries,
Streams of icy water, dark oaks decked with mast,

Greyhounds here and beagles, blackberries, fruit of sloe,
Trees thick with blackthorns, deer spread about the oaks,

Rocks with purple lichen, meadows rich with grass,
A fine fortress of crags, the leaping of fawns and trout,

Gende meadows and plump swine, gardens pleasant beyond belief,
Nuts on the bough of hazel, and longships sailing by.

Lovely in fair weather, trout beneath its banks,
Gulls scream from the cliffs, Arran ever lovely.[73]

Arran, gesegnet mit Hirschen, vom Meer umkreist,
Insel, die Rudel nährte, wo schwarze Speere blutrot werden.

Sorgloses Wild auf ihren Spitzen, Zweige mit reifen Beeren,
Bäche mit eiskaltem Wasser, dunkle Eichen voller Mast,

Windhunde hier und Beagle, Brombeeren, die Frucht des Heckendorns,
Bäume voller Schlehen, Wild, das sich unter den Eichen verteilt,

Felsen mit purpurroten Flechten, Wiesen mit üppigem Gras,
Eine schöne Klippenfestung, das Springen der Kitze und Forellen,

Sanfte Weiden und fette Schweine, Gärten, unvorstellbar schön,
Nüsse am Haselstrauch und Langboote, die vorbeisegeln.

Lieblich bei schönem Wetter, mit Forellen, die unter den überhängenden Ufern stehen,
Möwen, die von den Felsen schreien, Arran, immer wunderschön.

Als dieser Zauber beschworen wurde, verschwanden Alauna, Aloo, Alt Clud und das cumbrische »Königreich Strathclyde« gerade in den Tiefen der Geschichte.

Dumbarton Rock selbst gerät außer Sicht. *Dun Breteann*, die »Festung der Briten«, findet sich zwischen 944 und dem Spätmittelalter nicht in der Geschichtsschreibung.

Archäologische Befunde lassen vermuten, dass sie nie völlig aufgegeben wurde, aber bestenfalls ein rückständiges Bauerndorf war. Das aktive Leben von Strathclyde fand jetzt anderswo statt. Andere Häfen dienten dem Verkehr auf dem Fluss.

Schiffe segelten vorbei, ohne anzulegen. Ein Stück flussaufwärts florierte die Stadt Glasgow; und auf der anderen Flussseite diente die Baronie von Renfrew einer großen normannischen Familie, den fitzAlan-Stewarts, als Sprungbrett in eine königliche Zukunft.[74]

Einigen Schätzungen zufolge zog sich die Endphase der cumbrischen Sprache bis ins 13. Jahrhundert hinein, also bis in die Zeit von William Wallace, Robert Bruce und Schottlands Kampf um die Unabhängigkeit. Dank seiner Heldentaten in den Kriegen gegen England stieg Wallace zum schottischen Nationalhelden auf. Doch seine Herkunft liegt völlig im Dunkeln, und Historiker zweifeln schon lange an den Angaben zu seiner Geburt und Abstammung. Man räumt bereitwillig ein, dass Wallaces Ruf »sagenumwoben«[75] und »sein frühes Leben ein Rätsel« sei.[76] Dennoch hält eine Gruppe von Fachleuten an seinem Geburtsjahr 1272 und dem Geburtsort im Dorf Elderslie nahe Paisley fest, wo heute ein beeindruckendes Denkmal steht.[77] Eine andere Gruppe gibt Riccarton Castle in Ayrshire den Vorzug.[78] Eines der wenigen harten Fakten dieser Geschichte ist, dass der Nachname Wallace – *Uallas* auf Gälisch – »Waliser« oder »Brite« bedeutet. Wie die englische Bezeichnung für Wales ist auch dies eine Variante der gängigen germanischen Bezeichnung für »Fremder« und wurde von englischsprachigen Bewohnern des Grenzlandes zwischen England und Wales wie auch in den cumbrischen Bezirken weiter nördlich so verwendet. In der Folge gab es im Mittelalter viele Menschen namens Wallace, nicht nur in englischen Countys wie Shropshire, sondern auch in Teilen Südschottlands. Früher erklärte man den Nachnamen des Helden mit der genialen Vermutung, dass seine Vorfahren im Gefolge der fitzAlans aus Shropshire eingewandert seien. Doch diese Annahme entbehrt jeder Grundlage. Es war der Doyen der schottischen Namensforschung, George Fraser Black, der als Erster die Idee in Umlauf brachte, dass William Wallace väterlicherseits Briten aus Strathclyde im Stammbaum gehabt haben könnte.[79]

Der geografische Kontext spielt dabei eine große Rolle. Der für Wallace überlieferte Geburtsort Elderslie, heute ganz in

der Nähe der südlichen Startbahn des Flughafens Glasgow, liegt buchstäblich in Sichtweite von Dumbarton Rock und lag vor der Ankunft der fitzAlans in den 1130er-Jahren mitten im früheren britischen Kernland. Zudem befinden sich alle Stätten, die mit den frühen Jahren des Helden verbunden sind, sei es Elderslie, Riccarton oder Lanark (wo er 1297 den englischen Sheriff tötete), in derselben einst brythonischen Gegend. Da das Gälische dort das Cumbrische weitgehend ersetzt hatte, verleiht diese Verortung dem Bericht Glaubwürdigkeit, demzufolge Wallace unter seinen gälisch sprechenden Gefährten als *Uilleam Breatnach* oder »William der Brite« bekannt war. Das beweist noch nicht, dass Wallace selbst Kumbrisch sprach. Aber es verweist auf die vage Möglichkeit, dass »Braveheart« eine ähnliche Verbindung zum Schottentum gehabt haben könnte wie der hl. Patrick zum Irentum.[80]

Ähnliche Fragen umgeben auch die Ursprünge des mächtigsten Highland-Clans überhaupt, der Campbells. Ihre ältesten bekannten Besitzungen konzentrierten sich im Distrikt Cowal, direkt gegenüber der Insel Bute; und ihr späteres Kernland rund um Loch Awe und den oberen Loch Fyne liegt in fußläufiger Entfernung zum Loch Lomond. Ihr gälischer Name MacCailinmor leitet sich von einem berühmten Krieger des 13. Jahrhunderts ab, von »Colin Campbell dem Großen«, doch der Clan MacArthur Campbell von Strachur kann eine parallele Abstammung vorweisen, und dessen Beiname Campbell kommt vom gälischen *caim beil* oder »verzerrter Mund« und wird gewöhnlich übersetzt mit »eine Person, deren Rede nicht zu verstehen ist«. Sie waren mit anderen Worten keine gälisch sprechenden Schotten. »Der Clan Campbell«, so liest man in einer neueren historischen Arbeit über die Clans, »stammte wahrscheinlich von den altwalisischen Verwandten im alten Königreich Strathclyde *ab*.«[81]

Man könnte also annehmen, dass irgendwo im Schatten von Dumbarton Rock die alten Sitten und Gebräuche fortbestanden. Vielleicht plauderten die alten Leute in ein paar bescheidenen Tavernen und Fischerhütten noch in der alten cumbrisch-brythonischen Sprache, sangen die alten Lieder und erzählten die alten Geschichten über Ceredig und Patrick, über Mungo und den Lachs, über die großen Schlachten bei Catraeth, Nechtansmere und am Siebenschläfertag.

Sie fragten sich sicher, was aus ihren Verwandten

geworden war, die ins Exil gesegelt und nie zurückgekommen waren. Und sie brachten ihren Kindern bei, an den Fingern abzuzählen: *yinty, tinty, tetheri, metheri, bamf* …

III

Die Geschichte Schottlands hat wie die Geschichte Englands mehrere Phasen mit ebenso weitreichenden kulturellen und sprachlichen wie politischen Veränderungen durchlaufen. Man muss sich von der gängigen Vorstellung verabschieden, dass Sprache und Kultur endlos von einer Generation an die nächste weitergegeben werden, als seien »Schottentum« oder »Britentum« wesentliche Bestandteile eines bestimmten nationalen genetischen Codes. Wenn dies der Fall wäre, könnten aus verschiedenen ethnischen Elementen keine neuen Nationen – wie die Vereinigten Staaten von Amerika oder Australien – entstehen. Die Fähigkeit menschlicher Gesellschaften, Kulturen zu integrieren wie auch verschwinden zu lassen, wird stark unterschätzt. So wie Einzelne im Ausland in einer fremden Gemeinschaft aufgehen, so kann auch eine ortsansässige Bevölkerung, wenn sich die sprachliche und kulturelle Umgebung ändert, leicht dazu gebracht werden, sich anzupassen. Dominante Kulturen sind eng mit dominanten Gruppen verbunden. Wenn sich das Machtgleichgewicht ändert, verschiebt sich auch das Gleichgewicht der Kulturen.

Während der Existenz von Alt Clud war die britische Bevölkerung des »Alten Nordens« wiederholt äußeren kulturellen Einflüssen unterworfen. In der römischen Zeit war Latein die Herausforderung, zusammen mit der klassischen und später der christlichen Kultur, die sich mit der lateinischen Sprache eröffnete. In den »Dunklen Jahrhunderten« kam es zu einem doppelten Ansturm des Gälischen, das sich von Norden und Westen her verbreitete, und der verschiedenen Formen des Englischen aus dem Süden. Die heidnische nordische Kultur übte während der Wikingerzeit einen gewissen Einfluss aus, genau wie das normannische Französisch in der Zeit nach der Eroberung. Letztendlich versank die brythonisch-cumbrische Sprache nach einem langen Überlebenskampf in den Fluten, und die »Strathclyders« wurden zu einer besonderen Unterart der Schotten.

Im mittelalterlichen Schottland standen die gälischen Skoten, die das Vereinigte Königreich im 9. Jahrhundert gegründet und ihm ihren Namen gegeben hatten, immer stärker unter einem solchen Anpassungsdruck. Ihre Vorherrschaft dauerte nur etwa 200 Jahre,[82] dann wurden sie durch neue nichtgälische Eliten aus den südlichen Lowlands ersetzt. Sie selbst wurden immer weiter in ihre Rückzugsräume in den Highlands und auf den Inseln zurückgedrängt. Nachdem sie die Pikten und Briten aufgesogen und ihre Stunde des Ruhms genossen hatten, sahen sie sich jetzt mit demselben Schicksal einer langsamen Auflösung konfrontiert wie einst ihre Rivalen in Piktland und im Alten Norden. Eine Zeit lang, nachdem Schottland seine Unabhängigkeit gegenüber England im 14. Jahrhundert bekräftigt hatte, bestand noch ein gewisses inneres Gleichgewicht, doch im Nachhinein betrachtet hatte der lange Rückzug schon begonnen.

In der Frühen Neuzeit allerdings kam die Gaeltacht wieder in Bewegung. Große Teile von Nordostschottland wurden anglisiert. Die Lowlanders wurden Protestanten, während viele Highlanders, deren Clans noch immer wie in uralten Zeiten von alljährlichen Plünderzügen und Viehdiebstahl lebten, Katholiken blieben. Vor allem aber bestieg im Jahr 1603 ein Stuart den Thron von England. Das gab den schottischen Lowlanders und Protestanten eine Machtverbindung nach außen, mit der die Gälen nie konkurrieren konnten. Kurz darauf wurde eine Kolonie militanter schottischer Protestanten in Ulster angesiedelt und die Gälen so von ihren irischen Verwandten abgeschnitten. Später im selben Jahrhundert zeigte Oliver Cromwell mit Feuer und Schwert, dass die drei Königreiche auf den Britischen Inseln nicht mehr als gleichberechtigt gelten konnten. Im Jahr 1707 kam es zur Union, und kurz darauf wurde das protestantische Königshaus Hannover eingesetzt, das einem fernen Parlament in Westminster verpflichtet war. Seitdem war es aus gälischer Perspektive nur noch eine Frage der Zeit, wann es zu einem letzten Aufbäumen kommen würde.[83] Das tief verwurzelte Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, und eine wachsende Schwermut befielen die Gälen, wenn sie das Scheitern ihrer Aufstände 1715 und 1745 und die Unterdrückung ihrer Lebensweise betrachteten. Ähnlich müssen sich die Briten des Alten Nordens fast tausend Jahre zuvor gefühlt haben. Ihre Krieger waren nicht weniger tapfer, ihre Sprache nicht

weniger poetisch, ihre Geschichte nicht weniger alt. Und doch mussten sie sich den stärkeren Bataillonen und der politischen Notwendigkeit beugen. Im Vorfeld der entscheidenden Schlacht von Culloden im Jahr 1746 rezitierten die gälischen *Clansmen* ihre Genealogien unter Kanonenbeschuss, um darin eine Motivation für den Kampf im regendurchnässten Moor zu finden. Die Briten bei Catraeth oder Nechtansmere könnten durchaus das Gleiche getan haben. Denn die dem Untergang geweihten Kelten waren von einem entsprechenden Fatalismus erfüllt. Die Dinge geschahen, weil sie geschehen mussten. Die Natur war grausam. Tiere töteten Tiere. Männer kämpften gegen Männer. Arten starben aus, aber das Leben ging weiter. Der Tod gehörte zum Leben dazu.

Der Unterschied zwischen dem Schicksal der schottischen Gaeltacht und des Alten Nordens liegt darin, dass die Gälen ein paarmal von einer Gnadenfrist profitieren konnten.

Nach 1746 wurde den Highlanders verboten, Waffen zu tragen, ihre Tartans anzulegen oder ihre Muttersprache zu sprechen. Zehntausende wurden während der *Clearances*, der »Räumung des Hochlands«, nach Kanada verschifft, und in vielen Tälern gab es nichts als Schafe und Ödnis.[84] allgemeinen Sprachgebrauch wurde der Begriff »Schottland« praktisch durch »Nordbritannien« ersetzt. Nach den Napoleonischen Kriegen allerdings unternahm man bewusste Anstrengungen, das gälische Erbe wieder in das schottische Leben zu integrieren. Als Georg IV. im Jahr 1822 Edinburgh besuchte, inszenierte Walter Scott, dessen Romane eine zeitlose romantische Version der schottischen Geschichte bieten, eine großartige Show, bei der wieder Kilts und Tartans getragen werden durften. In einer symbolischen Versöhnungsgeste verlegte Königin Victoria ihren Sommersitz nach Balmoral und verstärkte damit noch das romantische Image der Highlands. Seit dieser Zeit nährt sich Schottlands Identität aus der faszinierenden Symbiose zwischen dem Lowland-Erbe eines Robbie Burns und dem Highland-Erbe eines Rob Roy MacGregor. Und im 20. Jahrhundert, als das Gälische wieder in den letzten Zügen lag, wurde es mit knapper Not durch Bildungshilfen, gälische Fernseh- und Radioprogramme und den Status als offizielle Amtssprache wiederbelebt.[85]

Die Entwicklung von Strathclyde in der Moderne ist stark durch die Kluft zwischen den Highlands und den Lowlands geprägt. Der Firth of Clyde bildete jahrhundertelang einen

wichtigen Grenzabschnitt, wie zuvor der Antoninuswall. Doch während der Industriellen Revolution kamen die Gälen mit Macht zurück. Zusammen mit den Iren von der anderen Seite des Meeres strömten sie an die viktorianische Clydeside, um in den Minen zu arbeiten und Schiffe zu bauen. Sie kamen nicht als Helden mit Eroberungsdrang, sondern als bitterarme Migranten und hungrige Arbeitslose, die in einem fremden Land um eine Anstellung bettelten. Auch sie mussten sich anpassen, aber sie gaben Glasgow eine große Dosis seines einzigartigen modernen Flairs. Sie sorgten dafür, dass Celtic Glasgow auf Augenhöhe mit den Glasgow Rangers spielt und dass die Heimat Harry Lauders und des hl. Mungo sich so sehr von Edinburgh unterscheidet wie einst wohl auch *Dun Breteann* von Dunedin in Bernicia.[86]

Dennoch sind die langfristigen Aussichten für die gälische Lebenswelt unsicher. In Irland wie in Schottland steht sie noch immer nur einen Schritt vor der Auslöschung. Es kommt einem das bemerkenswerte Werk des Geistlichen James Macpherson (1736–1796) aus den Highlands in den Sinn, dessen Leidenschaft für die Gälen zu einem der großen Triumphe literarischer Fälschung führte. Seine Gedichtsammlung, zuerst als *Ossian* veröffentlicht, war angeblich eine Übersetzung von Werken eines alten gälischen Barden, die man zufällig in einem staubigen Verlies gefunden hatte. Diese Produkte der überaus fruchtbaren Fantasie des Dichters täuschten die meisten berühmten Literaten seiner Zeit. Sie überzeugten Goethe, konnten Scott für sich gewinnen und verzauberten Napoleon. Und sie zeigten, dass sich Macpherson durchaus des Vorgängerreiches Alt Clud bewusst war:

I have seen the walls of Balclutha
But they were desolate …
And the voice of the people is heard no more.
The thistle shook there its lonely head;
The moss whistled to the wind.

Ich habe die Mauern Balcluthas gesehn,
aber sie waren verwüstet …
dort hört man nicht mehr die Stimme des Volkes …
dort schüttelt’ die Distel ihr einsames Haupt,
das Moos pfiff in dem Wind.[87]

[A] Diesen Namen gaben die Römer einer Gruppe gälisch sprechender Bewohner

Nordostirlands, die Britannien im späten 4. Jahrhundert überfielen und danach auf beiden Seiten des North Channel siedelten. Allerdings wuchs die Zahl jener, die später das Etikett »Schotten« aufgedrückt bekamen, dramatisch an. Ursprünglich waren damit die Gälen aus Irland, eben die Skoten, gemeint, die sich in Argyll niederließen, später bezog es sich auf das Königreich des 9. Jahrhunderts, das durch einen Zusammenschluss der Gälen und Pikten entstanden war, und schließlich umfasste es alle Bewohner des Königreichs Schottland ganz unabhängig von ihrer sprachlichen und ethnischen Herkunft.

B Lallans ist die lokale Bezeichnung für die Sprache der »Lowland-Schotten«, wie sie im südlichen Teil Schottlands gesprochen wird.

C „In der Abenddämmerung am Ufer des Clyde, mit der Liebsten an meiner Seite. Am schönsten ist es, wenn die Sonne sich neigt, ach wie schön ist es, in der Abenddämmerung zu wandeln (Ü.d. Red.).

D Die »Britischen Inseln« als geografische Bezeichnung des Archipels im Nordwesten Europas wurden nach monarchischen Kriterien im Jahr 1603 und verfassungsrechtlich im Jahr 1801 britisch. Seit der Gründung der Republik Irland 1949 sind sie es nicht mehr.

E Das altgermanische *walchaz*, »ausländisch« oder »fremd«, spiegelt sich ähnlich im niederländischen *waalsch* wieder, das »wallonisch« bedeutet.

3

Burgund

Fünf, sechs oder sieben Königreiche
(um 411–1795)



Burg Hammershus auf Bornholm

I

Bornholm, die »Perle der Ostsee«, ist eine kleine, abgelegene dänische Insel mitten im Meer. Sie liegt rund 200 Kilometer östlich vom dänischen Festland und auf halbem Weg zwischen Schweden und Polen. Ihre Fläche umfasst 588 Quadratkilometer – damit ist sie ungefähr so groß wie die Isle of Man oder Malta; die Bevölkerungszahl, die langsam zurückgeht, beläuft sich auf 41.300 (2012). Die Insel bildet eine eigene Verwaltungseinheit und lebt von Fischerei, Landwirtschaft und Bergbau und im Sommer vom Tourismus. Zu ihren bedeutendsten Exportgütern gehören Granit, Backsteine und Heringe.[1]

Nach Bornholm gelangt man gewöhnlich mit der Fähre, die dreieinhalb Stunden vom deutschen Hafen Sassnitz braucht, sechs Stunden von Kopenhagen und sechseinhalb vom polnischen Świnousjście; von Ystad in Schweden dauert die Überfahrt mit dem Tragflügelboot zwei Stunden. In der Hauptstadt Rønne gibt es einen Flugplatz, der von SAS Scandinavian und von der lokalen Fluggesellschaft Cimber Air angeflogen wird und bis April 2010 auch von »Wings of

Bomholm«.[2]

Landschaftlich ist die Insel sehr abwechslungsreich. Das Inselinnere ist geprägt durch üppige Wiesen und dunkle Wälder. Einige Strände sind sandig, andere werden von steilen, vulkanischen Klippen gesäumt. Viele, wie der besonders beliebte Dueodde-Strand, sind von feinem, weißem Sand bedeckt. Es gibt mehrere kleine Städte, wie Rønne, Nexo, Allinge, Gudhjem und Svaneke. Die höchste Erhebung erreicht eine Höhe von 162 Metern. Das bedeutendste Merkmal Bornholms sind jedoch die langen Sommertage, die zwanzig Stunden Sonnenschein, Wärme und frische Ostseeluft bieten. Das milde, sonnige Klima ist dem Gartenbau und dem Obstanbau sehr zuträglich, und in geschützten Lagen gibt es blühende Sträucher und Feigenbäume.

Die Bewohner sprechen eine eigene Sprache, Bornholmsk, die sich gleichermaßen vom Dänischen wie vom Schwedischen unterscheidet; mit ihren grammatikalischen Besonderheiten wie dem dreifachen Geschlecht ähnelt sie mehr dem Norwegischen oder dem Isländischen, phonetisch gleicht sie dem schonischen Dialekt, der in Südschweden gesprochen wird.[3]

Eine Organisation namens »Bevar Bornholmsk« widmet sich der Erhaltung der Sprache, und es gibt mehrere erfolgreiche Musikgruppen, die die traditionelle Musik der Insel pflegen.[4] Dänen, die aus Kopenhagen zu Besuch kommen, sieht man häufig mit einem Bornholmsk-Wörterbuch unter dem Arm. In der Medizin ist der Name Bomholm mit der Bornholmkrankheit verbunden, einer Virusinfektion, die hier 1933 erstmals dokumentiert wurde.[5]

Nichtsdestotrotz wird in der Tourismuswerbung dieses »Paradies für die Seele« gepriesen, wo man allen Arten von Aktivitäten im Freien nachgehen kann. In den Werbebroschüren ist die Rede von der *Østersøens Perle* (»Perle der Ostsee«), von *Solopgangens Land* (»Land des Sonnenaufgangs«), von *maleriske fiskelejer* (»stillen Fischerdörfchen«), von *Pelle Eroberen* (»Pelle der Eroberer« – Titel eines populären Romans[6]) und natürlich von *Velkommen til Bornholm.* Radfahren, Golfspielen, Angeln, Strandspaziergänge unternehmen, Windsurfen und ein Besuch in einem der Naturparks werden wärmstens empfohlen. Es gibt eine Greifvogel-Show und einen Schmetterlingspark und an den langen Juni-Tagen Veranstaltungen für Kletterer sowie für die Anhänger der

neuen Sportart Ultramarathon.[7] Jedes Jahr findet in der Hafenstadt Tejn das Trolling Masters Bornholm statt, ein Schleppangel-Wettbewerb mit Schnellbooten.[8] Da Nacktbaden überall in Dänemark erlaubt ist, bietet Bornholm auch FKK-Anhängern eine Fülle von Angeboten.[9] Das Gebiet westlich des Leuchtturms am Dueodde-Strand ist seit Langem ein beliebtes Touristenziel. Bornholm preist sich auch als »Grüne Insel« an. Rund 30 Prozent des Strombedarfs der Insel werden bereits durch Windkraftanlagen erzeugt, und bis 2011 sollten alle benzinbetriebenen Autos durch Elektrofahrzeuge ersetzt werden.[10]

Urlauber werden ermuntert, sich mit Bornholms Geschichte zu beschäftigen oder zumindest mit Teilen davon. Zu den Themen, über die nicht viel gesprochen wird, gehören die Weigerung der sowjetischen Roten Armee, die Insel nach der Befreiung 1945 wieder zu verlassen, sowie die Abhörstationen, die im Kalten Krieg von der NATO auf Bornholm eingerichtet wurden. Die größte Aufmerksamkeit richtet sich heutzutage auf die rätselhaften »Rundkirchen«, die die Tempelritter Ende des Mittelalters hier errichteten,[11] und auf die Patrioten, die Mitte des 17. Jahrhunderts die Freiheit der Insel gegen die Schweden zu behaupten versuchten. Viele Besucher besichtigen die eindrucksvollen, auf den Klippen gelegenen Ruinen der Burg Hammershus, der größten Festung in Nordeuropa, die der dänische König Waldemar der Siegreiche Anfang des 13. Jahrhunderts erbauen ließ und von der aus man einen atemberaubenden Blick über das Meer nach Schweden hat. Hier wird alljährlich ein Ritterturnier abgehalten, doch schon allein der Ausblick ist Grund genug, den Ort zu besuchen. An klaren Sommermorgen erzeugt das schimmernde Licht, das auf den Wellen unter den Mauern liegt, magische Momente. Zeit und Raum verschwimmen, die Fantasie bekommt Flügel. Von oben herab, vom »Heute« der Klippenspitze aus betrachtet, wird der Fuß der Klippe zum »Gestern«, die anlandenden Wellen des Meeres verkörpern die Jahrhunderte der Geschichte, und das gegenüberliegende Ufer, das kaum zu sehen ist, wird zur Zeit der Völkerwanderung.



Dennoch ist es lohnend, sich mit der frühesten Geschichte Bornholms zu befassen. Einheimische Archäologen haben herausgefunden, dass die Abfolge der prähistorischen Gräber irgendwann plötzlich ihr Ende fand, was die Vermutung nahe legt, dass die Bewohner entweder durch eine Naturkatastrophe oder eine Seuche ausgelöscht wurden oder massenhaft ausgewandert sind. In diesem Zusammenhang ist die alte nordische Form des Namens der Insel von Bedeutung: *Burgundarholm.* Der Westsachsenkönig Alfred der Große nannte sie in seiner Übersetzung der Werke des Historikers Orosius *Burgenda-Land.*

Bei der Suche nach den Ursprüngen eines Volkes muss diesem nicht notwendigerweise ein bestimmtes Herkunftsland zugewiesen werden. Primitive Stämme waren mobil; sie waren alle in gewissem Maße Wanderer oder Nomaden. Selbst jene, die Landwirtschaft betrieben, hielten sich oft nur eine Saison an einem Ort auf, dann zogen sie weiter. Diese Saison konnte ein paar Sommer dauern, ein paar Generationen oder auch ein paar Jahrhunderte. Sie fand ihr Ende, wenn das bebaubare Land erschöpft war, wenn sich das Klima änderte oder wenn ein anderer, kriegerischer Stamm auftauchte und sie vertrieb. Dass Bornholm mit den prähistorischen Wanderungen der Burgunder in

Zusammenhang gebracht wird, ist daher durchaus glaubhaft; es ist nicht bewiesen, aber mehr als eine bloße Möglichkeit. Es bedeutet aber auch nicht, dass Bornholm der einzige bedeutende Aufenthaltsort der Burgunder gewesen wäre oder dass nicht auch andere Völker auf dieser Insel Station gemacht hätten. Doch die Burgunder müssen lange und in großer Zahl hier gelebt haben, so dass die frühen Geografen diese Verbindung herstellen konnten.[12]

Es wäre jedoch müßig anzunehmen, dass sich durchschnittliche Besucher der Insel über dieses Thema Gedanken machen. Nur historisch Interessierte verfolgen die geschichtliche Entwicklung einer Insel, die zwischen den verschiedenen Mächten im Ostseeraum umkämpft war. Die Dänen haben im Hinblick auf die Vergangenheit eigene Prioritäten: Sie träumen von den Eroberungen der Wikinger und erinnern sich an die noch nicht allzu lange zurückliegende Zeit, als die Küste jenseits von Bornholm, die heute schwedisch ist, noch zu Dänemark gehörte. Einige der Ereignisse in der viel gerühmten nordischen *Jomsvikingesaga*, in der die Kriege zwischen den Wikingern und den Slawen geschildert werden, fanden auf der Insel statt. Die überlieferte Geschichte Bornholms, so heißt es in den Lehrbüchern, begann zu der Zeit, als die Insel zu den Besitztümern der mittelalterlichen Bischöfe von Lund gehörte. Im Jahr 1523 wurde die Insel von Dänemark erobert, später an die Stadt Lübeck verpfändet und von den Dänen wieder ausgelöst. Bis 1648 stand sie unter schwedischer Besatzung, 1716 stattete ihr der russische Zar Peter der Große einen Besuch ab, von 1940 bis 1945 war sie von deutschen Truppen besetzt und am Ende des Krieges wurde sie von der Roten Armee befreit.[13] Die unbeschwerten Touristen hingegen, die bestenfalls einige Bruchstücke dieser Geschichte kennen, paddeln auf dem Meer oder entledigen sich ihrer Kleider, unternehmen Fahrradtouren auf der Insel, lassen Drachen steigen und kreuzen mit ihren Segelbooten vor der Küste.

Im Dezember 2010 brach ein besonders heftiger Schneesturm über die Insel herein, der große Teile Nordeuropas heimsuchte. Bornholm wurde zum Katastrophengebiet erklärt. Das Dänische Meteorologische Institut maß auf der gesamten Insel im Minimum Schneemengen von 146 Zentimetern, in einigen Teilen türmten sich sogar bis zu sechs Meter hohe Schneewehen. Nachdem die Bewohner eine Woche lang vergeblich der

Schneemassen Herr zu werden versucht hatten, riefen sie um Hilfe. Es mussten Militärfahrzeuge eingesetzt werden, um die Versorgung sicherzustellen und die Berge von Schnee ins Meer zu kippen.[14] Doch abgesehen von der Nachricht, dass dies der kälteste Winter seit Beginn der Wetteraufzeichnungen im Jahr 1874 war, hatten die Bewohner keine Zeit, sich Gedanken über die Geschichte ihrer Insel zu machen.

II

Kaum ein Thema hat in der europäischen Geschichte für mehr Verwirrung gesorgt als die Frage, wie viele »burgundische Reiche« es gegeben hat. Nahezu alle historischen Untersuchungen oder Nachschlagewerke, die man dazu heranzieht, liefern widersprüchliche Informationen. Bereits 1862 fühlte sich James Bryce, Professor für Zivilrecht in Oxford, veranlasst, in seine wegweisende Studie über das Heilige Römische Reich eine spezielle Anmerkung »Über die burgundischen Reiche« aufzunehmen. »Es ist kaum möglich, eine geografische Bezeichnung zu nennen«, schrieb er, »die in der Vergangenheit mehr Verwirrung gestiftet hat und es heute noch tut …«[15]

Bryce war ein Mann von unermüdlicher Ausdauer und Gewissenhaftigkeit. Er stammte aus Glasgow, war Bergsteiger, ein Liberaler und Anhänger von Gladstone, Botschafter in den Vereinigten Staaten von Amerika und ein gewissenhafter Faktenprüfer. (Er bestieg einmal den Berg Ararat, um nachzuprüfen, wo Noahs Arche geblieben war.) In seiner berühmten »Anmerkung A« führt er jene zehn staatlichen Gebilde auf, die seinen Untersuchungen zufolge »zu bestimmten Zeiten und in unterschiedlichen Gebieten« den Namen »Burgund« trugen:

Das *Regnum Burgundionum* (Königreich der Burgunder), 406–534. I.

Das *Regnum Burgundiae* (Königreich Burgund) unter den Merowingern. II.

Das *Regnum Provinciae seu Burgundiae* (Königreich Provence oder Burgund), gegründet 877, »etwas ungenau Cisjuranisches Burgund genannt«). III.

Das *Regnum Iurense* oder *Burgundia Transiurensis* (Königreich Jura oder »Transjuranisches Burgund«), gegründet 888. IV.

Das *Regnum Burgundiae* oder *Regnum Arelatense* (Königreich Burgund oder Königreich Arelat), gebildet 937 durch den Zusammenschluss der Reiche III und IV. V.

Burgundia Minor (Herzogtum Klein-Burgund). VI.

Die *Freigrafschaft* oder *Pfalzgrafschaft Burgund* (Franche-Comté). VII.

Die *Landgrafschaft Burgund*, Teil des Reiches Nr. VI. VIII.

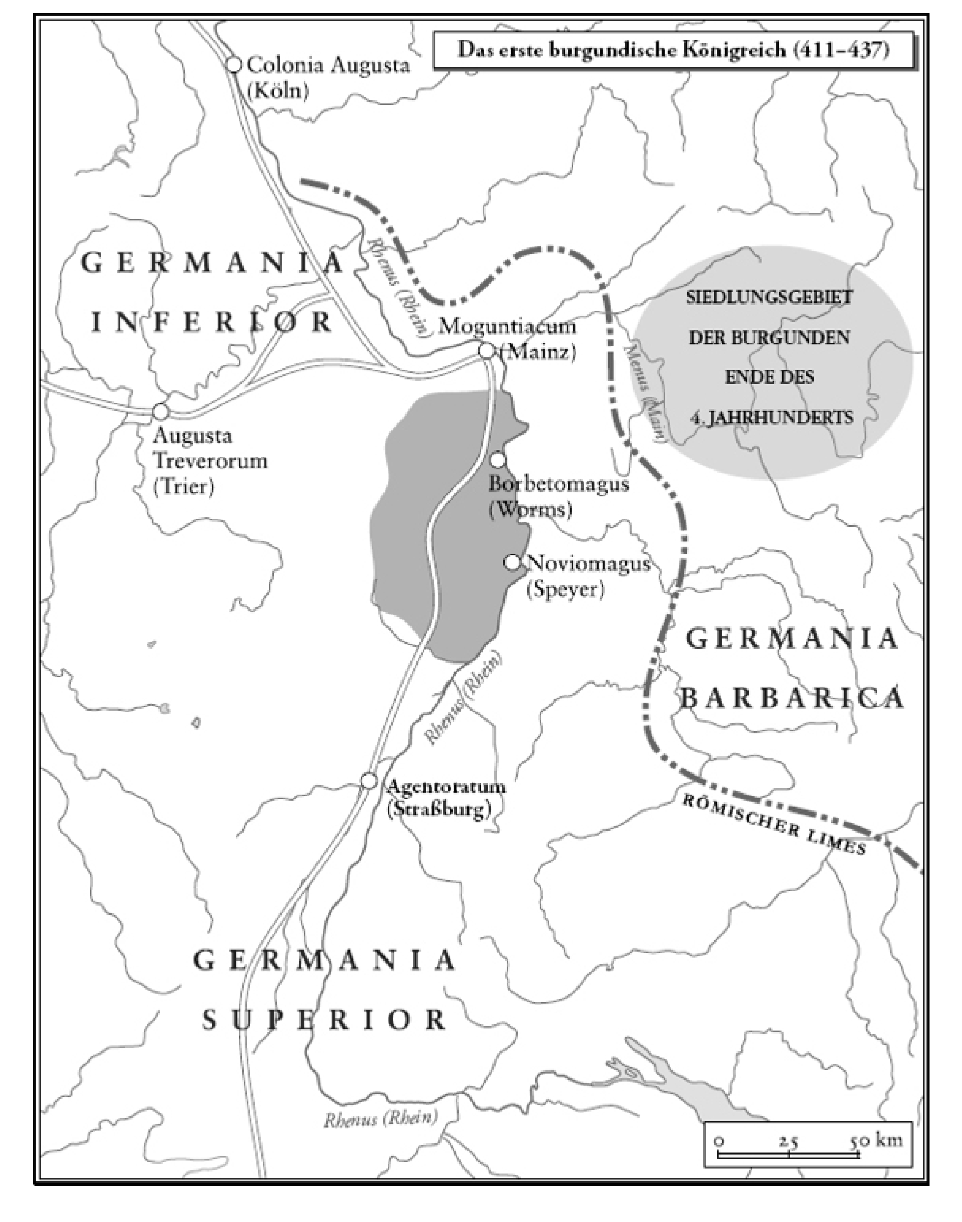
Der *Burgundische Reichskreis*, errichtet 1548. IX.

Das *Herzogtum Burgund (Bourgogne)*, das »immer ein Lehen der französischen Krone war«.[16] X.

Wie komplex dieses Thema ist, liegt auf der Hand, und schon eine kurze Beschäftigung mit der Anmerkung von Bryce weckt Zweifel. Doch dies war der erste Versuch, das Burgund-Problem in seiner Gesamtheit zu erfassen. Selbstverständlich sind weitere Nachforschungen erforderlich.

Das Königreich der Burgunder (Nr. I auf der Liste von Bryce) war eine relativ kurzlebige Angelegenheit. Es wurde von einem Stammesführer namens Gundahar in der ersten Dekade des 5. Jahrhunderts am westlichen Ufer des Mittelrheins gegründet. Er und sein Vater Gibica hatten ihren Stamm über den Fluss in das Gebiet des Römischen Reiches geführt, wahrscheinlich während des großen Barbareneinfalls im Winter 406/07, und schlugen sich anschließend auf die Seite eines lokalen Usurpators namens Jovinus, der sich 411 in Moguntiacum (Mainz) zum »Gegenkaiser« ausrufen ließ; Jovinus erklärte im Gegenzug die Burgunder zu »Verbündeten« seines Reiches. Nach Ansicht Roms allerdings waren alle diese Vereinbarungen unrechtmäßig.

Woher die Burgunder genau stammten, ist Gegenstand vieler wissenschaftlicher Spekulationen.[17] Dass sie Ende des 4. Jahrhunderts am Main (unmittelbar östlich des Limes) lebten, ist in römischen Quellen dokumentiert, ebenso ihre Kriege mit den Alamannen. In einer Gedenkinschrift in Augusta Treverorum (Trier) wird ein gewisser Hanulfus erwähnt, der in römischen Diensten stand und Mitglied einer burgundischen Königsfamilie war. Die früheren Stationen der Wanderungen der Burgunder sind dagegen unklar. Eine Hypothese geht von einer Wanderung aus, die sich über vier Abschnitte erstreckte;[18] der erste führte sie demzufolge im 1. Jahrhundert n. Chr. von Skandinavien an die untere Weichsel. In der zweiten Phase zogen sie zur Oder, in der dritten zur mittleren Elbe und in der vierten zum Main.



Die Burgunder sprachen eine germanische Sprache, die der Sprache der Goten ähnelte, die ebenfalls aus Skandinavien kamen. Wie die Goten hatten sie die arianische Form des Christentums angenommen und waren wohl auch mit der Wulfila-Bibel vertraut, einer Übersetzung des Neuen Testaments ins Gotische, die der aus Nordbulgarien stammende Bischof Wulfila angefertigt hatte.[19] Zudem hatten sie durch den Austausch mit verschiedenen nichtgermanischen Stämmen den hunnischen Brauch des Kopfbandagierens übernommen, bei dem der Kopf von

Mädchen von klein auf durch fest geschnürte Bandagen in eine längliche Form gebracht wurde. Dies hatte die unbeabsichtigte Folge, dass ihre Gräber von den Archäologen sofort erkannt wurden.

Den Mittelpunkt von Gundahars Königreich bildete die alte keltische Hauptstadt Borbetomagus (Worms); es erstreckte sich im Süden bis nach Noviomagus (Speyer) und nach Argentoratum (Straßburg). Die Neuankömmlinge, die ungefähr 80.000 Personen umfassten, gingen in der gallisch-romanischen Bevölkerung auf. Sie werden in dem angelsächsischen Gedicht *Widsith* erwähnt, in dem Herrscher aus dem 5. Jahrhundert aufgeführt werden. Widsith, der »Fernreisende«, behauptete, er habe das Reich Gundahars persönlich besucht:

Mid Þyringum ic wæs
ond mid Burgendum
Þær ic beag geþah.
aer ic beag geþah.
Me þær Guðhere forgeaf
Glædlicne maþþum
Songes to leane.
Næs þæt sæne cyning.

Ich war bei den Thüringern …
und bei den Burgundern.
Dort schenkte man mir einen Ring.
Der gab Gundhere mir
Einen glänzenden Schatz
Um mich für meine Lieder zu bezahlen.
Er war kein schlechter König.[20]

Doch Gundahars Stellung war von Anfang an schwach. Sobald die römischen Behörden wieder Tritt gefasst hatten, entschieden sie, ihn zu vernichten. Im Jahr 436 holte der römische General Flavius Aetius, ein Diener von Kaiser Valentinian III., Attilas Hunnen ins Land und ließ sie die blutige Arbeit verrichten. Angeblich wurden 20.000 Burgunder getötet.

Das Massaker an den Burgundern ging in den Fundus der nordeuropäischen Mythen ein. Es hallt wider in zahlreichen nordischen Sagen; es liegt auch der Sage der *Nibelungen* zugrunde, oder wie die Nordmänner sie nannten, der *Niflungar*, der Nachfahren der Nefi und Verwalter eines legendären Burgunderschatzes. Gundahar kehrt hier wieder als Gunnar, und Gunnars Schwester Gudrun wird nach ihrer Heirat mit Atli (Attila) die Stammmutter eines berühmten Geschlechts.

In dem zur Lieder-Edda zählenden *Atlilied (Atlaqviða)* werden zahlreiche Ereignisse und Namen erwähnt, die charakteristisch sind für das 5. und 6. Jahrhundert, unter anderem auch Gunnar und Gudrun.[21] In der germanischen Tradition dagegen ist das *Niflheim* (»Dunkle Welt«) von kriegerischen Riesen und Kleinwüchsigen bevölkert. Nybling

ist der ursprüngliche Hüter des Schatzes; Gundahar wird zu Günter, Gudrun zu Kriemhild, und Kriemhild heiratet Siegfried (»Sieg des Friedens«), den Sohn von Sigmund und Sieglind. In diesen später entstandenen Mythen und Sagen werden die Burgunder oft noch als Franken bezeichnet. Das *Nibelungenlied* aus dem späten Mittelalter ist durch eine Mischung aus Fakten und Fantasie geprägt, doch der grundlegende historische Zusammenhang wird in der modernen Geschichtswissenschaft kaum noch bestritten:

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit
Von preiswerthen Helden, von großer Kühnheit,
Von Freund und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.[22]

Nach dem Massaker bei Borbetomagos verliert sich die Spur der Burgunder vorübergehend, doch bald taucht sie wieder auf in Berichten über die Schlachten zwischen Aetius und den Hunnen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass eine Gruppe von burgundischen Kriegern von den Hunnen gefangen genommen und zum Kriegsdienst gezwungen wurde, während andere unter dem neuen König Gundioch (reg. 437–474) in römische Dienste traten. Burgunder kämpften somit auf beiden Seiten in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern im Juni 451 (siehe dazu S. 31) zwischen dem römischen General Aetius und den Hunnen, wo Gibbon zufolge »das Schicksal der gesamten westlichen Zivilisation auf dem Spiel stand«. Nach seinem Sieg versprach Aetius Gundioch ein Reich in der Provinz Sabaudia (eine alte Form des heutigen Savoyen, siehe dazu Kapitel 8). Dieses Mal ließen sich die Burgunder mit offizieller Erlaubnis im Römischen Reich nieder, wenn vielleicht auch eine größere Zahl der Überlebenden von Borbetomagus ungeordnet nach Süden floh und die kaiserliche Zusage nur den vollendeten Tatsachen Rechnung trug. Sabaudia erscheint nicht auf der Liste von Bryce, und es stellt sich die Frage, warum er die Gebiete von Gundahar und Gundioch nicht als eigenständige Reiche erwähnte. Sie genügen seiner Definition eines geografischen oder politischen Namens, der »zu bestimmten Zeiten und in unterschiedlichen Gebieten« verwendet wird. Die Kenngrößen im Falle von Gundahar lauteten »Anfang des 5. Jahrhunderts, Niederrhein«, bei Gundioch »Mitte des 5. Jahrhunderts, Oberrhein und Saône«. Es gab keine Überschneidungen. Gundiochs Herrschaftsgebiet wird heute entweder als das »zweite föderierte Königreich« oder als das

»letzte unabhängige burgundische Königreich« bezeichnet.[23]

Die Grenzen des zweiten burgundischen Reiches dehnten sich rasch aus. Das ursprüngliche Zentrum war Genava (Genf) am Lacus Lemanus (Genfer See), wo die Burgunder in ein Gebiet einwanderten, das kurz vorher durch die Vertreibung eines helvetischen Stammes frei geworden war. Kurze Zeit später wandten sie sich der Region am Zusammenfluss der Flüsse Arus (Saône) und Rhodanus (Rhône) im Herzen Galliens zu. Im Verlauf eines Jahrzehnts hatten sie sich in Lugdunum (Lyon), Divio (Dijon), Vesontio (Besançon), Augustodunum (Autun), Andemantunum (Langres) und Colonia Julia Vienna (Vienne) angesiedelt. Grenzfestungen in Avenio (Avignon) und in der Nähe des Rhône-Deltas sowie bei Eburodunum (Embrun) in den Bergen sicherten eine geschlossene territoriale Einheit mit herausragenden Verkehrsverbindungen.

Das wenige, was über die Burgunder zur Zeit ihrer Ankunft bekannt ist, stammt von einem gallisch-römischen Schriftsteller, der verfolgte, wie sie sich in seinem Heimatort Lugdunum niederließen. Sidonius Apollinaris dürfte 452, als er sie kennenlernte, ungefähr 20 Jahre alt gewesen sein. In seinen Briefen erwähnt er die »haarigen Riesen«, die »sieben Fuß groß« waren und die »in einer unverständlichen Sprache reden«.[24] über diese burgundische Sprache wissen wir noch weniger. Einige Worte wurden in Gesetzestexten festgehalten (siehe unten), und die Bedeutung der überlieferten Namen der burgundischen Herrscher ist entschlüsselbar. Gundoband bedeutet »Tapfer in der Schlacht«, Godomar heißt »Berühmt in der Schlacht«. Einige heutige Ortsnamen lassen sich auf einen Personennamen zurückführen, an den die skandinavische Nachsilbe *-ingos* angehängt ist. Das Dorf Vufflens im Waadt beispielsweise wurde als »Vaffels Ort« übersetzt.[25] Das ist nicht viel, an das man anknüpfen kann.

In dem Jahrhundert, das zwischen dem Ende des ersten und dem Ende des zweiten Reiches lag, sind fünf Könige überliefert, die alle der alten Linie von Gibica entstammen:

Gundioch/Gundowech (reg. 437–474)
Chilperich I. (reg. 474–480)
Gundobad (reg. 480–516)
Sigismund (reg. 516–523)
Gundimar/Godomar II. (reg. 523–534)

In einer Römersiedlung in der Nähe von Genf wurden die Fundamente eines burgundischen Königspalasts entdeckt,

der wahrscheinlich um das Jahr 500 entstanden ist und eine Halle und eine christliche Kapelle umfasst.[26] Die Historizität von König Godomar wird durch einen Grabstein im alten Klosterfriedhof von Offranges in der Nähe von Evian bezeugt:



In hoc tumulo requiescat bonae memoriae errovaccus qui vixit anns XIII et mensis III et transit X KL septembris mavurtio viro clr conss sub unc conss brandobrigi redimitionem a dnmo gudonaro rege acceperunt.[27]

Der erste Teil der Inschrift ist klar. Ein Junge namens Ebrovaccus, 13 Jahre und vier Monate alt, der »in diesem Hügel liegt«, starb, als Mavortius Konsul war. Der zweite Teil hat zu vielerlei Spekulationen angeregt. »Godomar war König«, ein Stamm mit keltisch klingendem Namen, die Brandobrigen, wurde entweder freigelassen oder freigekauft. Die frühesten burgundischen Münzen wurden Anfang des

6. Jahrhunderts mit kaiserlicher Lizenz in Ravenna geprägt; sie zeigen Gundobads Monogramm und den Kopf des römischen (byzantinischen) Kaisers. Somit bringen sie sehr anschaulich den Status eines *rex* als eines anerkannten kaiserlichen Stellvertreters zum Ausdruck.[28]

Die Burgunderkönige betrieben eine geschickte Heiratspolitik. Gundioch verheiratete seine Schwester mit Ricimer (405–472), der zeitweilig Gehilfe von Flavius Aetius und de facto Gebieter des sterbenden Reiches war. In der folgenden Generation wurde Chilperichs Tochter Clothilda (474–545) mit Chlodwig verheiratet, dem König der Franken, zwölf Jahre bevor dieser bei Vouillé die Westgoten besiegte (siehe dazu S. 25ff.) Clothilda wurde später heilig gesprochen, weil sie ihren Gemahl dazu gebracht hatte, das Christentum anzunehmen. Sie ist in der Kirche St. Geneviève in Paris bestattet.[29]

Chlothildas Onkel Gundobad, der sich mit dem Titel eines römischen Patriziers schmückte, erlangte die volle Kontrolle über sein Erbe erst nach einem dreißigjährigen Familienstreit, im Zuge dessen das burgundische Königreich aufgeteilt wurde und drei Zentren – Lugdunum, Julia Vienna und Genava – die Regierungsgewalt beanspruchten. Dieser Bürgerkrieg schwächte den jungen Staat, mit dem die Franken und die Westgoten daher leichtes Spiel hatten.[30] Gundoband verdankte seine römische Laufbahn seinem Verwandten Ricimer. Ihm wurde die kurzlebige Ehre zuteil, einen Kaiser, Glycerius, auf den Thron in Ravenna zu setzen. Doch später war er die meiste Zeit damit beschäftigt, sich mit seinen Verwandten zu streiten. Immerhin konnte er sich durch Tributzahlungen die Franken vom Hals halten. Sein Bruder Godegisel konnte sich, mit Chlothildas Mutter Caretana an seiner Seite, bis zum Ende des Jahrhunderts in Genava behaupten. Danach stellte er die Tributzahlungen an die Franken ein und konzentrierte sich auf den Aufbau der Kirche und die Gesetzgebung. Zwei Gesetzesbücher werden ihm zugeschrieben, das *Lex Romana Burgundiorum* und das *Lex Gundobada.*

Der Burgundische Codex (oder die Codices), der in 13 Manuskripten erhalten geblieben ist, ist bezeichnend für diese Zeit, in der die germanischen Stämme das Christentum annahmen, schriftkundig wurden und Gesetze kodifizierten.[31] Anders als der *Codex Euricianus* (siehe oben S. 34) muss er als eine Ergänzung zum bestehenden römischen Recht betrachtet werden; er besteht aus einer

Sammlung von Gewohnheitsrechten *(mores)* für die Burgunder und einer Reihe von Statuten *(leges)*, die für die ehemaligen römischen Bürger galten, die unter den Burgundern lebten. Die moderne Variante des Burgundischen Codex besteht aus 105 »Konstitutionen« und vier zusätzlichen Verordnungen. Der Großteil der Gesetze wurde in Lugdunum von Gundobad verkündet und später unter Sigismund überarbeitet; sie behandeln eine Vielzahl von Themen, angefangen mit Geschenken, Mord und Befreiung der Sklaven bis zu Weinbergen, Eseln und Ochsen, die in Pfand gegeben werden. Für nahezu alle Vergehen wird ein Wiedergutmachungspreis genannt und eine weitere Summe, die als Bußgeld oder Strafe zu zahlen ist:

XII Mädchenraub

Wenn jemand ein Mädchen raubt, soll er gezwungen werden, den neunfachen Preis für ein solches Mädchen zu zahlen und er soll eine Strafe zahlen, die sich auf zwölf *Solidi* beläuft.

Wenn ein Mädchen, das geraubt wurde, unversehrt zu seinen Eltern zurückkehrt, soll der Entführer das sechsfache *Wergeld* für das Mädchen aufbringen; zudem soll die Strafe auf zwölf *Solidi* festgesetzt werden.

Wenn jedoch das Mädchen den Mann aus freiem Willen erwählt und in sein Haus kommt und er mit ihr verkehrt, soll er den dreifachen Brautpreis entrichten; wenn sie darüber hinaus unversehrt in ihr Elternhaus zurückkehrt, soll ihm alle Schuld erlassen werden.[32]

In einer dieser Konstitutionen werden ausführlich Regeln zum Aufstellen von Wolfsfallen mit gespannten Bogensehnen *(tensuras)* beschrieben (XLVI). In anderen wird festgelegt, welche Maßnahmen gegen Juden zu ergreifen seien, »die ihre Hand gegen einen Christen erheben« (CII), oder es wird eine Verdoppelung der Geldstrafe für Diebstähle oder andere Vergehen in Weingärten bei Nacht verfügt.[33] Man beschäftigte sich ausführlich mit der Festlegung der Strafmaße:

– Für die Tötung eines Hundes: 1 Solidus
– Für den Diebstahl eines Schweins, Schafes, einer Ziege oder eines Bienenvolks: 3 Solidi
– Für die Vergewaltigung einer Frau: 12 Solidi
– Für das Abschneiden der Haare einer Frau ohne Grund: 12 Solidi
– Für die Ermordung eines Sklaven: 30 Solidi
– Für die Ermordung eines Zimmermanns: 40 Solidi
– Für die Ermordung eines Hufschmieds: 50 Solidi
– Für die Ermordung eines Silberschmieds: 100 Solidi
– Für die Ermordung eines Goldschmieds: 200 Solidi[34]

(Frauen wurden die Haare abgeschnitten, damit sie als Kriegerinnen kämpfen konnten.) Bis auf einige burgundische Begriffe wie *Wergeld* oder *Wittimon* war der Codex auf Lateinisch abgefasst. Mehrere Grafen bezeugten ihn mit ihren Siegeln, wodurch eine seltene Liste burgundischer Eigennamen entstand:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible][35]

Sigismund, einem Sohn von Gundobad, der das Christentum annahm und später von der Kirche heilig gesprochen wurde, wird häufig die Bekehrung seines gesamten Volkes zum Christentum zugeschrieben. Zusammen mit seinen Brüdern führte er einen erfolglosen Feldzug gegen die Franken, besser jedoch gelang ihm die Unterdrückung der arianischen Enklaven, die sich nach der Teilung des Reiches hatten halten können. Es wird angenommen, dass er seinen kleinen Sohn erdrosseln ließ, um ihn von der Thronfolge auszuschließen, und dass er, nachdem er von den Franken entführt worden war, in einem Brunnen in Coulmiers in der Nähe von Orléans sein Ende fand. Er wurde zum Märtyrer erklärt, und der Kult um seine Person verbreitete sich in weiten Teilen Europas.[36] Zu seinen bedeutendsten Hinterlassenschaften gehört eine ausführliche Korrespondenz (um 494–523) mit seinem Chefberater, dem Erzbischof (und späteren Heiligen) Avitus von Vienne[37] sowie die Gründung der Abtei Aganaum (heute St. Maurice-en-Valais), einem Ort des *laus perennis*, des »unaufhörlichen Gotteslobs«.[38]

Die Vorherrschaft des Katholizismus in Burgund wurde 517 durch das Konzil von Epaon (vermutlich Albon in der heutigen Dauphiné) bekräftigt, auf dem Avitus, dessen Briefe eine der sehr seltenen zeitgeschichtlichen Quellen bilden, Richtlinien für das gesellschaftliche und kirchliche Leben festlegte. Die Regeln, nach denen Arianer wieder in die Kirche aufgenommen werden konnten, wurden gelockert. Die Vorschriften für die Klöster und die Konvente wurden dagegen verschärft, ebenso jene, die sich auf Ehe und Blutsverwandtschaft bezogen. Letztere Maßnahme erzürnte Sigismund derart, dass er künftig der heiligen Kommunion in der Kirche fernblieb und seinen Übertritt zum Arianismus

androhte. Erst nachdem der Bischof von Valence ihm geholfen hatte, von einer Krankheit zu genesen, lenkte er ein.[39]

Das (zweite) Königreich der Burgunder fand sein Ende nach dem Sieg der Franken in den scheinbar endlosen Fränkisch-Burgundischen Kriegen in den ersten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts. Dass Clothilda, die burgundische Ehefrau von Chlodwig (Chlodwig starb 511), in diesen Kriegen eine wichtige Rolle spielte, wurde ihrer langjährigen Unterstützung für das Christentum zugeschrieben, aber auch ihrem politischen Engagement für ihre Söhne in deren Fehde mit ihren burgundischen Verwandten. Das Königreich wurde von den Franken angegriffen, zunächst aus dem Norden und dann, nach ihrem Sieg über die Westgoten bei Vouillé, auch aus dem Westen. Im Jahr 532 oder 534 wurde Gundimar von ihnen gefangen genommen, geächtet, verurteilt und hingerichtet, und sein Erbanspruch fiel an die Franken.

Mehr als drei Jahrhunderte unterstand das ehemalige burgundische Reich nun der fränkischen Oberherrschaft; in dieser Zeit verschwand der ursprüngliche Unterschied zwischen Franken und Burgundern und die fränkisch-burgundischen Oberherren vermischten sich mit der Kultur und der Gesellschaft der früheren gallo-romanischen Bevölkerung. Zwei Dynastien brachten die Nachkommen von Chlodwig und Chlothilda hervor. Die Merowinger, die bis 751 herrschten, führten ihre Herkunft auf Merewig oder Merovée zurück, den Großvater von Chlodwig, und trugen ihre Haare lang als Zeichen ihres königlichen Status. Die Karolinger, die von 751 bis 987 regierten, wurden als »Hausmeier« (Vorsteher der Palastverwaltung) am Merowingerhof in Jovis Villa an der Maas bekannt und stammten von dem berühmten Krieger Karl Martell ab. Ihr berühmtester Sohn war Karl der Große (reg. 768–814), dessen Reich sich von der Spanischen Mark bis nach Sachsen erstreckte und der sich vom Papst zum Kaiser krönen ließ.

In diesen Jahrhunderten vollzogen sich auch grundlegende sprachliche Veränderungen. Zu Zeiten von Chlodwig und Gundobad waren die alte fränkische und die skandisch-burgundische Sprache neben dem Latein der Gallo-Römer gesprochen worden. In der Zeit von Karl dem Großen wurden diese Sprachen durch mehrere neue Idiome ersetzt, die zur allgemeinen Kategorie des *Francien* oder »Altfranzösisch« gehören. Fränkisch überlebte nur in den Niederlanden als Vorläufer des Niederländischen und des Flämischen. Latein

hielt sich in stilisierter Form als Kirchensprache und als Schriftmedium. Das Burgundische ging vollkommen unter. Die zahlreichen Varianten des Altfranzösischen werden gewöhnlich in zwei Gruppen unterteilt – die *langues d'oïl* und die *langues d'oc*, deren Namen sich aus der in diesen Sprachen üblichen Bezeichnung für »ja« ableiten. In ersteren ist aus dem lateinischen *hoc illud* im Laufe der Zeit *oïl* und daraus das moderne »oui« entstanden; in den *langues d'oc*, die auch als Okzitanische Sprache bezeichnet werden, entwickelte sich aus *hoc* das Wort oc für »ja«. Die Trennlinie zwischen *oïl* und oc verlief mitten durch das frühere burgundische Gebiet und ist auch heute noch auf der Sprachenkarte sichtbar.[40]

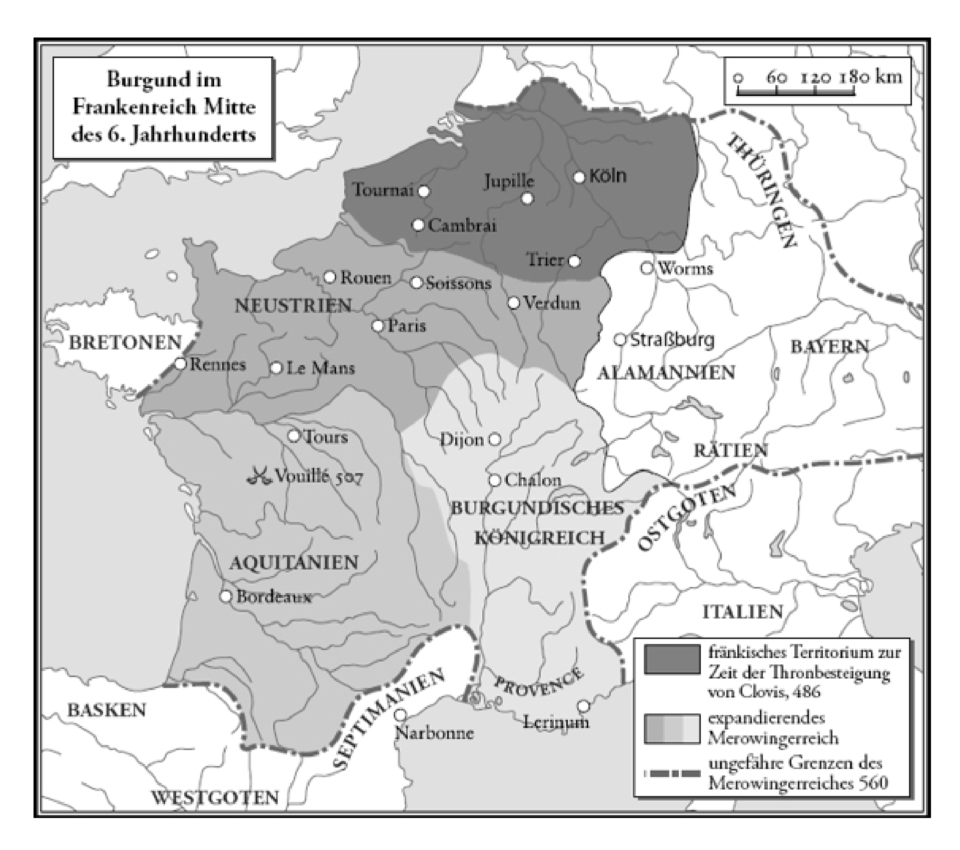
Innerhalb des fränkischen Herrschaftsbereichs gab es immer eine territoriale Einheit, die als »Burgund« bezeichnet wurde. Viele Merowinger stilisierten sich als Könige von *»Francia et Burgundia«* oder von *»Neustrien et Burgundia«*. (Neustrien war der frühmittelalterliche Name für die Region um Paris.) Ende des 6. Jahrhunderts errichtete einer der Enkel von Chlodwig und Clothilda, Guntram (reg. 561–592), ein eigenständiges *Regnum Burgundiae*, das eineinhalb Jahrhunderte Bestand hatte, bis es von Karl Martell unterworfen und seinem Reich einverleibt wurde. Dieses geheimnisvolle Fürstentum erscheint als Nr. II auf der Liste von Bryce, wenngleich man es besser als das »dritte Burgunderreich« bezeichnen müsste. Wahrscheinlich weil es nicht vollständig souverän war, wurde seine Existenz häufig ignoriert. Doch die beiden vorhergegangenen burgundischen Reiche waren auf ähnliche Weise Oberherren unterworfen gewesen.

Guntram (Guntramnus) ist eine interessante Figur, nicht weil er später heilig gesprochen wurde, sondern auch weil seine Armeen bis nach Britannien und Septimanien im Südwesten des Frankenreiches zogen. Als »König von Orléans« übte er eine Zeit lang sogar die Herrschaft über Paris aus. Er war ein Zeitgenosse des Bischofs und Chronisten Gregor von Tours, der sorgfältig die Entwicklungen während seiner Regentschaft aufzeichnete, die durch eine nicht enden wollende Abfolge von Kriegen, von dynastischen Streitereien, Morden, Intrigen und Verrat geprägt war. Guntrams Frauenbeziehungen waren ähnlich vielfältig wie seine militärischen Feldzüge:

Der ehrenwerte König Guntram nahm sicli zuerst eine Konkubine namens Venerande, eine Sklavin, die zu seinem Volk gehörte, mit welcher er einen Sohn

namens Gundobad hatte. Später heiratete er Marcatrude, die Tochter von Magnar, und schickte seinen Sohn Gundobad nach Orléans. Doch als auch sie einen Sohn gebar, wurde Marcatrude eifersüchtig, so hieß es … und vergiftete [Gundobads] Trunk. Dadurch zog sie, nach dem Willen Gottes, den Zorn des Königs auf sich und wurde von diesem verstoßen. Daraufhin nahm er Austregild, die auch Bobilla genannt wurde, zur Frau. Sie schenkte ihm zwei Söhne, von denen der ältere Clothar und der jüngere Chlodomer genannt wurden.41

An einer Stelle unterbricht Gregor von Tours seine Schilderung und schiebt eine Beschreibung von Divio (Dijon) ein, das eine besondere Rolle in der burgundischen Geschichte spielt. Davor hatte er von Gregorius gesprochen, dem Bischof von Langres:



[Divio], wo Bischof [Gregorius] tätig war … ist eine Festung mit sehr robusten Mauern, mitten in einer Ebene errichtet, ein sehr schöner Ort, mit reichem und fruchtbarem Land, sodass … zur entsprechenden Jahreszeit eine Fülle von Erzeugnissen dort angeliefert wird. Im Süden fließt ein Fluss … der sehr fischreich ist, und aus dem Norden kommt ein weiterer kleiner Strom, der … unter einer Brücke hindurch … um den gesamten befestigten Ort herumfließt … und die Mühlen vor dem Tore mit bewundernswerter Geschwindigkeit antreibt … Die vier Tore weisen nach den vier Himmelsrichtungen, und 33 Türme schmücken die Mauer, die 30 Fuß hoch ist und 15 Fuß dick … Im Westen liegen Hügel, sehr fruchtbar und voller Weingärten, in denen ein solch edler Falerner erzeugt wird, dass [die Bewohner] den Wein von Ascalon verschmähen. Die Alten sagen, dass dieser Ort von Kaiser Aurelian gegründet wurde.42

Trotz dieser opulenten Umgebung verbrachte Guntram, wenn man Gregor Glauben schenken darf, seine letzten Lebensjahre mit Fasten, Beten und Weinen. Seine Hauptstadt war Cabillo (Chalons-sur-Saône), wo er in der Kirche St. Marcellus beigesetzt wurde. Durch spontane Akklamation seiner Untertanen wurde er zum Heiligen erklärt, und später wurde er zum Schutzpatron reuiger Mörder.

Ein Korrektiv zu den bisweilen als übertrieben frankenfreundlich eingestuften Darstellungen von Gregor bilden die Schriften von Marius d'Avenches (532–596), des Bischofs von Lausanne (des späteren St. Marius Aventicensis), der gleichermaßen für seine Frömmigkeit und seine Gelehrsamkeit bekannt war. Er war ein Beschützer der Armen und soll eigenhändig seine Äcker bestellt haben; als Gelehrter setzte er die Arbeit von St. Prosper von Aquitanien fort und erweiterte Prospers Weltchronik bis ins Jahr 581.[43] Der bedeutendste Geistliche der Zeit war vermutlich St. Caesarius von Arles (gest. 542), ein wortmächtiger Prediger und Theologe. Geboren in Cabillo, studierte er in Lerinum und wirkte fast 40 Jahre als Primas von Gallien.[44] Der irische Missionar St. Kolumban (um 540–615) schließlich dürfte ebenfalls zu Guntrams Lebzeiten in die Region gekommen sein. Er lebte zeitweise als Gast am burgundischen Hof und eine Weile als Eremit in den Vogesen.[45]

Auf dem Höhepunkt seiner Macht, um 587, beherrschte Guntrams *Regnum Burgundiae* den größten Teil von Gallien, einschließlich Bordeaux, Rennes und Paris, ebenso wie das frühere Burgund von Gundobad. Doch das Reich erwies sich als zu groß und als überdehnt und lud daher seine Nachbarn zu Plünderungszügen ein. Guntrams kriegerische Nachfolger vollzogen mehrere komplizierte Thron- und Gebietswechsel. Mehrere Herrscher werden von den Chronisten als Könige von Burgund, Neustrien und Burgund oder als Könige »aller Franken« bezeichnet; neben Guntram gehören dazu Childebert II. (reg. 592–595), Theuderich II. (reg. 595–613), Sigebert (reg. 613), Chlothar II. (reg. 613–629), Dagobert (reg. 629–639), Chlodwig II. (reg. 639–655) und Chlothar III. (reg. 655–673).

Einige Abschnitte der Merowinger-Herrschaft liegen weitgehend im Dunkeln, doch ein Chronist, der als Fredegar, Fredegarius oder Pseude-Fredegarius (gest. um 660) bekannt ist, wirft einen Lichtblick auf das dritte Viertel des 7. Jahrhunderts. Er lebte in einem Kloster, möglicherweise in Chalons oder Luxueil, und versuchte zunächst einige bereits

bestehende Chroniken »zu verbessern«. Ab 624 erstellte er in 18-jähriger Arbeit einen ausführlichen Kommentar über die Ereignisse der Zeit, der deutlich zeigt, dass in allen Schichten der fränkisch-burgundischen Gesellschaft die Blutrache gepflegt wurde. Ein Satz von Attila ist in diesem Zusammenhang sehr treffend: *»Quid viro forti suavis quam vindicta manu querere?«* (»Was könnte einen starken Mann mehr erfreuen, als eine Blutfehde zu pflegen?«). Fredegar erwähnt einen Vorfall, an dem der byzantinische Kaiser beteiligt war und der anschaulich belegt, wie wenig ein menschliches Leben wert war. Nachdem zwei burgundische Gesandte bei einer Prügelei in dem von Byzanz beherrschten Karthago getötet worden waren, bot Kaiser Maurikios eine Wiedergutmachung in Gestalt von zwölf Männern an, mit denen die Burgunder »tun könnten, was sie wollten«.[46] Mit besonders heftigen Schmähungen bedenkt Fredegar die westgotische Fürstin Brunechildis, die aus Hispania an den burgundischen Hof kam und dort angeblich Gewalt und Hass schürte: *»Tanta mala et effusione sanguinem a Brunechildis in Francia factae sunt.*[47]

Fredegars Darstellung endet mit der Geschichte des Flaochad, *genere Franco* (gebürtiger Franke) und Majordomus, der sich an einem burgundischen Adeligen namens Willebad rächen wollte. Mit ihren Anhängern im Gefolge trafen die beiden vor den Mauern von Augustodunum aufeinander:

Berthar, ein transjuranischer Franke, … griff Willebad als Erster an. Und der Burgunder Manaulf, der vor Wut mit den Zähnen knirschte … trat mit seinen Männern nach vorn, um zu kämpfen. Er war einst mit Berthar befreundet gewesen und sagte nun »Komm unter mein Schild, und ich werde dich schützen« … und er hob sein Schild, um ihm Deckung zu bieten. Doch [Manaulf] stieß mit seiner Lanze nach seiner Brust … Als Chaubedo, Berthars Sohn, sah, dass sein Vater in Gefahr schwebte, stieß er Manaulf zu Boden, durchbohrte ihn mit seinem Speer und tötete alle, die seinen Vater verwundet hatten. Und mit Gottes Hilfe rettete der Junge dadurch Berthar vor dem Tode. Wer von den Herzögen seine Männer lieber nicht auf die Seite Willebads Seite gestellt hatte, plünderte nun seine Zelte … Die Männer, die sich nicht am Kampf beteiligt hatten, schafften große Mengen Goldes und Silber sowie Pferde und andere Gegenstände fort.[48]

Ein Historiker bemerkte dazu: »Das Erstaunliche an der frühmittelalterlichen Gesellschaft ist nicht der Krieg, sondern der Frieden.«[49]

Zu Fredegars Zeiten wurden die Merowinger zu reinen Marionetten der Hausmeier und Grafen in den königlichen Palästen. Zudem verlagerte sich das politische Machtzentrum in das fränkische Austrasien (das Ostfrankenreich).

Dagobert, der über Neustrien herrschte (das »neue Land im Westen«), wurde in einem französischen Kinderlied verspottet: *»Le Bon Roi Dagobert/A mis sa Culotte à l'envers«* (»Der gute König Dagobert/trug seine Hose verkehrt herum.«)[50] Er machte Paris zu seiner Hauptstadt. Eine entscheidende Schlacht bei Tertry in der Picardie im Jahr 687 verfestigte die Unterordnung Burgunds unter Austrasien.

Anfang des 8. Jahrhunderts wurde von Bischof Savarich von Auxerre eine separatistische burgundische Bewegung ins Leben gerufen, deren Aktivitäten aber gerade zu jenem Ergebnis führten, das sie hatte vermeiden wollen. Karl Martell (688–741), der Begründer nicht nur der Dynastie der Karolinger, sondern maßgeblich auch des karolingischen Reiches, fiel über Burgund her, um es gefügig zu machen. Nachdem er aus der historischen Schlacht gegen die Sarazenen bei Tours im Jahr 732 als Sieger hervorgegangen war, vertrieb er diese auch aus ihren Festungen in der Provence und im Languedoc. Die Erstürmung der von den Sarazenen gehaltenen Stadt Arles im Jahr 736 bildete einen der Höhepunkte dieses Feldzugs:

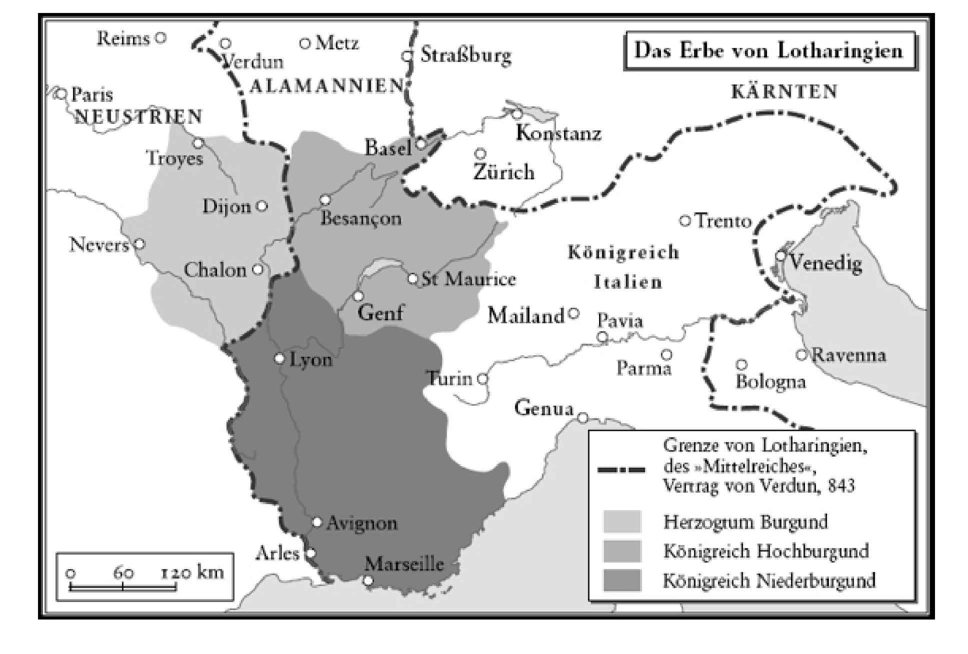
> Nachdem sie ihre Truppen bei Saragossa zusammengezogen hatten, waren die Muslime im Jahr 735 in das fränkische Gebiet eingefallen, hatten den Rhein überquert und Arles erobert und geplündert. Von dort stießen sie in das Herz der Provence vor, was zur Einnahme von Avignon führte. … Muslimische Soldaten plünderten Lyon, Burgund und Piemont. Abermals eilte Karl Martell zu Hilfe und eroberte auf zwei Feldzügen in den Jahren 736 und 739 den Großteil der verlorenen Gebiete zurück. … Er setzte den bedrohlichen Vorstößen der Muslime über die Pyrenäen [ein für alle Mal] ein Ende.[51]

Er zerstörte aber auch die Hoffnung, dass das *Regnum Burgundiae* in naher Zukunft wieder auferstehen könnte.

Im Jahrhundert nach Karl Martell blühte das Frankenreich zunächst auf, geriet dann in Schwierigkeiten und zerfiel schließlich. Karl der Große hielt sich die meiste Zeit entweder im Norden, in Aachen, auf oder war mit Konflikten an der Peripherie seines Reiches beschäftigt, mit Kriegen gegen die Mauren, die Slawen und die Awaren, und mischte sich kaum in die Angelegenheiten Burgunds ein. Doch 773 versammelte er im burgundischen Genf eine große Armee für seinen lombardischen Krieg. Ermutigt durch Unterstützungsbekundungen des Papstes, zog er mit seinen Truppen in zwei großen Marschkolonnen über die Alpen, wobei eine den Pass des Mont Cenis und die andere den Großen Sankt Bernhard überquerte. Nachdem er Pavia, die

Hauptstadt der Lombardei, nach langer Belagerung niedergeworfen hatte, kroch er als Büßer auf den Knien die Stufen des Petersdoms hinauf. Später schuf er in Rom den ersten Kirchenstaat.[52]

Wie es unter seinen Vorfahren üblich gewesen war, beabsichtigte auch Karl der Große, sein Reich zwischen seinen Söhnen aufzuteilen. Am Ende blieb das Reich jedoch als Einheit erhalten, da nur einer seiner Söhne überlebte; erst 843 wurde es schließlich unter seinen drei Enkeln geteilt. Die Teilungen des Frankenreiches durch den Vertrag von Verdun sollten für lange Zeit bestehen bleiben und die europäische Geschichte nachhaltig beeinflussen. Einer der Enkel erhielt das westfränkische Reich, aus dem sich später das Königreich Frankreich entwickelte. Ein anderer bekam das ostfränkische Reich, aus dem schließlich Deutschland erwuchs. Der älteste Enkelsohn erhielt einen langen Streifen in der Mitte und zugleich die Kaiserwürde. Das »Mittelreich« (Lotharingien) von Lothar setzte sich aus drei Gebieten zusammen. Ein Territorium im Norden erstreckte sich von der Nordsee bis nach Metz, wofür sich der Name Lotharingien (Lothringen) einbürgerte. Der zweite Teil, der in der Mitte lag, war ein erweitertes »Burgundia« einschließlich der Provence. Das dritte Gebiet war ein langer Schlauch, der sich nach Süden durch Italien und bis nach Rom erstreckte. Als integrierte Einheit war Lothars Herrschaftsgebiet ziemlich kurzlebig, doch seine Bestandteile konnten sich lange Zeit der Angliederung an Frankreich oder an Deutschland entziehen. Burgund erwies sich am widerständigsten.



In der karolingischen Geschichte spielte die Zahl drei eine wichtige Rolle; dreimal gab es eine dreifache Reichsteilung. Man kann sich leicht merken, dass jeder der Enkel von Karl dem Großen ein Drittel erhielt und dass Lothars »Mittelreich« aus drei Teilen bestand. Doch der dritte Schritt wird häufig vergessen. Fünfzig Jahre nach dem Vertrag von Verdun wurde das ehemalige *Regnum Burgundiae*, das jetzt das Mittelstück des Mittelreiches bildete, abermals in drei Teile geteilt. (Die Eselsbrücke dafür lautet »3 × 3 × 3«.) Diese letzte Teilung erfolgte in drei Stadien – in den Jahren 843, 879 und 888 [Verträge von Ribemont, d. Red.] – und brachte drei neue Reiche hervor: das Herzogtum Burgund im Nordwesten, das Königreich Niederburgund im Süden und das Königreich Hochburgund im Nordosten.

Die erste Aufspaltung des Reiches von Karl dem Großen im Jahr 834 war daher nur der erste Schritt in einem längeren Prozess. Lothar erhielt zwar den größten Teil des burgundischen Reiches, einschließlich Lyon, aber ungefähr ein Achtel wurde dem Westfrankenreich zugeschlagen. Die Ausgliederung dieses strategisch bedeutsamen Teils, der aus dem oberen Tal des Flusses Saône bestand und auch Guntrams Hauptstadt Chalon umfasste, war eine der wenigen Bestimmungen des Vertrages von Verdun, die sich als dauerhaft erwies, und verschaffte den neuen Herrschern einen Brückenkopf an den Südhängen der kontinentalen Wasserscheide. Somit verfügten die Streitkräfte des

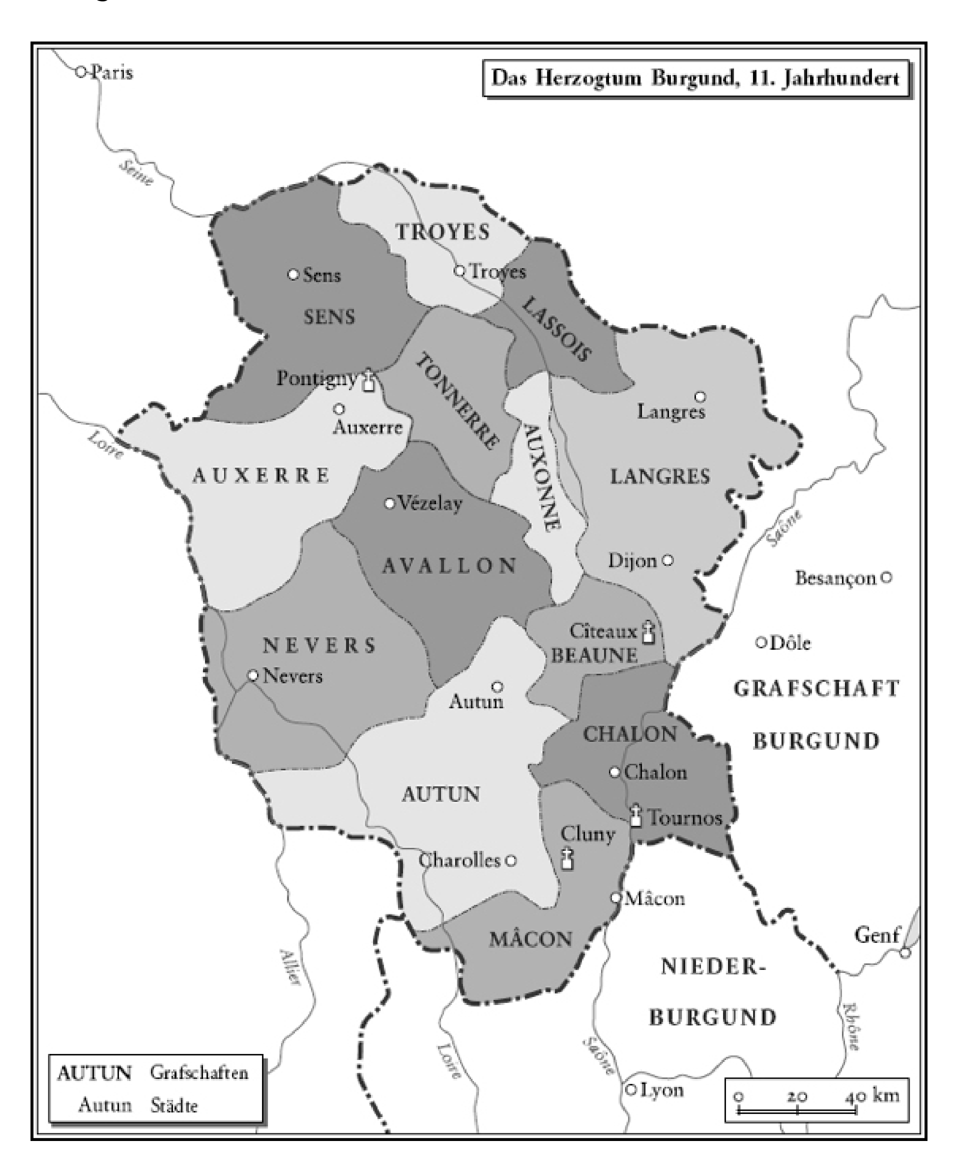
Westfrankenreiches und später die Armeen Frankreichs über ein geschütztes Einfallstor nach Italien.

Im Vertrag von Verdun erhielt dieses neue Territorium des Westfrankenreiches den Namen *Regnum Burgundiae*, doch diese Bezeichnung war juristisch praktisch bedeutungslos, denn dem Gebiet wurde lange Zeit kein besonderer Status verliehen. Eine dauerhafte Lösung wurde erst in den 880er-Jahren gefunden, als im Westfrankenreich die Verwaltungsstrukturen reformiert und Herzogtümer und Grafschaften gebildet wurden. Dabei wurden sieben Prinzipate eingerichtet, an deren Spitze ein *dux* (Herzog) stand, dem eine Vielzahl kleiner und großer Grafen untergeordnet war. Das Herzogtum Burgund nahm nun seinen Platz ein neben Aquitanien, der Bretagne, der Gascogne, der Normandie, Flandern und der Champagne. Es verkörperte Burgund Nr. X auf der Liste von Bryce, wenngleich es chronologisch das vierte burgundische Reich war.

Erwartungsgemäß blieb das Herzogtum nicht von Konflikten verschont. Die Hauptfigur in einer Reihe von komplizierten Auseinandersetzungen war Richard Justitiarius, genannt »der Gerichtsherr« (um 850–921), ein Bruder der westfränkischen Königin Richildis, der Ehefrau von Karl dem Kahlen. Richard, dessen Familiensitz in Autun lag, reiste nach Rom, als sich Karl um die Kaiserwürde bemühte, wurde schließlich mit der Verwaltung des (westfränkischen) Burgund beauftragt und erhielt zunächst den Titel *marchio* (Marquis oder Markgraf) und später den Titel Herzog. Berühmt wurde sein Bekenntnis auf dem Sterbebett: »Ich sterbe als Räuber, aber ich habe das Leben ehrbarer Männer verschont.«

Nach 1004 übernahmen die französischen Könige die direkte Herrschaft über das Herzogtum von den Nachkommen des Gerichtsherrn. Manchmal wurde das Herzogtum als Lehen vergeben, andere Male unterstand es dem König persönlich. Bis 1361 gab es zwölf Herzöge, angefangen mit Robert le Vieux (gest. 1076) bis zu Philippe von Rouvres (reg. 1346–61). Zu den abhängigen Vasallen gehörten die Grafen von Chalons, von Mâcon, Autun, Nevers, Avallon, Tonerre, Senlis, Auxerre, Sens, Troyes, Auxonne, Montbéliard und Bar; alle diese Fürstenhäuser können auf eine lange, wechselvolle Geschichte zurückblicken. Später wurde das Verwaltungszentrum des Herzogtums nach Dijon verlegt, das an einem nach Süden fließenden Nebenfluss der

Saône liegt, der passenderweise Bourgogne heißt und über das Plateau de Langres den Zugang zur Champagne oder flussaufwärts zum Oberlauf der Seine und nach Paris ermöglicht.[53]



Im Herzogtum Burgund gab es bereits altehrwürdige Klöster, doch nun kamen noch neue hinzu. Die 910 gegründete Abtei Cluny, die der Regel des hl. Benedikt folgte, gilt als Ausgangspunkt bedeutender abendländischer Klosterreformen; sie war die Alma Mater von drei oder vier Päpsten.[54] Die Abtei Tournus, ebenfalls im 10. Jahrhundert gegründet, bewahrte die Überreste des hl. Philibert, der den

Märtyrertod gestorben war. Die Abtei Cîteaux, das Mutterhaus des Zisterzienserordens, entstand im Jahr 1098. Der hl. Bernhard von Clairvaux (1090–1153), ein späterer Förderer der Tempelritter, trat als junger Mann in dieses Kloster ein,[55] und am 31. März 1146 rief er im großen Saal der Abtei Vézelay zum Zweiten Kreuzzug auf. Die Abtei Pontiguy am Fluss Yonne stammt ebenfalls aus der Zeit Bernhards.

Den Mönchen dieser burgundischen Klöster wird auch die Wiederbelebung der in Vergessenheit geratenen Weinbaukultur zugeschrieben. Sie waren nicht die Pioniere des Weinbaus, denn schon zu Zeiten König Guntrams wird von der Schenkung eines Weinbergs an die Kirche berichtet. Doch die Mönche konsumierten Wein bei der heiligen Kommunion, und an den Hängen der Côte d'Or oder der »Côte de Baune« bauten sie zielstrebig Weingärten von unübertroffener Qualität auf; sie erfanden sowohl die Produktionsmethoden als auch die Fachbegriffe des *cru*, des *terroir* und des *clos*, die zeitlose Gültigkeit erlangen sollten. Die roten Burgunderweine werden aus der Traube Pinot Noir gewonnen; die meisten Lagen, die heute die Liste der Grand Crus anführen, wie etwa die Domaine de la Romanée-Conti in der Nähe von Vosne, die einst zur Abtei Saint-Vivant gehörte, Aloxe-Corton, die vom Domkapitel Autun in Bewirtschaftung genommen wurde, oder Chambertin, die von der Abtei de Bèze begründet wurde – sie alle begannen als mittelalterliche kirchliche Unternehmungen. Die Weißweine aus Chablis wurden von den Mönchen von Pontigny entwickelt. Der Clos de Vougeot, der erstmals von den Mönchen von Cîteaux angebaut wurde, hatte von 1153 bis zur Französischen Revolution nur einen einzigen Eigentümer.[56]

Chanter le vin (»den Wein durch den Gesang feiern«) gehört seit jeher zu den kulturellen Traditionen des Herzogtums Burgund. Viele der zeitlosen französischen Trinklieder, wie beispielsweise *»Chevalier de la Table Ronde«* oder *»Boire un petit coup«* stammen aus Burgund; in ihnen wird eine Kultur des guten Weins, des guten Essens, der guten Gesellschaft und nicht zuletzt der guten Unterhaltung gepflegt:

Le Duc de Bordeaux ne boit qu' du Bourgogne,
mais l'Duc de Bourgogne, lui, ne boit que de l'eau,
ils ont aussitôt sans vergogne
un verr' de Bourgogne contr' le port de Bordeaux.

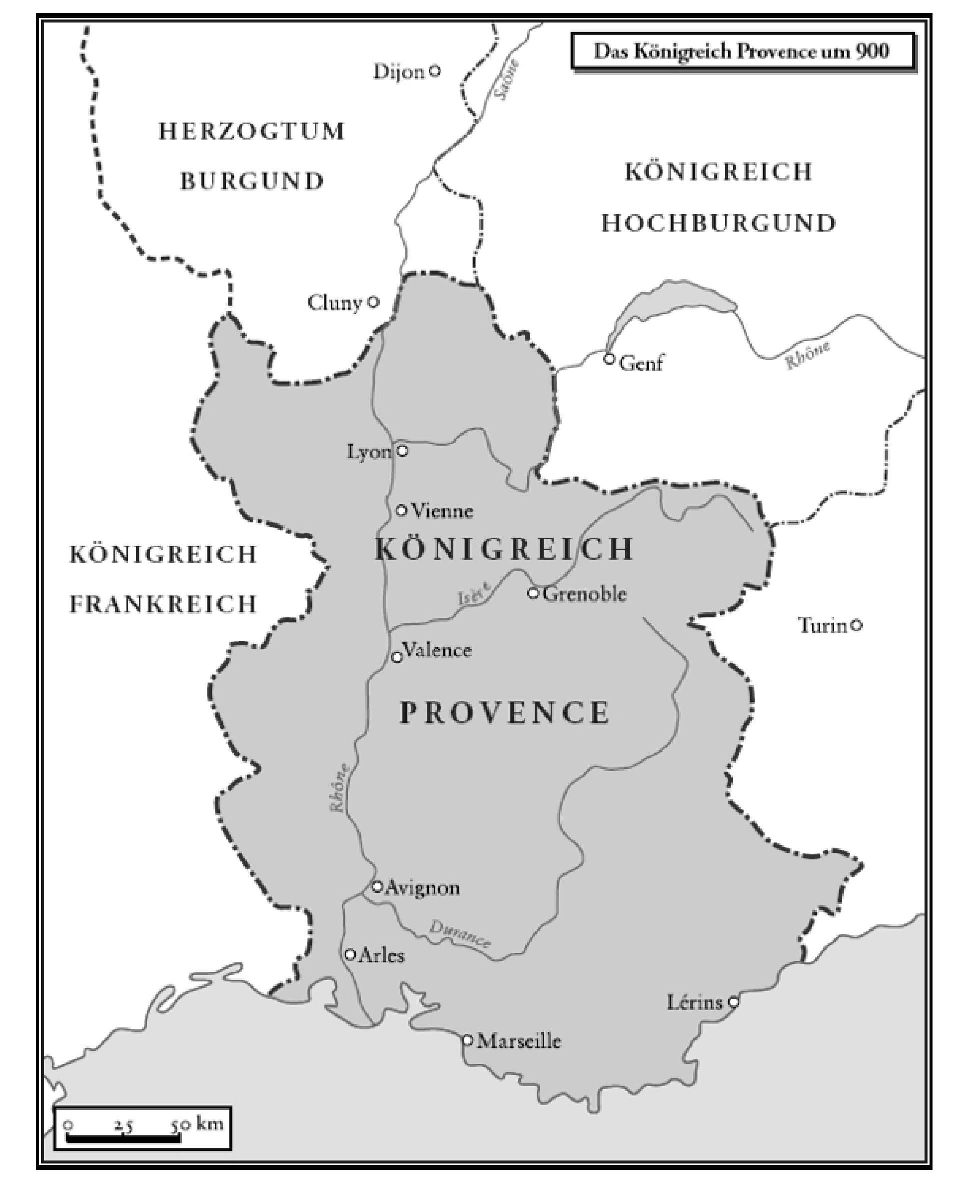
(»Der Herzog von Bordeaux trinkt nur Bourgogne,/aber der Herzog von Bourgogne trinkt nur Wasser/daher hatte keiner Grund zu klagen, als sie tauschten/ein Glas Bourgogne gegen den Port aus Bordeaux.«)[57]

Unterdessen war östlich des aufstrebenden Herzogtums der Großteil des früheren burgundischen Königreiches im Chaos versunken. Nach dem Tod Lothars I. im Jahr 855 folgten mehrere Teilungen, Wiedervereinigungen und erneute Teilungen. Ein kurzlebiges territoriales Gebilde jedoch hinterließ dauerhafte Spuren. Unter Lothar II. (reg. 835–869) wurden die südlichen und westlichen Bezirke einschließlich Lyon und Vienne zu einem neuen *Regnum Provinciae* zusammengeschlossen, das dadurch die Bezeichnung »Niederburgund« erhielt. In der Folge nannten sich die im Norden und Nordosten gelegenen Gebiete »Hochburgund«. Die Grenzen veränderten sich nach kurzer Zeit, die Namen aber blieben.

Das Königreich Provence, das 879 geschaffen wurde und auch Königreich Niederburgund – *le Royaume de Basse-Bourgogne* – genannt wurde, hatte mit einer kurzen Unterbrechung 54 Jahre Bestand. Sein Territorium umfasste das Rhône-Tal von Lyon bis nach Arles und die ursprüngliche römische Provinz bis zum Fuß der Meeresalpen. Kulturell war es zur Hälfte burgundisch und zur anderen Hälfte provenzalisch geprägt, wodurch eine neue Sprache entstand, das Frankoprovenzalische. Das bedeutendste Verwaltungszentrum war Arelate (Arles). Dies war der fünfte burgundische Staat und das vierte Königreich (nach Bryce die Nr. III).

Die ersten Jahre dieses Reiches wurden geprägt von Graf Boso (reg. 879–887), der ebenso wie sein jüngerer Bruder Richard Justitiarius dank seiner Verwandtschaft mit dem Frankenkönig und künftigen Kaiser Karl dem Kahlen in die politische Führungsschicht aufsteigen konnte. Er war zunächst Graf von Lyon, doch während Karls Italienfeldzug 875–877 wurde ihm das Amt eines *missus dominicus* (Gesandter oder Botschafter) übertragen, und er konnte ein enges Verhältnis zum Papst aufbauen. Papst Johannes VIII. adoptierte ihn als Sohn, und Boso begleitete den Pontifex 878 auf seiner Reise in das Westfrankenreich. Als das Westfrankenreich im Jahr darauf innerhalb von 18 Monaten den zweiten König aufgrund einer plötzlichen Krankheit verlor, fasste Boso den Entschluss, sich selbstständig zu machen. Er kehrte in die Provence zurück und überzeugte

die dortigen Bischöfe und die Großen des Reiches, ihn auf einer Synode durch eine »freie Wahl« zum König von Niederburgund zu proklamieren. Er bediente sich der Formel *»Dei Gratia id quod sum«* (»Dank der Gnade Gottes bin ich, was ich bin«), die seine Auserwähltheit zum Ausdruck bringen sollte. Bosos Handstreich stieß auf Widerstand, doch letztlich konnte er sich behaupten. Er starb 887 und wurde in Vienne beigesetzt; aus seiner Familie, den »Bosoniden«, gingen schließlich drei einflussreiche Adelsgeschlechter hervor.[58] Zwei seiner Verwandten regierten nach ihm die Provence: sein Sohn, Ludwig der Blinde (reg. 887–928), der auch König von Italien und nomineller Kaiser war, und sein Schwiegersohn Hugo von Arles (reg. 928–933).



Graf Bosos Reich kontrollierte den einträglichen Handel im Rhône-Tal sowie die wichtigsten Verbindungswege zwischen dem europäischen Binnenland und dem Mittelmeerraum. In seinen alten Städten standen Kultur und Wirtschaft in hoher Blüte. Zwar wurden die Küstengebiete regelmäßig von den Sarazenen heimgesucht, viele Hafenstädte an der Riviera hatten sich Überfällen von Piraten zu erwehren, und der Seehandel mit Italien war unsicher. »Räuberbarone« und Burgherren kontrollierten viele der Bergtäler. Doch ein ehrgeiziger Herrscher wie Boso wusste, dass er ein sehr

wertvolles Stück Land besaß. Die Kirche bildete einen Faktor der Kontinuität und der Stabilität. Alle größeren Städte waren ein eigenes Bistum, auch das Klosterwesen spielte eine wichtige Rolle. Die Klosterinsel Lerinum (Lérins), die um 410 vom Heiligen Honortus gegründet worden war, hatte viele Geistliche hervorgebracht, die im gesamten südlichen Gallien im Einsatz waren.[59] Dieses Kloster, mittlerweile stark verkleinert, unterstand nun Cluny.



Das Begräbnis des Westgoten Alarich, des »Herrsciners aller«, im Jahr 410 im Flussbett des Busento, Kalabrien. Holzschnitt, um 1855, nach einer Zeichnung von Eduard Bendemann (1811–1899).

»Die Geschichte Frankreichs begann in Vouillé« im Jahr 507: Der Franke Chlodwig tötet Alarich III., den König der Westgoten. Kreidelithografie von Nikolai D. Dmitrijeff Orenburgsky (1838–1898), nach einem Gemälde von Friedrich Tüshaus (1832–1885), 1875.



Y Gododdin – Eine Seite aus dem mittelalterlichen Buch Aneirins, eines altwalisischen Epos aus dem 7. Jahrhundert, das in einer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert überliefert ist.



Vogel, Baum, Fisch und Ring – Symbole aus der Legende des hl. Mungo (6. Jahrhundert) im Wappen der Stadt Glasgow.

Statue von William Wallace (1272–1305) in Aberdeen, Schottland. – Kinogängern als Braveheart und seinen gälischen Zeitgenossen als *Uilleam Breatnach*, »William der Brite«, bekannt.

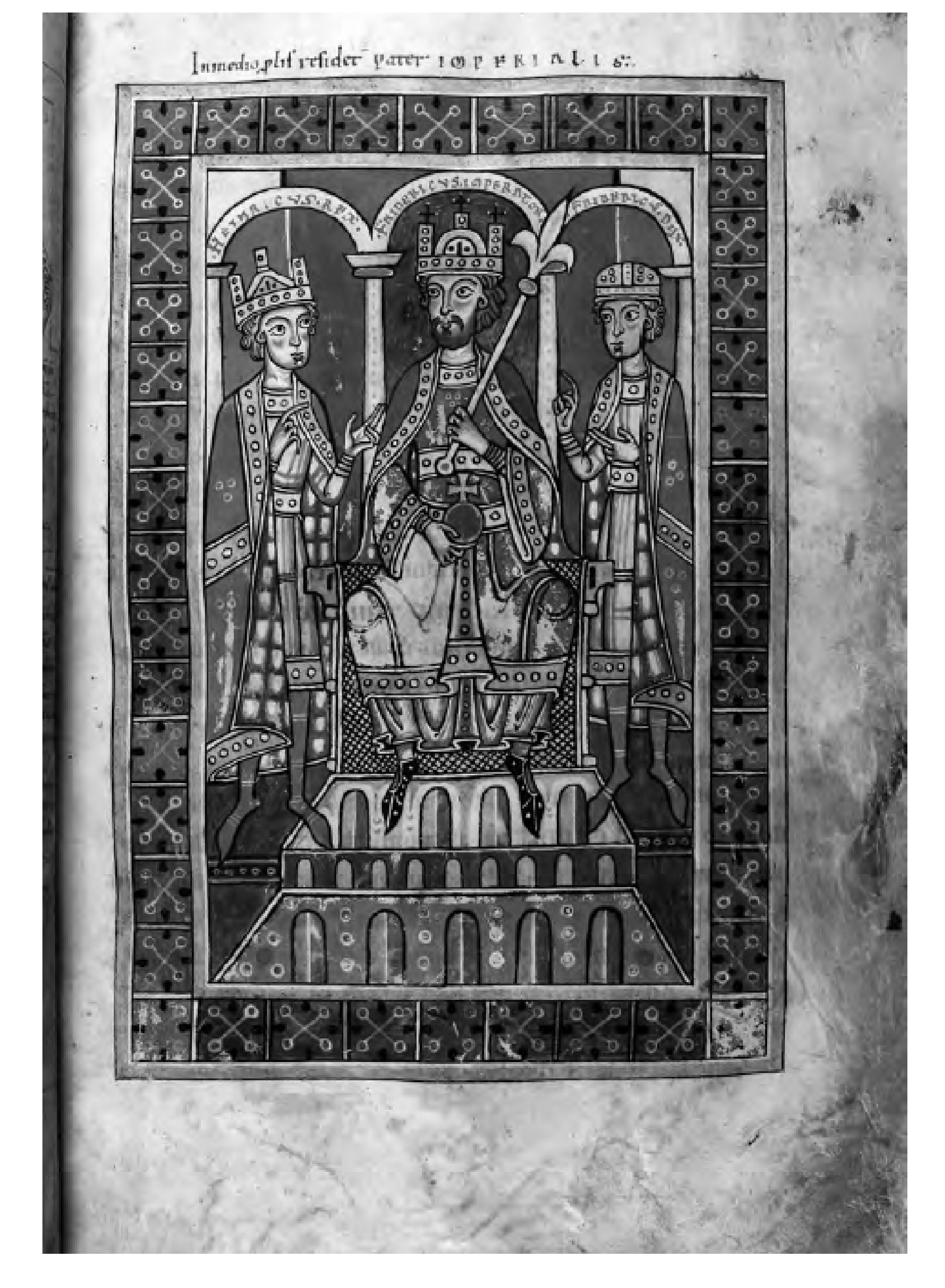
Rheingold: eine Episode aus der Nibelungensage, einem mittelalterlichen Heldenepos, das den Untergang des ersten Burgunderreiches im 5. Jahrhundert aufgriff. Ölgemälde von Peter von Cornelius, 1859.



Eine seltene Münze mit dem Kopf des Merowingerkönigs Dagobert (um 603–693), »der seine Hose verkehrt herum trug«.



Guntram, auch Guntramnus von Burgund (um 525–592), „the battle crow“, König und Heiliger, bestimmt seinen Neffen Childebert II. als seinen Nachfolger. Miniatur aus den „Chroniken von Frankreich“, gedruckt von A. Verard, Paris, 1493 (handkoloriert). Französische Schule, 15. Jahrhundert.



Friedrich Barbarossa (reg. 1162–1190): deutscher Kaiser, König von Italien und König von Burgund, 1172 in Arles gekrönt, und seine Söhne König Heinrich VI. und Herzog Friedrich VI. Mittelalterliche Malerei aus der Chronik der Welfen, 1179–1191.

Philipp der Gute und Karl der Kahle: Herzöge des burgundischen Herrschaftsverbundes im 15. Jahrhundert. Aus den Chroniken des Hennegaus. IVliniatur von Roger van der Weyden, 1477.



Karl der Kühne, auch Karel de Stoute (reg. 1467–1477): Herzog von Burgund, Graf von Flandern, Markgraf von Namur etc. Aus den Ordensregeln des Ordens vom Goldenen Vlies.



Herzogin, Gräfin und Markgräfin Maria von Burgund (1457–1482), Erbin. Öl auf Holz, Michael Pacher zugeschrieben, 1490.

Die Festung Aljaferia: erbaut im 10. Jahrhundert im ibero-islamischen Stil für die muslimischen Emire von Zaragoza, erobert 1118 von Alfonso El Batallador (Alfons dem Kämpfer), König von Aragón.



Die katalanische Galeerenflotte ankert vor Neapel. Gemälde von Francesco Pagano, 1465, Galleria Nazionale di Capodimonte, Neapel, Italien.

Königin Petronila von Aragón und Graf Ramón Berenguer IV. von Barcelona, durch deren Ehe im Jahr 1137 Aragón und Barcelona für fast 600 Jahre verbunden wurden. Öl auf Leinwand, 1634.

Los Reyes Católicos: Ferdinand von Aragón und Isabella von Kastilien, um 1491. Gemälde, zeitgenössische Kopie nach einem Gemälde von Michael Sittow (1469–1525) aus dem späten 15. Jahrhundert und Gemälde, um 1500, nach Juan de Flandes, Öl auf Holz.



Mattia Preti, *Die Schlacht von El Puig*, Kapelle der Langue d’Aragón aus dem Altarbild des hl. Georg, Valletta. Die Schlacht, die 1238 nahe Valencia zwischen Katalanen und Mauren ausgefochten wurde, endete mit einem entscheidenden Sieg für die *Reconquista.*



»Die Himmelsleiter«: byzantinische Ikone aus dem 7. Jahrhundert von Johannes Klimakos. Darstellungen des asketischen Lebens und des Weges zu geistiger Vollkommenheit unterstreichen den theokratischen Charakter der byzantinischen Gesellschaft.

Die Belagerung von Konstantinopel 1453 (französische Miniatur aus dem 15. Jahrhundert). Die osmanischen Türken versetzten dem Oströmischen Reich den Todesstoß.

Burg Trakai, Litauen: eine Festung aus dem 14. Jahrhundert, erbaut von einem Onkel des Groffürsten Jogaila, der Litauen 1385 mit Polen vereinigte.

Mirski Zamak, Schloss Mir, Weißrussland: vollendet im späten 16. Jahrhundert von Fürst Mikołaj Krzysztof Radziwiłł.



Barbara Radziwill (1520–1551), unglücklich mit Sigismund August verheiratet: Königin von Polen und Großfürstin von Litauen für sechs Monate. Öl auf Kupfer, um 1553–1556, Werkstatt Lucas Cranach der Jüngere (1515–1586).



Titelblatt des Dritten Litauischen Statuts, 1588.



»Der polnische Pflaumenkuchen«, Karikatur zur ersten Teilung von Polen-Litauen. Kupferstich, um 1772, John Lodge (bl. 1782–1796).



Stanisław II. August Poniatowski, König von Polen (reg. 1764–1795): geboren in Woltschin in Weißruthenien, gestorben in Sankt Petersburg, »repatriiert« 1938. Pastell auf Papier, aufgezogen auf Leinwand, nach Marcello Bacciarelli (1731–1818).



Schtetl-Juden: orthodoxe Juden aus einer der vielen jüdischen Kleinstädte Galiziens um 1900.



Huzule mit Pferd in Ostgalizien.



Polnische Goralen oder »Hochlandbewohner« aus der Tatra.



Lemberg, Hauptstadt des habsburgischen Galizien um 1900.



Joseph II. (reg. 1780–1790), Kaiser und erster König von Galizien und Lodomerien. Öl auf Leinwand, Georg Weickert, 18. Jahrhundert.



Franz Joseph I. (reg. 1848–1916), Österreichischer Kaiser und letzter König von Galizien und Lodomerien.

Die Lagune der Weichsel (frülner Frisches Haff, heute *Kaliningradski Saliw):* die Ostseeküste in der wasserreichen Heimat der *Prußen*.

Małbork, Polen, früher die Marienburg, Hauptsitz des Deutschen Ordens und größte Backsteinburg der Welt, um 1930.



Die Schilacht von Tannenberg, 15. Juli 1410, wie dargestellt von Jan Matejko (1878): Tod des Hochmeisters Ulrich von Jungingen. Öl auf Leinwand, 1878.

Das Tannenberg-Denkmal (1927–1945) zum Gedenken an den deutschen Sieg im September 1914, der deutschen »Revanche« für die Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg 1410. Hier 1934 bei der Überführung der sterblichen Überreste Paul von Hindenburgs in die Krypta.



Die preußische Huldigung, wie dargestellt von Matejko. Albrecht von Hohenzollern kniet vor König Sigismund I. von Polen. Öl auf Leinwand, 1882.



Albrecht von Hohenzollern (1490–1568), letzter Hochmeister des Deutschen Ordens und erster Herzog von Preußen. Gemälde, 1522.



Friedrich I. (reg. 1701–1713), erster König in Preufien, Königsberg 1701. Farbdruck, 1890, nach einem Aquarell von Woldemar Friedrich.

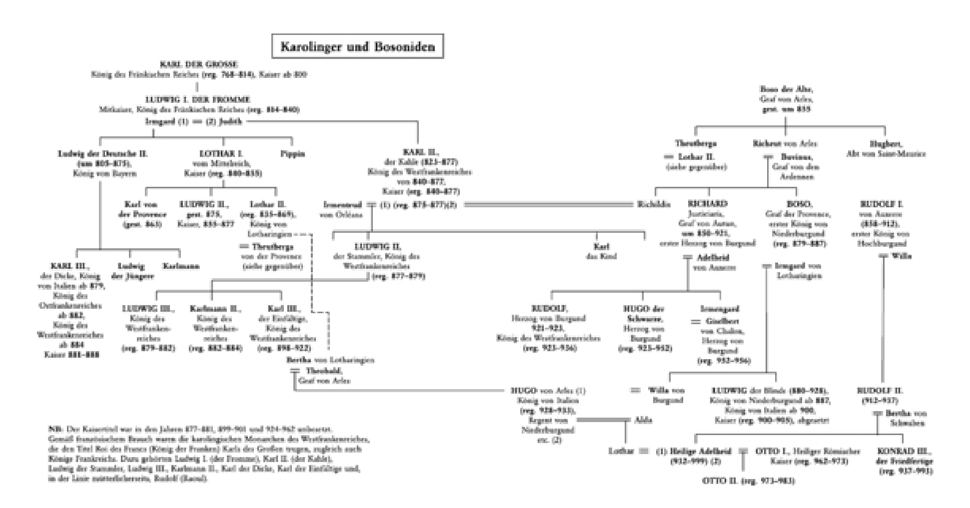


Friedrich Wilhelm I. (1620–1688), der »Große Kurfürst« von Brandenburg und letzte Herzog von Preußen. Nach einem Stich von Antoine Masson aus dem Jahr 1683.

Auch in Hochburgund vollzogen sich neue Entwicklungen. Dort hatte ein weiterer fränkischer Abenteurer, Rudolf von Auxerre (859–912), die Initiative ergriffen. Dass er und seine Mitstreiter alle durch Heirat mit den bayerischen Welfen verbunden waren, zeigte, dass sich Deutschland für diesen Raum zu interessieren begann. Keiner der verschiedenen Oberherren von Lotharingien war besonders stark, und dies bot Rudolf eine günstige Gelegenheit. Nachdem sein Versuch, das Elsass zu erobern gescheitert war, zog er sich nach St. Maurice(-en-Valois) zurück, seinen Stammsitz, und schmiedete zusammen mit mächtigen Adeligen und Kirchenmännern einen neuen Plan. Im Jahr 888 wurde in St. Maurice eine Versammlung einberufen, die ihn zum »König von Burgund« wählte, entsprechend dem Beispiel, das in der Provence die Synode von Mantaille gegeben hatte. Rudolf festigte seine Position, indem er auf seinen Anspruch auf das Elsass verzichtete, wofür die Ostfranken seine Eigenständigkeit anerkannten. Zudem schloss er einige kluge Heiratsallianzen. Seine Schwester heiratete Richard den Gerichtsherrn. Eine seiner Töchter heiratete Ludwig den Blinden, eine andere Boso II., den Grafen von Arles und späteren Markgrafen der Toskana. Die Burgunder hielten zusammen.

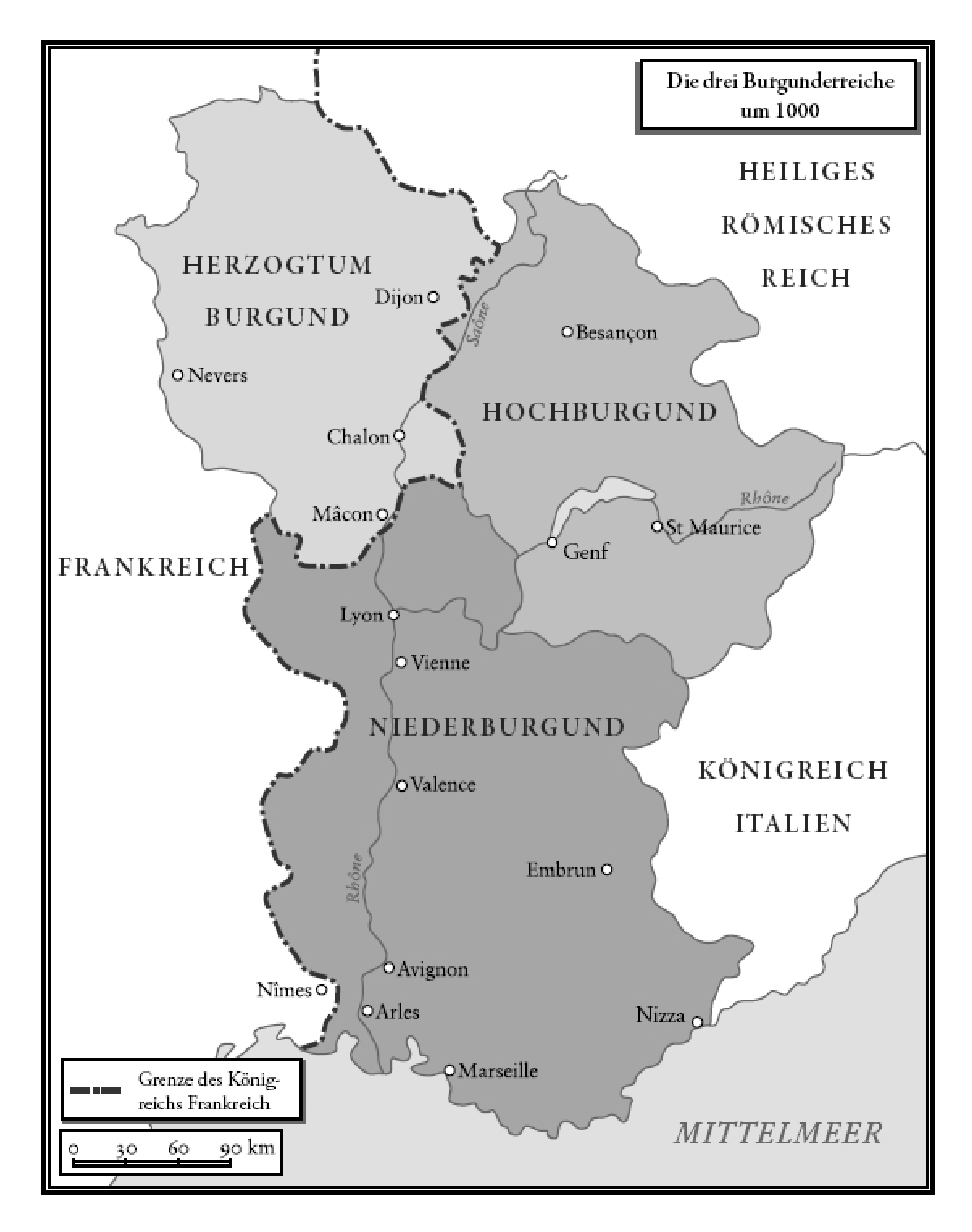
Ende des 9. Jahrhunderts gab es schließlich drei eigenständige burgundische Reiche. Eines davon, das

Herzogtum, lag innerhalb des westfränkischen Machtbereichs. Die beiden anderen, die Königreiche Hochburgund und Niederburgund, waren gerade erst unabhängig geworden. Rudolfs Herrschaftsgebiet erstreckte sich zwischen *»Iurum et Alpes Penninas … apud Sanctum Mauritium«.* Daher wurde dieses Reich manchmal auch als »Transjuranisches Burgund« bezeichnet, um es vom Herzogtum im »Cisjuranischen Burgund« zu unterscheiden, doch diese alten Benennungen sind verwirrend. In Wirklichkeit umfasste Rudolfs Territorium beide Flanken des Jura und erstreckte sich über die heutigen Schweizer Kantone Wallis, Waadt, Neuchâtel und Genf sowie über Savoyen und die nördliche Dauphiné. Das Verwaltungszentrum war St. Maurice (St. Moritz). Dies war das fünfte burgundische Reich gemäß der Liste von Bryce.



»Hochburgund« kann man sich heute nur im Zusammenhang mit den modernen Bezeichnungen »Frankreich«, »Deutschland« und »Schweiz« vorstellen. Es ist stets zu bedenken, dass die modernen europäischen Staaten nicht neu erfunden wurden und dass die Gemeinschaften, die ihnen vorausgingen, nicht weniger künstlich waren als sehr viele Staaten in der europäischen Geschichte. Die »Hochburgunder« übten sprachlichen Zusammenhalt und drangen niemals über die Grenzen ihrer alten Stammesfeinde, die Deutsch sprechenden Alamannen vor. Sie waren geprägt durch die Sturheit von Bergbewohnern, instinktiv misstrauisch gegenüber Außenstehenden und teilten die Erinnerungen und Mythen aus einer gemeinsamen Vergangenheit, die ein halbes

Jahrtausend alt war. Hier, so glaubte man, konnte der Geist des alten Burgund besser bewahrt werden als im französisch regierten Herzogtum oder in Gebieten, die stärker äußeren Einflüssen ausgesetzt waren. Ein Schweizer Historiker schrieb in diesem Zusammenhang: *»C'est ainsi que nacquit une improbable patrie entre un matreau et une éclume.«* (»So wurde hier, gewissermaßen zwischen Hammer und Amboss, ein schier unmögliches Heimatland geboren.«)60 Das ist ein klarer Hinweis darauf, dass die Schweiz aus burgundischen Wurzeln erwachsen ist.



Kaum ein Fachhistoriker dürfte wohl der Einschätzung widersprechen, dass das Hochburgund des 10. Jahrhunderts »einen der undurchsichtigsten Abschnitte der mittelalterlichen Geschichte« darstellte.[A] Rudolf II. (gest. 937), der einzige Sohn des Begründers des Königreiches, setzte sein Geburtsrecht aufs Spiel, als er sich in die Politik in Norditalien einmischte, in der viele gefährliche Fallstricke lauerten. Nachdem er 923 zum König der Lombarden gekrönt worden war, pendelte er eine Zeit lang zwischen St. Maurice und Pavia. Die italienischen Adeligen erhoben sich erwartungsgemäß gegen ihn und wollten Hugo von Arles, den Regenten von Niederburgund, an seine Stelle setzen. Im Jahr 933 fanden Rudolf und Hugo zu einer genialen Lösung. Rudolf anerkannte Hugos Anspruch auf Italien, wofür Hugo Rudolf als Monarchen eines vereinigten Königreiches aus Hoch- und Niederburgund vorschlug. Rudolfs Tochter heiratete Hugos Sohn, und vier Jahre später kam das glückliche Paar in den Besitz seines vereinten Reiches. Dieses zentrale Ereignis ist allerdings mit einigen Unklarheiten verbunden, da die Könige von Hochburgund abwechselnd Rudolf, Rudolphus, Ralf oder Raoul genannt wurden. Seltsam ist ferner, dass die Zählung der Herrscher nach der Schaffung des neuen Reiches bruchlos fortgesetzt wird. Aus dynastischen Gründen wird der erste Rudolf, der über das Reich der beiden Burgund herrschte, im Allgemeinen als Rudolf II. bezeichnet, was darauf hindeutet, dass es sich eher um eine Übernahme des Südens als um die Gründung eines neuen Reiches handelte.[61]

Für Verwirrung sorgt hauptsächlich die Einschätzung des politischen Kontextes des Vertrags von 933. In sämtlichen Kommentaren aus Burgund wird er als reines Tauschgeschäft zwischen zwei Herrschern dargestellt. Doch die Entwicklungen in Norditalien wurden in Deutschland stets sehr aufmerksam verfolgt, wo die Abmachungen zwischen Rudolf und Hugo das Misstrauen der Ottonen-Dynastie wecken mussten. Als die beiden burgundischen Herrscher ein enges politisches und verwandtschaftliches Bündnis schlossen, konnten ihre kaiserlichen deutschen Nachbarn nicht untätig zusehen:

> Auf die Gefahr, die durch diese Allianz ausging, reagierte [Kaiser] Otto umgehend. Als Schutzherr von Rudolfs 15 Jahre altem Sohn Konrad marschierte Otto in Burgund ein ›brachte den König und das Königreich in seinen Besitz‹ und begegnete dadurch der Gefahr einer Vereinigung von Italien und den burgundischen Landen … Burgund wurde zwar erst 1034 formell mit Deutschland zusammengeschlossen, stand aber seit 938 unter deutscher Hegemonie.[62]

Der deutsche Faktor war das entscheidende Element bei der burgundischen Vereinigung. Die rudolfinische Dynastie durfte weiterbestehen, und der Zusammenschluss der beiden burgundischen Königreiche schritt voran. Doch der Kaiser hielt stets die Peitsche in der Hand. Wenn sie es für erforderlich hielten, konnten er oder seine Nachfolger das Arrangement rückgängig machen und die burgundischen Angelegenheiten zu ihrem eigenen Vorteil neu ordnen.

Im 10. Jahrhundert wurde allmählich die künftige Gestalt Europas sichtbar. Im Westen bildeten sich im Zuge der langwierigen *Reconquista* gegen die Muslime wieder christliche Staaten auf der Iberischen Halbinsel. Der erste König von Gesamt-England bestieg den Thron (siehe dazu S. 86). Unter Hugo Capet (reg. 987–996) und seinen Nachfolgern wurde das Westfrankenreich allmählich zu Frankreich umgestaltet[B], und die drei ottonischen Herrscher von Sachsen formten jenen Staat, der im Laufe der Zeit zum Heiligen Römischen Reich werden sollte. Als die Erinnerungen an die Franken verblassten, verschwanden auch alte Namen wie Westfrankenreich oder Neustrien und Ostfrankenreich oder Austrasien und wurden durch Frankreich und Deutschland ersetzt. In Italien hatte der Papst sowohl politisch wie auch geistlich an Autorität gewonnen. Im Osten schwanden der Einfluss von Byzanz und der orthodoxen Kirche, und es entstanden neue Staaten. Nach den Ungarneinfällen 895 gingen die Jahrhunderte der Auseinandersetzungen mit den Barbaren in Europa schließlich zu Ende. Bulgarien, Polen, Ungarn und Rus sowie Frankreich, England und Deutschland waren die neuen politischen Akteure. Trotz seiner vielfältigen Wandlungen hatte Burgund mittlerweile ein stattliches Alter erreicht.

Obwohl willkürlich geschaffen, war das Königreich der beiden Burgund – *Le Royaume des Deux Bourgognes* –, das nach seiner Hauptstadt meist als »Königreich Arelat« bezeichnet wird, alles andere als ein künstliches Gebilde. Es bildete eine natürliche geografische Einheit, bestand aus dem Tal der Rhône und deren Nebenflüssen zwischen den Gletschern und dem Meer. Es beruhte auf dem historischen Burgund und besaß eine gemeinsame postlateinische Kultur. Im Norden verfügte es durch die »Burgundische Pforte« über einen Verbindungsweg zum Rheinland; im Süden war es über die Häfen Arles und Marseille mit Italien und Iberien verbunden. In geopolitischer Hinsicht lag es gewissermaßen im Windschatten jener Stürme, die über die Nachbarstaaten

hinwegfegten. Die Zeichen standen gut für eine erfolgreiche historische Entwicklung. Das war das sechste burgundische Reich, gemäß der Auflistung von James Bryce war es Nr. V.

Im ersten Jahrhundert seines Bestehens konnte das Königreich Arelat jene dynastischen Krisen vermeiden, die vielen ähnlichen Staaten zu schaffen machten. Die zwei Nachfolger von Rudolf II., Konrad (reg. 937–993) und Rudolf III. (reg. 993–1032), lebten beide sehr lange. Konrads lateinischer Beiname Pacificus (»der Friedfertige«) klang nach mittelalterlichen Verhältnissen, als Könige per definitionem Kriegsherren waren, etwas abwertend, aber vielleicht tat man ihm damit auch ein wenig unrecht. Zutreffender wäre vielleicht die Übersetzung »der Feige« oder zumindest »der Unkriegerische«. Konrad scheute aber nicht vollständig vor dem Krieg zurück. Im Jahr 954 drangen gleichzeitig plündernde ungarische Horden und Sarazenen in sein Reich ein. Durch Gesandte bat er die Ungarn, ihm zu helfen, die Sarazenen zurückzuwerfen, zugleich aber flehte er die Sarazenen an, gegen die Ungarn vorzugehen. Dann wartete er ab, bis sich die beiden Feinde gegenseitig zerfleischten, und befahl schließlich dem burgundischen Heer, reinen Tisch zu machen. Im folgenden Jahrzehnt unternahm Konrad mehrere Feldzüge gegen sarazenische Siedlungen in der Provence. Man kann ihn daher am besten als einen König bezeichnen, der sowohl mit List und Tücke als auch mit dem Kampf vertraut war. Dass er sich 56 Jahre auf dem Thron halten konnte, war allein schon eine herausragende Leistung.

Konrads Reich ist ausführlich durch Münzen wie auch durch kirchliche Urkunden bezeugt. In Lugdunum wurde eine Bronze-Münze mit der Aufschrift CONRADUS geprägt. Konrad gründete 960 die Abtei Montmajour in Frigolet in der Nähe von Avignon und im Zeitraum bis 993[63] das Kloster Darentasia (Tarentaise in Savoyen), dessen heutiger Name Moûtiers eine verballhornte Form von *monasterium* ist. Er war mit einer westfränkischen Prinzessin verheiratet, doch seine Herrschaft war in politischer Hinsicht zum einen durch ein feindseliges Verhältnis zu den Hugoniden geprägt, die danach strebten, das Abkommen von 933 rückgängig zu machen, und zum anderen durch eine dauerhafte deutsche Vormundschaft. Konrad war ein Mündel des kaiserlichen Hofes gewesen, und seine Schwester Adelheid wurde die zweite Gemahlin Ottos des Großen. Sie war eine großzügige Wohltäterin und wurde später heilig gesprochen. Adelheid

spielte eine wichtige Rolle als Regentin (reg. 983–994) während der Minderjährigkeit ihres *Sohnes.* Dessen späteres Leben stand im Übrigen im Schatten der mit der Jahrtausendwende verbundenen Befürchtungen über das Weltende. »Das 10. Jahrhundert war die Eisenzeit der Welt; das Schlimmste war eingetreten, und nun sollte der Tag des Gerichts und der Abrechnung kommen.«[64] Seuchen und Hungersnöte kündigten die Katastrophe an, die nie eintrat. Einige Historiker vermitteln andere Eindrücke. »Das milde Klima des Südens … brachte die ersten Früchte der Ritterlichkeit hervor und die dazugehörigen Lieder«, schrieb enthusiastisch ein Forscher im 19. Jahrhundert. »Während des größten Teils des 10. Jahrhunderts, als Nordfrankreich von inneren Unruhen erschüttert wurde, erfreuten sich die Provence und die nichtfranzösischen Teile des historischen Burgund einer Phase der Ruhe unter der maßvollen Herrschaft von Konrad dem Friedfertigen.«[65]



Konrads Sohn Rudolf III. war ebenfalls von deutscher Unterstützung abhängig. Als der Adel rebellierte, wurde er von einer deutschen Streitmacht gerettet, die Adelheid entsandt hatte, denn das Königreich der beiden Burgund verfügte über keine starke Zentralgewalt. Der König saß in Arles und war damit weit entfernt von den Regionen im Inland, die er im Griff zu behalten suchte. Grafen, Bischöfe

und Städte beharrten auf der Herrschaft über ihre Gebiete. Doch zugleich erwies sich die Dezentralisierung auch als vorteilhaft. Das Gemeinwesen konnte nicht durch einen Schlag gegen das Zentrum ausgelöscht werden; es konnte nur langsam, Schritt für Schritt, zerlegt werden. Das war schließlich auch das Schicksal des Königreichs Arelat. Es bestand weiter, wenn auch in fragilem Zustand, nachdem die meisten seiner wichtigsten Teile schon lange abgefallen waren.

Fairerweise sollten die Historiker aber auch all jene kleinen Herrscher und Staatsgebilde erwähnen, die neben der königlichen Autorität Fuß fassen konnten. So übernahm beispielsweise in Hochburgund der Bischof von Genf nicht nur die Herrschaft über die Stadt, sondern auch über das Gebiet um den See. Daher verlegte der Comitatus (der Graf der Genfer Region) seinen Sitz in das benachbarte Eneci (Annec), wo vom 10. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts eine Dynastie aus 21 Grafen regierte. Ähnliches ereignete sich in Lyon. Die Bischöfe von Lyon, die das Amt des Primas von Gallien beanspruchten, waren in fränkischer Zeit zu Erzbischöfen erhoben worden und herrschten bereits unangefochten über die Stadt, als das Königreich Arelat entstand. Daraufhin zog der Graf von Lyon in den benachbarten Bezirk Forez um, wo er von seiner Festung in Montbrison aus einen endlosen Kleinkrieg mit den Erzbischöfen führen konnte.

Im Norden von Hochburgund genossen die »Pfalzgrafen von Burgund« besondere Privilegien, weil sie die Grenzregion gegen die Deutschen im Elsass und in Schwaben schützten. Ihr Hauptsitz befand sich in Vesontio (Besançon), wo Otto-Wilhelm von Burgund (986–1026) eine Linie aus 36 Grafen begründete, die sich bis ins 17. Jahrhundert halten konnte. In der Grafschaft Vienne errichteten die Grafen von Albon einen Stützpunkt, von dem aus Guignes d’Albon (gest. 1030) ein kleines Reich schuf, das sich bis zum Mont Cenis erstreckte. Einer seiner Nachfahren nahm einen Delfin in sein Wappen. Dessen Nachfolger wurden daher als *delfini* bezeichnet und ihr Machtgebiet als Delfinat oder als Dauphiné.

In Niederburgund bildete sich im Rhône-Tal, im Valentinois, in Orange in der Comtat Venaissin eine Reihe von weitgehend selbstständigen Grafschaften. Am mächtigsten wurden jedoch die Erben von Graf Boso. Von den drei Linien der Bosoniden endete eine mit Hugo von

Arles (siehe oben); eine andere brachte die »Grafen der Provence« hervor, die in Ais (Aix-en-Provence) residierten; die dritte begründete die Grafschaft von Furcalquier in den Bergen. Die Grafen der Provence setzten sich im südlichen Teil des Königreiches nahezu vollständig durch; lediglich die ungebärdigen Herren von Baux (Les Beaux) trotzten mit ihrer uneinnehmbaren Festung und ihrem unbezwingbaren Willen allen Unterwerfungsversuchen.

Diese Zersplitterung der Macht schwächte das Königreich Arelat, und Arles war schließlich nur noch eine nominelle Hauptstadt. Zwischen dem 10. und dem 12. Jahrhundert fanden hier keine Königskrönungen mehr statt. Das prachtvolle römische Amphitheater wurde in eine Burg umgewandelt, und in der Arena wurden verschiedene Schutzbauten errichtet. Davor stand die Bischofskirche St. Trophine und wartete auf bessere Zeiten. Rudolf III. versuchte sich unter diesen stetig verschlechternden Bedingungen zu behaupten. Die Chronisten versahen ihn mit den Beinamen »der Faule« (»le Fainéant«) und »der Fromme«, woraus sich »heiliger Faulenzer« ergab. Die größten Sorgen bereiteten ihm die Aufsässigkeiten der Pfalzgrafen aus dem Norden, gegen die er den deutschen König Heinrich II. zu Hilfe rief. Heinrich verlangte dafür – wie zu dieser Zeit auch vom Normannenherzog Wilhelm – das Versprechen, ihn als alleinigen Thronerben einzusetzen. Rudolf war kinderlos geblieben und sein Erbe hätte sonst wahrscheinlich sein Neffe Odo II. von der Champagne beansprucht, einer der schreckenerregendsten Krieger in dieser schreckenerregenden Zeit. Doch Heinrich (reg. 1014–1024) starb schließlich vor Rudolf. Dennoch geriet das Versprechen nicht in Vergessenheit.

Im Jahr 1032 spitzte sich die Situation zu. Wie erwartet, starb Rudolf ohne unmittelbare Nachkommen. Wie erwartet, begannen unverzüglich Odo von der Champagne und Heinrichs *Nachfolger*, Kaiser Konrad II., um den Thron des Königreiches Arelat zu kämpfen. Der Kaiser setzte sich durch, denn Odos Anspruch wurde von dessen Lehnsherrn, dem König von Frankreich, zurückgewiesen. So ging das »Reich der beiden Burgund« friedlich und unter internationaler Anerkennung in den Besitz der deutschen Kaiser über. Es blieb ein Reichsgut mit formeller Selbstständigkeit innerhalb des Heiligen Römischen Reiches, bis mehr als sechs Jahrhunderte später der letzte Rest an Frankreich fiel.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nations war ein komplexer politischer Organismus. In seiner Spätphase umfasste es, wie manche sagten, mehr Fürstentümer, als das Jahr Tage hat. Doch nach 1032 bestand es im Kern aus drei Gebieten, dem Königreich Deutschland *(Regnum Teutonicum)*, dem Königreich Italien *(Regnum Italiae)* und dem Königreich Burgund *(Regnum Burgundiae)* – das »Königreich Arelat«, das nach der Eingliederung in »Königreich Burgund« umbenannt wurde. Nun gab es nur noch zwei burgundische Reiche: das abhängige Herzogtum innerhalb Frankreichs und das abhängige Königreich innerhalb des Heiligen Römischen Reiches. Sollte man Letzteres als ein neues Staatswesen einstufen oder nicht? Bryce verneinte dies und behandelte es als schlichte Fortsetzung des Königreichs Arelat. Doch die gegenteiligen Argumente erscheinen überzeugender. Das politische Umfeld hatte sich grundlegend gewandelt, und auch die territoriale Basis sollte sich verändern. Nach 1032 erlebte das Reichsgut Burgund weitere Transformationen. Es wird hier als das siebte burgundische Reich eingeordnet.

In den folgenden drei Jahrhunderten bemühte sich das Königreich Burgund, sich zu so gut wie möglich zu behaupten. Mit Ausnahme von Friedrich Barbarossa (reg. 1152–1190) zeigten die fernen Kaiser in ihren verschiedenen Residenzen in Deutschland nur selten näheres Interesse. Die politischen Vorgänge im Königreich Burgund wurden von lokalen Gegebenheiten bestimmt – von den fortdauernden Streitereien zwischen den Grafen und den Städten, von Auseinandersetzungen im Verborgenen, von Intrigen zwischen den Fürsten. Dennoch hätte wohl kaum jemand die Vorhersage gewagt, dass das schlichte französische Herzogtum eines Tages mächtiger werden würde als das große Königreich im Heiligen Römischen Reich.

Interessant ist die sprachliche Entwicklung, die sich im Reichsgut vollzog. Trotz der deutschen Oberherrschaft konnte die deutsche Sprache kaum Fuß fassen. Die vorherrschende Sprache blieb ein frankoprovenzalisches Idiom, der Vorläufer des modernen Arpitanischen, das man auch heute noch auf den Straßen von Lyon und in Teilen der Westschweiz und Savoyens hören kann. Menschen mit historischem Gespür vernehmen im Arpitanischen das Echo eines vergangenen Burgunds.[66]

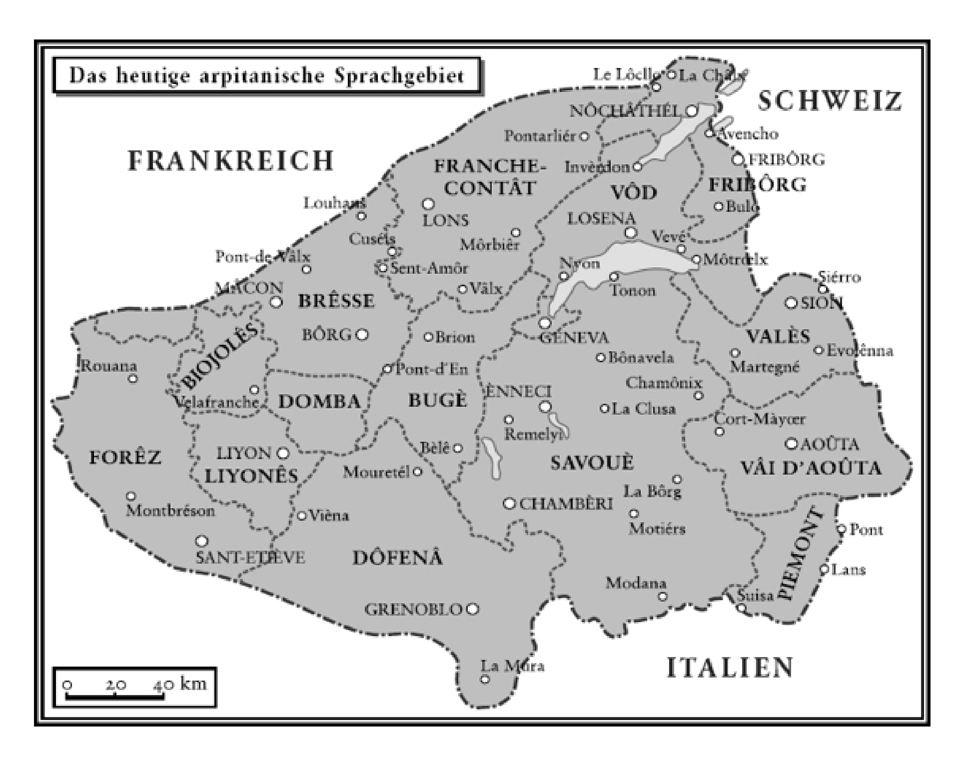
Das Verfahren der Ernennung von Grafen zu Herzögen war anscheinend völlig willkürlich. Alles hing davon ab, wie viel

Macht, Prestige und Glück ein bestimmter Vasall zu einem bestimmten Zeitpunkt besaß. Doch einen besonderen Platz in der Geschichte nimmt ein neues Herzogtum ein, das eng mit dem schwäbischen Adelsgeschlecht der Zähringer verbunden war. Die ehemalige Burg der Zähringer auf einem Berg in der Nähe von Freiburg im Breisgau ist heute eine Ruine, doch im 11. und 12. Jahrhundert war sie der Sitz eines ehrgeizigen Fürstengeschlechts, das bereits zwei Herzogtümer gewonnen und wieder verloren hatte und das nun zum dritten Mal nach einem Herzogtum strebte. Die Zähringer hatten sich als erfolgreiche Verwalter der Eigengüter ihrer Familie erwiesen; sie hatten im Schwarzwald ihre Rechte gegenüber der Kirche durchgesetzt, und nach der Gründung der Stadt Freiburg errichteten sie dort ein organisiertes System der Kommunalverwaltung. Sie führten im Kleinen vor, was der Kaiser in großem Rahmen durchzusetzen hoffte. Sehr viele burgundische Adelige hatten mittlerweile ihren Lehnseid vergessen. Im Jahr 1127 bestellte der Kaiser Konrad von Zähringen zum *Rektor* (königlicher Stellvertreter) von Burgund und übertrug ihm die Güter eines neu geschaffenen Herzogtums *Burgundia Minor* (»Klein-Burgund«). Die Zähringer sollten im Königreich Burgund die Disziplin wiederherstellen.[67]

Der Herzogtum Klein-Burgund umfasste ein großes Gebiet östlich des Jura, das weitgehend identisch ist mit den Grenzen der heutigen frankophonen Schweiz. Es ist die Nr. VI auf der Liste von Bryce. Zum Territorium des Herzogtums der Zähringer gehörte auch ein kleineres Gebiet, die Landgrafschaft Burgund, die auf der Bryce-Liste die Nr. VIII darstellt. Dieses Territorium bestand aus dem Gebiet rechts der mittleren Aare zwischen Thun und Solothurn. Möglicherweise reichte es auch bis Habsburg, der »Habichtsburg«, die über der Aare bei Solothurn steht und als Stammburg der Habsburger gilt, die später zum mächtigsten Herrschergeschlecht in Mitteleuropa aufstiegen. Der Tradition der Habsburger zufolge hieß der Stammvater Guntram.[68]

Als Rektoren und Herzöge hatten die Zähringer die Lehenshoheit über eine Vielzahl von Edlen, Grafen und Bischöfen inne sowie über ein Archipel von loyalen Städten, die verstreut waren über ein widerspenstiges Land. Sie bauten ein Netz von miteinander verbundenen Städten auf, wozu Freiburg, Burgdorf, Murten (Morat), Rheinfelden und Thun gehörten. Ihr bedeutsamster Repräsentant, Graf

Berthold V. von Zähringen (1160–1218), ließ die Burg von Thun erbauen und gründete im Jahr 1191, angeblich nachdem er einen Bären erlegt hatte, die Stadt Bern. Er starb kinderlos, und mit ihm endete die Linie der Zähringer. Das Experiment wurde nicht wiederholt.[69]



Schon ab Mitte des 12. Jahrhunderts bemühte sich Friedrich Barbarossa darum, die Macht des Kaisertums zu stärken. Er ließ sich 1152 in Aachen zum deutschen König krönen, 1154 in Pavia zum König von Italien, 1155 zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und mit einigem zeitlichen Abstand 1173 in Arles schließlich zum König von Burgund. Allen diesen Schritten gingen jahrelange politische Aktivitäten und Feldzüge voraus. Im Laufe dieser Zeit verbündete er sich mit dem Papst und ermöglichte dadurch die Wiederbelebung der »Zwei-Schwerter-Lehre«, wonach Gott den Menschen zwei Schwerter gegeben habe, das geistliche und das weltliche, die vom Papst beziehungsweise vom Kaiser geführt werden sollten. Barbarossas Interesse an Burgund wurde durch seine zweite Ehe entfacht, seine Heirat mit Beatrix von Burgund, der Erbin des burgundischen Pfalzgrafen. Durch diese Heirat unterstellte Barbarossa das Gebiet seiner unmittelbaren Herrschaft und verwickelte sich in die Konflikte im Königreich Burgund,

konnte aber keine entscheidenden Erfolge erzielen. Er starb auf dem Zweiten Kreuzzug, ohne jemals das Heilige Land zu Gesicht bekommen zu haben.[70]

Der langwierige »Investiturstreit«, der Konflikt zwischen geistiger und weltlicher Macht, schwächte die beiden höchsten Autoritäten der mittelalterlichen Welt gleichermaßen. Er begann im 10. Jahrhundert, als die ottonischen Kaiser erstmals die Papstwahl zu beeinflussen versuchten, und setzte sich in mehreren Wendungen bis ins 13. Jahrhundert fort. Dem Konflikt lag im Kern die ungelöste Frage zugrunde, ob der Papst oder der Kaiser die übergeordnete rechtliche Instanz darstellten, und konkret ging es um das Recht auf die Amtseinsetzung (Investitur) von Geistlichen, insbesondere von Bischöfen und Äbten. Der Streit verschärfte die Auseinandersetzungen und Bürgerkriege in Deutschland, bis schließlich 1122 durch das Wormser Konkordat eine Kompromisslösung gefunden wurde. In anderen Ländern jedoch dauerte dieser Streit noch länger an, insbesondere in England unter König John. Seine Bedeutung mag von manchen Historikern übertrieben worden sein, die andere Ursachen für Spannungen unbeachtet ließen,[71] doch er führte dazu, dass in allen Teilen des Reiches eine verfahrene Situation entstand, in der weder Papst noch Kaiser den Machtanspruch des anderen anzuerkennen bereit waren, und beschleunigte letztlich die Zersplitterung der Macht:

> In der Zeit des Investiturstreits … entstanden neue territoriale Einheiten, und diese Einheiten bildeten die Keimzellen, aus denen sich in Deutschland die Fürstentümer des Späten Mittelalters entwickelten … Es sollte noch viele Generationen dauern, bis die Fürsten die vollständige Kontrolle über ihre Territorien durchsetzen konnten, doch bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts beschritten die großen Adelsfamilien jenen Weg, der am Ende zur territorialen Souveränität führte; und es war der Investiturstreit mit seinen revolutionären gesellschaftlichen Veränderungen im Gefolge, der ihnen die Möglichkeit eröffnete, ihre Macht zu behaupten und auszubauen.[72]

Das Königreich Burgund war besonders anfällig für diese Schwächung der staatlichen Autorität. Es stellt sich die Frage, warum die Kaiser nach dem Zwischenspiel des Herzogtums der Zähringer so zögerlich waren und nicht eingriffen und den Niedergang aufhielten. Darauf gibt es geografische, politische und strategische Antworten: Zum einen waren militärische Aktionen in Burgund aufgrund des gebirgigen Terrains stets mit großen Unsicherheiten behaftet. Zum anderen genoss das Königreich Deutschland

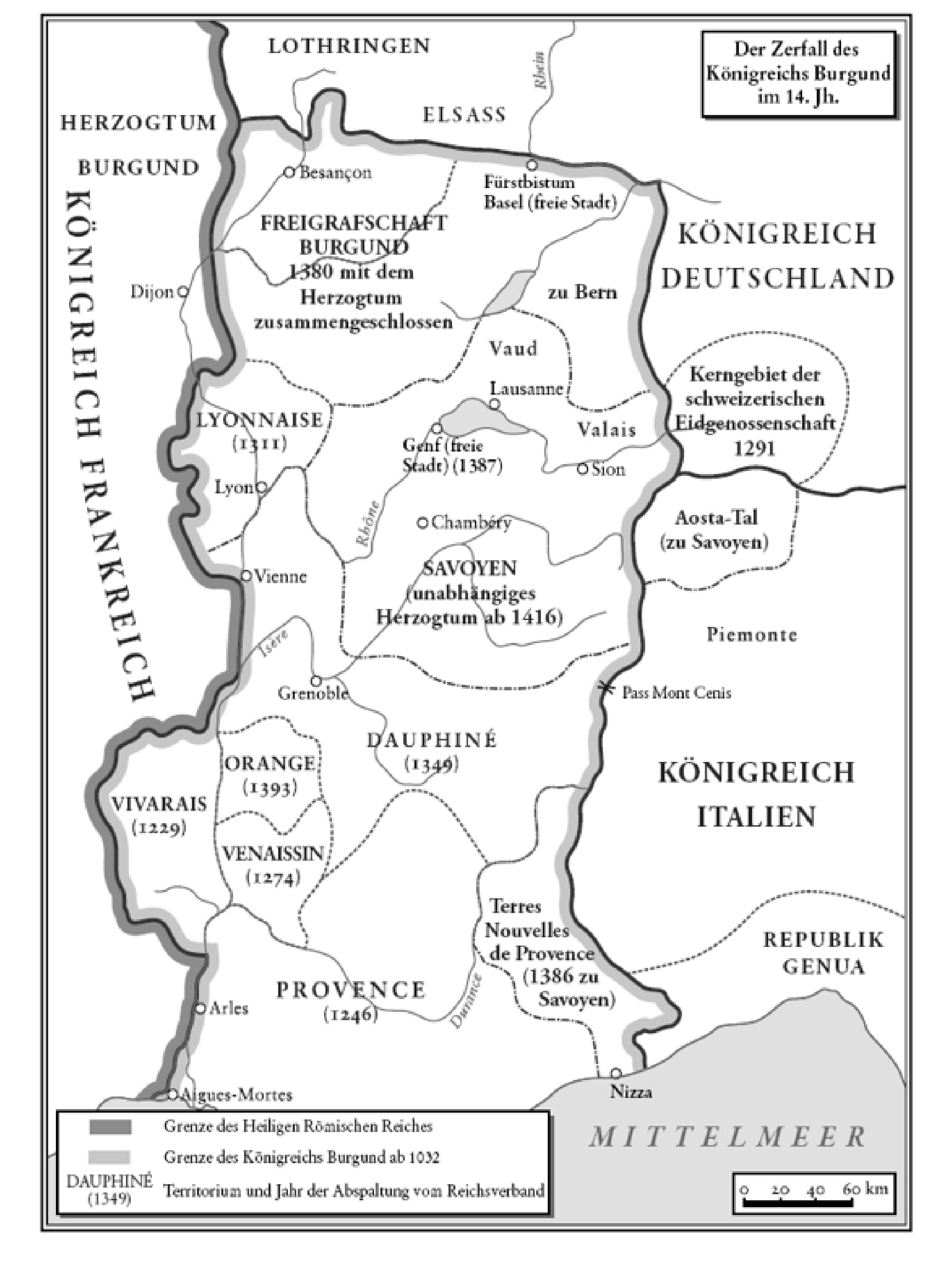
eindeutig den Vorrang. Dem Tod eines Kaisers folgte stets eine Auseinandersetzung, in der die führenden Thronanwärter um die Nachfolge rangen, bis schließlich ein neuer Kaiser gekrönt wurde. Und drittens musste jeder Monarch, wenn er seine Position in Deutschland gesichert hatte, sich entscheiden, ob er sein Augenmerk künftig dem Königreich Italien oder dem Königreich Burgund zuwenden wollte. Fast ausnahmslos entschieden sich die neuen Kaiser für Italien. Rom, der Sitz des Papstes, übte eine magische Faszination aus. Die Unterstützung des Papstes besaß enorme Bedeutung, und jeder künftige deutsche Kaiser träumte davon, in die Fußstapfen Karls des Großen zu treten. Daher blieb das Königreich Burgund üblicherweise unbeachtet. Ein deutscher Kaiser überließ nicht nur Burgund, sondern auch Deutschland sich selbst. Friedrich II. (reg. 1220–1250), im normannischen Sizilien geboren, zog es vor, seinen Hof in seinem Stammland Süditalien einzurichten.[73]

Unaufhaltsam erlebte das Königreich Burgund nun eine Reihe von Abspaltungen. In regelmäßigen Abständen brach ein Teil des Reiches weg. Die ursprüngliche Ansammlung von Territorien schrumpfte stetig. Als erstes Gebiet schied die Provence aus, dann folgten das Comtat Venaissin, Lyon und die Dauphiné. Die Kaiser hielten noch an einigen Ansprüchen und Rechten fest, doch die Entwicklung war unumkehrbar. Das Königreich zerfiel langsam. Die ersten Schritte zur Abspaltung wurden von den Geistlichen vollzogen, von denen einige den Titel »Fürstbischof« beanspruchten. Sie fühlten sich dazu ermutigt, weil die Kaiser die Unterstützung der Kirche benötigten. Die Bischöfe von Sion (im Valais) und von Genf sagten sich schon sehr früh los, und andere folgten ihnen.

Die Haltung der Kirche in der Investitur-Frage wurde am eindrücklichsten im Jahr 1157 in Burgund zum Ausdruck gebracht. Auf der Versammlung von Besanz (Besançon) vertrat der päpstliche Gesandte die Ansicht, dass das Kaiserreich lediglich ein päpstliches *benefizium* sei, also ein freiwilliges Geschenk, über das der Papst weiterhin verfügen könne. Dadurch riskierte er, wie ein Historiker bemerkte, dass einer der anwesenden Herzöge des Reiches ihm mit seiner Streitaxt den Schädel spaltete, denn mit dieser Aussage stellte er die unbestrittene Autorität des Kaisers eindeutig infrage. Doch der Erzbischof von Besanz wie auch einige Grafen aus der Region kamen dadurch wohl auf neue

Ideen.

Die Pfalzgrafschaft Burgund – die diesen Namen aufgrund ihrer Lage an der nördlichen Grenze des Königreiches erhalten hatte – war ein sehr wichtiges Gebiet. Graf Rainald III. (gest. 1148) hatte hier bereits vergeblich ein eigenes kleines Reich aufzubauen versucht. Nachdem er die Grafschaft Mâcon im benachbarten französischen Herzogtum Burgund geerbt hatte, hatte er sich zum Freigrafen *(franc comte)* innerhalb des Heiligen Römischen Reiches erklärt. Doch die kaiserlichen Behörden billigten diesen Schritt nicht und beschlagnahmten zur Strafe einen Großteil von Rainalds Gütern. Aber dann heiratete Kaiser Friedrich Barbarossa Rainalds Tochter und die Erinnerung an Rainalds »Freigrafschaft« lebte weiter.[74] Im Jahr 1178 gelang es dem Erzbischof von Besanz, einem Enkel von Rainald III., durch Verhandlungen seinen Bischofsitz in eine *Reichsstadt* umzuwandeln, die von ihren Lehenspflichten gegenüber dem Pfalzgrafen befreit wurde. Das war ein wegweisender Präzedenzfall. Einige Jahrzehnte später ging der Bischof von Basel noch einen Schritt weiter und schuf ein »Fürstbistum«, das nicht nur über seinen Bischofssitz herrschte, sondern auch über die nahe gelegenen beschlagnahmten Güter von Rainald III.[75]



Auch große Teile der künftigen Schweiz wurden aus dem zum Heiligen Römischen Reich gehörenden Königreich Burgund herausgeschnitten. Anfang des 13. Jahrhunderts wanderten Bauern aus dem Gebiet des Bischofs von Sion im Valais nach Graubünden im Osten. Die Einwanderer brachten Brückenbautechniken mit, machten die Schöllenenschlucht für Reisende passierbar und ermöglichten den Zugang zu dem bedeutsamen Handelsweg über den Gotthard-Pass nach

Italien. Im August 1291 gelobten die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, die Mautstellen am Pass betrieben, dass sie sich jeder Einmischung von außen widersetzen würden. Dies gilt als Gründungsakt der schweizerischen Eidgenossenschaft.[76]

Die Provence löste sich durch eine Reihe von Heiraten von Burgund. Im Jahr 1127, in der ersten Phase, hatte die letzte Bosoniden-Erbin ihre Rechte ihrem aus Barcelona stammenden Ehemann abgetreten und dadurch die Kontrolle über das Territorium einer Macht außerhalb des Heiligen Römischen Reiches übertragen. Im Jahr 1246 brachte die letzte katalanische Erbin der Provence dieselbe Mitgift in ihre Ehe mit einem angevinischen Gemahl ein, was den Anfang einer Linie von Grafen darstellte, die Vasallen des französischen Königs waren (siehe dazu S. 200).[77]

Die Erosion setzte sich fort. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts eroberten die Franzosen während des Kreuzzugs gegen die Albigenser die Languedoc und fassten dadurch auf dem rechten Ufer der Rhône Fuß. Unter König Ludwig dem Heiligen (reg. 1226–1270) begannen sie mit der Einrichtung eines Außenpostens an der Mittelmeerküste bei Aigues-Mortes, was zur Gründung eines Kreuzfahrerhafens führen und ihre Kontrolle über das untere Rhône-Tal festigen sollte.[78] Im Jahr 1229 gelang es Agenten des französischen Königs, den Bischof von Vivarium (Vieviers) zu stürzen und einen französischen Brückenkopf am Fuße der Cevennen zu errichten.[79] Das Comtat Venaissin auf dem gegenüberliegenden Ufer, das seinen Namen von der kleinen Stadt Venasque ableitete, wurde von seinem kinderlosen Eigentümer 1274 als Geschenk dem Papst hinterlassen. Die Enklave Avignon innerhalb des Comtat wurde 1348 an einen *im Exil weilenden* Papst verkauft.[80] Die benachbarte Grafschaft Aurasion (Orange) genoss den Status eines autonomen Fürstentums unter den Grafen von Baux, die bekannt wurden durch ihre Auseinandersetzungen mit den Grafen der Provence, die sogenannten »Bausseneque-Kriege«. Ihre Hinterlassenschaft fiel schließlich an das französische Haus Chalon.[81]

Lugdunum (Lyon), die bedeutendste Stadt im Rhône-Tal, entwickelte sich unterdessen zu einer herausragenden Handelsmetropole. Mit ihren Jahrmärkten, die von zahlreichen italienischen Kaufleuten besucht wurden, bildete sie eine Drehscheibe des Handels zwischen dem nördlichen und dem südlichen Europa. Zunehmend jedoch begann sich

Frankreich auch aus strategischen Gründen für die Stadt zu interessieren. Im 13. Jahrhundert war Lyon vor allem ein sehr bedeutender Erzbischofssitz. Hier fanden zwei Kirchenkonzile statt. Auf dem Konzil im Jahr 1245 wurde *Kaiser Friedrich II.* exkommuniziert und abgesetzt. Am zweiten Konzil in Lyon im Jahr 1274 nahmen 500 Bischöfe teil. Die Päpste leiteten diese Konzilien persönlich, und 1305 wurde Papst Klemens V. in Lyon gekrönt. Wahrscheinlich war es kein Zufall, dass der Erzbischof von Lyon, Béraud de Got, der Bruder des neuen Papstes war.

Die Absetzungsbulle von Papst Innozenz IV., in der die Exkommunikation von Friedrich II. bekräftigt wurde, nahm kein Blatt vor den Mund:

> … Wir können seine Ungereclitigkeiten niclit länger dulden, ohne Christus schwer zu beleidigen, und der Druck unseres Gewissens zwingt uns, ihn gerecht zu bestrafen. Um seine anderen Vergehen beiseite zu lassen, vier äußerst schwere Verbrechen hat er begangen, die mit keiner Ausflucht zu leugnen sind. Er hat mehrfach Meineid geleistet; er hat den Frieden … zwischen Kirche und Reich … willkürlich gebrochen; er hat sogar das Sakrileg begangen, Kardinäle der heiligen römischen Kirche sowie Prälaten und Kleriker … anderer Kirchen gefangensetzen zu lassen, die auf dem Wege zum Konzil waren …; auch der Ketzerei wird er nicht aus zweifelhaften oder geringfügigen, sondern aus schwerwiegenden und eindeutigen Gründen verdächtigt … Daher haben wir offengelegt, dass der genannte Fürst, der sich des Kaisertums, der Königreiche und aller Ehre und Würde so unwürdig erwiesen hat und der wegen seiner Ungerechtigkeiten von Gott verworfen wurde, damit er nicht regiere und nicht herrsche, befangen und verworfen ist aufgrund seiner Sünden … Wir zeigen dies an und entheben ihn … kraft unseres Urteils und kraft apostolischer Autorität verbieten wir streng, dass irgendjemand ihm fürderhin wie einem Kaiser oder König gehorcht … Diejenigen aber, denen in diesem Reiche die Wahl des Kaisers zusteht, sollen in freier Wahl einen Nachfolger bestimmen … Gegeben zu Lyon, am 17. Juli (1245), im dritten Jahr des Pontifikats.[82]

Ein solches Dokument hätte niemals formuliert und verlesen werden können, wenn der Kaiser auch nur noch begrenzten Einfluss in dieser nominell nach wie vor zum Reich gehörenden Stadt ausgeübt hätte.

Auf dem zweiten Konzil von Lyon (1274) ging es um die Überwindung der Spaltung zwischen der katholischen und den orthodoxen Kirchen. Doch dem Konzil gelang es nur, den Begriff *filioque*[C] zu bestätigen und zu definieren, eine zentrale Formel der katholischen Lehre, welche die Wiedervereinigung der West- und der Ostkirchen seit jeher verhindert. (In Lyon hatte auch eine mittelalterhche Ketzerbewegung ihren Ursprung, die sich lange Zeit halten konnte. Der Kaufmann und Wanderprediger Petrus Valdes aus Lyon wurde wegen abweichender theologischer Ansichten von der Kirche gebannt. Doch seine Anhänger, die

späteren Waldenser, folgten seinem Beispiel von einem frommen Leben in freiwilliger Armut. Waldensergemeinschaften ließen sich in den Bergen von Savoyen nieder und trotzten jahrhundertelang in bester burgundischer Manier den weltlichen Gewalten.[83]

Lyon dagegen wurde von inneren Machtkämpfen zerrissen und hatte daher französischen Ränkespielen nicht viel entgegenzusetzen. Der Erzbischof befand sich ständig im Streit mit den Grafen von Lyonnais-Forez und mit den Patriziern der Stadt. Als die Franzosen zuerst den Grafen auf ihre Seite zogen und dann auch die reichen Bürger, geriet der Erzbischof in eine aussichtslose Lage. Im Jahr 1311 nahmen französische Truppen die Stadt ein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Der Erzbischof durfte seinen Ehrentitel »Primas der Gallier« behalten, doch die Macht ging auf eine Stadtverwaltung aus gewählten Konsuln über, die ihre Maßnahmen von den Franzosen billigen lassen mussten.[84]

Die Dauphiné, für die sich Frankreich ebenfalls interessierte, kontrollierte die Straße nach Italien über den Mont Cenis. Doch die Grafen von Albon/Vienne, die Grenoble und die Umgebung des Passes besaßen, hielten sich bis 1349, als sie ihr Gebiet schließlich in einer privaten Transaktion an den König von Frankreich verkauften. Fortan wurde der Titel des Sohnes des Königs und Thronfolgers, des »Dauphin«, von diesem Territorium abgeleitet (ob es weiterhin de jure zum Heiligen Römischen Reich gehörte, ist umstritten).[85]

In diesem Stadium war das Königreich Burgund schon beträchtlich geschrumpft. Jene Teile, die an Deutschland grenzten, wie Basel und Bern, befanden sich noch unter der Kontrolle des Kaisers. Doch alle Gebiete, die an Frankreich angrenzten, entzogen sich seinem Einfluss. Die deutschen Kaiser fanden sich damit ab. Sie verzichteten zwar nicht förmlich auf ihren Anspruch auf das Königreich, doch nach Konrad IV., der 1254 starb, führten sie den burgundischen Königstitel nicht mehr.

Die politische Zersplitterung sollte sich weiter beschleunigen, doch dieser gängige Begriff wird den komplizierten Prozessen, die sich hier vollzogen, nicht gerecht. Denn nachdem die überkommenen staatlichen Einheiten zusammengebrochen waren, entstanden neue Gebilde, häufig unter Missachtung bestehender staatlicher Grenzen. Heiraten, Brautgaben, Eroberungen und Nachlässe

führten zu einer ständigen Abfolge von Zusammenschlüssen, Trennungen und Neugründungen. Der typische burgundische Graf war nicht mehr der Herr über ein direktes Lehen, das einem Oberherrn unterstand. Häufiger war er das Oberhaupt einer Reihe von Gütern, Titeln und Ansprüchen, die im Laufe von Generationen durch die vereinten Bemühungen der Ritter, der Frauen, Kinder und Anwälte seiner Familie entstanden waren.

Bei den burgundischen Pfalzgrafen beispielsweise wurde das ursprüngliche Erbe wiederholt von einem politischen Bereich in einen anderen weitergegeben und durch Heirat von einer Familie zu einer anderen: Im Jahr 1156 fiel es an das deutsche Geschlecht Hohenstaufen, 1208 an das bayerische Haus Andechs und 1315 an das französische Königshaus. Jedes Mal fügte der Begünstigte die Titel und Besitztümer seiner Ehefrau seinen eigenen hinzu, wobei er manchmal den früheren Oberherrn anerkannte, manchmal auch nicht. Für adelige Stammbaumforscher trat 1330 ein wichtiges Ereignis ein, als Jeanne III. von Frankreich, die Gemahlin des Herzogs des französischen Burgund, von ihrer Mutter den Anspruch auf die zum Heiligen Römischen Reich gehörende Freigrafschaft Burgund erbte. Das französische Herzogtum und die deutsche Grafschaft standen damit vor einer dauerhaften Vereinigung. Im Zuge der verwirrenden burgundischen Erbfolge (siehe unten) bemühte sich Margarete, die Freigräfin von Burgund (1310–1382), eine Tochter des französischen Königs, diesen Zusammenschluss zu beschleunigen. Im Jahr 1366 begann sie, ohne besonderen rechtlichen Grund, in ihren Urkunden und Dokumenten den Begriff »France-Comté« (sic) zu verwenden und ließ die traditionelle Bezeichnung »Grafschaft Burgund« fallen. (Damit griff sie das Beispiel von Rainald III. auf, der sich *als franc comte* bezeichnet hatte.) Die mittlerweile etablierte Bezeichnung »Franche-Comté« entstand eindeutig erst nach Margaretes Tod. Das war das Königreich Nr. VII. auf der Liste von Bryce.[86]

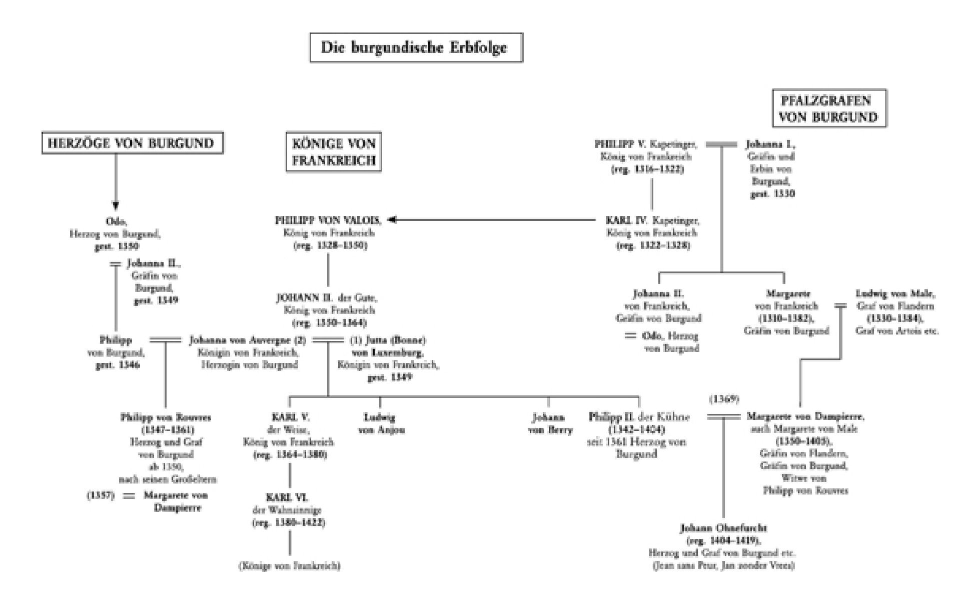
Die Mitte des 14. Jahrhunderts war in Europa eine schwierige, turbulente Zeit. Im Jahr 1348 wütete der Schwarze Tod, und dies war bei Weitem nicht der letzte Ausbruch der Beulenpest. Frankreich stand vor dem Hundertjährigen Krieg mit England, und im Heiligen Römischen Reich herrschte Aufruhr wegen der Goldenen Bulle von 1356, durch die ein neues Grundgesetz für das Reich eingeführt und die Modalitäten der Königswahl neu

geregelt wurden. Infolge der Spaltung der Kirche gab es einen Papst in Rom und einen Gegenpapst in Avignon. Die wenigen verbliebenen Teile des Königreichs Burgund waren oft zwischen den Nachbarstaaten umkämpft. Darüber hinaus brachen gleichzeitig im Königreich Frankreich, im Herzogtum Burgund und in der Freigrafschaft Burgund langwierige Erbfolgekrisen aus.

Dabei ist es hilfreich, wenngleich zu Beginn klargestellt wird, dass drei verschiedene Frauen den Namen »Margarete von Burgund« verwendeten und dass drei verschiedene Männer »Philipp von Valois« genannt wurden. Einer von ihnen, der auch unter dem Namen Philipp von Rouvres (1347–1361) bekannt ist, löste die Krise aus, als er 1361 bei einer Wiederkehr der Pest vorzeitig starb, ohne seine Ehe vollzogen zu haben. Hätte er länger gelebt, hätte er mühelos seine eigenen Ansprüche auf das Herzogtum und jene seiner Gemahlin auf die Freigrafschaft durchsetzen können. Stattdessen fielen seine sämtlichen Titel an konkurrierende Anspruchshalter. Dazu kam, dass der französische König Johann der Gute das Erstgeburtsrecht missachtete und, wiederum aus politischen Gründen, das Herzogtum Burgund für seinen vierten Sohn beanspruchte.

Das forsche Vorgehen dieses vierten Sohnes Philipp von Valois (Philipp dem Kühnen), der sich bereits als junger Mann 1356 in der Schlacht von Poitiers gegen den Schwarzen Prinzen von England hervorgetan hatte, liefert den Schlüssel für alle späteren Entwicklungen. Obwohl er in der französischen Erbfolgelinie nur einen mittleren Platz einnahm, gelang es ihm, maßgeblichen Einfluss auf den Regentschaftsrat auszuüben, der nach dem Tod seines Vaters 1364 jahrzehntelang die französische Politik bestimmte.[87] Durch seine Heirat mit Margarete Dampierre, der Witwe von Philipp von Rouvres und Erbin von Flandern (wo sie unter dem Namen Margarete von Male bekannt war), sicherte er sich zudem eine Vielzahl von Ansprüchen und Titeln, die vorher auf verschiedene Personen verteilt gewesen waren. Dazu gehörte auch der Anspruch auf die Freigrafschaft Burgund, der 1384 nach dem Tod ihres Vaters an Margarete zurückfiel. Dies führte zur Bildung eines neuen vereinten Burgund, das im Kern aus einer Union des Herzogtums und der Grafschaft bestand und sich in den letzten beiden Jahrzehnten des langen Lebens von Philipp dem Kühnen formte. Auf der Liste von Bryce erscheint es nicht als eigenes Reich, sondern als eine Kombination aus den Reichen Nr. X

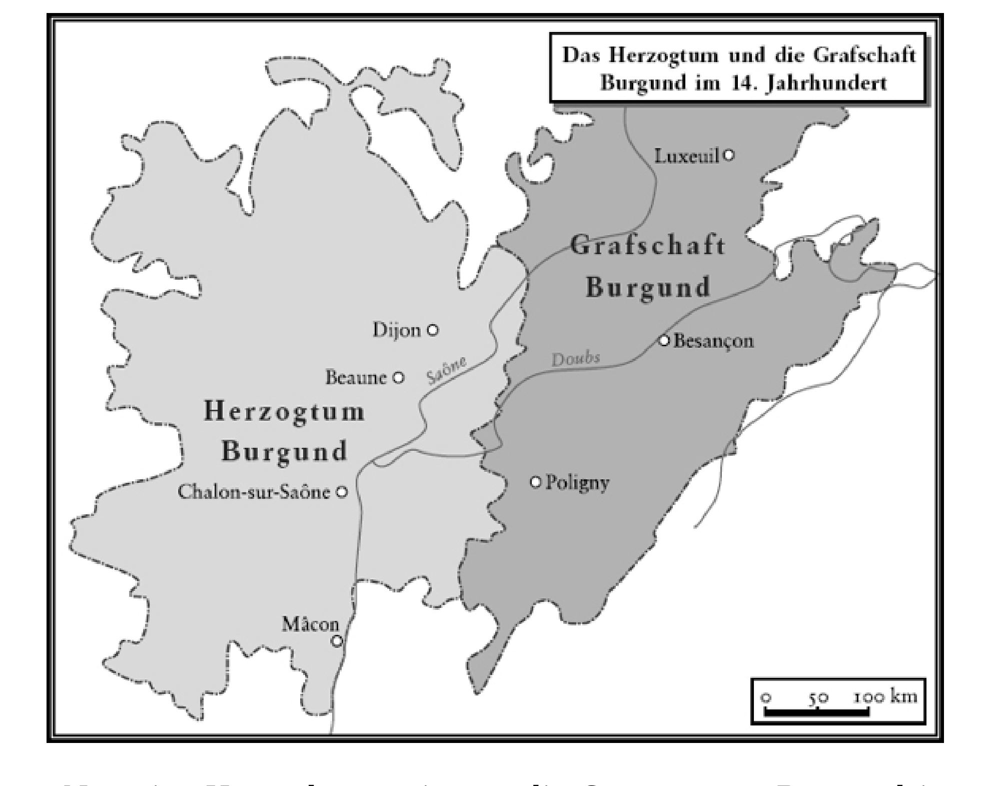
und Nr. VII.



Erwartungsgemäß sorgte die Entstehung des neuen Staatswesens, das nur dank der gleichzeitigen Schwäche von Frankreich wie von Deutschland möglich geworden war, für heftige Konflikte. In Frankreich löste sie einen erbitterten und langwierigen Bürgerkrieg zwischen zwei Adelsgruppierungen aus, den »Bourguignons« und den »Armagnacs«, deren Auseinandersetzungen bald vom Hundertjährigen Krieg überlagert wurden. Die Bourguignons setzten sich für gute Beziehungen sowohl zu den Nachfolgern von Philipp dem Kühnen als auch zu den englischen Verbündeten Burgunds ein. Die Armagnacs, die sich als französische Patrioten verstanden, verurteilten die Aktivitäten des abtrünnigen Herzogtums und die verräterische Allianz mit dem englischen Erbfeind. Von 1418 bis 1436 beteiligten sich burgundische Truppen an der englischen Besetzung von Paris. Die Deutschen, durch ihre eigenen Streitigkeiten hoffnungslos zersplittert, waren außerstande, einzugreifen, bis schließlich in den 1430er-Jahren die Ära der Habsburger begann. Niemand, vielleicht mit Ausnahme der Mitarbeiter der Reichskanzlei, erinnerte sich noch daran, dass das Königreich Burgund offiziell noch nicht erloschen war. Unterdessen hatten die Herzöge und Grafen freie Hand.

Das neue Staatsgebilde, das vom Ende des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bestand, wird allgemein, aber ungenau als »Herzogtum Burgund« bezeichnet, manchmal

auch als »Valois-Burgund«; es wurde von einem französischen Fürstengeschlecht regiert, das sich kurzzeitig der Vormundschaft von Paris entziehen und ein eigenständiges wohlhabendes und kultiviertes Reich aufbauen konnte.[88] Doch die vorherrschende französische Sichtweise ist nicht notwendigerweise die treffendste, man sollte besser die historische Bezeichnung »Staaten von Burgund« verwenden und für seine Herrscher den doppelten Titel »Herzöge und Grafen«. Der Erfolg dieser Unternehmung beruhte darauf, dass das französische Herzogtum und die deutsche Grafschaft in Personalunion von Herrschern geführt wurden, die ein neues Staatswesen schufen, das weder französisch noch deutsch war. Die Familie von Philipp dem Kühnen war nur zur Hälfte französisch und zur anderen Hälfte flämisch, und da Philipps flämische Ehefrau Margarete von Dampierre als Untertanin des deutschen Kaisers geboren war, gehörte sie zumindest teilweise auch zum Reich. Darüber hinaus lag diesem außergewöhnlichen kleinen Reich der Herzöge und Grafen, das sich von der Boulogne bis zum Schwarzwald erstreckte, die romantische Vorstellung zugrunde, dass es eine Wiedergeburt des vor langer Zeit verschwundenen Lotharingien sei.



Nur vier Herrscher regierten die Staaten von Burgund im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts: Philipp der Kühne/ Filips de Stoute (reg. 1364–1404), Johann Ohnefurcht/Jean sans Peur/Jan zonder Vrees (reg. 1404–1419), Philipp der Gute/Philippe le Bon/Filips de Goede (reg. 1419–1467) und Karl der Kühne/Carles le Téméraire/Karel de Stoute (reg. 1467–1477). Die niederländischen und flämischen Historiker haben natürlich eigene Bezeichnungen gefunden. Bei der Auflistung jener Herrscher, die zugleich Herzog und Graf waren, werden auch die nichtburgundischen Grafen von Flandern und Artois berücksichtigt. Zu den burgundischen Landen gehörten aber nicht nur die beiden Burgund sowie Flandern und Artois. Karl der Kühne beispielsweise besaß 15 Titel: Graf von Artois, Herzog von Limburg, Herzog von Brabant, Herzog von Lothringen, Herzog von Burgund, Herzog von Luxemburg, Pfalzgraf von Burgund, Markgraf von Namur, Graf von Charolais, Graf von Seeland, Graf von Flandern, Graf von Zutphen, Herzog von Geldern und Graf von Holland.[89]

Keiner der burgundischen Herrscher war tatsächlich König, sie waren lediglich Herzöge. Doch mit ihrem höfischen Glanz, ihrem Reichtum, ihren Städten und ihrem

üppigen Mäzenatentum übertrafen die Burgunder fast alle gekrönten Häupter dieser Zeit und waren de facto Könige, wenn sie diesen Titel auch nicht trugen.[90]

Die territoriale Basis des neuen politischen Gebildes unterschied sich deutlich von jenem der vorgehenden burgundischen Reiche. Den Kern bildeten zwar das Herzogtum und die Grafschaft im Süden, doch der größere Teil des burgundischen Länderkomplexes lag in den Küstengebieten im Norden, und der Hauptteil des historischen Burgund wurde davon nicht umfasst. Das persönliche Erbe von Margarete von Dampierre, die aus Brügge stammte, war wesentlich größer und reicher als das ihres Ehemannes. Es erstreckte sich von den ehemals französischen Grafschaften Vermandois und Panthieu bis zu den früher deutschen Grafschaften Holland und Geldern und schloss alle großen niederländischen Städte ein: Amiens, Arras, Brügge, Gent, Brüssel und Amsterdam. Mehrere Lücken im Flickenteppich – Utrecht, Cambrai, Lüttich und Luxueil – waren abhängige Fürstbistümer. Eines der Fragmente des ehemals zum Heiligen Römischen Reich gehörenden Burgund, an dem die deutschen Könige festhielten, war die Grafschaft Neuchâtel (heute ein Kanton in der Nordwestschweiz). Dies wurde möglich, weil König Rudolf I. Neuchâtel in seinen persönlichen Besitz nahm, bevor er es als Lehen an einen seiner Gefolgsmänner übergab. Da dieses Gebiet nahe an Deutschland lag, kümmerte sich der König fortlaufend darum, und so konnte es sich bis zum Westfälischen Frieden 1648 den Zugriffsversuchen sowohl des Hauses Valois-Burgund als auch der schweizerischen Eidgenossen entziehen.[91] Von 1707 bis 1806 gehörte es seltsam genug zu Preußen.

Im 15. Jahrhundert erlebten die mittelalterlichen Städte eine Blütezeit. Es bildeten sich zwei bedeutsame Zentren heraus, Norditalien und die Niederlande (d.h. die burgundischen Staaten), die auch zu den Geburtsstätten der Renaissance wurden. Kunst und Gelehrsamkeit gingen Hand in Hand mit Wirtschaft und Handel:



Brügge, zu dieser Zeit die weltläufigste Handelsstadt im nordwestlichen Europa, war unzweifelhaft das pulsierende Herz [von Burgund]. Hunderte Ausländer hatten sich hier niedergelassen … Mindestens zwölf »Nationen« von fremden Kaufleuten … genossen rechtlichen Schutz. Vierzig oder fünfzig Kaufleute der Hanse hielten sich das gesamte Jahr in der Stadt auf. Noch zahlreicher waren die Süditaliener. Außerdem gab es Katalanen, Kastilier, Portugiesen, Basken, Schotten und Engländer.

Brügge war das Zentrum eines weit verzweigten Netzes. Für den sechs Wochen dauernden Pfingstmarkt verließen alle Ausländer Brügge … und begaben sich nach Antwerpen. Dort beherrschten sie den Handel mit teuren Stoffen wie Leinen und Samt und mit Gütern aus Übersee wie Gewürzen, Wein, Öl, tropischen Früchten, Zucker und Pelzen. Somit können wir uns Brügge an der Spitze der Pyramide vorstellen, Antwerpen an der zweiten Stelle und dazu Gent und Ypern

als regionale Marktorte.
Seit dem 13. Jahrhundert hatten italienische Firmen den Herrschern der Niederlande Kredite gewährt … Herzog Philipp der Kühne unterhielt enge Beziehungen zu Dino Rapondi, einem Bankier aus Luca … Dino ließ sich in Flandern nieder und lieh dem Herzog und den Städten große Summen Geldes … Mit einem Wechsel über sechzigtausend Franc, einzulösen in Venedig, und einem umfangreichen Darlehen stellte Dino das Lösegeld für Johann Ohnefurcht bereit, der von den Türken 1396 gefangen genommen worden war.[92]

Die Herrscher des Hauses Burgund unterhielten keinen ständigen Hof. Ihr Heimatstandort war der »Palais de Duc« in Dijon, wo sie den Winter verbrachten, doch im Frühjahr begaben sie sich auf ihren jährlichen Zug; regelmäßige Anlaufstellen waren die alten Grafensitze in Hesdin im Artois und in Mechelen in der Nähe von Antwerpen. Zeitgenossen beschrieben immer wieder ihren Glanz und Prunk. Die Bezeichnung »burgundisch« ist zu einem Inbegriff für teure Kleidung, aufwändige Lebenshaltung und ausgelassenes Feiern geworden. Die Umzüge und Festspiele zum »Einzug« der Herrscher und ihrer Gäste wurden bewusst als politische Schauspiele inszeniert. Der burgundische Hof fühlte sich ausnahmslos allen seinen Nachbarn ebenbürtig:

Der König von Frankreich … reiste nach Troyes in der Champagne … Er wurde begleitet von seinem Onkel, dem Herzog von Bourbon, dem Herzog von Tourraine und vielen anderen Rittern … Bei seinem Einzug in Dijon wurde er von der Herzogin von Burgund mit hohem Respekt und Zuneigung empfangen, und alle, die gekommen waren, erwiesen ihm die Ehre. Große Volksbelustigungen wurden bei dieser Gelegenheit veranstaltet, und der König weilte acht Tage in Dijon.[93]

Die herrschenden Kreise Burgunds pflegten die Kunst und das Ritterethos mit beispielloser Leidenschaft. Im Jahr 1430 wurde der Ritterorden vom Goldenen Vlies gegründet, der dem englischen Hosenbandorden nachempfunden war. Mit seinen Ritualen und Zeremonien stellte er alle anderen Ritterorden in den Schatten. Das Ordensabzeichen, ein an einer Collane hängendes Widderfell, waren mit den Worten *Pretium Laborum Non Vile* (»Kein geringer Preis der Arbeit«) versehen.[94] Dass ein nichtchristlicher Hintergrund für den Orden gewählt wurde, signalisierte nach außen ein gewisses Interesse an der Antike. Gleiches gilt für die Manuskripte und literarischen Werke wie *Épopée troyenne* (»Trojanisches Epos«), die die Bibliotheken der burgundischen Herrscher schmückten. William Caxton, der erste englische Buchdrucker, brachte 1473 ein *Recuyell of the Histories of Troye* heraus, das auf einem burgundischen Original beruhte.[95]

Die Malerei der flämischen Schule, ein zentraler Bestandteil der Renaissance in den Niederlanden, entwickelte sich mit burgundischer Unterstützung. Maler wie Robert Campin (um 1378–1444) und Jan van Eyck (um 1390–1441), die beide für den Grafen von Holland und Philipp den Kühnen arbeiteten, Roger van der Weyden (um 1400–1464) und Hans Memling (um 1430–1494), ein Deutscher, der sich in Brügge niederließ, trugen maßgeblich zur Verweltlichung der europäischen Kunst bei. Sie wandten sich aufgeschlossen neuen Genres zu, wie etwa Porträts, Stillleben, Alltagsszenen und Landschaften.[96] Auch herausragende Bildhauer wurden gefördert. Der Niederländer Claus Sluter (um 1350–1405) wurde Hofbildhauer in Dijon. Sein bekanntestes erhalten gebliebenes Werk ist der *Mosesbrunnen*, der für die Grabkirche der Herzöge von Burgund im Kloster Champmol geschaffen wurde.[97] Auch Tapisserien waren eine burgundische Spezialität. Die aufwändige Technik des Einwebens von Goldfäden in farbige textile Flächengebilde wurde in Arras erfunden. Im 15. Jahrhundert konnten die *tapissiers* große Wandteppiche anfertigen, die Schlachten, historische Szenen, Legenden und Landschaften darstellten.[98]

Neben der bildenden Kunst blühte auch die Musik. Die Burgundische Schule entstand in der Herzogskapelle in Dijon, wo man bereits um die Jahrhundertwende den »burgundischen Geist im Lied« hören konnte.[99] In der Folge verbreitete sie sich geografisch und veränderte sich auch stilistisch. Guillaume Dufay (um 1397–1470) aus Brabant war vermutlich der berühmteste europäische Komponist in dieser Zeit. Die spätere französisch-flämische Schule brachte eine Vielzahl von Talenten im Umfeld des genialen Joskin van de Velde (um 1450–1520) hervor, der besser bekannt ist unter dem Namen Josquin des Prez und die Polyphonie zu ihrer Vollendung führte.[100]

Die Literatur der Renaissance befasste sich mit vielen Gebieten von der Dichtkunst bis zur Philosophie. Erasmus von Rotterdam (1466–1536), der bedeutendste Humanist seiner Zeit, war ein Burgunder.[101] Neben Latein entwickelten sich die französische und die niederländische Sprache, und die Vermischung der beiden Sprachen wurde als »ein Dialog zwischen zwei Kulturen« bezeichnet. Burgund bildete auch den Hintergrund für eines der wichtigsten historiografischen Werke des 20. Jahrhunderts, Johan Huizingas *Herbst des Mittelalters* (1919). Der Kulturhistoriker Huizinga, Professor

für Allgemeine Geschichte an der Universität Leiden, entwickelte anhand einer detaillierten Analyse der Rituale, Kunstformen und Schauspiele am burgundischen Hof seine Theorie über den rohen und stark gefühlsbestimmten Charakter des Lebens im Spätmittelalter und widersprach damit der vorherrschenden Meinung, dass es eine von der Anmut der Renaissance, von Ästhetik und aufgeklärten Debatten bestimmte Zeit gewesen sei:

Als die Welt noch ein halbes Jahrhundert jünger war, hatten alle Geschehnisse im Leben der Menschen viel schärfer umrissene äußere Formen als heute. Zwischen Leid und Freude, zwischen Unheil und Glück schien der Abstand größer als für uns; was man erlebte, hatte noch jenen Grad von Unmittelbarkeit und Ausschließlichkeit, den die Freude und das Leid im Gemüt der Kinder heute noch besitzen. Jede Begebenheit, jede Tat war umringt von geprägten und ausdrucksvollen Formen, war eingestellt auf die Erhabenheit eines strengen, festen Lebensstils. Die großen Ereignisse: Geburt, Heirat, Sterben standen durch das Sakrament im Glanz des göttlichen Mysteriums. Aber auch geringere Geschehnisse, eine Reise, eine Arbeit, ein Besuch, waren von tausend Segnungen, Zeremonien, Sprüchen und Umgangsformen begleitet.[102]

Huizingas Werk war sehr einflussreich, doch es rief auch Ablehnung unter manchen seiner holländischen Kollegen hervor und Befremden bei seinem belgischen Freund Henri Pirenne.[103]

Trotz ihres außergewöhnlichen kulturellen Engagements stand die Politik für die burgundischen Herzöge im Vordergrund. Burgund tat sich sowohl durch seine Bemühungen zur Schaffung eines integrierten Staatswesens als auch durch seine höchst geschickte Diplomatie hervor. Zwar wurden Aufmüpfigkeiten gewaltsam unterdrückt, doch die Eigenheiten der verschiedenen Teilgebiete des Reiches wurden respektiert; die Herrschaftspraxis beruhte auf etablierten Verfahren und dem Bemühen um Konsens. In einem typischen Erlass vom 13. Dezember 1385 erfuhr die Stadt Gent sowohl die harte Hand ihres Herrschers als auch seinen Großmut:

Philipp I. von Frankreich, Herzog von Burgund, Graf von Flandern und Artois, Pfalzgraf von Burgund … tut es allen kund: unseren vielgeliebten Untertanen in unserer schönen Stadt Gent, die uns inständig angefleht haben, ihnen Gnade angedeihen zu lassen, dass [Wir] alle Übertretungen und Unbotmäßigkeiten verziehen haben … und dass [Wir] alle genannten Gebräuche, Privilegien und Rechte bekräftigen, sofern sie in vollem Umfange [Uns] gegenüber Gehorsam üben.[104]

Die burgundischen Herzöge nutzten ähnlich wie die englischen Monarchen ihre vielfach verschlungenen

Verwandtschaftsverhältnisse, um ihren Anspruch zu untermauern, dass sie die wahren Könige Frankreichs seien, und insbesondere Philipp der Kühne beschäftigte sich eingehend mit den Angelegenheiten Frankreichs. Bei seinem Tod 1404 war seine Position als Vertreter des Hauses Valois und als unabhängiger Herrscher unangefochten. Doch er hatte auch Burgund nicht vernachlässigt. Er war ein vorzüglicher Weinkenner und untersagte in detaillierten Erlassen beispielsweise den Anbau der minderwertigen Rebsorte Gamay oder dass durch übermäßigen Einsatz vom Dünger der Quantität der Vorzug vor der Qualität gegeben werde. Kleinstädte wie Pommard, Nuits St. George und Beaune entwickelten sich während seiner Regierungszeit zu bedeutenden Zentren des Weinhandels. In einem seiner Güter im Château de Santenay an den Hängen der Côte d'Or werden noch heute Weine produziert, die seinen Namen tragen.[105] Außerdem war er der erste Bauherr des Palais de Duc in Dijon.[106]

Phihpps Sohn Jean sans Peur (Johann Ohnefurcht), der als junger Kreuzritter bei Nikopolis gegen die Türken gekämpft hatte, festigte die Macht und den Einfluss des Hauses Burgund. Nach endlosen Auseinandersetzungen mit seinen französischen Verwandten wurde er im September 1419 vom Dauphin zu einer Unterredung auf die Brücke von Montereau in der Nähe von Paris gelockt und dort von dessen Begleitern ermordet.[107] Johanns Sohn Philippe le Bon (Philipp der Gute) war als junger Mann Graf von Charolais und führte die burgundischen Lande zu hohem Ansehen und Wohlstand. Er vergrößerte sie durch den Erwerb von Namur und Luxemburg, durch die Eroberung von Holland, Seeland und Friesland in den sogenannten Kalten Kriegen und durch das Erbe von Brabant, Limburg und Antwerpen. Ganz und gar unbescheiden, stellte er sich gerne als »Großherzog des Westens« vor.[108]

Die Bestattung von Philipp dem Guten wird häufig als eines der prunkvollsten burgundischen Schauspiele gerühmt. Sie fand 1467 in Brügge statt und wurde ausführlich vom Hofchronisten Chastellain beschrieben. Hunderte schwarz gekleidete Trauergäste wurden auf Kosten des Hofes mit Umhängen ausgestattet, die ihren gesellschaftlichen Status zum Ausdruck brachten. In der Kirche St. Donatian in Brügge waren so viele Kerzen entzündet worden, dass man die Buntglasfenster durchbrechen mussten, um die Hitze entweichen zu lassen. Zwanzigtausend Zuschauer verfolgten

den Fackelzug:

Die sterblichen Überreste von Herzog Philipp … wurden in einen geschlossenen bleiernen Sarg gebettet, der mehr als 240 Pfund wog. Ein goldenes Tuch, das 32 Ellen maß und mit schwarzem Satin besetzt war, bedeckte den Sarg. Zwölf Armbrustschützen der Garde trugen ihn, während das goldene Sargtuch von 16 Baronen gehalten wurde … Ein Baldachin, der auf vier großen Stangen ruhte, wurde von vier burgundischen Edlen in die Höhe gehoben: den Grafen von Joigny, Bouquan und Blancquehain sowie dem Seigneur von Chastelguion. Unmittelbar dahinter gingen Meriadez, der Oberstallmeister … und der fürstliche Beisetzungsleiter. Er trug das Herzogsschwert seines verstorbenen Herrn, das in seiner reich verzierten Scheide steckte und mit der Spitze auf den Boden zeigte.109

Während der Beisetzung wurde das Schwert, ähnlich wie im französischen Hofzeremoniell, an Karl übergeben, den Sohn und Erben des Verstorbenen. Dies symbolisierte die Kontinuität der fürstlichen Herrschaft – es wies aber auch bereits darauf hin, dass Karl sich des Schwertes ausgiebig bedienen sollte.

Charles le Téméraire erhielt die Beinamen »der Kühne«, der »Tapfere« oder auch »der Schreckliche«. Er war Sohn einer portugiesischen Prinzessin und aufgrund aufeinanderfolgender Eheschließungen Schwager der Könige von Frankreich und von England. Seine kriegerische Einstellung zeigte sich schon vor dem Tod seines Vaters, als er 1466 in der aufständischen Stadt Dinant alle Männer, Frauen und Kinder töten ließ. Sein größter Fehler war, dass er gleichzeitig alle Nachbarn gegen sich aufbrachte, und während der komplizierten burgundischen Kriege in den 1470er-Jahren verbündeten sich schließlich seine Feinde gegen ihn. Bald sah er sich im Westen von Ludwig XI. von Frankreich bedrängt, der auch »der Listige« oder »die Spinne« genannt wurde, und im Osten von den Lothringern, den Kaiserlichen und den Schweizern.110

Die Schweiz, die sich mittlerweile große Teile des früheren »Hochburgund« einverleibt hatte, erwies sich als der gefährlichste Gegner des burgundischen Reiches. In drei Schlachten wurde Karl gedemütigt, ausgespielt und schließlich vernichtet. In der Schlacht bei Grandson im Kanton Waadt (2. März 1476), wo er zuvor die Garnison massakriert hatte, wurden Karls Truppen in die Flucht geschlagen, und den Eidgenossen fiel in deren zurückgelassenen Lagern reiche Beute in die Hände, darunter auch Karls silberne Badewanne. In der Schlacht am See von Morat (Murten) im Kanton Bern (22. Juni 1476) wurde Karls Armee praktisch ausgelöscht, und viele seiner

Soldaten ertranken. Bei der Belagerung von Nancy (5. Januar 1477) fand auch Karl schließlich den Tod. Der Chronist Philippe de Commynes berichtete, was er erfahren hatte:

Die wenigen Soldaten des Herzogs … die in schlechter Verfassung waren, wurden sogleich entweder getötet oder in die Flucht geschlagen … Der Herzog von Burgund fiel im Feld … Wie dies geschah, wurde mir von Gefangenen erzählt, die sahen, wie er zu Boden gestoßen wurde … Eine Gruppe von Soldaten stürzte sich auf ihn, tötete ihn und beraubte seinen Leichnam, ohne ihn zu erkennen. Dieser Kampf … fand am Vorabend der Erscheinung des Herrn statt. [Zwei Tage später] wurde der nackte Leichnam des Herzogs, der mitüerweile zu einem Eisklumpen gefroren war, erkannt: Der Kopf war bis zum Kinn von einer schweizerischen Hellebarde gespalten und der Leib mehrfach von schweizerischen Lanzen durchbohrt worden.[111]

Commynes, der früher Karl dem Kühnen gedient hatte, traf ein hartes Urteil. »Nicht einmal halb Europa«, schrieb er, »hätte ihm genügt.«[112]

Als »Beute von Burgund« wurden die vielen kostbaren Kunstgegenstände bezeichnet, die den Schweizern bei Grandson in die Hände fielen und die später auf dem europäischen Kunstmarkt auftauchten,[113] doch diese Bezeichnung lässt sich auch auf das Schicksal des gesamten burgundischen Herrschaftsverbunds beziehen. Im Laufe weniger Jahre zerfiel der Machtbereich der burgundischen Herzöge und Grafen. Das Herzogtum, das schnell von französischen Truppen besetzt wurde, fiel an Frankreich. Die Freigrafschaft, »Franche-Comté«, kam einige Zeit später zum Heiligen Römischen Reich. Damit war die Verbindung zwischen dem Herzogtum und den Niederlanden durchtrennt.

Die 19 Jahre alte Tochter des verstorbenen Herzogs, Maria von Burgund (1457–1482), konnte sich nun vor Freiern kaum mehr retten. Da sich die Franzosen ihr Herzogtum angeeignet hatten, blieben ihr nur noch die Niederlande. Doch auch dort brodelte es. Die niederländischen Adeligen wollten ihr erst dann zu heiraten erlauben, wenn sie ihnen ein »Großes Vorrecht« eingeräumt und alle Verpflichtungen aufgehoben hatte, die ihnen ihr Vater auferlegt hatte. Schließlich durfte Maria ihre freie Wahl treffen, und sie entschied sich für Maximihan von Habsburg, den Sohn des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches. Die Hochzeit fand in Gent am 19. August jenes Jahres statt, das mit der Schlacht von Nancy begonnen hatte. Fünf Jahre später lebte Maria nicht mehr – sie kam bei einem Sturz vom Pferd ums Leben[114] –, doch in dieser kurzen Zeit hatte sie drei Kinder

zur Welt gebracht, die das politische Vermächtnis ihrer Heirat sicherten. Ihr verwitweter Ehemann wurde Erbe des Kaisertitels, ihr Sohn Philipp IV. heiratete die Königin von Aragónien und Kastilien, und ihr Enkel, Karl von Gent, *Keizer* Karel, besser bekannt als Kaiser Karl V., sollte die größte Ansammlung von Titeln und Territorien sein eigen nennen, die jemals ein europäischer Monarch besaß.[115]

In geografischer Hinsicht war das bedeutendste Ergebnis der Regelung von 1477 die dauerhafte Trennung des Herzogtums Burgund vom Rest des »Burgundischen Erbes«. Das Herzogtum kehrte zurück in das Königreich Frankreich, in dem es als »Bourgogne« eine der Provinzen des Ancien *regimes* wurde. Die restlichen Gebiete fielen an die Habsburger, die für zusätzliche Verwirrung sorgten, indem sie den Titel »Herzog von Burgund« annahmen, ohne das Herzogtum zu besitzen. Der Titel des Herzogs von Burgund, den alle habsburgischen Kaiser von 1477 bis 1795 führten, bezog sich daher auf ein ganz anderes Gebiet als jenes, das einst dem Titel »König von Burgund« zugrunde gelegen war und den die früheren Kaiser verwendet hatten.

Die Freigrafschaft entwickelte sich in eine andere Richtung. Im Jahr 1477 wurde sie von Frankreich annektiert, aber 16 Jahre später kam sie durch den Vertrag von Senlis wieder zum Heiligen Römischen Reich und wurde von den Habsburgern als „heimgefallenes Lehen“ [A. d. Red.] dem »Burgundischen Erbe« hinzugefügt. Ihr Status wurde 1512 bekräftigt, zu einer Zeit, als der Titularherzog Karl II., (der noch nicht Kaiser Karl V. war) die Schaffung einer neuen Verwaltungseinheit, des *Burgundischen Reichskreises*, erwog.[116] Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert gab es im Heiligen Römischen Reich zehn derartige Reichskreise. Der Burgundische Reichskreis, der formell 1548 gebildet wurde, ist das Reich Nr. IX auf der Liste von Bryce.

Doch der Frieden von Senlis hatte keinen Bestand, und so wurde ein dauerhafter Kriegszustand zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich zu einem bestimmenden Merkmal der modernen europäischen Geschichte. Im Zuge dieser Entwicklung wurde das Territorium des Burgundischen Reichskreises allmählich immer weiter verkleinert, wie es auch mit dem Königreich Burgund geschehen war. Im Jahr 1512 umfasste der Reichskreis 20 Landesherrschaften. Im Lauf der Jahre schrumpfte er immer mehr. Im Jahr 1555 wurde ein großer Teil der Burgundischen Niederlande in die Hoheit des Königreichs Spanien

übertragen, doch 25 Jahre später löste sich die Hälfte dieser Provinzen aus der spanischen Herrschaft und gründete die Republik der Sieben Vereinigten Provinzen (Vereinigte Niederlande). Als die verbliebenen Territorien schließlich 1715 von Spanien an Österreich zurückgeben wurden, bildeten nur noch acht der ursprünglich 20 Provinzen die »Österreichischen Niederlande«.[117] (Das Herzogtum Lothringen dagegen, wo Karl der Kühne gestorben war, wurde nicht in den Reichskreis eingegliedert. Es blieb nominell unabhängig, und sein letzter Herrscher, *le bon roi* Stanislas (reg. 1735–1766), war ein arbeitsloser polnischer Monarch, dessen Tochter zufällig Königin von Frankreich war.[118])

Auch die Entwicklung der Freigrafschaft, der »Franche-Comté«, verlief außergewöhnlich. Der Großteil der Region gelangte 1553 zusammen mit dem Rest des Reichskreises unter spanische Herrschaft. Doch die Hauptstadt dieses Gebietes, Besanz (Besançon), blieb bis 1651 eine Reichsstadt innerhalb des Heiligen Römischen Reiches. Dann war es eine Generation lang die Hauptstadt des »El Contado Franco«, bis es 1678 durch den Vertrag von Nijmegen zusammen mit dem übrigen Territorium an Frankreich abgetreten wurde, wodurch die letzte Verbindung des Heiligen Römischen Reiches mit seinem früheren Königreich Burgund beseitigt wurde.[119]

Die Provinzen Bourgogne und Franche-Comté waren von der Regierungszeit Ludwigs XIV. bis zur Französischen Revolution Bestandteile des Königreichs Frankreich. Die Einwohner der Bourgogne, die von Dijon aus verwaltet wurde, hießen offiziell *Bourguignons* und *Bourguignonnes;* die Bewohner der Franche-Comté, deren Verwaltungszentrum Besançon war, nannte man *Comtois* und *Comtoises*. Im Jahr 1791 wurden beide Provinzen aufgelöst und durch republikanische Departements mit Namen ohne historische Bezüge ersetzt. Alles was mit dem *Ancien régime* zusammenhing, wurde verachtet und streng gemieden. Die Franzosen sollten sich nicht mehr als Bewohner einer bestimmten Provinz verstehen und das Königreich Frankreich vergessen, insbesondere die vielen burgundischen Reiche.[120]

Der moderne französische Staat ist bekannt für seine zentralisierte Verwaltungsstruktur. Im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte hat sich jedoch vieles verändert. Die revolutionäre Republik wurde vom Kaiserreich abgelöst;

darauf folgten ein restauriertes Königtum, eine zweite Republik, ein zweites Kaiserreich und dann eine dritte, vierte und fünfte Republik. Eines hat sich in dieser Zeit aber nicht geändert: Paris gab die Richtung vor, der Rest von Frankreich folgte.

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde diese Praxis etwas modifiziert. Im Jahr 1956 wurde zur Verbesserung der staatlichen Planungsmöglichkeiten ein gewisses Maß an Dezentralisierung eingeführt, und 1982 wurden Regionalräte geschaffen. Seither ist Frankreich in 22 Regionen gegliedert, die in Größe und Form weitgehend den 34 vorrevolutionären Provinzen entsprechen. Eine dieser Regionen heißt Bourgogne, ihr unmittelbarer Nachbar Franche-Comté.[121] Doch die französischen Regionen besitzen keine vergleichbaren Kompetenzen wie die Landesteile des Vereinigten Königreiches nach der Umsetzung der Devolutionspolitik oder die schweizerischen Kantone. Die Macht der französischen Zentralregierung wurde nicht eingeschränkt, sondern nur ein wenig beschnitten; Bezüge auf historische Formationen spielen kaum eine Rolle. Die Bürokraten und Politiker der Nachkriegszeit, welche die Regionen schufen, dachten anscheinend nur bis zum *Ancien régime*. Sie ignorierten die burgundischen Hintergründe von Franche-Comté und wiesen den Namen Burgund ausschließlich dem früheren Herzogtum zu. Dabei wird übersehen, dass die Region, die heute »Rhône-Alpes« heißt, ebenso stark burgundisch geprägt ist wie die übrigen.[122]



Dennoch ist die historische Erinnerung noch bemerkenswert lebendig. Sie mag ungenau, verworren oder verzerrt sein, aber sie ist nicht völlig verschwunden. Zwischen der Auflösung des merowingischen Burgund und der Gründung des karolingischen Herzogtums vergingen 111 Jahre; zwischen der Abschaffung der königlichen französischen Provinz »Bourgogne« und ihrem Wiederaufleben als Region verstrichen 162 Jahre. Diese Zeitspannen sind nicht lange genug, dass das kollektive Bewusstsein alles vergisst. Heute scheint es, als habe die Erinnerung an das Burgund des 15. Jahrhunderts jene an die

anderen Epochen verdrängt, wahrscheinlich wegen der künstlerischen Pracht dieser Zeit. Doch man sollte niemals »nie« sagen. Vielleicht kommt noch der Tag, an dem die Bürger von Genf, Basel, Grenoble, Arles, Lyon, Dijon und Besançon ihre Banner entrollen und ihre Hymne singen werden: »Burgund ist nicht vergangen, so lange wir leben!« Und dann laden sie vielleicht einen Vertreter oder eine Delegation aus Bornholm zu ihren Feierlichkeiten ein.

Die »Anmerkung A« von Bryce über die burgundischen Reiche umfasste zehn Punkte und er erwähnte einen möglichen elften. Bryce beschäftigte sich nicht mit den Provinzen des *Ancien régime* und konnte aus offensichtlichen Gründen auch die heutigen Regionen nicht aufnehmen. Dennoch ist seine Aufzählung von zehn oder elf »burgundischen Reichen« eindeutig zu kurz. Je nach Definition gab es fünf, sechs oder sieben Königreiche, zwei Herzogtümer, eine oder zwei Provinzen, eine Frei- oder Pfalzgrafschaft, eine Landgrafschaft, ein Gebilde, das man als »Vereinte Staaten« bezeichnen könnte, einen Reichskreis und zumindest eine Verwaltungsregion. Damit umfasst die Liste mindestens 13 und maximal 16 Staaten. Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, kann man durchaus davon sprechen, dass es in der Geschichte insgesamt 15 burgundische Reiche gegeben hat. Das erinnert an den lateinischen Wahlspruch von Philipp dem Guten *Non Aliud* (»Nichts anderes«) – den man frei vielleicht auch mit »Genug, aber nicht zu viel« übersetzen könnte.[123]

Es erscheint daher angebracht, die Auflistung von Bryce in überarbeiteter Form noch einmal aufzugreifen:

1. 410–436 Das erste burgundische Königreich von Gundahar (Bryce Nr. I)
2. 451–534 Das zweite burgundische Königreich, gegründet von Gundioch
3. um 500–734 Das dritte (fränkische) Königreich Burgund (Bryce Nr. II)
4. 843–1384 Das französische Herzogtum Burgund (Bryce Nr. X)
5. 879–933 Das Königreich Niederburgund (Bryce Nr. III)
6. 888–933 Das Königreich Hochburgund (Bryce Nr. IV)
7. 933–1032 Das vereinte Königreich der beiden Burgund (Königreich Arelat) (Bryce Nr. V)
8. um 1000–1678 Die Frei- oder Pfalzgrafschaft Burgund (Franche-Comté) (Bryce Nr. VII)
9. 1032–? Das Königreich Burgund im Heiligen Römischen Reich
10. 1127–1218 Das Herzogtum Klein-Burgund im Heiligen Römischen Reich (Bryce Nr. VI)
11. 1127 Die Landgrafschaft Burgund im Heiligen Römischen Reich (Bryce Nr. VIII)
12. 1384–1477 Die vereinten »Staaten von Burgund« (Machtbereich des Hauses Burgund)
13. 1477–1791 Die französische Provinz Burgund (Bourgogne)
14. 1548–1795 Der Burgundische Reichskreis (Bryce Nr. IX)
15. seit 1982 Die gegenwärtige französische Region Bourgogne

III

Sucht man nach Informationen, geht man heutzutage mit dem Computer ins Internet. Dort ruft man Suchmaschinen wie Webcrawler, Yahoo, Google oder Baidu auf, tippt ein Schlüsselwort ein, klickt einmal mit der Maus, und im Handumdrehen erscheinen unzählige »Treffer«. Nach Meinung von Traditionalisten, die noch auf herkömmliche Rechercheverfahren setzen, bringt die neue Technik aber häufig unbrauchbare Ergebnisse.

Im Falle von »Burgund« ergab eine Suche bei Google (im Februar 2009) rund 23,9 Millionen Einträge. Die Liste wurde verlängert durch die Option, den Schlüsselbegriff oder die Schlüsselbegriffe definieren zu lassen. Der Klick auf »Definition«, der von der Seite »answers.com« bereitgestellt wurde, erbrachte Folgendes:

Burgund Eine historische Region und frühere Provinz im Osten Frankreichs. In dieser Region wurde erstmals im 5. Jahrhundert von den Burgundern, einem germanischen Volk, ein Königreich begründet. Auf dem Höhepunkt seiner Macht im 14. und 15. Jahrhundert beherrschte es große Gebiete in den heutigen Niederlanden, in Belgien und Nordostfrankreich. Im Jahr 1477 wurde es durch Ludwig XI. in die französischen Kronlande eingegliedert.[124]

Man möchte ja nicht unnötig pedantisch sein, doch wer nach genauen Informationen sucht, sei gewarnt: Jeder Satz in der vorstehenden Definition enthält falsche oder irreführende Behauptungen. So liegt beispielsweise das Gebiet, in dem die Burgunder erstmals ein Königreich errichteten, nicht in Ostfrankreich.

Doch man sollte mit den Autoren von »answers.com« auch nicht zu hart ins Gericht gehen. Wenn es insgesamt 15 burgundische Reiche gegeben hat, dann haben sie drei erfasst, also 20 Prozent, was bei näherer Betrachtung gar nicht so übel ist. Dazu kommt, dass ihre fehlerhaften Informationen aus glaubwürdigen Quellen stammen. *The Britannia Concise Encyclopedia*, auf die sich »answers.com« stützt, definiert Burgund als eine »historische und administrative Region, Frankreich«. In der Wikipedia-Enzyklopädie ist die Rede von einer »historischen Region im heutigen Frankreich und der Schweiz die im 4. Jahrhundert von den Römern … den Burgunder zugewiesen wurde, die dort ihr eigenes Königreich errichteten«.[125]

Die Unterschiede zwischen diesen Definitionen sind augenfällig. Gemeinsam ist ihnen aber der Aspekt der

Unbeweglichkeit: Sie versuchen beide, den Begriff Burgund fest mit einem bestimmten Gebiet zu verknüpfen. Keine erfasst das wesentliche Merkmal, nämlich dass der Name Burgund im Laufe der Geschichte eine komplexe Wanderung vollzogen hat.

Studenten werden häufig davor gewarnt, sich Informationen aus dem Internet zu beschaffen. Als besonders suspekt gilt Wikipedia, die in Gemeinschaftsarbeit erstellte freie Online-Enzyklopädie. »Wie kann man hier die Angaben überprüfen?«, lautete eine häufig gestellte Frage. »Die Leute können doch schreiben, was ihnen gerade einfällt.« Derartige Befürchtungen sind zweifellos nicht unbegründet. Doch damit geht meist die Annahme einher, dass die traditionellen, gedruckten Nachschlagewerke, »die anerkannten Autoritäten«, von vornherein verlässlicher und vertrauenswürdiger seien. Eine Probe aufs Exempel liefert ein Vergleich von Internetseiten mit den herkömmlicheren, akademischen Produkten.

Burgund ist zweifellos ein komplexer Begriff. Er ist mit einer Vielzahl unterschiedlicher Bezüge und Assoziationen verbunden. Im Englischen beispielsweise hat er zwei Bedeutungen: Er bezeichnet einen Ort und ein Produkt. Im *Shorter Oxford English Dictionary (SOED)* wird der Ort definiert als »1. Ein Königreich und später ein Herzogtum im Heiligen Römischen Reich, nach dem anschließend eine französische Provinz benannt wurde«. Das Produkt ist »2. Ein Wein, der in Burgund erzeugt wird«. Natürlich kann man von Engländern nicht erwarten, dass sie sich in Angelegenheiten des europäischen Kontinents besonders gut auskennen, und es ist daher nicht völlig überraschend, dass auch der Eintrag im *SOED* Fehler enthält. Überraschend ist allerdings, dass eine fehlerhafte Wortstellung die Zusammenhänge unnötig verwirrt. Hätte der Eintrag gelautet »1. Ein Königreich im weströmischen Reich und später ein Herzogtum …«, wäre er korrekt, wenn auch unvollständig gewesen. Doch so wie er formuliert ist, ist er sowohl ungenau als auch unvollständig. Und was den Wein betrifft, so dürften Weinkenner wohl vom Grausen gepackt werden bei der Vorstellung, dass jedem angejahrten Fusel aus dieser Region das Qualitätssiegel »Appellation d'Origine Contrôlee«, die kontrollierte Herkunftsbezeichnung, zustünde (Trefferquote 1:15).[126]

Im ausführlichen *Oxford English Dictionary (OED)* werden die oben genannten Definitionen wiederholt und weitere

hinzugefügt:

– »rote Farbe des Burgunderweins«
– »Kopfbedeckung für Frauen = BOURGOIGNE (veraltet)«
– »Burgunder-Heu«: Bezeichnung britischer Autoren für die Luzerne *(Medicago sativa)*, im Französischen aber ursprünglich Sainfoin *(Onobrychis sativa)* (die beiden Bezeichnungen wurden früher gleichbedeutend verwendet)
– »Burgundische Mischung, ein Präparat aus Soda und Kupfersulfat, das zum Besprühen von Kartoffelpflanzen verwendet wird«

Unter »Burgunder« wird zuerst »zu Burgund gehörend« (adj.) und »Bewohner von Burgund« aufgeführt, dann erwähnt das *OED* seltsamerweise »eine der teutonischen Nationen Burgunds« und »2. (in der Form von *Burgonian)* ein Schiffstyp … der in den burgundischen Landen gebaut wurde, zu denen im 15. Jahrhundert auch die Niederlande gehörten.« Die »teutonische Nation Burgunds« ist eine begriffliche Verballhornung, aber zumindest die geografische Verortung ist nicht frankozentrisch.[127]

Webster's American Dictionary gibt sich minimalistisch. Es bietet eine »Region in Frankreich« an, einen »verschnittenen Rotwein, der in anderen Regionen (wie etwa Kalifornien) erzeugt wird« und »eine rötliche Farbe«. Dies suggeriert, dass ein kalifornischer Burgunder das einzig Wahre sei, ein Burgunder aus Burgund dagegen eher von geringerer Qualität.

Man könnte annehmen, dass die Franzosen selbst besser informiert sind. Das *Littré* gehört zu den älteren französischen Enzyklopädien: *»BOURGOGNE, s.m vin de Bourgogne. E de Burgundi, nom d'un peuple germain, s.f nom vulgaire du sanfoin.«* Die Definitionen sind dürftig: ein Wein, ein Staat, ein Volk und eine Pflanzenart, genau wie im *Oxford English Dictionary*. Doch dann folgen noch die Kopfbedeckung, die Provinz und, völlig unüblich, »ein abgebrochenes Stück einer Packeisscholle«: *nom donné par les marins aux morceaux de glace détachée de la banquaise«.* Diese Eisschollen hat aber sonst noch niemand zu Gesicht bekommen.

Als Nächstes kommt der *Robert*, und abermals ist die Ausbeute enttäuschend. Wie im *Littré* ist Burgund auch hier nicht mehr als eine Provinz. Und trotz der Auflistung von Grand Crus gibt es keinen Hinweis auf die AOC.

Daher greift man zu Imbs und seinem *Trésor de la langue française* (»Schatz der französischen Sprache«). Auch dieses Werk ist nicht ergiebiger. Burgund ist immer noch lediglich eine Provinz (Trefferquote 1:15). Doch es gibt

unterschiedliche Bezeichnungen für die alten Burgunder *(Burgondes)* und die gegenwärtigen *(Bourguignons)*. Dennoch muss man feststellen: Definitionen in Nachschlagewerken sind in hohem Maße unzureichend, vor allem wenn es um historische Fragen geht.

Enzyklopädien sind eine sehr breitgefächerte Kategorie. *The New Encyclopedia Britannica* (1974) kann sich auf die überragende *Encyclopedia Britannica* (11. Auflage, 1911) stützen. Sie enttäuscht den Suchenden nicht. Nachdem sie die alten Burgunder als »Skandinavier« beschreibt, stellt sie kurz die sechs burgundischen Königreiche sowie die Freigrafschaft vor, erwähnt ein Herzogtum, die »Staaten von Burgund« und auch die Provinz. Das siebte Königreich wird zumindest angedeutet. Es fehlen nur der Reichskreis, ein Herzogtum, eine Landgrafschaft und die Provinz (Trefferquote 11:15).

Der *Nouveau Petit Larousse*, ein allgemein bekanntes Werk in Frankreich, beginnt mit einer unbefriedigenden Definition: Burgund, »eine Region in Ostfrankreich, die mehr eine historische als eine geografische Einheit darstellt«. Doch der nachfolgende Artikel umfasst sechs Königreiche, dazu die Freigrafschaft, das Herzogtum, die »Staaten von Burgund« und die Provinz. Aber auch hier kein Reichskreis. Der Text schließt mit den Worten: »Burgund gehörte lange Zeit zu Deutschland. Die französischen Könige lösten es im Laufe der Jahrhunderte allmählich aus dieser Verbindung.« Wer hätte das gedacht: Der *Larousse* ist nicht frankozentriert.[128]

Entscheidend ist der internationale Aspekt des Problems, denn die burgundische Frage überschreitet nationale Grenzen. Idealerweise sollte man daher nicht nur Nachschlagewerke aus Frankreich, sondern auch aus Deutschland, Belgien, den Niederlanden und der Schweiz heranziehen. Jede dieser Quellen würde in einigen Punkten aussagekräftiger sein als in anderen.

Wir haben beispielsweise einen deutschen *Brockhaus* zur Hand. Der Eintrag ist angemessen lang und ausführlich. Er unterscheidet zwischen dem Burgund der Gegenwart, das als »eine Region, die aus fünf Departements besteht«, definiert wird, und fünf burgundischen Reichen der Vergangenheit: dem Königreich der Burgunder ab 443, dem Burgund der Franken ab 534, dem Königreich Burgund (Arelat), dem Herzogtum Burgund und der Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté). Bei der Erklärung der Entstehung von Arelat führt der *Brockhaus* auch das »Königreich

Niederburgund« auf. Überraschenderweise fehlt aber auch hier der Reichskreis.[129]

Auf der Suche nach einer unparteiischen Sichtweise wenden wir uns einem Land zu, das keine direkte Beziehung zu Burgund hatte. Wir haben eine alte Ausgabe der *Wielka Encyklopedia Powszechna PWN* zur Verfügung. Daraus ergibt sich, dass die Polen nach wie vor die lateinische Form des Namens *(Burgundia)* verwenden. Die Enzyklopädie beschreibt Burgund als »ein historisches Gebiet *(kraina historyczna)* in Ostfrankreich« und als »eine bedeutende Weinbauregion«. Doch die ausführliche historische Darstellung weist auch einige Mängel auf. Man begegnet dem »Königreich der germanischen Burgunder aus dem 5. Jahrhundert«, den Königreichen Hochburgund, Niederburgund und Arelat und einem ab 1032 existierenden »Königreich innerhalb des deutschen Reiches«. Dass fünf von sieben möglichen Reichen erwähnt werden, ist eine gute Trefferquote. »Der Name Burgund«, fährt das Lexikon fort, »blieb nur in der Freigrafschaft (Franche-Comté) erhalten, die bis 1382 zu Deutschland gehörte«. Diese Aussage ist ungenau, doch die allgemeine Darstellung entspricht den Tatsachen. »Die große Blütezeit des Herzogtums begann unter der Herrschaft von Filip Smialy (Philipp dem Kühnen)«, heißt es. Und wie in vielen anderen Nachschlagewerken endet die Darstellung nicht mit dem letzten Herzog und Grafen aus dem Hause Valois. »Nach dem Tod von Karl dem Kühnen 1477 heiratete Marie, seine Alleinerbin, Erzherzog Maximilian von Österreich, worauf eine erneute Teilung Burgunds folgte. Frankreich erhielt das Herzogtum B. zurück sowie die Picardie. Die Habsburger behielten die Niederlande sowie Franche-Comté, das schließlich 1678 an Frankreich zurückfiel[130] (Trefferquote 9:15). Noch immer kein Reichskreis.

Wer nicht Französisch, Deutsch oder Polnisch beherrscht, muss seine Hoffnungen in das vor kurzem erschienene Werk *Gazetteer of the World* setzen, das von einer angesehenen amerikanischen Institution herausgegeben wurde. Sein Schwerpunkt liegt auf der Beschreibung geografischer Orte und historischer Territorien: »Burgund (BUHR-ghun-dee), fr. Bourgogne (BOORGON-yuh), historische Region und frühere Provinz in Zentral- und Ostfrankreich. Der Name leitet sich ab von zwei alten Königreichen und einem Herzogtum, die ein wesentlich größeres Gebiet umfassten als die Provinz im 17. und 18. Jahrhundert. Nach 1790 wurde B. in

Departements aufgeteilt. Heute bildet es eine Verwaltungsregion Frankreichs.« So weit, so gut. Doch dann schleichen sich Anachronismen ein: »Von Cäsar in den Gallischen Kriegen erobert, wurde es später (im 5. Jh. n. Chr.) von den Burgunder besiedelt, einem deutschen Stamm, der das erste Königreich Burgund errichtete.« Zeiten und Orten werden falsch zugeordnet, und dann folgen zahlreiche weitere Missverständnisse:

Nachdem es während der Merowinger- und Kapetinger-Herrschaft geteilt gewesen war, wurde es (933) wiedervereinigt zum zweiten Königreich, welches das Cisjuranische Burgund (bereits Provence genannt) im Süden und das Transjuranische Burgund im Norden umfasste. Kurze Zeit später wurde durch Kaiser Karl II. ein kleineres Herzogtum Burgund geschaffen, das (1034) im Heiligen Römischen Reich aufging. Das Herzogtum erlebte sein goldenes Zeitalter unter Philipp dem Guten und umfasste die heutigen Niederlande und Belgien sowie Nord- und Ostfrankreich.

Der Ausdruck »kurze Zeit später« zeigt, dass sich die Verfasser verzweifelt bemühen, aus dem Sumpf herauszukommen. In der Chronologie herrscht ein ziemliches Durcheinander, die Namen sind verkehrt, und dass das Herzogtum im Heiligen Römischen Reich aufgegangen wäre, ist reine Einbildung. Doch im letzten Abschnitt gewinnen die Tatsachen doch wieder die Oberhand:

Im 15. Jahrhundert war Burgund … ein Zentrum der Kunst, das das übrige Europa überstrahlte. Doch die Kriege des ehrgeizigen Karls des Kühnen erwiesen sich als ruinös. … Seine Tochter, Maria von Burgund, führte durch ihre Heirat mit Kaiser Maximilian den Großteil des erweiterten Burgund (nicht aber das französische Herzogtum) mit dem Haus Habsburg zusammen. Das Herzogtum wurde von Ludwig XI. annektiert, der es zu einer französischen Provinz machte … Durch Burgund führen heute die wichtigsten Verkehrsverbindungen zwischen Paris, Lyon und Marseille.[131]

(Trefferquote: schwer zu berechnen)

Was soll man also tun, wenn man Informationen sucht? Insgesamt betrachtet, sind die »anerkannten Autoritäten« nicht weniger unvollkommen als alle anderen Quellen. Wie jede Bibliothek enthält das Internet Werke von unterschiedlicher Qualität. Wie alle Quellen muss es mit einem wachen kritischen Auge genutzt werden, aber es ist nicht von vornherein schlechter als die anderen. Untersuchungen haben ergeben, dass es Wikipedia trotz aller seiner Schwächen durchaus mit dem meisten bekannten akademischen Namen aufnehmen kann. Es hat den Vorteil, dass es ständig korrigiert und auf den neuesten Stand gebracht wird.[132]

Die Suche lässt sich endlos weiterführen. Der Unermüdliche wird vielleicht die von vielen verschiedenen Autoren verfassten historischen Sammelwerke heranziehen, die häufig auch als Nachschlagewerke empfohlen werden. Bedauerlicherweise beginnt das entsprechende Kapitel beispielsweise in der großen *New Cambridge Medieval History* nicht sehr vielversprechend. »Die Region, die als Burgund bezeichnet wird«, heißt es hier, »besaß die beweglichste Grenze aller französischen Regionen.« Abermals wird Burgund nur in seiner begrenzten französischen Form wahrgenommen. Mediävisten sollten doch etwas mehr Sorgfalt walten lassen.[133]

Andere versuchen vielleicht ihr Glück mit alten Büchern mit romantisch klingenden Titeln. *The Lost Kingdom of Burgundy* beispielsweise, das zwischen Fakten und Fiktion hin und her schwankt, beginnt mit einer blumigen Eröffnung. »In einer Nacht wie dieser«, raunt der erste Satz geheimnisvoll, »ritt Karl von Burgund in den Tod. Er verlor sein Reich, weil er es nicht wagte, eine schöne Frau zu retten.« Einige Seiten später wird es noch schlimmer: »Das Königreich lebt weiter, weil seine unterschiedlichen Könige, heruntergekommenen Krieger, Gitarre spielenden Haudegen und Keulen schwingenden Chorknaben sich weigerten, in ihren modrigen Gräbern zu verharren.« Auf Seite 8 stößt man schließlich auf einen Satz, der alles andere verzeihen lässt: »Das alte Burgund war und ist etwas ganz anderes als das Frankreich, das es geschluckt hat – eine Art von Atlantis, das von Wogen immer neuer Völker verschlungen wurde.« Dieser Autor verfügte über die unschätzbare Fähigkeit zur anteilnehmenden Sympathie, die den wesentlich renommierteren Sammel- und Nachschlagewerken abgeht. Und er brachte einen weiteren großartigen Satz hervor: »Das Mondlicht«, so schrieb er, »ist der beste Wiedererschaffer verschwundener Reiche.«[134]

[A] Der Autor dieser Einschätzung, R. Lane Poole, der zeitweilige Chefredakteur der Fachzeitschrift *English Historical Review* und Fellow des Magdalen College in Oxford, mühte sich wacker mit diesem Problem. Seine *Notes on Burgundy*, die vor dem Ersten Weltkrieg entstanden, konnte man leicht als eine staubtrockene Abhandlung abtun. Doch sie stecken voller verhaltener Begeisterung, wenn er mehrdeutige Hinweise in kaum bekannten Urkunden und Chroniken vergleicht und sich bewundernd darüber äußert, wie präzise Flodoard von Reims zwischen drei Völkerschaften unterscheidet, die alle denselben Namen tragen. In zweien seiner Untersuchungen leistet Poole investigative Detektivarbeit und versucht, die Identität von Männern

herauszufinden, deren vollständige Namen nicht aufgezeichnet wurden. Eine Untersuchung befasst sich mit »einem Herzog in der Nähe der Alpen«, der angeblich eine Tochter des englischen Königs Edward des Älteren (reg. 899–924) heiratete; die anderen beschäftigen sich mit einem Burgunder, von dem nur der Name Hugo Cisalpinus bekannt war. Handelte es sich dabei um Hugo den Schwarzen oder Hugo den Weißen oder vielleicht um Hugo, den Neffen von Hugo von Italien? Keine der Spuren erweist sich letztlich als zielführend. Der Reiz liegt in der Suche.

B Vorher war der Name Frankreich nur für die kleine Region im Seine-Tal verwendet worden, die heute île de France heißt. In diesem Sinne wurde Hugo Capet zunächst als Herzog von Franzien *(Dux Francorum)* bekannt. Nachdem er König geworden war, dehnte er diesen Namen auf sein wesentlich größeres gesamtes Königreich aus und brachte dadurch seinen Anspruch zum Ausdruck, dass er und seine Untertanen die einzigen wahren Erben der fränkischen Tradition von Karl dem Großen und Chlodwig seien. Sein Erfolg lässt sich auch daran ermessen, dass die deutsche Bezeichnung Frankreich (»Land der Franken«) für den westlichen Teil des ehemaligen Reiches von Karl dem Großen verwendet wurde, nicht jedoch für den östlichen Teil, der nun unter dem Begriff *Deutschland* zusammengefasst wurde. Diese Namensverschiebung wurde zweifellos auch durch die Gleichgültigkeit der ottonischen Kaiser ermöglicht, denen es als Sachsen nichts ausmachte, dass im Osten die fränkische Bezeichnung verloren ging. [Die Landschafts- und Dialektbezeichnungen im heutigen Franken bestehen selbstverständlich noch, auch wenn sie nicht „direkt" vom Ostfrankenreich abstammen. A. d. Red.]

C *Filioque* (wörtlich »und dem Sohn«) ist der Kerninhalt der Glaubenslehre vom doppelten Hervorgang des Heiligen Geistes. Seit dem 9. Jahrhundert vertrat die Westkirche die Auffassung, dass der Heilige Geist »aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht«. Die Ostkirche glaubt dagegen nur an eine einzige Quelle des Heiligen Geistes und bevorzugt daher eine subordinierende Formel, wonach der Heilige Geist »aus dem Vater und durch den Sohn« hervorgeht. Dieser feine Unterschied ist seit Jahrhunderten der wichtigste theologische Streitpunkt zwischen der katholischen und den orthodoxen Kirchen.

4

Aragón

Ein Mittelmeerreich
(1137–1714)



Palast in Perpignan

I

Perpignan ist der *chef-lieu* des an der Südgrenze Frankreichs gelegenen Departements Pyrénées-Orientales *(dép.* 64) in der Region Languedoc-Roussillon. Luftlinie liegt es 820 Kilometer süd-südwestlich von Paris an der Grenze zu Spanien. In früheren Zeiten war es die Provinzhauptstadt des historischen Roussillon, das heute an die spanischen Provinzen Lleida und Girona und an das Fürstentum Andorra angrenzt. Zwanzig Kilometer südlich liegt die Côte Vermeille, die »Purpurküste«, am Golfe du Lion, und dann schließt sich die Costa Brava an. Am besten zu erreichen ist der Ort mit dem TGV; luxuriöse Hochgeschwindigkeitszüge fahren viermal am Tag von Paris aus nach Avignon und von dort über Montpellier, Béziers und Narbonne durch das Languedoc. Die Reise dauert 4 Stunden und 45 Minuten. Tagüber begrüßt die Besucher normalerweise die kräftige Sonne des Südens, die die Stadt durchschnittlich 300 Tage im Jahr wärmt.

Alternativ kann man auch den Regionalflughafen

Perpignan-Rivesaltes etwa von Paris-Orly, London-Stansted, Charleroi und Southampton aus anfliegen. Wenn man das Terminalgebäude betritt, fällt einem sofort ein großes Plakat ins Auge:

VISITEZ LE CHÂTEAU DES ROIS
PLACE-FORTE D'UN ROYAUME EPHÉMÈRE
(»Besucht die Burg der Könige, Festung eines kurzlebigen Reiches«).[1]

Wohl nur wenige Besucher wissen zu diesem Zeitpunkt, was es mit diesem »kurzlebigen Reich« auf sich hat.

Die Altstadt liegt am Südufer des Flusses Têt, dem der Boulevard de la France Libre folgt. Eine innere Ringstraße bilden die Boulevards Foch, Wilson, Briand und Poincaré, die die beeindruckende mittelalterliche Zitadelle umgeben. Bis zum Fluss hinunter erstreckt sich ein Gewirr enger Gassen voller Cafés und Restaurants, das von drei Plätzen beherrscht wird: Place de la Loge, Place Verdun und Place Arago (François Arago [1786–1853] war ein bekannter Naturwissenschaftler und ein Sohn der Stadt). Der Bahnhof liegt am Ende der Avenue Général de Gaulle.

Trotz all dieser Namen, die man so in vielen französischen Städten findet, hat Perpignan, wie die Touristen-Websites im Internet betonen, ein ganz besonderes Flair, etwas Fremdartiges. »Ein großer Teil der Bevölkerung Perpignans ist spanischer Abstammung«, liest man, »Bürgerkriegsflüchtlinge und ihre Nachkommen. Der südländische Einfluss wird noch verstärkt durch einen beträchtlichen Zuzug von Nordafrikanern, Arabern wie auch weißen französischen Siedlern, die nach der Unabhängigkeit Algeriens 1962 wieder in ihr Heimatland zurückkehrten.« »Es gibt zwar nur wenige Sehenswürdigkeiten«, heißt es auf der Website weiter, »doch ist Perpignan eine angenehme, sehr lebendige Stadt. Ihre größte Blüte erlebte sie im 13. und 14. Jahrhundert.«[2] Besonders empfohlen wird der Besuch der mittelalterlichen Loge de Mer, der Cathédrale Saint-Jean, des Palais de la Députation (einst das Parlamentsgebäude des Roussillon) und natürlich der Zitadelle.

Heute sind Perpignans Beziehungen zu Katalonien weithin bekannt und werden aktiv gefördert. Das Castillet-Stadttor beherbergt ein katalanisches Volkskundemuseum namens »Casa Pairal«. Die Touristeninformation wirbt mit den Festen *La Sanch* an Ostern, *Sant Jordi* im April, wenn Verliebte einander Geschenke machen, und der Festa Major zur Sommersonnenwende, die »den Geist des katalanischen

Perpignan« feiert. Sie lädt zur Teilnahme am katalanischen Nationaltanz, der *Sardana* ein, lässt die katalanische Fahne neben der französischen Trikolore flattern und rühmt sich des Beinamens *La Fidelissima*, den die Stadt einst verliehen bekam, weil sie einem französischen König die Stirn bot. Kurz gesagt ist man stolz darauf, dass *»Perpigna die Hauptstadt des französischen Katalonien«* ist. Diese erst seit den 1980er-Jahren wiederentdeckten Bezüge »haben unser Erbe enorm vergrößert«.[3]

Perpignans Rugby-Club, die *Union Sportive des Arlequins Perpignanais*, oder kurz „USA Perpignan", spielt in den katalanischen Farben »Karminrot und Gold«. Er wurde im Jahr 1902 gegründet, spielt im Stade Aimé Giral und hat vor einigen Jahren die französische Meisterschaft gewonnen.[4]

Wie in französischen Städten üblich, gibt es auch zu Perpignan eine kurze wissenschaftliche Lokalgeschichte zu kaufen. Der Band mit dem Titel *Histoire du Roussillon*, geschrieben von einem *maître de conférences* der Universität Toulouse, beginnt mit einer ausführlichen Beschreibung der geografischen Lage: »Das Roussillon ist aber nicht nur der Gebirgszug, der sich so steil aus dem Meer erhebt … Es ist auch die Küste des großen ›Mittleren Meeres‹ mit ihrer ganzen historischen Bürde … das Roussillon verdankt seine Intensität wie auch sein wechselvolles Schicksal dem Meer.« Die Geschichte der Provinz reicht bis weit in die Antike zurück, und Perpignan selbst erblickt nach etwa einem Drittel dieses Weges das Licht der Welt:

Der Ort, an dem zunächst nur ein schlichtes römisches Landhaus stand, wurde von einigen Grafen des Roussillon seit dem Ende des 9. Jahrhunderts zur Residenz ausgebaut und übernahm dabei die Funktionen der in nächster Nähe liegenden verfallenen Stadt Ruscino. Die Weihung der neben dem Amtssitz des Grafen liegenden Pfarrkirche an Johannes den Täufer am 16. März 1025 ist die früheste Manifestation eines neuen politischen und administrativen Zentrums.[5]

Das Feld, auf dem sich das politische Leben hier nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches entwickelte, sah eine Unmenge winziger Herrschaften, die um ihre Existenz kämpften, bedrängt von der aufsteigenden Macht der maurischen Emire auf der Iberischen Halbinsel und den fränkischen Königen im früheren Gallien. Auf praktisch jeder Bergspitze erhob sich ein Bergfried oder eine Burg, Zeugen einer Ära, in der jeder größere Bezirk seinen Grafen und jedes Tal seinen Vizegrafen hatte. Die Lehnsherren versuchten mit allen Mitteln, sich die Nachbarterritorien einzuverleiben, und so blühten und wuchsen einige

Herrschaften, während andere schrumpften. Allmählich wurden die Schwächeren geschluckt, und einige wenige mächtige Dynasten kamen an die Macht, darunter auch Inigo Aristra, der baskische Kriegsherr, der die Karolinger im frühen 9. Jahrhundert, nicht lange nach dem Feldzug Karls des Großen gegen die Mauren, aus den westlichen Pyrenäen vertrieb. Auch Sancho El Mayor, ursprünglich »König von Pamplona«, zählte im 11. Jahrhundert zu ihnen.

Furchtbar kompliziert wird die historische Darstellung für die Zeit nach dem Zerfall des fränkischen Reiches und dessen Vorposten jenseits der östlichen Pyrenäen, der *Marca Hispanica* oder »Spanischen Mark«. Die Quellen liefern eine Abfolge von Königen, Fürsten und Grafen mit unglaublichen Namen. Wer genau war Suniaire I., ganz zu schweigen von der langen Reihe der Guillaberts, Gausfreds und Guinards? Kann Graf Raymond Berenguer II. (reg. 1076–1082) wirklich ein anderer sein als Berenguer Raymond II. (reg. 1076–1097)? Und sind die Raymonds (oder Raimunds) mit den Ramóns gleichzusetzen?

Auf der Suche nach Antworten steigt man auf Kopfsteinpflaster die Gassen zu Perpignans Zitadelle empor. Dort wartet eine weitere Überraschung in Form eines beeindruckenden festungsartigen Baus namens »Le palais des rois«. Er sieht nicht gerade wie ein Palast aus, sondern eher wie ein Wüstenfort, das aus dem Sand der Sahara hierher verpflanzt wurde. Der Garten ist mit Palmen geschmückt, und im Inneren findet man eine seltsame Mischung gotischer Spitzbögen und exotischer maurischer Höfe. Der kulturelle und historische Kompass spielt plötzlich verrückt. Wer waren diese Könige, und wo lag ihr Reich?

Im Sommer 2010 veranstaltete Perpignan zum dreiundzwanzigsten Mal die »Estivales«, ein beliebtes jährliches Festival mit Musik, Tanz, Theater, Zirkus und Filmen. Drei Juliwochen lang zeigten hunderte Künstler ihr Können, und zehntausende begeisterte Zuschauer versammelten sich, um diese Aufführungen zu genießen. Große Open-Air-Shows fanden auf dem Campo Santo statt, einer zu diesem Zweck errichteten Arena neben der mittelalterlichen Kirche St. Jean le Vieux; für kleinere Veranstaltungen nutzte man den Couvent des Minimes, ein ehemaliges Kloster. Im Jahr 2010 hatte das Hauptthema, die Kultur des Mittelmeerraums, einen besonderen, afrikanischen Akzent. Zugpferde waren die Flamenco-Gruppe Dunas aus Sevilla, Nederland Dans Theatre, Salif Keita aus

Mali, Victoria Chaplins »Invisible Circus«, das Africa Umoja Ensemble aus Südafrika und Sänger wie Vanessa Paradis und Alain Souchon.[6] Und doch fanden viele, dass das Beste an Perpignan am Rand des Festivals zu entdecken war – die vielen Menschen, die unbeschwert unter den Sternen ihren Wein tranken, Tapas aßen, den Straßenkünstlern applaudierten, im Park einem Gitarristen oder einer improvisierenden Jazzband lauschten oder verträumt bis zum Morgengrauen beim Duft des Hibiskus tanzten.

Der spektakuläre Bergzug der Pyrenäen, dessen dunkle Umrisse sich gegen den Nachthimmel des Festivals abhoben, bildet den Hintergrund, vor dem sich das ganze Leben in Perpignan abspielt. Er erstreckt sich über etwa 320 Kilometer von einer Meeresküste bis zur anderen, von den pittoresken Künstlerdörfern Collioure und Banyuls an der Côte Vermeille zu den eleganten Urlaubsorten Biarritz und Bayonne am Atlantik. Dazwischen liegt ein Gewirr zerklüfteter Grate, tief eingeschnittener grüner Täler, fantastischer Schluchten, weiter Hochebenen, steiler Pässe, öder Geröllfelder und Wüsten, mächtiger, vom Schmelzwasser gespeister Flüsse, kristallklarer Seen, Blumenwiesen und, hoch über 3000 Metern, eine Welt der Gletscher, Schneefelder und schroffen Felsgipfel. Die höchsten – der Pic de Aneto (3404 m), der Pic de la Maladeta (3308 m) und der Monte Perdido (3355 m), um ihre katalanischen Namen zu nennen – liegen im zentralen Teil. Über 350 Jahre lang hat diese massive natürliche Grenze Frankreich von Spanien getrennt. Mit einer kleinen Ausnahme im Vall d’Aran zieht sich die französisch-spanische Grenze die gesamte Länge des Pyrenäenkammes entlang.



Am *montant nord* oder »Nordhang« der Pyrenäen zum Mittelmeer hin lagen die historischen Provinzen Cerdagne und Roussillon, die beide auf die Zeit der *Marca Hispanica* zurückgehen und erst in der Französischen Revolution durch die *départements* ersetzt wurden. Wenn man an den Südhängen parallel zum Gebirgskamm von der Costa Brava aus losmarschiert, kommt man heute durch Oberkatalonien, am Fürstentum Andorra vorbei und zurück in die Nordwestecke Kataloniens. Historisch passiert man eine Reihe alter Grafschaften von Perelada an der Küste bis Pallars im Herzen der Berge.

In manchen Gebieten ist die französische Seite der Pyrenäen weniger zugänglich als die spanische Seite. Das Tal der Ariège zum Beispiel, das von Andorra aus nach Norden verläuft, war politisch von der Cerdagne und dem Roussillon durch einen praktisch unpassierbaren Höhenzug getrennt. Deshalb orientierten sich die Grafen von Foix, die einst an der Ariège herrschten, westwärts ins Béarn und nach

Navarra. Die Ostpyrenäen dagegen weisen zwar einige mächtige Gipfel auf, haben aber immer zu Austausch und Migration eingeladen und fungierten selten als die kulturelle und sprachliche Mauer, die politische Planer in Paris oder Madrid womöglich gern dort gesehen hätten. So wird auf beiden Seiten des Pyrenäenkamms Katalanisch gesprochen, genau wie das mit dem Baskischen im äußersten Westen der Fall ist.

Das Roussillon (Rosselló auf Katalanisch) besteht aus einem kleinen Küstenstrich und einem langen Stück des Pyrenäenkammes. Die fast 4000 Quadratkilometer der Provinz werden von einem riesigen Berg und zwei sich quer hindurchziehenden Flüssen beherrscht. Den Pic du Canigou oder »Canigo« (2785 m), auf dem die Katalanen ihre traditionellen Johannisfeuer entzünden, sieht man über das Meer hinweg schon fast vom fernen Marseille aus. Die Flüsse Têt und Tech, die die Ebene des Roussillon mit Wasser versorgen, entspringen in den Bezirken Conflent und Vallespir im Hochland, die einst eigene Grafschaften bildeten. Die Region ist berühmt für ihren *vin doux naturel* von der Côte Vermeille, für ihre romanischen Abteien wie St. Michel de Cuxa oder St. Martin de Canigou und für einige der »schönsten Dörfer Frankreichs« – darunter Castelnou, Evol, Mosset, Vinca und St. Laurent de Cerdans.[7] Vom 13. Jahrhundert an bildete die nördliche Grenze des Roussillon, von der Hochebene von Caspir bis zur mittelalterlichen Festung Salses, eine Verteidigungslinie gegen die wachsende Macht Frankreichs. Ihr gegenüber standen die furchteinflößenden »Fünf Söhne von Carcassonne«, die französischen Burgen Aguilar, Quéribus, Peyrepertuse, Puilaurens und Termes entlang der Grenze des Languedoc. Salses sollte die Lücke zwischen den Lagunen am Meer und den Höhen im Binnenland schließen.

Das Brauchtum des Roussillon unterscheidet sich deutlich von dem anderer französischer Regionen.[8] Die *sardana* etwa ist rein katalanischer Tanz; Männer und Frauen halten sich im Kreis an den Händen und drehen in bedächtigen Schritten im Sechs-Achtel-Rhythmus vor und zurück. Die typische Musikgruppe ist die *cobla;* neun oder zehn Spieler blasen *tenora* und *tible* (hohe und tiefe *Oboe), flabiol* (Flöte) und die *bodega* aus Ziegenhaut (Dudelsack), gewöhnlich begleitet von Trommel und Kontrabass. Ein internationales Folk-Festival findet jedes Jahr im August in Amélie-les-Bains (Els Banys d’Arles) statt.[9]

Anders als das Roussillon ist die Cerdagne (Cerdanya auf Katalanisch, Cerdaña auf Spanisch) ein reines Binnenland, das heute in eine französische und eine spanische Hälfte geteilt ist. Stark wurde die Region durch ihre Unzugänglichkeit, reich durch eine alte Handelsroute über die Pyrenäen. Ihre historische Hauptstadt mit Sitz des Grafen war Llívia. Die Grafen von Cerdagne-Conflent, die im 11. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Macht erreicht hatten, gründeten die Abteien von St. Michel de Cuxa und Montserrat, bevor sie ihr Erbe ihren Nachkommen, den Grafen von Barcelona, übertrugen. Bis ins 17. Jahrhundert blieb dieses Erbe unangetastet, doch dann wurde die Cerdagne in Verhandlungen, die 1659 in Llívia stattfanden, geteilt: Die französischen Unterhändler forderten 130 Gemeinden im Nordteil; die spanischen Unterhändler aber argumentierten, dass Llívia keine Gemeinde, sondern eine Stadt sei, und so ist Llívia seitdem eine spanische Enklave im französischen Territorium.[10] Ein Besuch in dieser Stadt ist sehr aufschlussreich. Zu Beginn des »historischen Lehrpfades«, den man dort eingerichtet hat, wird Llívia als die »Wiege des katalanischen Staates« bezeichnet.

Mit über 30.000 Quadratkilometern ist das moderne Katalonien oder *Catalunya* viel größer als das Roussillon oder die Cerdagne. Es hat die Form eines Dreiecks und ist in einundvierzig *comarques* oder »Bezirke« eingeteilt. Die obere Seite des Dreiecks folgt der Pyrenäengrenze. Die Küstenseite verläuft im spitzen Winkel dazu an der Costa Brava entlang, vorbei an Barcelona und der Costa Dorada bis zur Provinz Valencia. Und im Binnenland verbindet die letzte Seite des Dreiecks den südlichsten Punkt an der Küste mit Kataloniens westlichem Punkt in den Bergen. Seit 1978 genießt die Provinz nach leidvollen Erfahrungen unter General Franco eine gewisse Autonomie innerhalb Spaniens und hat das Katalanische wieder zu einer offiziellen Amtssprache gemacht.

Der Abschnitt der östlichen Pyrenäen, in dem Oberkatalonien an die alte französische Grafschaft Foix grenzt, ist durch einige der vielen geografischen, historischen und sprachlichen Besonderheiten der Region geprägt. So hat der katalanische Bezirk Pallars drei ganz unterschiedliche Nachbarn. Im Westen liegt eine Handvoll spanisch sprechender Bezirke, angefangen mit Sobrarbe und Ribagorza. Im Norden liegt das Vall d’Aran, das man mit dem Auto nur durch den Vielha-Tunnel erreichen kann und das

zwar auf der französischen Seite des Kammes liegt, aber noch immer zu Spanien gehört. Die Menschen im Vall d’Aran sprechen eine einzigartige Sprache, in der sich Baskisch mit neulateinischen Elementen mischt *(aran* bedeutet »Tal« auf Baskisch). Im Osten liegt das Fürstentum Andorra, einer der ältesten Staaten Europas.

Andorra besetzt ein winziges Hochtal, das sich wie ein Keil zwischen Frankreich und Spanien schiebt. Seit 1278 wurde die Regierung 700 Jahre lang vom Comte de Foix (oder später dem Präfekten des Departements Ariège) gemeinsam mit dem Bischof von Seu d’Urgell überwacht. Seit 1993 allerdings hat es sich Monaco, Liechtenstein und San Marino als souveräner europäischer Kleinstaat angeschlossen. Die Andorraner sprechen wie die Bewohner der *»Franja d’Aragón«* – einem direkt an Pallars angrenzenden Gebiet – Katalanisch, ihre Nationalhymne jedoch ist zweisprachig. Nur wenige Länder können sich einer so stark von der Geschichte geprägten Hymne rühmen:

El gran Carlemany, mon Pare,
dels àrabs em deslliurà,
i del cel vida em donà
Meritxell, la Gran Mare.
Princesa nasquí i Pubilla
entre dues nacions neutral
sols resto l’única filla
de l’imperi Carlemany.
Creient i lliure
onze segles
creient i lliure vull ser.
Siguin els furs mos tutors
i mos prínceps defensors!

Le grand Charlemagne, mon père,
des arabes me délivra,
et du ciel il me donna la vie
Meritxell, notre mère.
Je suis née princesse, héritière
neutre entre deux nations.
Seule, je reste l’unique fille
de l’empire de Charlemagne,
Croyante et libre
depuis onze siècles,
croyante et libre je veux l’être.
Que les lois soient mes tuteurs
et mes princes mes protecteurs![11]

(Mein Vater, der große Karl der Große,/befreite mich von den Arabern/Und Meritxel, die große Mutter/gab mir vom Himmel das Leben./Ich wurde als Fürstin geboren, als Erbin/neutral zwischen zwei Nationen./Ich bleibe allein, die einzige Tochter/des karolingischen Reiches./Gläubig und frei über elf Jahrhunderte,/gläubig und frei werde ich bleiben./Die Gesetze des Landes seien meine Begleiter, und die Fürsten meine Verteidiger!) Die Andorraner singen noch immer von Karl dem Großen, weil ihr Land unter seiner Herrschaft gegründet und nie von den Großmächten vereinnahmt wurde, die nach ihm kamen.

Nirgendwo kann man die geografischen Gegebenheiten besser verstehen als hoch oben an der französisch-spanischen Grenze südlich von Perpignan. Die kräftige

Nachmittagssonne scheint einem ins Gesicht. Links glitzert das Meer am Horizont, der letzte Ausläufer der französischen Küste, die hier zur Costa Brava wird. Rechts führt der Berggrat nach Andorra und in die Zentralpyrenäen. Das Roussillon und die Cerdagne liegen im Rücken, und jenseits davon das Languedoc. Vor dem Betrachter erstrecken sich, so weit das Auge reicht, die steilen Berge Kataloniens. Kataloniens wichtigste Stadt, die Hafenstadt Barcelona, liegt gerade außerhalb des Gesichtskreises, ist aber mit dem Auto in wenig mehr als einer Stunde auf der E-15 zu erreichen, die sich durch die Vorgebirge schlängelt.

Wegen der gegenwärtigen Dominanz zentralisierter Nationalstaaten hält man diese Pyrenäenregion gern für randständig, egal ob von Frankreich oder Spanien aus gesehen – weit weg von Paris und weit weg von Madrid. Wenn man auf dem Pyrenäenkamm entlangwandert, kommt man allerdings ins Grübeln. Die Landschaft, selbst das Produkt ewigen Wandels, lässt einen über die Veränderlichkeit aller Dinge nachdenken. Vor gar nicht allzu langer Zeit war hier von Frankreich nichts zu sehen, und Spanien gab es noch gar nicht. Perpignan war einst die Hauptstadt eines Staates, ebenso auch Barcelona und Zaragoza. Und dann wurden die Menschen auf beiden Seiten der Ostpyrenäen Untertanen eines einzigen Königs, Mitglieder und Nutznießer einer politischen Einheit, deren äußerste Grenzen sich weit jenseits des glitzernden Horizonts erstreckten.

II

Die Ursprünge des Reiches kann man auf einen Gebirgsfluss – den Aragón[A] – zurückführen, der von den Hochalmen der Zentralpyrenäen in das breite Ebrobecken hinabfließt. Das Quellgebiet im Binnenland, heute als *Alto Aragón* bekannt, übernahm den Namen des Flusses. Die Landschaft, durch die er fließt, besteht vor allem aus einer öden, von einer dünnen, kalkhaltigen, salzigen Erdkrume überzogenen Ebene mit aschgrauem Buschland und ausgetrockneten Bachläufen. Die Sommer sind glühend heiß, die Winter kalt und schneereich. Die Berge ringsum aber tragen Eichen-, Kiefern- und Buchenwälder, und die Hochweiden bieten Merinoschafen Lebensraum. Der Pyrenäenkamm, der in diesen Abschnitt durch die Gipfel des Aneto und des Perdido geprägt ist,

bildet eine eindrucksvolle Barriere. Ein paar grüne Oasen liegen in den schroffen Hochtälern, doch das einzige Gebiet, das sich für Landwirtschaft im größeren Stil eignet, breitet sich am Fuße der Berge aus. Dort ziehen sich Weizenfelder, Obst- und Weingärten am Ebro entlang. Einer der ältesten Handelswege über die Pyrenäen verläuft über den Col du Somport von Zaragoza ins Béarn.

Hier begannen gegen Ende des ersten Jahrtausends christliche Herrscher die muslimischen Mauren zurückzudrängen, die zwei Jahrhunderte zuvor von Nordafrika aus ins Land gekommen waren und noch den Großteil der Halbinsel unter ihrer Kontrolle hatten. Die Handvoll großer und kleiner christlicher Herrschaften am nordöstlichen Rand der Iberischen Halbinsel war entstanden, nachdem sich die fränkische Großmacht über die Pyrenäen ausgedehnt hatte, um sich dem Vormarsch des Islam entgegenzustellen. An den Feldzug Karls des Großen gegen die Mauren im Jahr 778 erinnem die ersten Zeilen des *Chanson de Roland (Rolandsliedes)*, eines altfranzösischen Epos:

Carles li reis, nostre emperere magnes,
Set anz tuz pleins ad estet en Espaigne.
Tresqu'en la mer cunquist la tere altaigne,
N'i ad castel ki devant lui remaigne,
Mur ne citet n'i est remés a fraindre,
Fors Sarraguce, ki est en une muntaigne.
Li reis Marsilie la tient, ki Deu nen aimet,
Mahumet sert e Apollin recleimet:
Nes poet guarder que mals ne l'i ateignet.

Karl der König, unser großer Kaiser,
Sieben volle Jahre ist er in Spanien gewesen.
Er eroberte das Hochland bis zum Meer,
Keine Burg hatte vor ihm Bestand,
Und keine Festung blieb noch zu brechen,
Außer Zaragoza, das in einem Gebirge liegt.
[Zaragoza] hielt ein gewisser König Marsilie, der Gott nicht liebte.
Er diente Mohammed und betete Apollo an:
Er konnte nicht verhüten, dass Böses ihn dort erreichte.[12]

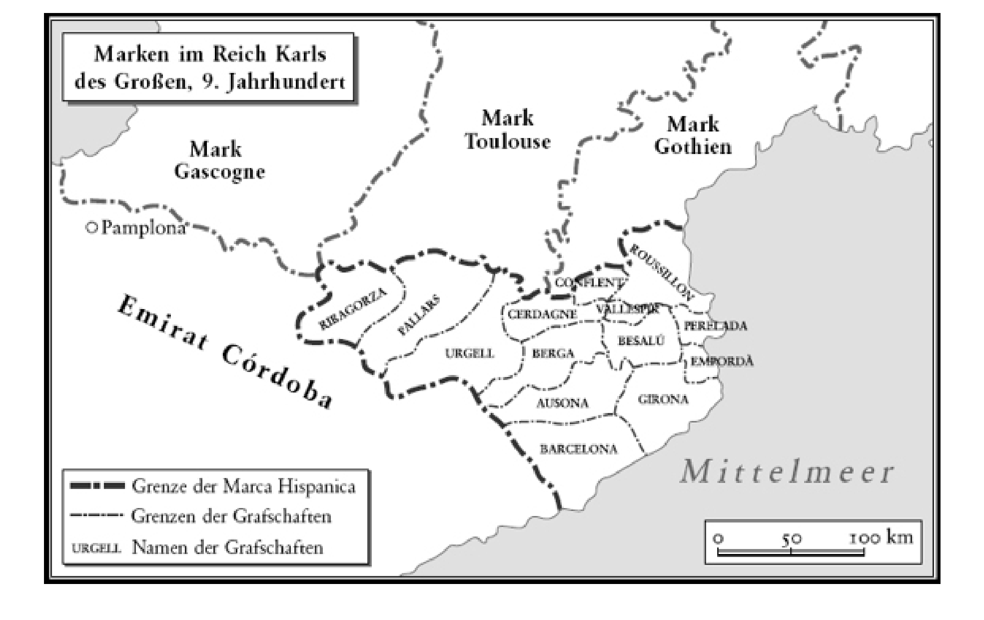
Der Rückzug Karls des Großen aus Zaragoza kulminierte im heldenhaften Kampf am Pass von Roncevalles, wo Roland und Oliver Unsterblichkeit erlangten.

Auf die Bedrohung durch eine muslimische Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel reagierte Karl der Große bzw. sein Sohn Ludwig, der Fromme [A. d. Red.] mit der Einrichtung von vier militärischen Pufferzonen: die Grafschaft Gascogne,

die Mark Tolosa (der Andorra angegliedert war), die Mark Gothien (Septimanien) entlang der Mittelmeerküste von Narbonne bis Nîmes und die *Marca Hispanica* von den Zentral- bis zu den Ostpyrenäen. Diese vierte Mark bestand aus nicht weniger als sechzehn Grafschaften, die jeweils von einem Bevollmächtigten oder *comes* regiert wurden. Die erste, das Roussillon, entstand 760; die letzte, Barcelona, 801. An der Ostflanke der Mark gehörten auch Pallars, Urgell, Conflent, Vallespir, Cerdagne, Besalú, Perelada, Ausona, Girona und Empúries dazu.[13] Unter den Bewohnern dieser Grafschaften waren viele Westgoten (siehe Kapitel 1), und durch diese Mischung fränkischer, iberischer und gotischer Kultur sollte Katalonien seine einzigartige Sprache und Prägung erhalten.

In der Folgezeit zogen sich die überforderten Franken zurück; auch die Macht der Mauren schwächte sich allmählich ab, und die christlichen Herren der Pyrenäen behaupteten ihre Freiheit. Eine der wichtigeren Herrschaften in der früheren *Marca Hispanica* war die Grafschaft Barcelona, die jede auch nur formelle Unterordnung unter das Fränkische Reich aufgab, nachdem die Karolinger den Kapetingern Platz gemacht hatten. Eine andere war der Herrschaftsbereich des Sancho El Mayor von Navarra (gest. 1035), bekannt als »der Große«, der gewaltige Landstriche auf beiden Seiten der Pyrenäen beherrschte. Seine Hauptstadt Pamplona lag im Herzen des Baskenlandes, das sich nie fremder Herrschaft gebeugt hatte. Flankiert wurde sein Territorium im Westen vom christlichen Kastilien und León und im Osten von den gebirgigen Grafschaften Aragón, Sobrarbe und Ribagorza, die er alle unter seine Kontrolle brachte. Eine Zeit lang erkannte sogar der Graf von Barcelona, Berenguer Ramón I. El Corbat, »der Bucklige« (r. 1022–1035), seine Oberherrschaft an.[B]

Sancho El Mayor war mit fünf Söhnen gesegnet und entwickelte einen Plan, um die Zukunft seiner großen Familie zu sichern. Er erfand für sich den Titel eines »Königs aller Basken« und entwarf ein christliches »Reich«, das von einer Reihe tributpflichter Vasallen gestützt werden sollte. Seinen ältesten ehelich geborenen Sohn setzte er als König von Navarra ein; Kastilien und León gab er seinem zweiten Sohn; und in seinem Testament vererbte er Sobrarbe und Ribagorza den beiden jüngsten Söhnen. Sanchos unehelicher Sohn Ramiro wurde im Testament übergangen, blieb aber als *baiulus* oder »Vogt« von Aragón unbehelligt.



Natürlich überlebte Sanchos so schön ausgedachter Plan den Urheber nicht allzu lange. Die vier Königssöhne führten bald Krieg gegeneinander. Auf dem Konzil von Coyanza im Jahr 1055 bestätigte der Zweitgeborene Ferdinand nach dem Sieg über seinen älteren Bruder noch einmal die beispielhafte Charta, die dreißig Jahre zuvor in Kraft getreten war und jetzt mit ihrem Prinzip des erblichen Königtums als Richtlinie aller christlichen Staaten auf der Iberischen Halbinsel galt. Danach widmete er sich vor allem der *Reconquista*, der Zurückeroberung der Halbinsel von den Mauren, und erwarb sich dabei den Ruf eines »Kaisers von Spanien«. Die christlichen Kämpfer seiner Generation standen vor den Toren Sevillas und Toledos, wurden dann aber zurückgeschlagen. Ramiro nutzte die anderweitigen Aktivitäten seiner Halbbrüder zum eigenen Vorteil. Gerade einmal fünf Jahre waren seit dem Tod ihres Vaters vergangen, als er Sobrarbe und Ribagorza eroberte, sie Aragón anschloss und sich zum König ausrufen ließ. Die drei nebeneinanderliegenden, von Ramiro vereinten Territorien waren die Wiege seines später stark wachsenden Königreichs.

In den ersten hundert Jahren herrschte Ramiros Familie unangefochten in Aragón. Sie brachte vier Könige hervor, die nach einem Bürgerkrieg bei ihren Nachbarn im Westen neben Aragón auch Navarra regierten. Anfangs gab es keine größere aragonesische Stadt, die als administratives oder kirchliches Zentrum hätte dienen können. Die geistlichen

Bedürfnisse der Untertanen befriedigten Wanderpriester und das entlegene Benediktinerkloster San Pedro de Siresa. Die Stadt Chaca oder Jaca, zuvor Basis einer karolingischen Grafschaft, wurde 1063 Sitz des ersten aragonesischen Bistums. Die größere und ältere Stadt Huesca – das römische Osca, im 11. Jahrhundert als maurische Festung *Wasqah* genannt – wurde erst vierzig Jahre später erobert. Ramiro, jetzt König Sancho Ramírez, hatte die Burg Montearagón ganz in der Nähe errichtet, um die Stadt zu belagern, und wurde durch einen verirrten Pfeil getötet, als er die Stadtmauern auskundschaftete. Den letzten Angriff führte schließlich sein ältester Enkel und Nachfolger Peter I., der die Stadt zu seiner wichtigsten Residenz machte und dort auch begraben liegt. Mit den Grafen von Toulouse kam es regelmäßig zu Auseinandersetzungen über die Kontrolle der Bergpässe, doch die alles überschattende Gefahr lag in den ständigen Kämpfen zwischen Christen und Muslimen im Süden.



SANCHO El Mayor
König von Pamplona
(reg. 1005–1035) = Sancha de Aybar
= Munadona von Kastilien

Ramiro I.
König von Aragón
(reg. um 1040–1063)
= Gisberga de Bigorre

Garcia IV.
König von Navarra

Ferdinand I.
König von Kastilien und León

Gonzalo

Bernardo Sanchez

Herren von Sobrabre und Ribagorza

SANCHO RAMÍREZ
König von Aragón und Navarra (reg. 1063–1094)
Isabella (1) d'Urgell = (2) Felicia

Garcia
Bischof von Jaca

Sancha

Urraca

Theresa
= Guillaume de Provence

PETER I.
König von Aragón
(reg. 1094–1104)

ALFONS I.
der Kämpfer (reg. 1104–1134)
= Urraca of León

RAMIRO II. El Monacho
Bischof von Barbastro (reg. 1134–1137)
= Inés de Poitou

PETRONILLA, Königin von Aragón
(geb. 1136; reg. 1136–1164;
gest. 1172; verlobt 1137)
= RAMÓN BERENGUER IV.
Graf von Barcelona (1113–1162)
Fürst von Aragón

ALFONS II.
(reg. 1164–1196)
König von Aragón
Graf von Barcelona

Von Anfang an besaß also das junge Königreich Aragón nicht die besten Chancen auf ein längerfristiges unabhängiges Überleben zwischen den stärkeren Königreichen Kastilien

und Navarra, dem mächtigen muslimischen Emirat von Córdoba und, jenseits von Ribagorza, der Ostflanke der früheren Mark, die die Grafen von Barcelona regierten. Damals fraßen Kriegsherren ihre Nachbarn oder wurden selbst gefressen. Ramiro und seine Nachfolger konnten sicher von ihrem Rückzugsmöglichkeiten in den Bergen profitieren, doch ihr Dilemma lag offen zutage: Wenn sie ihr Reich auszuweiten versuchten, riskierten sie die Rache ihrer Rivalen; wenn sie nichts taten, bestand die Gefahr, dass sie stagnierten und die Geier auf sich zogen. Ihre Unsicherheit spiegelt sich in wiederholten Versuchen, Bündnisse mit ihren Nachbarn zu schließen, zuerst mit Navarra, dann mit Kastilien und schließlich mit Barcelona.

Aragón konnte auf eine ganz eigentümliche Geschichte zurückblicken. Als Heimat des vorrömischen keltiberischen Stammes der *Ilergertes* hatte es nie zum Baskenland gehört und war nie Ziel größerer maurischer Siedlungstätigkeit oder stärkerer fränkischer Einflüsse gewesen, wie sie sich in Katalonien zeigten. Im Gefüge der Dialekte und Sprachen der Halbinsel hatte auch Aragón eine eigene Muttersprache. Vor allem aber war Aragón klein und arm. Es konnte keine großen Armeen aufstellen wie Kastilien, und es besaß, obwohl seine Gesellschaft weitgehend frei von feudalen Pflichten war, nicht Kataloniens Handelspotenzial oder dessen gute Kontakte nach außen. Daher konnte es seinen wachsenden Kreis von Klienten und Partnern nur dadurch zufriedenstellen, dass es ihnen weitgehende Autonomie einräumte. Im Gegensatz zu den Traditionen Kastiliens stand der »Aragonismus« für Respekt vor einheimischen Gesetzen und für dezentrale Herrschaft.

Das kleine Sobrarbe – einer der drei Bestandteile des ersten Königreichs Aragón – nimmt in der Entwicklung der politischen Traditionen eine besondere Stellung ein. Einer Legende zufolge, die jahrhundertelang als historische Tatsache galt, verlangte man dort von den Herrschern einen Eid, der einem formellen Vertrag mit ihren Untertanen gleichkam. Im Gegenzug erklärten die Untertanen: »Wir, die wir so viel wert sind wie Ihr, nehmen Euch als unseren König, vorausgesetzt, dass Ihr unsere Gesetze wahrt.« Zudem musste der König die Ernennung eines gewählten *justiciar* bestätigen, der die Einhaltung dieser Rechte überwachte. Die neuere Forschung hat gezeigt, dass der »Eid von Sobrarbe« eine Erfindung aus viel späterer Zeit ist; dennoch sehen viele Kommentatoren darin den Reflex einer uralten Tradition.[14]

Aragón spielte in der *Reconquista* eine wichtige Rolle. Es entspann sich ein tückisches Spiel ständig wechselnder Allianzen, in dem sich Aragón mit Kastilien zusammenschloss, um die Mauren unter Druck zu setzen, oder mit den Mauren, um die Kastilier im Zaum zu halten. Immer wieder kam es zu willkürlichen Gewalttaten. Im Jahr 1064 hatte der erste Krieg der Regierung von König Sancho Ramírez mit einem spektakulären multinationalen Feldzug gegen die von den Muslimen besetzte Stadt Barbastro begonnen. Mit dem Segen des Papstes hatte sich die aragonesische und katalanische Streitmacht durch ein Ritterheer aus Aquitanien, Burgund und Kalabrien verstärkt. Die Belagerung hatte Erfolg, die Verteidiger wurden niedergemetzelt – angeblich verloren 50.000 Menschen ihr Leben. Doch der Sieg sollte nicht lange währen: Beladen mit Beutegut, Sklaven und Frauen, zogen die Kreuzfahrer ab und ließen nur eine kleine Garnison zurück, woraufhin Barbastro ein Jahr später von einem muslimischen Entsatzheer, das von Lleida her anrückte, zurückerobert wurde. Die christlichen Bewohner erlitten das gleiche Schicksal wie ihre muslimischen Vorgänger.[15]



Die erste Belagerung von Barbastro bildet den Hintergrund eines seltenen Einblicks in das Leben in der christlich-muslimischen Grenzregion; Urheber ist ein maurischer Autor, Ibn Bassam, der wiederum mit dem Bericht eines Juden vertraut war, den man in die Stadt geschickt hatte, um einflussreiche Bürger freizukaufen:

Als die französischen Kreuzritter Barbastro … im Jahr 1064 einnahmen, erhielt jeder der führenden Ritter ein Haus mit allem, was darin war, Frauen, Kinder und Möbel … [Der Jude] fand den Kreuzritter in maurischer Kleidung auf einem Divan sitzend und umgeben von muslimischen Dienerinnen; er … hatte die Tochter des früheren Besitzers geheiratet und hoffte, dass sie ihm Nachkommen schenken werde. »Ihre muslimischen Vorfahren taten dasselbe mit unseren Frauen, als sie dieses Land in ihren Besitz brachten. Jetzt machen wir es ebenso …« Dann wandte er sich dem Mädchen zu und sagte in gebrochenem Arabisch: »Nimm Deine Laute und sing ein paar Lieder für diesen Herrn.« Der Jude fügt noch hinzu: »Ich war froh, dass der Graf eine solche Begeisterung zeigte, als ob er die Worte verstünde – allerdings trank er weiterhin.«16

Solche Zusammentreffen können kulturell nicht ohne Folgen geblieben sein. Es ist wohl kein Zufall, dass Guillaume

(Wilhelm) VIII., Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, Vater des ersten aller Troubadoure, zu den Anführern des »Feldzugs von Barbastro« gehörte.[17]

Das war die Welt des Rodrigo Díaz (um 1040–1099), eines kastilischen Ritters aus Vivar, der sich seinen frühen Beinamen »El Campeador«, »der Kämpfer«, damit verdient hatte, dass er einen General aus Navarra in einem Zweikampf erschlug. In den 70er-Jahren des 11. Jahrhunderts wurde er nach Sevilla geschickt, um dort Tribute einzusammeln. Dann allerdings warf man ihm vor, er habe einen Teil des Königsschatzes für sich selbst auf die Seite gebracht, und strafte ihn mit Verbannung. Von da an war er ein Söldner, der die Dienste der Lanzen seine Kompanie an den Meistbietenden verkaufte. Er unterhielt enge Verbindungen zu Peter I. von Aragón, dessen Sohn und Erben er seine Tochter zur Frau gab, doch sein wichtigster Auftraggeber war Moktadir, der arabische Emir von Zaragoza. Von den Muslimen bekam er auch den Beinamen »El Cid«, »der Kriegsherr«. Alle Staaten im Norden hatten schwer unter seinen Raubzügen zu leiden – seine letzte Heldentat war die Belagerung Valencias an der Spitze eines muslimischen Heeres.[18]

Der Cid der Romane und Legenden, Spaniens herausragender literarischer Held, wurde im Laufe der Jahrhunderte zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel, der nur sehr wenige Ähnlichkeiten mit dem echten Rodrigo Díaz hatte. Die ersten in Küchenlatein geschriebenen Geschichten kamen bald nach seinem Tod in Umlauf, während das Epos *Cantar del Mio Cid* aus dem späten 12. Jahrhundert stammt:

De los sos ojos tan fuertemientre llorando,
Tornava la cabeça e estrávalos catando …
Allí piensan de aguijar, allí sueltan las rriendas.
A l'exida de Bivar ovieron la corneja diestra …
»¡Álbricia, Álbar Fáñez, ca echados somos de tierra?« …

Aus des Helden Augen tropften
traurig Tränen, und noch einmal
dreht er den Kopf. Noch einmal
schaut zurück der Cid zum Abschied …
Und sie spornten ihre Rosse,
locker ließen sie die Zügel.
Als sie aus Bivar geritten,
war der Dohlen Flug zur Rechten …
»Wie sie uns aus unsrer Heimat,
aus Kastilien heute treiben,
so mit großen Ehren werden
eines Tags zurück wir kehren.«
Cid, mein Cid, Rodrigo Díaz,

ein zog er in Burgos’ Mauern
und mit ihm an sechzig Lanzen.
Alle kommen, ihn zu sehen,
alle Männer, alle Weiber.
Recken sich aus allen Fenstern.
Viele Tränen sieht man glänzen.
Alle schmerzt das, was sie sehen.
Und da war nicht eine Stimme,
die es nicht zu sagen drängte:
»Welch ein edler Held! O Schöpfer!
Hätte der nur einen Herren,
auch so edel wie der Lehnsmann«19

Bei seinem Plünderzug durch Aragón verirrrte sich Díaz einmal weiter östlich in den Herrschaftsbereich von Raimund oder Ramón Berenguer I., Graf von Barcelona. Wie üblich zog er raubend und plündernd durchs Land und erpresste Tributzahlungen:

Übers Land lief rasch die Kunde,
auch der Graf von Barcelona
hatte bald davon vernommen.
Dass der Cid durch seine Lande
kreuz und quer lief, unbelästigt,
solches grämte schwer den Grafen …
Dieser Graf, er war ein Wortheld.
Laut sagt er, voll Eitelkeiten:
»Tut er mir so große Schmach an,
dieser Cid, der aus Bivar kommt? …
Land, das unter meinem Schutz steht,
das hat er jetzt ausgeplündert …
Ich hab Freundschaft nicht gekündigt.
er hat mich herausgefordert,
so nehm ich zurück die Freundschaft.«
Zahlreich sind die Kriegerscharen …
zu verfolgen Cid Rodrigo.
Durch drei Tage und drei Nächte
mussten sie in Eile reiten,
bis sie ihn erreichen konnten
in dem Pinienwald von Tévar.
Mit der Beute, die er mitführt,
steigt mein Cid Rodrigo Díaz
von den hohen Bergen nieder,
von der Sierra bis zum Tale.
Und dort wartet auf ihn Botschaft
von dem Grafen Don Ramón schon …
»Sagt dem Grafen: Nicht verübeln
möchte er’s, denn von seinen Gütern
nicht das kleinste Stückchen nehm ich.
Lass er mich in Frieden ziehen.«
Antwort gibt der Graf ihm darauf:
»Niemals, nie wird es geschehen.
Was er jetzt und was er früher
angetan mir, zahlen soll er’s…«

Der Cid antwortet darauf:

»Gürtet rasch euch mit den Waffen.
Graf Ramón, der will uns liefern
eine große Feldschlacht heute,
denn von Mauren und von Christen
bringt er eine große Menge …
Zieht den Rossen ihre Riemen
fester an und seid gewappnet …
Graf Ramón, er wird noch sehen,
wen er hier zu jagen dachte, …
Fest die Waffen in den Händen
sitzen steil sie in den Rossen.
Sehn die Franken[C] abwärts stürmen.
In der Mulde eines Abhangs,
nahe schon dem flachen Lande,
gibt mein Cid Rodrigo Díaz
den Befehl, sie anzugreifen.
Und die Seinen folgen rasch ihm,
guten Willens und voll Eifer.
Ihre Fahnen, ihre Lanzen
wissen gut sie zu gebrauchen.
Schlagen Wunden dort, und diesen
werfen sie aus seinem Sattel.
Sieger bleibt in diesem Treffen,
der zu guter Stund geboren,
bleibt mein Cid, und Graf Ramón selbst
geht gefangen aus der Feldschlacht…

Meinem Cid Rodrigo Díaz
reiche Speise sie bereiten,
doch dem Grafen Don Ramón, dem
will nichts von den Speisen schmecken.
Von dem Besten, was sie bringen,
alles lässt er vor sich stehen …
alles sieht er mit Verachtung.
»Keinen Bissen will ich nehmen

von dem, was mir Spanien bietet.
Bin ich doch besiegt im Kampfe
von euch mit den schlecliten Hosen.«
Und mein Cid Rodrigo Díaz?
Hört, was der zu ihm gesagt hat:
»Esst mein Graf, von diesem Brote!
Trinkt mein Graf, von diesem Weine!
Wenn Ihr tut, was ich Euch sage,
sollt Ihr nicht gefangen bleiben.
Wenn nicht, dann den Rest des Lebens
sitzt Ihr fensterlos im Dunkel!«[20]

El Cid hielt sein Wort: Der Graf blieb am Leben und kehrte nach Hause zurück, um seine Wunden zu lecken. Ihm muss klar geworden sein, dass in Zukunft nicht allein der Kampf gegen die Mauren, sondern auch die Rivalitäten zwischen Barcelona, Kastilien, Navarra und Aragón eine wichtige Rolle spielen würde.

Wenn Kastilien sich El Cid zum Lieblingshelden erwählte,

so adoptierte Aragón quasi offiziell den hl. Georg als seinen Schutzpatron, drei Jahrhunderte, bevor die Könige von England dasselbe taten. Die königliche Standarte Aragóns zeigte das rote Georgskreuz auf weißem Grund, manchmal mit dem Kopf eines schwarzen, gekrönten Mauren in jedem der vier Quadranten. Der Kult des heiligen Georg, eines armenischen Märtyrers des 4. Jahrhunderts, war unter den Kreuzfahrern sehr beliebt und mit Aragóns Wunsch verbunden, ein päpstliches Protektorat zu werden. Urban II., der Papst des Ersten Kreuzzugs, nahm Aragón 1089 ganz offiziell in die »Freiheit der römischen Kirche« auf, ebenso wie Barcelona ein Jahr später.[21]

Ein weiterer Meilenstein war das Jahr 1118. Dank der Kriege, die El Cid führte, wurde das Emirat von Zaragoza immer schwächer, und aragonesische Truppen sahen sich ermutigt, es zu erobern. Fortan beherrschten sie den Mittellauf des Ebro. Unter Alfons I. El Batallador wurde Zaragoza zum Regierungssitz Aragóns, seine Kathedrale Sitz eines Erzbischofs und königliche Krönungsstätte und seine Straßen der Saum eleganter Adelspaläste. Die maurischen Truppen wurden in die Armee des Königreiches eingegliedert, und die prächtige Aljaferia, der Stadtpalast der Emire, war jetzt die Residenz christlicher Könige.[22] Aragón war nicht länger tiefste Provinz. Vor allem aber wurde sein vom Papst bestätigter Anspruch auf königlichen Status jetzt allgemein anerkannt.

Vor dem Tod von Alfons I. im Jahr 1134 erlebte das Königtum eine Phase dynastischer Panik, die aber schließlich ein kaum noch zu erwartendes glückliches Ende fand. Alfons war zwar als Krieger unglaublich erfolgreich, als dynastischer Herrscher und Politiker jedoch ebenso unglaublich unfähig. Selbst der frühe Tod seines Neffen, durch den er selbst auf den Thron gelangt war, sensibilisierte ihn nicht für die Notwendigkeit, für einen Erben zu sorgen, und seine späte Ehe mit Urraca von León, Regentin von Kastilien, brachte nicht den Nutzen, den er sich von ihr erwartet hatte. Irgendwann löste er die kinderlose Ehe und verlor damit auch den Zugriff auf Kastilien. Sein Bruder lebte im Zölibat, er war zunächst als Mönch ins Kloster gegangen und amtierte jetzt als Bischof von Barbastro. In seinem Testament wollte Alfons schließlich seine Reiche zu gleichen Teilen drei Ritterorden vererben und stieß damit alle anderen interessierten Parteien vor den Kopf. Die Adligen von Navarra sagten sich daraufhin für alle Zeiten von Aragón los.

Der aragonesische Adel war ebenfalls alarmiert und überredete den Bruder des Königs, seine Gelübde aufzugeben und sich zu verheiraten. Und so war der Ex-Mönch schon verlobt, als der Monarch im Sterben lag; ein königliches Kind erblickte das Licht der Welt, und Aragón bekam seine heiß ersehnte Erbin. Die kurze Regierung von Ramiro II. El Monaco war als Notmaßnahme geplant und verlief nicht ohne Turbulenzen, aber sie erfüllte ihren Zweck. Sobald er konnte, dankte der pflichtbewusste König zugunsten seiner kleinen Tochter ab und kehrte in seine Mönchszelle zurück. Ein Regentschaftsrat machte sich daran, einen passenden Ersatz für die zerbrochene Partnerschaft mit Navarra und einen angemessenen Bräutigam für die Erbin zu suchen. Glücklicherweise hatte die Nachbargrafschaft Barcelona gerade noch einen jungen Mann zu vergeben.

Im Jahr 1137 wurde also die einjährige Petronila von Aragón – *Peyronella* auf Aragonesisch und *Peronela* auf Katalanisch – in Zaragoza mit dem vier- und zwanzigjährigen Ramón Berenguer IV. von Barcelona verlobt. Das Mädchen blieb Königin, während ihr zukünftiger Ehemann den Titel eines »Fürsten von Aragón« annahm. Ein weiterer Vertrag legte fest, dass Aragón und Barcelona ihre jeweils eigenen Institutionen, Bräuche und Titel behalten und dass im Fall eines vorzeitigen Todes beide Staaten dem Überlebenden des verlobten Paares zufallen sollten. Diese letzte Klausel erwies sich als überflüssig. Nach vierzehn Jahren des Wartens wurden die Königin und der Fürst-Graf offiziell vermählt, und aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. Aus praktischen Gründen herrschte der Ehemann in Aragón und in Barcelona, während er sich erfolgreich von jeder Einmischung in die Angelegenheiten Kastiliens fernhielt, wo seine Schwester Berenguela jetzt »Kaiserin« war. Ramóns und Petronilas ältester Sohn, der ebenfalls auf den Namen Ramón Berenguer hörte, wurde als ihr gemeinsamer Erbe eingesetzt. Nachdem Petronila im Jahr 1162 Witwe geworden war, verzichtete sie zugunsten ihres Sohnes auf alle Rechte, und so trug die Verlobung von 1137 nach einem Vierteljahrhundert schließlich die erhofften Früchte; die Ehe zweier Menschen hatte zur Vereinigung zweier Staaten geführt.

Ramón Berenguer seinerseits legte bei der Thronbesteigung seinen katalanischen Namen ab und nahm in Erinnerung an El Batallador den Titel »Alfons II. von

Aragón und I. von Barcelona« an. Seitdem wurden die beiden Titel der »Könige von Aragón« und »Grafen von Barcelona in Katalonien« in einer langen Linie von Monarchen weitergegeben.

Die Vereinigung von Königreich und Grafschaft hatte weitreichende Folgen. Sie schuf eine erweiterte territoriale Basis, eine sichere Zuflucht im Gebirge verbunden mit einer Meeresküste mit gewaltigem Seehandels- und Wirtschaftspotenzial. Beides versprach eine ebenso wohlhabende wie siegreiche Zukunft. Gleichzeitig bildete Aragón-Barcelona wie auch das seit Kurzem aufstrebende Portugal ein wichtiges Gegengewicht zu Kastilien. Es war kein Zufall, dass die älteste Tochter von Fürst Ramón und Königin Petronila mit Sancho I. »dem Besiedler« (reg. 1185–1211), dem König Portugals, verheiratet wurde. Dennoch blieben Königreich und Grafschaft in mancher Hinsicht unbehagliche Bettgenossen. Beide hüteten ihre jeweils eigenen Rechte, ihre eigenen *Cortes* oder Parlamente und ihre eigenen Sprachen. Das Aragonesische war dem Kastilischen nicht allzu unähnlich; das Katalanische war eher mit dem Okzitanischen, der Sprache des Languedoc, verwandt. Barcelona, von Hannibals Bruder im 3. Jahrhundert v. Chr. gegründet und von Karl dem Großen aus den Händen der Mauren befreit, konnte auf eine viel längere und ruhmreichere Geschichte zurückblicken als Zaragoza. Das Haus Berenguers, Erbe einer Linie von vierundzwanzig Grafen in Barcelona seit dem frühen 9. Jahrhundert, war zweifellos älter als das des Ramiro. Und seine territorialen Besitzungen waren deutlich größer. Seit den Zeiten des ersten Grafen Berà (reg. 801–820), Sohn des Wilhelm von Toulouse, des Vasallen Karls des Großen, war der Besitz im Laufe der Generationen mal gewachsen, mal geschrumpft, doch ausgehend von den östlichen Grafschaften der früheren *Marca Hispanica* und vor allem den Küstenbezirken Empordà (Ampuriés), Ausona, Girona und Barcelona bildete er ein stabiles Territorium auf beiden Seiten der Pyrenäen. Kurz gesagt: Der katalanische Teil des gemeinsamen Reiches war älter, größer und reicher. Pessimisten konnten vielleicht ahnen, dass die beiden Teile nie völlig miteinander verschmelzen würden; Optimisten hofften, dass sie einander ergänzen würden. Beide sollten Recht behalten.



Diese »zusammengestückelte Monarchie« tauchte zur gleichen Zeit auf der europäischen Bühne auf wie die Troubadoure mit ihrem Kult der »höfischen Liebe«. Aragón-Katalonien war umgeben von Ländern wie Aquitanien, Languedoc und Provence, in denen die Troubadoure großen Erfolg hatten. Ramón Vidal de Besalú (um 1196–1252), einem Untertanen des Königs und Grafen, wird die erste literaturkritische Arbeit in einer romanischen Sprache zugeschrieben, die *Razos de trobar.* (Sein Eintreten für den okzitanischen Dialekt von Limoges ermunterte Dante Alighieri dazu, in *De Vulgari Eloquentia* die Vorzüge des Toskanischen in Italien hervorzuheben.) Guillaume de Poitiers (1071–1126), Ponç de la Guàrdia (vor 1150–1188) und Huguet de Mataplana (1173–1213) gingen Ramón Vidal voran; Arnaut Catalan (vor 1210–1253), Amanieu de Sescars, bekannt als *il dieu d'amor* (vor 1275–1295), Jofre de Foixà (gest. 1300) und andere folgten ihm nach.[23] Jofre war ein Franziskanermönch aus Empordà, den sein Orden nach Sizilien geschickt hatte. Seine Abhandlung Vers e *regles de*

trobar mit Beispielen aus den Werken anderer Sänger wurde zu einem Standardkompendium:

Canczon audi q'es bella 'n tresca,
Que fo de razon espanescai;
Non fo de paraulla grezesca
Ni de lengua serrazinesca.
…
Tota Basconn' et Aragóns
E l'encontrada delz Gascons
Sabon quals es aquist canczons.[24]

(»Ich hörte ein Lied, das schön ist in seiner Melodie,/und das im spanischen Stil verfasst war,/weder griechisch in seiner Sprache/noch sarazenisch/… Alle Basken und Aragonesen/haben es von den Gascognern gehört:/Sie kennen diese Lieder.«) »Mit der Kunst der Troubadoure beginnt die moderne europäische Literatur«, schrieb ein britischer Mediävist vor vielen Jahren. »Und wenn wir das geheimnisvolle Element finden wollen, das die Quintessenz des mittelalterlichen Geistes ausmacht, folgen wir am besten dem Beispiel der Romantiker und suchen im Zeitalter und im Land der Troubadoure danach«.[25]

Zu Beginn der *Reconquista* übernahmen die Burgherren wichtige militärische Aufgaben, gewannen dadurch an Macht und kamen durch die Fronarbeit der leibeigenen Bauernschaft zu Wohlstand. Eine Handvoll dieser *richs homens* bildete kleine Privatstaaten und stieg zunächst zu Grafen und schließlich zu Herzögen auf. Darunter waren die Montcadas, die Coloma von Queralt und die Grafen von Cardona, Urgell, Empúries und Pallars-Sobira. Sie sollten im 14. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Macht erreichen. Die Herkunft des Montcada-Clans illustriert diese Entwicklung: Montcada oder Moncada war eine kleine Burg, zu deren Füßen sich ein Dorf ausbreitete, zwölf Kilometer von Barcelona aus ins Land hinein, nahe der Abtei St. Cugat des Valles. Im frühen 12. Jahrhundert heiratete die Erbin einen unbekannten Ritter namens Guillem Ramón (1090–1173), der bis zum »Groß-Truchsess« am Grafenhof aufstieg. Die Familie bekam noch das Gebiet Tortosa-Lleida im Bezirk »Neu-Katalonien« im Süden geschenkt und prosperierte. Die nächste Generation besaß schon zwischen zwanzig und dreißig Burgen und Herrenhäuser, manche in der Umgebung von Tortosa, manche in der Diözese Vic und andere im Bezirk Girona. Einer von ihnen gründete durch Heirat mit der Erbin des Béarn einen Familienzweig auf der anderen Seite der

Pyrenäen. Damit war ihre Zukunft gesichert.[26] All diese großen Familien lebten von der Plackerei der Unfreien – die Leibeigenen von Aragón-Barcelona, darunter viele Mauren, arbeiteten mit Sklaven Seite an Seite. In Barcelona, Valencia und später in Palma fanden regelmäßig Sklavenmärkte statt. Die Ware, oft maurische Gefangene, wurde von Adligen und Kaufleuten für den eigenen Haushalt oder von ausländischen Händlern gekauft.

Die Regierungsstrukturen waren für ihre Zeit durchaus fortschrittlich. Beratende und bevollmächtigende Tendenzen kann man bis auf Versammlungen der *pau i treva* – der »Gottesfrieden«-Bewegung – des Adels ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Das erste katalanische Gesetzbuch, die *Usatges de Barcelona* (1068), basierte auf den Entscheidungen solcher Versammlungen. In den Augen vieler Autoren ist hingegen die Zusammenkunft katalanischer und aragonesischer Adliger, die der König und Graf 1216 in Lleida einberief, der eigentliche Beginn einer langen parlamentarischen Tradition: Von da an traten Parlamente in allen Teilen der Kronländer zusammen. In Aragón führten die 1247 in Huesca abgehaltenen *Cortes* zur Entstehung des *Fuero d'Aragón*, des »Codex von Huesca«.[27] In Katalonien setzte die 1283 in Barcelona tagende Versammlung drei fundamentale Gesetze durch, von denen eines jährliche Sitzungen zur Pflicht machte. Diese *Corts catalanes* bestanden aus drei Armen oder *braços*, die die Kirche, den Adel und die Bürger der Königsstädte repräsentierten. Ihre wichtigste Aufgabe war die Gesetzgebung. Mit Zustimmung des Königs und Grafen konnten sie unter der Bedingung, dass sie im Gegenzug die von ihm eingebrachten Gesetze billigten, eigene Gesetze verabschieden *(capitols de cort).* Nach diesem Vorbild wurde die Teilhabe später auch in anderen abhängigen Territorien organisiert.

Der Adel gewann in diesem Arrangement an Macht und entwickelte eine starke Solidarität und ein Gefühl der Gleichberechtigung mit dem jeweiligen Herrscher. Eine Zeit lang, zwischen 1287 und 1348, kultivierte man in diesen Kreisen sogar eine Theorie des bewaffneten Widerstands gegen allzu machtbewusste Monarchen. Peter IV. erklärte später einmal: »Es ist ebenso schwer, den Adel Aragóns zu spalten, wie den Adligen Kastiliens zu einen.«

Schon vor dem Zusammenschluss mit Aragón hatten die Grafen von Barcelona begonnen, Territorien außerhalb der Iberischen Halbinsel in ihren Besitz zu bringen. Der erste

Schritt war der Erwerb der Provence gewesen; der zweite, nur fünf Jahre später, der Erbfall der Cerdanya (Cerdagne) und von Besalú.

Seit 1032 war die Provence eine Markgrafschaft des Heiligen Römischen Reiches im Königreich Burgund (siehe S. 143ff.) gewesen. Anfang des 12. Jahrhunderts vermittelte der Papst eine Ehe zwischen Ramón Berenguer I., Graf von Barcelona, und Douce de Provence, Erbin der Markgrafschaft, und so kam die Provence ab dem Jahr 1112 für 134 Jahre unter die Herrschaft von Barcelona. Als die männliche Linie 1246 ausstarb, überführte die Ehe von Béatrice von Provence mit Karl von Anjou den Besitz in die französische Einflusssphäre der Angeviner[28], was einer von mehreren Streitpunkten zwischen Anjou und Aragón werden sollte.

Die Hochzeit von 1112, gefeiert am 3. Februar in Arles, steht beispielhaft für die komplizierten Verwicklungen mittelalterlicher Heiratspolitik. Die Braut, Douce oder Dulçe, ein Einzelkind, hatte die Provence von ihrer Mutter geerbt. Aber sie war auch die Erbin der Ländereien ihres verstorbenen Vaters, Gilbert de Millau, Graf des Gévaudan. Also nahm ihr katalanischer Ehemann auch das Gévaudan (tief in der Abgeschiedenheit des heutigen *département* Lozère) und Millau (wo heute das beeindruckende Viadukt der Autoroute 75 steht) in Besitz. Darüber entsetzt, forderte der Bischof von Mende den König von Frankreich auf, die Katalanen fernzuhalten. Aufgrund seiner Initiative konnten die Franzosen überhaupt erst Ansprüche auf ein erstes Stück des Languedoc anmelden. Schließlich verkaufte Aragón 1225 das Gévaudan wie auch Millau an die Franzosen,[29] aber damit waren nicht alle Probleme vom Tisch: Gilbert de Millau hatte auch Besitzansprüche auf eine Region an der Grenze zwischen Auvergne und Rouergue erhoben, die auf Französisch als *Le Carlat* und auf Katalanisch als *Carladès* bezeichnet wurde (heute im *département* Cantal). Also nahm Gilberts katalanischer Schwiegersohn auch den Carlat in Besitz und gab ihn an seine Erben und Nachfolger weiter. Im Jahr 1167 gelangte der Carlat als Lehen an die Grafen von Rodez, die ihre Feudalabgaben 360 Jahre lang entweder nach Barcelona oder nach Perpignan zahlten.

Und so ging es immer weiter. Eines der beiden Kinder von Ramón Berenguer I. und Douce de Provence, ein Mädchen, das nach ihrem Vater Berenguela de Barcelona (1116–1149) hieß, wurde 1128 als reiche Erbin mit Alfons VII., König von

Kastilien, vermählt. So waren also die Stammväter der Königshäuser von Kastilien wie von Aragón-Katalonien direkte Nachkommen der Douce de Provence.[30]

Die Cerdanya dagegen fiel nach langer Unabhängigkeit durch Tod, nicht durch Eheschließung, an Barcelona. Die Landschaft ist geprägt durch eine Hochebene, auf der später die einzige bescheidene Stadt, Puigcerda, entstehen sollte. Als das Karolingerreich auseinanderbrach, hatten die Grafen ihren Sitz in Ripoll, südlich des Pyrenäenkammes, und schüttelten wie ihre Nachbarn in Urgell und Rosselló die Oberherrschaft nicht nur der Franken, sondern auch aller ihrer lokalen Rivalen ab. Ihr berühmtester Graf, Guifré El Pilós (Wilfried der Haarige, gest. 897), suchte den Schutz des Papsttums und erlangte eine gewisse Bedeutung als der Stammvater der Blutlinie, auf die sich das Haus Berenguers zurückführte.[31] Die späteren Grafen der Cerdanya gliederten den angrenzenden Bezirk Besalú ein, doch im frühen 12. Jahrhundert gingen ihnen die Erben aus, und 1117 überschrieb der letzte Graf sein Erbe testamentarisch seinen Verwandten in Barcelona. Von da an bildeten die Cerdanya und Besalú 542 Jahre lang das Herz der natürlichen Festung Nordkataloniens.[32]

Vor der Vereinigung bestand die Flagge der Grafschaft Barcelona aus vier roten Querstreifen auf goldenem Grund. Nach der Union symbolisierte eben diese Flagge oft den Gesamtstaat. Die königliche Standarte dagegen zeigte einen gekrönten Schild mit den Wappen Aragóns und Kataloniens in seinen vier Feldern. Die Umschrift lautete meist: *»Dei Gratia Rex Aragonensis, Comes Barchinonensis et Marchio Provinciae«* (»Durch Gottes Gnade König von Aragón, Graf von Barcelona und Markgraf der Provence«). Dieses Sammelsurium von Besitzungen hatte zunächst gar keinen eigenen Namen, doch seit der Mitte des 13. Jahrhunderts sprach man immer häufiger von der *Corona aragonensis*, der »Krone Aragón«, und auch die moderne Historiografie benutzt – durchaus zu Recht – diesen Ausdruck.

Herrscherdynastien liefern den Leitfaden der Eigentumsrechte und der politischen Kontrolle, der hilft, das komplizierte territoriale Puzzle des mittelalterlichen Europas zu erklären. Diese Dynastien lebten nach den allgemein anerkannten Prinzipien des Besitzes, der Erbfolge und des Krieges, nach feudalen Vorstellungen der Rechtsprechung, basierend auf dem Besitz des Landes, und nach einer politischen Ordnung, die durch eine ausgeklügelte

Hierarchie von Herren und Vasallen funktionierte. Sie erwarben ihre Ländereien und Titel durch Ehe, Erbschaft und Legat, durch Kauf, Eroberung und gelegentlich durch Schenkung. Sie verloren sie durch Todesfälle in der Familie, durch Gerichtsurteile zu ihren Ungunsten, durch Verkauf oder militärische Niederlage. Und sie verteidigten sie mit ihrem Gefolge von Rittern, mit dem Segen einer dienstbaren Geistlichkeit und mit ganzen Heerscharen von Anwälten.

Wie schon an anderer Stelle vorgeschlagen, kann man die dynastischen Verflechtungen des Mittelalters vielleicht am besten in Analogie zu den internationalen Konzernen heutiger Zeit verstehen.[33] In gewissem Sinne war die Vereinigung aus Königtum und Grafschaft ein politisches Unternehmen, und »Aragón« war eine bekannte Marke. Das Unternehmen verließ sich für seinen Schutz auf seinen militärischen Firmenzweig, doch seine wichtigsten Aktivposten waren das Land und das Geld, das durch Abgaben und Steuern hereinkam. Alle Teilterritorien genossen ein großes Maß an Autonomie, die Adligen bildeten eine lokale Managerschicht, die die Tochterfirmen führte. Die *Corts* oder Versammlungen, in denen die Adligen die Richtung vorgaben, waren die Vorstände der Tochterfirmen. Durch Konvention war vorgegeben, dass die Dynastie die Elite der Spitzenmanager – die CEOs – stellte, die durch ihren königlichen Status aus der Masse herausgehoben waren und, wenn es die Umstände erforderten, von Firma zu Firma, von Land zu Land zogen. Man sollte zudem nicht vergessen, dass das »Unternehmen« Aragón-Barcelona überhaupt erst durch die zufällige Fusion von 1137 entstand.

Geografische Nähe ist ebenfalls von Bedeutung: Die Grafschaft Barcelona und das Königreich Valencia, die im 12. und 13. Jahrhundert zu Aragón kamen, galten mit der Zeit als Kernland, als die wesentlichen Territorien des »inneren Reiches«, im Unterschied zum »äußeren Reich« jenseits des Meeres. Dennoch sehen sich Historiker einem ganz realen Problem gegenüber, wenn sie Aragóns weit verstreute Länder zusammenfassen wollen. In jüngerer Zeit haben sie häufig vom »aragonesischen Reich« oder vom »Aragónesisch-katalonischen Reich« gesprochen. Missmutige scholastische Einwände, dass aragon nicht dasselbe sei wie das antike Römische Reich oder das moderne British Empire, führen nicht da weiter. Wichtiger ist nämlich, dass diese unhistorische Begrifflichkeit ihren Zweck erfüllt: Die Krone Aragón war zwar dynastischen Ursprungs und ihrem Wesen

nach dezentral, aber sie war mehr als ein Sammelsurium zufälliger Erwerbungen. Sie bildete eine dauerhafte politische Einheit mit einer gemeinsamen Treuepflicht, gemeinsamen Traditionen, gemeinsamen kulturellen Neigungen und starken wirtschaftlichen Binnenbeziehungen.[34] Wie man dieses Gebilde klassifiziert, ist zweitrangig. Nach Meinung eines Wissenschaftlers, der sich vor allem mit dem Goldenen Zeitalter Spaniens beschäftigt, zählte es zu den »beeindruckendsten Staaten des mittelalterlichen Europa«.[35]

Die Erben und Nachfolger von Alfons II. und Alfons I. regierten zehn Generationen lang in direkter männlicher Linie. Um die Sache noch komplizierter zu machen, führten sie alle einen aragonesisch-spanischen Namen neben ihrem katalanischen und wurden als Könige von Aragón bzw. Grafen von Barcelona teilweise unterschiedlich gezählt. Auch für ihre Beinamen gab es jeweils eine aragonesische und eine katalanische Form[D]:

1137–1162 Petronila von Aragón und Ramón Berenguer IV. El Sant
1162–1196 Alfonso II. El Casto/Alfons I. El Trobador
1196–1213 Pedro II. El Católico/Pere I. El Catòlic
1213–1276 Jaime I. El Conquistador/Jaume I. El Conqueridor
1276–1285 Pedro III. El Grande/Pere II. El Gran
1285–1291 Alfonso III. El Franco/Alfons II. El Liberal
1291–1327 Jaime II. El Justo/Jaume II. El Just
1327–1336 Alfonso IV. El Benigno/Alfons III. El Benigne
1336–1387 Pedro IV. El Ceremonioso/Pere III. El Ceremoniós
1387–1396 Juan I. El Cazador/Juan I. El Caçador (der Jäger)
1396–1410 Martin I. El Humano/Marti I. L’Humà
1410–1412 Interregnum.[36]

Das Herrschaftsgebiet dieser Könige dehnte sich über diese ganze lange Zeit hinweg immer weiter aus. Es gab tatsächlich keinen Zeitraum zwischen dem 12. und dem späten 15. Jahrhundert, in dem sich Aragóns »Reich« nicht entweder neue Länder einverleibte oder intensiv damit beschäftigt war, mit ihnen fertig zu werden. Schon in den ersten Jahrzehnten nach dem Zusammenschluss kamen verschiedene wertvolle Gebiete hinzu. Während Ramón Berenguer El Sant auf seine Hochzeit mit Königin Petronila wartete, kämpfte er unablässig gegen die Mauren und errang 1148 die Herrschaft über Tortosa im Süden wie auch über Lleida (Lérida) im Nordwesten. Das Rosselló fiel seinem Sohn in die Hände, Montpellier seinem Enkel in den Schoß.

Das Rosselló wahrte seine Unabhängigkeit fünfzig Jahre länger als die Cerdanya, wurde aber 1172 auf die gleiche Weise vereinnahmt. Dieses Gebiet war von großer strategischer Bedeutung, weil es nicht nur den bequemsten

Pyrenäenübergang auf der alten Via Augusta kontrollierte, sondern auch die quer dazu laufende Handelsroute zwischen dem Atlantik und dem Mittelmeer. Es besaß einen wertvollen Hafen in Colliure (Collioure) und eine beeindruckende Linie stark befestigter Burgen, darunter Perpinya (Perpignan), zum Languedoc hin. Aufgeteilt war es in drei alte *comarcas* oder »Bezirke«: El Gonflent mit dem Hauptort Prada (Prades) im Tal der Têt, das Vallespir im Tal der Tech und das subalpine Capcir am Oberlauf der Aude.

In den fünf Jahrhunderten, die das Rosselló zu Katalonien gehörte, diente es als nordöstliches Bollwerk des aragonesisch-katalanischen Kernlandes. Wiederholt wehrte es französische Angriffe ab. Als die Franzosen während des Albigenserkreuzzugs gegen die häretische Sekte der Katharer im frühen 13. Jahrhundert ins Languedoc kamen, stand es fest gegen die Ehrfurcht einflößende Macht aus Carcassonne. Dennoch versuchten die meisten französischen Heere hier, sich Zutritt zur Iberischen Halbinsel zu verschaffen. In einem berühmtberüchtigten Fall war es ein Abt, der dem französischen König persönlich den Weg durch die Verteidigungslinien wies:



Vier Mönche, die aus Toulouse stammten und in einem Kloster bei Argelès waren, kamen zum König von Frankreich. Einer derselben war der Abt des Klosters… Selbiger Abt nun sprach zum König von Frankreich: »Herr, ich und diese anderen Mönche, wir sind Eure Landsleute und Untertanen … Wenn es Euch beliebt, wollen wir Euch einen Durchgang zeigen … Schickt nur einen Eurer *richs homens* mit tausend Rittern hin und gebt ihm eine gehörige Zahl Fußvolk mit, dass sie mit dem Werkzeug einen Weg bahnen. Voran können etwa tausend Mann zu Fuß ziehen, damit, wenn der Feind etwas merkt, er erst mit diesen zu tun hat, dieweil die anderen, die am Weg arbeiten, ihr Werk ungestört fortsetzen. Also, Herr, könnt Ihr wahrhaftig mit Eurem ganzen Heer passieren …« Der König von Frankreich sprach: »Abt, woher wisst Ihr das?« »Herr, weil unsere Leute und Mönche tagtäglich dahin gehen, Holz und Kalk zu holen. Man nennt diesen Weg den Pass von Massana. Fragt nur den Graf von Foix, der diese Gegend gut kennt, … so werdet Ihr hören, dass es so ist.« »Nein«, sagte der König, »ich werde niemand fragen, ich traue Euch; noch diese Nacht soll geschehen, was erforderlich ist.«37

Dies war nicht das erste und sicherlich nicht das letzte Mal, dass französische Soldaten in Katalonien auftauchten. Aber sie hatten selten Erfolg. In diesem Fall starb der französische König bei seiner Rückkehr nach Frankreich in Perpinya.[38]

Montpellier, eine direkte Nachbarstadt von Nîmes und Arles, liegt jenseits der Ebene des Languedoc, 130 Kilometer vom Rosselló entfernt. Es ist die einzige größere Stadt in Languedoc-Septimania, die keine römischen Wurzeln hat, sondern rund um einen befestigten Hügel gewachsen ist, auf dem sich die Einwohner vor sarazenischen Raubzügen in Sicherheit brachten. Montpellier entwickelte sich wegen seiner Nähe zum Rhône-Tal und der Grenze zum Heiligen Römischen Reich zu einem dynamischen Handelszentrum – in dieser Hinsicht wurde es erst im Späten Mittelalter vom damals aufstrebenden Marseille übertroffen. Die berühmten Rechts- und Medizinschulen von Montpellier waren Mitte des 12. Jahrhunderts gut eingeführt, und ihre Toleranz gegenüber Muslimen, Juden und Katharern mehrte noch den Ruf der Stadt.

Montpelliers Verbindung zur Krone Aragón entstand im Jahr 1204 durch die Ehe von König Peter II. mit der Erbin Dame Marie de Montpellier. Die Stadt mit ihrem großen besteuerbaren Reichtum bildete die Mitgift der Braut. Ihren Platz in der aragonesischen Geschichte allerdings sicherte sie sich als Geburtsort von Maries Sohn Jaime El Conquistador, Jakob »dem Eroberer«. Im Jahr 1208 verkündete seine Mutter in ihrer Heimatstadt die Schwangerschaft:

Die Ratsherren der Stadt … verordneten, dass [sie] den Palast und die Königin nicht verlassen würden, und auch die Frauen und Fräulein nicht, die mit dabei gewesen, bis dass die neun Monde vorüber wären … So blieben sie zusammen bei der Königin in großem Vergnügen, und ihre Freude wurde noch viel größer, als sie sahen, dass es Gott gefallen hatte, ihre Absicht zu erfüllen; denn die Königin war gesegneten Leibes, und am Ende von neun Monden, wie es der Lauf der Natur ist, gebar sie einen schönen, stattlichen Sohn, der war geboren zum Heil der Christen und besonders zum Heil seines Volkes … und mit großer Freude und Lust tauften sie ihn in der Kirche unsrer lieben Frau von les Taules. Und mit Gottes Gnade gaben sie ihm den Namen En Jaime, und er herrschte lange Zeit siegreich und förderlich dem katholischen Glauben und vornehmlich zum Frommen aller seiner Vasallen und Untertanen.
Und der Infant En Jaime wuchs heran und nahm in einem Jahr mehr zu denn ein andrer in zweien. Und es währte nicht lange, so starb sein Vater, der gute König, und er wurde gekrönt zum König von Aragón und Graf von Barcelona und Urgell und Herrn von Montpellier.[39]

Die Verwaltung von Montpellier war nicht gerade einfach. Vor 1204 hatten sich die Vorgänger von Dame Marie die

Rechtsprechung in der Stadt mit den Bischöfen von Maguelonne geteilt. Dann jedoch verkauften die Bischöfe ihren Teil der Stadt an den König von Frankreich. Jetzt mussten die aragonesen mit französischen Beamten zusammenarbeiten, und zwei Gerichtssysteme, ein aragonesisches und ein französisches, standen parallel nebeneinander.

Dadurch war Montpellier frei von direkter königlicher Kontrolle und der damit einhergehenden restriktiven Gesetzgebung und wuchs schnell. Am Ende des Jahrhunderts hatte die Stadt etwa 40.000 Einwohner; sie besaß eine blühende Seidenindustrie, war ein Umschlagplatz zwischen See- und Binnenhandel, vor allem im Gewürzhandel, und zog damit eine dynamische Finanzbranche an. Viele wegweisende Techniken des Kredit- und Bankwesens gelangten in argonesischer Zeit von Italien nach Montpellier.

Die relative Unabhängigkeit machte Montpellier oft zum Ziel von Flüchtlingen. Entflohene Leibeigene, Schuldner, Verbrecher, die sich der Gerichtsbarkeit entziehen wollten, und Häretiker suchten Zuflucht in den geistlichen Häusern der Stadt. Eine Untersuchung dieser Situation, die der König von Frankreich 1338 veranlasste, hat uns eine reiche Sammlung von Berichten hinterlassen. Die städtischen Gerichte waren alles andere als milde; das Urteil lautete häufig Verbannung oder Exekution. In einem Fall wurden vier Ausländer zu dem Geständnis gezwungen, sie hätten einen Doktor der Rechte angegriffen, ihn für tot gehalten und sich dann nicht weiter um ihn gekümmert. Auf der Stelle wurden sie wegen Mordes hingerichtet, während sich ihr Opfer von dem Übergriff erholte.[40]

Montpellier beherbergte auch eine große jüdische Gemeinde, die sich vor allem der Medizin, dem Geldverleih und der Rechtsprechung widmete. Ihre medizinischen und finanziellen Aktivitäten kamen allen ihren Mitbürgern zugute; die Auseinandersetzungen indessen waren meist theologischer Natur und richteten sich gegen jüdische Glaubensbrüder. Die Korrespondenz zwischen Abba Mari von Montpellier und Rabbi Ibn Adret von Barcelona dokumentiert zum Beispiel einen konzertierten Angriff auf die Autorität des großen kastilischen Gelehrten Maimonides durch den bekannten Talmudisten Solomon von Montpellier und seinen Kreis.[41]

Die römische Kirche war seit den Tagen des Römischen Reiches auf der Iberischen Halbinsel zu Hause. Ein Märtyrer

der römischen Christenverfolgungen, der hl. Vinzenz von Zaragoza, Diakon des Bischofs von Valencia, stammte aus Osca (Huesca). Seine Verehrung konnte sich zwar behaupten, die Kirche an sich aber hatte in den Jahrhunderten muslimischer Herrschaft große Rückschläge zu verkraften. Die *Reconquista* gab dem iberischen Katholizismus seine intensive Spiritualität wie auch seine Militanz. Die beiden Erzdiözesen des Königreichs – Zaragoza für Aragón und Tarragona für Katalonien – waren im 12. Jahrhundert der muslimischen Kontrolle entwunden worden. Viele Kirchen wurden wie die Kathedrale in Huesca innerhalb der Mauern »umgewidmeter« Moscheen eingerichtet.

Eine entscheidende Rolle spielte der hl. Ollegarius (Oleguer Bonestry, um 1060–1137), Erzbischof von Tarragona, der 1127 das Kirchenkonzil von Barcelona leitete, die Ehe seines Grafen mit Königin Petronila aushandelte und dann die kirchlichen Strukturen in den Diözesen Lleida, Girona, Urgell, Vic, Tortosa und Solsona festigte. Die spätere Unterordnung des Bistums Valencia unter den Erzbischof von Tarragona jedoch verärgerte die kastilischen Erbischöfe von Toledo, die für sich den Vorrang in allen zurückeroberten Ländern forderten.

Aragón-Katalonien war indirekt auch vom Krieg der Kirche gegen die Häresie der Katharer im benachbarten Languedoc betroffen. Der Konflikt führte 1232 zur Entstehung eines Inquisitionskomitees und förderte den Aufschwung militarisierter Kreuzritterorden und Organisationen wie dem »Orden der Allerseligsten Jungfrau Maria von der Barmherzigkeit zum Loskauf der Gefangenen«. Dennoch betonten viele führende Geistliche des Reiches die nichtmilitärischen Aspekte des Glaubens. Der hl. Raimund von Penyafort (um 1175–1275) aus Vilafranca war nicht nur der Beichtvater Jakobs I., sondern auch der führende Kirchenrechtler seiner Zeit. Der hl. Arnau de Gurb, Bischof von Barcelona von 1252 bis 1284, förderte den Dialog mit Juden und Muslimen; es gab bis zum Judenprogrom in Valencia im Jahr 1391 kein größeres Blutvergießen aus religiösen Gründen. In späteren Zeiten brachte die Kirche von Aragón-Katalonien zahlreiche berühmte Prälaten hervor, wie etwa Kardinal Berenguer de Anglesola (gest. 1408), päpstlicher Gesandter und eine Zeit lang Bischof von Huesca, oder Kardinal Joan de Casanova OP (1387–1436), Dominikaner und Bischof von Elne. Der in Barcelona

geborene und in Florenz bestattete Geistliche war königlicher Beichtvater und Auftraggeber des *Stundenbuchs* des Königs Alfons.[42]

Wie in allen mittelalterlichen Königreichen war die Krönung des Monarchen ein Akt größter Bedeutung, der die Zusammenarbeit von Kirche und Staat sicherte. Die Zeremonien, die traditionell in der Kathedrale von Zaragoza stattfanden, führten den Zuschauern eindringlich vor Augen, dass Gott die Monarchie wollte:

Am Karfreitagabend [1328] ließ der Herr König [Alfonso El Benigno] bekannt machen, dass am Samstagmorgen, dem Tag vor Ostern, ein jeglicher die Trauer ablege, die er um seinen Vater, den Herrn König, trug, und solle sich jedermann den Bart scheren und das Fest beginnen …
Also den Samstagmorgen, als das Halleluja vorüber war und die Glocken ertönten, war jedermann bereit, nach dem Befehl des Herrn Königs das heilige Fest zu beginnen … Als nun das Zeichen mit der Glocke gegeben war, trat der Herr König seinen Zug an aus Aljaferia nach [der Kirche] San Salvador in folgender Ordnung: Zu allererst voran ritt [eine Ritterprozession mit Zeremonialschwertern] und hinter dem Schwert des Herrn Königs kamen zwei Wagen des Herrn Königs mit zwei [entzündeten] Wachskerzen, deren jede mehr als zehn Zentner Wachs enthielt …
Auf diese zwei Kerzen folgte der Herr König auf seinem Ross mit dem schönsten Harnisch, der je von Meisterhand gemacht worden war, und sein Schwert, das man, wie schon gesagt, vor ihm hertrug, war so reich und stattlich besetzt, wie noch nie ein Kaiser oder König eins trug.

Die Wache ging die ganze Nacht hindurch, begleitet von zwei heiligen Messen:

Als sie fertig waren, und der Herr König gebetet hatte, küsste er das Heft des Schwertes und gürtete sich es selber um; dann zog er es aus der Scheide und schwang es dreimal: Und indem er es das erste Mal schwang, erkärte er allen Feinden des heiligen katholischen Glaubens den Krieg; beim zweiten Male versprach er, Waisen, Unmündige und Frauen zu schützen; beim dritten Male verhieß er Gerechtigkeit sein Leben lang … Darauf salbte ihn der Herr Erzbischof mit dem heiligen Salböl auf die Schulter und den rechten Arm …
Indes nahm der Herr König selber die Krone vom Altar und setzte sie sich aufs Haupt … Und … die Herren Erzbischöfe und Bischöfe und Äbte und Prioren und die Herren Infanten [sangen] mit lauter Stimme *Te Deum laudamus.* Während sie noch sangen, nahm der Herr König das Zepter mit der rechten Hand und tat es in die linke. Dann nahm er den Apfel in die rechte …
Als dies alles fertig und das Evangelium gesungen war, weihte der Herr König mit großer Demut abermals sich selber und seine heilige Krone Gott dem Herrn, kniete andächtig vorm Altar … So ging er hin und setzte sich vor dem Altar zu San Salvador auf den Königsthron, legte Zepter und Apfel auf den Altar, ließ die Adligen … zu sich kommen und schlug sie zu Rittern …[43]

Bekanntlich existierten Christentum und Islam in verschiedenen Teilen der Krone Aragón friedlich nebeneinander. »Nirgendwo war der Kontakt zwischen den beiden Kulturen enger als am Golfe du Lion«, schrieb

Christopher Dawson; vor allem die Grafschaft Barcelona »war eine Art Brücke zwischen den beiden Welten«.[44] Doch die Muster waren nicht überall dieselben. In den von der *Reconquista* frisch eroberten Ländern waren die Mauren noch immer in der Überzahl. In den meisten Städten Aragóns und Kataloniens lebten sie in abgeschlossenen Vierteln – dennoch passten sie sich sprachlich immer sehr schnell an. Auf dem Lande waren sie oft der Aufsicht der Tempelritter unterstellt. Auch die Juden lebten für sich, wie es ihre Talmud-Regeln forderten, spielten aber eine fruchtbare Rolle im intellektuellen, medizinischen und wirtschaftlichen Leben der Stadt. Toleranz und Unterdrückung allerdings sind kaum quantifizierbar. Eine bekannte Studie zur *convivencia* von Mauren und Christen im Aragón des 14. Jahrhunderts berichtet, dass die gut organisierten mudéjar-Gemeinschaften gute und schlechte Zeiten erlebten, und kommt zu dem Schluss: »Die allgemeine Situation der Muslime, ob erwünscht oder unerwünscht«, hing *nicht* von »der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit christlicher Obrigkeiten« ab.[45]

Ähnliches gilt wohl auch für die jüdische Gemeinde. Vor dem Ende des 15. Jahrhunderts war die Krone Aragón neben Polen-Litauen eines der wenigen Länder Europas, in denen es den Juden gut ging. Eine besonders wichtige Rolle spielten sie unter Jakob dem Eroberer. Benveniste de Porta (gest. 1268), der Bankier des Königs, gab Kredit auf die königlichen Steuern und wurde, als die Krone mit über 100.000 *sous* im Minus stand, zum königlichen Steuerpächter. Moses ben Nahman Gerondi (genannt Nahmanides, 1194–1270), war ein berühmter katalanischer Rabbi und Philosoph aus Girona. Er spielte die Hauptrolle in Streitgesprächen sowohl unter Juden wie auch zwischen Juden und Christen. In den Dreißigerjahren des 13. Jahrhunderts fungierte er als Vermittler im Konflikt zwischen Solomon von Montpellier und Maimonides, und 1263 nahm er an der hitzigen Disputation von Barcelona mit dem Konvertiten Pablo Christiani teil. Sein Thora-Kommentar besaß bleibenden Einfluss, weil er alternative Deutungen kontroverser Bibelstellen umfasste. Nachdem Nahmanides durch die Machenschaften seiner dominikanischen Widersacher ins Exil getrieben worden war, gründete er in Jerusalem eine bis heute bestehende Synagoge.

Unter den mittelalterlichen Reisenden waren immer viele Pilger. Diese hatten verschiedene Ziele: Die bekannteste

Wallfahrt brachte Tausende in die Benediktinerabtei Montserrat in den Hügeln hinter Barcelona, wo man die wundertätige Verge *negra* – die Schwarze Madonna *La Morenta*, die Schutzpatronin Kataloniens – verehrte. Das Kloster Ripoll nahe Girona war berühmt wegen der dortigen Grablege des Grafen Wilfried des Haarigen, der Bibliothek und der Gemeinschaft gelehrter Mönche, die arabische Handschriften studierten, antikes Wissen für die Nachwelt bewahrten und die Chroniken der Grafen von Barcelona schrieben.[46] Die Könige und Grafen förderten vor allem die Zisterzienserabtei Poblet im Bezirk Tarragona. Das königliche Pantheon dort, gekrönt von einem großartigen gotischen Oktogon, beherbergte die Gräber fast aller Monarchen.

Alle Städte Aragóns und Kataloniens rühmten sich prächtiger Kathedralen, und das Land war überzogen von mächtigen Burgen, die vom Siegesstolz der *reconquistadores* kündeten. In der Hochzeit des Burgenbaus hatten Aragón und Katalonien die Verteidigungsmauern der Christenheit bemannt, und die sich verschiebende Grenze zu den Mauren hatte nach immer neuen Befestigungslinien verlangt. Manche dieser Festungen, wie Loarre in Huesca oder die mächtige Aljaferia in Zaragoza, waren königliche Gründungen. Andere wie Cardona oder Peratallada oder Alcañiz in Teruel wurden von adligen Kriegsherren errichtet, und sie alle waren Symbole der mittelalterlichen Binsenweisheit, wonach der Glaube und das Schwert immer Hand in Hand gingen. Die Krone Aragón konnte sich zudem ihrer sieben Universitäten in Montpellier, Perpignan, Barcelona, Valencia, Catania und später Palermo und Neapel rühmen.

Viele Pilger zogen auf dem Weg zum Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostela durch Aragón oder Katalonien; eine Station auf dem Jakobsweg war das Kloster San Juan de la Peña nahe Jaca. Das im 11. Jahrhundert unter einem überhängenden Felsen am Grunde einer Schlucht errichtete Kloster war die Heimat der geistlichen Chronisten von Aragón und beherbergte Aragóns erstes königliches Pantheon. Diese Gräber verlangten von ihren Besuchern wohl damals schon ein außergewöhnliches historisches Wissen. So lautet eine Inschrift: »HIC REQUIESCIT FAMULUS DEI GARCIAS XIMENEZ PRIMUS REX ARAGONUM, QUI AMPLIAVIT ECCLESIAM SANCTI JOHANIS IBIQUE VITA DEFUNCTUS SEPELITUR« Sie bezieht sich auf einen »ersten König von Aragón«,

wahrscheinlich den halb sagenhaften Garcí Ximénez, der wohl lange vor Ramiros Zeit im 8. Jahrhundert unter der Oberherrschaft Navarras in Sobrarbe regierte. Eine andere Inschrift ist leichter zu verstehen: »HIC REQUIESCIT EXIMINA, MULIER RODERICI CID« (»Hier ruht Eximina, die Ehefrau von Rodrigo, El Cid«).[47]

Seine lange Regierungszeit gab Jakob I. die Chance, ein noch immer verwundbares politisches System auszubauen und zu konsolidieren. Er war, wie wir gesehen haben, während des Albingenserkreuzzugs in Montpellier geboren worden und lebte offenbar einige Zeit am Hof von Simon de Montfort, dem Anführer der Kreuzritter. Allerdings stand seine Regierung anfangs unter keinem guten Stern, weil er den unglückseligen Plan verfolgte, sein Königreich mit dem von Navarra zu vereinigen, und es sollte einige Jahre dauern, bevor er seine königliche Autorität wirklich durchsetzen konnte. Dann aber, Ende der 20er-Jahre des 13. Jahrhunderts, schob Jakob innenpolitische Probleme beiseite und wandte sich der Außenpolitik zu. Im Jahr 1229 griff er die von den Mauren kontrollieren Balearen an und erklärte sich selbst zum »König von Mallorca«. Drei Jahre später betrat er das alte Revier El Cids in Valencia. Nach zwei Jahrzehnten Krieg unterzeichnete er im Jahr 1258 mit dem französischen König den Vertrag von Corbeil und erreichte dadurch eine gegenseitige Anerkennung der Grenzen und aller Herrschertitel.

Später sollte Jakob I. noch das berühmte katalanische *Llibre dels Fets* oder »Buch der Taten« schreiben, eine autobiografische Chronik seines Lebens und seiner Zeit. Die Handschrift, die heute in der Nationalbibliothek von Barcelona liegt, ist in einer dem Okzitanischen verwandten Mundart verfasst. Großzügig sorgte er für seine zehn ehelichen und zahlreiche uneheliche Kinder. Sein Testament, 1262 geschrieben, sah die Aufteilung seiner Reiche unter seine zwei ältesten Söhne vor. Einer von ihnen sollte Aragón, Katalonien und Valencia erben. Der andere, der den Titel des »Königs von Mallorca« trug, sollte die Balearen, das Rosselló, die Cerdanya und Montpellier bekommen.

Die Besitzungen Jakobs I. boten ein Kaleidoskop an Sprachen, Religionen und Kulturen. Das religiöse Spektrum reichte vom mehr als glühenden Katholizismus bis zum Judentum und zum Islam. Die urbane Kultur der großen Städte war Welten entfernt vom Leben in den Hirtengemeinden der Pyrenäen, und nichts beeindruckte so

sehr wie die Dynamik des mittelalterlichen Barcelona. Die alte Stadt über dem Hafen wurde beherrscht von der Kathedrale Santa Eulalia und dem dicht bewohnten städtischen Verwaltungsbezirk, dem Barri Gótic. Auf der einen Seite lag der alte, aber nicht sonderlich beeindruckende *Palau Reial*, die Residenz der Grafen, auf der anderen Seite das jüdische Viertel *El Call*. Ein Gewirr enger Gassen erstreckte sich dort, wo sich heute die *Ramblas* befinden, hinunter zum Sandstrand. In der Zeit Jakobs I. fehlten der Stadt, die durchaus schon eine geschäftige Metropole war, noch viele ihrer späteren schmückenden Bauten. Am Nordende war die *Lonja*, Sitz des Consulado del Mar und Treffpunkt ausländischer Kaufleute, in einem Behelfsbau untergebracht. Am Südende befanden sich die *Drassanes* oder königlichen Werften mit ihrem geschäftigen Durcheinander in den frühen Phasen der Expansion.

Die beeindruckenden Paläste der *Generalitat* und des *Ajuntament*, in denen später die Stadtversammlungen abgehalten wurden, waren noch ein ferner Traum. Hinter den Hafenanlagen stand Santa Maria del Pi, die Kirche der städtischen Gilden, während das Hospital de la Santa Creu die medizinische Versorgung gewährleistete. Um diese Gebäude herum zog sich an der Landseite eine durchgehende Stadtmauer. Vor ihnen lagen Handelsschiffe und Kriegsgaleeren vor Anker oder auf dem offenen Strand auf Kiel.[48]

Jeder, der Barcelona sah, verstand sicher, dass die wachsende Macht zur See den Staat reicher und stärker machte. Die *Drassanes* in Barcelonas Hafen waren nur die sichtbare Ausgangsbasis eines sich ausweitenden Netzwerkes. Die Strategie, eine ständige königliche Flotte zu bauen, wird schon dem Vater des Eroberers, Peter II, zugeschrieben, der von einem *regne dins el mar*, »einem Königtum im Meer« träumte. Doch das erforderte langfristiges Engagement und gewaltige Ressourcen an Geld, Männern und Material. Die Waffe der Wahl war die seetüchtige Galeere, angetrieben durch eine Kombination aus Segeln und Rudern, die neueste Variante der altgriechischen Bi- und Triremen. Wenn die Ruder ins Spiel kamen, konnten diese Galeeren eine verheerende Beschleunigung erreichen. Die größten wurden von 100 oder sogar 150 Rudern vorwärtsgetrieben, die jeweils mit zwei oder drei Ruderern besetzt waren. Jede Galeere trug einen Rammsporn am Bug, ein Arsenal von Katapulten für den

Angriff und eine Kompanie Armbrustschützen zur Verteidigung.[49]

Auch wenn es häufiger zu Seeschlachten kam, war aber vor allem eine von einem gern gelesenen Chronisten in Erinnerung geblieben:

Als nun die Galeeren des En Corral Llanza die zehn Galeeren herankommen sahen, segelt sie ihnen entgegen: Und die Sarazenen, die sie heransegeln sahen, schrien mit lauter Stimme auf Sarazenisch: »Drauf los! Drauf los«, und fuhren mit entsetzlichem Ungestüm den Galeeren des En Corral Llanza entgegen. Diese stellten sich im Kreis alle vier dicht beisammen und hielten Rat. Und En Corral Llanza sprach zu seinen Leuten: »Ihr Herren wisst, dass der Segen Gottes mit dem Herrn König von Aragón ist und mit all seinen Untertanen. Auch wisst ihr, welch herrliche Siege er über die Sarazenen gewonnen … Darum bitte ich euch alle, dass ihr eingedenk seid der Macht Gottes und der heiligen Jungfrau Maria, des heiligen katholischen Glaubens und der Ehre des Herrn Königs und der Stadt Valencia und des gesamten Reiches; Mutig drauf los, wie wir vier Galeeren beisammen sind! Heute wollen wir Taten tun, dass man in ewigen Zeiten von uns reden soll.« …

Da riefen sie alle: »Drauf los! Drauf los! Sie sollen uns alle nicht entgehen!« … Und alsbald ließ er die Trompeten blasen und die Pauken schlagen, und mit lautem Geschrei fingen sie an gewaltig dreinzuhauen. Die vier Galeeren aber fuhren ganz ruhig, ohne viel Geschrei und laute Worte und ohne Spektakel mitten unter die zehn Galeeren, und da entstand ein schwerer, harter Kampf, der dauerte vom Morgen bis zum Abend, und es wagte keiner auch nur zu essen oder zu trinken.

Aber unser Heergott und seine gebenedeite Mutter, von welchen aller Segen und alles Glück des Herrn Königs von Aragón kommt, verlieh den Unsrigen den Sieg, dergestalt, dass alle zehn Galeeren in Grund gebohrt wurden und die Mannschaft getötet und gefangen … Und so kehrten sie mit großem Ruhme und mit glänzendem Siege nach Valencia zurück samt den Galeeren, die sie erobert hatten, und einer großen Menge Sarazenensklaven, die sich unter dem Verdeck versteckt hatten.[50]

In den Augen des Chronisten war es ganz offensichtlich eine Sünde, wenn Sarazenen christliche Sklaven hielten, nicht dagegen, wenn Christen Sarazenen versklavten.

Die Balearen hat man als einen »strategischer Imperativ« für Aragón bezeichnet. Durch ihre Lage etwa 150 Kilometer vor der Küste Kataloniens beherrschten sie den Küstenhandel, den Zugang zur Straße von Gibraltar und die Verbindung nach Nordafrika. Sie boten kleineren Schiffen die nötigen Haltepunkte und gleichzeitig große Häfen, die als Marinebasen dienen konnten. Dennoch blieben sie noch lange nach dem Zusammenschluss von Katalonien und Aragón in maurischer Hand. Katalanische Seeleute müssen diese Festungen der Ungläubigen als einen Dorn im christlichen Fleich empfunden haben. Für König Jakob repräsentierten sie das drängendste aller Probleme.

Die Erobernug durch Jakob I., die 1229 begann, absorbierte stattliche logistische Ressourcen: Den ersten

Schlag gegen Mallorca (die »Größere Insel«) führte eine Galeerenflotte mit gepanzerten Truppentransportern im Schlepptau, deren Bug sich – wie bei den Landungsbooten an den Stränden der Normandie – öffnete und einen Schwall vorwärtsstürmender Infanterie freigab. Der König selbst beschrieb die Operationen im *Llibre dels Fets:*

Ein Teil der Flotte war in Cambrils stationiert, doch der größere Teil, bei dem wir selbst uns befanden, war im Hafen von Salou und auf dem Strand, und der Rest in Tarragona … Wir hatten 25 Großschiffe, 18 Tariden, 12 Galeeren und 100 Buzas und Galioten … Bovets Schiff, auf dem Guillem de Montcada segelte, sollte als Führungsfahrzeug dienen und musste eine Laterne als Licht tragen, während Carros Schiff die Nachhut bildete … Ich war auf der Galeere im hinteren Abschnitt.
Wir setzten am Mittwochmorgen von Salou aus Segel, mit einer Brise von Land her … Es war ein wunderbarer Anblick … Das ganze Meer war weiß von Segeln. Die Stunde der Vesper kam, und nahe der ersten Wache überholten wir das Schiff von Guillem de Montcada … und wir zogen die Laterne auf und grüßten sie … Die Mann-Schaft erwiderte, dass es das Schiff des Königs sei und dass wir hundertausendfach willkommen seien … und nachts und an der Spitze der Flotte segelnd, holten wir kein Segel ein oder änderten den Kurs, sondern wir ließen die Galeere dahinfliegen, so schnell sie konnte … Der Mond war schön und die Brise wehte von Südwest, und wir sagten, wir könnten nach Pollença gehen …[51]

Der König, der sich nicht um das heraufziehende schlechte Wetter gekümmert hatte, überlebte den Sturm, während der er zur Jungfrau Maria betete, und landete schließlich sicher auf der Insel. Die Soldaten verließen die Schiffe, ohne auf Widerstand zu stoßen. Doch dann sahen sie, dass sie nicht allein waren:

Die Sarazenen hatten sich vor ihnen aufgestellt mit etwa fünftausend Mann Fußvolk und zweihundert Reitern. Und Ramón de Montcada kam und sagte, dass er gehen und sie sich genauer anschauen wolle, [wobei er hinzufügte:] »Lasst niemanden mit mir kommen.« Und als er ihnen näherkam, rief er: »Lasst uns angreifen, denn sie sind nichts!« Und [Montcada] war der Erste, der angriff, und als die Christen die Mauren erreichten, auf eine Entfernung von allenfalls vier Lanzenlängen, ergriffen die Mauren die Flucht. Aber sie wurden mit solcher Schnelligkeit verfolgt, dass über eintausendfünfhundert Sarazenen starben, da man keine Gefangenen machen wollte. Nach dieser Tat kehrten unsere Männer zur Küste zurück.[52]

Damit waren die Fahrt nach Mallorca und die erste Schlacht beendet. An jenem Abend hielt der Bischof von Barcelona eine Predigt: »Barone … beherzigt dies: Wer bei dieser Aufgabe stirbt, tut dies im Namen unseres Herrn und gelangt ins Paradies, wo er ewigen Ruhm besitzt. Wer aber überlebt, dem werden Ehre und Ansehen sein ganzes Leben zuteil und der wird einen guten Tod haben …«[53]

Dann wurde die größte Stadt Madina belagert. Bei ihrer

Kapitulation ergaben sich die Almohaden-Herrscher unter der Bedingung, dass die Bevölkerung geschont werde. Madinas Hafen, der in Ciutat de Mallorca (heute Palma) umbenannt wurde, war fortan ein Partner Barcelonas und verwehrte feindlichen Schiffen den Zugang.

Menorca (die »Kleinere Insel«) wurde 1231 durch List eingenommen. Weil riesige Feuer auf den Felsen von Cap de Formentor auf Mallorca ein gewaltiges Feldlager vortäuschten, ergaben sich die Bewohner von Menorca kampflos und erkauften sich ihr Überleben als islamischer Vasallenstaat mit der Zusicherung eines jährlichen Tributs. Die Doppelinseln Eivissa (heute Ibiza) und Formentera eroberte der Erzbischof von Tarragona 1235 auf einem privaten Kreuzzug. Einer Sage zufolge stritt der Bruder des regierenden Scheichs mit diesem um eine Haremsdame und erzählte den Katalanen, die eine Belagerung begonnen hatten, von einem geheimen Tunnel. Nach der Einnahme wurden die arabischen Moscheen abgerissen und durch katholische Kirchen ersetzt.

Dann richtete der König sein Augenmerk auf Valencia, eine antike römische Hafenstadt und das Zentrum des maurischen *taifa*-Reichs von Balansiya. Die Eroberung begann etwas später als die der Balearen und zog sich länger hin – die Landschlachten endeten erst 1304. Aragonesische Truppen waren somit drei Generationen lang fast ständig bei Feldzügen auf den Balearen und an der Küste von Valencia im Einsatz.

Die Eroberung von Valencia ist immer als Aragóns Beitrag zum Kreuzzug gegen die Mauren gesehen worden, aber auch andere Motive spielten wohl durchaus eine Rolle. Indem sie gegen die Mauren kämpften, drängten die Aragonesen auch die Kastilier zurück, die schon früher Interesse an dem Gebiet angemeldet hatten. Zudem konnte König Jakob die Krone mit dem neu gewonnenen Kronland gegen den Adel stärken. Durch sein kluges Vorgehen bei der Besiedlung schuf er neue Güter und Einkommensquellen, von denen die Adligen ausgeschlossen waren.

Der Feldzug ging in Schüben vonstatten. Die Kämpfe dienten auch und vor allem der Verteidigung. In der ersten Phase 1232/33 eroberte Aragón die Bezirke Morella, Burriana und Peñiscola. Im Jahr 1237/38 zog Jakob I. in die »Stadt von El Cid« ein und gründete offiziell das Königreich Valencia. In der dritten Phase, 1243–1245, drangen die Aragonesen in Bezirke vor, die die Kastilier beanspruchten,

und man musste eine Demarkationslinie ziehen. Die vierte und letzte Phase wurde bis ins Jahr 1296 aufgeschoben und dauerte dann acht Jahre. Im Vertrag von Torrellas (1304) in seiner späteren Fassung wurde Alicante schließlich Valencia und Murcia Kastilien zugesprochen.

Wie man noch heute an der sprachlichen Entwicklung ablesen kann, erfolgte die Besiedlung des Königreichs Valencia auf zwei Wegen. Zum einen brachte der König katalanische Siedler in den Küstenstreifen und bestimmte damit einen katalanischen Dialekt als künftige Sprache Valencias. Zum anderen gründeten adlige Abenteurer private Güter in den Bezirken des Binnenlands und holten Siedler aus Aragón. Deren Nachkommen sprechen noch immer eine dem Aragonesischen ähnliche Sprache.[54]

Zwei Themen sollten im Übrigen die damalige Zeit prägen: Da war einmal das Schicksal der muslimischen Mauren, zum anderen die Regierungsform. Die christliche Bevölkerung von Valencia blieb noch viele Jahre deutlich in der Minderheit, und die geschlagenen Muslime wurden dringend gebraucht, um das Land in den eroberten Territorien zu bestellen. Die Frage einer generellen Vertreibung stellte sich also nicht; vielmehr wurde der Islam geduldet, solange seine Anhänger sich loyal gegenüber der lokalen politischen Führung verhielten. Die *mudéjares* von Valencia bildeten eine stabile muslimische Enklave auf der christlichen Iberischen Halbinsel.[55]

Die Regierung des Königreichs Valencia hatte weder Aragón noch Katalonien zum Vorbild. Denn auch wenn die Königswürde dauerhaft mit der Krone Aragón verbunden war, waren doch die *Furs de Valencia* oder »Gesetze von Valencia« durch ein langes, zähes Ringen zwischen der Krone und der ortsansässigen (christlichen) Gemeinde entstanden. In diesen Verhandlungen, die sich über den größten Teil des 14. Jahrhunderts hinzogen, spielte der Rat von Valencia eine wichtige Rolle. Sobald die *Furs* eingesetzt waren, wuchsen Valencias Macht und Reichtum zusehends. Der Wollhandel belieferte große Textilmanufakturen und förderte den Seehandel, der die Stadt zu einer würdigen Partnerin (und Rivalin) Barcelonas machte. Die elegante *Lonja de la Seda* oder »Seidenbörse«, die noch heute zu bewundern ist, belegt die weit gespannten Kontakte der Hafenstadt, und die *Taula de canvis* (»Wechseltafel«) diente gleichzeitig als Bank und als Börse.[56]

Ein Nebeneffekt der Eroberung von Valencia war der

bessere Zugriff Aragóns auf die Provinz Teruel, die im Landesinneren in direkter Linie zwischen Zaragoza und Valencia liegt. Das Terrain dazwischen ist jedoch überaus abweisend. Die Siedlertrecks wurden von einem felsigen Bergzug nach dem anderen blockiert – darunter die so treffend benannten Sierras Universales. Die Winter sind außergewöhnlich unwirtlich, und noch heute gibt es nur wenige, weit auseinanderliegende Straßen. Die Abgeschiedenheit hat Teruel zu einem bevorzugten Rückzugsgebiet iberischer Juden gemacht.

Die Berühmtheit des mittelalterlichen Teruel allerdings ist auf ewig verbunden mit einer Geschichte zweier unglücklich Liebender, Diego und Isabela, die dort im 13. Jahrhundert lebten. Ihr Grabmal ist noch heute in der Pfarrkirche zu bewundern (unerheblich, dass Boccaccio eine fast gleichlautende Geschichte aus Florenz erzählt). Die Marcillas und die Segaras in Teruel ähnelten den Montagues und Capulets in Verona. Die Seguras waren reich; die Marcillas verarmt. Als also Diego Marcilla um Isabela Seguras Hand anhielt, erklärte ihm deren strenger Vater, dass er genau fünf Jahre – und keinen Tag länger – habe, um sein Glück zu machen.

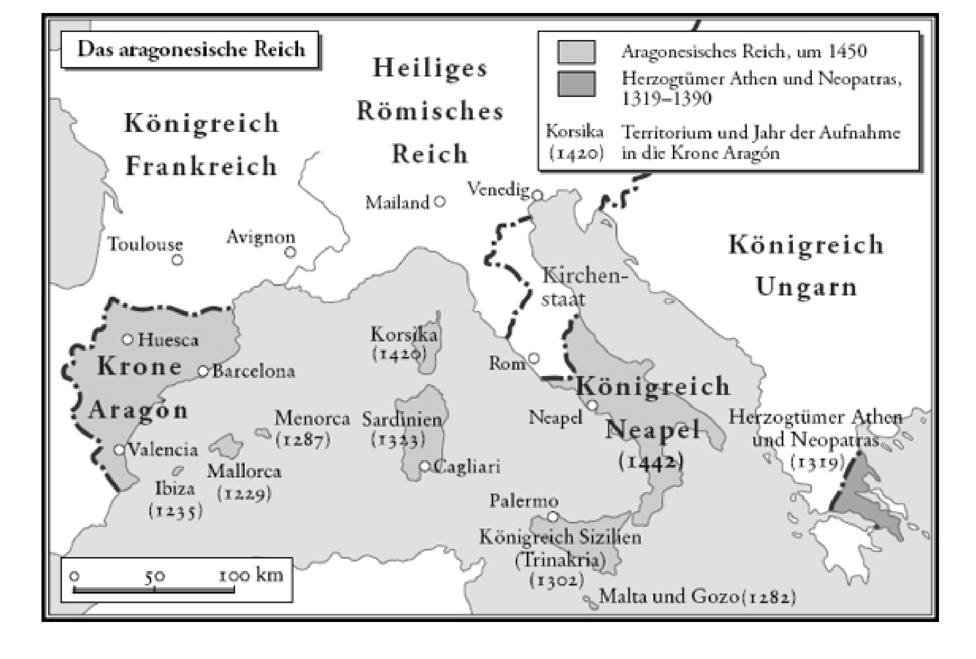
Fünf Jahre vergingen, und Diego kehrte nicht zurück. Am Tag nach dem Termin musste Isabela einen älteren Ritter heiraten. Während des Hochzeitsfestes entstand plötzlich eine große Unruhe. Diego war zurückgekommen, beladen mit Reichtümern und voller Sehnsucht nach seiner Dame. Er hatte die fünf Jahre vom Tag seiner Abreise an gerechnet, nicht wie die Seguras vom Tag seines Abschieds an. In jener Nacht schlich sich Diego in Isabelas Brautgemach und bettelte um einen Kuss. *»Besame«*, bat er, *»que me muero«* (»Küss mich, denn ich sterbe«). Isabela, die an ihr Ehegelübde dachte, wandte sich ab, und Diego fiel ihr tot zu Füßen. So folgte der Hochzeit am nächsten Tag eine Trauerfeier. Isabela beugte sich über Diegos Bahre, küsste ihn sanft auf die Lippen und fiel tot zu Boden. Die *amantes de Teruel*, im Leben getrennt, waren im Tode vereint.[57]

In eben jener Zeit heiratete der Thronfolger des Aragonesischen Reiches – der zukünftige Peter III. El Grande – die Erbin von Sizilien, Constanza von Schwaben. Die vierzehnjährige staufische Braut, die 1262 mit einer Galeerenflotte, über und über mit Schmuck behängt und mit prächtigem Gefolge in Barcelona ankam, führte eine bisher nicht gekannte Üppigkeit am Königshof ein. Die Tafel des

Königs zum Beispiel verlor ihre bisherige Askese, die durchgängig Hammel und freitags Fisch als Mahlzeit vorgesehen hatte. Die erhaltenen, genau geführten Haushaltsbücher zeigen, dass sich das kulinarische Repertoire des königlichen Haushalts schnell erweiterte. Rind, Ziege, Geflügel und gepökeltes Schweinefleisch mit Kohl wurden nicht nur bei Banketten, sondern auch an normalen Tagen serviert, und gebratene Taube taucht so häufig auf, dass man hier wohl von der Leibspeise der Prinzessin sprechen darf. Milch, Butter, weißer Zucker, Gewürze, Zwiebeln, Spinat und andere Gemüse wurden zu Dingen des täglichen Bedarfs, dazu große Mengen Nüsse und frisches Obst zum Frühstück. Überaus komplizierte Regeln wurden aufgestellt, die bestimmte Teile eines Schlachttiers bestimmten Dienstgraden von Köchen als Entlohnung zuordneten. Seife taucht in den Einkaufslisten auf – ein einschneidender Wandel in der täglichen Hygiene.[58]

Inzwischen hatten fünfzig Jahre königliche Kriegsführung den Adel in eine gute Verhandlungsposition gebracht. Die traditionelle Kriegerkaste schlug bereitwillig die Schlachten des Königs und wurde dafür reich mit Landschenkungen und Ehrungen belohnt. Doch in den letzten Regierungsjahren Jakobs I. stellte sie neue Forderungen: Die Adligen bildeten die sogenannte *Unión de Aragón* und forderten eine Charta ihrer Rechte und Privilegien, eine Festlegung der Machtbefugnisse des *justiciar* als des höchsten Provinzbeamten, eine Garantie des Rechtsstaats und das Versprechen, die Parlamente jedes Jahr zusammentreten zu lassen. Die Nachfolger Jakobs I. gaben ihren Forderungen nach und erkannten das *Privilegio General* (1283) und schließlich das *Privilegio de la Unión* (1287) an, das nachfolgende Könige jeweils neu bestätigen mussten. Das Dokument ist zu Recht als »Magna Charta Aragóns« bezeichnet worden.[59]

Die wachsende territoriale Basis der Krone Aragón lieferte zuverlässig Menschen und Steuern für weitere Eroberungen im Mittelmeerraum. Sobald die Balearen befriedet waren, konnten die Galeeren zu längeren Expeditionen ausgeschickt werden. In den zwei Jahrzehnten nach 1282 griffen sie Sizilien, die Inseln Malta und Gozo und sogar Griechenland an.



Sizilien ist die größte Insel im Mittelmeer. Wegen ihrer Dreiecksform war sie seit griechischer Zeit auch als »Trinakria« bekannt und hatte seitdem mehrere Siedlungswellen von Phöniziern, Griechen, Römern, Byzantinern, Arabern und Normannen erlebt. Der gewaltige Vulkankegel des Ätna im Osten und eine Hügellandschaft mit eingestreuten Wein- und Olivengärten prägen ihr Aussehen. Die am weitesten im Osten gelegene Hafenstadt Messina ist durch eine schmale Meerenge von Süditalien getrennt, während die westlichste Hafenstadt, Marsala, mit etwa 150 Kilometern gleich weit von Sardinien und Tunesien entfernt liegt. Im frühen 13. Jahrhundert lieferte die Hauptstadt Palermo die Kamele und den Harem für den exotischen Hofstaat des Reisekaisers Friedrich II. von Hohenstaufen (reg. 1215–1250), den sogenannten *Stupor Mundi*. Aufgrund der Rivalität zwischen den deutschen Häusern der Welfen und der Staufer wurde Kaiser Friedrich allerdings in eine Fehde mit dem pro-welfischen Kirchenstaat hineingezogen – der Papst exkommunizierte ihn ebenso wie seine Söhne Konrad und Manfred. Im Jahr 1266 ging das staufische Königreich Sizilien, das aus Süditalien und der Insel selbst bestand, durch päpstlichen Erlass an Charles d’Anjou, den Grafen der Provence.60

Aragóns Verbindung zu Sizilien verdankte sich der Unzufriedenheit des Volkes mit der angevinischen Herrschaft. Im Jahr 1282 wandten sich die Bürger von

Palermo gegen die angevinisch-französischen Besatzer und schlachteten sie in einem nächtlichen Gewaltausbruch ab, der später als »Sizilianische Vesper« in die Geschichte einging.[61] In dem sich daraufhin entspinnenden Kampf bat eine Gruppe früherer Anhänger der Staufer Aragón um Hilfe und bot Peter III., dem Ehemann von Manfreds Tochter Constanza, die Krone an. Der Appell zeigte ein gewisses Vertrauen in Aragóns neue Kampfkraft auf dem Lande wie auch zur See; der aragonesische Hof hatte lange auf ein solches Angebot hingearbeitet.

Im Krieg um Sizilien, der nicht weniger als zwanzig Jahre dauerte, stand der König von Frankreich praktisch allein gegen alle. Die Kämpfe konzentrierten sich auf eine Reihe von Seeschlachten, in denen die aragonesische Galeerenflotte den Angevinern erfolgreich das Anlanden ihrer Soldaten verwehrte.[62] Das Oberkommando fiel Jakob (Jaime) II. El Justo (1267–1327) zu, dem Sohn Peters III., der nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1285 den Anspruch auf den sizilianischen Thron übernahm. Architekt des Erfolges aber war zweifellos Admiral Ruggiero di Lauria (um 1245–1305), ein kalabrischer Seemann in Diensten Aragóns, der in sechs großen Seeschachten gegen eine feindliche Übermacht kämpfte und immer wieder durch Wagemut, List und überragende Seemannskunst siegte.[63]

Das Ergebnis im Jahr 1302 war letztendlich ein Kompromiss, in dem die Angeviner ihre Besitzungen auf dem *Continente* behielten und die Aragonesen die Insel bekamen.

Um die Nachwelt vollends in Verwirrung zu stürzen, trug das beschnittene angevinische Reich mit Neapel als Hauptstadt weiterhin die Bezeichnung Königreich Sizilien. Das neue aragonesische Reich auf Sizilien wurde anfangs Königreich Trinakria genannt.

Mit Bezug auf *den faro* oder Leuchtturm, der an der Küste der Insel an der Meerenge von Messina stand, wurde das angevinische Reich im täglichen Sprachgebrauch der Sizilianer allmählich zu *»La Sicilia di qua del faro«* oder »Sizilien jenseits des Leuchtturms«. Das aragonesische Reich war *»La Sicilia di qui del faro«* oder »Sizilien diesseits des Leuchtturms«. Um die Verwirrung perfekt zu machen, sahen die Kalabrier es natürlich genau anders herum. In ihren Augen war der Leuchtturm in Reggio die Spitze ihres Landes, und für sie lag Sizilien *»di qua del faro«.*

Die Krönung von Jaime El Justo von Aragón-Katalonien, die am 2. Februar 1286, also lange, bevor der Krieg gewonnen

war, in Palermo stattfand, war mehr als eine gottgefällige Zeremonie mit Symbolcharakter: Sie bot dem neuen König Gelegenheit, die Einwohnerschaft auf seine Seite zu bringen.

Als daher auf der ganzen Insel die Prälaten, Barone und Vertreter der Städte am 2. Februar 1286 zu einem Parlamente in Palermo zusammengekommen waren, fand sich Jakob [Jaime] mit der Königin und dem Infanten Friedrich daselbst ein; der Bischof von Cefalu, der Archimandrit von Messina und sehr viele Prälaten Siziliens, desgleichen die Bischöfe von Nicastro und Squillaci, krönten ihn dann im Namen Gottes und der Heiligen Jungfrau. In diesen Tagen rüstete der König mitten unter den Festen … auf eigene Kosten vierhundert sizilianische Edelleute als Ritter aus und verschenkte viele der nach der Vertreibung der französischen Barone an den Fiskus zurückgefallene Lehen nebst vielen anderen Gnaden, die er reichlich austeilte, wodurch er zugleich seine Freude über seinen Regierungsantritt an den Tag legen und sich, was ihm sehr nottat, desto mehr Stützpunkte im Innern verschaffen wollte …
Daher erließ er vor demselben Parlamente am 5. Februar, wie es damals der Brauch mit sich brachte, diejenigen die Verfassung betreffenden Verordnungen und Freiheitsbewilligungen, die unter dem Titel der Regierungsbeschlüsse Jakobs in der Sammlung der Gesetze des Königreichs Sizilien verzeichnet und den Worten nach als freiwillige Zugeständnisse aufgeführt … waren.[64]

Für Dante Alighieri, der im frühen 14. Jahrhundert schrieb, waren die Sizilianische Vesper und ihre Folgen zeitgenössische Ereignisse, die er in die *Divina Commedia* aufnahm. An den Küsten des Fegefeuers etwa trifft Dante auf den Schatten von Manfred, dem Sohn Kaiser Friedrichs II., der wie sein Vater im Kirchenbann gestorben war. Manfred erklärt, dass er als reuiger Sünder trotz des Fluchs der Kirche Hoffnung auf Erlösung habe; und er bittet Dante, er möge, wenn er wieder im Land der Lebenden weile, seiner Tochter diese gute Nachricht überbringen:

ond’io ti priego che, quando tu riedi,
vadi a mia bella figlia, genitrice
de l’onor di Cicilia e d’Aragona,
e dicht ’l vero a lei, s’altro si dice.

(»Drum bitt' ich dich, wenn zu der Welt du heimkehrst/Zu meiner schönen Tochter, die die Mutter/Von Aragóns und von Siziliens Ruhm ist/Zu gehn, statt Lüge Wahrheit ihr zu künden.«)[65] Manfreds Tochter Constanza (die noch das Jahr 1300 als Königinmutter erlebte) war nicht nur die Gemahlin Peters III. von Aragón, sondern auch Mutter der Brüder Jakob II. von Aragón und Friedrich II. von Sizilien.



In einem wunderschönen Tal trifft Dante die Schatten gleichgültiger Fürsten, die ihr Geburtsrecht verschleuderten. Die Umgebung wirkt idyllisch. Die wuchernde Pracht der Blumen – »Gold, Silber und Karmin wie Elfenbein/Und Holz aus Indien, sowie glänzend lichtes/Smaragd auch« – mischt sich mit einem Chor der Seelen, die das *»Salve Regina«* singen. Doch die Lektion ist bitter. Die Schatten von Peter III. und Karl von Anjou, Rivalen um den sizilianischen Thron, singen im Einklang. Andere bekommen die scharfe Zunge des Dichters zu spüren. *Nasetto*, »der stumpf Benaste«, »starb auf der Flucht, die Lilien entblätternd« – gemeint ist Philipp III. von Frankreich, der nach dem Ende seines Feldzuges in Katalonien in Perpignan gestorben war.[66]

Es konnte niemanden überraschen, dass der ursprüngliche aragonesische Thronkandidat für Sizilien schon lange tot war, als endlich der Frieden Einzug hielt. Der dritte Sohn Peters III., Friederich, wurde schließlich als der Herrscher bestätigt. Mit ihm begann eine neue sizilianische Linie des Hauses Aragón, die parallel zu ihren Verwandten in Barcelona und Mallorca über hundert Jahre lang herrschen sollte.[67]

Die Inseln Malta und Gozo kamen 1282 zur Krone Aragón und bildeten seitdem einen wesentlichen Bestandteil des Königreichs Sizilien. Aufgrund der langen Kriege zwischen Aragonesen und Angevinern erlangte der maltesische Adel allerdings eine weitreichende Autonomie, die er behaupten konnte, bis die Verbindung zu Aragón Jahrhunderte später abriss. Zwar übte die königliche Regierung ihre Kontrolle durch eine lange Reihe von Vizekönigen oder Statthaltern aus, doch wurde die arabische Elite nicht vertrieben; ihr muslimischer Glaube, die maurische Architektur und die arabische Sprache schwanden sehr langsam; das heutige Maltesisch ist in vieler Hinsicht sogar eine Weiterentwicklung des mittelalterlichen Arabisch. Die wichtigste Stadt, Mdina, behielt ihren arabischen Namen, während sie sich in eine Hochburg des feudalen Adels verwandelte.[68]

Auch die Verbindung zu Griechenland entstand durch die Intervention der Krone Aragón in Sizilien. Am Ende des Krieges um Sizilien fehlte das Geld, das aragonesische Heer auf der Insel weiter zu unterhalten. Deshalb wurde mit Billigung des Königs eine schlagkräftige »Katalanische Kompanie« zusammengestellt und 1302 als Söldnertruppe dem Kaiser von Byzanz geschickt, der sich schon durch das Vorrücken der Osmanen bedroht fühlte. Der Anführer dieser Kompanie war ein Abenteurer aus dem Rosselló, Ruggier Desflors (Roger Deslaur oder Roger de Flor). Ein katalanischer Soldat, der die Heldentaten der Kompanie für die Nachwelt festgehalten hat, schrieb, er und seine Kameraden seien nach »Romanien« gegangen:

> Alsbald … ließ der Kaiser in Gegenwart aller den Bruder Roger vor sich treten und gab ihm den Stab und den Hut, das Banner und das Siegel des Reiches und machte ihn zum Cäsar des Reichs und bekleidete ihn mit dem Mantel, dem Abzeichen dieser Würde. Vermöge dieser Würde sitzt der Cäsar zunächst dem Kaiser auf einem Sessel, der ist nur eine halbe Spanne niedriger wie des Kaisers Sitz, und er hat im Reiche ganz gleiche Gewalt mit dem Kaiser: Er kann Schenkungen auf ewige Zeit verleihen, kann die Hand in den öffentlichen Schatz strecken, kann peinlich befragen, hängen und vierteilen lassen …

> Er unterzeichnet: »Cäsar unseres Reiches«, und der Kaiser schreibt an ihn: »Cäsar Deines Reiches«. Kurzum, zwischen dem Kaiser und Cäsar ist weiter kein Unterschied wie der, dass… der Kaiser einen roten Hut und lauter rote Kleider [trägt], des Cäsars Hut und alle seine Kleider blau mit einer schmalen Goldborde [sind] …[69]

Mehrere Jahre lang kämpfte die Kompanie unter byzantinischem Kommando in Anatolien gegen die Türken und erwarb sich einen Ruf wie Donnerhall im Rauben und Plündern. Als die Disziplinlosigkeiten stärker zu Buche schlugen als der Nutzen, wurde sie von einem anderen Regiment byzantinischer Söldner zusammengetrieben und massakriert. Den Überlebenden drohte die völlige Vernichtung, und so sammelten sie Söldner aus den Balkanländern, Deserteure und Desperados um sich und starteten ihren Raubzug der »Katalanischen Rache«. Dabei nahmen sie auch Athen ein: »Einmal unter katalanischer Kontrolle, verwandelte sich Athen in einen katalanischen Ministaat. Die nominelle Abhängigkeit vom Herzogtum Achaia wurde gelöst. Katalanisch wurde zur offiziellen Sprache; das katalanische Recht ersetzte das byzantinische; und katalanische Beamten residierten im Parthenon, Herren, so weit ihr Auge reichte.«[70] Das Herzogtum Neopatria (Neopatras) in Zentralgriechenland wurde zwischen 1319 und 1390 zusammen mit dem athenischen Herzogtum regiert und überlebte die aragonesische Herrschaft in Athen noch um ein Jahrzehnt.[71]

Aragóns herausragende Stellung in jener Zeit kann man daran ablesen, dass die Angeviner, nachdem sie Sizilien im Krieg verloren hatten, alles unternahmen, um die Insel durch diplomatischen und finanziellen Einsatz zurückzugewinnen. Im Jahr 1311 unterbreitete Robert von Neapel seinem aragonesischen Gegenüber in Palermo den Vorschlag, das »Königreich Trinakria« doch gegen das angevinische »Königreich Albanien« in Durazzo zu tauschen, zusammen mit angevinischen Rechten im Herzogtum Achaia. Das Angebot wurde abgelehnt, in den folgenden Jahren aber wiederholt aufgestockt, bis es neben Albanien und Achaia auch Sardinien, Korsika, alle früheren Templer-Besitzungen in Süditalien, eine Hälfte Siziliens und 100.000 Unzen Gold umfasste. Die Aragonesen waren nicht interessiert.[72]

Die schnelle Expansion der Krone Aragón und der starke Zuwachs seiner abhängigen Territorien führten unausweichlich zu Spannungen. Die Probleme können kaum auf eine »imperiale Überdehnung« zurückgeführt werden,

wie sie etwa in einem stärker zentralisierten System hätte auftreten können.[73] Vielmehr müssen sie als das Produkt zentrifugaler Kräfte gesehen werden, die die abhängigen Territorien vom Kernland wegzogen. Jüngere Zweige des Herrscherhauses brüskierten ihre ranghöheren Verwandten, autonome Regimes machten ihre eigene, unberechenbare Politik, und die Kluft zwischen dem Zentrum und der Peripherie wurde immer größer.

Jakob der Eroberer hatte diese Gefahren schon erkannt, als er den Plan entwickelte, die Kronlande in zwei gleiche Teile zu teilen. Er hatte gehofft, dass seine beiden Söhne im Interesse der dynastischen Harmonie kooperieren würden, doch die von ihm gewählte Lösung hatte genau das Gegenteil zur Folge. Kurz nach seinem Tod im Jahr 1276 brach ein brudermörderischer Konflikt zwischen dem Königreich Aragón und dem Königreich Mallorca aus, der über fünfzig Jahre lang schwelen sollte. Der Eroberer hatte zwei entscheidende Faktoren nicht voraussehen können: den ungeplanten Erwerb von Sizilien und das exponentielle Wachstum des mallorquinischen Handels – beides zusammen brachte die verschiedenen Teile seines Erbes aus dem fein austarierten Gleichgewicht. Die aragonesische Herrschaft in Sizilien führte zu einer endlosen Fehde mit den Angevinern, und zu allem Überfluss wurden große Teile des Kernlandes noch von bewaffneten Rotten aufständiger Adliger überrannt. Als der Schwarze Tod zuschlug, sagten viele, dass Gott sein Volk zu Recht strafe.

Das »Königreich der Größeren Insel« entstand 1276, als das Testament des Eroberers vollstreckt und seine Besitzungen aufgeteilt wurden. Peter III., der ältere Sohn, erhielt die alten Territorien der Dynastie im Süden und Westen der Pyrenäen, Jakob, der jüngere Sohn (Jakob II. von Mallorca, d. Red.), die Inseln vor der Küste, die kleineren Provinzen im Norden des Gebirges und ein paar entlegene Besitzungen. Sein Zentrum hatte Jakobs Reich auf Mallorca; seine Burg auf dem Festland errichtete er in Perpinya. Das Wappen des Reiches zeugt von seinen Ursprüngen: Über den vier vertikalen roten Streifen auf Gold, dem Emblem Kataloniens, liegt diagonal ein breites, meerblaues Band. Gleichzeitig verschob sich die innere Grenze zwischen Aragón und der Grafschaft Barcelona. Traditionell folgte sie dem Fluss Cinca; jetzt wurde sie nach Osten zum Segre hin verschoben, und dabei entstand die *Franja*, ein Grenzstreifen in Aragón, in dem die meisten Dorfbewohner Katalanisch

sprachen (und auch heute noch sprechen).

Peter III. lehnte die hinter dem Plan seines Vaters stehenden Überlegungen ab und weigerte sich, seinen jüngeren Bruder als gleichrangig anzuerkennen. Nicht einmal drei Jahre später schickte er sein Heer vor die Mauern von Perpinya und forderte, dass Jakob sich in einem Huldigungsakt unterwerfen solle. Es sei nun einmal so, erklärte er, dass kein König sich den Wünschen eines anderen unterordnen solle. Jakob, der in der Falle saß, entschloss sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Doch trotz des Vertrags von Perpinya, der im Jahr 1279 geschlossen wurde, ging der Streit weiter. Peters Anwälte behaupteten, dass die Vertragsbedingungen und der anschließende Unterwerfungsakt das Königreich Mallorca zu einem Lehen Aragóns gemacht hätten. Jakobs Anwälte erklärten, dass der Letzte Wille des Vaters das entscheidende Dokument bleibe.



Im Jahr 1285 schließlich wurde aus der juristischen Auseinandersetzung ein offener Krieg. Der französische König rüstete zu einem Feldzug nach Katalonien, um die aragonesischen Ambitionen in Sizilien zu blockieren. Doch dieser Schuss ging vollkommen nach hinten los. Aragón sammelte sich geschlossen hinter Peter III., die Franzosen wurden zurückgedrängt. Und da man glaubte, dass König Jakob II. mit den Eindringlingen gemeinsame Sache gemacht habe, besetzten Peters Truppen sein gesamtes Reich einschließlich der Balearen und hoben es praktisch auf.

Päpstliche Intervention sicherte schließlich die Wiederherstellung als eigenes Königreich, doch die Verwundbarkeit des jüngeren Zweigs lag offen zutage.

Während der aragonesischen Besatzung wurde Menorca Opfer eines grausamen Vergeltungsaktes. Im Jahr 1287 zerschlugen die Aragonesen, zweifellos mit dem Ziel, sich die Taschen zu füllen, das Emirat von Menorca und trieben die gesamte muslimische Bevölkerung zusammen; 40.000 Seelen wurden auf die Sklavenmärkte Nordafrikas verschifft. Dieser brutale Akt, der weder auf Mallorca noch in Valencia eine Parallele fand, war ein Tiefpunkt in der düsteren Geschichte europäischer Sklaverei.[74] Katalanische Kolonisten besiedelten die Insel neu, und die prächtige Hafenstadt Mahon zählte jetzt zur wachsenden Kette aragonesischer Stützpunkte.

Die königliche Fehde tobte weiter, doch trotz der politischen Verwerfungen und der Schlachten dieser Jahre blühte die Wirtschaft des jungen Königreichs. In der Landwirtschaft hielten neue Methoden Einzug, man begann mit der Herstellung und Verarbeitung von Textilien, und der Schiffbau entwickelte sich so weit, dass eine unabhängige Galeerenflotte auf Kiel gelegt werden konnte. Burgen und Paläste entstanden, vor allem das runde Castell de Bellver auf Mallorca und der Königspalast in Perpinya. Der Handel boomte, Mallorca wurde zur Drehscheibe des Seehandels zwischen Europa und Nordafrika. Hier übergaben die kleinen Küstenschiffe ihre Ladung an größere, seegängige Schiffe. Zudem gelangten seltene Luxuswaren über die Insel nach Europa – orientalische Gewürze, Gold und Kaurischnecken. Neue Handelsrouten nach Sizilien und Sardinien und sogar (weil Jakob III. in Achaia, der Heimat seiner Mutter, aufgewachsen war) nach Griechenland und dem mamelukischen Ägypten wurden erschlossen. Expeditionen erkundeten Routen über das Meer zu den Kanaren und nach Nordwesteuropa, in den Berberstaaten Nordafrikas wurden unabhängige mallorquinische Konsulate eingerichtet. Man hieß Genueser Kaufleute willkommen, die die *Lonja dels generesos* in Palma gründeten, und Mallorquiner drängten sich in den Atlantikhandel und ließen sich auch in London und Brügge sehen. Die Aufzeichnungen des »Kaufmanns von Prato«, Francesco Datini, zeigen, dass er iberische Wolle nach Italien importierte, aber nicht vom spanischen Festland, sondern von den Inseln. Die Hafenanlagen wurden für die aragonesische Flotte erweitert.[75]

Als Teil ihrer Strategie, die Einnahmen aus dem Handel zu maximieren, versuchten die Könige von Mallorca, eigene Schiffe einzusetzen und ihre Häfen für Schiffe aus Barcelona und Valencia zu sperren. So erhöhten sie zum Beispiel 1301 die Ankersteuer für katalanische Schiffe, die in Collioure anlegten, und zeigten damit ihre Absicht, sie als Ausländer zu behandeln. Der Vorstoß scheiterte allerdings und wurde durch die Forderung einer jährlichen Pauschalgebühr von 60.000 Pfund Silber ersetzt, doch auch die ließ sich nicht durchsetzen – Barcelona erklärte, Mallorca solle als Vasall die gleiche Summe für die Anerkennung der Ehe des Königs zahlen. Es war ein Katz-und-Maus-Spiel. Bald prägten die Mallorquiner ihre eigenen Münzen im Rosselló, und 1342 starteten sie sogar eine unabhängige Expedition zur Erkundung der Kanaren. In den Augen ihrer aragonesischen Cousins arbeiteten sie an einem Reich innerhalb des Reiches.[76]

In der Gesellschaft der Balearen war das Gleichgewicht zwischen Christen, Muslimen und Juden anders austariert als in anderen Gegenden. So gab es noch einige wenige freie Muslime auf Mallorca – die Mehrheit war leibeigen. Die Juden dagegen waren enorm erfolgreich. Sie bildeten ein kulturelles Netzwerk mit ihren Glaubensbrüdern in Barcelona, Perpinya und Montpellier, genossen eine gewisse Autonomie und partizipierten kräftig am boomenden Handel. *El Call* oder das »Ghetto« in Ciutat de Mallorca war ein wohlhabendes Viertel mit einer markanten Synagoge in der Mitte. Von einem isolierten Pogrom im Jahr 1391 einmal abgesehen, setzte hier eine allgemeine Verfolgung erst im 15. Jahrhundert ein.[77]

Der bei Weitem bekannteste Untertan des Königreichs war Ramón Llull (1232–1315). Dieser Philosoph, Romanautor, Sprachwissenschaftler und Versöhner der Religionen war kurz nach der Eroberung in Mallorca zur Welt gekommen, diente als Page am Hof des Eroberers, studierte an der Universität Montpellier und stieg bis zum Truchsess der »Größeren Insel« in Perpinya auf. Sein erstes Buch, *Le Llibre de la cavalleria*, beschäftigte sich mit den Prinzipien des Rittertums. Dann hatte er ein religiöses Erweckungserlebnis – und widmete sich fortan der Aufgabe, die drei großen monotheistischen Religionen zu harmonisieren. Llull konnte ebenso gut Arabisch wie Latein, er war bewandert in den Werken muslimischer wie jüdischer Philosophen. Viele Jahre arbeitete er im Franziskanerkloster Miramar am Berg Randa,

bevor er auf langen Reisen Päpste und Fürsten traf, bis nach Georgien und Ägypten kam und an vielen ausländischen Universitäten lehrte. Beim Konzil von Vienne war er 1311 Zeuge, als der ihm am Herzen liegende Vorschlag zum Lehren orientalischer Sprachen zumindest nominell akzeptiert wurde. Er unternahm mehrere Missionen ins muslimische Nordafrika, wo er sich gelehrte Streitgespräche mit den *ulema* (Religionsgelehrten) lieferte und wo sein bemerkenswertes Leben schließlich auch endete.

Llulls Werke wurden von der Kirche immer misstrauisch beäugt, es fehlte ihnen aber nie an Bewunderern. Seine *Ars major* und Ars *generalis* enthalten jede Menge spekulative Philosophie. Sein *Blaquerna* wird manchmal als der erste Roman der Weltgeschichte angeführt, und seine Dichtung in *El Desconort* oder *Lo Cant de Ramon* ist wunderbar schlicht. Er erfand sogar eine Art kybernetische Maschine, mit der er seiner Ansicht nach die Rätsel allen Wissens lösen konnte. Völlig zu Recht ist Llull als »ein großer Europäer« bezeichnet worden.[78]

Sardinien kam während der vorübergehenden Aufhebung des Königreichs Mallorca zum ersten Mal ins Visier Aragóns, als Papst Bonifaz VIII., der Aragón als einen nützlichen Verbündeten gegen die lästige Republik Genua betrachtete, versuchte, Barcelona Sardinien wie auch Korsika zuzuschieben.

Das mittelalterliche Sardinien war in vier Judikate oder »Richterherrschaften« aufgeteilt, Gallura im Norden, Cagliari im Süden, Logudoro im Nordwesten und Arborea an der Westküste. Die herrschenden Richter waren Militärbeamte und Richter in einem, die viel Zeit damit verbrachten, sich um die Kontrolle der Burgen im bergigen Inneren der Insel zu streiten. An der Wende zum 14. Jahrhundert gehörten Gallura und Cagliari den Pisanern, Logudoro den Genuesen; Arborea blieb als einziges Judikat völlig unabhängig.

Der Infant Alfons aus der trinakrischen Linie belebte Aragóns Anspruch auf Sardinien neu. Seine militärische Expedition landete von Mallorca aus im Frühjahr 1323 auf der Insel:

Der Herr Infant hatte gute Witterung und vereinigte seine ganze Flotte bei der Insel San Pietro. Nachdem sie sich hier alle gesammelt, fuhren sie nach Palma de Sols, wo alle Reiter und Almogavaren landeten. Und alsbald erschien der Richter von Arborea mit seiner ganzen Macht und erkannte ihn als Herr, so wie ein großer Teil der Bewohner der Insel, und die Stadt Sassari ergab sich ihm. Daselbst beschlossen sie nach dem Rate des Richters die Stadt Iglesias zu

belagern …

Als der Herr Infant die Stadt belagerte, ließ er sie täglich angreifen und beschießen und bedrängte sie dergestalt, dass sie ihre liebe Not hatten und nicht wussten, was sie anfangen sollten. Auch der Herr Infant und sein ganzes Heer litten so arg an Seuchen, dass der größte Teil der Truppen starb und er selber hart danieder lag. Ja, sicherlich wäre er in großer Todesgefahr gewesen ohne die sorgfältige Pflege der Frau Infantin, … So krank aber auch der Herr Infant war, so ließ er sich doch weder durch die Ärzte noch durch sonst einen Menschen zum Abzug bewegen, ja manchmal in der Fieberhitze griff er zu den Waffen und schwenkte sie wie zum Kampf. So brachte er durch seine Ausdauer … die Stadt zur Übergabe. Daraufhin hielt der Herr Infant mit seiner Gemahlin und dem ganzen Heere seinen Einzug in die Stadt, besetzte sie tüchtig mit unseren Truppen … Hernach zog er nach Cagliari und baute vor dem Castell dieser Stadt ein anderes nebst einer Stadt, die nannte er Bonaire.[79]

Am 24. April 1326 wurde das Königreich Sardinien ausgerufen. Nur Arborea leistete noch ernst zu nehmenden Widerstand.

Die aragonesische Herrschaft in Sardinien war nicht ganz unparteiisch. Das Coeterum-Privileg von 1324 schaffte das pisanische Recht ab und führte eine Gesetzgebung ein, die die Neuankömmlinge bevorzugte. Alle öffentlichen Ämter waren Katalanen, Mallorquinern und und Aragonesen vorbehalten. Seit 1328 wurde bei Einbruch der Nacht eine Trompete von den Zinnen von Cagliari geblasen – als Mahnung an alle Sardinier, die Stadt zu verlassen. Ein Parlament ähnlich den *Corts* von Barcelona entstand. Die drei Stände der Feudalherren, der Geistlichkeit und der königlichen Beamten kamen in getrennten Kammern zusammen und hatten beratende Funktion. Im Jahr 1354 wurde die Hafenstadt Alghero von Katalanen besiedelt, deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag Katalanisch sprechen.

Das Leben und die Herrschaft Peters IV. (1319–1387) bilden das Herzstück des aragonesischen 14. Jahrhunderts. Als Sohn von Alfons IV. und Teresa d’Entença, Erbin von Urgell, trat er 1336 die Thronfolge an und erbte ein Herrschaftsgebiet, das sich quer über das Mittelmeer von Valencia bis nach Athen erstreckte. Wegen der strengen Etikette, die an seinem Hof herrschte, wurde er auch El Ceremonioso genannt, und El Punyalet, »der Dolch«, nachdem er mit einem solchen in seiner Wut eine vorgelegte Charta adliger Freiheitsrechte und gleichzeitig einen eigenen Finger durchschnitten hatte. Er führte sein Leben lang Krieg: gegen seine Verwandten, gegen den Adel und gegen seinen Nachbarn und Namensvetter Peter den Grausamen von Kastilien. Vor 1348 schlug er einen bewaffneten Adelsaufstand nieder, überlebte die Seuche, die seine Gemahlin Leonora von Portugal dahinraffte (der Schwarze

Tod war eine deutliche Zäsur in seiner Regierungszeit), und zwang das Königreich Mallorca zur Huldigung. Viele Ereignisse dieser Regierung sind in der Chronik, die er persönlich in Auftrag gab, ausführlich dargestellt.[80]

Die beiden Zweige der Familie Jakobs des Eroberers heirateten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Hoffnung auf eine Versöhnung wiederholt untereinander, doch zu einer Vereinigung der Reiche kam es nicht. Das Königreich Mallorca wurde schließlich aufgehoben, als Aragón seine Existenz nicht mehr ertrug: Die Handelspolitik der Mallorquiner ärgerte Barcelona. Ihre über Montpellier noch immer guten Verbindungen zu Frankreich weckten Verdacht. Und der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war die Nachricht, dass sie mit den Genuesen Intrigen spannen. Peter IV. beschloss zu handeln. Im Jahr 1343 brachte die katalanische Flotte Soldaten auf die Balearen, ein Jahr später stürmte ein aragonesisches Heer Perpinya und trieb den mallorquinischen Hof ins Exil. Jakob III., der letzte mallorquinische Herrscher, verkaufte in seiner Verzweifelung 1349 Montpellier, weil er Geld für eine Expedition zur Rückeroberung Mallorcas brauchte. Doch auch dieses Wagnis zahlte sich nicht aus. Er starb auf dem Schlachtfeld von Llucmajor im Süden Mallorcas, und sein »kurzlebiges Reich« starb mit ihm.[81] Die gesetzlichen Ansprüche der mallorquinischen Line blieben zwar aktuell, solange es noch direkte Erben Jakobs III. gab, doch sein Sohn, nominell Jakob (Jaime) IV., lebte in Neapel als Gemahl der berüchtigten Königin Johanna I.

Peters entschlossenes Handeln brachte den monarchischen Konsolidierungsprozess zum Abschluss. Um das Auseinanderbrechen der Krone Aragón zu verhindern, war zu Zeiten seines Vaters entschieden worden, dass »wer immer in Aragón herrscht, auch in Katalonien und Valencia herrscht«. Jetzt vereinnahmte der König auch die Territorien der »Größeren Insel«.

In ihren Ursprüngen wie in ihren Ergebnissen spiegelte die Adelsrevolte des (zweiten) »Vorrechts der Union«, die 1347 losbrach, eine tiefe gesellschaftliche und politische Unruhe wider. Der königliche justiciar hatte bestimmt, dass »ein Herr seinen Vasallen misshandeln darf, wenn es dafür einen gerechten Grund gibt«, und damit waren die Leibeigenen ihren adligen Unterdrückern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Die wenigen erhaltenen Gerichtsakten in Bezug auf Beschwerden gegen obrigkeitliche Übergriffe geben die

»gequälten Stimmen« einer praktisch unsichtbaren Unterschicht wieder.[82] Nach bester aragonesischer Manier setzten die Anführer der Union auch das Recht auf Rebellion gegen den König auf ihre übliche Liste von Privilegien und Forderungen. Dass die Halbbrüder des Königs, die den Verlust ihrer Spitzenpositionen in der Thronfolge fürchteten, ihr Anliegen unterstützten, steigerte das Allmachtsgefühl der Rebellen noch.[83]

Doch die Union hatte sich einen beweglichen und hartnäckigen Gegner gewählt, der zudem über einsatzbereite Verbündete vor allem in Katalonien verfügte. Anfangs gelangen den Rebellen Vorstöße tief in das Gebiet von Valencia und Aragón hinein, aber dann zerstritten sie sich immer mehr, als der König unerwartet zu gewissen Konzessionen bereit war. Während sie noch diskutierten, wandte sich der König an die wohlhabenden Kaufleute von Barcelona, die ihn mit Geld und Söldnern ausstatteten. Die Rebellion brach in der blutigen Schlacht von Epila nahe Zaragoza im Juli 1348 in sich zusammen. Nach seinem Sieg widerrief der König das *Privilegio de la Unión* von 1287 zusammen mit allen anderen Privilegien, die Bezug auf das adlige Recht auf Rebellion nahmen. Gleichzeitig schwor er, die althergebrachten Freiheiten seiner Untertanen zu wahren, stärkte im Gegenzug aber die Machtbefugnisse *des justiciar*, dessen verfassungsrechtliche Vorrangstellung aus dieser Zeit stammt. Er erreichte einen vernünftigen Kompromiss und widerstand der Versuchung, in einen königlichen Despotismus zu verfallen.[84]

Und dann schlug auch noch der Schwarze Tod zu wie die Hand Gottes, während der König damit beschäftigt war, nach dem Adelsaufstand der *Unión* die Ordnung wiederherzustellen:

Die große Seuche begann in der Stadt Valencia im Monat Mai im Jahre Unseres Herrn 1348 … Mitte Juni starben jeden Tag mehr als 300 Menschen. Wir beschlossen, die Stadt zu verlassen und nach Aragón zu gehen …
Sobald Wir in Teruel ankamen, hörten Wir, dass der Fürst En Ferrando mit vielen [anderen] in Zaragoza war und dort die Angelegenheiten der Union besprach … Alles, was dort besprochen wurde, war zu Unserer großen Schande. Doch [nach] einigen Tagen in Teruel, brach die große Seuche [auch] dort aus, und Wir mussten fort. Und Wir gingen über Tarazona, wo der edle En Lop de Luna mit einer aragonesischen bewaffneten Kompanie stand und auf Soldaten wartete, [die] der König von Kastilien zu Unserer Unterstützung senden sollte, nach Zaragoza …
Dann richteten Wir Unsere Schritte zu Unserer Aljaferia … Wir verurteilten dreizehn Personen zum Tode, mit Konfiszierung ihres Besitzes, da sie das Verbrechen der Majestätsbeleidigung begangen hatten. Die Verurteilten wurden gehängt, manche am Toledo-Tor und manche an anderen Orten …

Die jurats [Amtsträger] der Stadt baten Uns [dann], dass Wir gnädigst den Zustand des Reiches besprechen sollten. Nachdem Wir mit Unserem Rat geredet hatten, willigten Wir sofort ein, *Cortes generals* in der Stadt abzuhalten … Zuallererst sorgten Wir dafür, dass alle Entscheidungen der Union gerichtlich verurteilt wurden; und im Hauptgebäude des Predigerklosters, wo die *Cortes* abgehalten wurden, wurden *alle* von der Union verfassten Dokumente und Prozessakten verbrannt … sodass nichts von ihren Rechtshandlungen übrigblieb …
Wir gingen zur Kirche San Salvador und sprachen von der Kanzel herab … zum Volk. Unsere Aussage war, kurz gesagt, dass Wir Uns von der Union vorverurteilt und verletzt fühlten, doch dass Wir sie, im Gedenken an die Gnade, [die] die früheren Könige von Aragón gewöhnlich ihren Untertanen gegenüber zeigten, begnadigten … Dies geschah im Monat August.
Während der [weitergeführten] Gespräche begann die große Seuche [wieder] … und griff täglich weiter um sich … In Übereinstimmung mit den *Cortes* vertagten Wir sie [in] die Stadt Teruel … und dann gewährten die *Cortes* Uns gnädig eine *morabati* oder *monedatge* [Steuer], die Wir in allen Teilen des Königreichs einsammeln ließen.
Wir verließen die Stadt Zaragoza mit der Königin, Unserer Gemahlin, die krank war. Viele Tage waren vergangen, seit die Krankheit ausgebrochen war, aber es ging ihr besser … [So] kamen Wir nach Exérica. Und die Krankheit der Königin verschlimmerte sich so sehr, dass sie innerhalb weniger Tage in Exérica aus diesem Leben schied. Sobald sie begraben war und wir gegessen hatten, saßen wir auf und gingen nach Segorbe, wo die Seuche sich schon wieder gelegt hatte.[85]

Der König war offenbar zu beschäftigt, um länger zu bleiben oder zu trauern. Bemerkenswert ist, dass die *Cortes* bis zum Ende der Zusammenkunft warteten, bevor sie dem König »gnädig« seine Steuern bewilligten, die alle sieben Jahre zu zahlen waren. (In Kastilien forderte der König wie in England seine Steuern, *bevor* er einwilligte, Stellungnahmen anzuhören.) Nach Meinung eines führenden Historikers erklärt diese Praxis, warum das Königtum in einem so reichen Land finanziell so schlecht ausgestattet war.[86]

In der zweiten Hälfte seiner Regierung hatte Peter IV. nicht nur mit finanziellen, sondern auch mit religiösen Problemen zu kämpfen; er stürzte sich in eine langwierige Fehde mit dem Generalinquisitor und Oberhaupt des Dominikanerordens in Aragón: Nicolau Eymerich (1320–1399) hatte das *Directorium Inquisitorum* (1376) geschrieben, ein maßgebliches Handbuch zur Erkennung und Bekämpfung der Hexerei, die als eine Form von Häresie galt.[87] Der Inquisitor war ein Eiferer, der die Anwendung der Folter verfeinerte und die Juden Aragóns ebenso verfolgte wie die Anhänger von Ramon Llull. Zweimal wurde er nach Avignon verbannt, zweimal kehrte er zurück.

Ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung war die aragonesische Kriegsflotte die drittgrößte im westlichen Mittelmeer – nur Genua und die maurischen Emirate

Nordafrikas konnten noch mehr Schiffe aufbieten. Die Galeeren Aragóns waren nur noch halb so groß wie im 13. Jahrhundert und trugen im Schnitt eine Besatzung von 223 Ruderern und Seeleuten; die Werften in Barcelona, Valencia und Palma, die sich aus den Eichenwäldern des Montseny versorgten, waren praktisch autark und mussten nur die Ruder zukaufen. Die wachsenden Kapazitäten ermöglichten es der Flotte, die normale viermonatige Inspektionstour im Sommer auch auf zwölf oder sogar achtzehn Monate auszudehnen. Eine Flotte von achtundzwanzig Galeeren stach zum Beispiel 1341 unter Admiral Pere de Moncada (einem Enkel Ruggieros di Lauria) in See, überwinterte unterwegs und kehrte erst im nächsten Jahr nach Barcelona zurück.

Die größte Bedrohung stellten damals die nordafrikanischen Mauren dar. Die christlichen Flotten schlossen sich unter dem Kommando von Admiral Boccanegra aus Genua zusammen, um das muslimische Granada von der Merinidendynastie in Marokko zu isolieren und die Straße von Gibraltar offen zu halten. Vor allem die Kastilier hatten in diesen Auseinandersetzungen hohe Verluste zu beklagen und sahen sich gezwungen, fünfzehn Ersatzgaleeren aus Genua zum Preis von 800 Goldflorin pro Monat zu mieten. Aus logistischen Gründen waren die Aragonesen nicht in der Lage, lange ohne Verbündete zu kämpfen, war doch ihr Plan gescheitert, eine Flotte aus vierzig schweren und zwanzig leichten Galeeren zusammenzustellen. Deshalb war die gar nicht so abwegige Vorstellung, dass sich Genua mit den Mauren verbünden könnte, beunruhigend, wozu es allerdings nicht kam. Aragón blieb eine wichtige Seemacht, bis die Galeeren nach der Einführung des Schießpulvers im späten 15. Jahrhundert ihren überragenden Nutzen verloren.

Aragóns Territorien im Mittelmeer litten nicht nur unter dem Schwarzen Tod, sondern auch unter den gesellschaftlichen Missständen, die im Kernland schon für so große Probleme gesorgt hatten. Der angesehenste Historiker Siziliens hat zum Beispiel vom Entstehen eines »neuen Feudalismus« geschrieben.[88] Die Barone konnten straflos wüten; die Leibeigenen schufteten pausenlos; dazu verkümmerten die Städte – und die Monarchie schaute hilflos zu. Im Jahr 1377 fiel Peter IV. von Aragón in Sizilien ein, um es unter seine direkte Kontrolle zu bringen.

Auf Sardinien, wo Aragón drei Kriege gegen Arborea

führte, war die Situation nicht besser. Arborea wurde von Genua unterstützt, allerdings nicht intensiv genug, um einen klaren Sieg herbeizuführen. Bemerkenswerterweise konnte eine der klügsten Frauen des Mittelalters, Eleonora d'Arborea (1347–1404), trotz der Bedrohung in der Regierung wie in der Wissenschaft reüssieren.89 Als Ehefrau eines Genuesen und Mutter nacheinander herrschender sardinischer Richter verteidigte sie ihr Geburtsrecht mit Elan gegen Aragón wie auch gegen einheimische Republikaner. Sie war eine Pionierin der Ornithologie und des Vogelschutzes – *der falco eleonorae* trägt seinen Namen ihr zu Ehren – und bleibt als die Autorin eines berühmten Gesetzbuches, der *Carta de Lógu*, die von 1395 bis 1861 in Kraft war, in Erinnerung.90

Der Tod Peters IV. im Jahr 1387 markierte den Höhepunkt einer hundertjährigen Entwicklung in den Institutionen der Krone Aragón. Die Monarchie, die Verwaltung und die politische Kultur des Staates sahen sich gezwungen, auf das wachsende »Reich« zu reagieren, und wurden nun systematisch umgebaut. Der »arago-katalanische Hof«, wie eine Historikerin ihn nennt, lieferte den Schlüssel zum »Aufstieg des verwaltenden Königtums«.91 Die königliche Kanzlei, das »Gedächtnis des Königs«, bewahrte Abschriften aller Gesetze und Briefe und hinterließ uns einen gewaltigen dokumentarischen Schatz in Barcelonas *Arxiu de la Corona d'Arago*.92 Ihre Anfänge können bis auf die Übernahme der ersten europäischen, von Muslimen geführten Papierfabrik in Xàtiva in der Provinz Valencia durch Jakob den Eroberer zurückgeführt werden.93 Die königliche Schatzkammer, die »Geldbörse des Königs« führte detaillierte taggenaue Aufzeichnungen aller finanziellen Transaktionen. Und der königliche Haushalt, der »Leib des Königs«, umfasste »eine unauffällige Gruppe« königlicher Verwandter, spezialisierter Beamter und sehr gut ausgebildeter Bediensteter, die den Staat leiteten. Die Schlussfolgerung einer Historikerin, die den letztendlichen Untergang dieses Staatswesens zu bedauern scheint, wirkt übertrieben pessimistisch:

> Man könnte fragen, … ob eine Untersuchung der Veränderungen innerhalb des Verwaltungssystems [der Krone Aragón] womöglich vergebliche Liebesmüh ist. Schließlich hinterließ [dieses System] sehr wenige bleibende Spuren … Doch seine letztendliche Erfolglosigkeit beeinträchtigt seinen Wert nicht … Wir haben gesehen, dass Modernisierung, so visionär sie auch sein mag, allein noch nicht ausreicht, um ein Überleben des Staates zu garantieren.94

Schon in den 50er-Jahren des 14. Jahrhunderts hatte sich

Peter IV. im sogenannten »Krieg der beiden Peter«, dessen Gründe schon lange in Vergessenheit geraten sind, gegen Kastilien gestellt. Jetzt, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, bewegte sich die Iberische Halbinsel auf eine Reihe von dynastischen Katastrophen zu, die sich gleichzeitig zuspitzen sollten. Die Herrscherhäuser Trastámara in Kastilien und Barcelona in der Krone Aragón waren zwar durch Heirat miteinander verbunden, doch zur Jahrhundertwende belauerte jeder die unsicheren Aussichten des anderen, während ein noch minderjähriger Herrscher in Kastilien zusammen mit einem lähmenden Interregnum in Aragón zu fast unüberwindlichen Problemen führte. Die daraus folgenden Erschütterungen zogen sich über Jahrzehnte hin, bis die beiden Häuser sich schließlich endgültig in der epochalen Hochzeit des Jahres 1469 zusammenschlossen.

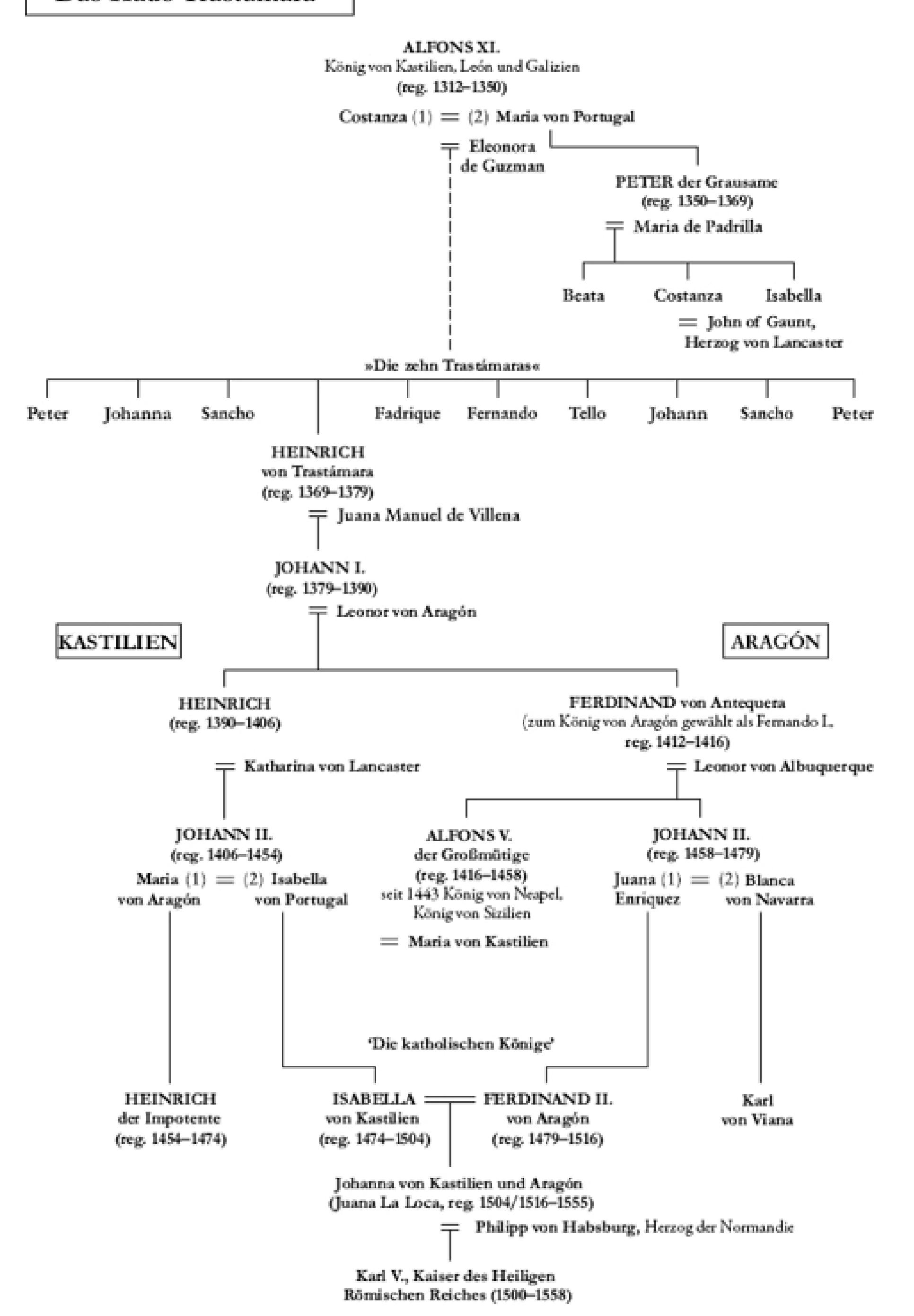
In Kastilien begann die Krise 1406 mit dem frühen Tod von König Heinrich III. »dem Kränklichen«, dessen Sohn und Erbe gerade einmal ein Jahr alt war. Die sich anschließende Regentschaft teilten sich Heinrichs Witwe Katharina von Lancaster und sein jüngerer Bruder Ferdinand d’Antequera, der sich diesen Beinamen durch seinen Sieg über die Mauren bei der andalusischen Stadt dieses Namens verdient hatte. Das Arrangement bezog auch Aragón mit ein, weil Ferdinand und sein verstorbener Bruder Söhne der Eleonore von Aragón, der Tochter Peters IV., waren.

In Aragón verschärfte sich zur selben Zeit eine Krise durch den Tod des Thronfolgers, der in Sizilien regiert hatte. Der König selbst, Martin I. El Humano, »der Menschliche« – der letzte königliche Nachfahre Graf Wilfrieds des Haarigen – lebte zwar noch vier Jahre, doch dem Herrscherhaus fehlte der männliche Nachwuchs. Als der König seinem Sohn 1410 in sein frühes Grab folgte, gab es keinen direkten Thronfolger, und so rangelten nicht weniger als sechs Kandidaten um die Krone. Sie legten ihre Ansprüche vor den versammelten Repräsentanten Aragóns, Barcelonas und Valencias dar, aber es kam zu keiner Entscheidung. Dann versuchte eine Kommission aus neun Honorationen eine Lösung zu finden, und letztendlich ging aus dem sogenannten Kompromiss von Caspe ein Sieger hervor: Die Wahl der Kommission war denkwürdig, um nicht zu sagen abenteuerlich, denn sie fiel auf niemand anderen als Ferdinand d’Antequera, Infant und Regent von Kastilien – einen Mann, der kein Katalanisch sprach und dessen persönliche Besitzungen in Südspanien lagen. Doch der

Sieger zeigte, was in ihm steckte, schlug seinen hartnäckigsten Rivalen, den Graf von Urgell, in der Schlacht von Montearagon nahe Huesca, und stellte schnell wieder stabile Verhältnisse her. Kurzzeitig lenkte jetzt ein und dieselbe Person die Geschicke beider Königreiche.

Ferdinand, König von Aragón (reg. 1412–1416), in Barcelona als »Ferran d'Antequera« bekannt, war ein kluger Verwalter und energischer Politiker. Vor allem drängte er erfolgreich auf die Absetzung des aragonesischen Gegenpapstes Benedikt XIII. und trug damit zum Ende des Großen Abendländischen Schismas bei.[95] Außerdem war er mit einem reichen Vorrat an Söhnen gesegnet. Die beiden ältesten, Alfons und Johann, sollten ihm nacheinander auf dem Thron folgen. Seine volle Königstitulatur lautete einem Dokument aus dem Jahr 1413 zufolge: *»Ferdinandus, Dei Gratia Rex Aragonum, Sicilie, Valencie, Maioricarum, Sardiniae et Corsice, Comes Barchinone, Dux Athenarum et Neopatriae, ac etiam Comes Rossilonis et Ceritaniae«* (»Ferdinand, durch Gottes Gnade König von Aragón, Sizilien, Valencia, Mallorca, Sardinien und Korsika, Graf von Barcelona, Herzog von Athen und Neopatras und auch Graf des Roussillon und der Cerdagne«).[96] Kein Wunder, dass er nicht immer alle Titel führte.

An diesem Punkt braucht man einen klaren Kopf, um die vielen Hauptpersonen gleichen Namens auseinanderzuhalten. Ferdinands Neffe, der Kindkönig von Kastilien, und Ferdinands zweiter Sohn hatten den gleichen Vornamen, und beide sollten ihre jeweiligen Reiche lange Zeit unter demselben Thronnamen Johann II. regieren. Johann II. von Kastilien (reg. 1406–1454) gilt allgemein als schwachsinnig. Sein Cousin Johann II. von Aragón indessen (reg. 1458–1479) trat immer sehr unbeherrscht auf. Zu allem Überfluss wurde, um die engen Beziehungen der Höfe von Toledo und Barcelona weiterzuführen, die Schwester von Johann II. von Kastilien mit Alfons von Aragón verheiratet, während die Schwester von Johann II. von Aragón die Ehe mit Johann II. von Kastilien einging. Beide Bräute hießen Maria; sie waren Cousinen ersten Grades und heirateten beide einen Cousin ersten Grades. Nach ihrer Eheschließung wurde Prinzessin Maria von Kastilien Königin Maria von Aragón, und Maria von Aragón wurde Maria von Kastilien. Der Ausdruck »es bleibt alles in der Familie« bekommt hier eine ganz neue Bedeutung.



Die Krone Aragón entkam diesem wirren Netz der engen Blutsverwandtschaft durch eine Übereinkunft zwischen den beiden Söhnen Ferdinands I. Kurz nachdem ihr Vater im Jahr

1416 gestorben war, beschloss sein Nachfolger Alfons, loszusegeln und sich auf die Territorien Aragóns im Mittelmeer zu konzentrieren. Bald sollte er seine Aufmerksamkeit Neapel zuwenden. Der jüngere Bruder Johann dagegen blieb als Stellvertreter und eigentlicher Herrscher des Reiches zu Hause. Wenn man die siebenunddreißig Jahre, die Johann als Regent fungierte, zu den einundzwanzig Jahren eigener Herrschaft hinzuzählt, regierte er letztendlich länger als jeder andere aragonesische Monarch.

Allerdings war die lange Regierung Johanns II. nicht besonders glücklich. Er verwickelte seine Untertanen in eine endlose, erschöpfende Abfolge von Streitigkeiten, Kriegen und Fehden, sodass man sich über seinen Beinamen »der Große« nur wundern kann. Nach seiner Ehe mit einer Prinzessin von Navarra regierte er fünfzig Jahre als eigentlicher Herrscher *iure uxoris* das Königreich Navarra, wobei er aber seine sonstigen Pflichten vernachlässigte. In den 50er-Jahren des 15. Jahrhunderts war er völlig von einem Bürgerkrieg in Navarra absorbiert und führte eine grausame Blutfehde gegen seinen ältesten Sohn, den er zuvor in Barcelona als Vizekönig eingesetzt hatte. In den 60er-Jahren war er mit einer langwierigen katalanischen Revolte konfrontiert, und in den 70er-Jahren führte er einen unklugen Krieg gegen Louis XI. von Frankreich.

Der einzige positive Aspekt seiner Regierung waren die fortbestehenden engen Verbindungen zwischen Aragón und Kastilien. Die beiden Zweige des Trastámara-Clans arbeiteten klug zusammen, um das Familienvermögen liquide zu halten, und zusammen bedrängten sie die schwindende Macht der Mauren in Granada. Seinen Höhepunkt erreichte ihr Zusammenwirken am 19. Oktober 1469 in Valladolid, wo Ferdinand, der jüngere Sohn Johanns II. von Aragón, die Ehe mit Isabella, der einzigen Tochter Johanns II. von Kastilien, einging. Der Nachwelt sind sie bekannt als »Ferdinand und Isabella, die katholischen Könige« (siehe unten). Die beiden wichtigsten Reiche der Iberischen Halbinsel näherten sich immer weiter an.

In den langen, konfliktreichen Dekaden des 15. Jahrhunderts wurden die maroden Herrschaftsstrukturen der Krone Aragón zweifellos weiter geschwächt; so verlor das Kernland immer mehr die Kontrolle über seine abhängigen Territorien im Mittelmeerraum. Alfons V. (reg. 1416–1458), König von Sizilien durch Erbrecht und seit 1421

designierter Erbe des Königreichs Neapel, war einer der prächtigsten Fürsten der Frühen Renaissance. Inmitten einer einzigartigen gemischten Gesellschaft aus Künstlern, Glücksrittern, Literaten, Architekten und ehrgeizigen aragonesischen Höflingen verbrachte er seine Zeit mit Kämpfen, Fehden, Feiern und mit der Arbeit an seinem Ruf als »der Großmütige«. Unter seiner Ägide wurde Korsika eingenommen und Neapel erobert.[97]

Theoretisch war Korsika schon seit den Tagen von Papst Bonifaz VIII. Teil des aragonesischen Königreiches Sardinien. Praktisch aber hatte die Insel, ermutigt durch Genua, den Avancen Aragóns mehr als ein Jahrhundert lang widerstanden. Alfons V. führte daher persönlich den Feldzug an, mit dem er Korsika schließlich 1420 eroberte. Nachdem er die Festung Bonifacio durch Belagerung bezwungen hatte, setzte er kurzzeitig ein Regime unter einem einheimischen Vizekönig ein. Im Jahr 1453 allerdings, nachdem sich gezeigt hatte, dass er seine Neuerwerbung nicht verteidigen konnte, gab Alfons die Insel gegen einen Kredit vom Banco di San Georgio den Genuesen zurück. Überraschenderweise reichte die kurze aragonesische Präsenz aus, um das Symbol des »Mohrenkopfes« einzuführen, der später zum Nationalemblem Korsikas wurde.[98]

Das Königreich Neapel – also der Teil des früheren Königreiches Sizilien, der nach 1282 in angevinischer Hand geblieben war – war der größte und bevölkerungsreichste Staat des mittelalterlichen Italien und besetzte die gesamte südliche Hälfte der Halbinsel von den Grenzen der Romagna bis zum Hacken des »Stiefels«. Das Territorium bestand aus den sechs heutigen Verwaltungsregionen – Abruzzi, Molise, Campania, Puglia, Basilicata und Calabria – und entsprach ziemlich genau dem, was Römer und Norditaliener heute *il Mezzogiorno* nennen, den »Midi« oder »das Land der Mittagssonne«. Weil die Angeviner päpstliche Klienten waren, blieb Neapel zudem traditionell ein Protektorat der Päpste.

Nach dem Krieg um Sizilien hatten die Herrscher der Anjou 150 Jahre lang an ihrer neapolitanischen Erbschaft festgehalten. Ihre Bereitschaft, ihre eigenen angevinischen Verwandten zu befehden, wurde allerdings nur noch von ihrer Entschlossenheit übertroffen, ihre aragonesischen Rivalen herauszuhalten. In zwei akuten Krisenphasen regierten Königinnen ohne Erben – Johanna I. (reg. 1343–1382) und Johanna II. (reg. 1414–1435) – und in beiden

spielte Aragón eine besondere Rolle.

Johanna I. holte vier Ehemänner ins Land, darunter Jakob IV., Anwärter auf den Thron von Mallorca, doch keiner von ihnen brachte die erwünschte Stabilität. Johanna II. regierte über ein von Gewalt und Skandalen zerrissenes Reich. Ihr erster Ehemann, ein Habsburger, verließ sie, auch der zweite floh bald, weil er um sein Leben fürchtete. Die Königin ließ sich daraufhin zur Alleinherrscherin ausrufen und regierte zusammen mit einer ganzen Reihe von Geliebten. Am längsten blieb Giovanni Caracciolo, auch als »Sergianni« bekannt. Er war ihr reichster Untertan und ein unverbesserlicher Intrigant. Bis zu seiner Ermordung herrschte er praktisch als Diktator.

Wie ihrer älteren Namensvetterin mangelte es Johanna II. allerdings nicht einfach an Nachkommen und Skrupel, sondern auch an der Fähigkeit, bei einer Entscheidung zu bleiben. Sie bestimmte nacheinander nicht weniger als vier Männer zu ihren offiziellen Erben. Als der Papst 1420 einen Angeviner als ihren Nachfolger in Neapel unterstützte, änderte die Königin prompt ihre Meinung und erwählte Alfons V. von Aragón zum Gegenerben. Alfons marschierte in Neapel ein, nahm Sergianni gefangen und belagerte den Königspalast Castel Capuano – da besann sich die Königin noch einmal anders, erkannte ihn nicht an und kehrte zum ursprünglichen Kandidaten des Papstes zurück. *La regin' è mobile.* Später bestimmte Johanna einen anderen Angeviner, René d'Anjou, Graf der Provence, dazu, seinen Platz einzunehmen.

In den beiden anschließenden Kriegen um die neapolitanische Erbfolge, 1420–1424 und 1435–1443, wurde nicht nur im Königreich gekämpft. Im Jahr 1424 rief man Alfons kurz vor einem sicheren Sieg in Neapel nach Barcelona zurück, um eine Krise mit Kastilien beizulegen. Auf dem Heimweg machte er einen kleinen Schlenker und plünderte ganz nebenbei Marseille. Im zweiten Krieg wurde Alfons zur See von den Genuesen geschlagen, geriet in Gefangenschaft, wurde den Visconti in Mailand übergeben und schließlich freigekauft. In der mittleren Phase, als René d'Anjou in Neapel regierte, baute Alfons eine starke Marinebasis in Gaeta auf, wurde aber wiederholt an Land zurückgeschlagen. In der Endphase sammelte er erfolgreich alle Randgebiete des Königtums ein, versöhnte sich mit dem Papst und umzingelte langsam, aber sicher seine Beute, wobei sich vor allem seine furchteinflößende Artillerie

bezahlt machte. Im Juni 1442 floh René, und Alfons hielt schließlich mit allem Pomp Einzug in Neapel. Dieses liebte er mehr als alle anderen seiner Besitzungen einschließlich Siziliens. Die Personalunion indessen war eine frühe Emanation des *Regnum utriusque Siciliae*, des »Königreichs beider Sizilien«. Sechzig Jahre lang hatten Alfons V. und seine Söhne Neapel fest im Griff.

Neapel war in seiner aragonesischen Zeit eine große und reiche europäische Hafenstadt. Die Geschichte des Ortes geht auf griechische Zeit zurück, Neapel bildete den Mittelpunkt einer Region, in der griechisch sprechende Gemeinden bis in die moderne Zeit überlebt haben. Im Hinterland liegt die fruchtbare kampanische Ebene; und der Anblick vom Meer, mit dem Kegel des Vesuv im Hintergrund, ist spektakulär. Den Satz »Neapel sehen und sterben« hat Goethe geprägt, er beschreibt aber auch haargenau die Gefühle Alfons' des Großmütigen. Viele städtische Monumente konnten auf eine lange Geschichte zurückblicken, doch das hinderte die aragonesischen Neuankömmlinge nicht daran, sie umzubauen oder zu verschönern. Die von den Griechen errichtete Burg Castel dell'Ovo zum Beispiel, die den alten Hafen sicherte, war von den Normannen stark befestigt worden. Die Aragonesen rissen die hohen normannischen Türme nieder. Die nach dem Stadtpatron benannte Kathedrale San Gennaro steht an der Stätte eines Apollo-Tempels; die Aragonesen schmückten einige ihrer Kapellen üppig aus. Und auf dem kiefernbestandenen Hügel Pizzofalcone (von dem aus man einen atemberaubenden Panoramablick über die Bucht auf den Vesuv hat) standen seit fast 2000 Jahren die Villen der Reichen und Mächtigen. Die Aragonesen führten diese Tradition mit ihren Neubauten fort.

Viele besonders berühmte Gebäude stammten aus *angevinischer Zeit.* Die Universität etwa, begründet bereits von Friedrich II., entstand in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Castel Sant'Elmo, der *Belforte*, wachte von einem vorgelagerten Bergzug aus seit 1343 über der Stadt. Das Kloster San Domenico Maggiore mit der Zelle des Thomas von Aquin wurde 1445 von Grund auf renoviert. Das beeindruckende, im Krieg um Sizilien errichtete Castel Nuovo schützte den Hafen. Neu war hier der ziemlich unpassende Triumphbogen aus weißem Marmor, den die Aragonesen zwischen die beiden Rundtürme der Fassade stellten und Alfons dem Großmütigen widmeten.

Die große Bedeutung der Stadt im späten 15. Jahrhundert verdankte sich vor allem der letzten Phase des Wirtschaftswachstums vor einer langen Rezession durch die osmanische Expansion. Neapel bildete mit Palermo, Malta, Valencia, Barcelona, Palma, Korsika und Sardinien ein Seehandelsnetz, das das westliche Mittelmeer beherrschte.

Alfons‘ V. Wappen und Titulatur illustrieren sehr gut seine komplizierte Position. Eine Inschrift auf seinem Triumphbogen lautet: »ALFONSO REX HISPANUS SICULUS ITALICUS PIUS CLEMENS INVICTUS«. Er verstieg sich also zu der überspannten Behauptung, »König von Spanien, Sizilien und Italien« zu sein. Zu sehen ist auch das schlichte Wappen von Aragón, gekrönt von einer Kanone und zwei Greifen. Meist jedoch zeigt sein Wappenschild die Farben Aragóns, geviertelt mit denen Neapels, wobei das neapolitanische Element in Anspielung auf die Geschichte der Stadt die Embleme von Ungarn, Anjou und Jerusalem enthält. In einem der letzten Dokumente seiner Regierung aus dem März 1458 geht Alfons‘ volle Königstitulatur sogar noch über die seines Vaters hinaus: *»Nos Alfonsus D.G. Rex Aragonum, Siciliae Citra et Ultra Farum, Valentiae, Hierusalem, Hungariae, Maioricarum, Sardiniae et Corsicae, Comes Barchinone. Dux Athenarum et Neopatriae ac etiam Comes Rossilionis et Ceritaniae«* (»Wir, Alfons, von Gottes Gnaden König von Aragón, von Sizilien sowohl diesseits wie jenseits des Leuchtturms, von Valencia, Jerusalem, Ungarn, Mallorca, Sardinien und Korsika, Graf von Barcelona, Herzog von Athen und Neopatras, und auch Graf des Roussillon und der Cerdagne«).[99]

Alfons’ Rolle als Patron der Künste wird ganz unterschiedlich bewertet. »Kein Zeitgenosse«, schrieb ein späterer britischer Konsul in Barcelona, »verfügte in größerem Maße über jene Eigenschaft, die die Italiener ›virtù‹ nennen.« Er gab seinen Höflingen ein Beispiel, indem er die Werke von Livius und Caesar mit auf seine Feldzüge nahm und seiner Armee aus Respekt für Vergils Geburtsstadt Einhalt gebot. Er soll von einer Krankheit genesen sein, indem er lateinischer Dichtung lauschte, und die Schmeichler verglichen ihn mit Seneca oder Trajan (die beide von der Iberischen Halbinsel stammten). Sofort nach seinem feierlichen Einzug machte er sich daran, Neapel in eine würdige Rivalin von Florenz oder Venedig zu verwandeln. Seine Porträtbüste, die dem Mino da Fiesole zugeschrieben wird, steht im Louvre. Insgesamt allerdings

waren die künstlerischen Leistungen des neapolitanischen *Quattrocentro Aragónese*, vor allem unter Alfons' Nachfolgern, recht bescheiden. Laut Giorgio Vasari »schätzen die Neapolitaner ein Pferd höher als einen Maler«.[100]

Als politischer Strippenzieher dagegen war Alfons V. ganz zweifellos ein Schwergewicht. Schon zwei Jahrhunderte lang hatte sich Aragón als internationale Größe behauptet, doch in Alfons' Zeit stieg es in die Spitzengruppe der Großmächte auf. Es war nicht nur ein gleichberechtigter Partner im Gemenge der iberischen Nationen, sondern kontrollierte auch einen großen Teil des italienischen Stiefels und übte starken Einfluss auf das Papsttum aus. Weil das Königreich alle wichtigen Inseln im westlichen und zentralen Mittelmeer besaß, konnte es Handel und Schifffahrt unangefochten kontrollieren. Und nachdem Konstantinopel 1453 an die Türken gefallen war, sah sich Neapel gezwungen, die Führung im Kampf gegen die Osmanen zu übernehmen. Alfons V. war der wichtigste Patron Skanderbegs, des albanischen Kriegsherrn, der auf dem Balkan gegen die Türken kämpfte, und er streckte die Fühler sogar bis ins ferne koptische Äthiopien aus, um eine Allianz gegen die Muslime zu schmieden.[101]

Nach Meinung des führenden britischen Historikers zum Mittelmeerraum im Mittelalter war Alfons ein Mann mit einer »imperialen Vision«, dessen Herrschaft »den Höhepunkt des aragonesischen Einflusses innerhalb von Spanien wie auch im Mittelmeerraum markiert«.[102] Tatsächlich waren einige der Pläne, die er letztlich nicht umsetzen konnte, mindestens so bedeutsam wie seine geglückten Unternehmungen. So nahm er 1448 zum Beispiel den Kleinstaat Piombino ein, zu dem auch die Insel Elba gehörte. Damit wollte er größere Kontrolle über die Genueser Schifffahrtswege gewinnen – und gleichzeitig verschaffte er sich so ein Sprungbrett zur Eroberung der nahen Toskana. Wenn es Alfons gelungen wäre, die Medici in Florenz zur Blütezeit der Renaissance zu verdrängen, würde man seinen Namen heute in jedem Geschichtsbuch finden. Doch alle anderen Mächte Italiens verbündeten sich gegen ihn, und er sah sich gezwungen, die Unternehmung abzublasen. Seine ehrgeizigen Ziele jedoch treten deutlich zutage. Nur selten wird gesehen, wie sehr er seinen Neffen Ferdinand El Católico beeinflusste, dem im Allgemeinen allein das Verdienst zugeschrieben wird, Aragóns Horizont erweitert zu haben.

Bei Alfons‘ Tod im Jahr 1458 ging Neapel nicht wie Sizilien und der Rest der Krone Aragón auf seinen Bruder Johann II. über. Zunächst erbte Alfons’ unehelicher Sohn Ferdinand I., bekannt als Don Ferrante (reg. 1458–1494), das Königtum. Dann folgten nacheinander Don Ferrantes Sohn Alfons II. und Enkel Ferdinand II., dann Don Ferrantes zweiter Sohn Frederico. Nach einem kurzen französischen Zwischenspiel fiel es schließlich 1504 mit den anderen Ländern der Krone an die »Katholischen Könige«.

Die bei weitem längste Regierungszeit kann der oft unterschätzte Don Ferrante für sich verbuchen, der fast vierzig Jahre an der Spitze des Königreiches stand. Wie sein Vater verfügte er über eine einzigartige Mischung aus Mut, künstlerischem Talent und machiavellistischer Rücksichtslosigkeit. Und er hatte eine Ehefrau, Isabella von Tarent, zu deren Mitgift eine ganze Schatztruhe voller feudaler Ansprüche und Titel gehörte. Und so nannte er sich nicht nur König von Neapel, sondern auch »König von Jerusalem«, und beanspruchte die Herrschaft über wutschnaubende Angeviner, aufständische Barone und türkische Eindringlinge. Don Ferrante hatte Niederlagen und Rückschläge zu verzeichnen, nicht zuletzt den Verlust von Otranto an die Türken im Jahr 1480, und doch bewies sein Überleben in den internationalen Kriegen Ende des 15. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Widerstandsfähigkeit.

Nichts illustriert die internationale Bedeutung von Aragón in dieser Zeit besser als der ungewöhnliche Aufstieg einer zunächst ganz durchschnittlichen aragonesischen Familie. Borja ist eine Kleinstadt in der Provinz Zaragoza, und es geht hier um eine von dort stammende Kaufmannsfamilie, die sich aber schon lange in Valencia niedergelassen hatte. Alonso de Borja, ein Rechtsprofessor der Universität Lleida (1378–1458), erwarb sich einen herausragenden Ruf im diplomatischen Dienst Aragóns und erhielt einen Kardinalshut, weil es ihm gelang, seinen Herrn auf dem Konzil von Basel (1431–1439) mit dem Papst zu versöhnen. In Rom wiederholte er denselben Aufstieg als Kardinal »di Borgia« innerhalb der Kirchenhierarchie und wurde schließlich als Calixtus III. 1455 zum Papst gewählt. Angeblich exkommunizierte er den Himmelskörper, der 1456 leuchtend über den Himmel zog und später den Namen »Halleyscher Komet« bekam. Er hob das Urteil gegen Jeanne d’Arc auf, und er füllte Rom mit aragonesischen Beamten: Als er im Jahr 1458, im selben Monat wie Alfons V., starb, erhob

sich ein Aufstand gegen die verhassten »Katalanen«.[103]

Mit seinem Tod endete der Aufstieg der Borgias allerdings noch lange nicht. Papst Calixtus hatte zwei seiner Neffen aus Valencia in den Kardinalsrang erhoben und damit eine mächtige Borgia-Partei geschaffen, die für ihre Korruption und ihren Nepotismus berüchtigt war. Einer von ihnen, Roderic Llançol de Borja (1431–1503), verwaltete die Kirche unter fünf Päpsten und zeugte eine ganze Schar unehelicher Kinder, deren Interessen und Ehebündnisse er mit ungeteiltem Eifer förderte. Im Jahr 1492 sicherte er sich selbst den Stuhl des heiligen Petrus in einem in Golddukaten versinkenden Konklave und stand als Alexander VI. in der unheiligsten Ära des Papsttums an dessen Spitze. Geprägt war sein Pontifikat durch den Einmarsch der Franzosen in Italien, durch den Aufstieg und Fall von Savonarola in Florenz, durch den eifrigen Einsatz des internationalen Ablassschwindels (der die Reformation auslöste) und durch die Papstbulle, die 1493 die Neue Welt zwischen Spanien und Portugal aufteilte.

Eines seiner Kinder, Giovanni, Herzog von Gandia, wurde ermordet; um die viel geschmähte Lucrezia rankten sich reißerische Geschichten; und Cesare Borgia soll das Vorbild für Machiavellis *Fürst* gewesen sein.[104]

Im Allgemeinen herrscht die Ansicht vor, dass das vereinigte Königreich Spanien gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch die eheliche Verbindung von Ferdinand II. von Aragón und Isabella entstanden sei. Dank dieser Union sollen die aufsteigenden Kastilier eine beherrschende Position über ihre im Abstieg begriffenen aragonesischen Partner ausgeübt haben. Diese vereinfachende Deutung ignoriert sowohl die vielen Stufen hin zu dieser Union wie auch die sehr komplizierte Beziehung zwischen Kastilien und Aragón über viele Jahrzehnte hinweg. Aus aragonesischer Perspektive errang die aragonesische Elite im letzten Viertel des Jahrhunderts die Vorherrschaft über Kastilien, obwohl die Kastilier Aragón 1412 übernahmen. Auf dynastischer Ebene kann man drei Stufen unterscheiden: In Stufe eins herrschten nach der Einsetzung von Ferdinand d’Antequera in Aragón im Jahr 1412 zwei Zweige des kastilischen Hauses Trastámara parallel in Kastilien und Aragón. In Stufe zwei, die von der Hochzeit Ferdinands von Aragón und Isabellas von Kastilien im Jahr 1469 und der folgenden Thronbesteigung in ihren jeweiligen Reichen an ein Vierteljahrhundert dauerte,

wurden Kastilien und Aragón zusammen von zwei Regenten geführt, die ein politisches Team bildeten. Und in Stufe drei, die mit Isabellas Tod im Jahr 1504 begann, übernahm der verwitwete Ferdinand II. neben seinen Pflichten als König von Aragón auch die Regentschaft in Kastilien. (Dies konnte er tun, weil das einzige überlebende Kind der beiden Katholischen Könige, ihre Tochter Johanna, als wahnsinnig in Haft gehalten wurde.) Von diesem Punkt an herrschten er und seine Nachfolger in voller Personalunion über die beiden Reiche. Doch war Ferdinand II. Aragónese oder Kastilier? Er war beides. Er war ein Fürst von Aragón mit kastilischer Abstammung, der siebenunddreißig Jahre über Aragón und sechsundvierzig Jahre über Aragón und Kastilien zusammen herrschte.

Die Aussichten des jungen Paares hatten sich nach ihrer Ehe im Jahre 1469 erst allmählich verbessert. Beide waren durch die vielen Auseinandersetzungen in der Generation ihrer Eltern belastet und richteten ihr Denken auf die Vorteile einer Vereinigung in politischen wie in religiösen Dingen. Sie hatten einen Ehevertrag mit dem Versprechen absoluter Gleichberechtigung unterschrieben. Ihr Motto lautete: *»Tanto Monta, Monta Tanto, Ysabel E Fernando«* (»Isabella und Ferdinand, es ist einerlei«). Ihre Embleme, die sich aus den Anfangsbuchstaben ihrer Namen ergaben, waren das J(och) und die F(asces) – die Rutenbündel als ein Symbol der Macht. Nach dem Tod von Isabellas Halbbruder im Jahr 1474 wurden sie gemeinsam Könige von Kastilien, nicht ohne als Usurpatoren beschimpft zu werden. Nach dem Tod von Ferdinands Vater 1479 erweiterte sich ihr Portfolio um Aragón, Katalonien, Valencia, Sizilien und Neapel.[105]

Allerdings hatte die Krone Aragón zehn Jahre lang, von 1462 bis 1472, unter einem Bürgerkrieg zu leiden, in dem König Johann II. gegen drei Thronprätendenten nacheinander kämpfte: Heinrich IV. (der Impotente) von Kastilien, Pedro, Condestável von Portugal, und René d'Anjou, Graf der Provence. René d'Anjou (1409–1480) war nicht nur Graf der Provence, sondern auch Herzog von Lothringen, Titularkönig von Jerusalem und der größte Rivale der Aragonesen in Neapel. Nachdem Alfons V. ihn aus Neapel vertrieben hatte, war er zwanzig Jahre lang als eigentlich überflüssiger Angehöriger eines Herrscherhauses auf der Suche nach einer angemessenen Betätigung. Das Glück lachte ihm schließlich in den 60er-Jahren des 15. Jahrhunderts. Der Adel von Katalonien hatte Johann II.

sowie zwei hoffnungsfrohe »Gegenkönige« nach ihm aus dem Land geworfen. René war nun der dritte Gegenkönig, dem der Thron angeboten wurde. Faktisch endete seine »Regierung«, bevor sie richtig begonnen hatte – er hatte nur seinen Sohn nach Barcelona geschickt, um das politische Klima zu sondieren, und blieb dann klugerweise lieber gleich zu Hause. Später zog er sich nach Aix-en-Provence zurück, wo er sich den schönen Künsten und wohltätigen Werken widmete. In die provençalische und französische Geschichte ist er als »Le bon Roi René« eingegangen. Ihm zu Ehren wurden in Aix und Neapel große Brunnen errichtet, nicht aber in Barcelona. Und sein Grabmal befindet sich in der Kathedrale von Angers, der Heimat der Angeviner.106



Die Wirren der 60er-Jahre, oft als die »katalanische Krise« bezeichnet, haben manchmal zu allgemeinen Betrachtungen über »den unerwarteten Niedergang der Krone Aragón« Anlass gegeben, über »eine Gesellschaft im Rückzug« und über Kastilien und Aragón als »ungleiche Partner«.107 Doch diese Urteile beleuchten nur eine Seite der Medaille. Es gab sicher eine Zeit erbitterter interner Auseinandersetzungen, und vor allem Barcelona musste einen herben

wirtschaftlichen Abstieg verkraften.[108] Doch Kastilien war nicht weniger im Aufruhr als Katalonien, und im aragonesischen Herrschaftsbereich wurde der Niedergang Barcelonas mehr als kompensiert durch das »Goldene Zeitalter« Valencias und den Glanz Neapels. Die Handelsrouten passten sich offenbar der sich verändernden politischen Lage an. Katalanische und valencianische Kaufleute zog es nach Neapel, und aragonesische Händler hielten unter dem Schutz der katalanischen Kompanie selbst noch auf der griechischen Insel Ägina einen Handelsplatz aufrecht. Die Krone Aragón als Ganze war alles andere als dem Untergang geweiht. Der führende Spezialist für dieses Thema kommt zu dem Schluss: »Das 16., nicht das 15. Jahrhundert sah den Niedergang der Krone Aragón«.[109]

Aragóns Zugriff auf sein »Reich« begann sich nach der Jahrhundertwende zu lockern. Die Situation in Italien hatte sich durch den Einmarsch französischer Truppen in Neapel im Jahr 1495 verändert, doch eine päpstliche Koalition gegen die Franzosen und zwei Todesfälle im Königshaus machten den Weg für ein Eingreifen Ferdinands II. frei. Der König lebte damals in Sizilien, und sein erster Gedanke war, das neapolitanische Königreich aufzuteilen, um die Franzosen zu stoppen. Doch der Sieg seines Generals Gonzalo de Córdoba am Garghano (1503) sorgte dafür, dass er keine Konzessionen machen musste, und Neapel folgte Aragón, Katalonien, Valencia, Sizilien und Sardinien unter die vereinte spanische Herrschaft.

Es war der aragonesische Papst Alexander VI., der Ferdinand und Isabella als *Los Reyes Católicos* bezeichnete, und diesen Beinamen verdienten sie durchaus. Im Jahr 1474 hatten sie ihre beiden Königreiche der *Santa Hermandad* oder Heiligen Bruderschaft unterstellt, einer außerhalb des weltlichen Rechtes stehenden politischen und religiösen Polizeibehörde. 1482 begann die gesamtspanische Inquisition unter dem Dominikaner Tomás de Torquemada (1420–1498). Zehn Jahre später vertrieben Isabella und Ferdinand nach dem Fall von Granada viele Juden und Mauren, die sich weigerten, katholisch zu werden. Spaniens religiöser Eifer war weit größer als der des Vatikan.[110] Dennoch gingen die dem Anschein nach pauschalen Vertreibungen von Nichtchristen nicht ganz wahllos vonstatten. Ziel war vor allem, die Bekehrten von den Nichtbekehrten zu trennen, und viele *conversos* blieben unangetastet. Auch viele muslimische Gemeinschaften, die sich der Konversion

widersetzt hatten, bestanden noch ein Jahrhundert oder länger. Luis de Santángel, ein jüdischer *converso, der* Christoph Kolumbus finanziert hatte, bezahlte die Genueser Schiffe, die die Vertriebenen aus den Häfen Valencias und Kataloniens abholten. Die große Mehrheit segelte nach Neapel, wo sie Don Ferrante mit offenen Armen empfing und im Mezzogiorno, der noch unter aragonesischer Herrschaft stand, ansiedelte.[111]

Die frühen Jahre der gemeinsamen Herrschaft von Ferdinand und Isabella waren geprägt vom letzten iberischen Kreuzzug gegen das Emirat von Granada und der großen Expedition des Kolumbus. Beide waren 1492/93 abgeschlossen,[112] ließen die beiden Länder jedoch nicht enger zusammenrücken. Vielmehr wachten die Kastilier eifersüchtig über ihr Monopol auf Kontakte nach Amerika. Und die wichtigste Entwicklung in der Krone Aragón war die Einrichtung eines Rates, der die Angelegenheiten des aragonesischen »Reiches« koordinieren sollte.[113] Die Kronen von Aragón und Kastilien waren weiterhin streng getrennt. (Man könnte Aragóns Position mit der Schottlands nach der Vereinigung mit England im Jahr 1603 vergleichen; der Monarch war gegangen, um sich Größerem zu widmen, doch das »alte Königreich« blieb bestehen.)

Ferdinand II. war als König von Aragón auch verantwortlich für die aragonesische Geschichtsschreibung. Er gab die *Crónica de Aragón* (1499) des Gualberto Fabricio de Vagad in Auftrag;[114] daneben boten Lucio Marineo Sículos *De Aragoniae Regibus et eorum rebus gestis libri V* (1509) einen mehrbändigen Ausflug in Aragóns reale und zusammenfantasierte Geschichte, von den sagenhaften Königen von Sobrarbe im 8. Jahrhundert bis zum Tod Alfons' V. im Jahr 1458.

Von 1494 an stand Ferdinand II. unter großem Druck, seine Dynastie zu verteidigen. Mehrere sorgfältig ausgearbeitete Pläne schlugen fehl. Drei der fünf Kinder des Königspaares, darunter der Kronprinz, starben vor ihrer Mutter, ebenso ihr ältester Enkel und Erbe. Das vierte Kind, Johanna la Loca, war geistig verwirrt; und das fünfte, Catalina, hatte in England als »Katharina von Aragón« einen Schicksalsschlag nach dem anderen zu verkraften. Ein raffinierter Schachzug war die Anerkennung von Johannas Ehemann, dem Habsburger Philipp dem Schönen von Burgund, als Erbe des kastilischen Throns. Doch im September 1506 starb auch er. In einer ironischen Wendung des Schicksals hatte man ein

paar Monate vor Isabellas Tod im November 1504 sie und Ferdinand gemeinsam zu Kaisern des (erloschenen) Byzantinischen Reiches gewählt.

Doch es wurde nicht ganz so schlimm, wie befürchtet. Die Sturzflut der allzu frühen Todesfälle spülte nicht alle Thronanwärter hinweg. Zwei Söhne der geisteskranken Johanna, Enkel der *Reyes Católicos*, Carlos/Karl und Ferdinando/Ferdinand, wuchsen zu Männern heran, und beide erwartete eine glänzende Zukunft an der Spitze der Welt der Habsburger. Nach dem Tod Philipps des Schönen war das habsburgische Burgund auf seinen ältesten Sohn Carlos/Karl übergegangen, der 1516 auch seinem Großvater in Kastilien und Aragón nachfolgte. Drei Jahre später wurde er als Karl V. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gewählt und ging als »Herrscher, in dessen Reich die Sonne niemals untergeht« in die Geschichte ein.[115]

Manche Menschen langweilen die Feinheiten der dynastischen Politik, doch im mittelalterlichen Denken spielten sie eine enorme Rolle. Allen wichtigen Entscheidungen Karls V. lag die schwer zu handhabende Größe seines Erbes zugrunde. Die erste dieser Entscheidungen bestand darin, im Jahr 1521 seinen Bruder Ferdinand zum regierenden Erzherzog von Österreich zu machen; mit der zweiten teilte er das Habsburgerreich 1555 dauerhaft auf und beschränkte die Herrschaft seines Sohnes Philipp II. auf die spanischen Territorien. Der Besitz weiter Teile Süd- und Nordamerikas aber gab dem kastilischen Element in diesem Konglomerat größeres Gewicht als allen anderen Ländern zusammen. Schon 1516 hatten die *Cortes* von Kastilien, als sie ihren zukünftigen Mitregenten willkommen hießen, sichergestellt, dass Aragón formell von den amerikanischen Territorien getrennt wurde. Diese selbstsüchtige Einstellung ging nie verloren.

Auf Karl V., der 1556 abdankte, folgten weitere vier Habsburger:

Philipp II. (1527–1598)
Philipp III. der Fromme (1578–1621)
Philipp IV. der Große (1605–1665)
Karl II. der Verhexte (1661–1700)

Philipp II. führte als Erster in der Geschichte den Titel eines »Königs von Spanien«.[116]

Aragón machte ihnen allen Schwierigkeiten, denn die alten Unterschiede blieben bestehen. Kastilien und Aragón waren

noch immer in Personal-, aber nicht in Verfassungsunion vereint, als ihr König zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gewählt wurde. Sie wurden damit nicht zu abhängigen Reichterrititorien, sondern blieben wie Ungarn in der Kategorie der nicht zum Reich gehörigen Territorien im Besitz des Kaisers.

Nach 1555 veränderte sich allerdings Aragóns schwierige Lage einmal mehr. Viele Historiker lassen die Geschichte Aragóns enden, sobald das Königreich Spanien flügge wurde, doch das ist nicht ganz richtig. Der Zusammenschluss aus Königreich und Grafschaft bestand fort. Er behielt seine eigenen Gesetze und Institutionen, seine Sprachen und Traditionen und auch seine kulturellen und kommerziellen Verbindungen zu seinem früheren »Reich«. Und er rebellierte wiederholt gegen kastilische Übergriffe.

Von den italienischen Besitzungen Aragóns blieben nur Sardinien und Sizilien unter direkter aragonesischer Herrschaft. Malta und Gozo wurden 1530 dem Malteserorden übertragen.[117] Sardinien, die »Perle des Tyrrhenischen Meeres«, entglitt der Aufmerksamkeit Spaniens weitgehend und diente als Marinebasis, von der aus der iberische Wollhandel geschützt wurde. Sizilien indessen blieb vom Rest Italiens abgeschnitten. Tatsächlich hatten die Sizilianer noch sehr lange mehr mit Katalanen und Aragonesen gemeinsam als mit Piemontesen, Lombarden oder Toskanern.[118]

Auch Malta zeigte, obwohl die direkte Verbindung gekappt wurde, weiterhin starke aragonesische Einflüsse. Von Anfang an engagierte sich Aragón intensiv im Malteserorden, dessen religiöses Ethos, seefahrerisches Können und Kreuzfahrertradition den Aragonesen entgegenkamen. Sie bildeten eine der acht *langues* oder »Nationen«, in denen die Ritter organisiert waren; die prächtige Auberge d’Aragón in Valletta steht noch heute, und acht von achtundzwanzig Großmeistern des Ordens in der Malteserzeit kamen aus Aragón; der Wappenschild von Juan de Homedes (reg. 1536–1553) ist in den Schlussstein des Stadttors von Mdina eingemeißelt. Der Tafelaufsatz über dem Altar in der Kapelle der Langue d’Aragón in Valetta, ein Gemälde von Mattia Preti, zeigt einen hl. Georg zu Pferde, der vor dem Hintergrund einer mittelalterlichen Schlacht den Teufel erschlägt. Lange galt das Bild als die Darstellung einer Kampfszene aus dem Heiligen Land. Kürzlich jedoch stellte sich bei Konservierungsarbeiten heraus, dass es den Sieg von

El Puig 1234 gegen die Mauren in der Gegend südlich von Valencia zeigt. Preti hatte mit anderen Worten den Auftrag, eine Episode des Gründungsmythos nicht der Malteserritter, sondern der Krone Aragón darzustellen.[119]

Lange bewahrte die Krone Aragón ihre ganz eigene Identität auch gegenüber dem Rest Spaniens. Trotz der Dominanz Kastiliens und des Stromes zentralisierender Maßnahmen aus der neuen Hauptstadt Madrid war der aragonesische Partikularismus noch bis ins frühe 18. Jahrhundert hinein spürbar. Zwar konnte nur der König die *Cortes* einberufen, doch die Adligen behielten die Kontrolle über die *Diputación*, eine repräsentative Körperschaft zur Vorbereitung von Petitionen, und der König durfte den obersten Hüter der Verfassung, den *justiciar*, nicht austauschen. Die *Fueros*, das Korpus der althergebrachten Rechte und Gewohnheiten Aragóns, galt als unantastbar, und interne Zollposten setzten Schutzzölle im Aragónensisch-katalanischen Handel durch. Unter Philipp II. und seinen Nachfolgern blieben die Ländereien und Völker der Krone voller Stolz formell geschieden, bis das Staatengebilde unterging.

Die Religion bot regelmäßig Anlass zu Streitigkeiten. Die spanischen Könige waren auf religiöse Uniformität bedacht und blieben beflissene Förderer der Heiligen Inquisition, die Ferdinand und Isabella ins Leben gerufen hatten. Aus praktischen Erwägungen heraus konnte die Inquisition allerdings ihre Entscheidungen in Aragón nicht durchsetzen. Der Adel verfolgte eigene Interessen und war jeder Hilfe abgeneigt – viele Dissidenten und Verdächtige konnten deshalb einer Anklage ausweichen. Wenigstens ein Drittel der Bevölkerung von Valencia waren *moriscos*, maurische Konvertiten, die sich nur nach außen hin zum Katholizismus bekannten. In den Augen der Zentralgewalt, die jetzt in Madrid residierte, bewies die mangelnde Unterstützung der Inquisition, die gegen diese Scheinchristen vorgehen wollte, Aragóns Unzuverlässigkeit.

Im Jahr 1582 wurden königliche Soldaten ohne Zustimmung der Behörden vor Ort nach Valencia geschickt, und 1589 geschah dasselbe in Ribagorza. Auf die Spitze getrieben wurde der Ärger Philipps II. über die Krone Aragón schließlich durch die Halsstarrigkeit eines königlichen Sekretärs katalanischer Abstammung namens Antonio Perez. Perez, der unter einer zweifelhaften Mordanklage stand, entfloh in Madrid aus dem Gefängnis und berief sich, sobald

er aragonesisches Territorium erreichte, auf den Schutz der *Fueros.* Vor allem beanspruchte er das Recht auf ein Gerichtsverfahren, *die firma de manifestación. Der justiciar*, Juan de Luna, bestimmte, dass Perez nicht nach Madrid ausgeliefert werden dürfe. Der Vizekönig wurde bei gewalttätigen Demonstrationen in Barcelona getötet, und der König verlor endgültig die Geduld. Ein Heer von 12.000 Mann marschierte in Aragón ein. Perez wurde über die Grenze ins Béarn geschmuggelt. *Der justiciar* und einundzwanzig weitere Beamte wurden hingerichtet. Dann setzte der König heuchlerisch die *Fueros* neu ein, und ein murrendes Aragón kehrte zum status *quo ante* zurück.[120]

Im Folgenden erlebten die Kronlande innerhalb des spanischen Staates einen langen, unbehaglichen Waffenstillstand, der von drei gewalttätigen Episoden unterbrochen wurde. Der erste Aufstand, bei den Kastiliern als »Katalanische Revolte« (1640–1652) bekannt, bei den Katalanen entweder als *Corpus de Sang* (weil er am Fronleichnamstag ausbrach) oder als *La Guerra dels Segadors, der* »Krieg der Schnitter« (weil das erste Opfer der Soldateska ein unschuldiger Erntehelfer war), brach nach einer langen Zeit drückender Besteuerung und einer erzwungenen Einquartierung von Soldaten auf dem Lande los. Lokale Unruhen brachte eine französische Armee ins Land, die Nordkatalonien jahrelang besetzte, und der daraus entstehende Konflikt kostete Spanien über Jahrzehnte hinweg enorm viel Blut und Geld. Er endete im Pyrenäenfrieden (1659), in dem Spanien unter anderem das Rosselló und den Osten der Cerdanya als Friedenspreis an Frankreich abtrat.[121]

Der zweite Aufstand zwischen 1687 und 1697 hieß nach den langen Mützen der katalanischen Bauern »Revolte der *Barretinas«. Die* Beschwerden ähnelten sich, doch diesmal waren die Städte außen vor. Die Spannungen wuchsen, nachdem ein Bauernmob die kleine Hafenstadt Mataro verwüstet hatte, und drei Mitglieder der *Diputación* in Barcelona festgenommen wurden, weil sie gewagt hatten, gegen die Reaktionen des Staates zu protestieren. Französische Agenten zogen durch die Dörfer, auf dem Land rottete sich eine Miliz zusammen, das Roussillon schickte militärische Unterstützung, und die Unzufriedenheit kulminierte in einer Belagerung Barcelonas, die aber kaum Wirkung entfaltete. Lokale Plünderzüge und brutale Vergeltungsmaßnahmen über Jahre hinweg mündeten

schließlich in eine unklare Pattsituation.[122]

Der dritte Aufstand zwischen 1700 und 1713 brach im Zusammenhang des Spanischen Erbfolgekrieges aus. Aragón, Valencia und Katalonien sprachen sich für den österreichischen Prätendenten, den Habsburger »Don Carlos« aus und organisierten ein autonomes Bündnis. In ihren Augen griffen sie zu den Waffen, um ihre althergebrachten Privilegien zu verteidigen. In den Augen von Madrid und Versailles indessen zeigten sie eine nicht hinzunehmende Unbotmäßigkeit gegenüber der königlichen Herrschaft. Französische und spanische Heere schlossen sich zusammen, um die Rebellen zum Gehorsam zu zwingen. Valencia wurde 1707 zurückerobert, Aragón 1708. Bis zum September 1714 hatte Barcelona zwei schreckliche Belagerungen zu ertragen.[123]

Danach war weiterer Widerstand sinnlos und ein Kompromiss unmöglich. Der Vertrag von Utrecht, in dem ein allgemeiner europäischer Frieden geschlossen wurde, war unterzeichnet, »Don Carlos« nach Wien abgereist. Der französische Kandidat, Philippe de Bourbon, saß in Madrid als König Felipe V. auf dem Thron, und seine Beamten schrieben eifrig an den Dekreten der *Nueva Planta* oder »Neuen Ordnung«, durch die einheitlich kastilische Gesetze und Vorgehensweisen in ganz Spanien eingeführt wurden.[124] Die katalanischen Separatisten waren völlig isoliert, eine Kapitulation unvermeidbar. Bald marschierte der französische Marschall James Fitzjames, Duque de Berwick, ein, um eine Militärregierung einzurichten. Die Säulen der Autonomie der Krone Aragón, die *Diputación* und die *Generalitat* Kataloniens, wurden zusammen mit der Münze und der Universität aufgelöst, das System der Provinzialzölle abgeschafft. Die Köpfe der »Rebellion« wurden hingerichtet oder ins Exil getrieben, und ein spanischer Generalkapitän übernahm das Kommando. Die katalanische Sprache war verboten. Fortan gab es nur noch kastilische Bräuche, kastilische Sprache und kastilische Herrschaft. Der Name Aragón blieb, bezeichnete aber wenig mehr als eine spanische Verwaltungseinheit. Die sterbende Glut der Krone Aragón war für immer erloschen.

III

Der »Krone Aragón« ist es auf den Feldern der

Erinnerungskultur nicht besonders gut ergangen. Als Verliererin in der Rivalität mit Kastilien und als eine im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als die meisten grundlegenden historischen Werke entstanden, schon lange verschwundene Größe fehlt sie oft in den späteren Darstellungen. Gern wird sie als »eine historische Region Spaniens« präsentiert, nicht wie ihr zeitweiliger Gegenpart Portugal als souveräner Staat. Allzu oft begegnet man ihrem Erbe mit Desinteresse, wenn schon nicht mit Feindseligkeit, und sie ist zur Fußnote in der hauptsächlich kastilischen Geschichte herabgesunken. Die meisten Spanier haben heute keinen Sinn mehr für die ganz eigene und außergewöhnliche Vergangenheit der Krone Aragón.

Zu denken gibt vor allem die Haltung jener Menschen, die eigentlich doch das größte Interesse an dem Thema haben sollten. Denn die Aragonesen und Katalanen haben heute keine gemeinsame Grundhaltung mehr; die historische Ehe ihrer beiden Länder ist in einer mentalen Scheidung gelöst worden. Die Aragonesen – Bewohner der spanischen »Autonomen Gemeinschaft« Aragón – tanzen die *Joca Aragonese* nicht, um so die historische Verbindung mit Katalonien hervorzuheben: ganz im Gegenteil. Und viele Katalanen bringen kaum das Wort Aragón über die Lippen. Statt von der Vereinigung von »Königreich Aragón und Grafschaft Barcelona« ist auf Denkmälern und in Geschichtsbücher in Katalonien vom »katalanischen Staat im Mittelalter« oder vom »katalanischen Reich« oder manchmal auf von einem nicht näher bezeichneten »Königreich« zu lesen. Das Konzept einer multinationalen »Krone Aragón« ist ganz eindeutig nicht gefragt. In akademischen Kreisen wird es oft ersetzt durch die zweifelhafte Wortneuschöpfung des »katalanisch-aragonesischen Bundes«. Und die derzeitige Politik torpediert praktisch jeden Versuch, sich intensiver und mit Wohlwollen der Krone Aragón zu erinnern. Die duale Herrschaft über Königreich und Grafschaft mit ihrer langen Kette abhängiger Territorien lebte und starb lange vor dem Zeitalter des modernen Nationalismus, und ihr Ethos passt schlecht zu modernen Schwärmereien. Weder der spanische noch der katalanische Nationalismus, noch nicht einmal der Partikularismus der Region Aragón hat sich der Erinnerung an dieses Reich angenommen.

Vielmehr wurde das Gedenken an die frühere Krone Aragón sorgfältig unterteilt. Die Menschen erinnern sich nur an die Dinge, an die sie sich erinnern wollen. Ihnen fehlt das

wohlwollende, aber unparteiische Interesse, und schon kleinste Anlässe führen oft zu Streitereien. In den 1980er-Jahren zum Beispiel, als die Provinz Aragón eine neue Flagge für die Ära nach Franco suchte, übernahm sie einen Entwurf, der auf der mittelalterlichen Standarte der Krone Aragón basierte.[125] Zu sehen waren neben dem Georgskreuz auch »vier karminrote Balken auf goldenem Feld«. In Zaragoza galt dieser Entwurf zweifellos als absolut unschuldig und angemessen, doch in Barcelona kochte die Volksseele,[126] denn wie jeder gute Katalane weiß, ist »Karminrot und Gold« einzig und allein der Nationalflagge Kataloniens vorbehalten, der *Senyera*, die Wilfried dem Haarigen vor über einem Jahrtausend verliehen wurde. Der Legende nach lag der stark behaarte Krieger verwundet auf dem Schlachtfeld. Karl der Kahle, Sohn Kaiser Ludwigs des Frommen, tauchte seine Finger in das Blut des Grafen und zog damit vier rote Streifen über das Goldtuch seiner Decke. Aragón gab es damals noch lange nicht![127]

Eine weitere Besonderheit Spaniens in der Zeit nach Franco waren regionale Hymnen, die die Identität lange vernachlässigter Gemeinschaften wieder aufleben lassen sollten. Man hätte einen starken historischen Einschlag erwarten können, doch die in den Provinzen der früheren Krone Aragón bevorzugten Liedtexte zeigen wenig Interesse an den Realitäten der Vergangenheit. Das mag durchaus an den durch den Bürgerkrieg 1936–1939 entstandenen und noch nicht überwundenen Animositäten und Befangenheiten liegen – jedenfalls tendieren sie dazu, die vorherrschende Amnesie noch zu verstärken. In Katalonien zum Beispiel ist *»Els Segadors«*, »Die Schnitter«, von einem Volkslied zur offiziellen Hymne aufgestiegen. Das Lied, das im 19. Jahrhundert komponiert wurde, um an den Aufstand von 1640 zu erinnern, feiert den Widerstand gegen die Fremdherrschaft, hat aber nichts über Kataloniens früheren aragonesischen Partner zu sagen:

Catalunya triomfant
Tornarà a ser rica i plena,
Endarrera aquesta gent
Tan ufana i tan superba.
Bon cop de falç!
Bon cop de falç,
Defensors de la terra!
Bon cop de falç!

(»Das triumphierende Katalonien/wird wieder reich sein und

auf seinem Höhepunkt!/Wird diese Leute hinter sich lassen,/ so protzig und so hochmütig./Ein guter Schlag mit der Sichel,/ein guter Schlag mit der Sichel/Verteidiger des Landes,/ein guter Schlag mit der Sichel!«)[128] Man kann vermuten, dass auch die Aragonesen heute zu »diesen protzigen und hochmütigen Leuten« gezählt werden.

In der Autonomen Gemeinschaft Aragón kombiniert der offizielle *Himno* eine alte Melodie mit modernen Worten, rühmt »die Blumen unserer Felder«, »die verschneiten Gipfel unserer Berge«, und die Hoffnungen und Träume von einer Zukunft in Freiheit und Gerechtigkeit. Doch in ihren hochpoetischen Zeilen findet sich kein einziges historisches Echo der altehrwürdigen Vergangenheit der Krone Aragón:

Luz de Aragón, torre al viento, campana de soledad!
Que tu afán propague, río sin frontera, tu razón, tu verdad!
Vencedor de tanto olvido, memoria de eternidad.
Pueblo del tamaño de hombres y mujeres, i Aragón, vivirás!

(»Licht Aragóns, Turm im Wind, Glocke der Einsamkeit!/Dein Streben wird sich verbreiten, ein Fluss ohne Ufer: ebenso Deine Vernunft, Deine Wahrheit!/Sieger über so viel Vergessen, Gedenken an die Ewigkeit,/ein Volk so vieler Männer und Frauen, Aragón, Du wirst leben!«)[129]

In Valencia singt man noch immer einen seit der Industriemesse in Valencia 1909 unveränderten *Himno*. Viele finden, der Text sei überholt, doch eine Aufnahme mit Plácido Domingo aus dem Jahr 2008 auf Kastilisch wie auf Valencianisch hat der Hymne wieder eine Zukunft beschert:

Per ofrenar noves glòries a Espanya,
Tots a una veu, germans, vingau.
Ja en el taller i en el camp remoregen
Càntics d’amor, himnes de pau!
Nostra Senyera!
Glória a la Pátria! Visca Valencia!
Visca! Visca! Visca!

(»Um Spanien neuen Ruhm darzubringen/versammelt euch Brüder, alle mit einer Stimme./In den Werkstätten und auf den Feldern/klingen schon Liebeslieder und Friedenshymnen./Unsere Herrin! Ruhm dem Vaterland, lange lebe Valencia! Viva! Viva! Viva!«)[130]

Und auf Mallorca hat man ein nettes, aber nichtssagendes Lied über eine Spinne gewählt:

La Balanguera misteriosa,

Com una aranya d'art subtil,
Buida que buida sa filiosa.
De nostra vida treu el fil.
Com una parca bé cavilla,
Tixint la tela per demà.
La balanguera fila, fila,
La balanguera filerà.

(»Die geheimnisvolle Balanguera/leert, ja, leert ihren Spinnrocken/wie eine Spinne in höchster Kunst/zieht sie den Faden unseren Lebens./Wie eine Parze, die wohlbedacht/den Stoff für das Morgen spinnt/spinnt die Balanguera, spinnt,/ wird die Balanguera immerdar spinnen.«) [131]

Die musikalische Landschaft in Perpignan stellt sich notwendigerweise ganz anders dar. Die französische Region des Languedoc-Roussillon hat bisher der Versuchung widerstanden, eine offizielle Hymne in Auftrag zu geben. Doch verschiedene Lieder zirkulieren als Ausdruck des Lokalpatriotismus. Bei *USA Perpignan* brüllen sie den Text von *»L'Estaca«*, »Der Pfahl«.[E] In den Bars und in den Seitenstraßen der Festivals schweben *Montanyes Regalades* oder *Montanyes de Canigou* sanft in der Abendluft. Doch man spricht vor allem Französisch, und es sind die französischen Worte von *»Le Hymne à la Catalogne«*, die den am häufigsten gesungenen Refrain bilden:

Perpignan, Perpignan,
Chante, chante les catalanes.
Perpignan, Perpignan,
Danse, danse la Sardane!

(»Perpignan, Perpignan,/sing, sing für die katalanischen Mädchen./Perpignan, Perpignan,/tanz, tanz die *Sardane!«*)[132]

Manchmal, so scheint es, kann die Geschichte am besten von außen, von unbeteiligten Beobachtern heraufbeschworen werden. Zum Abschluss seiner Geschichte der Krone Aragón schlägt ein ausländischer Gelehrter einen leicht resignierenden Ton an: »Die alten Steine sind heute still. Sie erzählen … von Kämpfen, vom Schutz und von Ausbeutung; von bäuerlicher Mühsal und Hütearbeit; vom Beten und Stiften; von Handel und Wandel, und von Verbindungen und Machtansprüchen quer über das sonnenbeschienene Meer.«[133]

[A] Der Name »Aragón« wird normalerweise wie das nahe »Aran« etymologisch

mit dem baskischen Wort für »Tal« in Verbindung gebracht. Im modernen Baskisch heißt es »Aragoa«. Das Territorium, in dem der Fluss entspringt, war seit frühesten Zeiten entweder als Aragón nach dem Fluss oder als Jaca nach der einzigen größeren Siedlung bekannt. Ähnlich hieß das Nachbarterritorium im Westen entweder Navarra nach dem baskischen Wort für »Ebene« oder Pamplona nach der einzigen Stadt dort.

Deutlich zu erkennen ist, dass die Basken einst weit jenseits der Grenzen des heutigen Baskenlandes lebten.

B Das Haus Barcelona verlegte sich auf den Brauch, die Namen der Grafen in jeder Generation umzutauschen, um die Väter von den Söhnen zu unterscheiden. So trat Ramón Berenguer I. (reg. 1035–1076) als Sohn das Erbe von Berenguer Ramón I. an. Als die Gemahlin dieses Erben um 1053 Zwillinge zur Welt brachte, wurde das Problem dadurch gelöst, dass man den älteren Zwilling Ramón Berenguer und den jüngeren Berenguer Ramón nannte. Als die Zwillinge zu gegebener Zeit ihrem Vater nachfolgten, ergab sich eine unglückliche gemeinsame Regentschaft von Ramón Berenguer II. und seinem Bruder Berenguer Ramón II. El Fratricida. Die Alleinherrschaft dieses zweiten Zwillings begann mit dem Tod seines Bruders bei einem verdächtigen Jagdunfall.

C Die Katalanen galten wegen ihrer früheren Unterwerfung unter die fränkische Oberhoheit hier noch immer als Franken.

D In der folgenden Aufstellung finden sich zum Zwecke der Darstellung lediglich die spanischen und katalanischen Bezeichnungen. Dort, wo in der deutschen Historiografie die deutschen Namen (Peter, Alfons, Johann, Jakob etc.) üblich sind, werden sie im übrigen Text (wie auch im gesamten Buch) verwendet [A. d. Red.].

E »L'Estaca« ist ein Lied der Freiheitsbewegung aus der Franco-Ära, geschrieben 1968 vom katalanischen Sänger Lluís Llach. Es war in vielen Ländern populär. Der Refrain lautet: »Reiß den Mauern die Zähne der Gitter aus,/sprenge die Ketten, zerbrich die Peitsche!/Und die Mauern fallen, fallen, fallen/und begraben die alte Welt!«.

5

Historisches Litauen

Großfürstentum mit Königen
(1253–1795)



Der weiftrussische Präsident Alexander Lukaschenko

I

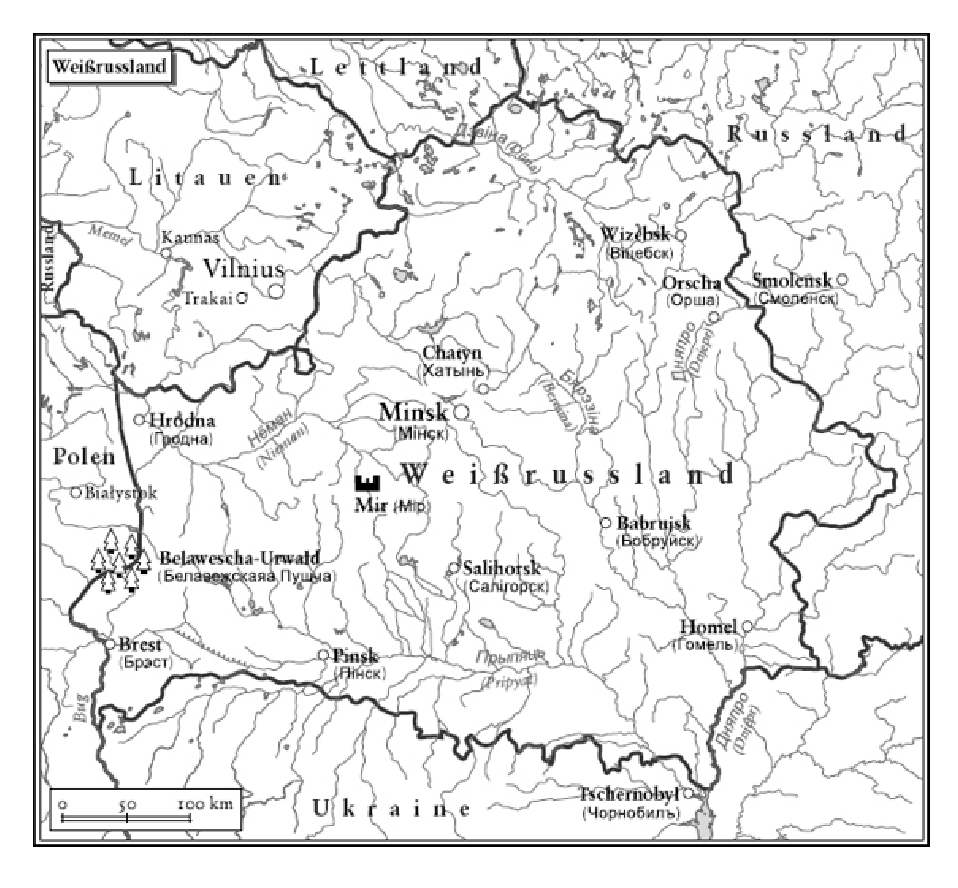
Weißrussland ist für Besucher wenig attraktiv. Es hat so wenige Sehenswürdigkeiten, dass es in den veröffentlichten Statistiken der Welttourismusorganisation gar nicht auftaucht. Man könnte daraus schließen, dass in dem Land

wenig Interessantes zu sehen gibt, seine Geschichte nicht der Rede wert ist. Doch Weißrussland, dessen amtliche Bezeichnung bis 1991 Bjelorussland lautete, und das heute amtlich Belarus heißt, ist weder langweilig, noch ist es klein noch liegt es geografisch im Abseits. Sein Staatsgebiet von gut 207.000 Quadratkilometern ist etwa genauso groß wie das von England und Schottland zusammen, von Kansas oder Minnesota, und es war vor 1991 die sechstgrößte von 15 Sowjetrepubliken. Seine Einwohnerzahl belief sich 2007 auf 10,4 Millionen, ist also etwa gleich groß wie die von Portugal oder Griechenland. Sein Staatsgebiet ist nur ein Drittel so groß wie das der benachbarten Ukraine, aber größer als das der drei baltischen Staaten zusammengenommen. Seit 2004 grenzt es an drei Mitgliedstaaten der Europäischen Union, die vor allem durch Weißrussland von ihrem riesigen Nachbarn im Osten, Russland, getrennt sind. Die weißrussische Hauptstadt Minsk oder Miensk liegt an der wichtigsten europäischen Ost-West-Bahnverbindung Paris, Berlin, Moskau und ist in etwa drei Stunden per Direktflug ab London Heathrow zu erreichen.[1] Der in einer Tiefebene liegende Binnenstaat grenzt an Lettland, Litauen, Polen, die Ukraine und Russland und besitzt zahlreiche Flüsse, aber keine Berge. Sein höchster Punkt, die Dsjarschynskaja Hara (der »Dserschinski-Hügel«) liegt nur 346 Meter über dem Meeresspiegel. Die wichtigste geografische Achse Weißrusslands verläuft von Südwesten nach Nordosten durch die Osteuropäische Ebene und ein Stück die kontinentale Wasserscheide entlang. Alle Flüsse nördlich der Wasserscheide, wie zum Beispiel Memel und Düna und ihre Nebenflüsse, fließen Richtung Ostsee; und alle Flüsse südlich der Wasserscheide wie zum Beispiel Prypjat und Beresina fließen nach Süden, Richtung Dnjepr und Schwarzes Meer.

Die offenkundigen Probleme des Landes lassen sich am besten mit vier Begriffen beschreiben: Infrastruktur, Image, radioaktive Strahlung und vor allem Geschichte. Ein Beispiel für die schlechte Infrastruktur ist die weißrussische Tourismusbranche. Sie hat weder Urlaubsorte zu verzeichnen noch Hotels in den höheren Kategorien oder landschaftlich reizvolle Reiserouten mit modernen Straßen und Tankstellen zu bieten. Auch weist das Land außer wenigen fantastischen Urwäldern keine Landschaften auf, die nicht zerstört wären.

Oberflächlich betrachtet ist die Hauptstadt Minsk sogar besonders uninteressant. Sie wurde 1944 in einer deutsch-

sowjetischen Schlacht, die viele Opfer forderte, fast dem Erdboden gleichgemacht. Danach wurden die Ruinen mit entwurzelten Migranten vorwiegend russischen Ursprungs besiedelt. Die im Sowjetstil wieder aufgebaute Stadt ist durch extrabreite Boulevards mit wenig Verkehr, grandiose öffentliche Gebäude für die Bürokratie und schäbige, verfallende Wohnblocks für die normale Bevölkerung geprägt.



Das Image von Weißrussland ist insgesamt katastrophal: Es hat in fast allen Bereichen eine schlechtere Bewertung als sämtliche anderen europäischen Länder. Auf dem neuesten verfügbaren (aber trotzdem nicht mehr ganz aktuellen) Quality of Life Index (2005) mit Irland auf dem ersten und Simbabwe auf dem letzten Platz, belegt Weißrussland den 100. von 111 Rängen. Auf dem Corruption Perception Index (CPI 2007) nimmt es den 150. von insgesamt 179 Plätzen ein, und auf dem Democracy Index des *Economist* (2007) wird es als einziges europäisches Land als »unfrei« klassifiziert.[2] Drei Viertel seiner im Sowjetstil geplanten Volkswirtschaft

sind in Staatsbesitz. Seine Bevölkerung, die in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg stetig wuchs, geht heute zurück. Regiert wird es durch die pseudodemokratische Diktatur von Alexander Grigorjewitsch Lukaschenko. Sie gehört laut politischen Beobachtern in die gleiche Kategorie wie die gleichfalls ziemlich unappetitlichen Regime der früheren Sowjetrepubliken Aserbaidschan, Usbekistan oder Kasachstan.[3] Amtssprachen in Weißrussland sind Russisch und Weißrussisch, doch das Weißrussische ist stark benachteiligt. Wie fast alle Mitglieder der alten Sowjetelite spricht auch Lukaschenko meistens nur Russisch in der Öffentlichkeit. Bis heute ist unklar, ob sein Name eigentlich in seiner weißrussischen Form »Aljaksandr Lukaschenka« geschrieben und ausgesprochen werden müsste.

Die weißrussische Regierung geht relativ offen mit den Ereignissn des Atomunfalls von Tschernobyl vom April 1986 um. Tatsächlich wurden sogar große Anstrengungen gemacht, um die Welt über den Schaden und seine Kosten zu informieren. Der tödliche Reaktor aus der Sowjetzeit liegt hinter der Grenze in der Ukraine, aber 75 Prozent des radioaktiven Fallouts trieben nach Norden, und so wurden weißrussische Dörfer, weißrussische Äcker und weißrussische Kinder am schlimmsten verseucht. Die bei der Explosion von 1986 freigesetzten Strahlen werden noch Hunderttausende von Jahren aktiv sein. So dauert es noch mindestens ein halbes Jahrhundert, bis alle Fische, Pilze und Waldbeeren in Weißrussland wieder für den menschlichen Verzehr geeignet sind. Eine effektive Entsorgung des explodierten Reaktors ist nicht in Sicht.[4]

Das Unglück Weißrusslands jedoch begann nicht erst 1986, sondern bestand aus einer ganzen Kette von Katastrophen, die im letzten Jahrhundert mit quälender Regelmäßigkeit einander ablösten. Die Weißrussische Volksrepublik von 1918, die aus dem Zusammenbruch des Russischen Zarenreichs hervorging, wurde von den Bolschewiki zerstört. In den 1930er-Jahren wurden bei Stalins Säuberungen 60 Prozent der weißrussischen Intelligenzija getötet; das Waldgebiet Kurapaty bei Minsk, wo das Massaker zwischen 1937 und 1941 stattfand, ist bis heute nicht ordentlich untersucht.[5] Während der Besatzung durch die Deutschen 1941–1945 und des von ihnen verübten Holocausts kam ein Viertel der gesamten weißrussischen Bevölkerung ums Leben. Ethnische Säuberungen *nach* dem Zweiten Weltkrieg

führten dazu, dass fast noch einmal so viele Menschen flohen. Der sowjetische Wiederaufbau ging nur langsam voran, und Hilfe durch den Marshallplan wurde nicht angenommen.[6] All diese Tragödien kosteten nicht nur furchtbar viele Menschenleben, sondern führten auch dazu, dass viele Weißrussen kein wirkliches Gefühl für ihre nationale Identität haben.

Der »Lukaschenkismus« kann also nur als die letzte einer langen Kette von Katastrophen betrachtet werden. Er ist das Ergebnis eines Vorgangs, den Politologen wohl als »gescheiterte Transformation« bezeichnen. In den 1990er-Jahren brach das politische, soziale und wirtschaftliche System der UdSSR zusammen und eine wirkliche Alternative ist nicht an seine Stelle getreten. Lukaschenkos kometenhafter Aufstieg zur Macht vollzog sich, indem er dieses Vakuum füllte. Im Jahr 1991 besaß der 1954 geborene Diktator als ehemaliger Offizier der sowjetischen Grenztruppen und Leiter eines *sowchos* (staatlichen landwirtschaftlichen Großbetriebs), nur eine gewisse lokale Bedeutung und war kein exponiertes Mitglied der regierenden Kommunistischen Partei. Bekannt wurde er als der einzige Abgeordnete, der in der letzten Versammlung der Weißrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik gegen die Abschaffung der Sowjetunion stimmte, und die Grundlage für seine Macht legte er als Vorsitzender eines Antikorruptionsausschusses, der schwere Vorwürfe gegen die ersten postsowjetischen Führer des Landes erhob. Drei Jahre später war er selbst Präsident.

In den vier Amtszeiten seiner Herrschaft, 1994–2001, 2001–2006, 2006–2010 und von 2010 bis heute, hat er in aller Stille eine legale Diktatur errichtet. Die schuf er durch eine fragwürdige Volksabstimmung, eine auf seine Bedürfnisse zugeschnittene Verfassung und ein handverlesenes Parlament. Weißrussland ist ein Polizeistaat, in dem die »Männer des Präsidenten« auf allen Ebenen Gehorsam erzwingen. Die Opposition wird drangsaliert. Die Medien sind geknebelt. Ausländischer Protest wird ignoriert. Westliche Regierungen werden zwar um Investitionen gebeten, aber nicht um Rat gefragt. Kurz gesagt, der Präsident und Diktator tut, was er will. Fünfzig neue »Universitäten« bilden fleißig die Kader aus, die den Lukaschenkismus in die Zukunft tragen sollen, während Teile der Universität Minsk nur im Ausland arbeiten können.[7] In unqualifizierten Kommentaren wird Lukaschenko als

»Möchtegern-Putin ohne Raketen und ohne Öl« bezeichnet – ein schlechter Vergleich, der obendrein Lukaschenkos Hartnäckigkeit unterschätzt.[8] Seine Schergen nennen ihn *»Batka«*, »Väterchen«. Ihre Parole lautet: »Batka war, Batka ist und Batka wird sein.« Er selbst sagt über sich: »Durch meine Position und durch den Staat kann ich kein Diktator werden, aber ein autoritärer Regierungsstil ist typisch für mich.«[9] Unmittelbar nach 1991 galt Weißrussland als ein russisch kontrollierter Satellitenstaat. Minsk war (und ist offenbar bis heute) der Sitz der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS), die als Ersatz für die Sowjetunion gegründet wurde, um die russische Vorherrschaft in einer flexibleren Form zu erhalten. Im Jahr 1996 schloss Weißrussland wenigstens theoretisch eine Wirtschaftsgemeinschaft mit Russland mit dem Ziel, binnen zwölf Jahren eine Zollunion und eine gemeinsamen Währung zu schaffen. Im Jahr 2002 begannen sogar Gespräche über den russischen Vorschlag eines russisch-weißrussischen Unionsstaats. Aber keines dieser Projekte wurde verwirklicht. Stattdessen kam es zu wachsenden Konflikten über »unbezahlte Schulden«, Ölpreise und Erdgaslieferungen und generell über Lukaschenkos Abneigung, nach der Pfeife des Kreml zu tanzen. Die Beziehungen wurden so schlecht, dass sie bestenfalls als unklar bezeichnet werden konnten. Dann jedoch machte der »letzte Diktator« angesichts einer drohenden Präsidentschaftswahl im Jahr 2010 eine spektakuläre Kehrtwendung, reiste nach Moskau, versöhnte sich mit Putin und verkündete, dass der Streit um den Ölpreis beigelegt sei.[10]

Die Europäische Union indessen war mit Weißrussland genauso unzufrieden wie Russland. Lukaschenko hatte sämtliche Versuche, einen sinnvollen Dialog einzuleiten, vereitelt, indem er darauf bestand, dass er sich »keine fremden Werte von außen aufzwingen« lasse. Vor der im Mai 2009 widerstrebend vollzogenen Aufnahme Weißrusslands in die Östliche Partnerschaft der EU fanden langwierige Gespräche statt. Die Partnerschaft ist das Gegenstück der Mittelmeerunion, der die afrikanischen und nahöstlichen Nachbarn der EU angehören. Sie soll Regierungsführung, Energiesicherheit und Umweltschutz sowie die Zusammenarbeit bei gemeinsamen Anliegen wie Handel, Verkehr und Migration fördern.[11]

Die Präsidentschaftswahlen im Dezember 2010 fanden in einer Atmosphäre großer Unsicherheit statt. Im Vorfeld der

Wahlen kritisierte der russische Präsident Dmitri Medwedew Lukaschenko scharf und beschuldigte ihn wiederholt, sein Wort gebrochen zu haben. Er habe es versäumt, die Unabhängigkeit Abchasiens und Südossetiens anzuerkennen, und er habe Kurmanbek Bakijew, dem vertriebenen Präsidenten Kirgisiens, Asyl gewährt. In einem Artikel mit der Überschrift »Batka Stoops To Blackmail« beklagte die Website von Russia Profile, Lukaschenko habe die russische Drohung, sein Land nicht mehr mit Öl zu versorgen, offenbar mit der Drohung beantwortet, Kaliningrad nicht mehr mit Strom zu versorgen.[12] Ausländische Beobachter vermuteten, dass Russland die Geduld verlor. Dann, Anfang 2011 kam der Wikileaks-Skandal. Nicht weniger als 1878 Telegramme, die Wikileaks zugespielt worden waren, bezogen sich auf Weißrussland. In diversen Fernschreiben aus dem Jahr 2005 bezeichneten amerikanische Diplomaten Weißrussland als »letzten Hort der Tyrannei« und als »als faktischen Mafioso-Staat«.[13]

Aber Batka hatte wenig zu befürchten. Bei der Wahl am 19. Dezember 2010 war er offiziell mit 79,7 Prozent der Stimmen zum Wahlsieger erklärt worden.[14] Oppositionelle, die gegen ihn hatten kandidieren dürfen, wurden nach der Wahl von der Polizei zusammengeschlagen. Demonstrationen beantwortete das Regime mit Verhaftungen. Diplomaten aus Nachbarländern vermuteten, dass Lukaschenko die Wahl verloren hatte, aber er blieb davon völlig unberührt. Bei einem Auftritt auf dem staatlichen Fernsehsender STV verblüffte er die Zuschauer, indem er plötzlich fließend Weißrussisch sprach und ihnen seine alte Mutter vorstellte, um ihre Gunst zu gewinnen.[15]

In den letzten Jahren hat die These, Diktaturen seien durch die Zunahme neuer Kommunikationsmittel und -technologien verwundbar geworden, viel Unterstützung gefunden. Die grüne Revolution im Iran im Jahr 2009, die Vertreibung Ben Alis aus Tunesien im Jahr 2011 und der Aufstand gegen Präsident Mubarak in Ägypten ebenfalls 2011 wurden allesamt als Beispiele dafür gewertet, wie sich eine unterdrückte Opposition mittels Handys, Facebook und Twitter selbst mobilisiert. Evgeny Morozov, ein Spezialist für Zukunftstechnologien, meint jedoch, das Gegenteil sei der Fall. Seiner Ansicht nach kontrollieren alle Diktaturen den Zugang zum Internet und besitzen Ministerien, die ihre Interessen im Cyberspace schützen sollen. Morozov ist Weißrusse.[16]

Trotzdem bietet das Internet eine Vielfalt von Informationen über Weißrussland, die bei der Entstehung des Staates noch nicht zur Verfügung standen. Gut zugängliche Websites stellen mutigen Menschen, die einen Besuch des Landes in Erwägung ziehen, zahlreiche Sehenswürdigkeiten vor und vermitteln ihnen einen Vorgeschmack auf das, was sie erwartet. Eine von der Regierung betriebene Website ist in sechs Bereiche gegliedert: jüdische Geschichte; Burgen und Kirchen; Zweiter Weltkrieg; Natur, Agro- und Ökotourismus, und »Gesundheitstourismus«. Der Link zur jüdischen Geschichte informiert den Leser, dass Marc Chagall, Irving Berlin und Kirk Douglas aus Weißrussland stammen, nennt jedoch keine Orte, die man im Zusammenhang mit ihnen besuchen könnte. Im Bereich »Zweiter Weltkrieg« werden das weißrussische nationale Kriegerdenkmal in Chatyn *(sic)*[17] und die russische Gedenkstädte bei der Brester Festung empfohlen.[18] Im Bereich »Natur« wird einer der sechs Nationalparks des Landes erwähnt, und Leuten, die den Belawescha-Urwald besuchen wollen, wird geraten ihn über Polen anzufahren. »Erwarten Sie nirgendwo einen Fünf-Sterne-Service«, warnt die Website, aber dafür »können sie in allen Seen und Flüssen schwimmen, ohne dass sie ein Strandwächter anpfeift«. Unter dem Stichwort Agrotourismus werden Besucher darauf hingewiesen, dass im Land so exotische Früchte »wie Kokosnuss, Ananas oder Zuckerrohr« geerntet werden. Unter »Gesundheit« erfährt man, dass »die Zahnheilkunde in Weißrussland in letzter Zeit im Aufstieg begriffen ist«. Es wird jedoch nur der Kurort bei den Salzgrotten von Salihorsk genannt.[19] In jüngster Zeit hat das Land auch den Skisport entdeckt. Ein Skizentrum befindet sich in Logoisk und ein zweites in Silichy. Beide Orte haben je ein Hotel.[20]

»Das mittelalterliche Schloss« von Mir, etwa 100 Kilometer westlich von Minsk, entpuppt sich als »das wichtigste architektonische Symbol« des Landes.[21] Es ist ein Prunkstück der nationalen Denkmalpflege, tatsächlich eine Reise wert. Ein hervorragend illustrierter Führer wartet auf den Reisenden, der das Schloss, das die UNESCO im Jahr 2000 zum Weltkulturerbe erklärte, im Fortgang der Jahreszeiten zeigt.[22]

Dass es auf einer flachen Erhebung an einem See liegt, verstärkt die Illusion von einem riesigen Gebäudekomplex, der sich über dem Wasser und den saftigen Wiesen erhebt.

Die aus Natur- und Backstein errichteten Mauern des Bauwerks umschließen einen großen Innenhof, doch sein auffälligstes Merkmal sind die hohen achteckigen Türme, die sich an den vier Ecken des Schlosses befinden, und das befestigte Haupttor mit einer Brücke als Zugang. Den stärksten unmittelbaren Eindruck jedoch machen die Farben: Der dreistöckige Palastflügel ist weiß verputzt und hat rote Fensterbänke und Verzierungen aus Backstein; der Turm über dem Tor und zwei der Ecktürme haben rote Backsteinfassaden, sie durch weiße Flächen und Scheinfenster aufgelockert sind. Die Dächer sind in einem helleren Orangerot gedeckt, das bei schönem Sommerwetter einen wunderbaren Kontrast zum blauen Himmel und im Winter zu den hohen Schneewehen bildet.

Im Herbst nehmen die Bäume des Schlossparks die Farbe der Mauern an. Sonnenuntergänge an diesem Ort sind der Traum jedes Fotografen.

Die Geschichte des Schlosses, wie sie in dem Führer dargestellt wird, bedarf allerdings einer gewissen Entwirrung: Urkundlich erwähnt wurde die Siedlung erstmals im Jahr 1395 n. Chr. »im Zusammenhang mit dem erfolglosen Feldzug der Kreuzfahrer gegen Nowogrudok«. Mit »Kreuzfahrer« waren die Ritter des Deutschen Ordens gemeint. »Der litauische Großfürst Sigismund gab Mir 1434 seinem Höfling Simeon Gedygoldowitsch zum Lehen. Also herrschten die Litauer in der Region. Der Bau des heutigen Schlosses begann im frühen 16. Jahrhundert. Seither hat dieses Monument der »Architektur von Gotik und Renaissance seine ursprüngliche Gestalt bewahrt«.[23] Man sollte entweder Gotik oder Renaissance, jedoch normalerweise nicht beides erwarten.

Der Führer betont außerdem den multiethnischen und multireligiösen Charakter der lokalen Gemeinschaft. Juden waren im Handel tätig, Tataren handelten mit Lederwaren. »Weißrussen« arbeiteten als Handwerker. Zigeuner züchteten traditionell Pferde. (Der Großfürst erhob sogar Jan Marcinkiewicz zum »König der Zigeuner«.)[24] Der Marktplatz des Städtchens beherbergte einst »orthodoxe und römisch-katholische Kirchen, eine Moschee und eine Jeschiwa mit Synagoge«. Die Kirche der Heiligen Dreieinigkeit ist in einem warmen Beige gehalten und hat leuchtend blaue Zwiebeltürme. Sie wurde »1705 die unierte Kirche eines Basilianerklosters« und später »wieder eine orthodoxe Kirche« – ein Sachverhalt, der in dem Führer nicht erklärt

wird. Der Marktplatz heißt heute »Platz des 17. September«; am 17. September 1939 trat die Sowjetunion in den Zweiten Weltkrieg ein.

In dem Führer heißt es, »die Türme des Schlosses, hätten dem Ansturm der Eroberer tapfer getrotzt«, aber er nennt die anstürmenden Eroberer nicht. (Er hätte Preußen und Polen, die Franzosen unter Napoleon, Deutsche und andere aufzählen können.) Als letzte private Besitzer des Schlosses werden die »Herzöge Swjatopolk von Mir« genannt. Das 1904 »von einem bekannten Architekten aus Sankt Petersburg« erbaute Mausoleum der Familie steht bis heute im Park.[25]

Ein weiteres historisches Denkmal, das auf den Websites für Ausländer meistens nicht erwähnt wird, ist das Gut von Dzjarschynowo, früher Oziembłów, in der Region Minsk. Das 2004 renovierte und von Lukaschenko persönlich eröffnete »historisch-kulturelle Zentrum«, ein bescheidenes dreistöckiges Holzhaus am Rand eines Waldes, war der Geburtsort von Feliks Dzierżyński. Der Gründer der bolschewistischen Geheimpolizei Tscheka und Organisator von Lenins »Rotem Terror« ist eine der schrecklichsten Gestalten der osteuropäischen Geschichte. Die Renovierung seines Geburtshauses zu Beginn des 21. Jahrhunderts sagt viel über Lukaschenkos Ansichten und Vorlieben aus.[26]

Besucher sind vielleicht überrascht zu erfahren, dass in der Nähe all dieser Orte im Westen Weißrusslands die litauische Grenze verläuft. Tatsächlich wäre die litauische Hauptstadt Vilnius, die die Weißrussen Wilnja nennen, bei reibungsloser Zollabfertigung nur eine knappe Tagesreise entfernt. Die Reise nach Vilnius ist sehr zu empfehlen, und sei es nur wegen des gewaltigen Kulturschocks, den man dabei erleidet. Viele Westler dachten immer, alle Länder des Sowjetblocks seien graue und eintönige Klone Russlands, aber heutzutage wird der Besucher mit einer neuen Realität konfrontiert: Litauen ist katholisch, Weißrussland ist entweder orthodox oder areligiös. Die Litauer sprechen eine baltische Sprache, die Weißrussen eine slawische, die irgendwo zwischen Polnisch und Russisch angesiedelt ist. Litauisch wird mit lateinischen, Weißrussisch mit kyrillischen Buchstaben geschrieben. Vor allem jedoch ist Litauen Mitglied der Europäischen Union, und der materielle Abstand zwischen den beiden Ländern vergrößert sich ständig.

Die geistige Kluft zwischen Litauen und Weißrussland ist

heute schon kaum mehr zu überbrücken. Vor 20 Jahren gehörten sowohl Litauen als auch Weißrussland zur Sowjetunion; heute betrachten sie ihre Vergangenheit aus diametral entgegengesetzten Perspektiven. Kurz nach der Überquerung der litauischen Grenze markiert eine rote Fahne den Eingang zum Isgyvenimo Drama, einer Sehenswürdigkeit, die als »Europas seltsamster Themenpark« beworben wird.[27] Eine Abzweigung führt in den Wald zu einem riesigen unterirdischen Bunker, der in den 1980er-Jahren gebaut wurde, um im Fall eines Atomkriegs das sowjetisch-litauische Fernsehen zu beherbergen:

Alte sowjetische Lieder plärren aus einem knisternden alten Radio, die wenigen Neonröhren, die noch funktionieren, flackern nervtötend, und die Wände sind feucht und schmierig … »Vergessen Sie Ihre Vergangenheit! Vergessen Sie Ihre Geschichte!«, schreit uns ein riesiger Ochsenfrosch von einem Wachtposten in einer olivgrünen Uniform an, während sein Schäferhund an der Leine zerrt … »Willkommen in der Sowjetunion«, schnarrt der Wächter. »Hier sind sie ein Niemand« …
Wir bekommen muffige Mäntel, so feucht, dass sie fast flüssig sind, und eine Tasse sowjetischen Kaffee, in dem kein Kaffee ist … Der Ochsenfrosch gibt uns Befehle. Wir antworten nur mit Ja oder Nein: Opposition wird mit Schlägen und Einzelhaft bestraft, und wir verbannen alle Gedanken aus unserem Hirn, außer die an das sozialistische Paradies, in dem wir jetzt leben. Wir stehen in Hab-Acht-Stellung, als die rote Fahne gehisst wird, und dann geht es hinunter in die eisige Kälte. Drei Stunden lang werden wir gedemütigt und verhört und müssen falsche Geständnisse unterschreiben. Wir bekommen Propagandamaterial gezeigt, und man bringt uns bei, uns auf einen Angriff der imperialistischen Schweine vorzubereiten.
Weil ich nicht korrekt auf Russisch geantwortet habe, wird die Antwort in gebrochenem, aber wütendem Englisch wiederholt. Der KGB-Offizier, der mich verhört, stößt mich gegen einen Aktenschrank und tippt mir hart mit dem Finger auf die Brust: »Sind Sie Engländer? Ein englischer Spion! Ein englischer Spion!«[28]

Die Besucher sollen am eigenen Leib erfahren, wie die Sowjetunion wirklich war. »Immer wird jemand ohnmächtig«, sagt der Direktor der Stätte. »Es ist sehr leicht, Menschen den Willen zu brechen.« Im benachbarten Weißrussland, wo die Erinnerungen an die Sowjetunion immer noch positiv sind, wäre eine solche Gedenkstätte undenkbar.

Die meisten Besucher brauchen Unterstützung, um sich in dem geografischen und historischen Labyrinth der Region zurechtzufinden. Auch diese Unterstützung gibt es im Internet:

Wer sind die Weißrussen überhaupt? Was ist das für ein seltsames Land, Weißrussland, das vor ein paar Jahren auf der Karte auftauchte, und das auch Belarus oder Belorussland genannt wird?

> Die meisten Menschen im Westen wissen nicht einmal, dass es Weißrussland gibt, dass es eine eigene Sprache hat und eine eigene Geschichte und Kultur. Es ist viel bequemer, alles Russland zu nennen, was sich zwischen Brest und Wladiwostok befindet.
>
> Eines der größten Missgeschicke der Weißrussen besteht tatsächlich darin, dass sich der Name ihres Landes so sehr nach »Russland« anhört … Die Ukraine zum Beispiel (die … in Sprache und Kultur ähnlich ist) hat es in dieser Hinsicht leichter. Die meisten Leute wissen lieute walirsclieinlich, dass sie eine eigenständige Nation und ein unabhängiger Staat ist.
>
> Leider wird Weißrussland immer noch nicht ernst genommen … Viele glauben, die Weißrussen hätten noch nie einen eigenen Staat gehabt … Kaum jemand weiß von der Existenz des Großfürstentums … des mittelalterlichen weißrussischen Staates … der Glanzzeit der weißrussischen Nation.
>
> Die weißrussische Geschichte ist nicht leicht zu erforschen … Man stößt auf die verschiedensten Versionen, die einander widersprechen: die russische Version, die polnische Version, die litauische Version, die sowjetische Version und schließlich die weißrussische Version. Weißrussland ist ein Land, dessen Geschichte so oft umgeschrieben und verfälscht wurde, dass man gar nicht mehr weiß, wem man glauben kann … Heute, nach dem Zusammenbruch der von Russland dominierten Sowjetunion, ist es endlich möglich, auch die weißrussische Version zu publizieren, und es sind mehrere Bücher erschienen, die sich mit den umstrittenen Problemen befassen … Leider sind sie alle auf Weißrussisch geschrieben und wurden nicht übersetzt …[29]

Unter diesen Umständen kann eine kurze *tour d'horizon* nicht schaden, denn das Land birgt historische Geheimnisse, von denen fast nie etwas nach außen dringt.

II

Eine der wenigen sicheren Aussagen über die prähistorischen Völker Europas lautet, dass sie alle von woanders herkamen. Insbesondere Nordeuropa musste nach der letzten Eiszeit vor 10.000 oder 12.000 Jahren komplett neu besiedelt werden. Dies konnte nur durch Einwanderer bewerkstelligt werden. Keines der modernen europäischen Völker ist wirklich auf seinem Territorium entstanden.

Dies gilt sicher auch für die baltischen Völker, für Litauer, Letten, Prußen und andere, die lange vor Beginn der schriftlichen Überlieferung in den nördlichen Gebieten der europäischen Halbinsel eintrafen. In der Wissenschaft besteht allgemein Einigkeit darüber, dass das Litauische den ältesten Zweig der indoeuropäischen Sprachfamilie darstellt.[30] Die Balten waren auf jeden Fall sowohl vor den finnischen Völkern da, deren Vorfahren vor etwa 2000 Jahren aus anderen Teilen Eurasiens einwanderten, als auch vor den Slawen, die sich zu verschiedenen Zeitpunkten im ersten Jahrtausend v. Chr. im Kielwasser der Germanen in der

Region ansiedelten.

Das Verständnis der prähistorischen Siedlungsprozesse ist in letzter Zeit erheblich verfeinert worden. Im 19. Jahrhundert wurde die prähistorische Migration in groben, pseudodarwinistischen Begriffen interpretiert. In den Konflikten zwischen wandernden Stämmen und der ortsansässigen Bevölkerung bekamen demnach die Sieger alles, und die Verlierer wurden vertrieben oder ausgerottet.

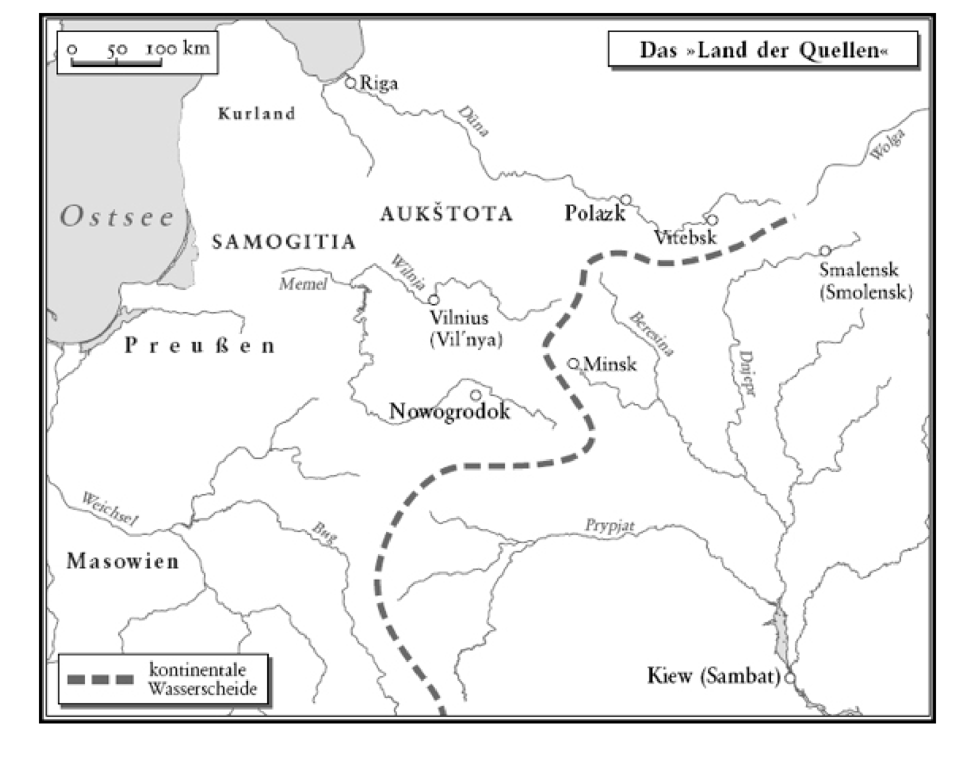
Heute hat sich ein anderer Konsens herausgebildet: Wanderungen fanden natürlich statt, aber sie waren nicht unbedingt mit der Vertreibung ganzer Völker oder mit Massakern verbunden. Viel eher kam es zu relativ starker ethnischer Vermischung und kultureller Assimilation zwischen Neuankömmlingen und Alteingesessenen. DNA-Tests führten zu der Erkenntnis, dass zum Beispiel die überwältigende Mehrheit der Menschen in England biologisch von der präangelsächsischen und sogar der prä-keltischen Bevölkerung abstammt. Dies führt zwingend zu dem Schluss, dass der größte Teil der Urbevölkerung die Einwanderung überlebte, dabei jedoch, vielleicht sogar mehrmals, Sprache und Kultur änderte.[31]

Ähnliche Fragen stellen sich auch in Bezug auf das Land, das man, um Unparteihchkeit zu demonstrieren und anachronistische Modernismen zu vermeiden, als »Magnus Ducatus Lithuaniae«, abgekürzt, MDL« (siehe unten) bezeichnen könnte. Die ursprüngliche ethnolinguistische Mischung der Region setzte sich aus Balten, Slawen, Finnen und Germanen zusammen. Alle waren weiße Nordeuropäer und alle außer den Finnen gehörten zur indogermanischen Sprachfamilie. Das Gebiet des MDL grenzte im Nordwesten an die Ostsee, im Süden an die die Prypjatsümpfe, die großen Marschen, die von dem Fluss Prypjat entwässert werden, im Westen an das Weichselbecken und im Osten an die Wasserscheide der oberen Wolga.

In früheren Zeiten und eigentlich sogar bis in die jüngere Vergangenheit spielten Flüsse eine wichtige Rolle, was heute oft vergessen wird. Der Transport von Personen und Gütern war, insbesondere im Frühjahr und Sommer, auf dem Wasser viel leichter als auf dem Landweg. Menschliche Siedlungen entstanden deshalb tendenziell am Ufer schiffbarer Flüsse und an Punkten, wo man von einem Flusssystem ins andere wechseln konnte. Das MDL verfügte über mehrere solche Transportrouten, die sich über mehrere Flusssysteme erstreckten. Die Flüsse Memel und Düna fließen in die

Ostsee. Das Flusssystem des Dnjepr mündet ins Schwarze und das der Wolga ins Kaspische Meer. Die Gebiete, wo sich diese Flussverkehrsnetze berühren, waren in historischer Zeit besonders attraktiv für Reisende und Händler.

Die Bildung des späteren Staates jedoch muss in einem etwas breiteren Kontext behandelt werden, da sowohl die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung von Landstrich zu Landstrich variierte als auch drei unterschiedliche Lebensräume insgesamt identifiziert werden können. Der erste dieser Lebensräume sind die Gebiete an der Ostseeküste. Sie waren vom 9. bis zum 12. Jahrhundert den Raubzügen der Wikinger und später denen der ebenfalls vom Meer kommenden Dänen, Deutschen und Schweden ausgesetzt. Der zweite Lebensraum liegt unmittelbar hinter der Küstenregion und wurde von der letzten großen Eiskappe geformt. Er ist durch ein dichtes Gewirr felsiger, moränischer Gebirgszüge und zahlreicher Seen geprägt und war dicht bewaldet. Dieser Teil war besonders schwer zugänglich, und Teile davon wurden zur natürlichen Festung rein baltischer Siedlungsgebiete. Der dritte weiter im Binnenland liegende Teil kann als das »Land der Quellen« bezeichnet werden. Er war insbesondere über die Flüsse zugänglich, besaß ein vielversprechendes landwirtschaftliches Potenzial und wurde zur natürlichen Begegnungsstätte von Balten, Finnen, Germanen und Slawen. Er sollte das Kerngebiet des MDL werden.



Jede ethnolinguistische Gruppe bestand aus zahlreichen Stämmen, über deren damalige Namen es bis heute heftige Kontroversen gibt. Im Fall der baltischen Sprachgruppe zum Beispiel werden die »Prußen« gemäß der modernen Nomenklatur im Südwesten, die »Litauer« in der Mitte und die »Letten« im Nordosten angesiedelt. Doch das Etikett »Preußen« wurde den germanisierten Nachfolgern der baltischen Prußen angeheftet, die Ursprünge der Bezeichnung »litauisch« werden von den slawischen Nachbarn dieser Sprachgruppe in Zweifel gezogen, und die Bezeichnung »lettisch« entstand erst in der Moderne. Die finnische Sprachgruppe hatte nur geringen Einfluss in der Region. Die slawische Gruppe dagegen, oder zumindest die ostslawische, nahm einen übergreifenden Namen an: *Rus*. Leider füllen die Debatten über die Wurzeln von Rus-Ruthenien-Reußen-Russland kilometerlange Bücherregale und bei der Nomenklatur herrscht totale Kakofonie.

Doch auch die Chronologie ist sehr wichtig. Zu Beginn des zweiten Jahrtausends war Moskau noch nicht einmal gegründet, und ein von Moskau geführter »russischer Staat« lag noch in weiter Zukunft. Ein Großteil der Küste, das gesamte Seengebiet und große Teile des »Lands der Quellen« waren von baltischen Stämmen bewohnt. Die

Waldgebiete im Osten, die später das Stammland Moskowiens werden sollten, waren damals von finnischen Stämmen bewohnt, die es *Siisdai* (der Begriff stammt aus Edward A. Freeman, The historical geography of Europe. A. d. Ü.) nannten. Die Ostslawen bewohnten damals ein weiter im Süden gelegenes Gebiet und breiteten sich langsam aus. Sie kolonisierten das Tal des großen Flusses, der bei den Alten Griechen Boristhenes, bei den Byzantinern Danapris und bei den Slawen Dnjepr hieß. Sie waren die größte ethnische Gruppe in der Region, auch nachdem ihr Brudervolk, die Westslawen, vielleicht im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. Richtung Weichsel und Elbe abgewandert war und die »Jugo« oder Südslawen zu einem fernen Bestimmungsort im nachrömischen Ilyrien aufgebrochen waren. Für den größten Teil des ersten Jahrtausends waren all diese Gruppen heidnisch.[32]

Irgendwann vor dem Ende des Jahrtausends gelang es jedoch skandinavischen Abenteurern, die im Westen als Wikinger und im Osten als Waräger bezeichnet wurden, eine feste Handelsstraße zwischen dem Baltischen und dem Schwarzen Meer zu etablieren, wobei das »Land der Quellen« den kritischen Punkt des Weges bildete. Die beliebteste Portage, auf der die Waräger ihre Langschiffe 25 bis 32 Kilometer weit über Land transportierten, lag zwischen den Quellgebieten der Düna und des Dnjepr. Außerdem bauten sie eine Reihe von Festungen, um ihre Landeplätze und Stützpunkte zu schützen. Diese Festungen zogen slawische Siedler an, die die skandinavische Oberherrschaft anerkannten. Die Waräger nannten das Netz von Festungen *Gard; grad/grod/gorod* war das slawische Wort für Stadt oder Festung. Im Süden, jenseits der Stromschnellen des Dnjepr, wurde ein großes Gebiet an der Schwarzmeerküste vom Khanat der Chasaren beherrscht, einem Turkvolk, dessen Siedlungsgebiet bis zum Kaspischen Meer reichte. Die Waräger mussten den Chasaren Tribut zahlen, um für den Handel mit Byzanz ans offene Meer zu gelangen.

Dies war die Lage, als die Ostslawen den Namen *Rus* annahmen. Wovon sich der Begriff ableitet, ist unklar, obwohl er oft mit dem Wort »rötlich« oder »rothaarig« in Verbindung gebracht wird, weil die warägischen Oberherren durchaus rothaarig gewesen sein könnten. *Rus* jedenfalls wurde der Name des Landes. *Ruski* war seine slawische Sprache und *Rusin* (m.) bzw. *Rusinska* (w.) die Bezeichnung für seine

Bewohner. Die byzantinischen Griechen übersetzten *Rus* mit *Rossija;* und die lateinischen Begriffe *Ruthenus* und *Ruthenia* waren von *Rusin* abgeleitet.

Holmgard, die älteste Siedlung der Waräger, wurde um 860 am Ufer des Ilmensees in der Nähe des Finnischen Meerbusens von einem Häuptling namens Hroerekh gegründet. Die nördlichste Festung, Alaborg, lag am Ladogasee; die östlichste bei Murom in der Nähe der Wolga und die südlichste bei Sambat an der Danapris [spätrömisch für Dnjepr], in der Nähe der schon bestehenden slawischen Siedlung Kyjiw (Kiew). Die westlichste Festung, die in den skandinavischen Sagen Palteskja heißt und in den Quellen erstmals 862 erwähnt wird, lag am Oberlauf der Düna. Die Slawen verwendeten natürlich ihre eigenen Worte und Namenssysteme. Hroerekh hieß bei ihnen Rurik, Holmgard Nowgorod (neue Festung) und Palteskja hieß Polazk. Ihre Nomenklatur hat sämtliche nordischen Formen verdrängt.

In demselben Gebiet fanden jedoch noch weitere wichtige Bevölkerungsverschiebungen statt. Slawische Stämme, insbesondere die *Kriwitschen* und die *Dregowitschen* kamen aus dem Süden und mischten sich im fruchtbaren »Land der Quellen« mit den Balten. Ihre Ankunft war von landwirtschaftlichen Fortschritten und sprachlichen Veränderungen begleitet. Einige Linguisten vertreten die Ansicht, damals sei eine balto-slawische Sprache entstanden; andere gehen nur von einer komplexen Interaktion zwischen baltischen und slawischen Idiomen aus. Niemand jedoch bestreitet die Tatsache, dass durch das Zusammentreffen zwischen Balten und Slawen ganz typische phonologische und lexikalische Merkmale entstanden, die der damals im »Land der Quellen« entstehenden Variante von *ruski* ihren eigenen Charakter verliehen.[33]

In diesem Zusammenhang ist das umstrittene Problem des Namens »Litva« anzusprechen. Für baltisch geprägte Wissenschaftler war *Litva* von Anfang an der Sammelbegriff, der von den baltischen Stämmen in der natürlichen Festung des Seengebiets für ihr Land verwendet wurde. In der modernen Schreibweise *Lietuva* ist das Wort die moderne litauische Bezeichnung für Litauen. Wissenschaftler der weißrussischen Richtung vertreten jedoch die Ansicht, *Litva (Litwa)* sei ursprünglich die Heimat eines slawischen Stammes gewesen und habe keine Verbindung mit den Balten gehabt, bis diese nach Süden gewandert seien, wo sie den slawischen Stamm absorbiert und seinen Namen

übernommen hätten.[34] Der Stamm, der dafür infrage kommt, lebte am Oberlauf der Memel, wo »Klein-Nowgorod«, eine weitere Festung, gebaut wurde. In Ermangelung zuverlässiger Quellen, lässt sich nicht sagen, ob es sich dabei um eine warägische, eine baltische oder eine ruthenische Gründung handelte. Der slawische Name erscheint in einer ganzen Reihe von Spielarten, darunter Nawahradak, Nawagradak und Nowogródek.

In der Region hatten sich schon Staaten gebildet, bevor sie christlich wurde. Drei Fürstentümer entstanden aus der Begegnung zwischen Warägern, Slawen und Balten, und alle drei standen mit der Dynastie Ruriks in Verbindung. Eines war Nowgorod, wo Rurik um 879 starb. Ein zweites war Kiew, das von Ruriks Sohn Oleg erobert wurde. Das dritte war Polazk an der Düna. Alle sind in der Nestorchronik (russisch: *Povest' Vremennych lat* – »Erzählung der vergangenen Jahre«), der ältesten ostslawischen Chronik, erwähnt.[35] Jahrhunderte später, als sich die Ostslawen in verschiedene Nationalitäten aufspalteten, waren ihre Gründungsgeschichten heftig umstritten. Aber auf die Gefahr hin, dass ich zu stark vereinfache, würde ich sagen, dass Kyjiw in einer Region, die später Ukraine genannt werden sollte, das wichtigste Zentrum des südlichen Ostslawentums war. Diese Kiewer Rus hatte lange die Vorherrschaft über die beiden anderen Fürstentümer. Nowgorod, wo sich eine blühende Handelsrepublik entwickeln sollte, gehörte zum nordöstlichen Teil des Ostslawentums, also zur »Groß-Rus«. Und Polazk im Nordwesten war die politische Saat, aus der unter maßgeblicher Beteiligung der Balten das »MDL« spross.

Zwei Einschränkungen sollen hier gemacht werden: Eine betrifft die Ostslawen und die andere die Balten. Im 9., 10. und 11. Jahrhundert, als die Kiewer Rus ihre Blütezeit erlebte, war das Gebiet nordöstlich von Kiew, das sogenannte *Salesskaja Semlja* (»Land hinter dem Wald«) noch nicht aufgenommen. Soweit die Täler der Quellflüsse von Uka, Okra und Moskwa überhaupt besiedelt waren, dominierte dort ein finnischer Siedlungsblock, der die Kiewer Rus längere Zeit von Orten wie Susdal, Jaroslawl und Rostow trennte. Die frühe Rus war eine Welt ohne Moskau, und, wichtiger noch, ohne die moskauzentrierten Geschichtstheorien, die die Moskowiter später erfanden und anderen aufzwangen.

Die Existenz baltischer Stämme westlich von Polazk ist

sowohl durch archäologische Funde als auch durch die beiläufige Erwähnung in den Chroniken der Nachbarländer gut belegt. Als jedoch ihre Alleinherrschaft im »Land der Quellen« durch die slawische Migration untergraben wurde, zogen sie sich in die Wald- und Seengebiete zurück und machten spätere Entwicklungen nicht mehr mit. Sie teilten ihre Heimatregion meistens in das *Zemaitis* oder »Tiefland« an der Küste und in das *Aukštota* oder »Hochland« im Landesinneren. Das Tiefland, das lateinisch *Samogitia* hieß, grenzte an das Siedlungsgebiet der Prußen und an das Grenzgebiet von Polen. Die dortigen Stämme behielten lange eine eigene Identität, und ein Stamm, die *Sudauer* (polnisch: *Jaćwingowie)*, machten Anstalten, ihren eigenen Kleinstaat zu gründen. Das Hochland dagegen blieb unabhängig. Es sollte die letzte Bastion des Nichtchristentums in Europa werden.

Das Christentum fasste in der Region Ende des 9. Jahrhunderts zum ersten Mal Fuß – mit Folgen, die weit über die religiöse Praxis hinausreichten. In der ersten Phase veränderte es zunächst die slawischen Stämme, die anderen jedoch nicht. Die Balten blieben unberührt, und in Skandinavien wurden immer noch die alten nordischen Götter verehrt. Das Khanat der Chasaren war vorwiegend von Muslimen bewohnt, während die dort herrschende Elite seltsamerweise den jüdischen Glauben annahm.[36]

Die Kiewer Rus hatte lange Kontakt mit Byzanz gehabt und so wurden die Ostslawen langsam vom griechisch-orthodoxen Glauben erfasst. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts hatten die byzantinischen Missionare Kyrill und Method sowohl die kyrillische Schrift als auch das Altkirchenslawisch entwickelt, um die Bekehrung der Slawen zu erleichtern. Ihre Anstrengungen hatten zuerst bei den Bulgaren Früchte getragen, einem slawisierten Turkvolk, das an der Schwarzmeerküste in der Nähe von Konstantinopel lebte.[37]

Doch die Bekehrung war nirgendwo einfach, und die rurikidischen Herrscherhäuser der Rus trennten sich nur ungern von ihren alten warägischen Wurzeln. Der Kiewer Fürst Ingvar, den die Slawen Ihor oder Igor nannten, hatte eine christliche Frau, die hl. Olga (Helga). Er baute eine Flotte, die das ganze Schwarze Meer terrorisierte. Nachdem er zweimal Konstantinopel belagert hatte, nahm er offizielle diplomatische Beziehungen zum Byzantinischen Kaiserreich auf, weigerte sich jedoch hartnäckig, den Bitten seiner Frau zu entsprechen und das Christentum anzunehmen. Die

Umstände seines Todes im Jahr 945 sind von einem byzantinischen Chronisten überliefert: Ingvar machte den dummen Fehler, zweimal im selben Monat Tribut von einem unterworfenen Stamm zu verlangen. Die empörten Stammesmitglieder nahmen ihn gefangen, bogen zwei Birken zusammen, banden ihn mit den Beinen an den Baumwipfeln fest und ließen die Bäume schnappen.[38]

Es lässt sich nicht klären, ob die Rurikiden sich wirklich noch an den Glauben ihrer warägischen Vorfahren gebunden fühlten oder ob sie den Glauben an die nordischen Götter nur pflegten, um sich von ihren slawischen Untertanen zu unterscheiden. Mit der Zeit hätte sich ihr nordischer Charakter sonst sicher verloren. Swjatoslaw, der Sohn von Ingvar und Olga ist offenbar der erste Herrscher, dessen slawischer Name in keiner Quelle mehr in seiner nordischen Form erscheint.

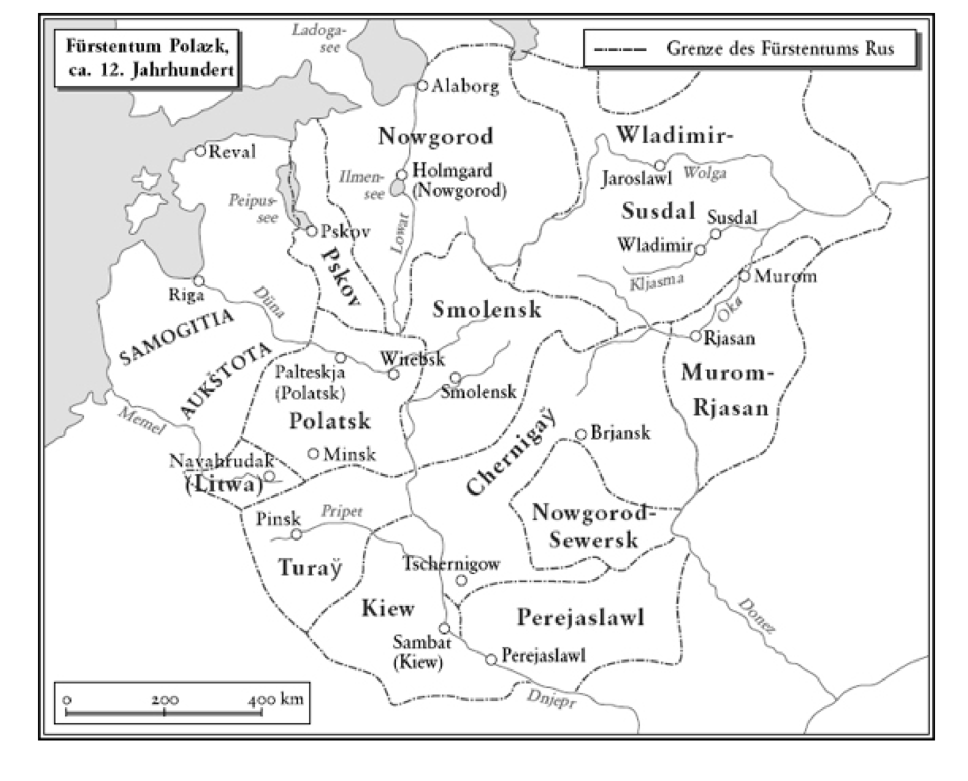
Ingvars Enkel, Waldemar oder Wolodimir (reg. 980–1015), war ein uneheliches Kind und hatte eigentlich kaum Chancen auf den Thron. Doch er überwand alle Hindernisse. Er wurde von seiner christlichen Großmutter Olga aufgezogen und von Kiew nach Nowgorod entsandt, um dort zu herrschen. In dem Erbfolgekrieg, der nach dem Tod seines Vaters im Jahr 972 ausbrach, rief er offenbar seine skandinavischen Verwandten, darunter insbesondere Haakon Sigurdsson von Norwegen zu Hilfe. Er marschierte zunächst in Polazk ein, tötete dessen Herrscher Rogwolod und nahm dessen Tochter Rogneda mit. Dann besiegte er seine Brüder, marschierte wieder in Kiew ein, wurde Herrscher der vereinigten Rus und nahm Rogneda zur Frau. Im Altkirchenslawisch der Chroniken wird er Wladimir (»Weltherrscher«) genannt.

Das folgenschwerste Ereignis in Wladimirs Regierungszeit passierte 988. Nach dem der »Weltherrscher« Boten ausgeschickt hatte, um alle damals existierenden Religionen zu prüfen, verwarf der den römisch-katholischen Glauben, den Islam und das Judentum und beschloss, in seinem Land das Christentum in dessen byzantinischer Form einzuführen. Die Boten, die in der in der Hagia Sophia in Konstantinopel in der Messe gewesen waren, hatten berichtet: »Wir wussten nicht, ob wir im Himmel oder auf Erden waren.« Christliche Missionare wurden in die verschiedenen Teile der Rus entsandt. Ein orthodoxer *eparch* oder Metropolit wurde 992 in Polazk eingesetzt.

In der folgenden Generation spaltete sich die Dynastie der Rurikiden wieder auf. Fürst Isjaslaw (gest. 1001), der Sohn

von Wladimir und Rogneda, kehrte nach Polazk in die Heimat seiner Mutter zurück, wo er das Herrschergeschlecht der *Rogwoloditschi* gründete. Kiew und Nowgorod gingen an seinen Bruder, Jaroslaw den Weisen. Zwischen ihm und den anderen Kindern Wladimirs brach ein komplizierter brudermörderischer Konflikt aus. In der Folge konnte sich Polazk von der restlichen Rus abspalten und wurde eine eigenständige politische Einheit. Nowgorod tat wenig später dasselbe. Es dauerte nicht lange, und die Rus war in sieben oder acht getrennte Fürstentümer zersplittert.

Zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert beherrschte das Fürstentum Polazk unter den Nachkommen Ruriks relativ unangefochten das »Land der Quellen« im Nordwesten der Rus. Es war in fünf abhängige »Lande« unterteilt: Polazk (Polozk), Smolensk (Smolensk), Turaŭ (Turow) am Prypjat, Chernigaŭ (Tschernigow), das an Kiew grenzte, und Nawahrudak (Nowogrudok), das an Aukštota grenzte. Nach einiger Zeit verlor es die Herrschaft über Smolensk, dessen Herrscher ein unabhängiger Fürst wurde. Wie alle neuen Fürstentümer im mittelalterlichen Europa führte es viel Krieg. Es kämpfte im Osten gegen Pskow und Nowgorod, im Süden gegen Kiew und war mit den Balten im Nordwesten ständig in Scharmützel verwickelt. In diesem Kontext taucht in den Chroniken irgendwann das Volk der »Litua« auf. Erstmals werden sie in den deutschen Quedlinburger Annalen aus dem Jahr 1009 erwähnt. Die modernen Litauer betrachten dieses Datum als ihren Eintritt in die Geschichte.[39] In denselben Jahrhunderten machte die Entwicklung der orthodoxen Kirche weitere Fortschritte. Die hl. Euphrosyne von Polazk (etwa 1120–1173) war Äbtissin, Bücherfreundin und Erbauerin einer Kirche; ihr juwelenbesetztes Kreuz, das im Zweiten Weltkrieg geraubt wurde, galt lange als das wertvollste Kunstwerk der Gegend.[40] Die Heilige starb auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem; doch die von ihre erbaute Kirche des Heiligen Erlösers steht heute noch. Ihr Zeitgenosse, der hl. Kyrill von Turaŭ (etwa 1130–1182) war Mönch, Bischof, berühmter Prediger und Autor von Gebeten, die noch heute in Gebrauch sind.[41] Smolensk beherbergte die sehr alte Ikone der Gottesmutter von Smolensk, deren Urheberschaft traditionell dem Apostel Lukas zugeschrieben wurde.[42]



Es ist anzunehmen, dass die Menschen in Polazk von der Gründung Moskwas (Moskaus) erfuhren, die im Jahr 1147 in einer Entfernung von 500 Kilometern stattfand. Das allerdings sollte für sie nicht viel bedeuten: Zunächst war Moskau nur eine von mehreren Städten, die von Juri Dolgoruki gegründet wurden, dem Fürsten von Wladimir-Susdal, der im Land der Quellen keine Herrschergewalt besaß. Die Einwohner von Polazk waren einem ganz anderen Herrscher untertan als die des neu gegründeten Moskau. Ihre kirchliche Autorität war der Metropolit von Kiew, der wiederum dem Patriarchen von Konstantinopel Gehorsam schuldete. In diesem Stadium der Geschichte befanden sich die verschiedenen Teile der Rus auf zentrifugalen Kursen.

Im 13. Jahrhundert gab es zwei Bedrohungen von außen, deren Einfluss sich langfristig auswirken sollte. Die erste war der Deutsche Orden, ein Kreuzritterorden, der sich die Bekehrung der baltischen Heiden zur Aufgabe gemacht hatte. Die zweite war die mongolische Horde von Dschingis Khan, die aus Zentralasien in das Herz Europas galoppierte. Die Fürstentümer der Rus saßen zwischen beiden Bedrohungen in der Klemme.

Der Schwertbruderorden herrschte seit Beginn des

Jahrhunderts an der baltischen Küste. Die Festung in Riga, die sie 1204 gründeten, war ihre Basis für die nördliche Provinz Livland, die *Terra Mariana* (»Marienland«). Die südliche Provinz Preußen, vom Deutschen Orden begründet, diente als Basis für Vorstöße nach Osten auf Samogitien und Aukštota (siehe S. 274). Es dauerte nicht lange, bis sie die Mündungen von Memel und Düna und damit den Zugang zum Meer beherrschten und sich die Herrscher von Polazk, Nowgorod und Wladimir so bedroht fühlten, dass sie gemeinsam handelten. Fürst Alexander Newski (1220–1263) von Nowgorod hatte sich bereits durch seinen Sieg gegen die Schweden an der Newa einen Namen gemacht; und 1242 errang er mit seinen Verbündeten auf dem Eis des Peipussees einen noch spektakuläreren Sieg gegen die Deutschen Ritter. Er gilt heute als der populärste Held Russlands.[43]

Die mongolische Horde griff an, als Alexander Newski im Norden stark gebunden war. Zehntausende, wenn nicht gar Hunderttausende nomadischer Reiter kamen aus der Steppe und überschritten die schlecht verteidigten Grenzen im Osten der Rus. Moskau wurde 1238, ein Jahrhundert nach seiner Gründung, total zerstört. Kiew erlitt 1240 dasselbe Schicksal. Die Horde stürmte weiter durch Polen, machte Krakau dem Erdboden gleich und metzelte die versammelten Ritter Schlesiens nieder. Der mongolische Khan erhob Tribute von allen Teilen der Rus, die seine Reiter erreichen konnten, und auch Alexander Newski musste sich der Horde unterwerfen, damit er seine Titel behalten konnte.

Die doppelte Bedrohung aus dem Norden und dem Süden rief in den Ländern, die ihr von zwei Seiten ausgesetzt waren, eine vorhersehbare Reaktion hervor. Die baltischen Stämme von Samogitien und Aukštota verbündeten sich mit den orthodoxen christlichen Fürsten von Polazk, als sie sich vom Deutschen Orden bedroht sahen. Aus heutiger Sicht lässt sich nicht mehr sagen, ob die Balten einfach ihre geschwächten ruthenischen Nachbarn angriffen und deren Land annektierten oder ob eher eine freiwillige Verschmelzung eingeleitet wurde. Das gut etablierte Fürstentum Polazk muss nicht wie Moskau und Kiew dem Erdboden gleichgemacht worden sein. Wahrscheinlicher ist es, dass sich die Teile, aus denen das Fürstentum bestand, einer nach dem anderen den Balten ergaben, bis die neuen Oberherren genug unter ihre Herrschaft gebracht hatten, um das ganze Fürstentum zu kontrollieren.

Wie sich jedoch herausstellte, war die von da an wichtigste Gestalt der »Hochkönig« Mindaugas (1203–1263) alias Mindoug oder Mendog. Er wurde 1253 auf den vom Deutschen abgeleiteten Titel *konung* gekrönt. Doch diese Stellung erreichte er nur, weil er von der vorhergegangenen Periode der Staatenbildung profitierte. In letzter Zeit wird in der Geschichtswissenschaft betont, dass die baltischen Stämme damals schon seit mindestens einem Jahrhundert militärische Verbände, ein Steuersystem und grundherrschaftliche Strukturen besaßen.[44] Ein Historiker meint, der neue baltische Staat sei bereits 1183 gegründet worden. Ein anderer vertritt die Ansicht, Mindaugas sei zunächst ein heidnischer Krieger gewesen, habe als Söldner in Nawahrudak gekämpft, sei dort zum orthodoxen Christentum übergetreten und habe das Fürstentum als Basis für die weitere Vergrößerung seiner Macht benutzt. Für seine Flexibilität in religiösen Dingen war er berüchtigt. Später dann konvertierte er zum Katholizismus, nur um ihn noch später wieder aufzugeben. Auf jeden Fall jedoch war er so stark, dass er in den frühen 1240er-Jahren Nowgorod angreifen konnte und – als er zurückgeschlagen wurde – der Reihe nach Polazk, Witebsk und Minsk eroberte. Seine Krönung muss der Höhepunkt seiner politischen und militärischen Triumphe gewesen sein. Als Zeichen seiner hohen Würde, verliehen ihm sein Gefolgsleute denselben Status eines »Großfürsten«, den Alexander Newski kurz zuvor bei seinen Verhandlungen mit den Mongolen für sich herausgeholt hatte, und den neu gegründeten Staat nannten sie Großfürstentum Litva. Die ruthenischen Schreiber kürzten die Bezeichnung in der Regel mit WKL ab: »W« für *Weliki* oder »Groß«, »K« für *Knjastwa* oder »Fürstentum« und »L« für *Litwy.* Lateinische Schreiber übersetzten VKL in der Regel mit MDL und Litva mit »Lithuania«: *Magnus Ducatus Lithuaniae.*

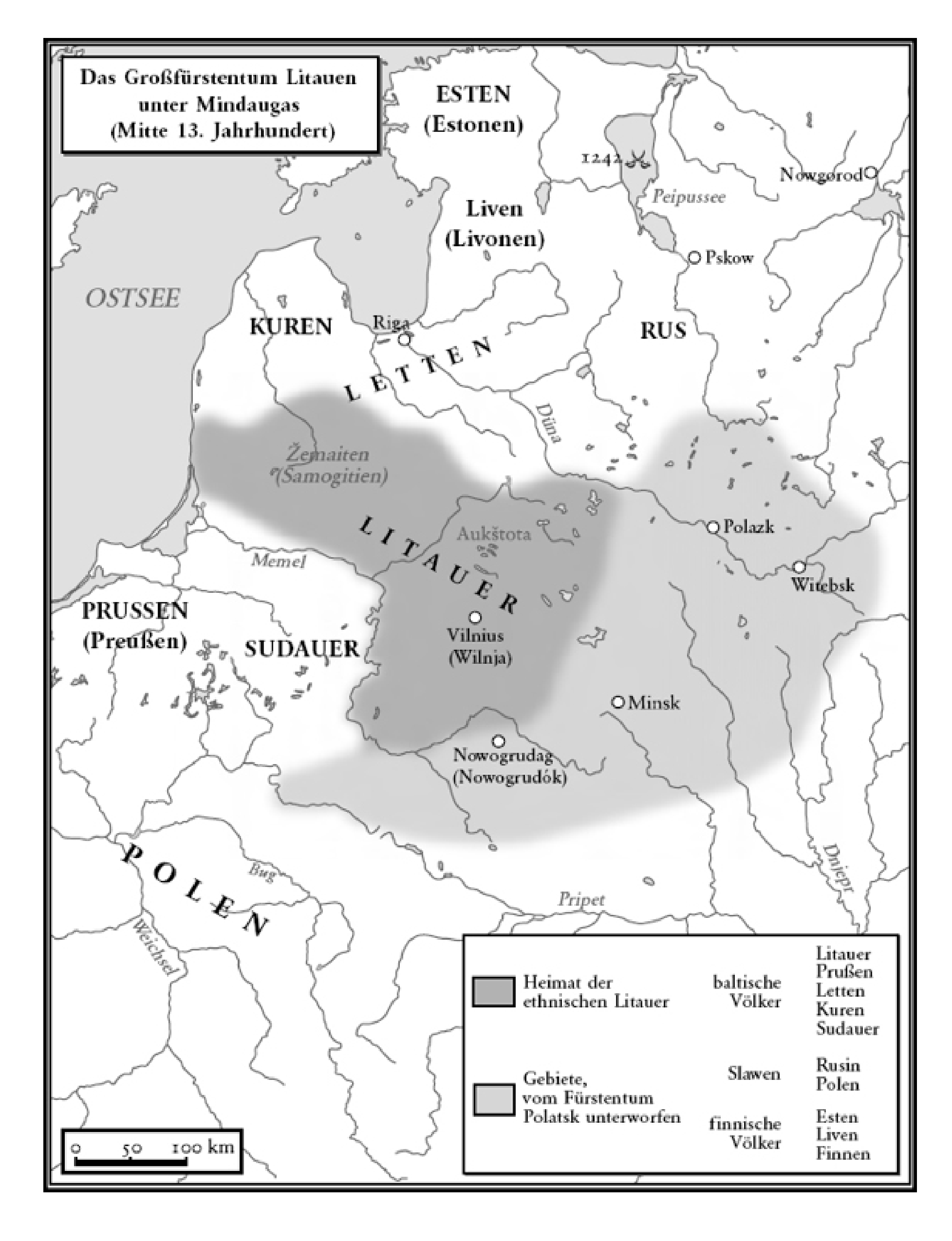
Der Name Belarus oder eine frühere Form davon wurde im selben Gebiet gebräuchlich. Seine wörtliche Bedeutung »Weißruthenien« steht außer Zweifel, aber über seine Ableitung wurde endlos spekuliert. Am plausibelsten ist die Hypothese, dass »weiß« die Nebenbedeutung freies Territorium hatte und ein besetztes oder tributpflichtiges Territorium »schwarz« war. Dies passt jedenfalls zu den Umständen. Weißruthenien war der einzige Teil der Rus, der nicht unter dem mongolischen Joch stand. Der Name *Tscharnorus* oder »Schwarzruthenien«, der mit dem Land

Nawahrudak in Verbindung gebracht wurde, kann vielleicht genauso erklärt werden, da Nawahrudak vermutlich der erste Teil des Fürstentums Polazk war, der von den Balten besetzt wurde.

Das Territorium des Großfürstentums entsprach in der Anfangszeit etwa einer Kombination des heutigen Litauen und des heutigen Weißrussland, und die Schaffung des neuen Staates bedeutete für die Idee einer vereinigten Rus einen schweren Schlag. Weißruthenien spaltete sich für viele Jahrhunderte von der östlichen Rus ab, nahm eine andere Entwicklung und bildete eine eigene Identität heraus. Durch die damals unmittelbar bevorstehende dauerhafte Vereinigung mit Kiew und dem ukainischen Ruthenien entwickelten sich viele Gemeinsamkeiten zwischen Weißrussen und Ukrainern, und das neue erweiterte Verständnis von »Litva« ging weit über dessen bescheidene baltische Ursprünge hinaus. Zugleich kam der neue Staat im späten 13. Jahrhundert in eine kulturelle und politische Sphäre, die dem mongolisch-kontrollierten Moskau ziemlich fremd war.

Die besonderen Merkmale, die das Großfürstentum nach seiner Gründung entwickelte, kamen für seine Untertanen wahrscheinlich weniger überraschend als für Außenseiter. Eine Kaste heidnischer Krieger herrschte über eine vorwiegend christliche Bevölkerung, die ihre Verbindung zur orthodoxen Kirche schon drei Jahrhunderte zuvor geknüpft hatte. *Jungfrauen* hüteten die heilige Flamme in Eichenhainen, während christliche Prediger gleichzeitig eine völlig andere Religion und Kultur propagierten. Die Christianisierung war ein Prozess, der damals schon mehr als 1000 Jahre andauerte; und wenn sie stattfand, wurden im Allgemeinen die alten heidnischen Bräuche unterdrückt. Doch die Verhältnisse im MDL waren nicht so einfach. Die Ankunft des orthodoxen Christentums hatte tatsächlich zur Unterdrückung der nordischen und skandinavischen Spielarten des Nichtchristentums geführt. Trotzdem gab es hartnäckigen Widerstand; die Balten der Region waren von der Christianisierung noch nicht betroffen, und auch beim Rest der Bevölkerung hatten sich auf jeden Fall Erinnerungen an den früheren Glauben erhalten. Diese hatten sicher ihre Funktion unter Verhältnissen, in denen sich die Religion der alten warägischen Elite vermutlich nur wenig von der aussterbenden heidnischen Religion der Masse der slawischen Bevölkerung unterschied. Heidnische

Riten wurden oft im Untergrund weiterpraktiziert oder verwandelten sich in pseudochristliche Rituale, und Generationen der scheinbar christianisierten Bewohner des frühen Weißruthenien empfanden die immer noch heidnische Religion ihrer baltischen Nachbarn vielleicht gar nicht als fremd oder anstößig. Deshalb gab es keine gewaltsamen Reaktionen, als eine baltische Kriegerkaste in die Fußstapfen der Waräger trat.



Die Akzeptanz der baltischen Oberherrschaft durch die Ruthenen wurde dadurch noch verstärkt, dass sie zahlreiche Gelegenheiten zur Expansion und zu militärischen Abenteuern bot. Als Mindaugas gekrönt wurde, regierte die mongolische Horde noch unangefochten im Süden seines Reiches. In den folgenden Jahrzehnten jedoch verfiel die mongolische Macht: Die »Goldene Horde« siedelte sich in großer Entfernung am Unterlauf der Wolga an, und die ruthenischen Fürsten fingen an, auf Abwege zu geraten, da der Mut der ruthenischen Völker proportional zur Entfernung der mongolischen Rächer zunahm. Deshalb begannen die Moskowiter ihren entscheidenden Befreiungskampf erst in den 1380er-Jahren. Dagegen wurden die Fürsten im südlichen Ruthenien schon ein Jahrhundert früher unruhig, denn durch den zunehmenden Verfall der mongolischen Herrschaft entstand ein Vakuum, in das die Krieger des Großfürstentums mit Begeisterung hineinstießen. Unter Großfürst Gediminas (reg. 1316–1341) erreichten sie zum ersten Mal Kiew, das sie danach jahrzehntelang gemeinsam mit den Tataren regierten. Außerdem eroberten sie einen breiten Landstreifen, der von Podolien und dem wolhynischen Luzk an der polischen Grenze bis Tschernigow und Brjansk an die Grenzen Moskowiens reichte, und sie annektierten Brest am Bug zusammen mit der Region Polesien auf der anderen Seite des Flusses.

Gediminas gilt allgemein als der Gründer von Litauens Hauptstadt, obwohl diese vielleicht an demselben Ort erbaut wurde, an dem die wichtigste Residenz von Mindaugas, das bis heute nicht lokalisierte Voruta, lag. Der Legende nach jagte Gediminas an den Grenzen des baltisch-ruthenischen Siedlungsgebiets und träumte danach von einem eisernen Wolf, der auf einem Berggipfel heulte. Ein Schamane sagte ihm, er müsse auf einem Fels in der Nähe eine Burg errichten, von der aus man einen Blick auf drei Flüsse habe. Die hölzerne Burg war schon bald von einer Siedlung umgeben, deren Straßen zur Wilnja hinunterführten. In den Quellen wird sie 1323 erstmals erwähnt; kurz zuvor hatte der Großfürst ausländische Händler und Handwerker eingeladen, dort zu leben. Sechzig Jahre später erhielt sie Stadtrecht nach Magdeburger Vorbild. Bei der alten baltischen Elite des Großfürstentums hieß die Stadt *Vilnius*, bei den Ruthenen wie der Fluss *Wilnja;* bei den Polen, die bald schon in großen Mengen herbeiströmten, *Wilno.*[45]

Unter Großfürst Algirdas (reg. 1345–1377) beschleunigte

sich die Entwicklung. Algirdas, einer der sieben Söhne des Gediminas, war ein heidnischer Kriegshäuptling, wie er im Buche steht. Er bewahrte offenbar den inneren Frieden, indem er sich sein Herrschaftsgebiet mit seinem Bruder Kestutis teilte und gleichermaßen begeistert gegen die Deutschen Ritter wie gegen die Horden der Tataren kämpfte. Außerdem belagerte er zweimal Moskau. Wenngleich er posthum als Kämpfer für das orthodoxe Christentum gefeiert wird, hatte seine Ehe mit der orthodoxen Fürstin Maria von Witebsk keine besondere Bedeutung. Im Jahr 1349 wurden die Lande von »Rotruthenien« (so genannt, weil in sich seinem Zentrum die »rote« Stadt Tscherwen befand) mit Polen geteilt. Und 1362 wurde die Oberherrschaft der mongolisch-tatarischen Horde durch die Schlacht am Blauen Wasser in der Nähe des Schwarzen Meers endgültig gebrochen. Die Folgen waren gewaltig: Die Großfürsten von Litauen übernahmen Kiew endgültig, gliederten die südlichen Teile der Ukraine in ihr Reich ein und errangen eine Position, in der sie Einfluss auf den Metropoliten von Kiew, die höchste Autorität der orthodoxen Kirche bei den Ostslawen, ausüben konnten. Im Lauf eines Jahrhunderts der Raubzüge, Burgbauten und üppigen Belehnung von Gefolgsleuten kamen die Großfürsten in den Besitz eines Staates, der größer war als Frankreich oder das Heilige Römische Reich und der noch weiter wachsen sollte.

Kyjiw/Kiew war die älteste und angesehenste Stadt des ganzen Slawentums. Nach der Legende wurde es 485 n. Chr. gegründet, als der tapfere Kie und seine Brüder auf drei benachbarten Hügeln am Dnjepr ihre Häuser errichteten. In jener fernen Zeit waren die slawischen Völker noch eine Einheit. Dank der modernen Politik wird die Stadt Kiew heute jedoch eher mit dem »alten Russland« als mit dem mittelalterlichen Litauen in Verbindung gebracht; ja es wird sogar oft als »Geburtsort Russlands« bezeichnet. Deshalb ist hier vielleicht ein klärendes Wort angebracht: Als das Großfürstentum die Stadt im Jahr 1362 überrannte, war sie nur noch ein Schatten ihrer Selbst; ihre Bevölkernng war stark zurückgegangen, und sogar der Metropolit wohnte anderenorts. Die von Jaroslaw dem Weisen gegründete Sophienkathedrale und ihre »unzerstörbare Mauer« mit dem goldenen Mosaik der betenden Jungfrau Maria, waren noch intakt. Doch die Stadt hatte sich nur langsam von den Verwüstungen der Mongolen erholt und stark an politischer Bedeutung verloren. Trotzdem war die sogenannte

»litauische Besetzung«, die mehr als 200 Jahre dauern sollte, nicht bloß eine kurze Episode. Und sie wurde von einem Nachfolgestaat der Kiewer Rus durchgeführt, dessen Herrschaft für die meisten Zeitgenossen absolut akzeptabel war. Man kann die Ereignisse des Mittelalters nicht nach den teleologischen Maßstäben eines Russland beurteilen, das damals noch nicht einmal gegründet war.

Moskowien sollte ebenfalls vom Rückzug der Mongolen profitieren. Sein Herrscher Dmitri »Donskoi« folgte dem Beispiel von Algierdas, indem er seinen Herrschaftsbereich Richtung Don erweiterte und ein Bündnis mit den Fürsten des Ostens vorbereitete, durch welches das »mongolische Joch« für immer abgeworfen wurde. Dank dieser Entwicklung wurden Moskau und das Großfürstentum Rivalen in Bezug auf das Erbe eines geteilten Rus.

Obwohl die Bedrohung durch die Mongolen mehr und mehr verebbte, kam das Großfürstentum kaum zur Ruhe, denn die Deutschordensritter waren immer noch auf dem Vormarsch. Sie hatten Preußen und Livland unterworfen und danach einen zählebigen Konflikt mit Polen begonnen. Der Blick ihrer gierigen Kreuzritteraugen sollte auch auf das trotzige Heidentum der Litauer fallen. Die strategische Notwendigkeit einer Annäherung zwischen Polen und dem Großfürstentum wurde dadurch immer virulenter.

Im Gegensatz zu den meisten Monarchen ihres Zeitalters hatten die Großfürsten von Litva als Nichtchristen keine besondere Vorliebe für die katholische oder die orthodoxe Kirche und verheirateten ihre Töchter an katholische oder orthodoxe Fürsten, wie es ihnen passte. Trotzdem hält sich hartnäckig die Vorstellung, insbesondere Großfürst Gediminas habe seinen Hof und sein Land auf den Übertritt zum Katholizismus vorbereitet. Diese Ansicht wird durch die Formulierungen in einem Brief untermauert, den Gediminas 1322 an den Papst schrieb und in dem er sich bereit erklärt, *»fidem catholicam recipere«.* Eine neuere Untersuchung ergab jedoch, dass es mit der Absicht des Großfürsten, den katholischen Glauben anzunehmen, so weit auch wieder nicht her war. Er schrieb seinen Brief in einer schwierigen außenpolitischen Situation, als er heftig gegen den katholischen Deutschen Orden kämpfte und sich zugleich um Unterstützung durch das katholische Polen bemühte. Also versicherte er dem Papst, dass er nicht antikatholisch sei und als Geste guten Willens dominikanische und franziskanische Missionare ins Land lassen werde. Eine umfassende

Bekehrung jedoch zog er nicht in Erwägung.[46] Tatsächlich hoffte er vielleicht sogar, dass *der Papst* den Deutschen Orden abschaffen würde, wie er es mit dem der Tempelritter getan hatte. Der Großfürst ließ ohne Zögern katholische Priester hinrichten, die wegen Beleidigung der heidnischen Religion verurteilt waren, und seine eigene Beerdigung im Jahr 1342 hatte alle Merkmale des traditionellen Rituals: Sein Leichnam wurde auf einem offenen Scheiterhaufen verbrannt, sein Lieblingsdiener und sein Lieblingspferd wurden in die Flammen geworfen, um ihren Herrn zu begleiten, und als Zugabe wurde noch eine Gruppe gefesselter und geknebelter deutscher Sklaven daraufgelegt. Auch Algierdas schied genau wie sein Vater aus dem Leben, ohne irgendwelche christliche Rücksichten zu nehmen.

Das religiöse Leben in Litva war also keineswegs einfach. Oberflächlich gesehen herrschte große Toleranz. Muslimische Tataren waren willkommen. Dasselbe galt für jüdische Karäer von der Krim, und für die Ritter des Deutschen Ordens, die Töchter der heidnischen Gefolgsleute des Großfürsten heirateten, wurden besondere Vorkehrungen getroffen. Unter der Oberfläche jedoch gab es hässliche Spannungen. Im Jahr 1347, als Vilnius immer noch eine heidnische Hauptstadt war, wurden drei Christen, die ruthenischen Brüder Anthonius, Johannes und Eusthachius wegen kleiner Verstöße hingerichtet. Die orthodoxen Gläubigen verehren seitdem die drei »Märtyrer von Wilna«, deren Reliquien sich in der Heiliggeistkirche in Vilnius befinden.[47]

Großfürst Jogaila (reg. 1377–1434) wusste schon, als er noch unverheiratet den Thron bestieg, dass jede Ehe, die er schließen würde, von strategischen Überlegungen überschattet wäre. Er hatte nicht besonders viel übrig für die Polen, die den »deutschen Gott« anbeteten und immer wieder Opfer seiner Raubzüge wurden, und erwog zunächst, eine Moskauer Fürstin zu heiraten. Im Jahr 1382 jedoch ergab sich eine erstklassige Gelegenheit: Louis von Anjou, König von Polen und Ungarn, starb plötzlich ohne männliche Nachkommen, und seine jüngere Tochter Jadwiga (oder Hedwig) wurde von den polnischen Magnaten zu Louis voraussichtlicher Nachfolgerin als *rex* erklärt:

Sobald Jadwiga 1385 in Krakau eintraf, machten die litauischen Heiratsvermittler ihre ersten Annäherungsversuche. Was sie vorschlugen, war eine eheliche und eine politische Union. Das war ein entscheidender Moment in der Geschichte der beiden Nationen … Die polnischen Barone hatten ihre eigenen Gründe, einer

Verbindung mit Jogaila zuzustimmen. Nach 13 Jahren angevinischer Herrschaft waren sie nicht gewillt, sich dem erstbesten Mann zu unterwerfen, der sich ihnen durch eine Heirat mit Jadwiga als Herrscher aufzwingen konnte. [Außerdem] hatten sie gerade Louis ältere Tochter als Thronfolgerin abgelehnt, weil sie mit Sigismund von Brandenburg [verlobt] war, also konnten sie den damaligen Verlobten Jadwigas, Wilhelm von Habsburg, Prinz von Österreich, kaum akzeptieren … Die Verbindung mit Litauen war interessanter. Man konnte Jadwiga auffordern, ihre Pflicht zu tun. Jungfräuliche und kirchliche Zurückhaltung konnten überwunden werden.
Und so wurde auf Betreiben der polnischen Barone am 14. August 1385 in Krewa (Krewo) in Weißruthenien ein Vertrag unterzeichnet, in dem Jogaila einer Reihe sehr vorteilhafter Verpflichtungen einging. Als Gegenleistung für Jadwigas Hand erklärte er sich bereit, sich taufen zu lassen, seine heidnischen Untertanen zum römisch-katholischen Glauben zu bekehren, alle polnischen Gefangenen und Sklaven freizulassen, die Operationen gegen den Deutschen Orden zu koordinieren und das Großfürstentum Litauen mit dem Königreich Polen in einer dauerhaften Union zu vereinen. Auf dieser Grundlage wählte im Februar 1386 eine große Versammlung von polnischen Baronen und Adligen in Lublin Jogaila, der für sie »Jagiello« hieß, zu ihrem König.[48]

Im Großfürstentum begann damit eine polnisch-litauische Orientierung, die für den Rest seines Bestehens anhalten sollte. »Für vier lange Generationen, die sich über 186 Jahre erstreckten, [sollten] Jogaila und seine Nachfolger das Königreich Polen und das Großfürstentum Litauen im Zweigespann [lenken]. Sie herrschten in einer Ära, in der die litauische und die ruthenische Elite polonisiert [wurden] und sich die Polen die Probleme des Ostens zu eigen machten.[49] Lange Zeit sah es so aus, als würden die Jagiellonen eine der stärksten Monarchien Europas aufbauen.

Die Folgen der Union von Krewa waren im Großfürstentum unmittelbarer zu spüren als im Königreich Polen. Die heidnische Religion der litauischen Elite wurde verboten. Die Bäume in den heiligen Hainen wurden gefällt. Die heidnischen Priester und die *Jungfrauen* wurden verbannt, und in der Wilnja fanden auf Anordnung des zum Katholizismus konvertierten Monarchen Massentaufen statt. Von nun an war der Katholizismus die offizielle Religion der höfischen Kreise in Vilnius und zunehmend auch die der ambitionierteren Adligen. Eine stattliche Minderheit der Bevölkerung konvertierte zum Katholizismus und lebte in unbehaglicher Koexistenz mit der byzantinisch-orthodoxen Mehrheit. Zugleich wurde die traditionelle politische Kultur untergraben. Theoretisch hatte der Großfürst keine seiner herrschaftlichen Vollmachten verloren, in der Praxis jedoch war er gezwungen, einflussreichen Untertanen, die sich schnell die Sitten ihrer renitenteren polnischen Standesgenossen angeeignet hatten, große Privilegien einzuräumen.

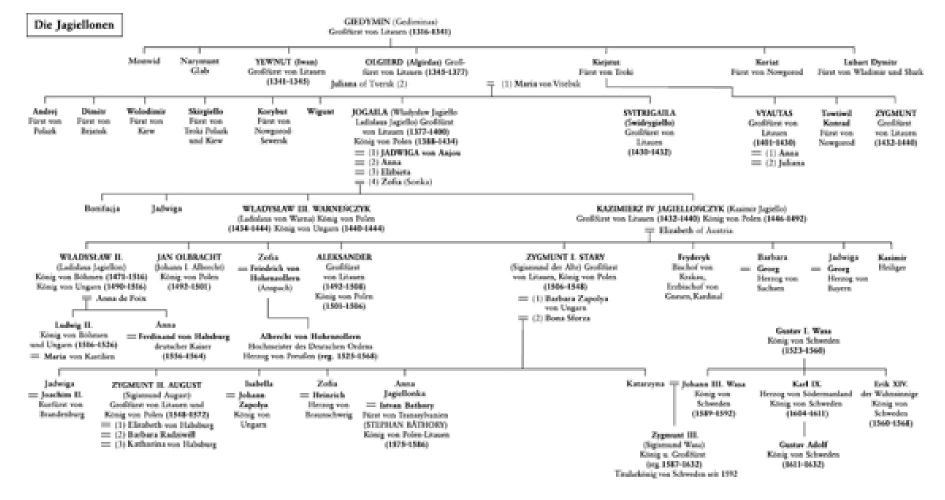
Das Münzrecht allerdings war ein traditionelles Merkmal der Souveränität, und in dieser Beziehung war das Großfürstentum keine Ausnahme. Bis vor Kurzem glaubte man, die ersten Münzen schon auf das frühe 14. Jahrhundert datieren zu können, doch die Analyse eines kleineren Horts, der auf dem Gelände der unteren Burg in Vilnius gefunden wurde, ergab, dass erst 1387 unter Jogaila Münzen geprägt wurden. Die dreieckigen, aus einer Silberlegierung bestehenden *kapros*, die auf den ersten Blick primitiver und älter erscheinen, stammen tatsächlich aus dem 15. Jahrhundert. Seit Jogaila trugen die Münzen stets das Symbol des Großfürstentums, den Reiter, der als *vytis* oder *pahonia* bezeichnet wird und auch heute noch in Gebrauch ist.[50]

Joagailas Vetter Vyautas (1350–1430) sorgte jahrzehntelang für Unruhe im Großfürstentum. Er war schon vor der Union mit Polen abtrünnig gewesen und während der Verhandlungen in Krewa auf der dortigen Burg interniert. Doch es gelang ihm, viele Bojaren (führende Gefolgsleute des Großfürsten)[A] auf seine Seite zu ziehen. Er floh von der Burg, suchte Zuflucht beim Deutschen Orden und spielte vielleicht sogar mit dem Gedanken, sich mit Moskowien zu verbünden. Dann jedoch wurde er von Jogaila zum erneuten Gehorsam überredet, unterzeichnete den Vertrag von Krewa, ließ sich taufen und unterstützte aktiv die Christianisierung. Kurz darauf jedoch zerstritt er sich wieder mit Jogaila, diesmal, weil nicht er, sondern ein anderer mit dem Fürstentum Trakai belehnt wurde. Er floh erneut nach Preußen und stand während der gesamten 1390er-Jahre im Zentrum der Opposition. Erst nach einer Niederlage gegen die Tataren gab er seinen Widerstand auf. Danach stieg er dank der Union von Vilnius und Radom (siehe unten) im Jahr 1401 zum beinahe gleichrangigen Partner Jogailas auf und führte das Großfürstentum, während Jogaila das Königreich regierte. Im Jahr 1408 eroberte er im dritten Versuch Smolensk zurück und führte danach das Heer des Großfürstentums loyal Seite an Seite mit dem der Polen in die Schlacht. Trotzdem wachte er nach der Union fast 30 Jahre lang eifersüchtig über den separaten Status Litauens, erwarb sich den Namen »Vytautas der Große« und wurde zu einer international bekannten Gestalt. Tatarische Khane und russische Fürsten huldigten ihm, er erhob einen stattlichen Tribut von Nowgorod und unterhielt sowohl mit dem Papst als auch mit dem Deutschen Kaiser diplomatische Beziehungen. Als er 1430 starb, ging

das Gerücht, er habe sich zum »König von Litauen« krönen lassen wollen.[51]

Sein Tod führte zunächst zu einem Bürgerkrieg und dann zu einer Versöhnung unter dem Hauptzweig der jagiellonischen Dynastie. Der Bürgerkrieg, in dem Jogailas Bruder gegen einen Bruder von Vytautas kämpfte, dauerte die ganzen 1430er-Jahre, und der Deutsche Orden versuchte, ihn zu seinen Gunsten auszunutzen. Irgendwann wurde sogar verkündet, dass das Großfürstentum von Polen annektiert worden sei. Doch durch Jogailas Tod entspannte sich die Lage. Sein Sohn Władysław III. (reg. 1434–1444) bestieg unter der Vormundschaft des großen Kardinals Zbigniew Oleśnicki, der den königlichen Hof beherrschte, den polnischen Thron, und Jogailas jüngerer Sohn Kazimierz Jagiellończyk (1427–1492) wurde darauf vorbereitet, das Großfürstentum zu führen. Am Ende riefen die Bojaren von Litauen, die des Blutvergießens müde waren, den 13-jährigen Jagiellończyk zum Großfürst aus, ohne sich um die Zustimmung Polens zu kümmern. Ihre Entscheidung erwies sich als klug. Der junge Fürst wurde zu einer der großen Vaterfiguren des mittelalterlichen Europa. Auch bestieg er den polnischen Thron, als sein Bruder auf einem Kreuzzug 1444 bei Warna von den Türken getötet wurde. Schließlich heiratete er eine Habsburgerin und konnte seine zahlreichen Söhne und Töchter dadurch überall in einflussreichen Positionen unterbringen. Auf diese Weise hielt er nicht nur die polnisch-litauische Union am Leben, sondern sorgte auch dafür, dass in Böhmen und Ungarn ebenfalls Jagiellonen auf den Thron kamen. Tatsächlich schien es, als hätten die Jagiellonen im späten 15. Jahrhundert bessere Zukunftsaussichten gehabt als ihre Habsburger Verwandten.

Und so war der Doppelstaat trotz aller Spannungen und Belastungen widerstandsfähiger, als viele gedacht hatten. Er passte sich den vielen Krisen an und entwickelte seine verfassungsmäßigen Strukturen entsprechend weiter:



Das [Abkommen] von Krewa wurde durch Jadwigas Tod [im Jahr 1400] hinfällig, aber die politischen Argumente, die zu ihm geführt hatten, blieben während der ganzen jagiellonischen Zeit gültig. Immer wenn Schwierigkeiten auftraten, wurde die polnischlitauische Union erneuert, und jedes Mal wurde die Bindung verstärkt … Das erste Mal geschah dies 1401. Da Jogaila und Jadwiga kinderlos waren, war es notwendig, Vorkehrungen für die künftige Nachfolge zu planen. Auf getrennten Versammlungen in Radom und Vilnius kamen die polnischen und die litauischen Edelleute überein, in Zukunft keine Entscheidung ohne gegenseitige Konsultation mehr zu treffen. Nach dem Abkommen über die sogenannte »Union von Vilnius und Radom« sollte Jogailas Vetter Vytautas (Witold) auf Lebenszeit Litauen regieren … Wenn Jogaila ohne natürliche Erben starb, sollte über die Zukunft seiner zwei Reiche in Übereinstimmung beschlossen werden.
Der zweite Schritt wurde durch ein Abkommen eingeleitet, das am 2. Oktober 1413 in Horodlo in Wolhynien unterzeichnet wurde. Er vereinigte die polnischen Edelleute und die litauischen Bojaren erstmals in einem gemeinsamen Stand. Eine der vielen Bestimmungen dieses Abkommens lautete, Angelegenheiten, die beide Länder beträfen, müssten auf gemeinsamen Versammlungen des Adels geregelt werden und die polnischen Edelleute müssten an der Bestätigung des litauischen Großfürsten mitwirken … Am bemerkenswertesten war freilich der Geist, in dem diese Abkommen geschlossen wurden … Der polnische Adel wurde für immer an den inneren Angelegenheiten des Bruderstaats beteiligt, und den Litauern wurde die separate Identität ihres Staates garantiert. Zyniker würden sagen, dass es unter solchen Umständen leicht ist, großzügig zu sein. Trotzdem: Der Wortlaut der Präambel des Abkommens von Horodlo ist bemerkenswert: »Wer *nicht durch das Mysterium der Liebe getragen wird«*, begann sie, *»dem wird die Gnade der Errettung nicht zuteil werden … Denn durch die Liebe werden Gesetze gemacht, Königreiche regiert, Städte geordnet und der Zustand des Gemeinwohls zu seinem angemessenen Ziel gebracht. Wer immer dies beiseite wirft, wird alles verlieren.«* In späteren Zeiten, als ein geschwächter polnisch-litauischer Staat … die Beute stärkerer Feinde wurde, dienten diese Worte … als Erinnerung an die hohe Gründungsethik der Union. Und so blickten der polnische und der litauische Adel mit Zuversicht in die Zukunft. Sie waren faktisch eine einzige politische Nation geworden. Seit damals bedeutete die Bezeichnung »polnisch«, Bürger des polnisch-litauischen Staats zu sein.52

Eine fortwährende Bedrohung für die Sicherheit des Doppelstaats blieb der Deutsche Orden. Obwohl die ursprüngliche *raison d'être* der Kreuzfahrer durch die

Bekehrung Litauens aus der Welt geschafft war, verteidigten sie starrsinnig ihre Macht und versuchten ihr Territorium zu erweitern. In den meisten Berichten über die Kriege zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen werden diese als schlichter Zusammenstoß zwischen preußischen und polnischen Interessen dargestellt. Herkömmliche Interpretationen der großen Schlacht bei Tannenberg im Jahr 1410, in der der Orden die entscheidende Niederlage erlitt (siehe S. 386f.) sind ein gutes Beispiel für diese Sicht der Dinge. Doch das Großfürstentum hatte natürlich andere Prioritäten als das Königreich. Der »Große Krieg« mit dem Orden (1409–1422) führte selbstverständlich zu einer Annäherung zwischen Polen und Litauen. Trotzdem musste Litauen, was seine Außenpolitik und seine Verteidigungsbereitschaft betraf, Probleme wie Livland, Moskowien und die Krim mit einkalkulieren, die Polen nur wenig tangierten.

Nach 1418 entwickelte sich Livland zu einem ungewöhnlichen Bund von Kleinstaaten, wobei weniger als die Hälfte seines Territoriums von der livländischen Provinz des Deutschen Ordens in Anspruch genommen wurde. Der größere Teil bestand aus den vier selbstständigen Bistümern Riga, Kurland, Ösel-Wiek und Dorpat. Ein vom germanisierten Adel dominierter Livländischer Landtag versammelte sich regelmäßig in Walk (einer Stadt, die heute in das lettische Valka und das estnische Valga geteilt ist). Die Angriffsfähigkeit dieser Konföderation war indessen durch ihre Fragmentierung beeinträchtigt. Trotzdem musste Vilnius sie als den unmittelbaren Nachbarn stets im Auge behalten.[53]

Moskowien dagegen bereitete Sorgen, die keineswegs nur durch seine wachsende militärische Stärke verursacht waren. Nachdem es die Lande der östlichen Rus aus dem mongolischen Joch befreit hatte, wuchsen seine Macht und sein Prestige, und als es Schritt für Schritt die Republik Nowgorod unter seine Herrschaft brachte, wurde es dem Großfürstentum in Bezug auf Größe und Bevölkerungszahl ebenbürtig. Nowgorod wurde 1478 von Moskau erobert und ein Großteil seiner Einwohner abgeschlachtet. Der Ursprung des beispiellosen Moskauer Machtanspruchs lag jedoch weit jenseits des slawischen Horizonts in Ideen des byzantinischen Gedankenguts. Als die Osmanen Konstantinopel 1453 schließlich einnahmen, erlösten sie das Byzantinische Reich aus seinem Todeskampf, legten jedoch

zugleich das Fundament für eine megalomane Vorstellung in den Köpfen der Moskowiten: Das »zweite Rom« Byzanz war tot. Lang lebe Moskau »das dritte Rom«! Iwan III., »der Große« (reg. 1440–1505) war der erste moskowitische Fürst, der diese Idee ernst nahm. Er machte den byzantinischen Doppeladler zu seinem Wappen und versuchte dadurch den Eindruck zu erwecken, dass er der einzige legitime Nachfolger der römischen Cäsaren oder »Zaren« sei. Aus religiöser Sicht war diese Entwicklung besonders bedrohlich. Der Patriarch von Konstantinopel, dem alle orthodoxen Slawen bis dahin unterstanden hatten, war den Ungläubigen in die Hände gefallen. Nach der Lesart Moskaus ging seine Autorität damit automatisch auf den Metropoliten von Moskau über, der sich am Ende mit dem selbst verliehenen Titel des Patriarchen schmücken sollte. Dies ließ alle orthodoxen Slawen, insbesondere jedoch die in der Ukraine und in Weißruthenien, erzittern.[54]

Das Khanat der Krim war ein weiterer bedrohlicher Aufsteiger. Die Überreste der ursprünglichen Mongolischen Horde hatten sich in alle Winde zerstreut, aber ein wichtiger Teil von ihr hatte die Halbinsel Krim übernommen und war zum Islam konvertiert. Das ließ alte Ängste wieder wach werden. Die Krimtataren hatte eine nahezu uneinnehmbare Basis. Sie wurden reich durch Handel und Piraterie auf dem Schwarzen Meer und durch Raubzüge ins Binnenland, und sie profitierten außerdem vom Schutz des osmanischen Sultans.[55] Im Jahr 1399 schlugen sie an der Worskla, nahe der ukrainischen Stadt Poltawa, ein Heer des Großfürstentums unter Vytautas, was dessen politischen Plänen ein Ende setzte, und im 15. Jahrhundert begannen sie bei ihren Raubzügen tief nach Moskowien und Litauen vorzustoßen. Aufgrund dieser Aktivitäten in den »wilden Steppen« im Süden des Großfürstentums wurden am Unterlauf des Dnjepr die Wehrdörfer der »Kosaken« gegründet (das türkisches Wort *kosakheißt* »Abenteurer« oder »Freibeuter«). Hier lag die ultimative Grenzregion Europas, die *Ukraina*, deren slawische Bezeichnung »am Rand« bedeutet – das Gegenstück zum amerikanischen »Wilden Westen«. Kosaken und Tataren waren die »Cowboys und Indianer« Europas. Es dauerte Jahrhunderte, bis sie gezähmt waren.[56]

Besonders Kiew war noch lange den Angriffen der Tataren ausgesetzt. Im Jahr 1416 wurde die Stadt vergeblich belagert, doch eine weitere Belagerung im Jahr 1483 endete

mit ihrer Plünderung. Dass die Metropoliten nach Kiew zurückkehrten und dort residierten, bewies, dass uralte Traditionen noch lebendig waren. Dies galt auch für den wunderbaren Kiewer Psalter (1397), der mehr als 300 atemberaubende Miniaturen enthielt.[57] Der wachsende Stolz der Stadt drückte sich auch darin aus, dass sie das Magdeburger Recht (das am weitesten verbreitete Stadtrecht zur Eingliederung von Städten in Osteuropa) einführte, eine hölzerne Ratuscha (Rathaus) baute, die bis in die Moderne erhalten blieb und dass sie 1471 den Erzengel Michael als Stadtwappen einführte. Immer noch wurden viele Kaufleute von den Märkten angezogen, die dem Austausch zwischen Flusshandel und Steppenhandel dienten. Nur mit der Entwicklung von Vilnius/Wilnja konnte Kiew nicht Schritt halten.

Das Großfürstentum erreichte seine größte Ausdehnung, als ihm die Khane der Krim Mitte des 15. Jahrhunderts als Gegenleistung für militärische Hilfe Teile der Schwarzmeerküste überließen. Das fast gänzlich unbewohnte Territorium wurde damals *Dykra* (»Ödland«) genannt. Es verfügte zwar über zwei befestigte Häfen, Kara Kerman (später Otschakiw) und Hacibey (später Odessa), aber ansonsten wurde es lediglich von ein paar Nomadenstämmen genutzt. Das Großfürstentum konnte es weder verteidigen noch entwickeln und überließ es schließlich den Osmanen.[58]



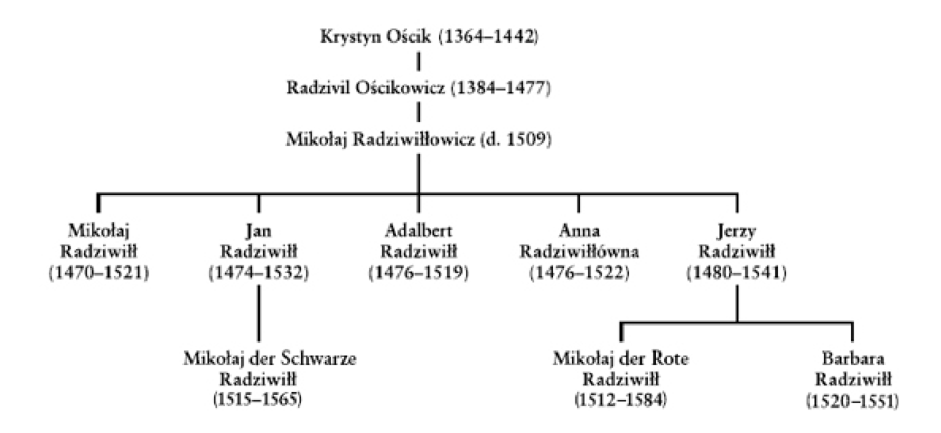
Im Lauf der Jahrzehnte wurden die Jagiellonen und ihre Gefolgsleute gründlich polonisiert. 1386 verließen sie Vilnius und machten das Königsschloss in Krakau zu ihrer neuen Residenz. Jogaila und seine zwei Söhne waren zweisprachig, und dasselbe galt auch für Jogailas Enkel Alexander Jagiellończyk, der das Großfürstentum regierte, bevor er ebenfalls zum polnischen König gekrönt wurde. Im 16. Jahrhundert jedoch sprach man sowohl am königlichen als auch am großfürstlichen Hof fast nur noch polnisch. Daheim in Vilnius-Wilnja war die herrschende Verwaltungssprache das slawische *ruski* und nicht das baltische Litauisch.

Ähnliche Anpassungsprozesse fanden auch beim Adel des Großfürstentums statt. Vor der Union von Horodlo hatte die Macht ganz in den Händen eines Herrschers gelegen, dessen Untertanen ihm absolute Gefolgschaft schuldeten. Unter Vytautas jedoch hatte eine Politik der Belehnung eingesetzt, das heißt, Adlige wurden mit Lehen ausgestattet, sodass eine Klasse feudaler Vasallen entstand. Der Herrscher übte seine Macht zunehmend indirekt durch loyale Höflinge und

Gefolgsleute aus, die in jedem der beiden Hauptreiche mit riesigen Landzuweisungen entlohnt wurden. Da die in großer Entfernung residierenden Großfürsten immer weniger geneigt waren, sich einzumischen, setzte sich im Lauf der Zeit eine kleine Zahl mächtiger Familien auf ihren Ländereien fest und verwandelte diese in Erblehen. Einige dieser Familien sollten später zu den größten Landbesitzern Europas gehören. Mit einigen Ausnahmen wurden diese Vermögen von Leuten litauischer oder ruthenischer Abstammung akkumuliert, etwa von den Familien Goštautas (Gasztold) oder Ostrozki (Ostrogski). Doch ihre Nachkommen bewegten sich mühelos in den höchsten Kreisen aller jagiellonischen Reiche. Bis zum 16. Jahrhundert kontrollierte ein Dutzend Magnaten im Großfürstentum über 30 Prozent des Landes, während 70 Prozent im Besitz von etwa 19.000 kleineren Bojaren und der Kirche waren oder dem Großfürsten gehörten. In einer Aufstellung zur Heeresfolge aus dem Jahr 1528 (siehe Tabelle 2) ist das Übergewicht der Magnaten deutlich sichtbar. Ihre Namen sollten die gesamte Geschichte des Großfürstentums hindurch immer wieder auftauchen.

Tabelle 2: Aufstellung zur Heeresfolge (1528)[59]

Familie oder Adelshaus	Zahl der Dörfer	Anzahl der Reiter
Kesgaillos (Kezgajllo)	12.288	768
Radvilaos (Radziwiłł)	12.160	760
Gostautas (Gasztold)	7456	466
Olelko (Olelko, Fürst)	6928	433
Ostrozki (Ostrogski, Fürst)	6816	426
– (Ostrzykowicz)	5408	338
Hleb (Hlebowicz)	4464	279
– (Zabrzezinski)	4128	258
Der Bischof von Vilnius	3776	236
– (Kiszka)	3584	224
Chodko (Chodkiewicz)	3216	201
– (Sanguszko, Fürst)	2720	170
– (Illnicz)	2560	160
Sapiegos (Sapieha)	2448	153
– (Holszánski, Fürst)	1952	122
– (Pac)	912	57



Keiner der Magnatenfamilien von Litva sollte damals eine glänzendere Zukunft beschieden sein als die Familie Radziwiłł. Ihre Ursprünge liegen im Dunkeln, und ihr Aufstieg kam spät, aber schnell. Dass sie vom letzten heidnischen Erzpriester von Vilnius abstammt, ist eine Erfindung. Stammvater der Familie war Krystyn Ościk, Kastellan von Wilnja von 1417 bis 1442; der Vorname seines Sohnes wurde zum Nachnamen der Familie – Langlebigkeit, üppige Mitgiften, zahlreiche Nachkommen und großer Landhunger besorgten den Rest. Die Familie hatte eine solide Machtposition, als die Ära der Jagiellonen zu Ende ging. Danach bekleideten ihre Mitglieder zahlreiche Ämter im Großfürstentum. Sie stellten sieben Hetmane oder »Feldherrn«, acht Kanzler, fünf Marschälle, dreizehn Paladine von Wilnja, sechs Paladine von Troki, zwei Bischöfe, einen Kardinal und insgesamt vierzig Senatoren. Ihr Wahlspruch lautete: *»Bóg Nam Radzi«* – »Gott berät uns«.[60]

Die Akkumulation der größten Landbesitzungen im Großfürstentum nahm etwa ein Jahrhundert in Anspruch. Krystyn Ościk hatte kein großes Vermögen, doch seine Urenkel hatten etwa 14.000 Gehöfte mit etwa 90.000 Leibeigenen in ihrem Besitz. Die Familie bestand aus drei Zweigen: den 1542 ausgestorbenen Radziwiłłs von Rajgród und Goniądz an der polnischen Grenze, den Radziwiłłs von Nieświze und Olyka im Süden und den Radziwiłłs von Birże. Sie erwarben ihren Besitz, indem sie den Großfürsten dienten, die sie großzügig belohnten, und indem sie reiche Frauen heirateten. Doch sie kauften auch Land, machten Land urbar und nahmen Güter als Sicherheit für Kredite.

Ihren wichtigsten Besitz, Nieśwież, brachte Jans dritte Frau im Jahr 1523 als Mitgift in die Ehe. Mir wurde der Familie 1568 übertragen. Olyka dagegen, das jenseits des Prypjat in Wolhynien lag, gab die Familie auf, und es ging schließlich in den Besitz der Familie Czartoryski über. Trotzdem hatten die Radziwiłłs in den 1550er-Jahren, als Mikolaj »der Schwarze« und Mikolaj »der Rote« die Lieblingsminister des Königs und Großfürsten Sigismund II. August waren, und als Barbara, die Schwester Mikolajs des Roten, Königin war, all ihre Konkurrenten überflügelt. Im Jahr 1586 wurde die Stellung der Familie dauerhaft gesichert. Als Gegenleistung dafür, dass sie der Krone jährlich ein bestimmtes Truppenkontingent stellten, wurden ihre Güter in den Status von *Ordynacja* (Majoratsgut) erhoben, sodass sie nie mehr legal aufgeteilt werden konnten.

Der Palast in Nieśwież liegt im sanften Hügelland des Quellgebiets der Memel auf halbem Weg zwischen Minsk und Pinsk. Er war eine der drei Besitzungen, die 1586 für unveräußerlich erklärt und vom Sohn Jan I., Mikolaj Krzysztof »Sierotka«, »dem Waisen« (1549–1616) ausgebaut wurden. Nach seiner Vollendung im Jahr 1599 wurde er mit der barocken Corpus-Christi-Kirche von Bernadoni geschmückt. Sie erinnert daran, dass die Familie während der Gegenreformation wieder zum Katholizismus konvertierte. Die fünf Flügel des Palasts besitzen 106 Haupträume, ein Eingangstor und einen Glockenturm, außerdem gibt es auf dem Gelände einen Exerzierplatz und einen Park. Der Palast wurde später von Fürst Michał Kazimierz Radziwiłł Rybeńko (1702–1762), dem neunten *ordinatus* von Nieśwież, erweitert. Seine Frau Franciszka Wiśniowiecka, eine Theaterautorin, verlangte und bekam ihr eigenes Theater. Obwohl der Gebäudekomplex in mehreren Kriegen ausgeraubt und gebrandschatzt wurde, blieb die Bausubstanz erhalten. Er steht heute noch und wurde wie auch Schloss Mir von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.[61]

Alle wichtigen Burgen und Schlösser im Besitz der Magnaten entwickelten sich zu kleinen Hauptstädten, die bald mächtiger waren als Städte mit herkömmlichem Stadtrecht. Der Machtzuwachs der Magnaten war mit einem starken Zustrom von Juden verbunden. Diese fühlten sich sowohl durch die geschäftlichen Möglichkeiten als auch durch die Nachfrage nach lese- und schreibkundigen Verwaltern angezogen. In dieser Beziehung trat das

Großfürstentum in die Fußstapfen von Polen, das schon ab Mitte des 14. Jahrhunderts die wichtigste Zuflucht für die verfolgten Juden Europas war. Die ländliche Stadt im Großfürstentum besaß in der Regel einen polnischen oder polonisierten Grundherrn, eine kleine Mittelschicht mit stark jüdischem Einschlag und, in der Umgebung der Stadt, eine Masse analphabetischer litauischer oder ruthenischer Leibeigener.

Unter dem wachsenden Einfluss der Magnaten nahm das Regierungssystem des jagiellonischen Litva die Form einer Partnerschaft zwischen dem Großfürstentum oder seinen Vertretern und dem »Rat der Herren« an. (Damals gab es noch kein Äquivalent zum polnischen *Sejm* oder Reichstag, der erstmals im späten 15. Jahrhundert zusammentrat.) Die Großfürsten gaben ihre absolute Macht nie offiziell ab, aber da sie häufig in Polen saßen, gelang es dem Rat, weitreichende Vollmachten zu übernehmen. Auf regionaler Ebene wurde das polnische Modell übernommen. Der Vertreter des Großfürsten, der *wojewoda* oder »Paladin«, besaß in allen Woiwodschaften (Palatinaten) die höchste politische und militärische Autorität, mit Ausnahme des fernen Südens jenseits von Kiew, wo Tataren und Kosaken frei umherstreiften. Die »Ukraina« bekam die Hand des Staates nur hin und wieder zu spüren, wenn königlich-herzogliche Expeditionsheere Belohnungen verteilten und Strafen verhängten.

Die großen Staatsämter waren einem kleinen Kreis von Magnaten vorbehalten. Die Familiennamen wiederholen sich. Der *hetman wielki* oder »Große Hetman« kommandierte die Streitkräfte des Großfürstentums, und es wurde erwartet, dass er sie persönlich führte. Er stand einem Netz von Kastellanen vor, die für die Verteidigung der großfürstlichen Burgen und Schlösser und ihrer Regionen verantwortlich waren. Der *kanclerz* oder »Kanzler« war der Chef der zivilen Verwaltung. Er saß in Wilnja und wurde von den *starostas* der verschiedenen Gebiete unterstützt. Diese hatten ursprünglich militärische Aufgaben, wurden aber mit der Zeit zu Führern der regionalen und lokalen Verwaltung.

Versuche, die Verwaltung des Großfürstentums zu modernisieren, wurden dadurch behindert, dass ein einheitliches Gesetzbuch fehlte. Doch der Großfürst berief 1522 eine Kommission ein, um diesen Mangel zu beheben. Sieben Jahre später trat das Erste Litauische Statut in Kraft. Es bestand aus 282 Artikeln in 13 Kapiteln, von denen viele

aus dem alten Gesetzbuch der Kiewer Rus, der *Russkaja Prawda*, abgeleitet waren. Das Statut war handschriftlich im *ruski* Weißrutheniens niedergelegt und ist heute noch in mehreren Exemplaren erhalten. Im ersten Artikel heißt es, dass »alle Bürger Litauens unabhängig von Rang oder Titel vor das gleiche Gericht gestellt werden müssen«. Kapitel 3 fasst die Privilegien des Adels zusammen; Kapitel 4 das Familienrecht und die Kapitel 11, 12 und 13 das Strafrecht. Über die Litauischen Statute wurde viel behauptet, zum Beispiel, dass sie das einzige umfassende Gesetzbuch in der Zeit zwischen Justinian und Napoleon gewesen seien. Dies ist zwar eine Übertreibung, aber trotzdem waren sie eine große Leistung.[62]

In religiösen Angelegenheiten zeichnete sich das Großfürstentum des frühen 16. Jahrhunderts durch große Vielfalt aus. Da sowohl die Ukraine als auch Weißruthenien zu ihm gehörten, stellten die orthodoxen Christen die große Mehrheit der Bevölkerung. Sie verwendeten die traditionelle kirchenslawische Liturgie der Kiewer Rus, nicht die der moskowitischen »russischen Orthodoxie«, die den Völkern jenseits der Ostgrenze Litauens aufgezwungen wurde. Der orthodoxe litauische Klerus hatte wenig direkten Kontakt mit seinem weit entfernten Patriarchen und blieb weitgehend sich selbst überlassen, wobei die Fürsten Ostrogski als seine säkularen »Schutzherren« fungierten. Die heiligsten Stätten der orthodoxen litauischen Kirche befanden sich im Norden in Trokiele in der Nähe von Lida und in Schirowize bei Hrodna, wo eine wundertätige Marienstatue verehrt wurde, und im Süden in dem Kiewer Kloster Petscherskaja Lawra, das im elften Jahrhundert vom hl. Theodosius gegründet worden war. Mehrere Vorschläge, für das Großfürstentum ein eigenes Patriarchat zu gründen, wurden nie verwirklicht.

Der römisch-katholische Glaube, den Jogaila in den 1380er-Jahren als zweite christliche Konfession im baltischen Litauen eingeführt hatte, wurde durch die Polonisierung des Adels gestärkt; der Bischof von Wilnja wurde ein mächtiger Mann. Der hl. Kasimir Jagiello, Sohn und Bruder von Königen und Großfürsten, starb 1484 in Hrodna. Er wurde 1522 heilig gesprochen und zum Schutzpatron von Litauen erklärt.[63] Trotzdem gewann die kalvinistische Reformation im Großfürstentum insbesondere unter den Magnaten erstaunlich an Boden. Mikolaj »der Rote« Radziwiłł, Großhetman und Kanzler, konvertierte zum Calvinismus und war Schutzherr einer protestantischen Gemeinde in Birze.

Die Bibel wurde zum ersten Mal ins Polnische übersetzt und 1562 in Brest veröffentlicht. (Das erste verfügbare litauische Äquivalent der Brester Bibel kam erst 1735 im preußischen Königsberg heraus – eine Bibelübersetzung ins Litauische, die während Cromwells Protektorat in Oxford vorgenommen worden war, hatte kaum Breitenwirkung gehabt.[64]

Auch das Judentum war überall im Großfürstentum vertreten, und die Zahl der Juden nahm durch Einwanderer aus Polen ständig zu. Malerische hölzerne Synagogen standen in vielen kleinen Städten. Eine Gemeinschaft von *karaim* oder Karäern, die ursprünglich von der Krim stammte, war schon zur Zeit des Vytautas in Troki angesiedelt worden.[65] Die Karäer erkennen den Talmud nicht an und gelten bei den Vertretern des rabbinischen Judentums als Häretiker. Sie legen wie die protestantischen Christen großen Wert auf das geschriebene Wort und fühlten sich stark zum Druckhandwerk hingezogen. Dadurch trugen sie generell zur Verbesserung von Bildung und Alphabetisierung bei.[66]

Wilnja/Vilnius war im frühen 16. Jahrhundert eine Stadt mit vielen Händlern, vielen Sprachen und vielen Religionen. Als Hauptstadt des Großfürstentums seit dem 14. Jahrhundert, war es nach dem Verlust von Smolensk die größte und einflussreichste Stadt Litauens, und es war zum Schutz gegen mögliche Angriffe der Tataren von einer Mauer geschützt. Sie wurde 1522 vollendet, im selben Jahr als die erste Druckerei des Großfürstentums in der Stadt eröffnete. Ihr Besitzer war der bibliophile Humanist Francysk Skaryna (etwa 1485–1540). Er erwarb sich den Ruf, Gründungsvater der weißrussischen Literatur zu sein.[67] Der königlich-großfürstliche Palast stand auf einem Grundstück, auf dem sich ein heidnischer Tempel befunden hatte, der erst 150 Jahre zuvor zerstört worden war. Die Ruthenen versammelten sich auf der Ostseite der Stadt beim Tor der Morgenröte und in ihrer orthodoxen Kirche; die Juden beherrschten das westliche Viertel und seine »deutsche Straße«. Polen und Katholiken waren deutlich in der Minderheit, bis 1543 der Hof nach Vilnius verlegt wurde.

Kyjiw/Kiew versuchte mit Vilnius Schritt zu halten. In einer Urkunde vom 29. März 1514 bestätigte der König und Großfürst Sigismund der Ältere, dass Kiew das Magdeburger Stadtrecht besaß, was offenbar in Vergessenheit geraten war:

Der Bürgermeister [voit] und die Einwohner von Kiew haben uns gebeten und informiert, dass unser Bruder, seine Gnaden … Alexander seligen Angedenkens … ihnen in seinem Wohlwollen das Deutsche oder Magdeburger Recht verliehen hat … sodass in Zukunft alle Einwohner der Stadt in Übereinstimmung mit allen Artikeln dieses Rechts regiert werden sollten. In Anbetracht ihrer Dienste und angesichts der Verluste, die sie durch unsere Feinde [die Tataren] im Grenzland erleiden, und in dem Bestreben, dass diese unsere Stadt an Bevölkerung und Wohlstand zunehmen soll, haben wir ihrer Bitte entsprochen … Und sie sollen dem Gesetz in jeder Hinsicht gehorchen, genau wie unsere Stadt Wilno ihm gehorcht; und durch diese unsere Urkunde bestätigen wir auf ewig und unwiderruflich für alle kommenden Zeiten … all diese Rechte und Ausnahmen, die wir gewährt haben.[68]

Die größte Sorge des Großfürstentums jedoch war der Aufstieg Moskowiens unter Iwan »dem Großen«. Die Ideologie des »Dritten Rom« erschien ganz bestimmt vielen Nicht-Moskowiten weit hergeholt, da sie in der Praxis bedeutete, dass das Großfürstentum Litauen keine Legitimität besaß. Im Gegenteil, diese sollte die strittige Position untermauern, dass das Großfürstentum Moskau den göttlichen Auftrag hatte, die gesamte alte Rus unter seiner Herrschaft zu vereinigen, was als Rechtfertigung für die »Sammeln der russischen Länder« diente. Dieser Ideologie zufolge hätte die Mehrheit der Staatsbürger des Großfürstentums, weil sie aus orthodoxen Slawen und Nachkommen der Kiewer Rus bestand, nun zu Moskowien überlaufen müssen. Diese Vorstellung fand unter den Weißruthenen und Ukrainern nur wenig bis gar keinen Zuspruch, da sie ihr eigenes Staatswesen und ihre religiöse Freiheit zu schätzen wussten, aber aus Moskauer Sicht war sie ein ständiger und bequemer *casus belli.* Der Großfürst und König Alexander der Jagiellone, der Sohn Kasimirs des Großen, war mit Helena von Moskau, der Tochter Iwans III. verheiratet, aber als er mit seinem Schwiegervater Verbindung aufnahm, um über bessere Beziehungen zu verhandeln, wurde ihm gesagt, es könne keine Verhandlungen geben, bis das gesamte »Vatererbe des Zaren« zurückgegeben sei. Helena schrieb an ihren Vater: »Hier dachte jeder, dass ich nur Gutes bringen würde, Liebe, Freundschaft, ewigen Frieden und Zusammenarbeit: Stattdessen gab es Streit und Krieg, zerstörte Städte, vergossenes christliches Blut, Witwen und Waisen, Sklaverei, Verzweiflung, Weinen und Stöhnen.«[69]

Iwan III. begann den Feldzug zur Sammlung der russischen Länder im Jahr 1485. Er sollte – mit friedlichen Intervallen – dreihundert Jahre währen, begann jedoch zunächst mit fünf Kriegen, die Moskowien innerhalb von 50 Jahren gegen das

Großfürstentum Litauen führte. Im Jahr 1494 ging Wjasma als erste litauische Festung verloren; die wichtigste Schlacht in den fortwährenden Kämpfen fand jedoch am 8. September 1514 bei Orscha statt. Die Moskowiter hatten gerade mit einem riesigen Aufgebot an Menschen und Maschinen Smolensk eingenommen. Sie hatten die heilige Ikone der Stadt mitgenommen und sofort das Fundament für den größten all ihrer Kreml gelegt. Danach drangen sie weiter in das Großfürstentum vor, bis ihnen eine viel kleinere Streitmacht unter Hetman Konstanty Ostrogski entgegentrat. Die Moskowiter waren drei zu eins in der Überzahl und griffen im Morgengrauen siegesgewiss an. Es folgten Angriffe und Gegenangriffe, bis die moskowitische Vorausabteilung in eine Falle gelockt wurde. Die litauischen Reihen teilten sich plötzlich und dahinter kamen Artilleriestellungen zum Vorschein. Die vorstoßende russische Infanterie wurde von den Kanonen niedergemäht. Polnische Kavallerie fiel dem russischen Heer in die Flanken. Wie mit einiger Übertreibung berichtet wird, blieben 30.000 Moskowiten tot auf dem Schlachtfeld, und die Litauer erbeuteten alle 300 Kanonen ihres Heeres. Ostrogski kehrte im Triumph nach Wilnja zurück und erbaute zur Feier des Sieges zwei orthodoxe Kirchen: die Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit und die Kirche des Heiligen Nikolaus.[70] Wiederholte Versuche, die verlorenen Gebiete zurückzuerobern hatten nur mäßigen Erfolg. Als 1537 ein längerer Waffenstillstand geschlossen wurde, hielten die Moskowiter immer noch einen Großteil der Grenzgebiete, darunter Polazk, Smolensk, Tschernigow und Sewersk; nur Homel blieb im Besitz des Großfürstentums.

Doch militärische Probleme bedurften ständiger Aufmerksamkeit: Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts funktionierte das alte feudale Aufgebot gut. Polen allein führte 18.000 Ritter ins Feld, und das Großfürstentum stand ihm nur wenig nach. Festungen und Städte wurden durch Stein- und Erdwälle geschützt, um das Problem der Belagerungsartillerie zu bewältigen. In späteren Jahrzehnten jedoch gab es Schwierigkeiten. Das traditionelle Heer war nicht mehr für die Art von Krieg geeignet, wie er im Süden gegen die Krimtataren stattfand. Die Ritter schafften es kaum noch rechtzeitig, an einem weit entfernten Kriegsschauplatz einzutreffen, bevor die Feldzugssaison zu Ende war. Auch reichten die Finanzmittel, die für die akute Finanzierung ausgegeben werden mussten, bevor die

Grundsteuer eingetrieben war, nicht mehr aus. Die alte Form der Mobilmachung musste durch etwas Neues ersetzt werden. In den 1490er-Jahren wurde eine gewisse Anstrengung in dieser Richtung übernommen, als eine *obrona potoczna* oder »ständige Verteidigungsstreitmacht« von etwa 2000 Mann geschaffen wurde, um Rotruthenien gegen die Raubzüge der Tataren zu verteidigen. Im Jahr 1526 wurde eine feste Finanzierung für diese Streitmacht eingeführt. Das Problem war nur, dass das System erweitert werden musste. Ohne eine größeres stehendes Heer bedurfte jeder Feldzug einer außerordentlichen Finanzierung, und die Zahl der Männer, die man ins Feld führen konnte, ging stetig zurück. Die Befehlshaber waren deshalb gezwungen, sich auf ihren Einfallsreichtum und die (wechselnde) Qualität ihrer Truppen zu verlassen.

In dieser Beziehung war der Großhetman der polnischen Krone Jan Tarnowski (1488–1561) eine überragende Gestalt. Obwohl er kein Untertan des Großfürstentums war, spielte er in dessen Angelegenheiten eine wichtige Rolle. Wie sein zeitgenössisches Gegenstück im Westen, der »Ritter ohne Furcht und Tadel« Chevalier de Bayard, war er ein körperlich kleiner Mann, der ein gewaltiges Ansehen genoss. Es war Tarnowski, der das hussitische Konzept des *tabor* oder der »Wagenburg« zur Verwendung im Osten übernahm und dadurch mehrmals in scheinbar aussichtsloser Lage den Sieg errang. Für den Tabor wurden die Vorräte des gesamten Heeres in riesigen sechsspännigen Wagen transportiert, die über weite Entfernungen bewegt, aber auch aneinandergekettet und im Karree aufgestellt werden konnten. Auf diese Weise konnte an jedem beliebigen Punkt in kürzester Zeit eine Festung in der Wildnis errichtet werden. Ein polnisch-litauischer Tabor, der von 20.000 oder 30.000 Tataren belagert wurde, dürfte einer Wagenburg amerikanischer Siedler, die sich gegen angreifende Sioux oder Cherokee verteidigten, recht ähnlich gesehen haben. Tarnowski führte außerdem den logistischen Apparat einer modernen Armee ein: fahrende Artillerie, Feldlazarette, das Korps der *Szancknechte* (Pioniere), die logistische Abteilung des *Probantmajster*, die »Hetmansartikel« (disziplinarische Vorschriften), Kriegsgerichte und das Korps der Feldgeistlichen. Seine Erfahrungen fasste er in dem 1558 veröffentlichten Buch *Consilium Rationis Bellicae* (»Grundriss der militärischen Methode«) zusammen. Seine Parole lautete: »Kenne deinen Feind«; auch predigte er die

Doktrin der militärischen Flexibilität.[71]

Sigismund August (1520–1572) war der letzte jagiellonische König und Großfürst, und seine persönliche Tragödie war gewissermaßen symptomatisch für ein Erbfolgesystem, das sich seinem Ende näherte. Als Kind hatte er eine übereilte Krönung in Krakau erlebt, bei der die üblichen Regeln missachtet wurden, und die Probleme seiner Dynastie sollten ihm schmerzhaft bewusst werden, als die Jagiellonen ihre Throne in Ungarn und Böhmen verloren. Dennoch wuchs er als der Sohn von Sigismund dem Älteren und der Königin Bona Sforza mitten im »Goldenen Zeitalter« Polens auf, umgeben von italienisch inspirierter bildender Kunst, Architektur und Literatur. Er wurde zu einem echten Renaissancemenschen, bekannt für seine Förderung der Geisteswissenschaften, seine religiöse Toleranz, sein Interesse an Verwaltungsreformen und seine Leidenschaft für maritime Angelegenheiten. Als er noch ein Teenager war, wurde er Großfürst und erlebte in Wilnja seine glücklichste Zeit.

In Wilnja lernte der junge Jagiellone Barbara Radziwiłł kennen. Er war als 24-Jähriger bereits verwitwet, und sie war die 23-jährige Witwe Stanisław Gasztolds, des reichsten Mannes im Großfürstentum. Versüßt wurde die Romanze der beiden durch den Widerstand vieler Höflinge und durch eine heimliche Trauung, die 1547 in der Palastkapelle stattfand. Doch Barbara war krank und blieb kinderlos. Sie wurde zwar noch zur Königin und Großfürstin gekrönt, starb aber schon 1551 an Krebs. Ihrem Mann brach ihr Tod das Herz. Die Dynastie war in eine Sackgasse geraten.

Die restliche Regierungszeit Sigismunds war von seinem gescheiterten Traum überschattet. Seine unglückliche dritte Ehe mit einer Habsburger Erzherzogin sollte nur den Unterschied betonen zwischen den von Schicksalsschlägen gebeutelten Jagiellonen und ihren kometenhaft aufsteigenden Habsburger Verwandten. (Es war das Zeitalter Kaiser Karls V. und die Zeiten waren ganz andere als noch 50 Jahre zuvor.) Außerdem wurde in den 1550er-Jahren der Druck immer stärker, eine politische Integration Polens und Litauens herbeizuführen, nur wollte sie niemand so recht. Der nachdenkliche Monarch war in seinen ersten Regierungsjahren nicht an einer Realunion interessiert gewesen und musste jetzt einräumen, dass er wahrscheinlich sterben würde, bevor für das Schicksal seiner zwei Staaten eine ordentliche Lösung gefunden war.

Eine glückliche Wendung nahm freilich 1561 die Außenpolitik: Gotthard Kettler (1517–1587), Landmeister des Deutschen Ordens in Livland, war besorgt über die Verwundbarkeit der Föderation, der er angehörte, und fürchtete Verwüstungen durch Dänen, Schweden und Moskowiten. Außerdem war er der Flut der protestantischen Reformation ausgesetzt, die die Fundamente des Ordensstaats unterspülte. Also wandte er sich an Sigismund August um Hilfe und entschied sich für denselben Kurs, den eine Generation zuvor schon der Großmeister des Deutschen Ordens in Preußen verfolgt hatte (siehe S. 391ff.): Er löste seinen Orden auf, konvertierte zum Protestantismus und verwandelte Livland in einen säkularen Staat. Nach einem kurzen Krieg gegen mehrere Parteien annektierte das Großfürstentum den Süden Livlands, und Kettler wurde Herzog von Kurland, mit dem er durch Litauen belehnt wurde. Sigismund August war als König von Polen bereits Lehnsherr von Preußen und wurde nun als Großfürst von Litauen auch noch Lehnsherr von Kurland.

1566 trat das Zweite Litauische Statut in Kraft, eine revidierte und verbesserte Version des ersten. Es bestand jetzt aus 14 Kapiteln und 367 Artikeln, war in *ruski* verfasst, und erklärte diese Sprache zur einzigen Gerichtssprache (vermutlich aus Eigeninteresse der etablierten ruthenischen Juristen, die damit praktisch ein Monopol hatten). Zu den Innovationen des neuen Statuts gehörten: die Bestätigung der Gleichheit der katholischen und orthodoxen Christen vor dem Gesetz, die Ausdehnung der litauischen Rechtshoheit auf die südwestliche Provinz Wolhynien und die Einführung neuer Adelsprivilegien. Diese stimmten nun mit denen in Polen überein, wo die Macht des Königs bereits formell beschränkt war. Dort war durch das Statut *Nihil Novi* (1505) zum Beispiel das parlamentarische Prinzip *Nic o nas bez nas* eingeführt worden (wörtlich: »nichts über uns, ohne uns«, also: »Nichts, was uns betrifft, darf ohne unsere Mitsprache geregelt werden«), ein ganz ähnliches Prinzip wie der Grundsatz »keine Besteuerung ohne Vertretung«, von dem so manche Leser wohl meinen, er sei anderenorts erfunden worden. Das traditionelle Regierungssystem des Großfürstentums indessen war eher autokratisch gewesen. Doch das Statut von 1566 war ein Schritt in die entgegengesetzte Richtung und sollte die Macht des Monarchen begrenzen.

Während der gesamten Regierungszeit Sigismund Augusts

gab es keinen stabilen Frieden mit Moskowien. Der fünfte Krieg hatte 1537 mit einem Waffenstillstand, nicht aber mit einem Friedensvertrag geendet. Inzwischen war das Großherzogtum Litauen weiter erstarkt, denn es hatte Moskowien während der Livland-Krise in einer zweiten Schlacht bei Orscha 1564 erneut geschlagen, und es hatte bei Mittau und Riga Zugang zum Meer bekommen. Moskau wiederum hatte mit der Stadt Narva einen ersten Brückenkopf im Baltikum erobert. Weitere Konflikte waren zu erwarten.[72]

Mitte der 1560er-Jahre jedoch war das bei Weitem dringlichste Problem das Aussterben der Jagiellonen-Dynastie. Sigismund August war überzeugt davon, dass das Großherzogtum in Polen integriert werden musste, weil sonst nach seinem Tod ein Chaos ausbrechen würde. Der *Sejm*, der 1568 drei Tage vor Weihnachten in Lublin zusammentrat, war mit dem ausdrücklichen Ziel einberufen worden, eine verfassungsrechtliche Union zwischen Königreich und Großfürstentum zu schmieden. Sigismund August hatte es eilig. Es war die vierte solche Versammlung in fünf Jahren, bestehend sowohl aus litauischen als auch aus polnischen Vertretern. Die Argumente waren wohlvertraut: die gemeinsame Bedrohung durch Moskowien, die Verwundbarkeit der südlichen Provinzen durch die Tataren, die Konvergenz der politischen Kulturen beider Staaten und die Unzulänglichkeit der bestehenden militärischen und finanzwirtschaftlichen Strukturen, all das sprach für die Notwendigkeit eines fundamentalen Wandels. Doch es gab noch einen weiteren wichtigen Grund. Die dritte Ehe des Königs war definitiv gescheitert, eine Scheidung nicht möglich. Die Jagiellonen waren zum Aussterben verurteilt.

Der kranke und müde König und Großfürst raffte sich zur letzten großen Anstrengung seines Lebens auf. Er allein konnte der Reform zum Durchbruch verhelfen. Im Jahrzehnt zuvor hatte er alles Mögliche versucht, um die Strukturen in beiden Teilen seines Reichs zu vereinheitlichen. Im Jahr 1559 hatte er auch im Großfürstentum einen *Sejm* eingeführt und 1564 auch *sejmiki* in den Provinzen, regionale Adelsparlamente nach polnischem Vorbild. Zugleich hatte er alle Prärogativen aufgegeben, die das Eigentumsrecht des Adels einschränkten, und dem orthodoxen Adel die völlige rechtliche Gleichstellung gewährt. Er wusste natürlich, dass sich Gewohnheiten nicht über Nacht ändern, dass die Vertreter Litauens wegen des zahlenmäßigen Übergewichts

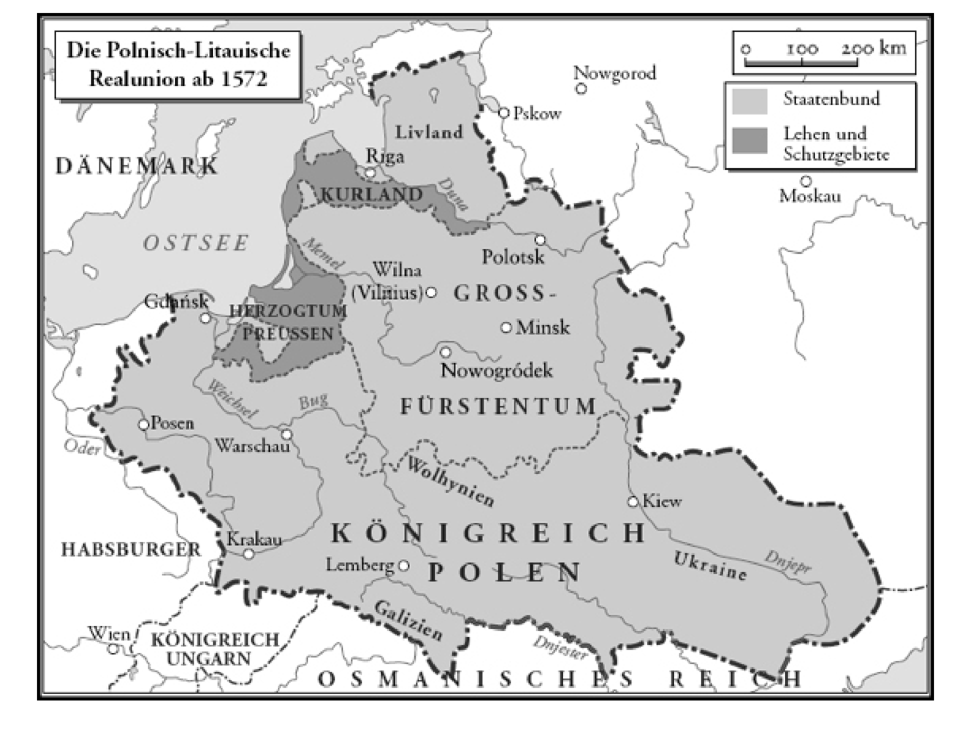
der Polen Bedenken hatten und dass diese Vertreter von den Magnaten unter Strafandrohung ausgewählt worden waren. Auch musste er in Lublin erleben, dass die drei führenden Litauer Mikolaj »der Rote« Radziwiłł, Jan Chodkiewicz und Ostafi Wolowicz dem Rest ihrer Delegation schlicht und einfach zu schweigen befahlen. Nach einem Monat der Formalitäten und einem weiteren Monat der Uneinigkeit, bestellte der König Radziwiłł und Chodkiewicz zu sich, damit sie sich erklärten. Als die beiden in der Nacht flohen, reagierte er zornig. Innerhalb der nächsten Tage wurden die drei Provinzen des Großfürstentums Podlachien, Wolhynien und Kiew durch königlichen Erlass in das Königreich Polen integriert. Zwei podlachische Offiziere, die den Treueschwur auf die polnische Krone verweigerten, verloren sofort ihre Posten. Die Bedeutung dieser Maßnahmen war klar: Wenn die litauischen Bojaren sich weigerten, wie polnische Edelleute zu handeln, würden sie die geballte Macht der alten litauischen Autokratie zu spüren bekommen.

Im April nahmen die führenden Herren der Ukraine[B], Ostrogski, Czartoryski, Sanguszko und Wisniowiecki, ihre Plätze im Senat (dem Oberhaus des *Sejm)* ein. Am 17. Juni 1569 tauchte auch Chodkiewicz wieder auf und flehte den König auch im Namen seiner Standesgenossen unter Tränen an, sie nicht »testamentarisch an die polnische Krone zu übergeben und ihre Kinder damit in Sklaverei und Schande« zu führen. Sigismund August antwortete, ebenfalls unter Tränen: »Gott ist, wo die Liebe ist, denn das ist sein göttlicher Wille. Ich führe euch nicht in die erzwungene Unterwerfung, ihr Herren. Wir alle müssen uns Gott unterwerfen und nicht weltlichen Herrschern.« Dies war der entscheidende Moment. Chodkiewicz akzeptierte die Bedingungen, unter denen die Union vereinbart wurde. Alle Mitglieder des Senats standen auf und dankten ihm im Chor. Polen und Litauen würden vereinigt werden, und zwar »Freie mit Freien, Gleiche mit Gleichen.«[73] Es würde eine *Rzeczpospolita*, eine »Republik« oder »gemeinsame Sache« geben; ein unteilbares Gemeinwesen; einen König, und zwar einen Wahlkönig, keinen Erbkönig; eine Währung und einen *Sejm*, dessen Abgeordnete die mächtigste Institution des Staates bilden würden. Die Litauer würden ihre eigenen Gesetze, ihre eigene Verwaltung, ihr eigenes Heer und die Titel ihrer fürstlichen Familien behalten.

Der König und Großfürst arbeitete jeden Tag stundenlang an den Details der Union. »Dies sind große Dinge, die

Jahrhunderte überdauern werden«, sagte er. »Sie müssen lange überlegt und wohl beraten sein.« Schließlich, am 1. Juli 1569, wurde die Lubliner Union beschlossen. Stehend, mit dem Hut in der Hand und von Geistlichen umringt, nahm Sigismund August die Treueide aller Vertragspartner entgegen. Dann führte er die gesamte Versammlung in die Kirche Sankt Stanislaus, kniete vor dem Altar nieder und sang mit lauter Stimme das Te Deum.[74]

In Moskowien war Iwan IV. so wütend über die Lubliner Union, dass er eines der Verbrechen beging, denen er seinen Beinamen »der Schreckliche« verdankte. Nowgorod verabscheute genau wie das neue Polen-Litauen die autokratische Tradition Moskaus. Nun wurden gefälschte Briefe vorgelegt, die angeblich bewiesen, dass der Erzbischof und der Statthalter von Nowgorod mit Sigismund August konspiriert hatten. Der Zar beteiligte sich persönlich an den Hinrichtungen. Die Einwohner von Nowgorod wurde systematisch zusammengetrieben und in Gruppen von 500 bis 1000 Personen pro Tag getötet. Innerhalb von fünf Wochen war die kulturell fortgeschrittenste Stadt Russlands entvölkert und nur noch eine rauchende Ruine. Iwan kehrte nach Moskau zurück, wo er die Kessel mit siedendem Öl und die Fleischerhaken vorbereiten ließ, mit denen einige Hundert Moskowiten, als Sympathisanten Nowgorods verdächtigt, gequält wurden. Was für eine Zukunft hatte die »Republik des guten Willens« mit einem solchen Nachbarn zu erwarten?



Sigismund Augusts letzte Jahre waren von Reue geprägt: Seine ständigen Appelle, Liebe und Harmonie zu üben, entsprangen der Furcht, dass es an Liebe und Harmonie fehlen könnte. Im Jahr 1569 bestand der *Sejm* darauf, Sigismunds eheliche Angelegenheiten zu debattieren, und am 12. September löste er sich auf, ohne die Forderungen des Königs zu erfüllen. Die Beschlüsse über die Ausarbeitung eines Wahlverfahrens, die Schaffung einer gemeinsamen Staatskasse und die Vorbereitung juristischer Reformen wurden verschoben. »Wie ihr seht, bin ich ein Diener des Todes«, hatte der König zu den Abgeordneten gesagt, »genau wie ihr Herren. Wenn ihr nicht auf der Hut seid, werden meine Arbeit und die eure zunichte gemacht werden.«[75] Sie schenkten ihm kaum Beachtung.

Sigismund August verfiel in Verzweiflung und Schlaflosigkeit. Er schloss sich auf seinem Schloss in Knyszyn nahe der litauischen Grenze ein und weigerte sich, seine Senatoren zu empfangen. Dort starb er am 7. Juli 1572, umgeben von einem bunten Haufen von Quacksalbern, Astrologen und Hexen in einem Raum, der zum Gedenken an Barbara Radziwiłł schwarz verhängt war. In seinem Testament wiederholte er die schönen Wünsche, die er sein Leben lang gehegt hatte und die wohl nie in Erfüllung gehen würden:

Durch diesen unseren letzten Willen geben und vermachen wir unseren zwei Reichen, der polnischen Krone und dem Großfürstentum Litauen, die Liebe, Harmonie und Einheit … die unsere Vorfahren durch starke, gegenseitig bestätigte Verträge auf ewig gefestigt haben … Und beide Nationen sollen unbedingt an der Union festhalten … Wir geben ihnen unseren Segen, auf dass Gott in seiner Gnade ihnen in der Heimat wie im Ausland Ehre und Macht [und] Ruhm gewähren möge … Jeder aber, der sich undankbar zeigt und den Pfaden der Trennung folgt, soll vor Gottes Zorn erzittern, der, in den Worten des Propheten, jene hasst und verflucht, die da Zwietracht säen zwischen Bruder und Bruder …[76]

Der letzte Jagiellone wurde auf dem Wawelhügel in Krakau begraben. Die Privatperson König und Großfürst war tot; seine öffentliche Persona ritt in *effigie* zur Beerdigung. Die Standarte des Königs wurde zerbrochen und zusammen mit den Kronjuwelen in das Grab geworfen. Dieser Akt symbolisierte zugleich die Verwandlung der Königreichs Polen und des Großfürstentums: Der verstorbene König hatte als Erbmonarch über zwei getrennte Reiche geherrscht. Er hinterließ sie als geeintes Wahlkönigreich.[77]

In der doppelten *Rzeczpospolita* wurde das Großfürstentum zugleich verkleinert und gestärkt. Es verlor die Steppen der Ukraine im Süden, wodurch es auf die Hälfte seiner vorherigen Größe schrumpfte. Auf diese Weise war es wieder zu dem traditionellen litauisch-weißruthenischen Ursprung einer fernen Vergangenheit unter Mindaugas zurückgekehrt, und da die ukrainischen Gebiete Polen zugeschlagen wurden, war dieses nun eineinhalb mal so groß wie Litauen. Beobachter der *Rzeczpospolita* fragten sich, ob eine Dreierstruktur nicht besser für die Stabilität des neuen Staatenbunds gewesen wäre, bei der man die Ukraine als dritten Teil in die Union inkorporiert hätte, anstatt sie dem polnischen Teil anzugliedern. Unter den neuen Bedingungen spielte das Großfürstentum die Rolle des Juniorpartners in dem neuen Gemeinwesen. Doch die Unverletzlichkeit seiner inneren Struktur war garantiert, und seine Repräsentanten hatten sowohl im *Sejm* als auch bei der Wahl des Königs volles Stimmrecht. Außerdem bekamen die großen litauischen Adligen durch die sogenannte Adelsdemokratie starken Einfluss.

Die administrativen Einheiten und regionalen Zuständigkeitsbereiche des neuen Staatsgebildes wurden erst 1581 definiert. Das Großfürstentum besaß einen eigenen obersten Gerichtshof, der jeweils in einem von drei Zentren tagte: in den neun Woiwodschaften (Palatinaten), dazu im Herzogtum Samogitien und Livland. Die Woiwodschaften waren Wilna, Troki, Brest, Minsk, Witebsk, Mtislaw, Polazk,

Sewersk und Smolensk, wobei Letzteres nur noch aus einem Restgebiet bestand. Jede war in Powiats oder »Landkreise« eingeteilt und besaß ihren eigenen *Sejmik*, die »Versammlung des regionalen Adels«. Sie entsandte Delegierte mit genauen Instruktionen in den zentralen Reichstag in Warschau. Das Herzogtum Samogitien hatte die gleiche Stellung wie eine Woiwodschaft, außer dass es nicht in Landkreise, sondern in 28 Gebiete eingeteilt war. Livland fiel 1629 an Schweden; Sewersk kam 1634 an Schweden, und der Rest von Smolensk fiel 1667 an Moskowien. Das restliche Litauen blieb bis 1773, und zum Teil sogar in bis 1795, intakt.

Typisch für den Adel der Realunion war seine Abneigung gegen Titel: theoretisch waren alle Adligen gleich, egal ob sie dem Hochadel oder dem niederen Landadel angehörten. Aus diesem Grund gab es in Litauen anders als im Rest Europas keine geborenen Grafen oder Herzöge. Freilich hatte der König 1569 den Widerstand der litauischen Magnaten unter anderem dadurch überwunden, dass er den meisten von ihnen erlaubt hatte, ihre Fürstentitel zu behalten, ein Angebot, das nicht für die größten Adelsfamilien des Königreichs wie zum Beispiel Zamoyski oder Potocki galt. Zwei Kategorien von Adligen gab es: Der alte ruthenische Titel *Knjaz* war für die Nachkommen der Fürsten Rurik, Gediminas und Rogwolod reserviert. Die lateinischen Titel *princeps* und *dux* waren in der Regel vom Papst oder vom Kaiser des Heiligen Römischen Reiches verliehen worden. Beide wurden nach 1569 als *książę*, »Fürst«, ins Polnische aufgenommen. Zum ruthenischen Hochadel gehörten die Geschlechter Giedroyć, Puzyna, Sanguszko, Sapieha und Czartoryski. Im Hochadel kaiserlichen und päpstlichen Ursprungs waren die Radziwiłłs führend, denen die Ehre zweimal zuteil geworden war. Nach der Union gehörten fast alle diese Familien zu den *magnati magnatorum* – den »Größten der Großen«.

Die Führer des Großfürstentums waren eifrig bestrebt ihren Handlungsspielraum im neuen Doppelrahmen *der Rzeczpospolita* zu maximieren. Zu diesem Zweck wurden die Gesetze des litauischen Teilstaats einer Revision unterzogen, und 1588 trat eine Dritte Version des Litauer Statuts in Kraft, die seit der Union von Lublin in Vorbereitung gewesen war. Der Ausschuss, der die Entwürfe vorbereitete, bestand aus einem Querschnitt der verschiedenen Nationalitäten und Religionen und hatte offenbar die Absicht, das polnische und

das litauische Recht miteinander abzugleichen. Die treibende Kraft bei dem Unternehmen war jedoch Fürst Lew Sapieha (1557–1633), litauischer Kanzler seit 1581; und das Endprodukt war eindeutig darauf angelegt, die Interessen des Großfürstentums zu wahren. Sigismund III. Wasa erteilte den 14 Kapiteln des Statuts in seinem ersten Regierungsjahr die Zustimmung. Es wurde vom gemeinsamen *Sejm* angenommen und 1588 in Wilnja gedruckt. Das dritte Kapitel, in dem es heißt, dass an niemanden Land abgetreten wird, hebt trotzig auf den korporatistischen Charakter des Großfürstentums ab. Der relevante Passus bebt förmlich vor Trotz:



RAŻDZEŁ TRECI: »Ab šlachieckich volnaściach i pašyreńni Vialikaha Kniastva Litoŭskaha.« My, Haspadar, abiacajem, taksama, i śćviardžajem toje za Siabie j naščiadkaŭ Našych … My, nia budziem nikomu nijakim čynam bajaraŭ, ślachtu dy ichnayja majontki, abšary i ziemli addavać.

KAPITEL DREI: »Zu den Freiheiten des Adels und der Entwicklung des Großfürstentums Litauen«. Wir, die Haspadar, der Herrscher gemäß Herkommen und durch Bestätigung, für uns selbst und unsere Erben und durch den Eid, den wir vor allen Versammlungen aller Lande des Großfürstentums geschworen haben … Art. 5. Wir erklären für alle Zeit und versprechen, dass wir, wie unsere Vorfahren … niemals durch irgendeine Tat den Besitz, die Gebiete und die Lande der Bojaren und Adligen an irgendjemanden aushändigen werden.78

Die Religion stellte für das neue Gemeinwesen die größte Herausforderung dar. Die *Rzeczpospolita* nahm in dem Jahr Gestalt an, als das Massaker der Bartholomäusnacht stattfand, bei dem in Paris 20.000 Protestanten ermordet wurden. In weiten Teilen Europas tobten Religionskriege. In Warschau dagegen schlossen die Adligen des neuen Gemeinwesens ein ungewöhnliches feierliches Bündnis, um Gewalt aufgrund religiöser Differenzen zu vermeiden. Und es sollte gelingen. Wenngleich die Gegenreformation viel Boden von den Protestanten zurückgewinnen konnte, durfte sie es in der Realunion nur mit friedlichen Mitteln tun. In Litauen war die Revitalisierung des Katholizismus dank einer Kette jesuitischer Kollegien in Wilnja, Polazk, Dorpat, Orscha und Witebsk besonders erfolgreich, doch Konflikte zwischen Katholiken und Orthodoxen waren selten. Moskowien indessen setzte seine Anstrengungen fort, die Ruthenen der byzantinischen Orthodoxie abspenstig zu machen und sie zur Anerkennung des Patriarchen von Moskau zu bewegen. Nach Jahrzehnten solcher Versuche berief die Mehrheit der slawisch-orthodoxen Bischöfe 1596 das Konzil von Brest ein und bildete eine neue griechisch-katholische Kirche, die die kirchenslawische Liturgie behielt, aber die Oberhoheit des Papstes anerkannte.[79] Von da an war die orthodoxe Gemeinde im Großfürstentum wie in der Ukraine in eine »unierte« und eine »nicht-unierte« Kirche gespalten. Die Unierten waren in Gemeinschaft mit Rom; währen die Nicht-Unierten weiterhin den Patriarchen von Konstantinopel anerkannten. Trotzdem widerstrebte es einfachen orthodoxen Gläubigen manchmal, die griechisch-katholischen Gläubigen zu akzeptieren. Der hl. Josaphat Kunzewitsch (1580–1623), der unierte Erzbischof von Polazk, wurde in Witebsk von einer wütenden Menschenmenge ermordet und in die Düna geworfen. Die ukrainischen Kosaken, die häufig Raubzüge in die *Rzeczpospolita* machten, waren ebenfalls fanatische Verteidiger der alten Orthodoxie. Der orthodoxe Märtyrer und Heilige Athanasius von Brest (gest. 1648) wurde offenbar aus Rache für die Missetaten der Kosaken von Katholiken ermordet.

Für die meisten Europäer klang das Wort Königswahl in diesem Zeitalter der Monarchien wie eine *Contradictio in adjecto.* Dennoch war sie im polnisch-litauischen Staatenbund genau wie im Heiligen Römischen Reich jahrhundertelang das verfassungsmäßige Verfahren. Alle Adligen hatten das Recht, an ihr teilzunehmen, womit die

Wählerschaft 5 bis 6 Prozent der Bevölkerung betrug. Die Wähler mussten bewaffnet und beritten auf der Wahlversammlung erscheinen; und so sammelten sich zwischen 30.000 und 40.000 auf dem Wahlfeld in Wielki Wola bei Warschau und blieben dort, bis eine einstimmige Entscheidung erreicht war. Einige Magnaten, wie zum Beispiel die Radziwiłłs, brachten ein oder zwei Regimenter Soldaten und eine Batterie Artillerie mit, um ihre Gegner zu überzeugen. Der Gewählte wurde automatisch Großfürst von Litauen und König von Polen.

Die erste Wahl ging reibungslos vonstatten, brachte jedoch einen Blindgänger aus Frankreich auf den Thron. Heinrich von Valois floh drei Monate nach seiner Krönung nach Paris, wo er den französischen Thron bestieg. Die zweite Wahl im Jahr 1576 war zwar eine prozedurales Fiasko und löste einen Bürgerkrieg aus, am Ende jedoch wurde mit Stephan Báthory ein genialer Feldherr und Staatsmann aus Transsylvanien gewählt. Er machte die rebellischen Elemente gefügig und widmete der Außenpolitik des Großfürstentums viel Energie. Durch die dritte Wahl im Jahr 1587 kam der erste von drei Königen aus der schwedischen Dynastie der Wasa auf den Thron.

Henryk Walezy (Heinrich von Valois) (reg. 1573–1574)
Stefan Batory (Stephan Báthory) (reg. 1576–1586)
Zygmunt III. Waza (Sigismund III. Wasa) (reg. 1587–1632)
Władysław IV. Waza (Wladislaw IV. Wasa) (reg. 1632–1648)
Jan Kazimierz Waza (Johann II. Kasimir) (reg. 1648–1668)

Während des Interregnums zwischen dem Tod eines Königs und Großfürsten und der Krönung seines Nachfolgers leitete traditionell der katholische Primas die Staatsgeschäfte.

Báthorys Krieg gegen Moskau in den Jahren 1579–1582 hatte die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete des Großfürstentums und eine Beendigung des ständigen Ringens um Livland zum Ziel. Die Moskowiter hatten den Umstand genutzt, dass er mit anderen Dingen, darunter insbesondere der Niederschlagung eines Aufstands in Danzig beschäftigt war, und hatten fast ganz Livland überrannt – eine Tat, die nach Vergeltung schrie. Die meisten Kämpfe fanden an der Ostgrenze statt, wo die russische Stadt Pskow von einer riesigen Streitmacht belagert wurde. Diese errichtete vor den Mauern eine hölzerne Stadt, um den Winter heil zu überstehen. Der russische Chronist betrachtet die Auseinandersetzung als Wettstreit zwischen zwei

verschiedenen Religionen:

Die Belagerung von Pskow begann im Jahr 7089[C], am 28. Tag des Monats August, dem Fest der heiligen Märtyrer Frol und Laurel. Die Litauer überquerten den Fluss und erschienen mit ihren Regimentern vor der Stadt … Der König selbst erschien vor Pskow. Im nämlichen Monat, am 26. Tag, dem Fest der heiligen Märtyrer Adrian und Natalja, rückte dieser Mann, der litauische König, heran … wie ein wilder Eber aus der Wüdnis.[80]

Das Ziel der Operation bestand darin, den Moskauer Nachschub nach Livland abzuschneiden. Der Zar schrieb an den Papst und beschwerte sich, Báthory sei ein »Lakai der Türken«. Daraufhin entsandte der Papst den Jesuiten Possevini als Legaten, um die Chancen für einen möglichen Kompromiss auszuloten. Doch die Belagerung wurde fortgesetzt, obwohl Kavalleristen im Sattel erfroren. Polen und Litauer hatten Moskau ein strategisches Würgeeisen angelegt und wollten nicht abziehen, bevor der Zar nachgab. Als die Lage vor der Stadt stabil war, übergab der »überaus hoffärtige litauische König Stephan« dem »bösen und sehr hochmütigen polnischen Kanzler« Jan Zamoyski das Kommando. Im Beisein von Possevini begannen Verhandlungen. Im Frieden von Jam Zapolski (Januar 1582) gab Moskau ganz Livland auf und gab Polazk an Báthory zurück. Die Belagerer blieben so lange vor Pskow stehen, bis ihnen die Beauftragten des Zaren die Schlüssel zu allen livländischen Burgen übergaben:

Und so wurde durch die große und unaussprechliche Gnade der heiligen Dreieinigkeit, durch unsere Helfer … aus der ganzen Familie Christi … durch das Eingreifen der großen Wundertätigen … durch die Verteidiger der von Gott bewahrten Stadt Pskow, durch die Führer in Christo … des gesamten russischen Landes … durch die Gebete der rechtgläubigen und Gott liebenden Großfürstin Olga … und aller Heiligen; durch den Herrn Zaren, den rechtgläubigen Großfürsten Iwan Wassiljewitsch, geliebt von Christus, der ganz Russland in seinem Vatererbe hält, ja durch alle Wunder Gottes die Stadt Gottes mit all ihren Menschen vor dem litauischen König gerettet …

Dann, am vierten Tag des Februars, zog sich der polnische Feldherr und Großkanzler mit seinem ganzen Heer in das litauische Land zurück. In der Stadt Pskow wurden die Tore geöffnet. Und ich habe damit die Geschichte in all ihrer Fülle vollendet und zu Ende gebracht.[81]

So verzeichneten die Moskowiter eine schwere Niederlage. Sie sollten 120 Jahre keinen funktionstüchtigen Zugang zur Ostsee, kein »Fenster zum Westen« mehr bekommen.

Die Ära der Wasa-Dynastie begann mit einem Gefühl der Kontinuität, da der erfolgreiche Kandidat von 1587, der schwedische Prinz Sigismund Wasa (Zygmunt Waza), der

Sohn einer jagiellonischen Mutter war. Doch die Verbindung mit Schweden erwies sich als sehr konfliktträchtig. Sigismund verlor als Führer der geschlagenen katholischen Partei im schwedischen Bürgerkrieg die Herrschaft über sein Heimatland und wurde in langwierige Kämpfe mit seinen protestantischen Verwandten verwickelt, in denen es nicht zuletzt um die Kontrolle Livlands ging. Wieder einmal war das Großfürstentum verwundbar. Außerdem zeigte sich im Jahr 1606 bei der Adelsrevolte der Zebrzydowski-Konföderation, dass es in Polen-Litauen absolut legal war, gegen den König die Waffen zu erheben, wenn dies nach strengen Regeln geschah. Für die litauischen Magnaten wurde dadurch ein verhängnisvoller Präzedenzfall geschaffen. Im Jahr 1621 eroberten die schwedischen Wasas Livland und ließen der *Rzeczpospolita* nur die Provinz Lettgallen mit Dünaburg an der Nordgrenze des Großfürstentums.

Unter der Herrschaft Wladislaws IV. erlebte das Großfürstentum eine Periode der politischen Ruhe, der wirtschaftlichen Prosperität und des sozialen Friedens. Die *Rzeczpospolita* schaffte es sogar, sich aus den langwierigen Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges im benachbarten Deutschland herauszuhalten. Unter der Oberfläche gärten hartnäckige Probleme.

Eines der bekannten sozialen und kulturellen Merkmale von Polen-Litauen im frühen 17. Jahrhundert war die sogenannte »Allianz zwischen Adel und Judentum«. Im Großfürstentum hatten Macht und Einfluss der landbesitzenden Magnaten zugenommen, genau wie in den ukrainischen Palatinaten, die jetzt von Litauen getrennt waren. Sie holten eine gebildete Klasse jüdischer Verwalter, Juristen und Regierungsbeamte aus Polen in ihr Land, um die Besitzungen zu führen und ihre kleinen Städte zu besiedeln. In den größeren Städten waren die Juden, insbesondere von den Zünften, häufig diskriminiert worden. Doch im weniger urbanisierten Osten des Staates stießen sie auf weniger Hindernisse. In Vilnius gründeten sie eine sehr starke Gemeinde, die die jüdische Kultur pflegte und wichtige Tora-Gelehrte willkommen hieß.[82]

Auch für radikale religiöse. Denker war das Großfürstentum eine Zuflucht. Eine Gruppe polnischer Antitrinitarier ließ sich in Troki nieder, wo sie Seite an Seite mit jüdischen Karäern biblische Texte auslegten.[83] Die erst 1681 ins Lateinische übersetzte Schrift *Chisuk Emuna*

(»Stärkung des Glaubens«) von Isaac ben Abraham aus Troki (1525–1586), wurde von *den philosophes* der Aufklärung als eine der Quellen ihres Denkens betrachtet.[84] »Selbst die entschlossensten Freidenker«, schrieb Voltaire, »haben so gut wie nichts hervorgebracht, das nicht schon in *Le Rampart de la Foi du Rabbin Isaac* zu finden wäre«.[85] Die Karäer von Troki hätten dieses Kompliment sicher geschätzt, nicht jedoch die Tatsache, dass einer ihrer führenden Intellektuellen als Rabbi bezeichnet wurde.

Zur selben Zeit konnte sich nicht nur nur die Bildung, sondern auch die Gegenreformation der Patronage des Königs erfreuen. Die polnischen Wasas waren per definitionem katholisch, hatten sie doch des Glaubens wegen den schwedischen Thron verloren. Die Präferenzen des Hofes wiederum beeinflussten auch die kirchliche Orientierung des Adels. Piotr Skarga (1536–1612), der eine Zeit lang die jesuitische Akademie in Wilnja leitete, war Beichtvater des Königs und Großfürsten und einer der sprachgewaltigsten Ideologen der katholischen Kirche. Für die sündige Republik sah er den Tag der Abrechnung voraus.[86] Ein weiterer Jesuit, der hl. Andrzej Bobola (1591–1657) arbeitete zunächst in Polazk und später in Pinsk als Missionar auf dem Land und wurde in den Kosakenkriegen zum Märtyrer.[87]

Die Katastrophe kam 1648. Während eines Kosakenaufstands unter Bohdan Chmelnyzkyj überfluteten Armeen von Kosaken aus dem Osten Polen, was eine Kette weiterer Invasionen auslöste. Im Jahr 1654 griffen auch die Moskowiten an, nachdem sie sich mit den Kosaken verständigt hatten. Diese Entwicklung ermutigte wiederum die Schweden, sowohl im Norden Polens als auch im Großfürstentum einzumarschieren, wo sie Wilnja besetzten. Die verräterische Kapitulation des litauischen Großhetmans Janusz Radziwiłł, der ein permanentes Bündnis mit Schweden erwog, löste in Polen-Litauen Schrecken und Verzweiflung aus. Im Jahr 1655 marschierte ein russisches Heer in der Ukraine ein und ein weiteres im Großfürstentum, eroberte Wilnja von den Schweden zurück und richtete ein fürchterliches Pogrom an. In den Jahren 1655/56 floh der König und Großfürst Johann Kasimir auf die Besitzungen seiner Frau. Die schrecklichen Jahre dieser Zeit wurden später Potop, die »Flut« genannt.

Während der Kosakenkriege wurde die *Rzeczpospolita* von einer Form des Verfassungsmissbrauchs heimgesucht, der später berühmt-berüchtigt werden sollte. In einem System, in

dem die Adligen die Gesetze sowohl machten als auch für ihre Einhaltung sorgten, war es durchaus sinnvoll, dass der *Sejm* nach dem Prinzip der Einstimmigkeit arbeitete. Die Delegierten hielten ein Gesetzgebungsverfahren meistens so lange aufrecht, bis die einzelnen Punkte eines Gesetzentwurfs verabschiedet oder fallen gelassen waren. Das Prinzip des *liberum veto* oder »Einspruchsrechts« hatte jahrelang seinen Zweck erfüllt, bis der litauische Abgeordnete Władysław Siciński 1652 auf Befehl seines Herrn Radziwiłł in einer überlangen Sitzung des Parlaments, unmittelbar bevor der Staatshaushalt verabschiedet worden wäre, sein Vetorecht ausübte. In einem Akt von genau berechnetem verfassungsrechtlichem Vandalismus verließ er danach die Versammlung, ohne sein Veto zu begründen, und ritt hinaus in die Nacht. Sein Einspruch wurde für rechtens erklärt, und kein einziger Beschluss, den das Parlament in der betreffenden Sitzung gefasst hatte, wurde bestätigt. Vermutlich sehr zum Vergnügen der Magnaten des Fürstentums Polen-Litauen hatte ein einziger adliger Quertreiber vorgeführt, wie leicht der Staat erpressbar war.

In den Jahren 1656 und 1657 jedoch erlebte die *Rzeczpospolita* eine bemerkenswerte Wiederauferstehung. Der König und Großfürst kehrte zurück. Neue Truppen wurden aufgestellt und die Katholiken durch die Aufforderung, gegen die Ketzer zu kämpfen, mobilisiert. Die Jungfrau Maria wurde fortan zur Königin Polens erklärt. Die Schweden wurden sowohl aus dem Königreich als auch aus dem Großfürstentum vertrieben, und die Moskowiten wurden zurückgedrängt. Polnisch-litauische Truppen griffen sogar feindliche Stellungen auf dänischen Inseln an, die die Schweden erreicht hatten, indem sie über das Eis marschiert waren. Mit dem Vertrag von Hadjatsch schien der Kosakenrat 1658 sein Bündnis mit Moskau zu beenden und die Bildung einer dreiteiligen *Rzeczpospolita* einzuleiten. Mit dem Vertrag von Oliva wurde der Erste Nordische KriegD 1660 durch einen umfassenden Friedensschluss beendet, in dem Kasimir freilich Livland und das Herzogtum Preußen aufgeben musste. Dann jedoch, just zu dem Zeitpunkt, als polnisch-litauische Truppen eine Offensive gegen die Moskowiten eröffneten, zerstörte eine abermalige verheerende Adelsrebellion die gemeinsame Front. Kiew und die östliche Ukraine gingen endgültig verloren; und 1668 dankte Johann II. Kasimir, der letzte Monarch der Wasa-Dynastie, nach sechsjährigem Bruderkrieg ab. Unter seiner

Herrschaft hatte die *Rzeczpospolita* durch Feuer und Schwert, Hunger und Krankheit 25 Prozent ihrer Bevölkerung verloren.

Die Regierungszeit Jan Sobieskis (1673–1696) wird insbesondere von Außenseitern, die nicht mit der polnisch-litauischen Innenpolitik vertraut sind, als letzte große Blüte polnisch-litauischer Macht und Herrlichkeit betrachtet. Gewiss gab Sobieski, der sich in den Kriegen mit Schweden schon als Hetman der Krone einen Namen gemacht hatte, als furchtloser Soldat und Feldherr ein gutes Bild ab. Und indem er 1683 die Belagerung der Stadt Wien durch die Osmanen brach, erwarb er sich den bleibenden Verdienst eines der größten Helden Europas. Tatsächlich jedoch verdeckten seine Kriege, die durch Subventionen ausländischer Mächte finanziert wurden, eine tiefe innere Schwäche des Landes. Eines der schlimmsten Probleme bestand darin, dass die Vendettas der Magnaten im Großfürstentum völlig außer Kontrolle gerieten. Während er an der Donau die Türken bekämpfte, bekriegten sich im Großfürstentum die Fraktionen der Sapieha und der Pac und brachten dadurch jede geordnete Regierungsführung zum Zusammenbruch. Dies allein war nicht tödlich – die *Rzeczpospolita* hatte sich schon von ähnlichen Episoden wieder erholt –, doch das Timing war fatal. Das Großfürstentum war zu einem Zeitpunkt gelähmt, als sich die schwedisch-moskowitische Rivalität in den Nachbarländern auf dem Höhepunkt befand. Und jeder größere Krieg zwischen dem baltischen Reich Schwedens und Moskowien würde bedeuten, dass das zwischen ihnen liegende Großfürstentum zertrampelt werden würde.

Im Jahr 1696, als Sobieski starb, wurde die Amtssprache im Großfürstentum von *ruski* in Polnisch geändert. Die Änderung markierte den Punkt, an dem der herrschende Adel so stark polonisiert war, dass die wichtigste einheimische Sprache des Großfürstentums für die Oberschicht und die Bürokratie nicht mehr ohne Weiteres verständlich war. Die Schreiber in den Kanzleien mussten noch eine weitere Änderung vornehmen: Was jahrhundertelang entweder VKL oder MDL geheißen hatte, wurde nun WXL: »W« für *Wielkie*, »X« für *Księstwo* und »L« für *Litewskie;* und Wilnja wurde in der Amtsprache Wilno. Es entbehrt nicht der Ironie, dass sich in der Elite des Großfürstentums das Polentum just in dem historischen Moment verstärkte, da der russische Einfluss in ihren Reihen

unmittelbar vor einer massiven Ausweitung stand.

Die Ära der sächsischen Könige, die auf Sobieski folgten, wird traditionell als der Tiefpunkt der *Rzeczpospolita* angesehen, auch wenn manche Historiker versuchen, sie in ein positiveres Licht zu rücken.[88] August II. der Starke (reg. 1697–1733), Kurfürst von Sachsen, und sein Sohn August III. (reg. 1733–1763) bemühten sich um den polnisch-litauischen Thron, um ihre deutschen Nachbarn und ihre Rivalen in Brandenburg-Preußen auszustechen. Sie erreichten ihr Ziel jedoch nur, indem sie russisches Geld annahmen, Wähler mit Falschmünzen bestachen, versprachen, zum Katholizismus überzutreten, und nach ihrer Thronbesteigung ein permanentes Bündnis mit dem Zaren schlossen. Sobald sie Könige waren, melkten sie ihre Neuerwerbung wie eine Kuh und verwickelten sie in endlose Kriege, Streitereien und Besetzungen, aus denen sie sich, selbst wenn sie gewollt hätten, nicht mehr befreien konnten. Formell besaßen sie den dreifachen Titel »Kurfürst, König und Großfürst«.

Im Großen Nordischen Krieg (1700–1721) stand im Wesentlichen Russland gegen Schweden, wenngleich auch andere Mächte beteiligt waren: Peter der Große, aufstrebender Herrscher Russlands, und Karl XII. König von Schweden, waren die beiden wichtigsten Kombattanten. Peter war körperlich ein Riese und »ein typischer Fanatiker, der an der Richtigkeit seiner Ideen zweifelte«. Bei Karl bestanden zumindest Zweifel über seine sexuelle Orientierung, aber er wurde von Voltaire als »König ohne Tadel« beschrieben.[89] Neben diesen Hauptakteuren war jedoch auch August der Starke von Anfang an tief in die politische Intrigen Russlands und Schwedens verstrickt, und die Schlachten des Krieges fanden größtenteils in Polen und Litauen statt. Augusts Kriegseintritt als Peters Verbündeter sog regelrecht die Armee Karls XII. in die *Rzeczpospolita*, und durch den langen Marsch der Schweden bis zu ihrem Untergang bei Poltawa im Jahr 1709 zog sich eine Spur der Verwüstung durch das gesamte Großfürstentum. Der polnisch-litauische Adel war in eine pro-russische und eine pro-schwedische Fraktion gespalten. Ein Mann der Schweden, Stanisław Leszczyński (später Herzog von Lothringen) schaffte es zwischen 1704 und 1709 auf den polnisch-litauischen Thron. Es folgte eine russische Invasion, die die *Rzeczpospolita* praktisch in ein russisches Protektorat verwandelte. Im Jahr 1717 unternahmen russische Vermittler nichts, um die Feindschaft zwischen den verschiedenen

Adelsfraktionen abzubauen, und die Vertreter des Adels wurden in einem eingeschüchterten *Sejm*, der im Schatten der russischen Kanonen tagte, gezwungen, schweigend Gesetze zu verabschieden, die dem Staat praktisch die Mittel zur Selbstverteidigung raubten. Die Militärausgaben wurden drastisch beschnitten. Mit den verfügbaren Steuermitteln konnte gerade einmal ein stehendes Heer von maximal 18.000 Mann finanziert werden, während Preußen 200.000 und Russland 500.000 Mann ins Feld führen konnten. Der Militärapparat des Großfürstentums war damit schwächer als die Privatarmee der Radziwiłłs.

Unter August III. funktionierten die zentralen Organe der *Rzeczpospolita* nicht mehr. Der Kurfürst, König und Großfürst residierte in Dresden und regierte durch Vizekönige. Versuche, den *Sejm* einzuberufen und dadurch die Steuern zu erhöhen, wurden wiederholt durch das *liberum veto* blockiert. Dreißig Jahre lang waren die *sejmiki*, die regionalen Adelsparlamente, die einzige Quelle einer geordneten Verwaltung. Dadurch aber wurden die Magnaten stärker denn je. Sie pflegten den »Sarmatismus« und verklärten die »polnische Freiheit« unter Ausblendung der realen Verhältnisse. Sowohl die Preußen im Norden Polens als auch die Russen im Großfürstentum, finanzierten die Stationierung ihrer Truppen nicht selbst, sondern bürdeten der polnisch-litauischen Bevölkerung die Kosten für den Unterhalt der Soldaten auf. Das Europa der Aufklärung sah alledem tatenlos zu und setzte die Begriffe »Polen« und »Anarchie« selbstgefällig gleich.

Nichts illustriert die politische Dekadenz der Sachsenära besser als das Wirken der sogenannten »Familia«. Die von den Czartoryskis und Poniatowskis geführte Gruppe machte sich das politische Vakuum zunutze und versuchte die Autorität des abwesenden Monarchen durch ihre eigene zu ersetzen. Sie tat sich bereits für die Königswahl in den 1730er-Jahren zusammen und war bis in die 1760er-Jahre aktiv, als ein Mann aus ihren Reihen bei der Königswahl den erfolgreichen Kandidaten stellte. Mit dem Vorschlag, einen einzigen zentralisierten Staat ohne *liberum veto* und mit einem modernisierten Finanzsystem zu schaffen, weckten sie den Widerstand der Partei der Potocki im Königreich und der Radziwiłłs im Großfürstentum. Zu den aktivsten Mitgliedern der älteren Generation der Familie gehörte General Stanisław Poniatowski (1676–1762), zeitweilig Adjutant Karls XII. und Finanzminister des Großfürstentums, während sich

in der jüngeren Generation Fürst Adam Kazimierz Czartoryski (1734–1823), der vermutlich aufgeklärteste Reformer seiner Zeit, besonders hervortat. Der prunkvolle aristokratische Lebensstil der Familia stand in scharfem Gegensatz zu dem der zahllosen Leibeigenen, denen sie ihn verdankte. Man erkennt Parallelen zu den progressiven Elementen im französischen Adel des *ancien régime* und zu den aufgeklärteren Elementen unter den Sklavenhaltern, die auf einem anderen Kontinent die Amerikanische Revolution vorbereiteten.

Allzu starke Verallgemeinerungen in Bezug auf das Schicksal des Bauerntums wären jedoch fehl am Platz. Es stimmt, dass die Gesellschaft des Großfürstentums jahrhundertelang durch Leibeigenschaft geprägt war, auch konnte das Elend der Leibeignen groß sein. In den Jahren 1743/44 tobte in dem *starostwo* (Landkreis) Krytschew im Osten Weißrutheniens ein Krieg zwischen den Regimentern der Familie Radziwiłł und einem »Heer« aufständischer Leibeigener. Petitionen an den Adel, sogenannte *supliki*, in denen um eine Erleichterung der Abgaben gebeten wurde, wurden manchmal erfüllt und manchmal abgelehnt. Doch es gab auch Inseln der Hoffnung in einem Meer der Armut. Etwa 30 Prozent der Bevölkerung arbeiteten auf den Besitzungen der Magnaten, etwa 70 Prozent dagegen nicht. In den östlichen Palatinaten hatte sich eine Klasse freier Bauern gehalten. Sie waren Pächter und waren durch die Produktion von Flachs und Nutzholz zu Wohlstand gekommen. Auch hatten in den südlichen Palatinaten unzufriedene Bauern immer die Möglichkeit gehabt, sich ins »Kosakentum« oder auf Besitzungen in der Ukraine zu flüchten.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts indessen war durch ein erhebliches Wachstum der gesamten Wirtschaft sowie beträchtliche Fortschritte in der Landwirtschaft und sogar in der verarbeitenden Industrie gekennzeichnet. Anstrengungen, den Transport auf Flüssen zu erleichtern, wurden 1785 durch die Eröffnung von Kanalsystemen gekrönt, die sowohl Memel und Dnjepr als auch (durch den Königskanal) Prypjat und Bug verbanden. Das Großfürstentum war daher gut positioniert, um Getreide, Holz und Pottasche zu exportieren. Die Reformer wollten in diesem Zusammenhang die Handelsströme auch an die Weichsel leiten und nicht mehr nur das traditionelle Exportfenster Riga nutzen. Die großen Besitzungen

verfügten immerhin über Getreidemühlen, Maschinen zur Holzverarbeitung und Brauereien. Die erste Textilfabrik im Großfürstentum nahm 1752 in Nieświze ihre Arbeit auf, und in der Folge erbauten die Radziwiłłs 23 weitere industrielle Produktionsstätten, wo eine Vielfalt von Produkten von Glas und Papier bis zu Backsteinen und Schießpulver hergestellt wurde.[90]

Stanisław II. August Poniatowski (reg. 1764–1795), der letzte König und Großfürst von Polen-Litauen, war der Kandidat der Familia für den Thron und früher ein Geliebter der russischen Zarin Katharina der Großen gewesen. Als junger Diplomat hatte er in Sankt Petersburg sowohl an der britischen als auch an der sächsischen Botschaft gearbeitet, und er hatte die in Deutschland geborene Herrscherin so stark beeindruckt, dass sie ihn für umfangreiche Liebesdienste in Anspruch nahm. Ein Jahrzehnt später fiel es ihm leicht, ihre Unterstützung bei der Königswahl zu gewinnen. Als Monarch jedoch sah er seine Aufgabe darin, dringend notwendige Reformen durchzuführen, die lebenswichtigen Organe des moribunden Staates wiederzubeleben, die Gesellschaft zu modernisieren, die Kultur zu fördern und den Würgegriff der pro-russischen Fraktion zu brechen, die von seinen sächsischen Vorgängern gefördert worden war. Die Zarin dagegen wollte den Status quo erhalten, von dem Russland gewaltig profitierte. Damit befanden sich die beiden Herrscher auf Kollisionskurs. Jedes Mal wenn der bedrängte polnisch-litauische Monarch Anstalten machte, sein Land aus dem Sumpf zu ziehen, schubste es die Zarin wieder hinein.[91]

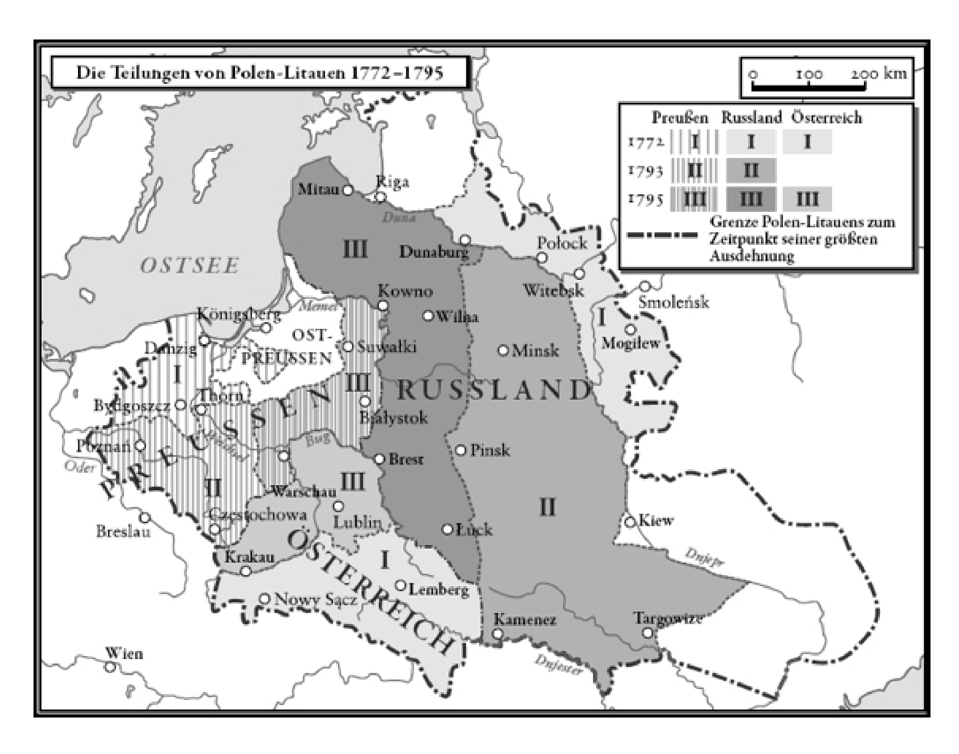
Die drei Jahrzehnte der Herrschaft Stanisław Augusts boten ein dramatisches und in der europäischen Geschichte seltenes Schauspiel. Einer der größten Staaten Europas kämpfte um sein Überleben, während sich die Schlauberger der Aufklärung unter Anführung von Voltaire über seine Ohnmacht lustig machten. Stanisław August und seine Mitstreiter versuchten die Gesundheit und Lebensfähigkeit der *Rzeczpospolita* wiederherzustellen, während die sogenannten »aufgeklärten Despoten«[E] nicht nur versuchten, sie daran zu hindern, sondern die Verwundbarkeit ihrer Opfer auszunutzten und ihre Reformen zunichte zu machen. Um ein Bild aus der Seefahrt zu gebrauchen: Der Kapitän und die Mannschaft bemühen sich tapfer, ihr leckgeschlagenes Schiff über Wasser zu halten, während Piraten längsseits liegen und ihm Stück für Stück das Holz

aus dem Rumpf reißen. Danach wird der Kapitän (von den Piraten) zu einem schlechten Seemann erklärt, und sein Schiff zu einem Wrack, das zu retten sich nicht mehr lohnt. Dieses Drama wird in den Geschichtsbüchern meistens unter der Überschrift »Die polnischen Teilungen« behandelt, aber das ist natürlich irreführend. Der Staat, der demontiert wurde, war nicht »Polen«, sondern die doppelte »Republik Polen und Litauen«. Außerdem war die Katastrophe langfristig weniger katastrophal für Polen als für das Großfürstentum. Obwohl das Königreich genauso verstümmelt wurde wie das Großfürstentum, sollten große Teile Polens letztlich doch überleben. Das Wrack des Großfürstentums dagegen sollte für immer untergehen.

Die erste Teilung im Jahr 1773 wurde als Bestrafung für ein ausgesprochen erfolgreiches Jahrzehnt ins Werk gesetzt. Sie wurde von Friedrich II. von Preußen und Katharina der Großen geplant und dann der angeblich widerstrebenden Maria Theresia von Österreich aufgezwungen. »Sie weinte, aber sie nahm und je mehr sie weinte, desto mehr nahm sie«, kommentierte der preußische König ihr Verhalten. Da die *Rzeczpospolita* praktisch wehrlos war, konnten sich die internationalen Banditen nicht nur große Streifen ihres Territoriums aneignen, sondern das Opfer auch noch dazu bringen, den Raub durch einen offiziellen Vertrag abzusegnen. Die Preußen nahmen sich ein Stück von Nordpolen. Die Österreicher erhielten ein größeres Stück im Süden, und die Russen annektierten etwa ein Viertel des Großfürstentums, einschließlich der Palatinate Polazk, Witebsk und Mtislaw. Als Begleitmusik erklärte ein Chor russischer Regierungssprecher und Apologeten, dass die edle Zarin nur ihr eigenes Gut wieder in Besitz nehme.[92]

Die folgenden Jahrzehnte bildeten dennoch den Höhepunkt der polnischen Aufklärung. Die größten Geister der Bewegung erreichten, inspiriert durch den König und Großfürsten persönlich und angesichts der offensichtlichen Vergeblichkeit politischer Anstrengungen, große Fortschritte in Bildung, Landwirtschaft, Verwaltung, Geschichte und Kunst. Moderne Schulen wurden gegründet, die neuesten landwirtschaftlichen Methoden eingeführt, ein Projekt zur Nationalgeschichte wurde gestartet, Beamte wurden ausgebildet und Schriftsteller und Maler gefördert. Auch die Magnaten taten das Ihrige; einige ließen sogar freiwillig ihre Leibeigenen frei. Das Verbot des Jesuitenordens im Jahr 1773 drohte das Bildungswesen zu zerstören, doch die Nationale

Bildungskommission, die mit der Bewältigung der Krise beauftragt wurde, entwickelte ein fortschrittliches Schulsystem. Dieses funktionierte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein und unterrichtete mehrere Generationen in Sprache, Kultur und Erbe *der Rzeczpospolita*. »Wenn es in zweihundert Jahren noch Menschen gibt, die sich als Polen verstehen«, erklärte Stanisław August, »wird meine Arbeit nicht umsonst gewesen sein.« Der erste Direktor der Bildungskommission war Jakub Massalski (1727–1794), Bischof von Wilnja. Fürst Michał Kazimierz »Rybenko« Radziwiłł gründete das *Korpus Kadetów*, an dem die Verwaltungselite des Landes ausgebildet wurde; und sein Sohn Prinz Karol Stanisław, »Panie Kochanku« (1734–1790) machte seinen Palast in Nieświze zu einem wichtigen Zentrum für Theater, Musik und Oper, obwohl er ein in der Wolle gefärbter Reaktionär war.93



Der zweiten Teilung ging eine intensive politische Reformperiode voraus, geprägt vom *Großen Sejm* von 1788–1792. Sie war ein Wettlauf gegen die Zeit zwischen den Reformern, die die Unabhängigkeit *der Rzeczpospolita* wiedergewinnen wollten, und der pro-russischen Opposition, die durch den Russisch-Türkischen Krieg behindert war.

Wenn die Türken die Russen lange genug banden, würden die polnisch-litauischen Reformer vielleicht den Spielraum für die Verwirklichung ihrer Reformen bekommen, wenn nicht, würde ein russisches Expeditionsheer in Marsch gesetzt werden. Die Reformen waren zunächst erfolgreich: Steuergesetze wurden verabschiedet, ein stehendes Heer aus Berufssoldaten finanziert und mit der Ausbildung der Soldaten begonnen, die wichtigsten Ämter einer modernen Verwaltung eingeführt. Schheßlich, am 3. Mai 1791, wurde auf Betreiben des Königs und Großfürsten eine hervorragend geschriebene Verfassung verabschiedet – die erste in Europa und die zweite auf der Welt nach der der Vereinigten Staaten von Amerika.[94]

Inzwischen jedoch hatte sich das internationale Klima fundamental verändert – eine Tragödie für die Reformer. Der Ausbruch der Französischen Revolution im Jahr 1789 hatte die absolutistischen Herrscher Europas davon überzeugt, dass es zwischen gemäßigten Konstitutionalisten und fanatischen Jakobinern keinen Unterschied gab. Damit war das polnisch-litauische Experiment zum Untergang verurteilt. Zuerst schaffte ein russisch-türkischer Waffenstillstand die Voraussetzungen. Dann versammelte die Zarin in Sankt Petersburg eine Gruppe ausgewählter Russophiler, die allesamt Untertanen der *Rzeczpospolita* waren. Diese entfachten zunächst einen Aufstand an der polnisch-litauischen Südostgrenze bei Targowica, und dann kamen ihnen russische Truppen zu Hilfe.

Der Russisch-Polnische Krieg von 1791/92 war anfänglich nicht völlig aussichtslos für die Polen. Zwar waren die Streitkräfte der *Rzeczpospolita* zahlenmäßig unterlegen, konnten aber den Vormarsch der russischen Kolonnen verlangsamen. Bei den Schlachten von Zieleńce und von Dubienka in der Ukraine erwies sich General Kościuszko als ungewöhnlich begabter Feldherr. Dann jedoch verlor der König und Großfürst die Nerven und kapitulierte: Die Verfassung wurde für ungültig erklärt, und die siegreichen Verräter wurden von ihren russischen Zahlmeistern dazu aufgefordert, das Land zu plündern und ihre Feinde zu verfolgen. Zum verräterischen Bund von Targowica gehörten auch General Szymon Kossakowski, der Großhetman des Großfürstentums und sein Bruder Josef Kossakowski, der Bischof von Livland.

Der Berufssoldat Tadeusz Kościuszko (weißruthenisch: Tadewysch Kasziuschka, 1746–1817) entstammte einem

polnischen Adelsgeschlecht aus der Region Brest in Weißruthenien. Er wurde in Warschau und Paris ausgebildet und hatte 1776–1783 in den neu entstandenen Vereinigten Staaten gedient, wo er als Freund Thomas Jeffersons und Gründer der Militärakademie West Point in Erinnerung geblieben ist. Seine amerikanische Erfahrungen hatten ihn sicherlich in seinen Ansichten über Freiheit und Demokratie bestärkt, und nun stand er kurz davor, der wichtigste Held beim Untergang der *Rzeczpospolita* zu werden.[95]

Die Einzelheiten der zweiten Teilung wurden in langwierigen Verhandlungen ausgearbeitet. Nach einem russisch-preußischen Abkommen vom 23. Januar 1793 sollten die Preußen Danzig erhalten und die Russen fast alle Palatinate des Großfürstentums mit Ausnahme von Wilnja, Brest und Samogitien übernehmen. Dieses Mal gingen die Österreicher leer aus. Durch einen zweiten Vertrag, der am 25. September in Hrodna von Vertretern Preußens und des polnisch-litauischen *Sejm* unterzeichnet wurde, musste sich der König und Großfürst zu einem weitgehenden Verzicht auf seine königlichen Vollmachten verpflichten. Beide Verträge traten noch im selben Jahr in Kraft.[96]

Zwei Jahre lang kämpfte der Rest der *Rzeczpospolita* (verschiedene Territorien in Zentralpolen und der Rumpf des Großfürstentums, einschließlich Warschaus, Lublins, Poznans, Krakaus und Wilnjas) verzweifelt ums Überleben. Kościuszko pflanzte im März 1794 seine Standarte auf dem Hauptmarkt in Krakau auf und schwor den Eid auf König und Vaterland. In einer Schlacht bei Raclawice wurden die Russen vernichtend geschlagen. In Wilnja vertrieb der überzeugte Jakobiner Jakub Jasiński die russische Garnison aus der Stadt. In der Schlacht bei Maciejowice jedoch stürzte Kościuszko verwundet vom Pferd; es soll angeblich *»Finis Poloniae«* gesagt haben, bevor ihn die Russen gefangen nahmen. In Warschau brach nun tatsächlich ein jakobinisch geprägter Aufstand los, und der Mob hängte mehrere Geistliche und Adlige auf. Schließlich marschierte der russische General Suworow in der Hauptstadt ein und ließ sämtliche Bewohner der Vorstadt Praga umbringen. »Hurrah. Praga. Suworow«, lautete seine lakonische Botschaft an die Zarin. Und sie antwortete: »Bravo Feldmarschall, Katharina.« Danach konnte die dritte Teilung Polen-Litauens – seine Liquidation – ohne irgendwelche Scheinverhandlungen durchgeführt werden.[97]

In den letzten zwei Jahren seiner Existenz wurde das

Großfürstentum systematisch überrannt und ausgeplündert. Die Russen holten sich Wilnja zurück und schafften den alten Staat, dessen Hauptstadt es war, offiziell ab. Alle Adligen, die die Waffen erhoben hatten, verloren ihr Land, alle zivilen und militärischen Ämter wurden abgeschafft. Litauen und Polen waren zum Guten wie zum Schlechten 409 Jahre lang verbunden gewesen. Nun wurden sie gemeinsam ausgelöscht und auseinandergerissen.

Der genaue Moment, in dem ein Staatswesen stirbt, ist manchmal schwer zu bestimmen. Juristisch könnte er durch die Abdankung eines Monarchen ohne Bestimmung eines Nachfolgers oder durch den Entzug der internationalen Anerkennung definiert sein. Im Königreich und Großfürstentum kam dieser Moment, als die letzten staatlichen Ämter ihren Dienst einstellten: am 25. November 1795, symbolischerweise dem Tag der hl. Katharina. Inzwischen war Warschau an die Preußen übergeben worden, die alle noch verbliebenen ausländischen Diplomaten auswiesen. Die Österreicher gliederten Galizien in ihren Herrschaftsbereich ein. Die Russen verleibten sich das gesamte Großfürstentum ein.

Doch eine letzte Szene wurde noch aufgeführt: Nach seiner offiziellen Abdankung wurde Stanisław August am Morgen des 25. November unter Bewachung aus Warschau weggeführt und ohne Prozess zu lebenslanger Gefangenschaft in Russland verurteilt. Er teilte damit gewissermaßen das Schicksal seiner ehemaligen Untertanen. Nachdem er die Grenze überquert und in Hrodna in »Schwarzruthenien« haltgemacht hatte, schlängelte sich die Militärkolonne, die seine Kutsche begleitete, durch die winterliche Landschaft von einem Ende des Großfürstentums zum anderen. Seine Bewacher sollen gesagt haben, dass sie den »Westen Russlands« durchquerten. Das war die Formel, die der Welt in Zukunft beigebracht werden sollte. Doch Stanisław August wusste es besser. Er und seine Erinnerungen waren unterwegs nach Sankt Petersburg, auf einer Reise ohne Wiederkehr.

III

Das Erbe, das nach dem Untergang eines Staates zurückbleibt, ist wesentlich komplizierter als das eines Menschen. Zunächst bleibt eine große Hinterlassenschaft an

Ländereien, Städten, Regierungsgebäuden und verschiedenen anderen Vermögenswerten, die die neuen Besitzer umverteilen müssen. Dazu kommen juristische und finanzielle Probleme, Forderungen, Besitzansprüche, Schulden und ausstehende Gerichtsverfahren, für die irgendeine Lösung gefunden werden muss. Fast immer existiert auch eine gewaltige kulturelle Hinterlassenschaft: Literatur, Musik, bildende Kunst, Historie, Legenden, Sprachen, Gesetze und Gebräuche, die selbst dann noch weiterleben, wenn ihre Urheber tot sind. Vor allem jedoch hinterlässt ein Staat eine Gruppe von Menschen – Tausende oder Millionen – seine früheren Bürger, Untertanen und Diener. Diese werden nun dazu gezwungen, ihre Identitäten, Einstellungen und Loyalitäten zu ändern. Schließlich bleiben auch noch die Archive des Staates zurück oder sollten es zumindest. Die Sammlungen amtlicher Akten und Regierungsunterlagen, die von der Arbeit des untergegangenen Staatswesens zeugen und es Historikern erlauben, seine Entwicklung zu verfolgen und sein Andenken zu bewahren. Im Fall des Großfürstentums gibt es das alles und noch mehr.

Nach 1793 fielen die Lande und Völker, die jahrhundertelang zum Großfürstentum gehört hatten, in ihrer Gesamtheit an das russische Reich. Dort erhielten sie nicht nur eine neue Verwaltung, eine neue herrschende Klasse, eine neue Amtssprache und ein neues auf dem Russischen basierendes Bildungssystem, sondern auch eine neue Geschichte. In diesem Zusammenhang wurde völlig zu Unrecht behauptet, sie seien mit der alten russischen Heimat wiedervereinigt worden, der sie einst entrissen worden seien. Zarin Katharina feierte ihren Landerwerb in Anlehnung an den Gründungsmythos Spartas, indem sie eine berühmt-berüchtigte Gedenkmünze mit folgender Inschrift prägen ließ: »Was entrissen wurde, habe ich wiedergewonnen.«[98] Wilno/Wilnja hörte auf, die Hauptstadt eines Staates zu sein und wurde zu der Provinzstadt Wilna degradiert. Als Napoleon gut 12 Jahre später die Memel überschritt, wurde der Welt erzählt, er sei in »Russland« einmarschiert.

Wer sich für internationale Angelegenheiten interessiert, weiß, dass für die umfangreichen offiziellen Bezeichnungen von Staaten oft Kurzformen benutzt werden. Die Leute sagen »Amerika« statt »Vereinigte Staaten von Amerika« und ignorieren den Protest der Kanadier. Sie sagen immer noch

England statt »United Kingdom of Great Britain and Northern Ireland«, auch wenn die Abkürzung »UK« immer geläufiger wird. Und während des gesamten 20. Jahrhunderts sagten sie immer Russland, wenn sie sich auf das »Allrussische Imperium«, auf die »Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken« oder seit 1992 auf die »Russische Föderation« bezogen. Diese Praxis ist erträglich, solange man weiß, wofür die Kurzformen stehen. Doch die Gefahr besteht, dass eine ahnungslose Öffentlichkeit in die Irre geführt wird, wenn sie nur mit der endlosen Wiederholung der Kurzformen konfrontiert ist. Dann ist es nur allzu leicht, aber völlig verfehlt zu glauben, dass »UK« »das Land der Engländer« bedeutet oder »Russland« nur von Russen bewohnt ist.

Dieses Problem ist in Bezug auf die Folgeschäden nach der Zerstörung des Großfürstentums Litauen besonders relevant. Die Völker des früheren Großfürstentums verschwanden Ende des 18. Jahrhunderts einfach von der Bildfläche und kamen abgesehen von einem kurzen Auftritt während der Russischen Revolution erst wieder Ende des 20. Jahrhunderts zum Vorschein. Erst in den Jahren 1989–1991 wurde der Welt plötzlich klar, dass die westlichen Gebiete der Sowjetunion in Wirklichkeit gar nicht russisch gewesen waren. Neue Nationalstaaten wie Lettland, Litauen, Weißrussland und die Ukraine erschienen plötzlich wie aus dem Nichts auf der Bildfläche, und nur ganz wenige Kommentatoren konnten erklären, woher sie kamen.

Nach der Annexion durch das Russische Reich wurden alle historischen Verwaltungsstrukturen des Großfürstentums durch *gubernijas* oder »Gouvernements« ersetzt, die ihre Befehle zentral von der Regierung des Zaren in Sankt Petersburg erhielten. Die sechs *Gubernijas* von Wilna Kowno (einschließlich Kurland), Grodno, Minsk, Mogilew und Witebsk, wurden im nordwestlichen *Krai* oder »Land« zusammengefasst, das von einem Generalgouverneur regiert wurde. Die gesamte Nomenklatur änderte sich. Die polnischen Bezeichnungen wurden durch russische ersetzt, und Kartenzeichner auf der ganzen Welt mussten Begriffe wie »Westrussland« oder »Nordwestliche Gouvernements« verwenden. Die alten Namen »Litauen« und »Belarus« wurden verboten. Aus »Weißruthenien« wurde »Weißrussland«, und in einem internationalen Vertrag wurde die Verwendung der Bezeichnung Polen für immer ausgeschlossen.[99]

Zu den verwaltungstechnischen Veränderungen dieser ersten russischen Periode gehörte auch die Schaffung des sogenannten Ansiedlungsrayons für die jüdische Bevölkerung im Jahr 1791. Der Rayon war ein klar definiertes Gebiet, im Wesentlichen das Territorium des russisch besetzten Polen-Litauen, in dem sich nun alle Juden ansiedeln mussten. Nach seiner Schaffung konnten Juden nur noch mit einer Sondergenehmigung anderswo im Russischen Reich wohnen. Aber auch innerhalb des Rayons durften sie nicht in einer der geschlossenen Städte wie etwa Kiew wohnen. Die Grenzen des Ansiedlungsrayons sollten sich immer wieder ändern, doch die gesetzlichen Restriktionen hatten bis 1917 Bestand. All dies hatte zur Folge, dass das frühere Großfürstentum, zusammen mit dem österreichischen Galizien und dem vom Wiener Kongress geschaffenen Königreich Polen die europäischen Regionen mit dem größten jüdischen Bevölkerungsanteil wurden.

Die Rechte des Großfürstentums indessen waren zu komplex und zu gut etabliert gewesen, um über Nacht ersetzt zu werden. Die russischen Dekrete wurden deshalb schrittweise eingeführt, und Teile der alten Litauischen Statuten blieben noch Jahrzehnte in Kraft. Sehr schnell jedoch veränderte sich der Status des Adels: In Polen-Litauen waren die Adligen ein unabhängiger Stand. Sie hatten den Monarchen gewählt, die Ortschaften regiert, die Landtage einberufen und das Recht gehabt, Land zu besitzen und Waffen zu tragen. Diese »Goldenen Freiheiten« waren in der Alleinherrschaft des Zaren undenkbar, also wurden die Privilegien des Adels im ehemaligen Großfürstentum in den 1790er-Jahren willkürlich aufgehoben. Nur Familien, die Dokumente vorlegen konnten, die ihre Zugehörigkeit zum Adelsstand bewiesen, konnten sich noch um den Status als Adlige bewerben. Da solche Dokumente in Polen-Litauen nie systematisch angelegt worden waren, gerieten mehr als 80 Prozent des alten Adels in ein juristisches Niemandsland. Das Besitzrecht auf ihre Güter und ihre Eignung für öffentliche Ämter standen plötzlich zur Disposition.



Im Jahr 1806 stießen die Heere von Napoleons Kaiserreich nach Osten vor und gründeten das französisch kontrollierte Herzogtum Warschau. Die Hoffnung war groß, dass der Franzose die Völker der gesamten Region von sozialer und politischer Unterdrückung befreien würde. Doch er tat weder das eine noch das andere, rekrutierte aber Unmengen polnischer Soldaten für den Dienst beim französischen Militär. Der Frieden, der 1807 auf einem in der Memel verankerten Floß zwischen Napoleon und Zar Alexander I. ausgehandelt wurde, hielt nicht lange.

Ein Großteil der Kämpfe des Feldzugs von 1812, den Napoleon als seinen »Zweiten Polnischen Krieg« bezeichnete, fand in Gebieten statt, die kurz zuvor noch zum Großfürstentum gehört hatten. Die *Grande Armée*

überquerte die Memel bei Kowno und traf am Sonntag dem 28. Juni in Wilna ein. »Die Stadt bereitete uns einen triumphalen Empfang«, schrieb einer von Napoleons Offizieren.

»Die Straßen … waren voller Menschen, die Fenster mit äußerst enthusiastischen Damen geschmückt … [D]ie polnischen Patrioten von Wilna sangen in der Kathedrale ein feierliches *Te Deum;* ihm folgte ein Festakt für die Vereinigung Litauens mit Polen … »[J]eder, ganz gleich ob im Gutshaus oder im Dorf … [war] überzeugt, dass sie [die Franzosen] für die polnische Sache in den Krieg ziehen würden«, schrieb [ein Grundbesitzer] … In Grodno kam ihnen eine Prozession entgegen, singend, mit Heiligenbildern, Kerzen und Weihrauch. In Minsk hieß man … [die] Truppen willkommen; mit einer Messe dankte man Gott für die Befreiung. General Grouchy in seiner prächtigen Paradeuniform ließ bei der Messe den Klingelbeutel persönlich herumgehen, während seine Kürassiere am anderen Ende der Stadt in die Läden und Lagerhäuser einbrachen und die Bewohner drangsalierten … Sobald [die Bauern] sahen, wie die Franzosen sich aufführten, flohen sie mitsamt ihrem Vieh in die Wälder … »Der Franzose kam, um uns von unseren Fesseln zu befreien«, scherzten sie, »aber unsere Stiefel nahm er gleich mit.«100

Mit einiger Verspätung brachen die Franzosen Richtung Moskau auf. Die Schlacht von Borodino fand statt, kurz nachdem sie erstmals ein Gebiet betreten hatten, das tatsächlich historisch schon lange zu Russland gehörte. Moskau brannte. Napoleons Rückzug, der im Dezember begann, führte wieder durch dasselbe Gebiet. Durch die Überquerung der eiskalten Beresina, eine legendäre militärische Leistung, gelangte die *Grande Armée* wieder in das frühere Großfürstentum. Kosaken bedrängten die französischen Marschkolonnen, als sie durch den Schnee dem Trugbild der Sicherheit entgegenschlurften. Doch lange bevor der Frühling kam, war jede Hoffnung auf eine Wiederherstellung des polnisch-litauischen Staatenbunds zunichte geworden.

Auf dem Wiener Kongress von 1815 schließlich schlug sich der Sieg des Zaren in politischen Entscheidungen nieder, die bis zum Ersten Weltkrieg Bestand haben sollten. Ein russisch geführtes Königreich Polen, dessen König der Zar war, wurde geschaffen, und das ehemalige Großfürstentum wurde komplett wieder dem russischen Reich zugeschlagen. Über drei oder vier Generationen standen Polen, Litauer, Ruthenen und Juden im Zentrum einer unablässigen Kampagne, sie zu musterhaften Untertanen des Zaren zu machen.

Vor den Polnischen Teilungen hatten alle gewählten polnisch-litauischen Monarchen die beiden Titel »König von Polen« und »Großfürst von Litauen« geführt. Als die Titel nach 1795 frei wurden, wurden sie vom Zaren übernommen.

Trotzdem wurden beide Reichsteile immer noch streng getrennt gehalten. Ab 1815 nahmen alle Romanows den dreiteiligen Titel »Imperator und Selbstherrscher aller Russen«, »Zar (oder manchmal König) von Polen« und »Großfürst von Finnland etc., etc.« an. Der Begriff Litauen trat im kurzen Titel nicht in Erscheinung; er war gemäß der Ideologie des Zarenreichs in der Kategorie »aller Russen« subsumiert.[101]

Mit der Zeit schaffte es ein Teil der reicheren und einflussreicheren Landbesitzer des ehemaligen Großfürstentums, sich den Adelsstand durch das zuständige Amt in Sankt Petersburg bestätigen zu lassen. Es ist keine Überraschung, dass die Radziwiłłs zu denen gehörten, die sich gut an die neuen Verhältnisse anpassten. Doch die Behörden des Zarenreichs machten Loyalität zur ehernen Bedingung für jede Bestätigung des Adelsstands, und so wurde die Bestätigung häufig verweigert. Auch Enteignungen kamen häufig vor. Eine Vielzahl von Gütern und alle wirklich wichtigen Ämter wurden von eingewanderten russischen Beamten, Abenteurern und Hochstaplern übernommen. Führend unter ihnen waren Gestalten wie General Alexander Rimski-Korsakow (1753–1840), der in dem Landhaus Tuskulanai bei Vilnius lebte, oder Graf Michail Nikolajewitsch Murawjow (1796–1866), später Murawjow-Wilenski, der eine Reihe hoher Regierungsämter bekleidete und eine wichtige Rolle bei der Niederschlagung lokaler Aufstände spielte. »Was das russische Bajonett erledigt hat«, sagte er einmal, »wird die russische Schule zu Ende führen.«

In Murawjows Zeit war die Leibeigenschaft das brennende soziale Problem. Seine Lösung war während der Napoleonischen Kriege nicht in Angriff genommen und auch in der restaurativen Zeit nach den Kriegen auf die lange Bank geschoben worden. Dann jedoch griff der sogenannte »Befreierzar« Alexander II. (reg. 1855–1881) das Problem wieder auf. Zusammen mit den anderen Leibeigenen des Zarenreichs wurden auch die im ehemaligen Großfürstentum – eine absolute Mehrheit der Bevölkerung – 1861 von der Bindung an die Feudalherrn, nicht jedoch von der schrecklichen Armut des rückständigen Landlebens befreit. Trotzdem weckte die Aufhebung der Leibeigenschaft Hoffnung. Sie bedeutete, dass die befreiten Bauern wegziehen und Arbeit suchen, neue Handwerke und Fertigkeiten erlernen und Geschäfte eröffnen konnten; und

dass ihre Kinder eine Schulbildung bekamen. Die Realität änderte sich langsam. Die Sehnsüchte wuchsen schnell.

In der Folge wurde die Bildung zum Schlachtfeld gegensätzlicher Interessen. Die Bürokratie des Zaren versuchte, sie als Instrument für eine weitreichende Russifizierung zu nutzen. Zu diesem Zweck wurde nicht nur die großrussische (moskowitische) Sprache gelehrt, sondern auch die Verehrung des Zaren und der russisch-orthodoxe Glaube propagiert. Für die breite Mehrheit der Bevölkerung bestand das Problem darin, wie sie ihren Kindern zu einer Schulbildung verhelfen konnte, ohne sie den Bestrebungen des russischen Staates rückhaltlos auszuliefern. Sowohl die Polen als auch die Juden besaßen ihre eigenen Schulsysteme, und ab den 1840er-Jahren förderten die katholischen Bischöfe von Wilno (Vilnius) mit Erfolg die Einrichtung von Grundschulklassen für litauisch sprechende Kinder. Die härtesten Schlachten wurden um die Weißruthenen geschlagen. Die Russen betrachteten ihre Sprache als russischen Dialekt und betrachteten ihre Konversion zum russisch-orthodoxen Glauben als selbstverständlich.

Wie effektiv die Russifizierung insgesamt war, ist schwer zu ermessen. Die russische Sprache wurde auf jeden Fall gebräuchlicher, und ein Teil der Bevölkerung wurde funktionell zweisprachig. Eine der wenigen Gruppen, die gründlicher russifiziert wurden, war ein Teil der Juden, der statt seiner Muttersprache Jiddisch das Russische übernahm. Diese Juden wurden als *Litvaks*, wörtlich »Juden des Großfürstentums«, bezeichnet und entschieden sich für die neue Sprache, um der traditionellen jüdischen Gesellschaft zu entrinnen. Natürlich machten sie auch bei der ersten Welle jüdischer Emigranten den größten Anteil aus.

Die Religion blieb ein wichtiger Streitpunkt: Gewisse Gruppen und Einzelpersonen nahmen die sozialen Nachteile freiwillig auf sich, die ihre Religionszugehörigkeit nach sich zog. Jedoch wurden keine Anstalten gemacht, die katholischen Kirchen oder die jüdischen Synagogen zu schließen. Die Abneigung des Zarenregimes konzentrierte sich auf die Weißruthenen in der griechischkatholischen unierten Kirche, die als Volksverräter galten. Im Jahr 1839 und erneut im Jahr 1876 kamen Dekrete heraus, die den griechischen Katholizismus schlichtweg verboten, um seine Anhänger zum Eintritt in die russisch-orthodoxe Kirche zu zwingen. Viele Unierte flohen in das österreichisch regierte Galizien, um ihre Religion weiterhin ausüben zu können.

Trotz aller Spannungen blieben die Einwohner des früheren Großfürstentums größtenteils im Land. In den ersten zwei oder drei Generationen kam die vorherrschende Haltung vor allem in passivem Widerstand gegen die russische Herrschaft zum Ausdruck, der freilich sporadisch in aktiven Widerstand umschlagen konnte. In den Generationen danach wurde das ehemalige Großfürstentum stark durch den Aufstieg neuer politischer und nationaler Bewegungen geprägt. Bis 1864 sollte sich das Gefühl der Desillusionierung durch die schlimmen Folgen dreier gescheiterter Aufstände in den Jahren 1812, 1830/31 und 1863/64 noch verstärken. Jedes Mal kämpften und starben Patrioten aus dem früheren Königreich zusammen mit Patrioten aus dem früheren Großfürstentum in der Hoffnung, die alte *Rzeczpospolita* irgendwie wiederbeleben zu können. Doch das Gegenteil war der Fall: Die Aufstände wurden niedergeschlagen, die Unterdrückung verschärft, und das Zarenregime ging gestärkt daraus hervor.

Viele Führer der Aufstände stammten aus dem früheren Großfürstentum: Romuald Traugutt (1826–1864), der Chef der nationalen Untergrundregierung, die 1863/64 während des Januaraufstands in Warschau gebildet wurde, war der Sohn einer adligen Familie aus dem Palatinat Brest. Jakub Gieysztor (1827–1897) war ein polnischer Adliger, der seine litauischen Leibeigenen freigelassen hatte. Er fand den Aufstand verfrüht, schloss sich ihm aber trotzdem an. Antanas Mackevičius (1828–1863) galt später als litauischer Nationalist, kämpfte aber für die Wiederherstellung des multinationalen Großfürstentums. Zygmunt Sierakowski (1826–1864) führte Gruppen ländlicher Guerillas in Samogitien. Kastuí Kalinoŭski (1838–1864), der heute zu den Pionieren der weißrussischen Identität gezählt wird, griff sowohl soziales Elend als auch nationale Probleme auf. Sie alle kämpften vergeblich. Traugutt und seine Kampfgenossen wurden vor der russischen Zitadelle in Warschau hingerichtet, Sierakowski und Kalinoŭski in Vilnius exekutiert. Mit ihnen starb der Traum von einer Wiedererstehung des Großfürstentums.

In dieser Ära der Aufstände schrieb der Dichter Adam Mickiewicz (1798–1855), geboren und aufgewachsen in Nowogrudok, der Stadt in »Schwarzruthenien«, in der angeblich der Name Litva entstand, das ausdrucksstärkste und wirkmächtigste Klagelied über das untergegangene Großfürstentum. Sein Episches Gedicht *»Pan Tadeusz«*

(1834) hat den Untertitel »Die letzte Fehde in Lithauen«, und beschreibt das Leben einer ländlichen Gemeinde zur Zeit der Invasion Napoleons im Jahr 1812. In unvergleichlicher Sprache ruft es die Traditionen der Vergangenheit und den Traum von der Befreiung wach. Mickiewicz schrieb auf Polnisch, und die ersten Zeilen von *Pan Tadeusz* gehören zu den berühmtesten der polnischen Sprache:

Litwo! Ojczyzno moja! ty jesteś jak zdrowie.
Ile cię trzeba cenic, ten tylko się dowie,
Kto cic stracił. Dziś pięknośę twą w calej ozdobie
Widzę i opisuję, bo tęsknię po tobie.

[»Lithauen! Wie die Gesundheit bist du, mein Vaterland!/Wer dich noch nie verloren, der hat dich nicht erkannt./In deiner ganzen Schönheit prangst du heut' vor mir,/So will ich von dir singen, – denn mich verlangt nach dir!«] Es ist eine Ironie der Geschichte, dass der polnische Nationaldichter nicht aus Polen stammte – als wäre William Shakespeare in Dublin geboren. Doch sein Ansehen ist so groß, dass die Litauer ihn als Adomas Mickevičius für sich beanspruchen und auch die Weißrussen »Mizkijejwitsch« als einen der ihren betrachten:

Te˙vyne Lietuva, mielesnė už sveikatą!	Літва! Ты, якздароўе ўнас, мая Айчына!...
Kaip reik tave branginti, vien tik tas	Што варта ты, ацэніць тойратато, належнымчынам,
Kas jau tavęs neteko. Nūn tave	Хтоцябе ўтраціў. Воськрасу тваюvaizduoju жывую
Aš, ilgesy grožiu sajaudintas tavuoju.	Зноўбачу і апісваю, бо скрозь сумую.

Die Millionen Menschen, die heute noch seine Gedichte lesen, übersetzen, auswendig lernen oder sie in der Schule im Rahmen des offiziellen Lehrplans lernen oder lehren, erhalten alle das Erbe des Großfürstentums am Leben.

Nach 1864 ging die Opposition gegen die Zarenherrschaft neue Wege. Die Anarchisten zum Beispiel glaubten an Direkte Aktion. Die Organisation »Narodna Wolja« (Volkswille) bekam Zulauf aus dem ganzen russischen Reich. Doch der Mann, der die Bombe warf, die 1881 Zar Alexander II. tötete, war der deklassierte Adlige Ignacy Hryniewiecki (1856–1881) aus dem Kreis Babrujsk. Die Sozialisten waren lange Zeit nicht von den Anarchisten zu unterscheiden, und bis zum Ende des Jahrhunderts waren die demokratischen und die undemokratischen Tendenzen noch kaum

voneinander getrennt. Józef Piłsudski (1867–1935), der aus einer unbedeutenden Grundbesitzerfamilie aus dem Kreis Wilna stammte, wurde nach fünfjähriger Verbannung in Sibirien ein führender Mann in der illegalen Polnischen Sozialistischen Partei (PPS). Er sollte 1918 das erste Staatsoberhaupt des wiedergeborenen Polen werden. Dennoch blieb er den multinationalen Traditionen des Großfürstentums stets treu, bekämpfte den Nationalismus in all seinen Formen und strebte eine Zusammenarbeit zwischen Polen, Juden, Litauern und Weißrussen an. Im Jahr 1897 wurde in Minsk der Allgemeine jüdische Arbeiterbund gegründet. (Ironischerweise war die ethnische, soziale und geografische Herkunft Pilsudskis sowohl mit der von Ignacy Hryniewiecki als auch mit der von Feliks Dzierżyński (1877–1926) fast identisch.)

Im späten 19. Jahrhundert standen nationale Fragen fast überall ganz oben auf der Tagesordnung. Eine Vielzahl nationaler Bewegungen zog gegen die Zentralregierung zu Felde, um sich zunächst einmal auf kulturellem Gebiet zu behaupten. Man förderte die jeweilige nationale Sprache, um die Literatur der eigenen Volksgruppe zu publizieren und ihre Geschichte zu schreiben. In einem zweiten Schritt forderte man nationale Autonomie und schließlich einen eigenen Nationalstaat.

Solche Bestrebungen fielen in den Gebieten des früheren Großfürstentums auf sehr fruchtbaren Boden. Die brutale Herrschaft des Zaren lud förmlich zum Widerstand ein, und die sozialen Strukturen in der Region waren durch die Proskription der Adligen und die Aufhebung der Leibeigenschaft ohnehin in Auflösung begriffen. Das Ergebnis war ein heftiger Konkurrenzkampf nicht nur zwischen der Bürokratie des Zaren und ihren Gegnern, sondern auch zwischen nationalistischen und sozialistischen Gruppierungen und zwischen rivalisierenden nationalen Bewegungen. So entstand ein Spektrum nationaler Träume, die nicht ohne Konflikte erfüllt werden konnten.

Die Russen hatten ihren eigenen staatlich geförderten Nationalismus, der von Moskau und Petersburg aus in die Provinzen des Reiches getragen wurde. Für ihn waren die Polen, die die herrschende Klasse der *Rzeczpospolita* dominiert hatten, der Hauptfeind. Die Litauer wurden (trotz ihres römisch-katholischen Glaubens) wie die Juden als potenzielle Verbündete gegen die Polen betrachtet, während man die Ruthenen als Russen betrachtete. In der

Vergangenheit war »Polentum« sowohl mit dem Land besitzenden Adel als auch mit der römisch-katholischen Kirche assoziiert worden, doch dieser Zusammenhang löste sich allmählich auf. Zunehmend wurde der Begriff nun auf alle polnisch sprechenden Personen bezogen, unabhängig von deren sozialem, wirtschaftlichem oder religiösem Status. Eine große Gruppe deklassierter polnischer Adliger strebte danach, den Schein zu wahren. Polnisches Bürgertum hielt die Festung Wilno, wie es die Stadt nannte, und ein erheblicher Anteil der polnischen Bauern war in dem Gebiet um Wilno konzentriert. Alle tendierten zur Solidarität mit ihren Landsleuten im früheren Königreich.

Die Ruthenen waren bis 1861 fast alle Leibeigene gewesen und hatten kaum ein Nationalbewusstsein. Sie waren bekannt dafür, dass sie auf die Frage nach ihrer Nationalität mit *»tutejsi«* »Einheimische« antworteten. Trotzdem waren sie zutiefst empört über die zwangsweise Einführung des russisch-orthodoxen Glaubens und bekamen dadurch ein positiveres Verhältnis zu den Aktivisten, die weißrussische Volkskunst sammelten und publizierten und die weißrussische Sprache für Bildungszwecke festschrieben. Anders als manche vorausgesagt hatten, versuchten sie nie, sich mit den Ruthenen in der Ukraine zusammenzuschließen. Stattdessen strebten manche an, die polnische Kultur zu imitieren. Der Pole Jan Czeczot (1796–1847) wird oft als ein Pionier der weißrussischen Identität betrachtet. Und Vincent Dunin-Marcinkiewicz (1807–1884) begründete die weißrussische literarische Tradition, indem er *»Pan Tadeusz«* übersetzte.

Die litauische Nationalbewegung hatte ähnlich bescheidene Anfänge. Schon seit Langem hatte es in Litauen kirchliche Grundschulen gegeben, doch es war ein 60-jähriger Kampf mit der russischen Obrigkeit nötig, bis das Litauische in lateinischer Schrift geschrieben werden durfte. Anfang des 20. Jahrhunderts betrat die erste litauisch ausgebildete Generation von Litauern die Bühne. Sie begeisterte sich für Sprache und Literatur ihrer Volksgruppe und machte sich eifrig daran, ihre eigene Geschichte von der ihrer Nachbarn zu trennen und als eigenständige Kultur um Anerkennung zu werben.

Im Jahr 1800 war die jüdische Gemeinschaft des früheren Großfürstentums noch ausschließlich religiös definiert gewesen. Bis 1900 jedoch war sie auch als Nationalität anerkannt, nachdem sie einen ungeahnten

Bevölkerungszuwachs erlebt hatte, von Pogromen heimgesucht worden war und eine ganze Reihe von Modernisierungsbewegungen hervorgebracht hatte. Die *Haskala* oder »jüdische Aufklärung«, die die Juden ermunterte, sich in das öffentliche Leben zu integrieren, privat jedoch ihre Religion weiter auszuüben, war das ganze Jahrhundert über aktiv. Zugleich führte jedoch die Chassidische Bewegung neue Formen strenger Religionsausübung ein und wirkte in die entgegengesetzte Richtung. Eine ihrer bekannten Gruppierungen, die *Lubawitscher*, gewann viele Anhänger in den südlichen Gebieten.[102]

Der Zionismus dagegen erwuchs aus der weltlichen jüdischen Kultur und der Wiederbelebung des Hebräischen als Alltagssprache. Auf dem Zweiten Zionistenkongress, der 1902 in Minsk stattfand, wurde die Existenz einer voll entwickelten jüdisch-nationalistischen Bewegung klar erkennbar. Ihre wichtigsten Ziele bestanden darin, die jüdische Identität im Vergleich zu anderen Völkern klarer zu konturieren, die Emigration nach Palästina zu fördern und sich wie alle Nationalisten dieser Welt über Diskriminierung und Verfolgung zu beschweren, was nach der Verabschiedung der diskriminierenden Maigesetze von 1882, sehr berechtigt war. Die zionistische Bewegung geriet unweigerlich mit dem Allgemeinen jüdische Arbeiterbund in Konflikt, der die Juden mit ihren Nachbarn versöhnen und für alle Menschen eine bessere Welt schaffen wollte.

Bis 1914 war die politische Szene deshalb extrem fragmentiert und die Zukunftsvorstellungen äußerst gegensätzlich:

[D]ie alte Hauptstadt des Großfürstentums Litauen war die gewünschte politische Hauptstadt für Litauer, Weißrussen und Polen … Sie war spirituelle Hauptstadt der Juden und eine alte russische Stadt für die Beamten, die im Zarenreich die Macht ausübten. An den meisten Schulen der Stadt war die Unterrichtssprache Russisch, die meisten Kirchen waren römisch-katholisch, mehr als ein Drittel der Einwohner Juden … Die Stadt war »Vilnius« auf Litauisch, »Wilno« auf Polnisch, »Wilnja« auf Weißrussisch, »Wilna« auf Russisch und »Wilne« auf Jiddisch … Vilnius war für die litauischen Aktivisten die Hauptstadt des Großfürstentums, erbaut von Großfürst Gediminas zu Beginn der litauischen Blütezeit. Sie betrachteten das mittelalterliche Großfürstentum mehr und mehr als Vorläufer eines unabhängigen litauischen Staates …
Auch die weißrussischen nationalen Aktivisten griffen auf das Großfürstentum zurück, sahen sich als seine Erben und beanspruchten Wilnja als ihre Hauptstadt. Im Gegensatz [zu den Litauern] … waren sie für eine Wiederbelebung des polnisch-litauischen Staatenbunds… Die weißrussische Idee begann mit der imperialen Idee [von] »Westrussland« zu konkurrieren. In der Stadt Wilnja sprachen viel mehr Einwohner weißrussisch als litauisch, und in der Provinz Wilnja … machte [diese Sprachgruppe] mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus.

Die erste wichtige weißrussische Zeitschrift *Nascha Niwa* (»Unser Boden«) erschien 1906.
Unter der Herrschaft des Russischen Reiches konnte sich … in der Region Wilno eine bestimmte Art der polnischen Kultur *(Wilenśzczyzna)* halten. Trotz einer ganzen Reihe [diskriminierender] Gesetze … war immer noch der größte Teil des Bodens in polnischem Besitz, [und] die Polen hatten die relative Mehrheit in der Stadt … Die Assimilation an die polnische Sprachgruppe bedeutete nicht so sehr den Anschluss an eine bestimmte ethnische Gruppe, sondern vielmehr den Eintritt in die bessere Gesellschaft … [Diese Polen] waren sich der Wurzeln ihrer Familien bewusst. Sie waren oft zwei- oder dreisprachig und betrachteten das Großfürstentum als den schönsten Teil ihres polnischen Erbes… Im frühen 20. Jahrhundert wurden ihre politischen Vorstellungen durch patriotische Sozialisten wie Józef Piłsudski föderalistisch geprägt…
Die Juden, die in der Stadt 40 Prozent der Einwohner und vielleicht drei Viertel der Händler ausmachten … wohnten schon seit 400 Jahren in großer Zahl im »Jerusalem Litauens«. Dieses »Litauen« war das alte Großfürstentum, zu dem Städte wie Minsk (damals etwa 51 Prozent jüdisch), Homel (55 Prozent), Pinsk (74 Prozent) und Witebsk (51 Prozent) gehört hatten. Die Stadt Witebsk der damaligen Zeit ist am stärksten durch die Gemälde ihres Sohnes Marc Chagall (1887–1985) bekannt geworden.[103]

Aufgrund internationaler Ereignisse, über die sie keine Kontrolle hatten, sollten alle nationalen Bewegungen, die im ehemaligen Großfürstentum Wurzeln geschlagen hatten, von ausländischen Interessengruppen überwältigt werden. Während des Ersten Weltkriegs (1914–1918) tobten in der Region heftige Kämpfe zwischen deutschen und russischen Armeen; und nach dem Ausbruch der Russischen Revolution und des Russischen Bürgerkriegs wurde sie einer Reihe von politischen Experimenten unterworfen. Im März 1918 verzichtete Leo Trotzki in Brest (das die Polen Brześć Litewski und die Deutschen Brest-Litowsk nannten) auf einen breiten Streifen des untergegangenen Zarenreichs, einschließlich eines großen Teils des früheren Großfürstentums, in dem die Experimente stattfanden. Der republikanische Rumpfstaat Litauen, der mit Hilfe der Deutschen 1917 in Kaunas (Kowno) gegründet wurde, konnte seinen Anspruch auf Vilnius nicht durchsetzen; und der dadurch entstandene polnisch-litauische Konflikt um die Stadt, sollte allen Versuchen einer polnisch-litauischen Nachkriegskooperation im Wege stehen.[104] Weißrussische Nationalrepublik, die von Aktivisten in Minsk gegründet wurde, hatte nur etwas mehr als 14 Tage Bestand.[105] Die unter den Bolschewiki geschaffene, kommunistisch geführte Litauisch-Weißrussische Sozialistische Sowjetrepublik oder »Lit-Bel«, die auf die Nationalrepubhk folgte, überlebte kaum ein Jahr.[106] In den Jahren 1919–1920 errang die polnische Armee unter Józef Piłsudski kurze Zeit die Herrschaft in der Region. Nach seinem Sieg im Polnisch-Sowjetischen Krieg

von 1919–1920, behielt Polen »Mittellitauen« und teilte Weißrussland mit den Sowjets.[107] Die offizielle Bezeichnung von Wilna lautete nun wieder Wilno.

In der Zwischenkriegszeit wurde die parlamentarische Demokratie der Republik Litauen durch die Diktatur von Antanas Smetona (1874–1944) beseitigt, während das geteilte Weißrussland zunächst jede Aussicht auf Selbstregierung verlor. Der unter polnischer Herrschaft stehende Westen Weißrusslands blieb eine rückständige Region, aber seine Schwierigkeiten waren nichts im Vergleich zu den Schrecken jenseits der russischen Grenze. Unter Lenins Führung wurde in der Weißrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (im Osten Weißrusslands), die Verwendung der weißrussischen Sprache erlaubt, und sie erhielt eine nominell autonome Verwaltung in Minsk. Tatsächlich jedoch wurde sie durch die eiserne Diktatur der Kommunistischen Partei der Sowjetunion von Moskau aus geführt. Die unierte Kirche, die unter der deutschen Besatzung während der Kriegsjahre wieder aktiv geworden war, wurde nun sogar noch radikaler verfolgt als unter der Zarenherrschaft. Unter Stalin wurde die in den Zwanzigerjahren ausgebildete junge weißrussische Intelligenz fast gänzlich vernichtet und die Führer der weißrussischen Nationalbewegung erschossen. Jedes selbstständige Bauerntum wurde während der Kollektivierungskampagne zerstört. Die jüdische Gemeinschaft war zutiefst gespalten in ein prosowjetisches säkulares Element, das von den allmächtigen Jewsekzija, den Jüdischen Sektionen der KPDSU organisiert wurde, und in eine traditionelle, religiöse, nicht-kommunistische Mehrheit. Noch Jahrzehnte später sollten in dem Waldgebiet Kurapaty bei Minsk die Massengräber von Hunderttausenden nicht identifizierten Opfern des »Großen Terrors« unter Stalin entdeckt werden.[108]

Im Zweiten Weltkrieg stand das frühere Großfürstentum von Anfang an im Zentrum des Geschehens und erlitt ein Martyrium, das in der gesamten europäischen Geschichte ohne Beispiel ist. Sowohl der Westen Weißrusslands als auch Litauen wurden im Hitler-Stalin-Pakt dem sowjetischen Einflussbereich zugeschlagen. Im September 1939 fand in Brest eine gemeinsame nationalsozialistisch-sowjetische Siegesparade statt, und Litauen wurde im Juni 1940 von der Roten Armee Stalins überrollt. Die erste sowjetische Besatzung war geprägt durch Massenhinrichtungen,

Deportationen und Unterdrückungsmaßnahmen. Die deutsche Besatzung folgte im Juni 1941, nachdem die Deutschen im Zuge von »Unternehmen Barbarossa« die litauische Grenze überschritten hatten. Das NS-Regime nutzte keine der vielen Gelegenheiten, sich als Befreier zu präsentieren. Ein schneller Blick auf eine Karte des Kriegsverlaufs zeigt, dass die Nazis den Großteil ihrer Zerstörung und ihrer Unterdrückungsmaßnahmen (wenn man von Leningrad/Sankt Petersburg absieht) nicht in Russland, sondern in den nichtrussischen Republiken anrichteten. (Das deutsche Militärverwaltungsgebiet Reichskommissariat Ostland war weitgehend deckungsgleich mit dem Gebiet des Großfürstentums nach 1569.) Im Jahr 1941 begannen die Nazis mit ihren zwei größten Verbrechen: dem Völkermord an den Juden und der Liquidation der sowjetischen Kriegsgefangenen durch Hunger. Auf dem Schauplatz dieser Verbrechen fand auch der unbeschreiblich grausame Antipartisanenkrieg der Deutschen statt. Im Jahr 1944 dann drang die siegreiche und rachedurstige Rote Armee ohne Rücksicht auf menschliche Verluste nach Westen vor. Die Deutschen bestritten ihren Rückzug mit Zonen »verbrannter Erde«, und indem sie sogenannte »Festungen« bis zum letzten Mann verteidigten. In einer einzigen Großoffensive, der Operation Bagration, die die Front bis zur Weichsel vorschob, eroberte Marschall Rokossowski ganz Weißrussland zurück und vernichtete mehr als 50 deutsche Divisionen. Im Verlauf dieser Operation wurden Minsk und noch andere Großstädte dem Erdboden gleichgemacht. Dabei kamen zahllose Zivilisten ums Leben. Der Roten Armee auf dem Fuße folgte Stalins NKWD, die schlimmste Mordmaschine der Welt, und infiltrierte, verhaftete, folterte, deportierte, terrorisierte und erschoss die Überlebenden.

Ein dermaßen heimgesuchtes Land konnte nie wieder dasselbe sein. Litauen hatte durch die sowjetischen Operationen in den Jahren 1940/41 und 1944/45 große Bevölkerungsteile verloren. Die Polen wurden zunächst durch die Deportationen der Sowjetunion in der Frühzeit des Krieges, dann durch die deutsche Besatzung und schließlich durch die »Repatriierungskampagne« der Nachkriegszeit dezimiert. Die Juden wurden während des Krieges durch die SS ermordet und waren danach praktisch ausgelöscht. Die Weißrussen litten unter allen Kriegsparteien. Im Jahr 1945 wurden die Menschenverluste in Weißrussland auf 25 Prozent der Bevölkerung geschätzt. In keinem anderen

Teil Europas – weder in Polen, noch in den baltischen Staaten noch in der Ukraine noch in Russland – hatte ein Gemetzel dieses Ausmaßes stattgefunden.[109]

Nach dem Krieg standen Litauen und Weißrussland noch weitere 46 Jahre unter dem Joch der Sowjetunion, die die Frage eines erneuten Zusammenschlusses der beiden Republiken nicht einmal in Betracht zog. Beide Gebiete lagen nun nicht nur hinter dem Eisernen Vorhang der Nachkriegszeit, sondern waren durch ein zweites unsichtbares Gitter auch von den anderen Ländern des Sowjetblocks getrennt. Wiederaufbau lautete damals die Parole. Doch Litauen und Weißrussland wurden im Vergleich zu anderen Republiken, die höher in der Moskauer Gunst standen, schlechter behandelt. Politisch und ökonomisch steckten beide Regionen in der Zwangsjacke der kommunistischen Parteiherrschaft und der zentralistischen Kommandowirtschaft. Sozial waren sie künstlich homogenisiert worden, und nur im kulturellen und sprachlichen Bereich genossen sie wenigstens ein Minimum an Autonomie. In der Litauischen SSR wurde das Litauische als die wichtigste Unterrichts- und Verwaltungssprache beibehalten, und eine Elite litauischer Kommunisten machte große Anstrengungen, den Einfluss der Russen in Grenzen zu halten. Ende des 20. Jahrhunderts waren noch immer mehr als 80 Prozent der litauischen Bevölkerung sprachlich und ethnisch Litauer. Als sich der Zusammenbruch der Sowjetunion abzeichnete, wurde Litauen damit ein realistischer Kandidat für die Separation. Anfang 1991 war es die erste Sowjetrepublik, die ihre Unabhängigkeit forderte.[110]

Die Weißrussische SSR indessen war weniger kohärent, was ihre ethnische Zusammensetzung und weniger klar, was ihre Ziele betraf. Sie hatte sich nie ganz von den Zerstörungen in der Kriegszeit erholt. Die Zuwanderung ethnischer Russen konnte nicht aufgehalten werden, insbesondere was Führungspositionen betraf, und die neue russische Elite brachte russophile Ansichten mit. Die große Mehrheit der Bevölkerung bestand aus Einheimischen, die als kollektivierte Leibeigene des Staates kaum etwas über ihre eigene Geschichte und Kultur wussten. Religion wurde stark unterdrückt. Die unierte Kirche des Landes wurde nicht wieder zugelassen und auch die römisch-katholischen Kirchen blieben geschlossen, wie sie es seit 1917 waren. Die weißrussische Sprache, nun fast ausschließlich kyrillisch

geschrieben, war kein Instrument der Subversion. Auch wurde die Grenze zu Polen streng bewacht.

Trotzdem handelte die weißrussische Kommunistische Partei ohne Zögern, als der Augenblick des sowjetischen Zusammenbruchs kam. Sie war Gastgeber des Geheimtreffens, das am 9. Dezember in einer früheren Jagdhütte des Zaren in Wiskuli im Bialowieza-Wald stattfand, und auf dem die Vertreter Russlands, Weißrusslands und der Ukraine die Auflösung der Sowjetunion erklärten. Der größte Staat der Welt starb eines schmerzlosen Todes und damit viel leichter als das Großfürstentum fast 200 Jahre zuvor.

Archive sind gewissermaßen der Staub und die Asche eines toten Staates. Sie enthalten Dokumente über Monarchen, die regierten, Institutionen, die funktionierten, und Leben, die gelebt wurden. Wie Kartons mit Familiendokumenten, die auf dem Dachboden aufbewahrt werden, sind sie ein unverzichtbares Hilfsmittel für genaue Erinnerung und vertrauenswürdige Geschichtsschreibung.

Der Zustand der Archive ist deshalb ein guter Indikator für die Qualität der Erinnerung und die Verlässlichkeit der Geschichtsbücher. Sind sie wohlgeordnet, lässt sich daraus schließen, dass das Erbe vergangener Zeiten respektiert wird. Ist das Gegenteil der Fall, werden Erinnerung und Geschichte wahrscheinlich vernachlässigt. Eine der ersten Maßnahmen böswilliger Regime besteht darin, die Archive ihrer Vorgänger zu zerstören oder zu beschlagnahmen. Im Fall des Großfürstentums sind große Teile der Archive spurlos verschwunden.

Metryka Litewska oder »Litauische Matrikel« ist der gebräuchlichste Sammelbegriff für das ursprüngliche Archiv mit den Staatsdokumenten des Großfürstentums. Da es nicht mehr an einem Ort geführt wird, ist es schwer, seine Größe zu schätzen. Mindestens jedoch bestand es aus 1000 riesigen ledergebundenen Kopialbüchern, die in sechs Hauptbereiche gegliedert waren: Bücher mit Inschriften (das heißt Zusammenfassungen von Gesetzen und Dekreten), Bücher mit »öffentlichen Angelegenheiten« (Dokumente aus dem Büro des Großkanzlers), *Sigillata* (Kopien von Dokumenten, die mit dem Siegel des Großfürstentums erschienen waren), außerdem Gerichtsbücher, Grundbücher und Legationsbücher über außenpolitische Angelegenheiten. Die erfasste Zeitspanne der Litauischen Matrikel reicht vom sehr frühen 13. bis zum sehr späten 18. Jahrhundert. Die wichtigsten verwendeten Sprachen sind *ruski*

(Altweißrussisch), Lateinisch und Polnisch.

Die Lokalisierung und Rekonstruktion der *Metryka Litewska* war eine faszinierende akademische Detektivarbeit, die nur mit modernster Technik zu bewerkstelligen war. Sie wurde lange verzögert, zum Teil weil die interessiertesten Parteien keinen Zugang hatten und zum Teil weil die russischen und sowjetischen Archivare ihre eigene Agenda verfolgten. Heute jedoch kann man mit einiger Gewissheit sagen, dass die Dokumente des Großfürstentums in neun oder zehn Schritten in alle Winde verstreut wurden:

- Im Jahr 1572, nach der Realunion mit Polen, wurde die Masse der Bücher (nicht jedoch die Register) von Mikolaj »dem Roten« Radziwiłł, dem letzten Kanzler des Großfürstentums nach Nieświze mitgenommen und dort im Palast der Radziwiłłs untergebracht. Laut Aussage der Radziwiłłs waren die unschätzbar wertvollen Papiere ihnen zur sicheren Verwahrung übergeben worden; andere behaupteten, sie hätten sie gestohlen.
- Von 1572 bis 1740 wurde das Archiv über die Zeit der Realunion zusammen mit den älteren Registern in der Kanzlei des Großfürstentums in Vilnius aufbewahrt. Die meisten Dokumente über Auswärtige Angelegenheiten wurden in der *Metryka Koronna* (der polnischen Kronmatrikel, A. d. Ü.) archiviert. In die *Metryka Litewska* kamen zahlreiche Akten, die sich auf die Tataren bezogen.
- Während der schwedischen Invasion von 1655/56 wurde eine große Zahl von Dokumenten und Verzeichnissen geraubt und nach Stockholm gebracht. Ein Teil der Beute wurde gemäß des Vertrags von Oliwa (1660) zurückgegeben, aber eine wichtige Gruppe von Registern blieb in Schweden.
- Im Jahr 1740 wurde die Kanzlei des Großfürstentums mit ihren Akten nach Warschau verlegt; etwas später wurde eine gemeinsame polnisch-litauische Archivverwaltung eingeführt. Ab 1777 wurden alle Kopialbücher durch polnische Zusammenfassungen ergänzt, weil die Mehrheit der Archivare nicht mehr kyrillisch lesen konnte. Begonnen wurde mit dem riesigen Projekt, eine vollständige Kopie des gesamten Archivs herzustellen und alle in *ruski* verfassten Texte in die lateinische Schrift zu transkribieren.
- Im Jahr 1795 wurde der Bestand des Warschauer Archivs und der Warschauer Bibliotheken zusammen mit den noch vorhandenen Registern von der russischen Armee

beschlagnahmt und nach Sankt Petersburg gebracht, wo er bald darauf durch das Archiv von Nieśwież ergänzt wurde.

- Im Lauf des 19. Jahrhunderts brachen die Archivare des Russischen Reiches die polnisch-litauischen Akten auf und ordneten sie neu, damit sie ihren eigenen administrativen Zwecken entsprachen. So wurde zum Beispiel alles, was sich auf die Ukraine bezog, nach Kiew geschickt.
- Im Jahr 1887 wurde in Sankt Petersburg ein unvollständiger und ungenauer Katalog der *Metryka Litewska* kompiliert und publiziert. Im Jahr 1921 wurde im Vertrag von Riga zwischen Polen und den Sowjetrepubliken die Wiederherstellung aller Archive vereinbart, die 1795 aus Warschau entfernt worden waren. Doch die Vereinbarung blieb Makulatur.
- Im Jahr 1939 entfernte der polnische Archivdienst so viele Dokumente wie möglich aus dem Warschauer Zentrum, aber große Teile der Vorkriegssammlungen gingen während des Krieges durch Brände, Bombardements und deutsche Plünderung verloren.

Ein offensichtlicher Schluss aus dieser Geschichte ist, dass Vilnius und Minsk wahrscheinlich gar nicht die besten Orte sind, um die Quellen für die Erforschung des Großfürstentums aufzufinden.

Die Aufgabe, das Archivpuzzle zusammenzusetzen, wurde in den 1920er- und 1930er-Jahren von polnischen Wissenschaftlern erstmals in Angriff genommen. Doch ihre Arbeit war noch längst nicht abgeschlossen, als der Krieg ausbrach. Unter den Bedingungen der Nachkriegszeit wurde dann den Bedürfnissen der Sowjetunion absolute Priorität eingeräumt. Unparteiische Forschungsanstrengungen standen hier nicht zur Debatte.

So kam es, dass schließlich mit großer Verspätung Patricia Kennedy Grimsted von der amerikanischen Harvard University die Heldin wurde, die die Pionierarbeit leistete. Sie begann ihre Forschungsergebnisse in den 1980er-Jahren zu publizieren. Dabei hatte sie ursprünglich vorgehabt, die Bestände des gesamten sowjetischen Staatsarchivs zusammenzufassen, dessen Archivare ihre Kataloge bis dahin wie Staatsgeheimnisse gehütet hatten. Dann jedoch merkte sie, dass viele Dokumente ursprünglich aus dem Großfürstentum stammten, aber auseinandergerissen und weit verstreut unter irreführenden Überschriften und Identifikationsnummern erhalten geblieben waren. Sie stellte

außerdem fest, dass die Register in Stockholm, zu denen sie uneingeschränkten Zugang hatte, von unschätzbarem Wert waren. Mit ihrer Hilfe konnte sie Dokumente aufspüren, die sich in verschiedenen Teilen Polens oder der Sowjetunion befanden und deren Existenz anders nicht hätte bewiesen werden können. Am Ende stand ein unvergleichlich besseres Verständnis, was das archivalische Erbe des Großfürstentums betraf.[111]

Seither ist die Erforschung der Primärquellen viel leichter geworden, und Wissenschaftler aus vielen Ländern rackern sich damit ab, den Rückstand von zwei Jahrhunderten aufzuholen. Die Lücken und Probleme sind immer noch gewaltig, doch es ist ein großer Trost zu wissen, dass nicht alles verloren ging. Selbst für Amateurhistoriker ohne besondere Kenntnisse ist es sehr aufregend eine der Inventarlisten zu öffnen und das Rohmaterial der Geschichte des Großfürstentums mit eigenen Augen zu sehen.

Ein wichtiges Relikt hat sich freilich nie in den Archiven befunden. Der Leichnam des letzten Königs und Großfürsten, der im Februar 1798 in der Katharinenkirche in Petersburg standesgemäß bestattet wurde, ruhte 140 Jahre lang ungestört in seinem Grab. Dann, im Jahr 1938, wurde der Sarkophag auf Beschluss der sowjetischen und polnischen Behörden, die mit der Erfüllung der Restitutionsklauseln im Vertrag von Riga betraut waren, aufgebrochen und der darin eingeschlossene Sarg auf die Reise nach Polen geschickt. Da jedoch Stanisław August in Vorkriegspolen eher negativ gesehen wurde, war die Regierung dagegen, ihn in der königlichen Krypta auf dem Wawel in Kraków zu bestatten, und der Sarg wurde stattdessen in die Kapelle von Woltschin (Wolczyn) bei Brest, dem Geburtsort von Stanisław August im ehemaligen Großfürstentum, gebracht. Während des Krieges und in der sowjetischen Nachkriegszeit wurde Woltschin völlig zerstört, und die baufällige Kapelle wurde von einer Kolchose als Lager für ihren Dünger benutzt. Deshalb kamen die pulverisierten Überreste, die 1995 in die Johanneskathedrale in Warschau »heimgeführt« wurden, nicht wirklich heim; und es ist auch keineswegs sicher, dass es sich wirklich um die Überreste von Stanisław August handelte.[112]

In den Bereichen Kunst, Architektur und Sozialgeschichte wurde von einem Archivar und Bibliothekar, der seine zweite Lebenshälfte in Schlesien verbrachte ein weiterer unvergleichlicher Liebesdienst verrichtet. In den 1930er-

Jahren machte Roman Aftanazy, ein leidenschaftlicher Radfahrer und Fotograf, mit Kamera und Notizbuch Touren an der polnischen Ostgrenze und legte eine Sammlung mit Anmerkungen versehener Bilder von Burgen und Landhäusern an. Nach dem Krieg, als viele der historischen Gebäude zerstört waren, stellte er fest, dass seine Sammlung zwar unvollständig, aber einzigartig war. Und so erstellte er in den folgenden 40 Jahren eine detaillierte fotografische und beschreibende Dokumentation sämtlicher Landsitze in Litauen, Weißrussland und der Ukraine. Darüber hinaus nahm er Kontakt mit allen überlebenden früheren Besitzern auf und überredete sie, ihm sämtliche erhaltenen Fotografien, Pläne, Inventarlisten oder Familiengeschichten zuzusenden. Das Unternehmen war unter den Kommunisten sehr gewagt und völlig illegal, doch die Ergebnisse waren sensationell: Im Jahr 1986 veröffentlichte Aftanazy die ersten Bände (von insgesamt 22) einer Arbeit, in der mehr als 1500 Residenzen aufgeführt und detailliert beschrieben sind. Teil I, der aus vier Bänden besteht, behandelt das frühere Großfürstentum und ist nach den Palatinaten gegliedert, die es dort im 17. und 18. Jahrhundert gab. Allein für das Palatinat Wilnja gibt es 148 ausführliche Einträge von Abele bis Zyrmuny. Das Werk ist kein bloßer Katalog, sondern ein umfassendes Kompendium mit vollständigen Berichten über fast alle landbesitzenden Familie und ihre Güter, einschließlich der Gebäude, Galerien, Gärten, Möbel, Stammbäume, Familienlegenden und Schicksale – eine höchst umfangreiche intellektuelle Rettungsoperation für eine verlorene Welt. [113]

In dem Band über die Landsitze im Palatinat Brest wird auch der Geburtsort des letzten Königs und Großfürsten beschrieben:

Der Landsitz Woltschin lag im Nordwesten von Brest, in der Nähe der Stelle, wo die Puwa in den Bug mündet. Mitte des 16. Jahrhunderts hatte er der Familie Soltan gehört, und 1586 baute Jaroslaw Soltan, der Starost von Ostryn, dort eine orthodoxe Kirche. Im Jahr 1639 wurde vom nächsten Besitzer, Alexander Gosiewski, dem Woiwoden von Smolensk, die erste hölzerne katholische Kirche errichtet …
Zwischen 1708 und 1720 [während des Großen Nordischen Krieges] ging das Gut durch Verkauf oder Vererbung an die Sapiehas, die Flemings, die Czartoryskis und the Poniatowskis …
Stanisław Poniatowski erwies sich als exzellenter Verwalter. Er vergrößerte den von den Sapiehas begonnenen Palast, gestaltete 20 Höfe um, baute mehrere Wassermühlen, reduzierte die Abgaben seiner Leibeigenen, züchtete eine Herde Rasserinder und baute eine Flotte von Lastkähnen, um [auf dem Fluss] Getreide nach Danzig zu verschiffen. Im Jahr 1733 eröffnete er die achteckige Kapelle, in der sein Sohn, der künftige König, getauft werden sollte.

Trotzdem wurde der Landsitz 1744 an Poniatowskis Schwiegersohn, den litauischen Kanzler Michał Czartoryski verkauft. Er vollendete Mitte des Jahrhunderts den Palast, indem er an den zentralen, aus Fichtenstämmen erbauten Mittelbau, steinerne Flügel anfügte. Außer 92 Haupträumen verfügte der Palast über eine Bibliothek, ein Theater, eine Orangerie, eine freskengeschmückte Loggia und eine Parkanlage von 60 *morgs* [Morgen, A. d.Ü.]. Die Möbel und die Wandbehänge waren französisch und die Gemälde vorwiegend italienisch. Porträts von Karl XII., August II. und III. und von Stanisław Poniatowski selbst hingen an Ehrenplätzen … Da Woltschin relativ nahe an der Hauptstadt Warschau lag, fanden dort zahlreiche Bälle, Gartenfeste, Theatervorstellungen und Bootsrennen statt.
[Nach der Ersten Teilung jedoch] verlegten die Czartoryskis ihren Hauptsitz 1775 nach Pulawy [bei Lublin], und Woltschin wurde vernachlässigt. [Nach der Dritten Teilung von 1795 lag es im Russischen Reich und wurde verlassen.] Die Familie verkaufte es schließlich 1838, um Schulden zu begleichen, und Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der [verfallene] Palast abgerissen. Erhalten blieb nur noch die Kapelle, nachdem sie von den Behörden des Zaren für orthodoxe Gottesdienste umgerüstet worden war. Das Kirchenbuch der Kapelle, in dem die Taufe von König Stanisław August aufgezeichnet war, wurde in einer nahe gelegenen katholischen Gemeinde aufbewahrt. Die erneute Renovierung der Kapelle, bei der sie wieder in ein katholisches Gotteshaus umgewandelt wurde, war abgeschlossen, als 1938 der Sarg des Königs aus Leningrad überführt wurde.[114]

Aber auch sorgfältig rekonstruierte Dokumente und materielle Überreste erzählen nicht die ganze Geschichte. So mancher glaubt vielleicht, analog zur religiösen Vorstellung, dass das Großfürstentum nicht nur einen sterblichen Körper, sondern auch eine unsterbliche Seele oder einen unsterblichen Geist habe. Denn immer noch bringt es alles Mögliche hervor: Mythen, Legenden, Geschichten und literarischen Widerhall, den so mancher bemerkt und auszulegen versucht.

Eine der bekanntesten literarischen Äußerungen über das Leben im 20. Jahrhundert geht davon aus, dass die moderne Welt auf einem »Haufen zerbrochener Bilder« aufgebaut ist. Und eines der ersten von vielen geheimnisvollen Fragmenten, die über T. S. Eliots Gedicht, *Das öde Land* verstreut sind, lautet: »Bin gar keine Russin, stamm' aus Litauen, echt deutsch.« Diese Worte, die im Original auf Deutsch von einer unbekannten Frau geäußert werden, sind so obskur und rätselhaft, dass sie fast unsinnig wirken und natürlich zur Spekulation einladen. Sie könnten sich, wie die Witwe des Dichters vermutete, auf eine reale Frau beziehen, die der Dichter in Paris getroffen hatte. Oder sie könnten ein raffiniert verborgener Bezug auf eine Figur in H. G. Wells' *New Machiavelli* (1911) sein, die keine Litauerin, sondern eine Lettin aus Kurland ist. »Die Zeile ist kein direktes Zitat«, sagt der neueste literarische Spürhund, »sondern eine Transponierung, vorgenommen … um alle Stimmen als eine

Stimme, alle Frauen als eine Frau zu hören«.«[115] Der Historiker verzichtet darauf, sich an diesen Spekulationen zu beteiligen. Wichtig ist, dass Echos von etwas, das man zwar »Litauen« nennt, das aber ganz anders ist als das moderne Litauen, noch lange nach dem Untergang des Großfürstentums nachklingen und dass dieses alte Litauen, wie Eliot wusste, nicht mit Russland gleichzusetzen ist. Das Großfürstentum ist nurmehr eines der »zerbrochenen Bilder«, die das unvollständige kollektive Wissen über die europäische Kultur bereichern.

A *Bojar* bedeutet Krieger. Der Begriff wurde im Kiewer Rus, im Großherzogtum und später auch in Moskowien gebraucht. Er bezieht sich auf die Mitglieder einer militärischen Elite, die im Lauf der Zeit auch die wichtigsten politischen Berater des Fürsten wurden.

B Die *Ukraina*, ganz grob das Gebiet zwischen Kiew und der Schwarzmeerküste, war das europäische Äquivalent des späteren Wilden Westens in Amerika. Sie war, mit Ausnahme der Täler des Don, des Dnjepr und des Dnjestr, von weiten offenen Steppen beherrscht, und wurde erst in frühmoderner Zeit unter polnischer Herrschaft endgültig besiedelt.

C Bis 1699 wurden im Russischen Kalender die Jahre ab der Schaffung der Welt gezählt, und der Neujahrstag lag am 1. September. Nach 1699 wurde der Julianische, und nicht der Gregorianische Kalender eingeführt.

D Wegen des polnisch-schwedischen Konflikts von 1621–1635, der während der Feldzüge Gustavs II. Adolf begann, wird für den Konflikt von 1654–1660 in der polnischen Geschichtsschreibung die Bezeichnung Zweiter Nordischer Krieg vorgezogen. Robert Frost, *The Northern Wars: War, State and Society in North-eastern Europe, 1558–1621*, Harlow 2000, verwendet ebenfalls diese Bezeichnung.

E Insbesondere Friedrich der Große von Preußen und Katharina die Große von Russland. Ihr rationales Staatsverständnis wurde von Apologeten überschwänglich gepriesen, die in sicherer Entfernung von den Kriegen und Verwüstungen lebten, die beide Herrscher gewohnheitsmäßig anzettelten.

6

Byzanz

Goldener Zweig im Sternenlicht
(330–1453)



Die Bosporus-Brücke

I

Istanbul ist die viertgrößte Stadt Europas und die größte der Türkei. Sie erstreckt sich über die Gewässer des eindrucksvollen Bosporus; ihre alten Vororte liegen auf der europäischen, die neueren östlichen Stadtviertel auf der asiatischen Seite. Als *Byzantion* im 7. Jahrhundert v. Chr. von griechischen Siedlern aus Megara gegründet, änderte die Stadt 330 n. Chr. ihren Namen in Konstantinopel, als sie die Hauptstadt des Römischen Reiches wurde, und 1453 wurde sie in Istanbul umbenannt, als sie zur Hauptstadt des Osmanischen Reiches ausgerufen wurde. Da sie den einzigen

Schifffahrtsweg zwischen dem Mittelmeer und dem Schwarzen Meer beherrscht, verfügt sie über eine einzigartige strategische und ökonomische Bedeutung. Zu ihren historischen Monumenten gehört die Schlangensäule aus der griechischen Zeit, die seit nahezu 2000 Jahren in der Mitte des Hippodroms steht; aus der römischen Periode stammen die Sophienkirche, das Valens-Aquädukt und die unübertroffene Theodosianische Mauer; und in der osmanischen Zeit entstanden der Topkapi-Palast des Sultans und die Süleiman-Moschee. Das Goldene Horn, jener natürliche Hafen, der Griechen, Römer und Türken gleichermaßen anzog, liegt im Herzen der Stadt. Hier ist es von Europa nach Asien nur einen Katzensprung. Auf großen Plakaten steht: *»Hoş karşilamak türkiye«* (»Willkommen in der Türkei«)[1].

Für eine eingehendere Beschäftigung mit dem Istanbuler Leben werden meist die Romane von Orhan Pamuk empfohlen, insbesondere sein Roman *Istanbul. Erinnerungen an eine Stadt.* In der Begründung zur Verleihung des Literatur-Nobelpreises 2006 an Pamuk schrieb die Schwedische Akademie: »Auf seiner Suche nach der melancholischen Seele seiner Heimatstadt hat Pamuk neue Symbole für den Zusammenstoß und die Verflechtung von Kulturen gefunden:

> Durch die großen Balkontüren wehte ein frühlingshafter Lindenduft herein, drunten spiegelten sich die Lichter der Stadt im Goldenen Horn, sodass sogar ärmliche Viertel wie Kasimpaşa einen ganz manierlichen Eindruck machten. Ich spürte, dass ich ein glückliches Leben führte, das noch dazu als Einstimmung auf ein künftiges noch glücklicheres Leben gelten durfte. Was ich an dem Tag Gravierendes erlebt hatte, brachte mich natürlich durcheinander, aber hatte nicht jeder seine Geheimnisse, Beklemmungen und Befürchtungen? Auch unter den schicken Gästen hier mochte so mancher seine seelische Wunde haben …[2]

Pamuk erzählt von den Schmerzen Istanbuls und seinem eigenen Innenleben mit emotionaler Präzision. Von sich selbst sagt er: »Ich bin … ein lebender Toter« (siehe S. 359), und über seine Stadt meint er: »Istanbul ist keine große, bedeutende Stadt mehr, geschweige denn eine Weltstadt. Es ist eine kleine Insel, die in ihren eigenen Ruinen versinkt.«[3] Diese introspektive Haltung verleiht Pamuks Arbeit geistige Tiefe, und durch sein Interesse für unterschiedliche soziale Milieus und widerstreitende intellektuelle Traditionen gewinnt sie zudem an Breite.

Doch in gewisser Weise ist Pamuks Sicht erstaunlich verengt. Die Leser werden vergeblich nach vielen der

Symbole und Bezüge suchen, an die man bei einer solch reichen Geschichte denken würde. Seine vielgerühmte »Erforschung einer weitgefächerten Kulturgeschichte« erweist sich als vollkommen turkozentrisch. »Der Osten« in seinem Verständnis ist das Treibgut des späten Osmanischen Reiches. »Der Westen« steht für Atatürks säkulare, europäisierte nationale Republik und deren ausländische Inspirationsquellen. Die Vergangenheit, so scheint es, reicht nicht weiter zurück als bis zur Welt seiner Eltern und Großeltern. Pamuks melancholische Kunst ist das Werk eines modernen *Istanbullu*, der durch eine bemerkenswerte historische Kurzsichtigkeit geprägt ist: ein Schriftsteller, der nur die jüngste Vergangenheit in den Blick nimmt und alles andere ausblendet.



Im Jahr 2010 war Istanbul zusammen mit dem deutschen Ruhrgebiet und der ungarischen Stadt Pées eine der drei Europäischen Kulturhauptstädte. Nachdem die

Arbeitsgruppe »Istanbul 2010 ECOC Agency« ihre Tätigkeit aufgenommen hatte, präsentierte sich die Stadt mit Energie und Elan unter dem Motto: *»Avrupa Kültür Başkenti«.* Im Rahmen des Kulturprogramms fanden Hunderte von Veranstaltungen auf unterschiedlichsten kulturellen Gebieten statt, visuelle Kunst, Musik, Film, Literatur, Theater und traditionelle Künste wurden ebenso einbezogen wie die Stadtkultur, das Bildungswesen, das kulturelle Erbe, die Museen, der Tourismus und der Sport. Die Feierlichkeiten begannen am 10. Januar mit einer Veranstaltung im Kongresszentrum am Goldenen Horn, an der der türkische Staatspräsident Abdullah Gül und Ministerpräsident Racep Tayyip Erdoğan teilnahmen. »Ich grüße sie alle, von Kaiser Konstantin bis zu Sultan Mehmet dem Eroberer«, erklärte Erdoğan, »von Sultan Suleiman bis zu Mustafa Kemal Atatürk, die Istanbul seit seiner Gründung verziert haben wie eine reiche Stickerei«.[4] Das Kulturjahr endete zwölf Monate später mit einer Abschlussveranstaltung mit Staatsminister Egeman Bağiş. »Die Welt hat mit diesem Projekt Istanbul wiederentdeckt«, verkündete der Minister selbstbewusst. »Istanbul ist nicht nur eine europäische Stadt; es ist die Stadt, welche die europäische Kultur geprägt hat.«[5]

II

Byzanz – der moderne Name stammt nicht aus dem Griechischen, sondern leitet sich aus dem lateinischen *Byzantium* ab – ist ein Teil der historischen Realität; trotz unterschiedlicher Benennungen besaß die Stadt seit ihrer Gründung eine dauerhafte und sich entfaltende Präsenz. Das »Byzantinische Reich« dagegen war kaum mehr als ein intellektuelles Konstrukt, eine Abstraktion, wie man auch sagen könnte, die niemals real existierte. Propagiert von den Philosophen der Aufklärung – die Byzantiner bezeichneten ihr Territorium gern als »Römisches Reich« –, war diese Bezeichnung ein zweckdienliches Etikett, das erfunden wurde, nachdem der betreffende Staat schon lange untergegangen war, und ein Ersatz für einen weiteren Kunstnamen – das »Griechische Reich« –, der von anderen Historikern (auch von Gibbon) bevorzugt wurde. Seine Erfinder lehnten theokratische Staaten grundsätzlich ab und konnten den Gedanken nicht ertragen, dass ein Römisches Reich nicht von Rom regiert wurde.

Die Verlagerung des politischen Schwerpunkts des Römischen Reiches von Italien nach Osten vollzog sich sehr langsam. Die Spaltung des Reiches in einen westlichen und einen östlichen Teil, die jeweils über einen eigenen Kaiser verfügten, wurde 285 n. Chr. von Diokletian in die Wege geleitet; Konstantin I. erklärte im Jahr 330 Konstantinopel zur neuen Hauptstadt; das Westreich brach 476 zusammen, und der endgültige Verlust Italiens erfolgte stufenweise zwischen dem ersten Einfall der Lombarden im Jahr 567 und ihrem schließlichen Einzug in Rom 772. Dies war der Zeitpunkt − 440 Jahre nach der Gründung Konstantinopels –, an dem das Reich seine westlichen Provinzen endgültig verlor und an dem man sagen kann, dass die Bewohner des Westteils aufhörten, das Reich als »ihres« zu betrachten.

Das Römische Reich war nie in erster Linie westlich geprägt und auch nicht rein römisch. Die Römer hatten in der Zeit der Republik Griechenland und die griechischsprachige hellenische Welt erobert (darunter auch Byzanz), lange bevor sie in weiter entfernte Länder wie Gallien, Deutschland oder Britannien vorstießen. Die Vermischung der griechischen und römischen Traditionen war von grundlegender Bedeutung für alle späteren Entwicklungen. In der Zeit nach dem Tode des ersten Kaisers Augustus (reg. 27 v. Chr. bis 14 n. Chr.) war das hellenisierte Ägypten die wohlhabendste und bevölkerungsreichste Provinz des Imperiums. Das Christentum, die künftige Staatsreligion des Reiches, kam ebenfalls aus dem Osten, und dort residierten auch vier der fünf Kirchenpatriarchen. Als Diokletian, der 49. Kaiser, das Reich in zwei Hälften teilte, ließ er sich zum *Augustus* des Ostens ausrufen, und als der 56. Kaiser die Hauptstadt des Reiches vom Tiber an den Bosporus verlegte, trug er dadurch nur dem sich vollziehenden tiefen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandel Rechnung.

In der Folge wurde das Römische Reich orientalischer, sowohl in geografischer als auch in gesellschaftlicher Hinsicht. Als das Christentum nach 380 unter dem 66. Kaiser Theodosius I. (reg. 379–395) eine religiöse Monopolstellung erlangte, wurde der »Cäsaro-Papismus« bald zur Norm. Der *basileus* (Kaiser) herrschte als *autocrator* wie auch als *pontifex maximus;* Kirche und Staat verschmolzen. Im 5. Jahrhundert wurden die Provinzen Britannien, Gallien, Germanien und (Nord-)Afrika von »Barbarenhorden« überrannt; im 6. Jahrhundert begannen sich, trotz eines

vorübergehenden Wiedererstarkens des Reiches unter dem 88. Kaiser Justinian (reg. 527–565), Hispanien und Italien aus dem Imperium herauszulösen. Das Reich wurde auf das Gebiet des heutigen Balkan und der Levante reduziert. Im 7. Jahrhundert trennten die Langobarden den größten Teil Italiens ab; zudem erfolgten erste Vorstöße des erstarkenden Islam, mit dessen Anhängern sich das Reich acht Jahrhunderte lang einen erbitterten Kampf liefern sollte. Im 11. Jahrhundert wurde das Reich durch die Kirchenspaltung von der lateinischen Westkirche abgetrennt, was zur dauerhaften Teilung von orthodoxen und katholischen Christen führte. Zugleich betrachteten sich die Herrscher und die Untertanen des Reiches, obwohl sie die griechische Sprache verwendeten, weiterhin als Römer und bezeichneten ihr Heimatland entweder als *Romania* oder als *Pragmata Romaion*, das »Land der Rhomäer«. Dies wurde von den Bewohnern des Westens als Anmaßung empfunden, und vor allem die Philosophen der Aufklärung konnten dies nicht akzeptieren.

All jenen, die sich von der Vorstellung der »westlichen Zivilisation« einnehmen ließen, erscheint das Byzantinische Reich als deren Antithese – als der Ausgestoßene, der Sündenbock, der Paria, der unerwünschte »Andere«.[6] Obwohl dieses Reich länger Bestand hatte als alle anderen Königreiche oder Imperien in Europa und es die gesamte Palette aller Tugenden, Laster und Geistlosigkeiten der Jahrhunderte zu bieten hatte, wurde es in der Moderne dauerhaft mit Verunglimpfungen und Schmähungen bisher nicht gekannten Ausmaßes überzogen. Diese Einschätzung wurde von Voltaire wenn nicht erfunden, so gewiss maßgeblich gefördert. »Byzanz«, schrieb der Weise von Ferney im Jahr 1751, sei »eine Geschichte finsterer Räuberbanden« und »eine Schande für den menschlichen Geist«.[7]

Montesquieu befasste sich einem seiner frühen Werke mit dem Verfall des spätrömischen Reiches, für das er das Adjektiv »byzantinisch« im heutigen Sinne erfand. Seinen wichtigsten Beitrag zum politischen Denken bildete seine Theorie der »Gewaltenteilung«, und da es in Byzanz keine derartige Teilung gab, stand er diesem Staatswesen zwangsläufig ablehnend gegenüber. »Fürderhin«, schrieb er, nachdem er den römischen Namen genannt hatte, »ist das griechische Reich nicht mehr als ein Gewebe aus Aufständen, Aufruhr und Niedertracht … Revolutionen haben neue

Revolutionen hervorgerufen, sodass die Wirkung zur Ursache wurde«.[8] Ähnlich abschätzig äußerte sich Georg Friedrich Wilhelm Hegel, der Begründer der modernen Geschichtsphilosophie. Die Geschichte des oströmischen Reiches, erklärte Hegel, »stellt uns eine tausendjährige Reihe von fortwährenden Verbrechen, Schwächen, Niederträchtigkeiten und Charakterlosigkeit dar, das schauderhafteste und deswegen uninteressanteste Bild«.[9] Das war die vorherrschende Stimmung zur Zeit der Aufklärung. Aber hatte etwa das Reich des Augustus keine Verbrechen gekannt?

Am wortgewaltigsten formulierte wohl der berühmte britische Historiker Edward Gibbon die Verachtung, die in der Aufklärung Byzanz entgegengebracht wurde. Dank Gibbon verbreitete sich die Auffassung, die gesamte byzantinische Geschichte sei ein unerbittliches Fortschreiten des Verfalls gewesen, der nur durch den ersehnten Augenblick seines endgültigen Untergangs beschleunigt oder verlangsamt wurde. Im berüchtigten Kapitel 48 seines Hauptwerks, in dem er die Herrschaft der byzantinischen Kaiser von Heraklios (Nr. 93, reg. 610–641) bis zu Alexios V. (Nr. 151, reg. 1204) nachzeichnet, ließ Gibbon seiner Voreingenommenheit und Häme geradezu lustvoll freien Lauf. Das griechische Reich, schrieb Gibbon in diesem Kapitel, sei geprägt durch den Triumph der Barbarei und des Aberglaubens, und »[sein] Schicksal … ist jenem des Rheins verglichen worden, dessen Gewässer sich im Sande verlieren, bevor sie sich mit dem Ozean vermengen können.«[10] Und weiter:

»Aber die Unterthanen des byzantinischen Reiches, welche die Namen sowohl der Griechen als der Römer annehmen und entehren, bieten nur eine tote Einförmigkeit verworfener Laster, weder durch die Schwäche der Menschlichkeit gemildert noch durch die Kraft denkwürdiger Verbrechen belebt … und auf dem Throne, im Lager, in den Schulen suchen wir, suchen mit vergeblichem Fleiße nach Namen und Charakteren, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.«

Seine Kritik ist scharf und bissig:

Von einem Zeiträume von achthundert Jahren breitet sich über die vier ersten Jahrhunderte eine Wolke, die nur zuweilen durch schwache und gebrochene Strahlen historischen Lichtes zerrissen wird … Die vier letzten Jahrhunderte sind von dem Mangel an Armuth frei; mit der Familie der Komnenen lebt die historische Muße von Konstantinopel auf, aber ihre Tracht ist bunt, ihre Bewegungen sind ohne Gefälligkeit und Anmuth. Eine Reihe von Priestern oder Höflingen traten Einer in des Anderen Fußstapfen auf demselben Pfade der Knechtschaft und des Aberglaubens, ihre Ansichten sind engherzig, ihr Urtheil ist

schwach oder verderbt, und wir schließen das Buch voll weitschweifiger Dürre, wie zuvor im Dunklen über die Ursachen der Ereignisse, die Charaktere der handelnden Personen und die Sitten der Zeiten, welche es preist oder beklagt.

Von der Peitsche Gibbons bleibt keiner der 60 Herrscher verschont, die in diesem langen Kapitel erwähnt werden. In den Ausführungen über Kaiserin Irene beispielsweise, die letzte Herrscherin der Syrischen Dynastie (Nr. 110, 797–802), die ihren eigenen Sohn blenden ließ (worüber Voltaire ein Stück schrieb), kennt sein Zorn kein Halten mehr:

Auch die orthodoxeste Bigotterie hat mit Recht die unnatürliche Mutter verflucht, deren Gleichen in der Geschichte der Verbrechen nicht leicht zu finden sein dürfte. Ihrer blutigen That hat der Aberglaube eine siebzehntägige Finsternis als Folge gegeben, während welcher mehrere Schiffe um Mittagszeit von ihrer Bahn abgetrieben wurden, gleich als ob die Sonne, ein so ungeheurer und so ferner Feuerball, Mitgefühl mit den Atomen eines um sie sich wälzenden Planeten haben könnte. Auf der Erde blieb Irenes Verbrechen fünf Jahre lang ungestraft, ihre Regierung war mit finsterem Glanze gekrönt, und wenn sie die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen bringen konnte, hörte sie weder noch berücksichtigte sie die Vorwürfe des Menschengeschlechts. Die römische Welt beugte sich vor der Herrschaft einer Frau, und wenn sie durch die Straßen von Konstantinopel zog, wurden die Zügel ihrer vier milchweißen Rosse von eben so vielen Patriciern gehalten, die zu Fuße vor dem goldenen Wagen ihrer Königin gingen. Aber diese Patricier waren größtenteils Eunuchen, und ihre schwarze Undankbarkeit rechtfertigte bei dieser Veranlassung den Hass und die Verachtung der Menschen gegen solche Personen.

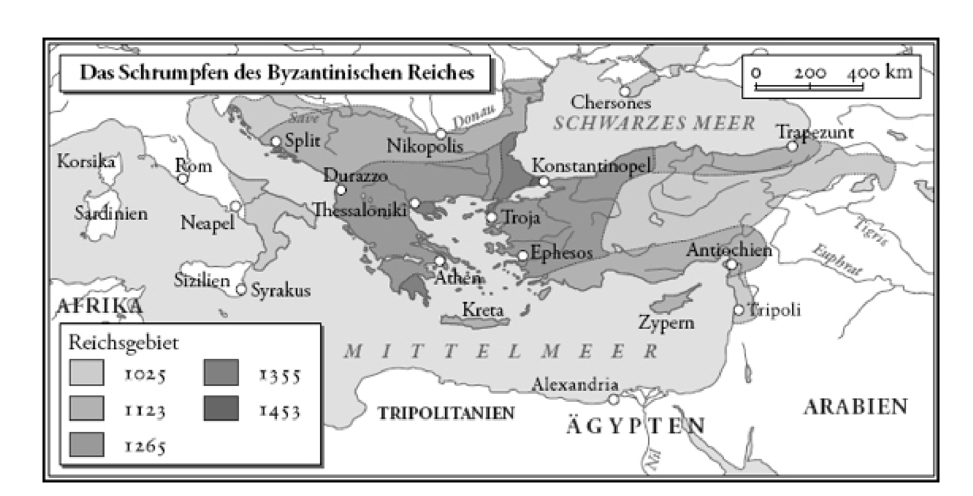
In anderen Fällen ist der Spott die Waffe seiner Wahl:

Der Name Leo des Sechsten ist mit dem Titel eines Philosophen geschmückt worden, und die Vereinigung des Fürsten mit dem Weisen, der thätigen mit der denkenden Tugend würde in der That die Vollendung der menschlichen Natur sein. Aber die Ansprüche Leos stehen tief unter dieser idealen Vortrefflichkeit. Unterwarf er etwa seine Leidenschaften der Herrschaft der Vernunft? Sein Leben verging in Mitte der Pracht des Palastes, unter seinen Weibern und Beischläferinnen; ja sogar die Milde, die er entfaltete, und der Friede, den er zu erhalten strebte, müssen der Weichheit und Trägheit seines Charakters zugeschrieben werden. Zerstreute er etwa seine und seiner Unterthanen Vorurtheile? Sein Geist litt an dem knabenhaften Aberglauben; der Einfluss der Geistlichkeit und die Irrthümer des Volkes wurden durch seine Gesetze geheiligt, und die Orakel des Leo, welche in prophetischer Sprache das Schicksal des Reiches offenbaren, stützen sich auf die Künste der Sterndeuterei und Wahrsagerei. Wenn wir nachfragen, warum er den Namen des Weisen führt, so kann nur klar geantwortet werden, dass [er] minder unwissend war als der größte Theil seiner Zeitgenossen in Kirche und Staat.

Gibbon war bei der Arbeit an *Niedergang und Fall des Römischen Weltreiches* in Schwierigkeiten geraten. Nach 47 Kapiteln war er erst am Ende des 6. Jahrhunderts angelangt und vor ihm lagen noch weitere neun Jahrhunderte, die es zu behandeln galt. Er musste dringend sein Arbeitstempo beschleunigen, und beim 48. Kapitel begann er damit.

Sprachlich war es herausragend, aber wie selbst seine Bewunderer einräumen, »historisch war es das schwächste«.[11]

Durch die Angriffe der Aufklärung wurde die traditionelle Byzantinistik, die Mitte des 15. Jahrhunderts in Italien von geflohenen Gelehrten aus Konstantinopel begründet worden war, weitgehend ausgelöscht. In den vergangenen zwei Jahrhunderten wurden jedoch mehrfach Versuche unternommen, das Byzantinische Reich als ein legitimes Forschungsobjekt zu rehabilitieren. Als Erste bemühten sich Johann Joachim Winckelmann und andere deutsche Historiker um eine differenziertere Betrachtung von Byzanz. In Großbritannien wies der Kunsthistoriker John Ruskin (1819–1900) nachdrücklich die Originalität der byzantinischen Kunst hin, insbesondere in seinem Werk *The Stones of Venice* (1851–53), und sein älterer Zeitgenosse George Finlay (1799–1875) rekonstruierte ein historisches Kontinuum, in dem die hoch geschätzte Welt des antiken Griechenland sowohl mit Byzanz als auch mit dem gerade unabhängig gewordenen griechischen Königreich seiner Zeit in Beziehung gesetzt wurde.[12] Wie Finlay zeigte, starb das Reich zweimal: einmal durch die Hände der westlichen Kreuzritter, die Konstantinopel zwischen 1204 (dem umgeleiteten vierten Kreuzzug) und 1261 besetzt hielten, und das zweite Mal durch die osmanischen Türken im Jahr 1453. In seiner Endphase schrumpfte das Reich fast wie eine Pflanze, nachdem es mehrmals erblüht war und Früchte getragen hatte. Als es schließlich auf die Hauptstadt zusammengeschrumpft war, war es bereit zum Absterben, wie der letzte noch lebende Zweig auf einem alten Baumstumpf.



Im 20. Jahrhundert beschäftigten sich vor allem drei Gelehrte mit Byzanz. Dem Iren J. B. Bury (1861–1927) wird häufig das Verdienst zugeschrieben, die Byzantinistik in Großbritannien wiederbelebt zu haben. Er war Herausgeber von Gibbons Werken und der *Cambridge Ancient History* und hatte einen Lehrstuhl am Trinity College in Dublin sowie in Cambridge. Der herausragende Hellenist veröffentlichte zahlreiche Werke über das antike Griechenland sowie über Themen der römischen und der byzantinischen Geschichte.[13] Professor Sir Steven Runciman (1903–2000), ein exzentrischer Gentlemen-Gelehrter, nahm für sich in Anspruch, Burys »erster und einziger Schüler« in Cambridge gewesen zu sein. Er beherrschte eine Vielzahl von Sprachen, darunter angeblich auch Griechisch, Latein, Türkisch, Farsi, Arabisch, Georgisch, Armenisch, Russisch und Bulgarisch, und im Titel eines seiner frühen Werke verband er »Byzantinisch« mit »Zivilisation«.[14] In seiner History of the *Crusades* (3 Bände, 1951–1954) stellte er beharrlich die selbstbezogenen Vorurteile des »Westens« infrage und verfocht die Auffassung, dass die Menschen im Osten die Bewahrer der europäischen Kultur und die Bewohner des Westens die Barbaren gewesen seien.[15] »Es hat kein größeres Verbrechen an der Menschheit gegeben«, schrieb er, »als den vierten Kreuzzug.«[16] Professor Sir Dimitri Obolensky (1918–2001), ein aus Russland stammendes Mitglied der Universität Oxford, äußerte sich in ähnlicher Weise. In seinen Werken stellte er vor allem heraus, dass das Byzantinische Reich eine Vielvölkergemeinschaft mit einem gemeinsamen Glauben war und dass dieses Erbe bei den osteuropäischen Slawen weiterlebt.[17]

Nachdem die Byzantinistik an den Universitäten wieder etabliert war[18], bestand die nächste Aufgabe darin, das Interesse des allgemeinen Publikums zu wecken. In diesem Zusammenhang berichtete Judith Herrin, Professorin am King’s College in London, von einem Ereignis, das andere Historiker vor Neid erblassen lässt:

Eines Nachmittags klopften zwei Arbeiter an meine Bürotür [in der Londoner Universität]. Sie führten Reparaturen durch und waren schon mehrere Male an meiner Tür vorbeigegangen, auf der stand: »Professor für Byzantinische Geschichte«. Schließlich blieben sie stehen, schauten herein und fragten: »Was ist eigentlich Byzantinische Geschichte?« Sie glaubten, es habe etwas mit der Türkei zu tun. Und so erklärte ich zwei bodenständigen Bauarbeitern mit Schutzhelmen und in schweren Stiefeln in Kürze, worum es bei byzantinischer Geschichte geht … Sie bedankten sich herzlich, bemerkten, dass dieses Byzanz schon etwas Merkwürdiges sei, und fragten, ob ich für sie nicht etwas darüber schreiben könne.[19]

Diese beiden Bauarbeiter waren stellvertretend für 99 Prozent der Bevölkerung und auch für 98 Prozent der gebildeten Menschen im Westen.

Eine andere renommierte Byzantinistin hatte sich unterdessen einiger grundlegender Fragen angenommen. »Für die meisten Historiker«, schrieb Professor Averil Cameron, »ist Byzanz eine große Unbekannte«.[20] Ihre Antwort auf die Frage »Was ist Byzanz?« klingt zunächst eher schlicht: »Byzanz ist der moderne Name für den Staat und die Gesellschaft, die fast ununterbrochen von Konstantinopel (dem heutigen Istanbul) aus regiert wurde, seit der Gründung der Stadt im Jahr 330 n. Chr. durch Kaiser Konstantin bis zu ihrer Eroberung durch die Osmanen unter dem jungen Mehmet I. (dem Eroberer) im Jahr 1453.[21] Dann aber fuhr sie fort: »Doch Byzanz ist schwer zu erfassen, und noch mehr gilt dies für die Byzantiner«.[22] Camerons Auffassung, dass die byzantinische Geschichte bereits im Jahr 330 begann, wird nicht einhellig geteilt. Viele Historiker setzen den Übergang vom Römischen zum Byzantinischen Reich wesentlich später an, entweder bei Justinian oder bei Heraklios oder sogar erst bei Leo III. (reg. 717–741). Heute unterscheidet man üblicherweise fünf byzantinische Dynastien: die Herakleische (610–717), die Syrische (717–867), die Makedonische (867–1081), die Dynastie der Komnenen (1081–1258) und die Palaiologische Dynastie (1258–1453).

In ihrer Antwort auf die Frage »Wer waren die Byzantiner?« möchte Professor Cameron gewisse Missverständnisse aus der Welt schaffen:

> Die Byzantiner waren kein »Volk« im ethnischen Sinne. Wenn wir etwa Anatolien betrachten, sehen wir auch hier über viele Jahrhunderte eine gemischte Bevölkerung. Und auch die Unterweisung in klassischem Griechisch, die zur Zeit der Gründung Konstantinopels für Christen wie Nichtgläubige gleichermaßen verpflichtend war und die zum Kennzeichen der byzantinischen Kultur wurde, hatte keine ethnischen Implikationen. In diesem Sinne stand der gesellschaftliche Aufstieg in Byzanz jedermann offen, der Bildung erlangen konnte.[23]

Im Kapitel »Einstellungen gegenüber Byzanz« führt Cameron mit Verwunderung ein bekanntes wissenschaftliches Nachschlagewerk an. »Der Begriff ›byzantinisch‹, schreiben dessen Herausgeber, ›bedeutet (im Englischen, A. d. Red.) a) etwas besonders Kompliziertes, b) unflexibel oder c) dass hinterhältige Methoden angewandt werden.«‹[24] Die Einstellungen von Nicht-Fachleuten sind auch nicht viel besser:

Im Westen ruft die Erwähnung von Byzanz gewöhnlich zweierlei Reaktionen hervor: Entweder denkt man dabei an ein unbedeutendes oder rückständiges Gebilde, den Vorläufer des Osmanischen Reiches, das in irgendeiner Weise auf die politischen und religiösen Probleme im heutigen Balkan ausstrahlte, oder an etwas, das auf geheimnisvolle Weise anziehend erscheint, da es mit Ikonen und Spiritualität verbunden oder mit dem Wiederaufleben der Religion in den postkommunistischen osteuropäischen Ländern in Zusammenhang gebracht wird. In jeder dieser Reaktionen zeigt sich das Fortdauern tief verwurzelter Stereotypen, und keine wird dem tatsächlichen Byzanz oder den Byzantinern gerecht.[25]

Mit anderen Worten: Es braucht Zeit, bis sich etwas verändert.

Im Jahr 2008/09 veranstaltete die Royal Academy in London in Zusammenarbeit mit dem Benaki-Museum in Athen eine bahnbrechende Ausstellung mit dem schlichten Titel *Byzantium*. Sie umfasste 350 Objekte, viele davon von überwältigender Schönheit. Der prachtvolle Katalog wurde von mehr als 100 Mitarbeitern erstellt.[26] Als entdeckten sie eine lange vergessene Wahrheit wieder, schwärmten die Kritiker von der »Eindringlichkeit sakraler Kunst«. Der Präsident der Akademie war begeistert von den »riesigen Besucherzahlen«, die mehr als eine halbe Million überstiegen.[27] Am erstaunlichsten jedoch war, dass es etwas Derartiges bisher noch nicht gegeben hatte.

Das Buch, das Professorin Herrin den Bauarbeitern versprochen hatte, erschien kurz vor Eröffnung der Ausstellung, nach einer fünfjährigen Vorbereitungszeit. In der Einleitung zu ihrer »etwas anderen Geschichte von Byzanz« sprach Herrin in einer Weise, die die Neugier weckte, von einem »Bild, das changiert« und dem »Geheimnis«, das mit dieser »verlorenen Welt« verbunden sei. In ihrer Schlussbetrachtung plädierte sie dafür, Byzanz »vor seinen Vorurteilen zu retten«. In den Kapitelüberschriften geht es um Themen wie »Die größte Stadt der Christenheit«, »Die Mosaiken von Ravenna«, »Das Bollwerk gegen den Islam«, »Ikonen«, »Griechisches Feuer«, »Eunuchen« und »Basileios II., der Bulgaren-Schlächter«. Neben Szenen aus Konstantinopel finden sich Illustrationen des Bergs Athos und des Bergs Sinai, von Kappadokien, der Provinz Armeniakon, von Moskau, Sizilien, Griechenland, Venedig und dem muslimischen Córdoba. Das entspricht vielleicht nicht den Erwartungen eines durchschnittlichen Lesers. Noch weniger zu erwarten war die Überschrift in einer begeisterten Rezension des Buches: »Herausragend, wunderschön und echt byzantinisch.« Solche Adjektive wurden 50 Jahre früher im Zusammenhang mit diesem

Thema jedenfalls noch nicht verwendet.[28]

In anderen Teilen Europas erscheint Byzanz etwas weniger fern und fremdartig. Gebildete Russen beispielsweise, die vertraut sind mit der orthodoxen Glaubenstradition, sind sich ihrer Verpflichtung bewusst. »Wir haben die besten Teile unserer nationalen Kultur aus Carigrad übernommen«, verkündete einmal ein gewisser Professor Granovsky[29] unter Verwendung des russischen Namens von Konstantinopel. Selbst in katholischen Ländern, wo die Menschen weniger mit Byzanz anfangen können, stößt man nur selten auf blankes Unverständnis. Im April 1962 reiste ein junger Historiker aus Oxford mit einer Gruppe britischer Studenten durch Polen. Die meisten Studenten wussten nichts über die Geschichte des Landes. Als sich der Zug Warschau näherte, tauchten am Horizont die Umrisse eines großen, hässlichen Gebäudes auf. Es war der Kulturpalast, den Josef Stalin der polnischen Hauptstadt zwölf Jahre zuvor geschenkt hatte. Ein Herr im Abteil zeigte durch das Fenster und wollte den Mitreisenden erklären, um was für ein Gebäude es sich handelte. Zunächst versuchte er es auf Polnisch, dann auf Deutsch, schließlich auf Russisch, aber er konnte sich nicht verständlich machen. Dann aber fand er doch noch ein Wort, das ausdrücken konnte, was er meinte: *»Byzancjum«*, rief er mit breitem Grinsen. (»Das ist byzantinisch.«)[30]

Alles läuft unausweichlich auf jenen Tag zu, an dem das wirkliche, das historische Byzanz zu existieren aufhörte. »Wir glauben sicher zu wissen, dass die Byzantiner dem Untergang geweiht waren.«[31] Zur Zeit der Gründung Konstantinopels erstreckte sich das Römische Reich vom Atlantik bis nach Persien, vom Hadrians Wall bis zur Sahara. Neben China und dem Gupta-Reich in Indien gehörte es zu den flächenmäßig größten Staaten der Welt, und daher liegt die Vermutung nahe, dass im Verlauf seiner Entwicklung ein stetiger, fortschreitender und ununterbrochener Niedergang einsetzte. Der Jüngste Tag für Konstantinopel kam schließlich im Frühjahr 1453. Seit mehr als hundert Jahren hatten die osmanischen Türken auf der asiatischen Seite des Bosporus gesessen. Und nun war das Römische Reich, das einstmals die gesamte »bekannte Welt« umfasst hatte, zusammengeschrumpft auf jenes Gebiet, das von der Theodosianischen Mauer umschlossen wurde:

Die Pfählung christlicher Gefangener in Sichtweite der Mauern sollte Panik hervorrufen. Am 12. April war ein Seeangriff auf das Bollwerk fehlgeschlagen. Die riesige Kanone, die alle sieben Minuten feuerte, Tag für Tag, legte einen

großen Teil der äußeren Mauer in Trümmer. Doch in der Nacht wurden die beschädigten Stellen wieder repariert … Am 20. April schaffte es ein Konvoi kaiserlicher Transportschiffe, in den Hafen einzulaufen … Aber dann ließ der Sultan in einem Meisterstück seine Galeerenflotte bei Pera über Land in das Goldene Horn ziehen. Dadurch verlor die Stadt ihren Hafen. Nun bleiben den Verteidigern nur noch drei Möglichkeiten: Sieg, Tod oder Übertritt zum Islam … Der entscheidende Angriff begann am 29. Mai eine halbe Stunde nach Mitternacht. Es war der 53. Tag der Belagerung. Als Erste rückten die Baschi-Bosuks, die irregulären Truppen, gegen die Landmauer vor, dann folgten die anatolischen Regimenter und schließlich die Janitscharen:

»In diesem … Augenblicke erhoben sich die Janitscharen, frisch, kräftig, unbesiegbar. Der Sultan selbst, zu Pferde und einen elfernen Streitkolben in der Hand, war Zeuge und Richter ihrer Tapferkeit; zehntausend seiner Haustruppen, die er für entscheidende Gelegenheiten vorhielt, umgaben ihn, und sein Auge und seine Stimme leitete und trieb den Strom der Schlacht … Das Geschrei der Furcht und des Schmerzes wurde von der kriegerischen Musik der Trommeln, Trompeten und Becken übertäubt … Von den Linien, den Galeeren und der Brücke donnerte die osmanische Artillerie von allen Seiten, und das Lager und die Stadt, die Griechen und die Türken waren in eine Rauchwolke eingehüllt …«

Kurz vor Sonnenaufgang wurde Giustiani verwundet, eine Bleikugel durchschlug seine Brustpanzerung; er konnte nicht mehr stehen und zog sich zurück. Ein hünenhafter Janitschar namens Hassan wurde von den Verteidigern erschlagen, nachdem er auf die Zinnen gestürmt war, aber er hatte gezeigt, dass es möglich war. Ein kleines Ausfalltor, die Kerkoporte, wurde von zurückkehrenden griechischen Soldaten versehentlich offen gelassen. Daraufhin strömten die Türken in die Stadt. Der [166.] Kaiser stieg von seinem weißen arabischen Pferd ab, stürzte sich persönlich in die Schlacht und verschwand.
Konstantinopel wurde geplündert. Es kam zu großem Blutvergießen und Plünderungen. Die Sophienkirche wurde in eine Moschee umgewandelt:

»An demselben Tage oder am folgenden Freitage bestieg der Muezzin oder Rufer den höchsten Thurm und verkündete das *Ezan* oder die öffentliche Einladung im Namen Gottes und seines Propheten; der Imam predigte, und Mahomet der Zweite verrichtete das *Namaz* des Gebetes und Dankes auf dem Hauptaltar, wo noch so neuerlich die christlichen Geheimnisse von dem letzten der Cäsaren gefeiert worden waren. Von St. Sophia ritt er nach der erhabenen aber verödeten Wohnung von hundert Nachfolgern Konstantins des Großen … Eine traurige Betrachtung über den Wechsel menschlicher Größe drang sich seiner Seele auf, und er sagte das schöne persische Distichon her: ›Die Spinne hat ihr Gewebe in dem kaiserlichen Palaste gewoben, und die Eule ihr Wachlied auf den Thürmen von Afrosiab gesungen.«‹32

1123 Jahre waren vergangen seit der Gründung der Stadt durch Kaiser Konstantin; 2211 Jahre waren verstrichen, seit die Megarer den ersten Stein gesetzt hatten.

III

Das größte »untergegangene Reich« Europas zu beschreiben oder umfassend darzustellen, ist nahezu unmöglich. Wie die Geschichte Europas im Allgemeinen ist auch die Geschichte dieses Reiches zu lang, zu reichhaltig und zu komplex, und wenn Orhan Pamuk ein typischer Vertreter seiner Landsleute ist, dann ist sie auch unter den unmittelbaren Nachfahren der Byzantiner weitgehend in Vergessenheit geraten. Trotz ihrer mühsam errungenen Erfolge kämpfen die Historiker noch immer mit dem ungeheuren Ausmaß ihrer Aufgabe. Den Geist dieses Reiches und dieser Zeit heraufzubeschwören, überlässt man daher vielleicht am besten den Dichtern, insbesondere einem, der Schüler von J. B. Bury war:

Die wirren Bilder des Tages schwinden;
Schon schlafen des Kaisers betrunkene Soldaten;
Der Nachhall verebbt, nur des Nachtwandlers Lied
Nach dem Gong der Kathedrale;
Die Kuppel, die von Mond und Sternen strahlt,
Verächtlich blickt sie auf das menschliche Getriebe,
Alle bloße Verstrickung,
Den Wahn und Unflat, mit dem die Menschheit prahlt.

Vor mir liusclit ein Bild, Mensch oder Schatten,
Mehr Schatten als Mensch, mehr Bild als Schatten,
Des Hades Fadenspule in den Mumienbinden
Hilft den verschlungnen Pfad vielleicht entwinden;
Ein Mund, der keine Feuchte hat und keinen Hauch,
Hauchloser Mund, was ruft er herbei;
Das Übermenschliche gepriesen sei,
Was stirbt im Leben, lebt im Sterben auch.

Wunder, Vogel oder goldener Tand,
Mehr Wunder wohl als Vogel oder Tand,
Aufgepflanzt auf einem goldenen Zweig im Sternenschein
Kräht er wie die Hähne des Hades, allein
Er kann auch, wenn das Mondlicht ihn erbittert,
Da er ja selbst in unvergänglichem Metall erzittert,
Jeden Vogel, jedes Blütenblättchen bös verhöhnen,
Und dass Verstrickung und des Blutes Unflat sich nicht söhnen.

Um Mitternacht huschen übers Pflaster des Kaisers
Flammen, die kein Stahl entflammt, kein Reiser
Angeschürt, kein Sturm stört. Flammen von Flammen
Gezeugt und Geister, die dem Blut entstammen;
Und die Verstrickung und des Wahnes Engen
Ersterben hin in einem Tanze
Von Todeslust und stiller Trance
In Todeslust von Flammen, die kein Tuch versengen.

Rittlings auf dem Unflat und dem Blute von Delphinen

Geist auf Geist! Und Schmieden, die die Flut zu brechen schienen,
Des Kaisers goldene Schmieden!
Marmorsteine, die am Tanzplatz liegen,
Zertrümmern den bitteren Wahn der Verstrickung,
Brechen diese Bilder, die immer
Neue Bilder zeugen, noch schlimmer,
Die delphinzerrissene, vom Gong gequälte See.[33]

7

Borussia

Wasserreiches Land der Prußen
(1230–1945)



Kaliningrad

I

Kaliningrad ist die westlichste Stadt der Russischen Föderation. Die Hauptstadt des Oblast oder »autonomen Verwaltungsbezirks« ihrer Region wurde in sowjetischer Zeit nach Michail Kalinin (1875–1946) benannt, einem der vielen berüchtigten Schergen Stalins und früheren Staatsoberhaupt der UdSSR. Die Stadt liegt am Pregel, 50 Kilometer von der Ostseeküste und dem ehemaligen sowjetischen Flottenstützpunkt Baltijsk entfernt. Das Stadtzentrum erstreckt sich über mehrere Inseln und wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt. Die Ruinen der historischen Gebäude wurden unter der Verwaltung des sowjetischen Militärs lange nicht beseitigt. Heute besitzt das wieder zivil regierte Kaliningrad die gesamte Infrastruktur einer modernen, sich entwickelnden Großstadt: einen internationalen Flughafen, eine direkte Bahnverbindung nach Moskau, einen Vergnügungspark, ein Industriegebiet und eine Universität. Seine ehemals sowjetische Einwohnerschaft von 430.000 Menschen besteht fast

ausschließlich aus russisch sprechenden Personen, die aus allen früheren Sowjetrepubliken stammen.[1]

Wegen der Zerstörungen in der Kriegszeit wurden 1945 grandiose Pläne gemacht, eine »russische und sozialistische Stadt« die »unserem siegreichen Sowjetmenschen, dem Schöpfer … einer neuen progressiven Kultur« gerecht wird. Der leitende Architekt Dmitri Nawalichan ging davon aus, dass bei Baubeginn *tabula rasa* herrschte, er also an einem Ort bauen würde, an dem alle Spuren der Vergangenheit getilgt wären; sein Stil sollte als »Neuer Brutalismus« in die Geschichte eingehen. Tatsächlich waren so ehrgeizige Projekte nicht zu realisieren. Nawalichans Pläne liegen immer noch in den Moskauer Archiven – als Studienobjekt neugieriger Kunsthistoriker.[2] Beim Wiederaufbau versuchte man zu beweisen, dass Kaliningrad eine uralte russische Stadt war, die zu ihren Wurzeln zurückkehrte. Die erste Statue, die 1946 aufgestellt wurde, stellte Alexander Wassiljewitsch Suworow-Rymnikski, einen Generalissimus aus dem 19. Jahrhundert dar. Sein Vater hatte im Siebenjährigen Krieg kurz als Gouverneur der Stadt gedient. Erst später wurde der Leninski Prospekt gebaut, die Prachtstraße, die sich vom Bahnhof ins Stadtzentrum erstreckte und von Statuen von Lenin, Stalin, Kalinin, Kutusow and Puschkin gesäumt war.

Die heutige, anomale Situation der Stadt ist das Ergebnis des gleichzeitigen Zusammenbruchs des Ostblocks und der Sowjetunion. Der Oblast Kaliningrad kam nach dem Zweiten Weltkrieg zur Russischen SFSR[A] und diente als Zentrum der strategischen Verteidigung der Sowjetunion im Baltikum. In den Jahren 1990/91 jedoch, als die benachbarten Gebiete Polen und Litauen den Sowjetblock verließen, war der Verwaltungsbezirk plötzlich vom restlichen Russland abgeschnitten, und mit dem Untergang der UdSSR war ein militärisches Sperrgebiet der Sowjetunion in der Region plötzlich überflüssig geworden. Umgeben von fremden Ländern wurde die isolierte russische Enklave mit einer Gesamtbevölkerung von fast einer Million Einwohner plötzlich zu einem traurigen Anachronismus.

Die ganze Geschichte Kaliningrads wenig beneidenswertem Schicksal in den 1990er-Jahren muss noch geschrieben werden. Es kann jedoch kein Zweifel daran bestehen, dass sie durch starke Vernachlässigung und einen fast völligen Mangel an finanziellen Investitionen gekennzeichnet war. Unterseeboote der ehemaligen

Sowjetflotte verrosteten auf ihren Liegeplätzen; ehemalige Sowjetsoldaten und ihre Angehörigen verloren jedes Einkommen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten; die Umweltverschmutzung nahm gewaltig zu. Das so entstandene Vakuum wurde mit sozialen, wirtschaftlichen und politischen Abartigkeiten aller Art gefüllt. Verbrecherorganisationen erlebten eine Blüte. Die Stadt zog in Erwägung, sich von Moskau unabhängig zu erklären. Aber 1998 verhängte Moskau den Ausnahmezustand, um die Kontrolle über das Gebiet wiederherzustellen.[3]



Zum Ende des Jahrhunderts wurden Anstrengungen unternommen, um die heruntergekommene Stadt durch eine Erneuerung ihrer Infrastruktur und ihrer Sozialstruktur zu retten. Moderne Gebäude wurden errichtet, hässliche Bauwerke beseitigt, Straßen wurden ausgebessert und Bäume gepflanzt. Banden von Drogenhändlern wurden zur Strecke gebracht, Schutzgeldringe gesprengt und der Schmuggel aus dem Ausland unterbunden. Das Ziel bestand darin, Kaliningrad zum Zentrum einer Sonderwirtschaftszone zu machen, zu einem »baltischen Hongkong«, das neue Unternehmen, Spielkasinos und Hotelbetriebe für Touristen anlocken sollte. Die Europäische Union beteiligte sich gern daran, die kriminelle Gefahr an ihren Grenzen einzudämmen, und bot weitreichende Beratung und Zusammenarbeit an.[4]

Im Lauf von zwei Amtszeiten Wladimir Putins als Präsident von 2000 bis 2008 machte Russland, auch wenn es unübersehbar nur pseudodemokratisch war, beträchtliche Fortschritte in Bezug auf Stabilität und Wohlstand, und

Kaliningrads Niedergang wurde aufgehalten. Neue Industrien siedelten sich an, insbesondere eine Fabrik für die Herstellung von Fernsehgeräten, die heute in Russland jeden dritten Apparat liefert, und ein Werk von BMW, dessen Autos vorwiegend nach Deutschland geliefert werden. Hotels, ein Spielkasino und Reisebüros wurden gegründet und mit der EU ein spezielles Assoziierungsabkommen abgeschlossen. Städtepartnerschaften wurden nicht nur mit mehreren Ostseehäfen wie Kiel, Gdynia oder Klaipėda geknüpft, sondern auch mit Norfolk (Virginia) und Mexico City. Die Stadt hatte prominente Besucher wie den EU-Kommissar Chris Patten und den deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder. Konferenzen fanden statt, ein Gemeinsamer Ausschuss der EU und Russlands zur Förderung der Zusammenarbeit wurde gegründet, und im Dezember 2006 wurde ein Glücksspielgesetz erlassen, das den Betrieb von Spielkasinos auf einen bestimmten Bereich innerhalb der Sonderwirtschaftszone beschränkte. Vor allem jedoch wurden die Bedingungen für Reise und Transport verbessert, damit Menschen und Güter reibungslos in das restliche Russland kamen. Bei alledem war es bestimmt kein Schaden, dass die russische First Lady Ljudmila Putina in Kaliningrad geboren und aufgewachsen ist. Wenngleich Putin nach 2008 offiziell nur noch Ministerpräsident war, blieb er doch der Herr des Kreml.

Prominente Besucher werden routinemäßig zu Besichtigungen von Bohrinseln, neuen Unternehmen und auch der Kaliningrader Stadtduma eingeladen. Eine Arbeitsgruppe des Gemeinsamen Ausschusses der EU und Russlands zur Förderung der Zusammenarbeit besichtigte im Oktober 2006 zum Beispiel die Ölbohrinsel LUKOIL D6, das Gestüt Georgenburg, die Brauerei Taranova oder die Holzverarbeitungsfabrik Lesobalt.[5] Insgesamt waren die europäischen Besucher sowohl von der in letzter Zeit erfolgten wirtschaftlichen Erholung auch von der enormen Kluft beeindruckt, die es noch zu überbrücken galt. Das Wirtschaftswachstum von 2001 bis 2005 betrug offenbar 25 Prozent, also 6 Prozent pro Jahr, aber 25 Prozent von null ist immer noch null. Alle halbwegs intelligenten Besucher sind entsetzt über die hohen Verbrechensraten und den Lebensstandard, den ein Wissenschaftler auf 65-mal niedriger als den EU-Durchschnitt beziffert hat.[6]

Alle neutralen Beobachter sind sich zweifellos darüber einig, dass das Potenzial des »baltischen Hongkong« erst

noch realisiert werden muss. Allzu optimistische Befürworter einer »Transformation« vom Kommunismus zum Kapitalismus gingen davon aus, dass freie Märkte und Demokratie westlichen Stils das Land von selbst entwickeln würden. Tatsächlich jedoch erweist sich das Erbe der Sowjetunion als sehr resistent. Einer der Gründe liegt vermutlich an dem sehr niedrigen Anfangsniveau: Wenn sich eine Stadt erst einmal den Ruf erworben hat, der tiefste »aller Sümpfe« zu sein, lässt sich der Imageschaden nicht über Nacht beheben.[7] Negative statistische Daten, die vielleicht schon überholt sind oder auch nicht, sind auch heute noch im Umlauf. Kaliningrad hat (oder hatte) eine 20 bis 30 Prozent höhere Mordrate als der russische Durchschnitt. Kaliningrad hat (oder hatte) bei den Krankheiten HIV, Tuberkulose und Diphtherie die höchste Infektionsrate in Europa. Kaliningrad hat immer noch den Ruf, das schlimmste Netzwerk von Menschenhändlern in Europa zu beherbergen. Und wenngleich sich auch der Oblast Kaliningrad erholt, so erholen sich die benachbarten Gebiete in Polen und Litauen doch viel schneller.[8]

Zwei Faktoren behindern die heiß ersehnte Wiedergeburt der Stadt. Der eine beruht schlicht und einfach auf dem Wesen der Putin-Diktatur. Falls Verbrechen, Korruption und ein verborgenes Machtgeflecht vor Ort der Kern des Problems sind, wird das zentralisierte autoritäre System in Moskau wahrscheinlich keine Abhilfe schaffen. Die Sonderwirtschaftszone könnte sich leicht als ein bloßer Goldesel der Kremlherrscher erweisen und nicht als Motor zur Förderung des Wohlstands. Eines der erfolgreichsten von der Regierung geförderten Unternehmen ist die Baltische Tabakfabrik. Sie produziert offenbar fast ausschließlich für den Zigarettenschmuggel nach Deutschland und stellt die ehemals chinesische Zigarettenmarke Jin Ling her. Die Packungen sehen fast genauso aus wie die von Camel, nur dass auf der Schachtel statt des Kamels eine Ziege prangt.[9]

Weitere Entwicklungsbarrieren werden durch eine übermäßige Militärpräsenz verursacht. Seit dem Rückzug der Sowjetarmee aus Ostdeutschland zeichnet sich der Oblast Kaliningrad durch die größte Konzentration militärischer Ausrüstung, militärischen Personals und militärischer Einrichtungen in ganz Europa aus, und das von chronischem Geldmangel geplagte ehemals sowjetische Militär steht allgemein im Verdacht, als Pate der berüchtigten Verbrecherorganisationen zu wirken. Außerdem

könnte die Militarisierung sogar noch zunehmen. Als der russische Außenminister in Reaktion auf amerikanische Bestrebungen, in Mitteleuropa ein Raketenabwehrsystem aufzubauen, im Sommer 2007 zum ersten Mal andeutete, dass man wieder Atomraketen in Kaliningrad stationieren könnte, freuten sich nur die Generäle. Schlagzeilen über »eine Rückkehr an die strategische Front« sind nicht dazu geeignet, Investoren und Bauträger anzulockenB.[10]

Georgi Boos, Präsident Putins Gouverneur in Kaliningrad, wurde im September 2005 dafür ausgewählt, die Feier zum 750-jährigen Bestehen der Stadt zu leiten. Dabei wurde die mangelnde Kontinuität seit der Stadtgründung im Jahr 1255 zum Anlass für Feierlichkeiten genommen, an denen der russische Präsident Putin, der französische Staatspräsident Jacques Chirac und der deutsche Bundeskanzler Schröder teilnahmen. Gouverneur Boos betonte die Notwendigkeit, an allen Fronten, insbesondere jedoch mit Deutschland und der EU, einen Dialog zu führen und gab für zahlreiche Delegationen den jovialen Gastgeber.[11]

Auf Besucher der Enklave warten viele interessante Sehenswürdigkeiten. Reisende kommen in der Regel auf dem Flughafen in Chrabrowo an, der über internationale Verbindungen nach Kopenhagen, Warschau und Prag verfügt, oder sie überqueren in Bagrationowsk die polnische Grenze. Europäer, die sich an den grenzenlosen Reiseverkehr in der EU gewöhnt haben, werden bei Visa- und Zollkontrollen und polizeilichen Verhören an längst vergangene Zeiten erinnert. Gerüchte über eine Wartezeit von mindestens 36 Stunden sind freilich übertrieben.

Überbleibsel aus der Zeit der Sowjetunion sind reichlich im Angebot: Der *Dom Sowjetow* (Haus der Sowjets), ein Hochhaus aus den 1960er-Jahren, steht auf dem Gelände des früheren Königsschlosses. Das Kino *Rossija* hat einen gewissen architektonischen Wert. Der *Ploschad Pobedy* oder Siegesplatz ist Stalins Triumph im »Großen Vaterländischen Krieg« gewidmet, und ein Triumphbogen erinnert die Besucher des Baltika-Stadions an dasselbe Ereignis. Das »Weiße Haus«, wie das Rathaus von Kaliningrad genannt wird, wetteifert, was die gigantomanischen Proportionen betrifft, mit der glänzenden neuen russischorthodoxen Christ-Erlöser-Kathedrale. Mit Absicht oder durch Zufall steht eine Statue des brutalen, aber offenbar immer noch hoch verehrten Atheisten Lenin direkt von der Kirche.[12]

Zum Shopping sollte man eher nicht nach Kaliningrad

fahren. Zwar hat in einem ehemaligen italienischen Restaurant ein Laden von Bennetton eröffnet, und ein anderer Ausbund der Langlebigkeit, schmückt sich mit dem Schild »Gegründet 1932«. Insgesamt jedoch ist das Konsumangebot in der Stadt sehr bescheiden.

Unter den restaurierten historischen Denkmälern steht die mittelalterliche Kathedrale an erster Stelle. Das aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammende Bauwerk wurde in 1944 in einem knapp einstündigen Luftangriff der Royal Air Force zerstört. Drei alte befestigte Stadttore wurden für den Kraftfahrzeugverkehr umgebaut und sind heute noch zu besichtigen. Weitere Attraktionen sind das heute als Museum dienende frühere Opernhaus, der Zoo in der Innenstadt und ein Gebäude, das im Krieg angeblich als Hauptquartier der Gestapo diente.[13] Besucher mit Sinn für die Geschichte, könnten freilich Schwierigkeiten haben, Überreste aus vorsowjetischer Zeit zu auszumachen:

> Gelegentlich ragten Anzeichen einer anderen, älteren Ordnung aus den Ruinen der neuen. An einer Stelle endete plötzlich der betonierte Straßenbelag und gab das gut gelegte Kopfsteinpflaster frei, das direkt darunterlag; an einer anderen Stelle stand ein altes Gebäude schief auf einem leeren Bauplatz im Nichts. Es war beinahe möglich zu sehen, wie die alten Straßen der Stadt – eng und verwinkelt und von den hohen Häusern der Kaufleute gesäumt – unter den sowjetischen Prachtstraßen aus rissigem Beton verschwunden waren, wie man Vielfalt … mit protziger Monotonie zugedeckt hatte … Doch die Stadt war sich ihrer Geschichte offenbar nicht bewusst. Nachdem ich mit der Karte in der Hand eine Stunde lang gesucht hatte, fand ich das einzige Denkmal der sowjetischen Zerstörung [der Stadt]: ein kleines Untergrundmuseum, das in einem alten Bunker versteckt war. Der größte Teil der Ausstellung bestand aus Dioramen mit Schlachten des Zweiten Weltkriegs und aus verschiedenen Schaubildern über den Vormarsch der Roten Armee … Doch der letzte Raum enthielt Fotografien mit dem Zustand vor und nach dem Krieg: vorher Backsteinhäuser und Kirchen, nachher immer gleiche Betonblocks. Vorher Kirchen aus dem Mittelalter, nachher leere Grundstücke. Als ich wieder draußen war, versuchte ich durch den alten Stadtkern zu laufen, doch der Stadtplan ergab keinen Sinn. Das Stadtzentrum wirkte irgendwie schartig und unfertig: Es war, als hätte jemand die unpassenden Boulevards und trostlosen Gebäude nach dem Zufallsprinzip über die älteren Sehenswürdigkeiten geworfen und dann das ganze Projekt resigniert aufgegeben, als er die furchtbaren Ergebnisse sah.[14]

Nur zwei berühmte Bewohner der Stadt haben eine Spur hinterlassen. Der eine ist der gefeierte Mathematiker Leonhard Euler (1707–1783), der in Berlin und Sankt Petersburg lehrte. Bevor er nach Petersburg ging, stellte er seinen Mitbürgern die unlösbare Aufgabe, einen Weg über die Inseln der Stadt zu finden, auf dem sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten, ohne eine der sieben Brücken doppelt zu überqueren.[15] Die Lösung des Königsberger Brückenproblems kann heute in ihrer ursprünglichen Form

nicht mehr in Angriff genommen werden, weil nur noch fünf Brücken erhalten sind. Trotzdem ist »Eulers Weg« eine angenehme Route für Touristen, auf der sie die Inseln der Altstadt kennenlernen.

Im Gegensatz zu seinem Kollegen und Kritiker J. G. Hamann (1730–1788) verließ Immanuel Kant (1724–1804) niemals seine Heimatstadt. Während des Siebenjährigen Krieges sollen russische Offiziere seine Vorlesungen besucht haben. Sein Grab ist in der renovierten Kathedrale immer noch gekennzeichnet, und in einer leicht zu übersehenden Ecke des früheren Schlosshofs harrt eine bewegendes Erinnerungsstück des Betrachters. Es ist eine kleine zweisprachige Tafel mit einem Zitat aus Kants *Kritik der praktischen Vernunft:* »Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.« Meistens liegt ein kleiner Blumenstrauß auf dem Sims unter der Tafel.[16]

Viele Besucher schauen auch in der alten Kaliningrader Staatlichen Universität vorbei, die 2005 in Immanuel-Kant-Universität umbenannt wurde. Sie versteht sieht sich als Nachfolgerin der 1544 gegründeten Albertus-Universität (Albertina) und ist ungewöhnlich stark darum bemüht, internationale Kontakte zu knüpfen. Im Jahr 2008 besaß sie ihren eigenen Angaben zufolge bereits 44 Partneruniversitäten, darunter die älteste Universität Europas in Bologna sowie 4 Universitäten in Litauen, 10 in Polen und 14 in Deutschland.[17]

Trotzdem kann der geistige Horizont der gebildeten Bürger Kaliningrads, insbesondere was die Geschichte betrifft, sehr beschränkt sein. Eine brillante amerikanische Historikerin suchte als junge Journalistin in den 1990er-Jahren Hilfe bei der Chefredakteurin der damals *Komsomolskaja Prawda* genannten Zeitung, musste jedoch feststellen, dass ihr die russische Kollegin kaum weiterhelfen konnte:

Sie war in Sibirien geboren und hatte ihre Kindheit in einem Militärstützpunkt auf den Kurilen verbracht. Ihre Eltern entkamen der Kälte und Armut des asiatischen Russland, indem sie zur Armee gingen und nach Westen zogen … Die Chefredakteurin hatte den größten Teil ihres Lebens in Kaliningrad gelebt, aber in der Schule nie gelernt, dass es früher eine deutsche Stadt gewesen war. Die Geschichte begann mit der Russischen Revolution, und das nächste wichtige Ereignis war der Große Vaterländische Krieg. In diesem Krieg hatte Stalin, wie ihre Lehrer erzählten, Kaliningrad von den deutschen Besatzern befreit, aber niemand erzählte je, wie die Stadt vor diesem Ereignis gewesen war. Inzwischen wusste meine Gesprächspartnerin mehr. Sie hatte Fotos von der Kathedrale

gesehen, und sie war sehr stolz auf Kant: Sie fand, dass man Kaliningrad in Kantgrad umbenennen sollte. Ihre Generation, sagte sie, halte sich jetzt schon für »anders« als die russischen Russen. Sie seien baltische Russen, eine neue Nation …

Doch ihr Wissen über die Vergangenheit der Stadt war sehr begrenzt. Sie sprach mit derselben Verehrung von Kant, die die Russen für ihren Kanon kultureller Helden wie Puschkin, Tolstoi oder Dostojewski haben, jedoch hatte sie noch keines seiner Werke gelesen. »Ich glaube nicht, dass sie auf Russisch publiziert sind …« Ihr Interesse an Deutschland war ein Interesse am deutschen Tourismus und am Geschäft mit den Deutschen, nicht ein Interesse an der deutschen Vergangenheit. Ihre Pläne für »ihre Stadt« waren Pläne, die deutsches Geld hereinbringen würden.[18]

Abwechslung bietet ein Ausflug in die Kutusowski-Vorstadt, das einzige Viertel, das nach dem Krieg erhalten blieb und wo in den 1990er-Jahren immer noch uralte Vorkriegsstraßenbahnen fuhren. In diesem Stadtteil fehlen die sonst allgegenwärtigen *chruschtschoba*, Wohnblicks der Chruschtschow-Ära. Stattdessen ist es voller eleganter Villen, die jetzt alle in sieben oder acht Wohnungen aufgeteilt sind. Heutzutage ist das Kutusowski im Übrigen mit den vulgären, abgezäunten Behausungen der Superreichen übersät. Außerhalb Kaliningrads kommt der Besucher in den Genuss einer seltsamen Mischung aus grüner Landschaft, in der sich stille Seen und Wälder mit landwirtschaftlichen Siedlungen abwechseln und kleiner Städte, in denen scheinbar die Zeit stehen geblieben ist. Mit wenigen Ausnahmen haben diese heruntergekommenen Orte noch ihre großsprecherischen sowjetischen Namen: Sowjetsk Gwardejsk (»Rote-Garde-Stadt«), Slawsk (»Ruhmesstadt«), Krasno-Snamensk (»Rote Fahne«), Prawdinsk (nach *prawda*, »die Wahrheit«) und Pionerskii (nach der kommunistischen Jugendorganisation). Niemand sagt einem, dass Sowjetsk früher Tilsit war, wo Zar Alexander 1807 mit Napoleon auf einem Floß auf der Memel verhandelte. Touristen können den Flottenstützpunkt in Baltijsk besichtigen, wenn sie mit einem *propusk* oder »Passierschein« bewaffnet sind. Die riesigen Sanddünen der Kurischen Nehrung wurden von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Unternehmungslustige Zeitgenossen können durch die Wälder streifen und die romantischen Ruinen von Ritterburgen des Deutschen Ordens in Balga, Polessk (Labiau) und Saalau (Kamenskoje) besuchen.[19] Die *Kaliningradzy* trösten sich mit dem nicht gerade galanten Spruch, »dass die Kühe immer hübscher werden, je weiter man sich von Polen entfernt – im Gegensatz zu den Frauen«.

An der Küste, jenseits von Baltijsk, liegen zwei halb

verlassene Badeorte: Swetlogorsk und Selenogradsk. Die seltsam verwahrloste Stadt Jantarny ist angeblich Ursprungsort von 80 Prozent des weltweiten Bernsteins und deshalb auch des Schmugglerhandwerks. Mutige Seelen, die sich aus Kaliningrad hinauswagen, um diese Orte zu besichtigen, sollten sich allerdings auf eine Lektion in kommunistischer Planwirtschaft gefasst machen:

Ich stieg die schmutzige Treppe hinauf und ging den dunklen Gang hinunter. Als ich die Tür öffnete, bot sich mir ein bemerkenswerter Anblick. Das Hotelzimmer war nicht nur schlecht designt. Es war, als hätte jemand absichtlich einen Raum entworfen, in dem … überhaupt nichts funktionierte.
Alle Einrichtungen im Bad waren schlecht konstruiert, als hätte man irgendwelche Teile vom Schrott geholt … Das Waschbecken besaß kein Abflussrohr, und das Wasser floss direkt auf den Boden. Die Toilettenspülung besaß keinen Griff, sondern wurde mit einem Stück gebogenem Draht betätigt. Der Duschkopf war in so geringer Höhe angebracht, dass ein normaler Erwachsener sich nur kniend den Kopf waschen konnte. An der Wand hing ein Ventilator, der nicht funktionierte, weil er nicht an eine Stromquelle angeschlossen war.
Im Schlafzimmer waren die Wände mit Platten gekachelt, die nicht zusammenpassten. Die eine Hälfte des Raums war schmutzigblau und die andere krankenhausgrün. Die Kacheln reichten nicht bis zur Decke, also waren die Wände am oberen Rand mit mehreren Zentimetern rohem Zement geschmückt. Die Betten hatten weder Leintücher noch Kissen. Eine kleine, aber sehr vitale Schabe kroch über den Boden.
Jemand hatte den Bau des Hotels angeordnet. Ein anderer hatte es gebaut. Jemand hatte die Wand mit Platten gekachelt, die nicht zusammenpassten. Jemand hatte das rohrlose Waschbecken installiert … Jemand hatte die Betten nicht gemacht. Viele Entscheidungen waren getroffen worden, aber niemand war für das Hotelzimmer verantwortlich gewesen … Es war einfach nur ein Zimmer, das geschaffen wurde, um den Plan eines weit entfernten Bürokraten zu erfüllen, der es nie sehen würde und dem es völlig egal war.[20]

Das größte Kapital der Region ist das Klima. Abgesehen von dem weit entfernten Murmansk, liegt hier das einzige Stück der russischen Nordküste, das das ganze Jahr über eisfrei ist. Zwanzig Jahre zuvor besaß die UdSSR sechs Flottenstützpunkte an der Ostsee. Heute hat Russland nur noch zwei: Kronstadt bei Sankt Petersburg und Baltijsk.

Bis jetzt haben Kaliningrad und seine Enklave es versäumt, ihre Namen zu ändern. Die Stadt Kalinin in Zentralrussland hat wieder ihren alten Namen Twer angenommen und der breite Kalininskaja-Boulevard im Zentrum von Moskau heißt heute wieder »Twerskaja«. Die Bürger von Leningrad stimmten 1991 mit überwältigender Mehrheit dafür, mit Sankt Petersburg die alte Identität ihrer Stadt wieder anzunehmen. Es herrscht also kein Mangel an Präzedenzfällen, aber in der Enklave Kaliningrad besteht noch keine Einigkeit über einen neuen Namen. In den

1990er-Jahren waren »Kantograd« und »Korolowsk« Favoriten. Heute hat angeblich der »Kjonig«, umgangssprachlich für »Kjonigsberg«, die besten Chancen. Die Kultur in der Stadt ist jedoch immer noch stark von der Sowjetunion geprägt, und zum Jahrestag der Oktoberrevolution finden immer noch Massenveranstaltungen statt.

Als das zweite postsowjetische Jahrzehnt zu Ende ging, hielt die Stadt förmlich den Atem an und war gespannt, ob der Streit um die Atomabwehrraketen beigelegt werden konnte. Im Jahr 2008 schwand die Hoffnung. Die polnische Regierung stimmte der Aufstellung des amerikanischen »Schildes« prinzipiell zu; und der neue russische Staatspräsident Medwedew drohte damit, in der Enklave Iskander-Kurzstreckenraketen zu stationieren. Im Jahr 2009, entspannte sich jedoch die Lage. Die neue Regierung Obama in den Vereinigten Staaten legte den Bau des »Schildes« aufs Eis,[21] und die Stationierung der russischen Raketen wurde gestoppt. Durch das neue russisch-amerikanische START-Abkommen vom 26. Januar 2011 wird vermutlich eine Phase der Ruhe eintreten.

Trotzdem ist in der Enklave Kalingrad auch heute noch deutliches Unbehagen zu spüren. Manche machen immer noch äußere Bedrohungen dafür verantwortlich. »Russland ist wie ein Wolf, der von Jägern in die Enge getrieben ist«, formuliert es ein Kaliningrader.[22] Doch bis jetzt hat noch niemand die Jäger gesichtet. Andere nehmen mehr Anstoß an internen Problemen: Am 2. Februar 2010 versammelten sich Hunderttausende von Demonstranten im Stadtzentrum von Kaliningrad und forderten nicht nur die Absetzung von Gouverneur Boos, sondern auch die von Wladimir Putin. Auf den Plakaten wurde Putins Partei Einiges Russland (JedRo) angegriffen. *»Partija YedRo, pomoinoje vjedro«* (»Die Partei Einiges Russland [ist] ein Eimer voll Schmutz«), lautete der Slogan.[23] Der Kreml ordnete eine Untersuchung auf höchster Ebene an, aber genau sechs Monate später brachen neue Demonstrationen aus. Dieses Mal wurde der Gouverneur sofort entlassen und durch den Kaliningrader Sekretär der JedRo, Nikolai Zukanow ersetzt. Plötzlich war wieder von ehrgeizigen Plänen die Rede. Die Vision von einem baltischen Hongkong tauchte einmal mehr auf, als die russische Zentralregierung vorschlug, der Enklave einen »neuen wirtschafthchen Status« zu verleihen. Gouverneur Zukanow

wollte seine Heimatstadt Gusew parallel zu Kaliningrad zum Zentrum der Expansion machen. Die regionale Entwicklungsbehörde versprach Mittel in Höhe von mehreren Milliarden Rubel für den Bau eines neuen Seehafens und eines Atomkraftwerks.[24] Selbst die Aussichten für Schwulentourismus wurden erkundet. Schließlich wurde als eine Art Rückkehr zu den Wurzeln der deutsch-russische Plan verkündet, in Selenogradsk Freilichtmuseum über das Leben der alten Prußen einzurichten.[25]

II

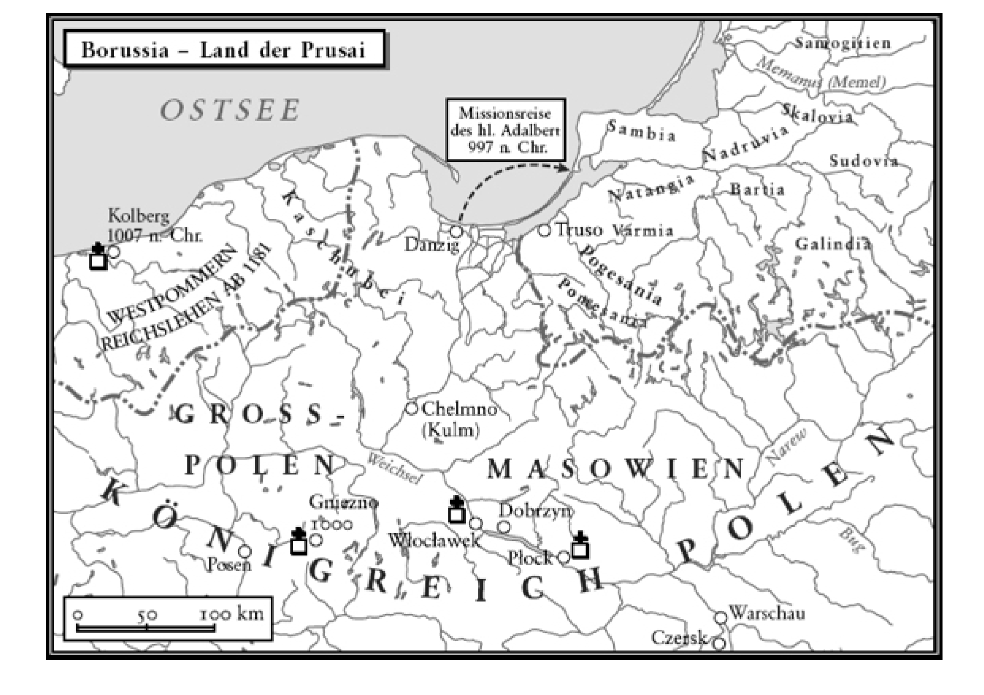
Vor 1000 oder 2000 Jahren war das Land an der Südküste von Europas zweitem Binnenmeer praktisch eine *terra incognita.* Wenn es überhaupt bekannt war, dann als »Bernsteinküste«, als Quelle schimmernder, transparenter, goldbrauner Steine, die in der Alten Welt als Schmuck hoch geschätzt wurden. Die einheimischen Stämme lebten in den dunklen Wäldern der Ostseeküste und hatten kaum Kontakt zu anderen Stämmen. Sie lebten von Jagd und Fischfang und von Überfällen auf ihre Nachbarn und nannten sich selbst *Prußen* oder *Pruzzi* – ein Name der von einer indoeuropäischen Wurzel abgeleitet ist, die mit Wasser zu tun hat. Da sie sich vor allem mit ihrer natürlichen Umgebung identifizierten, gibt es einigen Grund, sie als »Wasserstämme« oder als »Volk am See« oder vielleicht auch dank der verblüffenden Gestalt ihrer Küste als »Volk des Haffs« zu sehen.[26]

Bis ins 13. Jahrhundert n. Chr. entwickelten sich die *Prußen* ohne Kontakt mit der Zivilisation. Sie waren Heiden und Analphabeten, und sie waren voragrarisch, und damit in den Augen ihrer Nachbarn primitive Räuber. Alle großen Ereignisse der frühen europäischen Geschichte gingen an ihnen vorüber. Hortfunde römischer Münzen, die zweifellos aus dem Bernsteinhandel stammten, lassen darauf schließen, dass sie sich der Existenz einer größeren Welt bewusst waren.[27] Aber Aufstieg und Fall des Römischen Reiches hatten keinen Einfluss auf ihre Lebensweise. Die Invasion der asiatischen Nomaden spielte sich auf den weiten offenen Ebenen südlich von ihnen ab, und die Westwanderung germanischer und später slawischer Stämme erreichte ihre Heimat nie. Auch das Reich Karls des Großen und seiner Nachfolger drang nie bis zu ihnen vor; und dasselbe galt

auch für das Christentum, das im 10. Jahrhundert allmählich das nordeuropäische Festland und im 12. Jahrhundert Skandinavien eroberte.

Wenn man von gelegentlichen, mehrdeutigen Erwähnungen früher Geografen absieht, fanden die *Prußen* durch ein Ereignis im Jahr 997 erstmals Eingang in die Geschichtsbücher. Damals reiste der tschechische Bischof Vojtěch von Prag, als Missionar an das Weichseldelta, um die Prußen zu bekehren, wurde jedoch von seinen prospektiven Schäfchen ermordet. Eine Suchexpedition bezahlte ein Lösegeld für seinen Leichnam und brachte ihn als Reliquie in die neu erbaute polnische Kathedrale von Gniezno. Vojtěch, besser bekannt unter seinem Taufnamen Adalbert, sollte später als Adalbert von Preußen der Schutzheilige des Landes werden, das sich seinen Bekehrungsanstrengungen verweigert hatte.[28]

Die *Prußen* waren die westlichste Gruppe einer größeren Gruppe baltischer Völker, zu denen auch Litauer und Letten gehörten. Sie sprachen verwandte Sprachen und hatten ähnliche Lebensweisen. Die Namen ihrer Stämme wurden von den katholischen Mönchen, die erstmals Wissen über die Region sammelten, auf Lateinisch notiert. Schon im 9. Jahrhundert hatte der sogenannte Bayerische Geograf[C] den Lateinischen Namen *Borussia*, das heißt Land der *Prußen*, aufgezeichnet, von dem alle modernen Varianten des Ländernamens wie *Prussia* (Lateinisch und Englisch), *Preußen* (Deutsch), *Prusse* (Französisch) und *Prusy* (Polnisch) abgeleitet sind. Fünfhundert Jahre später, als die Eroberung Preußens durch christliche Ritter im Gange war, stellte der Priester Peter von Dusburg eine vollständigere Liste der Stämme zusammen. Zur ethnischen Gruppe der Balto-Preußen gehörten demnach die Warmen, die Pomesanen, die Natanger, die Samländer, die Schalauer, die Nadrauer, die Barten, die Sudauer und die Galinder. Jeder Stamm hatte sein eigenes Territorium innerhalb des Gebiets zwischen Weichsel und Memel. Die ersten sechs auf der Liste waren an der Küste angesiedelt, die anderen im Landesinneren. Vielleicht gab es noch weitere.



Die geografische Beschaffenheit von *Borussia* trug stark zu seiner Isolation mit bei. Die Küste war von eine Kette von Haffs gesäumt, die sich hinter langen sandigen Landzungen gebildet hatten und die Zufahrt zu den Flüssen erschwerten. Das Landesinnere war größtenteils von langen Endmoränen geprägt, die den Rückgang der letzten nordischen Eiskappe markierten. Das Ergebnis war ein Gewirr fantastisch geformter Seen, die sich mit gewundenen kiefernwaldbestandenen Höhenzügen abwechselten. Dort gab es keine geraden Wege oder Pfade und keine sicheren Rückzugsorte für Eindringlinge. Der größte Teil des Bodens war nicht für den Anbau von Feldfrüchten geeignet. Die Versuchung, in dem offenen Land jenseits der Seen Vieh zu stehlen und fremde Scheunen auszurauben, war daher groß.

Im 13. Jahrhundert jedoch waren die *Prußen* von allen Seiten faktisch eingekreist. Das Gebiet, das jenseits der Weichsel im Westen lag, war von Westslawen besiedelt worden, insbesondere von den Kaschuben, die zum Herzogtum Pommern gehörten. Im Süden lag das polnische Herzogtum Masowien mit Warschau im Zentrum, das in der Zeit des »polnischen Partikularismus« quasiunabhängig war. Im Osten, jenseits der Memel, waren andere baltische Gruppen ebenfalls abenteuerlustig, was zur Entstehung der Staaten Livland und Großfürstentum Litauen führte.

Der wichtigste Motor der Veränderung in Ostmitteleuropa

war damals die Ankunft der Mongolischen Horde. Die Mongolen strömten aus der asiatischen Steppe nach Westen. 1238 zerstörten sie Moskau und brachten dann Tod und Verderben über den heutigen Süden Polens und über Ungarn. Die dadurch entstehende Unsicherheit förderte zwei Entwicklungen: Eine war die Gründung von Kreuzritterorden zur Verstärkung der östlichen Grenzen der Christenheit. Und die andere war die Mobilisierung deutscher Kolonisten, um die verwüsteten Gebiete wieder zu bevölkern.

In der Phase zuvor hatte die deutsche Kolonisierung *Borussia* nicht betroffen. Nach 1180, als der slawische Herzog von Pommern Boguslaw III. die Lehnshoheit des Heiligen Römischen Reiches anerkannt hatte, überquerten Siedler aus dem Reich die Oder und ließen sich an der Küste des Herzogtums nieder. Nach 1204, als die Schwertritter, ein militärischer Orden, im livländischen Riga einen Stützpunkt errichteten und als die Dänen im estnischen Tallinn ihre Festung erbauten, begannen die Baltischen KreuzzügeD.[29] Doch die *Prußen*, die zwischen den vorstoßenden Kolonisten und den Krieg führenden Kreuzfahrern eingeklemmt waren, blieben immer noch unbehelligt.

Das war die Lage in den 1220er-Jahren, als Konrad, der Herzog von Masowien, wegen der ständigen Raubzüge der *Prußen* die Geduld verlor. Frühere Versuche, sie mit Hilfe des kleineren polnischen Ordens der Brüder von Dobrin zu unterwerfen, waren gescheitert. Deshalb rief der Herzog im Austausch für das Lehen von Chelmno (das Kulmerland) eine weit mächtigere Organisation herbei. Er lud den Deutschen Orden ein, das Lehen als Basis für die Zähmung der Prußen zu nutzen. Spätere Äußerungen Konrads lassen darauf schließen, dass er sich dabei nur eine begrenzte Operation vorstellte. Er hatte ganz bestimmt nicht damit gerechnet, dass seine Gäste schon bald weit mächtiger wurden als er selbst.[30]

Der »Orden der Brüder vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem« war im Jahrhundert zuvor als eine von mehreren militärischen Organisationen gegründet worden, die aus den Kreuzfahrerstaaten von *Outremer* hervorgegangen waren und »Ungläubige« bekehren sollten. Der Orden blühte auf, weil er die Hafenstadt Akkon beherrschte, aber nach der Rückeroberung Jerusalems durch die Sarazenen im Jahr 1187, verdienten immer mehr von seinen Mitgliedern ihren Lebensunterhalt als Söldner in Griechenland, Spanien und Ungarn. Trotzdem blieben seine

Ziele und sein Ethos im Kern erhalten. Die Deutschen Ritter suchten nach Projekten, bei denen sie unabhängig von der feudalen Ordnung in Europa ihren Lebensunterhalt mit der Bekämpfung von Ungläubigen verdienen konnten.[31]

Die Schlüsselfigur für die weitere Entwicklung war Hermann von Salza (ca. 1179–1239), der den Orden 30 Jahre lang als Hochmeister führte und sowohl zum Kaiserhof als auch zum *Papst* Verbindungen hatte. Damals herrschte Friedrich II. von Hohenstaufen (reg. 1215–1250) in Sizilien. Als dieser seiner Kriege mit dem Kirchenstaat wegen exkommuniziert wurde (siehe S. 146), fungierte Salza, der seine Laufbahn als Ritter im Gefolge der Hohenstaufen begonnen hatte, im Streit zwischen Kaiser und Papst als Vermittler. Doch der Kreuzritter nutzte sein vertrautes Verhältnis zu mehreren aufeinanderfolgenden Päpsten stark zum Vorteil seines Ordens aus. Dabei war sein wichtigstes Ziel, den Orden direkt dem Papst zu unterstellen, damit er den verschiedenen weltlichen Herrschern, auf deren Territorium er operierte, keine bedingungslose Treue schuldete. Diese Strategie scheiterte in Ungarn, wo der Orden 1225 ausgewiesen wurde, funktionierte aber in Masowien perfekt.

Neben vielem anderem war Hermann von Salza auch gewiefter Jurist. Alle seine Machenschaften waren durch wohlklingende Dokumente abgesichert, die dem Orden wichtige Rechte verschafften, ohne ihm die entsprechenden Pflichten aufzubürden. Im Jahr 1226 verfügte der Kaiser in der Goldenen Bulle von Rimini, dass der Herzog von Masowien den Orden für den Kampf gegen die Heiden ausrüsten müsse und das dabei eroberte Land reichsfrei wäre, also nicht der Gerichtsbarkeit des Reiches unterliegen würde. Im Jahr 1230 wurde das Kulmerland durch den Vertrag von Kruschwitz, der angeblich sowohl von dem Herzog als auch vom Deutschen Orden unterzeichnet wurde, dem Orden als Lehen übertragen; eine Originalurkunde des Vertrags ist nicht erhalten. Im Jahr 1234 bestätigte Gregor IX. in der in sich widersprüchlichen Bulle von Rieti den Vertrag, und verfügte außerdem, dass der Orden ausschließlich unter der Hoheit des Papstes stehe. Nachdem die Ritter ihren Brückenkopf im Baltikum auf diese Weise gesichert hatten, waren sie rechtlich weitgehend unabhängig: Beschwerden des Herzogs von Masowien konnten sie getrost ignorieren, der Kaiser und der Papst waren weit weg, und der polnische Thron war nicht besetzt.

Nun baute der Orden in kurzer Zeit einen sozio-militärischen Apparat auf, mit dem er an der Front in Borussia pausenlos Krieg führen konnte. Sowohl die Brüder von Dobrin als auch der Schwertbrüderorden wurden in den Apparat integriert, sodass der Orden über genügend Ritter für ein reguläres Heer verfügte. Weitere Kämpfer kamen, von Abenteuerlust und Landgier getrieben, aus der ganzen Christenheit. Vorwiegend deutsche und flämische Bauern wurden zu günstigen Bedingungen als Kolonisten ins Land geholt, um das Land zu bearbeiten und den Arbeitskräftemangel zu lindern. Städte wurden gebaut, Sümpfe trockengelegt, Pfade durch die Wildnis geschlagen und Handelswege eröffnet. Der Orden sicherte sich das Bernsteinmonopol, trieb Steuern ein, rekrutierte, trainierte und besoldete Soldaten und führte unaufhörlich Krieg gegen die »Ungläubigen«. Die einheimischen *Prußen* wurden im Namen des Glaubens abgeschlachtet, verbrannt oder vertrieben, und die »Schwarzen Ritter«, die einen mit einem schwarzen Kreuz geschmückten weißen Mantel trugen, agierten im Namen Gottes. Sie und ihre Angehörigen sprachen Deutsch, und sie waren es, die den Namen »Preußen« prägten.

Die politische Organisation des »Ordensstaats«, wie der Staat des Deutschen Ordens schon bald genannt wurde, entstand während des Eroberungsfeldzugs. Zunächst blieb der Sitz des Ordens in Akkon und wurde dann nach Venedig verlegt. Nach Borussia kam er erst im Jahr 1309. Die Hochmeister wurden mittels eines Wahlausschusses von den Ritterbrüdern gewählt und vom Papst im Amt bestätigt. Sie waren sowohl militärische Oberbefehlshaber als auch zivile Führer des Ordens und ernannten die ihnen unterstellten Landmeister von Livland und Preußen und die Landkomture in den anderen Regionen. Insgesamt wurde der Orden in den 327 Jahren, die er in seiner mittelalterlichen Form existierte, von 35 Hochmeistern mit einer durchschnittlichen Amtszeit von 9 Jahren geführt. Der erste Nachfolger Hermann von Salzas war Konrad von Thüringen (1239–1240) und der letzte Albrecht von Hohenzollern (1510–1525). Am längsten im Amt war Winrich von Kniprode (1351–1382).

Die Eroberung *Borussias* dauerte sechzig Jahre und war 1283 offiziell abgeschlossen. Da die *Prußen* keine eigenen Berichte hinterließen, ist die Geschichte leider nur aus der Sicht des Ordens überliefert. Die wichtigste Quelle ist das vierbändige *Chronicon Terrae Prussiae*, das ein halbes

Jahrhundert nach den Ereignissen, wahrscheinlich in Königsberg, durch Peter von Dusburg verfasst wurde. Peter betrachtet die Arbeit des Ordens als heilige Mission und glaubt fest daran, dass seine in der Schlacht getöteten Ritterbrüder in den Himmel kommen. Doch Heiden sind, wie er zugibt, ebenfalls zu bewundern, weil sie so unerschütterlich an ihrem falschen Glauben festhalten. Er klagt, dass sich viele Christen an ihrer Glaubensstärke ein Beispiel nehmen könnten.[32]

Es besteht kein Zweifel, dass die Baltischen Kreuzzüge von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführt wurden. Gefangene Ritter wurden angeblich lebendig in ihrer Rüstung gebraten. Und die *Prußen* hatten, wenn sie sich nicht bekehren ließen, auch nichts Besseres zu erwarten. Alle Formen von Gewalt und Grausamkeit galten als gerechtfertigt. Gefangene wurden routinemäßig gefoltert, Siedlungen systematisch dem Erdboden gleichgemacht und Überlebende versklavt, wenn sie sich nicht taufen ließen. Ihre Hütten und Häuser wurden geräumt, um Platz für neu eintreffende Kolonisten zu machen. Viele *Prußen* wurden in Reservate deportiert, andere flohen in das benachbarte Litauen. Das war der Fortschritt der »Westlichen Zivilisation«.

In der *Livländischen Reimchronik*[E] aus dem späten 13. Jahrhundert wird die erste Offensive des Ordens beschrieben:

> Das Land liegt auf einer Halbinsel und ist fast völlig von wilden Wassern umgeben … Kein Heer war je dort einmarschiert und auf der seewärtigen Seite kann niemand gegen es kämpfen, weil dort ein wilder, tiefer und breiter Fluss an ihm enüangfließt … Ein schmaler Landstreifen erstreckt sich Richtung [Litauen] und dort kamen die Christen mit ihrem stattlichen Heer. Sie frohlockten. Sie fanden den großen Wald der Samländer dort … [seine] Bäume waren so groß, dass sie als Bollwerk dienten … Die Christen … schworen, nicht zu ruhen, bis sie ihn in zwei Hälften geteilt hätten … Dann, als sie einen Weg durch den Wald gebahnt hatten, stieß das Heer direkt in das Land vor. Die Samländer erfuhren, dass sie von Gästen besucht wurden, die ihnen Leid zufügen wollten.[33]

Bei dem hier geschilderten Feldzug gerieten die Kreuzritter tief in der Wildnis in einen Hinterhalt und wurden vernichtet.

Als die Kreuzfahrer Fortschritte machten, sollten sie zahlreiche befestigte Städte und Burgen in der Wildnis errichten: Elbing, Thorn, Allenstein und Marienwerder waren allesamt Gründungen des Deutschen Ordens. Königsberg wurde 1255 an einem Ort gegründet, der den *Prußen* heilig war und *Tvangste* hieß. Die Stadt erhielt ihren Namen zu Ehren König Ottokars II. von Böhmen, der persönlich an den

Kämpfen teilgenommen hatte. Nichts jedoch kam an Größe und Pracht der Marienburg gleich, die 1274 am Ufer der Nogat errichtet wurde. Viermal so groß wie das englische Windsor war sie wohl die größte mittelalterliche Burg in Europa, und sie war vom Meer aus zugänglich. Ihre riesigen Mauern, hohen Türme und strotzenden Zinnen vermitteln ein Gefühl des Triumphes und der Dauerhaftigkeit. Als die Burg im frühen 14. Jahrhundert fertig war, wurde sie Sitz des Ordens. Zu diesem Zeitpunkt war das Land der *Prußen* erobert und der neue Staat *Preußen* gegründet.[34]

Das Vordringen des Deutschen Ordens ging natürlich Hand in Hand mit dem Vordringen der katholischen Kirche, die seine Unternehmungen segnete. Der erste Missionar, Christian von Oliva, Bischof von Borussia (gest. 1245), war ein Zisterzienser mit polnischen Verbindungen, der mit den Brüdern von Dobrin zusammengearbeitet hatte. Die Deutschen Ritter jedoch zogen die Dominikaner vor, und als Bischof Christian in den 1330er-Jahren den *Prußen* in die Hände fiel und diese ein Lösegeld für ihn verlangten, trafen die Ritter neue Vorkehrungen. Ein päpstlicher Legat kam als Vermittler. Er teilte das Land 1243 in die vier Diözesen Kulm, Ermland, Pomesanien und Samland auf und unterstellte die neue Kirchenprovinz dem Erzbischof von Riga.

Das Kulmerland war das nördliche Grenzgebiet des polnischen Herzogtums Masowien gewesen und umfasste die Städte Kulm (Chełmno), Thorn (Toruń), Graudenz (Grudziądz) und Plock. Die Burg von Dobrin (Dobrzyń) hatte dem Ritterorden der Brüder von Dobrin gehört. Als die ursprünglichen Bewohner aus dem Seengebiet im Norden vertrieben waren, wurde es mit polnischen Kolonisten aus Masowien, den sogenannten Masuren, neu besiedelt und erhielt den Namen Masuren (Mazury). Einer späteren Überlieferung zufolge ist der Name Pomesanien von Pomeso, dem Sohn des legendären Königs Vudevuto abgeleitet. Es lag in der Küstenregion östlich der Weichsel. Seine wichtigste Stadt Elbing (Elbląg) hatte den früheren Hafen der *Prußen* bei Truso ersetzt. Das Ermland oder Varmia war die Heimat eines baltischen Stammes, der angeblich von dem legendären Häuptling Varmo abstammte. Es wurde Sitz einer Reihe von mächtigen Bischöfen und schließlich von Erzbischöfen. Der erste Bischof der Diözese trat sein Amt nie an, doch der zweite und der dritte, Anselm von Meissen und Heinrich Fleming regierten das Bistum bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Ihr Dom wurde in Frauenburg (Frombork)

erbaut, das 1310 als erste preußische Stadt wie im Baltikum üblich nach Lübischen Recht gegründet wurde. Später wurde der Astronom Nikolaus Kopernikus Domherr in der Stadt.[35] Sambia oder Samland kam erst in den 1250er-Jahren unter die Kontrolle des Deutschen Ordens. Es bestand größtenteils aus der Halbinsel, die die beiden wichtigsten Haffs des Landes, die später *Frisches Haff und Kurisches Haff genannt* wurden, voneinander trennt. In der Region um Königsberg überlebte die alte prußische Sprache noch lange, nachdem sie anderswo unterdrückt worden war.

Die östlichsten Teile von *Borussia* wurden erst in den 1280er-Jahren erobert. Der entscheidende Moment war der Fall der im »Elchsee« gelegenen Inselfestung Elk. Deutsche Siedler tauften die Festung »Lyck«, und die Polen nannten sie »Łęg«. Doch das Motiv des Elchs geriet nicht Vergessenheit. Fast 700 Jahre später, als eine weitere Bevölkerungsverschiebung stattfand, wurde der alte prußische Name »Ełk« wieder aufgegriffen und der Elch erschien wieder im Wappen der Stadt.[36]

Obwohl das Erbe der *Prußen* stark vernachlässigt wurde, bleiben so viele Zeugnisse ihrer *prusiska* genannten Sprache erhalten, dass sie von modernen Wissenschaftlern rekonstruiert werden kann. Sie wird als »Altpreußisch« bezeichnet, um sie von verschiedenen deutschen Dialekten zu unterscheiden, so etwa vom Niederpreußischen, das sich später in der Provinz entwickelte. Altpreußisch ist eine der ältesten bekannten Formen einer indo-europäischen Sprache und am engsten mit dem modernen Lettisch verwandt.[37]

Es wurde ab dem 13. Jahrhundert mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben. Das sogenannte Basler Epigramm, das wahrscheinlich von einem gebildeten Preußen auf den Rand eines anderen Manuskripts geschrieben wurde, das zum Studium nach Prag geschickt wurde, lautet: *»Kayle rekyse, thoneaw labonache theywelyse. Eg koyte, poyte, nykoyte, penega doyte.«* Dies wurde wie folgt übersetzt: »Zum Wohl mein Herr! Ihr seid kein lieber kleiner Kamerad mehr, wenn Ihr trinken wollt, ohne einen Pfennig zu zahlen.« Das sogenannte Elbinger Vokabular, das auf etwa 1400 datiert wird, enthält 802 Wörter in ihrer deutschen und ihrer altpreußischen Version, und ein Fragment aus dem 15. Jahrhundert enthält die erste Zeile des Vaterunsers: *»Towe Nüsze kas esse andangensün swyntins.«* Die bei Weitem vollständigsten Texte sind drei Katechismen, die 1545–1561 in Königsberg gedruckt wurden

in der Hoffnung, die letzten überlebenden *Prußen* zum Protestantismus zu bekehren.[38]

Die Germanisierung der eroberten Provinz war also ein sehr langwieriger Prozess. Obwohl die Ritter und die Mehrheit der Kolonisten Deutsch sprachen, war die offizielle Sprache von Kirche und Verwaltung Latein. Außerdem verebbten die Anstrengungen, die Kultur der alten prußischen Bevölkerung auszurotten, sobald diese getauft waren. Viele altpreußische Namen von Orten und Flüssen (Tawe, Tawelle, Tawelninken) und sogar Eigennamen blieben erhalten, und auf dem Land gab es noch lange kleine Gebiete, wo noch Altpreußisch gesprochen wurde. Wie die Dinge lagen, sollte der Ordensstaat vergehen, bevor das Altpreußische vollends verschwand.

Der *Ordensstaat* war kaum etabliert, als er schon in offenen Konflikt mit den benachbarten polnischen Herzogtümern geriet. Die Ritter hatten nie viel Respekt vor ihren Nachbarn gezeigt, und den größten Teil des 13. Jahrhunderts, als das fragmentierte Königreich Polen sich nicht gut verteidigen konnte, meinten sie wahrscheinlich ihren militärischen Vorteil ungestört ausnutzen zu können. Langfristig jedoch erweckten sie einen mächtigen Rivalen zum Leben, der sie schließlich besiegen sollte.[39] Die Polen fühlten sich immer betrogen durch die Art, wie die Deutschen »ihre Gastfreundschaft missbraucht« hatten, aber solange sich der Orden auf die Bekämpfung der Heiden beschränkte, machten sie sich keine übertriebenen Sorgen. Doch sie mussten reagieren, als die Kreuzritter das Gebiet am Unterlauf der Weichsel und damit den polnischen Zugang zum Meer bedrohten. Der Kampf zwischen Polen und dem Ordensstaat um dieses wichtige Territorium sollte 200 Jahre währen.

Seit die Goten in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. das Gebiet am Unterlauf der Weichsel verlassen hatten, war es systematisch von slawischen Stämmen besiedelt worden. Zusammen mit dem Hafen von Gdańsk, hatte es jahrhundertelang zum polnischen Reich gehört und war dessen Zugang zum Meer gewesen. Nun jedoch kam das Gebiet unter doppelten Druck: durch das schleichende Wachstum Brandenburgs an der Küste und durch den Ordensstaat im Osten.

Brandenburg, das muss man betonen, hatte bis dahin keine Verbindung zu Preußen gehabt. Sein unfruchtbares, wenig viel versprechendes Stammland jenseits der Oder in der

Nordmark des Reiches, war ursprünglich von Slawen bewohnt, die es Brennibor nannten. Es war damals noch kein Kurfürstentum und noch nicht in den Besitz der Hohenzollern gelangt. Regiert wurde es vom Adelsgeschlecht der Askanier, den Erben Albrechts des Bären (ca. 1100–1170), des ersten Markgrafen von Brandenburg und Gründers von Berlin. Ein Jahrhundert nach seinem Tod hatten die Brandenburger die Oder überschritten und sich auf dem Ostufer in der sogenannten »Neumark« festgesetzt. Damit waren sie immer noch durch mehr als 300 Kilometer polnisch beherrschtes Pommern von den nächsten Besitzungen des Deutschen Ordens getrennt.[40]

Doch die Polen waren entweder zu uneinig oder zu langsam, um die Gefahr abzuwenden. Ihre Hauptstadt lag weit hinter dem Horizont in Krakau, und ihre Herrscher waren leichtsinnig geworden, was ihre Interessen im Norden betraf. In dem Jahrzehnt, das 1300 begann, fiel der polnische Thron zeitweilig an die böhmische Dynastie der Přemysliden, die auch in Ungarn regierte und sich für baltische Angelegenheiten überhaupt nicht interessierte. Der entscheidende Moment kam 1308/09, als eine Gruppe von Magnaten in Ostpommern registrierte, dass ihre nominellen polnischen Oberherren abgelenkt waren und sich mit den Brandenburgern verbündeten. In Reaktion darauf wiederholte eine polenfreundliche Partei in Pommern den Fehler, den Konrad von Masowien 80 Jahre zuvor gemacht hatte: Sie rief die Deutschen Ritter zu Hilfe, um Gdańsk zu halten. Die Ritter kamen und behielten die Stadt für sich. Einem Bericht zufolge massakrierten sie sogar die gesamte Bevölkerung der Stadt, um die Zuwanderung deutscher Kolonisten zu erleichtern. Wenig später hatten sie schon das gesamte Gebiet am Unterlauf der Weichsel annektiert, und der polnische Hof rief vergeblich ein päpstliches Schiedsgericht an. Statt der Heiden bekämpften die Ritter nun ihre eigenen katholischen Glaubensgenossen.

Im 14. Jahrhundert erreichten die territorialen Besitzungen des Ordensstaats ihre größte Ausdehnung. Kurland und Livland waren vereinigt. Die letzten Aufstände der Eingeborenen waren niedergeschlagen, die Landwirtschaft blühte und mehrere Städte, Danzig (Gdańsk), Marienburg, Elbing und Königsberg, schlossen sich der internationalen Handelsvereinigung der Hanse an. Prächtige Kirchen wie die Marienkirche in Danzig oder der Dom in Frauenburg wurden gebaut; auf dem Land wurden Klöster gegründet; kirchliche

Schulen zogen eine Bildungsschicht heran. Die Kreuzzüge wurden jenseits von Preußen fortgesetzt und fanden routinemäßig jede Saison in Litauen statt, wo sich viele ausländischen Ritter ihre Sporen verdienten. Der Orden hatte einen disziplinierten, zielstrebigen und prosperierenden mittelalterlichen Staat geschaffen, und das neue Preußen wurde überall berühmt. Auch der Ritter aus Chaucers *Canterbury Tales* war dort gewesen:

Es war ein Ritter da, ein würd'ger Mann,
Der, seit den ersten Kriegsritt er begann,
Von Herzen liebte Ritterthum und Streit
Und Freimuth, Ehre, Wahrheit, Höflichkeit,
…
Bei der Erobrung Alexandrias
War er zugegen. Oft bei Tafel saß
Vor allem Volk er obenan in Preußen;
Gereist, wie er, bei Letten und bei Reussen
War kaum ein Christenmensch von seinem Stand.[41]

Selbst der englische König Heinrich IV. war als junger Mann in Preußen gewesen.[42]

Die Kriege des Ordens mit Polen waren zu langwierig, und vielleicht auch zu langweilig, um sie hier detailliert zu schildern. Es gab endlose Scharmützel und zahlreiche längere Konflikte. Mit der Zeit jedoch verbesserten die Polen schrittweise ihre Position. Im Jahr 1320 wurde das Königreich Polen wiedervereinigt. Unter Kasimir dem Großen (1333–1370) straffte es seinen Territorialbesitz, indem es Rotruthenien eingliederte und Schlesien freiwillig an das Heilige Römische Reich abtrat. Im Jahr 1385 stellte es durch den Vertrag von Krewa eine Personalunion mit dem Großfürstentum Litauen her, wodurch der größte Staat auf der europäischen Landkarte entstand (siehe S. 305ff.). Die Ursache dieser polnisch-litauischen Union war die Bedrohung durch den Deutschen Orden. Von da an machte sich die Dynastie der Jagiellonen bewusst daran, dem Orden das Grab zu schaufeln.



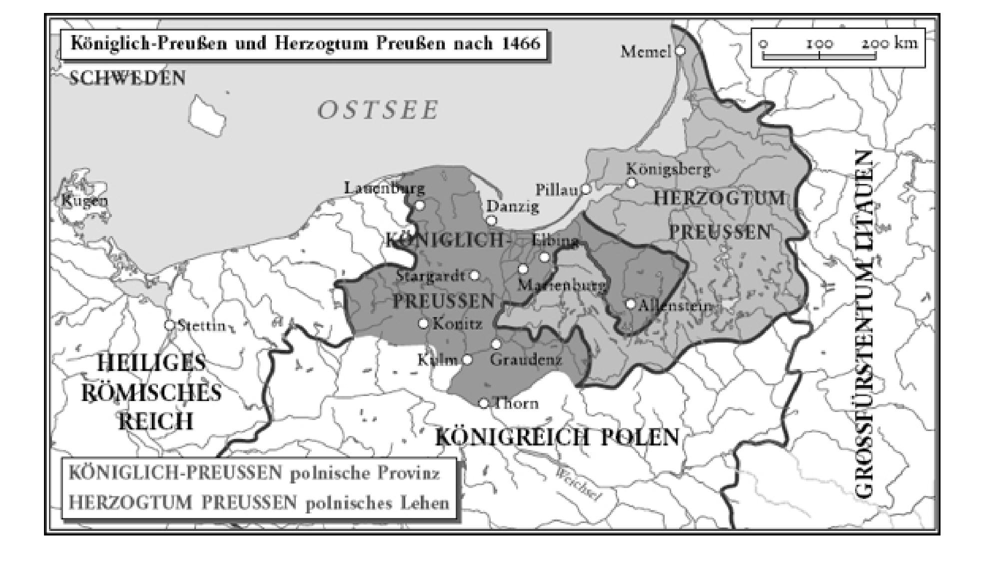
In der Schlacht bei Tannenberg, die am 15. Juli 1410 in der Nähe der Stadt Allenstein (Olsztyn) stattfand, erlitten die Deutschen Ritter eine demütigende Niederlage. Sie wurde später als der entscheidende Zusammenstoß zwischen »Deutschen« und »Slawen« interpretiert, hatte in Wirklichkeit jedoch nur eine regionale und keine rassische Bedeutung. Freilich markierte sie zweifellos den Wendepunkt, was die militärische Macht des Ordens betraf. Der Sieger, Władysław Jagiello, König von Polen und Großfürst von Litauen, eroberte das Lager der Kreuzritter, wo er auf mehrere mit Ketten und Fesseln beladene Wagen stieß. Sie waren für Gefangene bestimmt, die nun Sieger waren. In einer prächtigen Rüstung aus Silber nahm Władysław auf einem Hügel die Standarte des Bischofs von Preußisch Pomesanien entgegen und schickte sie als Trophäe nach Krakau. Mit ihr zusammen schickte er folgenden Brief

an seine Königin:

Meine durchlauchtigste, vortreffliche Fürstin, liebste Gattin! Am Dienstag, dem Fest der Apostel, zog der Hochmeister mit seiner ganzen Streitmacht heran und verlangte, dass wir uns zur Schlacht stellten … Nachdem wir einander eine Zeit lang beobachtet hatten, schickte er uns zwei Schwerter mit folgender Botschaft: »Hört, König und Witold, dass wir noch in dieser Stunde mit Euch kämpfen werden. Nehmt sie Euch zu Hilfe diese Schwerter« … Und damit zogen wir, da die Truppen schon in Schlachtordnung aufgestellt waren, unverzüglich in den Kampf. Unter den zahllosen Toten, wir selbst hatten kaum Verluste … Wir mähten den Meister und den Marschall, SCHWARTSBURG, und viele von den Komturen nieder, und schlugen viele andere in die Flucht … Wir verfolgten sie drei Kilometer weit. Viele ertranken in den Seen und Flüssen und viele wurden getötet, sodass nur sehr wenige entkamen.

Vor Tannenberg konnten sich die Ritter für geradezu unbesiegbar halten, nach Tannenberg gerieten sie in die Defensive.

Die Schlacht kann auch als Konfrontation zwischen zwei gegensätzlichen Formen des Christentums gesehen werden. Der Deutsche Orden gehörte zu der brutalen, suprematistischen Kreuzzugstradition Westeuropas, die sich auf der Prämisse beruhte, dass Ungläubige und »Andersgläubige« auszurotten seien. Die Jagiellonen dagegen, in deren Reichen eine große religiöse Vielfalt herrschte, lehnten sowohl die Kreuzzugstradition als auch den Suprematsanspruch des Papstes ab, die den Rittern als Rechtfertigung für ihre Raubgier dienten. Am Vorabend der Schlacht bei Tannenberg, sangen die polnischen Truppenkontingente *Bogurodzica*, das »Lied der Mutter Gottes« und betonten damit ihre Überzeugung, dass der Marienkult des Deutschen Ordens falsch sei. Mit ihnen zogen orthodoxe Ruthenen und muslimische Reiter der Tataren in die Schlacht. Damals entstand die konziliare Bewegung, die danach strebte, das Papsttum an die Konzilsbeschlüsse zu binden. Eines der Mitglieder der polnisch-litauischen Delegation auf dem Konstanzer Konzil, Paulus Vladimiri (Pawel Wlodkowic, um 1385 bis 1435), Rektor der Jagiellonischen Universität in Krakau, führte den geistigen Angriff auf die Ansprüche des Deutschen Ordens. Sein *Tractatus de potestate papae et imperatoris respectu infidelium*, »Abhandlung über die Macht des Papstes und des Kaisers in Bezug auf die Ungläubigen« stieß zwar nicht auf allgemeine Zustimmung, säte jedoch die ersten ernsthaften Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Mission des Deutschen Ordens.[43]



Die ersten Risse im Gewebe des Ordensstaats entstanden Mitte des 15. Jahrhunderts. Um ihren erlahmenden Militärapparat wieder auf Vordermann zu bringen, erhöhten die Ritter gnadenlos die Steuern, und zwar so sehr, dass sich ihre Handelsstädte von der Steuerlast zu befreien versuchten. Der Preußische Bund, der 1440 von den Danziger Stadtvätern mit gleichgesinnten Städten geschlossen wurde, bat den polnischen König um Schutz. Die 1456 von Kasimir Jagiellon verkündete Inkorporation des gesamten Ordensgebiets war der unmittelbare Grund für den dritten, dreizehn Jahre währenden Krieg zwischen Polen und dem Orden. Das Ergebnis war nach einem weiteren polnischen Sieg, genau das, was der Orden hatte verhindern wollen. Der Vertrag von Thorn (1466) teilte den Ordensstaat in zwei Teile. Der Westen mit Danzig, der von da an Königlich-Preußen hieß, wurde nach 157 Jahren wieder an Polen zurückgegeben. Der östliche Teil mit Königsberg als Zentrum blieb als polnisches Lehen in deutschen Händen. Der Orden verlor mehr als die Hälfte seiner menschlichen und wirtschaftlichen Ressourcen. Königsberg wurde seine vierte Hauptstadt.

Durch die Teilung des Ordensstaats im Jahr 1466 wurden Tatsachen geschaffen, die bis zum Zweiten Weltkrieg Geltung besaßen. Trotz einer komplizierten politischen Geschichte und wiederholten Veränderungen in der Benennung wurden der westliche Teil des Landes (Königlich-Preußen/Polnisch-Preußen/Westpreußen) und größtenteils auch der von den Nazis so bezeichnete »Polnische Korridor« nie wieder ganz

mit dem Ostteil (Ostpreußen/Herzogtum Preußen/ Preußisches Preußen) vereinigt. Von den Bewunderern des Ordensstaats, die sein Unglück bedauern, wird der Vertrag von Thorn als Anfang der »preußischen Teilungen« gesehen.[44]

Die Geschichte von Königlich-Preußen, das unter polnische Herrschaft kam, ist bei denen, die die preußische Geschichte aus einer ausschließlich deutschen Perspektive betrachten, wenig bekannt. (Das Thema wurde durch Verbote und Bücherverbrennungen aktiv unterdrückt, als die Hohenzollern an die Macht kamen.) Dennoch erlebte dieses andere Preußen eine 300-jährige Blütezeit, und das nicht nur als eine getrennte institutionelle Einheit, sondern auch als Land mit einer eigenen politischen Ideologie und Kultur, die auf dem Gedanken der Freiheit beruhten. Obwohl seine Bevölkerung polnisch-deutsch gemischt war, wobei die Deutschen in den Städten stark dominierten, unterschied sich die gemeinsame Identität von Königlich-Preußen ganz entschieden von den Werten, die normalerweise mit dem Begriff »Preußen« assoziiert werden.[45]

Das Territorium von Königlich-Preußen bestand aus dem unteren Weichseltal und reichte vom »Ellbogen« des Flusses bei Thorn bis zur Ostseeküste. Außerdem umfasste es das weit nach Ostpreußen hineinragende Ermland (Warmia). Seine drei wichtigsten Zentren waren Danzig (Gdańsk), Elbing (Elbląg) und Thorn (Toruń) zusammen mit einer Anzahl kleinerer Städte. Diese wohlhabenden städtischen Gemeinden waren der Motor sowohl für eine dynamische Wirtschaft als auch für eine erstaunlich originelle kulturelle Entwicklung.

Die Regierung von Königlich-Preußen beruhte auf den Freiheiten, die den Städten garantiert wurden, und auf dem Landtag, in dem der politisch aktive Adel ein Forum hatte. Im Gefolge des Statuts *Nihil Novi* (siehe S. 303) entstanden auch im Rest des Königreichs Polen Gerichte und Landtage. Als 1569 die polnisch-litauische Realunion gegründet wurde, wurde Königlich-Preußen formell inkorporiert. Von da an bis zur Ersten Teilung Polens im Jahr 1773, war es in die Palatinate Pommern (mit Danzig), Kulm und Marienburg und in die autonome Diözese Warmia gegliedert. Es entsandte Delegierte zum Reichstag in Warschau und zu den Königswahlen, während die *sejmiki* oder Landtage in den einzelnen Palatinaten tagten.

Der hohe Grad an Selbstregierung, den die preußischen

Bürger und Adligen genossen, führte in den Bereichen Geschichtsschreibung und Mythenbildung zu großer Originalität: Die *Preussische Chronik*, die Simon Grunau im 15. Jahrhundert in Elbing verfasste, stand den Taten des Deutschen Ordens absolut feindselig gegenüber. Der Gelehrte Erasmus Stella (gest. 1521) untersuchte die Ursprünge Preußens und porträtierte die alten *Prußen* als »zur Freiheit geborenes Volk«. Auch veröffentlichte er die Legende von »Mutter Borussia« und ihren vielen Söhnen. Damals wurde in Preußen sowohl der gotische als auch der sarmatische Mythos[F] übernommen, um den Gedanken zu untermauern, dass »die Preußen in ihren Reihen keinen Herrn dulden«. Der sarmatische Strang dieser Ideologie postulierte fälschlich einen gemeinsamen orientalischen Ursprung für Preußen, Polen und Litauer, damit das von seinen Urhebern propagierte Widerstandsrecht auf uralte Wurzeln zurückgeführt werden konnte. Diese Ideologie war eine effektive Barriere gegen die absolutistischen Ideen, die damals aus dem Westen kamen, und sie war ein fruchtbarer Nährboden für die die »königlich-preußische Aufklärung«, die sich im 18. Jahrhundert mit Gottfried Lengnich (1689–1774) als zentraler Gestalt entwickelte.[46]

Alles in allem rief Königlich-Preußen das starke Gefühl einer »vormodernen Identität« hervor, das sich vom völkischen Nationalismus unterscheidet, aber in der Erfahrung einer schon seit Langem bestehenden Gemeinschaft eine feste Grundlage hatte. Diese königlich-preußische Identität, die Polen als Schutzmacht und den wachsenden Staat der Hohenzollern als Bedrohung empfand, führte in den kommenden Kriegen zu einer tief empfundenen Loyalität gegenüber dem polnischen Staat und hatte erheblichen Einfluss auf oppositionelle Kreise im benachbarten Königsberg. Dieses besondere Gemeinschaftsgefühl hatte bis zum Jahr 1773 Bestand, als Friedrich II. von Preußen das Land mit seiner Armee und seiner Bürokratie besetzte und es gewaltsam unterdrückte. In den 50 oder 60 Jahren nach dem Vertrag von Thorn verloren die Deutschen Ritter allmählich ihre *raison d'être. Es* gab keine Heiden mehr zu bekehren, und beide Sterne an ihrem ideologischen Firmament, das Römische Reich und das Papsttum, waren in desolatem Zustand. Ihre früheren Untertanen in Königlich-Preußen hatten eindrucksvolle Freiheiten gewonnen und hängten den Ordensstaat ab, was den Wohlstand betraf. Nachdem die Deutschen Ritter in den

letzten bewaffneten Konflikten mit Polen auch ihren militärischen Vorsprung eingebüßt hatten, sahen viele nur noch wenig Sinn in einer Zukunft, die von verlorenen Schlachten geprägt sein würde. Ihr Staat war reif für eine Revolution, die niemand kommen sah.

Die Ritter hatten noch ein weiteres Problem: Der Vertrag von Thorn schrieb vor, dass ihr Hochmeister dem polnischen König huldigen musste. Diese Huldigung war im Feudalismus eine normale Praxis, und da die Lande des Ordens außerhalb des Kaiserreichs lagen, konnte das Reich nicht dagegen intervenieren. Trotzdem war die Huldigung den Rittern unangenehm. In späteren deutschen Kommentaren wurde sie durchweg als »demütigend« bezeichnet. Jede weitere Huldigung verstärkte beim Orden das Gefühl, dass sich die Verhältnisse ändern müssten, und deshalb versuchten die Ritter ihre Treuepflicht nach 1493 gegenüber Polen zu lösen. Außerdem hatten zwei Hochmeister starke politische Verbindungen in Deutschland: Friedrich von Sachsen (Hochmeister von 1497–1510) war ein sächsischer Fürst, und sein Nachfolger Albrecht von Hohenzollern (Hochmeister von 1510–1525), war ein Spross der Dynastie, die das Kurfürstentum Brandenburg übernommen hatte.

Nun geschah es 1517, dass Luther (vermutlich) seine 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg anschlug. Selbst er hätte nicht erraten können, dass die seit Langem für ihren militanten Katholizismus bekannten Deutschen Ritter zu seinem dankbarsten Publikum gehören würden. Innerhalb weniger Jahre jedoch hatte sich der Hochmeister aus dem Haus der Hohenzollern von der Notwendigkeit radikaler Reformmaßnahmen in der Kirche gewinnen lassen. Nachdem er sich mit Luther persönlich beraten hatte, beschloss er, den katholischen *Ordensstaat* in einen Staat umzuwandeln, der sich ganz der Sache, des schon bald so genannten Protestantismus verschrieb. Dies bedeutete, dass der Hochmeister von seinem Amt zurücktreten, einen säkularen Titel annehmen und den Orden auflösen oder entlassen musste und dass die einzelnen Ritter sich für den neuen Staat entscheiden oder diesen verlassen mussten. Vor allem bedurfte all dies der Zustimmung von Polen-Litauen. Falls sie nicht erfolgte, konnte er den unter der Herrschaft des Ordens stehenden Teil Preußens auch einfach annektieren oder die Ordensritter als ihr Lehnsherr zum Kriegsdienst gegen andere Feinde heranziehen (das Land hatte damals große Schwierigkeiten mit marodierenden

tatarischen Horden; siehe S. 278).

Folgende Lösung wurde 1525 in die Tat umgesetzt: Der Hochmeister trat zurück. Der Orden zog sich mit allen Rittern, die sich dafür entschieden, in seine nördliche Provinz Kurland-Livland zurück, während sich die anderen zu dem neuen lutherischen Glauben bekannten. Dann reiste Albrecht von Hohenzollern, wie vorher bereits vereinbart, nach Krakau, schwor dem König von Polen die Treue und empfing von ihm Preußen als Lehen. Gemäß dem Vertrag von Krakau wurde der frühere Hochmeister nun Herzog und seine Besitzungen ein Herzogtum.

Die feierliche Huldigung und Belehnung, die am 10. April 1525 auf dem Krakauer Ring vollzogen wurde, gehört zu den historischen Ereignissen, die die Hohenzollern später nicht groß publik machen wollten, doch sie war ein wichtiges Element im Europa des 16. Jahrhunderts. In ihrer Darstellung durch den romantischen Maler Jan Matejko sollte sie eine wichtige Stütze des polnischen Nationalstolzes werden. Auf Matejkos Gemälde sitzt König Sigismund I. in seiner ganzen Pracht auf dem Thron, während Albrecht von Hohenzollern barhäuptig und in voller Rüstung vor ihm kniet und die preußische Fahne mit dem schwarzen Adler in der Hand hält. Ein preußischer Ritter berührt den Saum der Fahne, eine Geste, von der später gesagt wurde, dass sie die Huldigung ungültig gemacht habe.[47] Die Zeremonie wurde bei jedem neuen Herzog oder König wiederholt: 1569, 1578, 1611, 1621, 1633, 1641 … Europa sollte es später vergessen, aber damals war der König von Polen der Herr und der Hohenzollernfürst sein Vasall.

Der zweite Schritt der Investitur Herzog Albrechts fand in Königsberg statt, wo er am 9. Mai 1525 zur offiziellen Bestätigung durch die preußischen Stände eintraf:

Die ganze Stadt hieß [den Herzog] mit Glockengeläut und Kanonenschüssen willkommen. Auf dem Landtag, der ihn im Amt bestätigen sollte und der am 25. Mai zusammentrat, waren auch drei polnische Kommissare vertreten, der *wojewoda* von Marienburg, der Kammerherr von Pommern und der *starosta* von Bratian … Albrechts Stellvertreter Georg von Polenz fürchtete Widerstand … Albrecht rechtfertigte persönlich die Notwendigkeit des Vertrags mit Polen und machte die schlechte Führung des Ordens für alle früheren Schicksalsschläge verantwortlich.
Am 28. verkündete Georg von Kunheim, dass sich die Stände der Autorität des Herzogs und der polnischen Kommissare unterwerfen würden … Nur der Stadtrat von Königsberg zögerte, wurde jedoch durch die Anstrengungen Friedrich von Heydecks gewonnen. Noch am selben Tag huldigten die Stände dem Herzog vor der Treppe des Schlosses; und am 29. und 30. fassten sie die notwendigen Beschlüsse, um ihm eine relativ hohe Steuer von 82.000 Gulden zu bewilligen … Am 31., während der letzten Sitzung, schnitt ein Adliger, der sich selbst »der Alte

Pilger« nannte, das [schwarze] Kreuz aus dem Mantel des Ritters Caspar von Blumenau. Mit dieser Geste hörte der Deutsche Orden in Preußen auf zu existieren.[48]

Viele wissenschaftliche Äußerungen über die Ereignisse von 1525 sind durch das Wissen über spätere Entwicklungen gefärbt. Sie gehen davon aus, dass Polen dazu prädestiniert war, schwächer zu werden und die Hohenzollern zur Größe bestimmt waren. Von den Zeitgenossen jedoch verfügte niemand über dieses Wissen. Der König von Polen war damals der weit stärkere Akteur. Er hatte den Plan, ein Herzogtum zu schaffen, gegen die Möglichkeit abgewogen, den Orden auf einen Kreuzzug gegen die Tataren in die Ukraine zu schicken. Vermutlich wurde er darauf hingewiesen, dass der Orden viel von seinem militärischen Potenzial eingebüßt hatte. Also entschied er sich für die Möglichkeit, den Rest des Ordensstaats umzuwandeln, in der Hoffnung einen mächtigen und dauerhaften polnisch-preußischen Reichsteil zu schaffen. Erfolg und Misserfolg hingen von der Entwicklung der katholisch-protestantischen Beziehungen, von dem nicht absehbaren weiteren Schicksal der Hohenzollern und vor allem von den veränderlichen Kräfteverhältnissen ab. Wenn das Königreich Polen dominant blieb, würde das Herzogtum Preußen abhängig bleiben. Wenn Polen ins Wanken geriet, konnte das Herzogtum versuchen, sich selbstständig zu machen.

Die historischen Urteile über den Ordensstaat sind sehr unterschiedlich: Heinrich von Treitschke, Berliner Hofhistoriker im späten 19. Jahrhundert verklärte ihn regelrecht:

[W]as uns… zu dieser Geschichte … hinzieht, ist die tiefsinnige Lehre von dem Segen des Staates, der bürgerlichen Unterordnung, welche sie lauter vielleicht predigt als irgendein anderer Teil unserer Vergangenheit… Wie sollte der [polnische Adel] dulden, dass … der strenge Staat, die milde Sitte der Deutschen die zuchtlose Rohheit des Slawentums verdrängten? … So verdient sich jetzt Preußen den Namen des neuen Deutschlands.[49]

Polnische Historiker, deren Ansichten weniger bekannt sind, sind weniger begeistert.[50] Treitschkes ethnische Vergleiche waren typisch für seine Zeit und Vorbote für viel Schlimmeres. Ein deutscher Historiker, der während des Zweiten Weltkriegs nach Großbritannien ins Exil ging, versuchte einen Mittelweg zwischen den Extremen zu finden, indem er das Problem wirtschaftlich betrachtete. »Alles in allem«, schrieb er, »ist das Image des Deutschen Ordens als

Agent der Ausrottung ein Klischee, das nicht mehr haltbar ist … Das bleibende Erbe seines Staates … war sein Wirtschaftsystem, das auf landwirtschaftlicher Produktion in großem Maßstab beruhte.«[51] Auf unparteiische Ohren könnte diese Äußerung wie der schwache Versuch wirken, schwierige Probleme zu vermeiden.

Im Jahrhundert nach 1525 blieb das Herzogtum Preußen, der Nachfolger des Ordensstaats, ein abhängiges Lehen des Königreichs Polen. Es behielt diesen Status auch 1569, als sich das Königreich durch die Union von Lublin mit dem Großfürstentum Litauen vereinigte und die *Rzeczpospolita* oder Republik Polen-Litauen bildete (siehe S. 305ff.). Das Herzogtum war im »Goldenen Zeitalter« des polnischen Königreichs zweifellos eines der Juwele in der polnischen Krone und ist Kennern der polnischen Geschichte als solches wohlbekannt. In den Annalen der Hohenzollern dagegen wird dieses Kapitel häufig ausgelassen, um schneller zum »großen Kurfürsten« und Friedrich dem Großen zu kommen. Im späteren Zeitalter des Nationalismus erinnerten sich die Deutschen nur noch ungern daran, dass ihre führende Dynastie einst den Jagiellonen und ihren Nachfolgern untertan gewesen war.[52]

Es ist jedoch absolut anachronistisch, Albrecht of Hohenzollern, Herzog von Preußen, als trotzigen Vertreter der deutschen Sache zu betrachten. Tatsächlich hatte er sogar mütterlicherseits jagellionische Vorfahren, war also ein halber Pole. König Sigismund I. war sein Onkel und Sigismund II. August sein Vetter, und er hielt engen Kontakt zu seinen polnischen Verwandten. Außerdem war er nach seiner Konversion zum Luthertum vom Papst exkommuniziert und aus dem Römischen Reich verbannt worden, weshalb er sich natürlich umso stärker auf Polen als Schutzmacht seines Herzogtums verließ. Als zum Beispiel das preußische Luthertum durch ein internes Schisma zerrissen wurde, an dem Albrechts Protegé Andreas Osiander maßgeblich beteiligt war, agierte Sigismund August als Vermittler. Der polnische König, der auch mit den Protestanten in seinem eigenen Adel zurechtkommen musste, war kein Vertreter der Gegenreformation. Er sollte später sagen, dass er »keine Fenster in den Seelen der Menschen« haben wolle; diese tolerante Haltung in Religionsfragen trug sicher mit dazu bei, dass sich der erste lutherische Staat etablieren konnte.

Das Königsberg des 15. Jahrhunderts, das in Polen Królewiec hieß, blühte auf und wurde die Hauptstadt des

kleinen Staates. Es beherbergte schon bald eine unabhängige protestantische Universität (die Albertina, gegründet 1544) und die herzogliche Münzanstalt, die ein paar schöne Münzen mit der Inschrift »JUSTUS EX FIDE VIVIT«, »Der Gerechte lebt aus dem Glauben«, prägte. Die Stadt war außerdem Sitz des Preußischen Landtags, einer Versammlung, die der Tendenz des Herzogs zur Willkür entgegenwirkte und das Recht hatte, an dessen polnischen Oberherrn zu appellieren. Wie die Bürger des benachbarten Danzig wussten auch viele preußische Adlige die Freiheiten sehr zu schätzen, die sie dank der Verbindung mit Polen besaßen.

Herzog Albrechts Herrschaft in Preußen dauerte mehr als 40 Jahre. In den 1520er-Jahren wurde sie durch die Aufstände des Bauernkriegs stark in Mitleidenschaft gezogen, durch deren grausame Niederschlagung der Herzog den Fortbestand der Leibeigenschaft sicherte. Ab 1530 wurde das Herzogtum in die Kriege des Schmalkaldischen Bundes hineingezogen. Sie wurden gegen den deutschen Kaiser geführt, damit er das Recht der protestantischen Staaten auf Selbstbestimmung anerkannte, und endeten letztlich mit der Akzeptanz des Prinzips *cuius regio, eius religio*, wonach der Fürst die Religion in seinem Staat bestimmte. In den 1550er-Jahren erlebte die Politik des Hofes eine weitere Störung durch die Intrigen des kroatischen Abenteurers Paul Skalić. Außerdem beteiligte sich der Herzog am Fürstenaufstand gegen Kaiser Karl V. Dann jedoch wandte sich sein Interesse zunehmend den Problemen seiner eigenen Dynastie zu. Da er sieben Brüder hatte, hatte er mehr Verwandte als nötig. Dank seiner Bekehrung zum Protestantismus konnte der ehemals zölibatäre Hochmeister heiraten, und seine Ehe mit Dorothea von Dänemark brachte ebenfalls viele Kinder hervor. Laut einer Proklamation aus dem Jahr 1561 war er außer preußischer Herzog auch Markgraf von Brandenburg und von Stettin in Pommern, Herzog der Kaschuben und Wenden, Burggraf von Nürnberg und Graf von Rügen.[53]

Trotzdem bildete die Religion zu Lebzeiten des Herzogs ein fast unüberwindliches Hindernis für eine Vereinigung der beiden Linien des Hohenzollerngeschlechts. Die Vettern des Herzogs, die Markgrafen und Kurfürsten[G] von Brandenburg, waren überzeugte Katholiken. Joachim I. Nestor (reg. 1491–1535) zwang seine Söhne, dem katholischen Glauben bei Strafe der Enterbung ewige Treue zu schwören. Trotzdem

näherte sich Joachim II. Hector (reg. 1535–1571), der wachsenden protestantischen Fraktion in Berlin immer mehr an und propagierte 1555 offiziell das Luthertum als brandenburgische Konfession, obwohl er mit Jadwiga Jagiellonka, der Tochter des polnischen Königs verheiratet war.[54]

Tatsächlich blieben die Verbindungen Preußens mit Polen während des gesamten 16. Jahrhunderts stärker als die mit dem Heiligen Römischen Reich in Deutschland. Das mit dem Königreich Polen verbundene Königlich-Preußen oder Westpreußen war größtenteils von Polen bewohnt. Das Herzogtum Preußen oder Ostpreußen, war zwar überwiegend lutherisch und deutschsprachig, aber es war ein polnisches Lehen und vom polnischen Wohlwollen abhängig.

Die allmähliche Annäherung zwischen den Königsberger und den Berliner Hohenzollern begann erst nach dem Tod von Herzog Albrecht. Die wichtigste Ursache dafür lag in den langwierigen Anfällen von Geisteskrankheit, unter denen Albrechts Sohn und Erbe Albrecht Friedrich (reg. 1568–1618) während seiner gesamten, ebenfalls langen Regierungszeit litt. Traditionsgemäß konnte ein Lehen bei Unfähigkeit des Inhabers oder wenn dieser keine Erben hatte, entzogen werden, deshalb musste die Familie entsprechende Vorkehrungen treffen. Zunächst überredeten die Berliner Hohenzollern den polnischen König, ihnen das Recht zum Entzug des Lehens zu verkaufen. Dies bedeutete, dass die Brandenburger, falls Albrecht Friedrich permanent regierungsfähig wurde, das Recht bekamen, sich wie seine rechtmäßigen Erben zu verhalten. Zweitens ernannten sie einen Berliner zum Regenten in Preußen. Drittens verheirateten sie 1594 Anna, die Tochter des Herzogs, mit dem Sohn des Markgrafen und Kurfürsten Johann Sigismund (1572–1619). Zu diesem Zeitpunkt waren die Jagiellonen bereits ausgestorben, und der neue König aus dem Geschlecht der Wasa hatte die Wahlmonarchie Polen-Litauen in die schwedischen Bürgerkriege verwickelt. Deshalb konnte er den preußischen Angelegenheiten zunehmend weniger Aufmerksamkeit schenken.

Für die dynastischen Planer der Hohenzollern wendete sich 1618, wenn auch nicht ohne Komplikationen, alles zum Guten. Es war der Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, als Herzog Albrecht Friedrich endlich starb und sein Schwiegersohn Johann Sigismund sein unangefochtener

Nachfolger wurde, wodurch eine Personalunion zwischen Brandenburg und Preußen entstand. Kaum ein Jahr später jedoch starb Johann Sigismund unerwartet. Sein 24-jähriger Sohn Georg Wilhelm (reg. 1619–1640) war nicht in der Lage, sein Erbe genauso reibungslos anzutreten wie sein Vater. Dieses Mal schauten die Rechtsberater des Warschauer Hofes genau hin und bestanden darauf, dass das vorschriftsmäßige Verfahren eingehalten wurde. Also musste der Markgraf und Kurfürst Georg Wilhelm zwei Jahre warten, bis er sein Recht auf die Nachfolge im Herzogtum beanspruchen konnte. Die Vereinigung der zwei Hohenzollern-Staaten kann aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden: Der ranghöhere Zweig des Geschlechts in Berlin sah es bestimmt als großzügige Geste, dass die armen Vettern vom Land in die Firma aufgenommen wurden. In Königsberg dagegen wurde die Sache als gemeinsame Entscheidung gleichberechtigter Partner betrachtet. In der ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges wurden sowohl Brandenburg, als auch das Heilige Römische Reich, zu dem es gehörte, schwer traumatisiert. Preußen dagegen war auf dem Baltikum in der beneidenswerten Position eines natürlichen »Zwischenstopps« zwischen der Adelsrepublik Polen-Litauen, von der es verfassungsmäßig abhängig war, und dem nahe gelegenen Schwedischen Reich, das als protestantischer Staat seine religionspolitischen und kommerziellen Interessen teilte. Die entscheidenden Machtproben lagen damals noch in der Zukunft. Preußen konnte sich aus den Kriegen in Deutschland heraushalten und blieb auch im Polnisch-Schwedischen Krieg neutral, als Gustav Adolf seine Spur von Ruhm und Zerstörung in den Kontinent brannte. Im Gegensatz zum Reich hielt sich Polen-Litauen damals aus religiösen Konflikten heraus. Wer immer damals versucht hätte, die Zukunft vorauszusagen, hätte allen Grund zu der Annahme gehabt, dass das Schicksal Preußens im Machtbereich der polnisch-schwedischen Wasa-Dynastie genauso stabil sein würde wie die prekäre Position Brandenburgs in einem gespaltenen und Krieg führenden Deutschland.

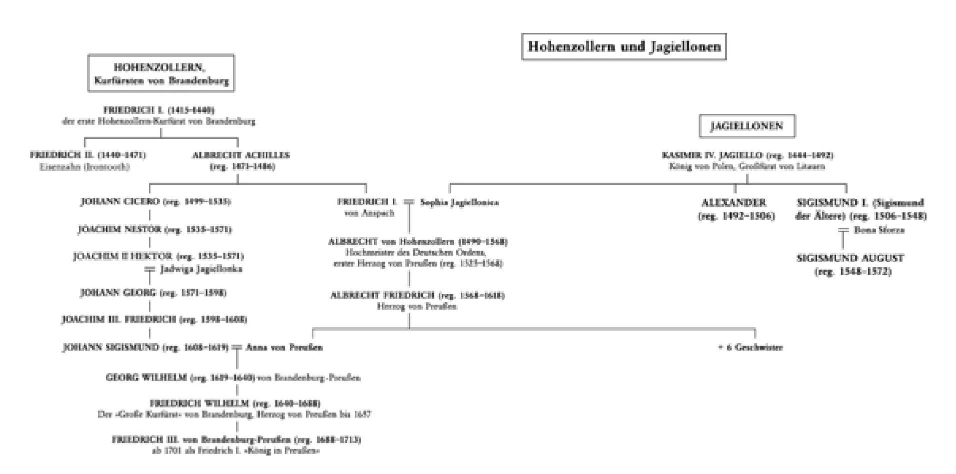
Die Zulassung der brandenburgischen Erbfolge in Preußen war nicht nur eine einfache Entscheidung von Monarchen. Der König von Polen war kein absoluter Herrscher, sondern brauchte für den Vertrag mit Berlin über die Vereinigung der beiden Besitzungen der Hohenzollern sowohl die Zustimmung des Reichstags der Adelsrepublik als auch die

des preußischen Landtags. Die Prozeduren waren umständlich und die Verhandlungen nervenaufreibend. Was am Hof in Berlin vielleicht schon wie eine beschlossene Sache gewirkt hatte, erwies sich in Warschau und Königsberg als politische Zitterpartie.

Die entscheidende Sitzung des Landtags im Herzogtum Preußen fand im 34. Jahr der Herrschaft von Sigismund III. Wasa statt und dauerte vom 11. März bis zum 16. Juli 1621. Sie wurde mit einem Protest des Berliner Hofs eröffnet, der die gesamte Bestätigungsprozedur, insbesondere jedoch die Anwesenheit der Kommissare des polnischen Königs, als unwillkommene Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Herzogtums betrachtete. Georg Wilhelm hatte geglaubt, dass er zuerst in sein Amt eingesetzt würde, und die Bedingungen danach diskutiert würden, doch das Gegenteil war der Fall. Die Kommissare des Königs unter Führung des königlichen Sekretärs Stefan Zadowski stellten dem Landtag vier Forderungen, bevor sie sich bereit erklärten, mit der Prozedur fortzufahren: eine Erhöhung der Unterstützung für den Krieg gegen die Türken, den Bau einer zweiten katholischen Kirche in Königsberg, die Ernennung eines königlichen Flotteninspektors in Pillau und die Befestigung des Pillauer Hafens für den Fall eines schwedischen Angriffs. Dass die Fraktion der brandenburgfreundlichen Kräfte vorübergehend aus dem Landtag auszog, hatte praktisch keine Wirkung, weil es bewies, dass sie in der Minderheit war. Also wurde die Sitzung mit der Übereinkunft wieder aufgenommen, neben den Forderungen des Königs auch eine Liste lokaler gravamina oder »Beschwerden« zu diskutieren. Ein weiteres Gerangel betraf die Besetzung freier Ämter. Der designierte Herzog wurde schriftlich darüber informiert, dass er nicht das Recht habe, Ernennungen vorzunehmen, bevor er seine Huldigung vollzogen habe. Berlin reagierte, indem es sich weigerte, den Sprecher des Landtags anzuerkennen, der der Partei des Königs angehörte, und indem es gegen die Tradition Einspruch erhob, dass die Beamten des Herzogtums sowohl dem König als auch dem Herzog einen Treueid schwören mussten.[55]

Am Ende bekam die brandenburgische Partei (möglicherweise durch Bestechung) die Oberhand; die königlichen Kommissare verkündeten plötzlich die unmittelbar bevorstehende Übergabe der Verwaltung des Herzogtums Ende Mai. Danach konzentrierte sich der König

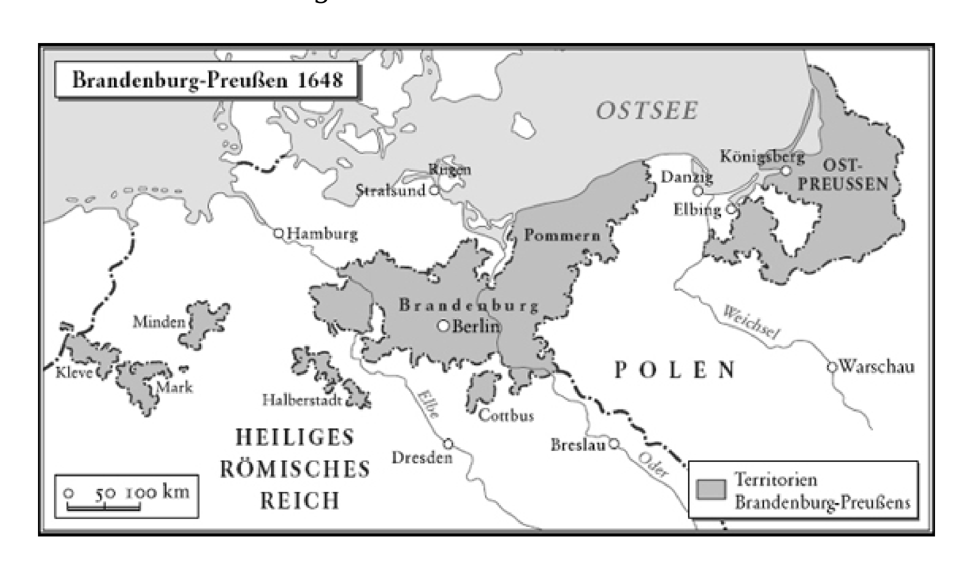
darauf, Georg Wilhelms Unterstützung für seine dynastische Fehde mit den schwedischen Wasas zu gewinnen.56 Es gelang ihm nicht, die Wiedereinsetzung seines Landtagssprechers durchzusetzen, der von Brandenburger Gardisten aus der Stadt entfernt worden war. Das Spiel endete damit, dass der Kandidatur des Brandenburgers als Herzog zugestimmt wurde. Georg Wilhelm wurde in Warschau empfangen, wo er einen Eid schwören musste, dass die Ehe seiner Schwester mit Gustav Adolf von Schweden ohne sein Wissen arrangiert worden war. Die Huldigung fand am 23. Oktober statt. Der Doppelstaat Brandenburg-Preußen war endlich gegründet worden.



Von 1621 bis 1657 wurde das Herzogtum Preußen von Berlin aus regiert, aber als ein klar getrenntes Element des doppelt abhängigen Staates Brandenburg-Preußen. Dass es weiterhin ein polnisches Lehen war, brachte ein paar zusätzliche Verpflichtungen mit sich, in der Praxis jedoch bedeutete es kaum mehr als die Übereinkunft, dass es sich nicht gegen die außenpolitischen Interessen seines Lehnsherrn stellen würde. Die Regierungszeit des Markgrafen, Herzogs und Kurfürsten Georg Wilhelm war vom Dreißigjährigen Krieg überschattet, aus dem er sich heraushalten wollte. Er hatte damit in Preußen, nicht jedoch in Brandenburg Erfolg. Im Jahr 1631 wurde er in die Feldzüge Gustav Adolfs hineingezogen. Seine kleine Armee war nicht konkurrenzfähig, und große Teile seiner Stammlande wurden verwüstet. Sechs Jahre darauf zog er sich erschöpft nach Königsberg zurück, und sein einziger Sohn Friedrich Wilhelm (reg. 1640–1688), der in der berlin-freundlichen Geschichtsschreibung als »der Große Kurfürst«

bezeichnet wird, wurde sein Nachfolger.57

Die verfassungsrechtliche Position des Großen Kurfürsten bedarf der Erläuterung: Die spätere deutsche Geschichtsschreibung stellte ihn immer als Fürst des Deutschen Reiches dar, der sekundäre Interessen in dem entfernten Außenposten Preußen hatte. Der Schlüssel zu seiner Politik jedoch lag in der Tatsache, dass er nicht nur einem, sondern zwei Herrschern Loyalität schuldete. Als Kurfürst von Brandenburg war er dem von den Habsburgern regierten Reich verpflichtet und als Herzog von Preußen war er vom polnischen König abhängig und offiziell dessen Vasall. Insbesondere in den ersten Jahren seiner Herrschaft war es keineswegs klar, welche der beiden Bindungen wichtiger sein würde. In späteren Zeiten verstand er es meisterhaft, die beide Oberherrn gegeneinander auszuspielen, aber vor dem Westfälischen Frieden von 1648, mit dem der Dreißigjährige Krieg endlich endete, war ein Großteil seiner Loyalität durchaus auf Polen bezogen. Der Hof von Ladislaus IV. Wasa in Warschau, wo religiöse Toleranz herrschte, war von Königsberg aus (zumindest im Winter mit dem Schlitten) gut zu erreichen, und der junge Hohenzollern weilte sehr gern am Hof von Warschau. Er sprach fließend schlechtes Polnisch und nahm als »polnischer Fürst« eifrig an allen Versammlungen, Riten und Zeremonien teil. Seine eigene Huldigung fand am 6. Oktober 1641 im Hof des Warschauer Königsschlosses statt. Diese Verhältnisse änderten sich erst in den folgenden Jahrzehnten, als Polen von Katastrophen heimgesucht wurde, die genauso schlimm waren, wie die, die zuvor Deutschland getroffen hatten.



Der junge Markgraf und Kurfürst zog aus den negativen Erfahrungen seines Vaters drei Lehren: Erstens wandte er sich vom Luthertum ab und übernahm den Calvinismus seiner Mutter und seines Onkels Friedrich, des Kurfürsten von der Pfalz und böhmischen »Winterkönigs«. Deshalb war er sich bestimmt bewusst, dass der religiöse Pluralismus Polens viele Vorteile hatte. Zweitens erkannte er, dass Polen trotz seiner Größe sehr verwundbar war und zog daraus den Schluss, dass er unbedingt ein großes stehendes Heer zum Selbstschutz brauchte. Drittens wurde ihm klar, dass die Steuer- und Handelspolitik kleinerer Staaten besonders effizient sein musste, wenn sie einen funktionstüchtigen Militärapparat finanzieren wollten. Kurzum, er sah sich dazu veranlasst, die unnachahmliche Mischung von Toleranz, Militarismus und Merkantilismus einzuführen, für die der Staat der Hohenzollern berühmt werden sollte. In diesen Angelegenheiten wurde Joachim Friedrich von Blumenthal (1609–1657) sein wichtigster Berater. Dieser war eine Zeit lang Oberster Kriegs-Commissär des Reiches gewesen und außerdem Diplomat, Verwaltungsfachmann und Finanzier.

Die Gründung von Brandenburg-Preußen führte zur Etablierung einer bestimmten sozialen Schicht, die für immer mit dem Image des Hohenzollernstaats verknüpft bleiben sollte. Landbesitz und Militärdienst waren in der europäischen Geschichte schon immer Hand in Hand gegangen; doch die Bedingungen, die Ende des 17. Jahrhunderts östlich der Elbe herrschten, kamen einer ganz bestimmten Klasse von Adelsgeschlechtern entgegen, deren Aufstieg einmal übertrieben als »wichtigster Faktor der deutschen Geschichte« bezeichnet worden ist.[58] Die sogenannten Junker[H] profitierten von der Verfügbarkeit großer Flächen brachliegenden Landes. Deshalb konnten sie sehr ausgedehnte Besitzungen von typischerweise 2000 bis 3000 Hektar aufbauen. Und sie profitierten von einem dynamischen Staatsapparat, der sie gern beschäftigte. In der Folge erwarben sie beinahe ein Monopol, was die höheren Posten in Armee und Verwaltung der Hohenzollern betraf; und sie pflegten eine gemeinsame Ideologie und ein eigenes Ethos, das einmal »als Gegenteil alles Bürgerlichen« beschrieben wurde.[59] Der typische Junker war zugleich Bodenverbesserer und Soldat. Er war ein patriarchalischer *Hausvater*, der großen Wert auf Disziplin legte, und er war politisch loyal, gesellschaftlich konservativ, als Landwirt kapitalistisch und kulturell ein Banause. Er legte großen

Wert auf Ehre, Pflicht und Männlichkeit und war der selbst ernannte Herr seines Heimatorts. Er hatte mehr mit seinen Brüdern und Nachbarn, der polnischen *szlachta* (poln. Adel, d. Red.) gemeinsam als mit seinen Standesgenossen in Frankreich oder England. Mehrere der größten Junkerfamilien wie die Dönhoffs von Friedrichstein, hatten enge Verwandte wie die Denhoffs von Pernau, die in Polen und Litauen lebten und dienten.[60] Wir sollten uns jedoch hüten, zu weit vorauszugreifen. »In der Frühen Neuzeit«, schreibt ein Fachmann, »interessierten sich die Junker vor allem für Landwirtschaft; ihre militärischen Neigungen stammen aus dem 18. Jahrhundert.«[61]

Im Jahr 1648 wurde Polen-Litauen von einer ähnlichen Katastrophe getroffen wie Deutschland 1618. Zunächst wurde es von einem zerstörerischen Aufstand der ukrainischen Kosaken geschwächt. Und dann marschierten moskowitische Heere ein, dicht gefolgt von denen Karls X. von Schweden, der das Reich im Norden und im Westen zugleich angriff. Die Jahre der schwedischen Sintflut *(Potop)* brachten Plünderung, Hunger und Pest über das Land. Ein Viertel der Bevölkerung kam uns Leben. Die Regierung des Reiches brach praktisch zusammen. Johann II. Kasimir floh aus dem eigenen Königreich (siehe S. 315).[62] Trotz dieser anarchischen Bedingungen versuchte der Herzog von Preußen, neutral zu bleiben. Im Jahr 1656 jedoch, als ein weiteres schwedisches Heer in Danzig landete, musste sich Brandenburg-Preußen mit dem Angreifer verbünden, wenn es nicht selbst eine Invasion riskieren wollte. Auch verkauften die Schweden ihre Invasion als protestantischen Kreuzzug, an dem sich das protestantische Preußen beteiligen sollte. Und der schwedische König Karl X. Wasa gab sich als rechtmäßiger König von Polen, weshalb er den Herzog von Preußen belohnen konnte, indem er ihn aus seiner Lehnspflicht entließ. Friedrich Wilhelm traf seine Entscheidung, und Ende Juli marschierten die Preußen zusammen mit den Schweden im Triumph in Warschau ein. Danach erklärte Karl X. das Herzogtum Preußen für souverän und unabhängig.

Im folgenden Jahr wendete sich die Entwicklung sehr zum Positiven, und der Markgraf, Herzog und Kurfürst erklärte sich im Vertrag von Wehlau (September 1657) bereit, das preußische Bündnis mit Schweden aufzulösen, aber erst als die polnische Verhandlungsdelegation dieselben Zugeständnisse gemacht hatte wie die Schweden, und

Preußen für souverän erklärte. Polen hatte keine andere Wahl, und das Zugeständnis wurde auch in den Vertrag von Oliwa (1660) mit aufgenommen, mit dem die schwedische Sintflut endete.

Die Interpretation des Vertrags von Wehlau war in späteren Zeiten sehr umstritten. Deutsche Historiker betrachten ihn zumeist als unvermeidlichen Schritt des preußischen Aufstiegs zur Macht. Polnische Historiker dagegen sehen ihn oft als schändliche Erpressung, verübt von einem machtgierigen Herzog, der sich einer heimtückischen Pflichtverletzung schuldig machte. Alle sind sich jedoch darin einig, dass der Vertrag ein Meilenstein war, und kaum einer leugnet, dass der Lehnsvertrag gebrochen wurde. Als polnischer Vasall war Friedrich Wilhelm I. zweifellos zur Lehnstreue verpflichtet; ebenso wie der polnische König als Lehnsherr die Pflicht hatte, seinen Vasallen zu schützen. Beide Seiten hatten den Bund gebrochen. Unumstritten ist auch, dass der Vertrag von Wehlau nie vom polnisch-litauischen Sejm ratifiziert wurde, wie es verfassungsmäßig vorgeschrieben war, und dass viele Klauseln nur auf dem Papier standen. So wurde Polen-Litauen zum Beispiel ein Heimfallsrecht für das Herzogtum Preußen gewährt, wie es (bei Aussterben des Herrschergeschlechts, A. d. Ü.) im Jahrhundert zuvor die Hohenzollern bekommen hatten. Eine weitere Klausel, die Brandenburg-Preußen die Einnahmen aus Lauenburg und Bütow garantierte, war an die Bedingung geknüpft, dass Berlin 1500 Fußsoldaten und 500 Reiter für die polnisch-litauischen Feldzüge gegen Moskau stellte. Eine ähnliche Übereinkunft sah vor, dass der Kurfürst die Einkünfte aus der Stadt Elbing bekommen sollte, bis ihm die Adelsrepublik die Kosten für seine Operationen erstattet hatte. Keine von beiden Seiten erfüllte diese fast uneinlösbaren Verpflichtungen, was viel Stoff für künftige Konflikte bot.

Durch den Vertrag von Wehlau wurde das Herzogtum Preußen zu einem unabhängigen Staat, der von 1657–1701 bestand und durch Personalunion mit Brandenburg, einem abhängigen Staat des Heiligen Römischen Reichs verbunden war. Der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach, war es bereits eine Monarchie, und auch wenn sein Herrscher nicht die Titel wechselte, hatte es ganz entschieden seinen Status verbessert. Der Markgraf, Herzog und Kurfürst von Brandenburg-Preußen, war wie seine Zeitgenossen, die Stuart-Könige von England, Schottland und Irland, aus der

dritten in die zweite Klasse der europäischen Herrscherhäuser aufgestiegen.

Damals befand man sich im Zeitalter Ludwigs XIV., das absolutistische Regierungsmodell Frankreichs stand hoch im Kurs, und der Hohenzollern-Kurfürst, war einer von vielen, die es attraktiv fanden. In Brandenburg schlug Blumenthal vor, dass militärdienstpflichtige Adlige von der Steuer befreit würden, wenn sie auf das Recht verzichteten, sich auf den Landtagen zu versammeln. Im Jahr 1678 gelang es ihm schließlich, ein stattliches stehendes Heer aufzustellen und zu finanzieren. Sein Herr bewegte sich in eine autoritäre, wenn auch nicht streng absolutistische Richtung.

Im Herzogtum war die Empörung über diese Entwicklung gewaltig. Der kurfürstliche Statthalter, dessen erste Amtshandlung darin bestanden hatte, zwei Königsberger Bürger hängen zu lassen, die der Kollaboration mit den Schweden angeklagt waren, wurde beschuldigt, das angestammte Recht der preußischen Landstände auf Selbstregierung zu verletzen. Wütender Protest war die Folge. Der kaiserliche Gesandte in Polen, Franz von Lisola war von dieser Entwicklung überrascht:

Im gesamten Herzogtum Preußen [herrscht] eine starke Abneigung gegen den Kurfürsten, und zwar nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei den Lutheranern und dem gemeinen Volk … Sie alle wollen sich so bald wie möglich erheben, vor allem wegen der Religion, aber auch weil der Kurfürst danach strebt … Preußen der Willkür brandenburgischer Minister zu unterwerfen und alle Privilegien abzuschaffen. Der Kurfürst verbündete sich ohne Zustimmung der Stände mit der schwedischen Partei und weckte dadurch den Rachedurst und Hass der Polen auf sie.[63]

Sogar Otto von Schwerin, der Erste Minister des Kurfürsten, teilte diese Ansicht. »Eure kurfürstliche Hoheit würden nicht glauben, wie sehr sie die polnische Krone ins Herz geschlossen haben«, berichtete er 1661, »und wie viel Gutes sie sich alle von dieser Verbindung erwarten«. Und ein Jahrzehnt später schrieb er: »So lange eine Generation lebt, die sich an die polnische Herrschaft erinnert, wird es eine Quelle des Widerstands in Preußen geben.«[64]

Die Gründe für diesen Verfassungskonflikt zwischen Brandenburg und Preußen lagen tief. Beide Staaten hatten verschiedene Traditionen, was das Verhältnis zwischen Herrscher und Beherrschten betraf:

Während die Theoretiker, die den Hohenzollern freundlich gegenüberstanden, die Pflicht der Regierten betonten, an die guten Absichten des *legibus solutus* (Herrschers) zu glauben und ihm zu vertrauen, wurde von manchen preußischen

Ständen, einschließlich dem der Königsberger Bürger, das Prinzip verteidigt, wonach die Macht der Zentralregierung durch fundamentale Gesetze eingeschränkt werden muss. [Es war] der Außenseiter aus Berlin, der ihre Freiheiten einschränkte, während die polnische Krone, mit der sie »einen Körper« gebildet hatten, ihre natürliche Heimat war. Die Überzeugung, dass sie es mit einem fremden Herrscher zu tun hatten, war der Grund für ihre Weigerung, auch die Domänen und Provinzen des Kurfürsten im Reich zu finanzieren, die außer über die Dynastie keine Verbindung zu Preußen hatten: »Soll denn der letzte Tropfen Blut aus dem preußischen Adel herausgepresst werden, obwohl er mit dem Heiligen Römischen Reich nichts zu tun hat?«
Was den Kurfürsten und seine Berater von der preußischen Opposition unterschied, war ein fundamental anderes Verständnis der menschlichen Natur, der Regierungstätigkeit und … des Gemeinwohls.[65]

Die neue Militärpolitik der Hohenzollern wurde schon bald auf die Probe gestellt. Schweden waren zwar 1660 die Flügel gestutzt worden, doch es besaß immer noch ein starkes Heer und eine erstklassige Flotte. Und es war empört über die diplomatischen Intrigen seiner Rivalen. Deshalb unternahm es 1675 von Stettin aus einen Blitzangriff auf Berlin. Es überrannte die Verteidigungsstellungen, und Friedrich Wilhelm I. sah sich gezwungen, mit seinem preußischen Heer in zehn Tagen mehr als 250 Kilometer weit zu marschieren, um Brandenburg zu retten. Danach errang er in Fehrbellin einen berühmten Sieg, der bewies, dass mit Preußen eine neue Macht die europäische Bühne betreten hatte. Der 28. Juni blieb bis 1918 Berliner Nationalfeiertag, der »Fehrbelliner Marsch« wurde zu einem der schönsten Stücke der europäischen Militärmusik,[66] und der Sieger von Fehrbellin stieg im Volksmund in die Ränge der »Großen« auf.

Drei Jahre später wurden die Schweden erneut aktiv: Dieses Mal musste der Markgraf, Herzog und Kurfürst seine Truppen auf Schlitten in die Schlacht schicken und eroberte mitten im Winter Stralsund und die Insel Rügen. Er bewies, dass sein neues stehendes Heer von damals 40.000 Berufssoldaten nicht nur mobil, sondern auch schlagkräftig war. Trotzdem wäre die Annahme falsch, dass Brandenburg-Preußen Polen-Litauen damals schon überflügelt hatte. Immerhin überlappten sich die letzten Jahre des Großen Kurfürsten mit der Laufbahn von Polens größtem Kriegerkönig, Jan Sobieski.

Polen-Litauen erholte sich allem Anschein nach gut von den Katastrophen unter Sobieskis Vorgängern, und das Lieblingsprojekt des neuen Königs war die Wiedereroberung Preußens. Er schwor, »er werde die Hohenzollern wieder unter die polnische Herrschaft zwingen«, wollte also den

Vertrag von Wehlau rückgängig machen, den die Polen ihrer Ansicht nach unter Zwang abgeschlossen hatten. Im Jahr 1672 marschierten jedoch die Osmanen in der Provinz Podolien ein, und Sobieski musste sich auf den Süden konzentrieren. Mitte der 1670er-Jahre überrannten die Türken Ungarn, und in den frühen 1680er-Jahren rückten sie auf Österreich vor. Am Ende erwarb sich Sobieski 1683 bei der Belagerung von Wien große Verdienste (siehe S. 316) und war danach für lange Zeit durch seine Donaufeldzüge gebunden. Er brachte Preußen daher nie zur Räson: der Große Kurfürst starb 1688 ungestraft und als Oberhaupt eines Staates, der sich schnell zu einem der Wunder des Kontinents entwickelte.

Friedrich III., der nächste Markgraf, Herzog und Kurfürst (reg. 1688–1713) wirkte zunächst nicht besonders unternehmungslustig. Sein Erbe geriet 1697 in Gefahr, als sein Nachbar und größter Rivale in Deutschland, der Kurfürst von Sachsen, unerwartet als Nachfolger Sobieskis zum König von Polen gekrönt wurde. Durch die Verbindung von Sachsen und Polen-Litauen war Brandenburg-Preußen von zwei Staaten fast völlig eingekreist, die über deutlich mehr Territorium und Ressourcen verfügten. August II. der Starke, der sächsische Wahlkönig Polen-Litauens, der mit seinen Liebesabenteuern einen Platz im *Guinnessbuch der Rekorde* errang, wollte nicht nur im erotischen, sondern auch im mllitärischen Bereich Höchstleistungen vollbringen. Die Gefahr nahm im Jahr 1700 deutlich zu, als Karl XII. von Schweden einen neuen Nordischen Krieg vom Zaum brach, und August sich ihm entgegenstellte. Wie schon 1656 stellte sich Brandenburg-Preußen auf die Seite der Schweden.

Dies war die Ausgangslage für einen der erstaunlichsten Fälle von Selbstbeförderung in der europäischen Geschichte. Niemand konnte damals ahnen, was bei den beiden ungemein komplizierten europäischen Kriegen herauskommen würde, die nun begannen, und niemand wusste vorher, wie Brandenburg-Preußen nach ihrer Beendigung dastehen würde. Der Spanische Erbfolgekrieg sollte 13 und der Große Nordische Krieg 21 Jahre dauern. In Bezug auf den Norden hätte niemand voraussagen können, ob Karl von Schweden, Peter von Russland oder gar August von Sachsen, Polen und Litauen letztlich siegen würden. Doch Friedrich III. war stolzer Besitzer eines schlagkräftigen Heeres. Er wusste, dass er von allen Seiten umworben würde und einen Preis für seine Unterstützung verlangen könnte.

Sein Ziel war es, die Erfolge seines Vaters zu sichern und mit seinem sächsischen Rivalen gleichziehen (der bereits in Krakau gekrönt worden war). Außerdem wollte er sicherstellen, dass seine Vertreter bei den Friedensverhandlungen nach Beendigung der Kriege ein entscheidendes Wort mitreden würden. Um dies zu erreichen, strebte er energisch den Status eines gekrönten Königs an.

Königstitel waren wichtiger, als allgemein angenommen. Sie waren Symbole der Legitimität und wurden eifersüchtig gehütet. Die Delegation der Hohenzollern bei den Verhandlungen mit Leopold I., dem betagten Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, wurde von Charles Ancillon, dem Sohn des Führers der Berliner Hugenottengemeinde geleitet. Der Kaiser war pedantisch auf die Einhaltung des Protokolls bedacht. Er besaß die einzigen königlichen Titel, die im Reich erlaubt waren: »König der Deutschen«, »König der Römer« und »König von Böhmen«. Andererseits war die Bildung der neuen Großen Allianz gegen Ludwig XIV. mit erheblichen Ängsten verbunden, und Ancillon wurde klar, dass die Berater des Kaisers geneigt waren, Zugeständnisse zu machen. Also argumentierte er, dass sein Herr als Herzog von Preußen bereits die Rechte eines unabhängigen Souveräns genieße und vor allem, dass der Status Brandenburgs von seiner Krönung nicht berührt wäre. Wenn der Kurfürst von Sachsen außerhalb des Reiches gekrönt werden könne, warum dann nicht auch Friedrich von Hohenzollern? Der Handel wurde geschlossen. Für die Teilnahme an dem Bündnis gegen Frankreich und ein Kontingent von 8000 Grenadieren würde Friedrich III. seine Krönung bekommen.

Nur ein wichtiges Detail war noch zu klären, nämlich der Wortlaut des Königstitels. Friedrich III. konnte nicht »König von Brandenburg« werden, weil Brandenburg zum Reich gehörte. Er konnte auch nicht »König von Preußen« werden, weil der westliche Teil Preußens zu Polen gehörte, über das der mit ihm verbündete schwedische König die Oberhoheit beanspruchte. (Als Karl XII. 1704 in Polen einmarschierte, war eine seiner ersten Taten, sich zum polnischen König zu erklären.) Wie also sollte man das künftige Reich nennen? Der Titel musste irgendwie auf Friedrichs Herzogtum beruhen. Die Lösung wurde mit »König *in* Preußen« gefunden.[I]

Friedrichs Krönung fand in Königsberg statt, wo er im Jahr

des Vertrags von Wehlau geboren war. Sie machte eine gewaltige logistische Operation erforderlich: 1800 Karren und Kutschen, gezogen von 30.000 Pferden transportierten 200 Höflinge und ihre Ausrüstung 650 Kilometer weit über ungepflasterte Straßen von Berlin nach Königsberg. Ein erheblicher Teil des Weges führte durch polnisches Territorium. Die Expedition dauerte exakt vier Wochen; Weihnachten wurde unterwegs gefeiert.

Am 18. Januar 1701 war alles bereit: Trompeter, Trommler, Glocken. Der künftige König hatte das Szenario für seine eigene Krönung entworfen. Die Einwohner von Königsberg begrüßten Friedrich und seine Frau Sophie Charlotte als ihren König und ihre Königin. Friedrich setzte sich selbst die Krone auf, und danach ließ er sich von den [eigens ernannten] Bischöfen segnen … [damit] sein Königtum als gottgegeben betrachtet wurde. Auf diese Weise wurde aus Friedrich III. Friedrich I. König in Preußen.

Nach der Selbstkrönung ließ er seine Frau herbeirufen, und krönte sie zur Königin. Sie erschien in einem herrlichen goldenen Kleid, das vor Diamanten funkelte und mit einem wundervollen Perlenstrauß verziert war. Dazu trug sie einen Purpurmantel mit Kronen und Adlern, ähnlich dem ihres Mannes. Sie kniete vor dem König nieder, und er setzte ihr die Krone auf. Sophie Charlotte, eine … hoch intelligente Frau, empfand das ganze Ereignis als eine Farce …
Ohne die Qualen seiner Frau zu bemerken … setzte der König die Feier fort. Diener brachten dem Königspaar das beste Stück eines gebratenen Ochsen und zwei Pokale mit Wein. Das Fest konnte beginnen. Gold- und Silbermünzen im Wert von 6000 Talern wurden unter die Menge verteilt. Der erst Tag des Festes wurde mit einem Feuerwerk und Festbeleuchtung beendet. Das ganze Fest dauerte bis zum Frühjahr und endete in Berlin. Hinterher stellte sich heraus, dass das Ereignis den König … sechs Millionen Taler gekostet hatte.[67]

Friedrichs jährliches Einkommen betrug indessen vier Millionen Taler. Die preußische Prunksucht wurde zu einer Art Lachnummer. Wahre und falsche Geschichten über sie wurden in ganz Europa erzählt:

Friedrich imitierte die strenge Etikette des spanischen Hofs in seinem kleinen Königreich. Er ließ seinen Palast von einer Schweizer Garde bewachen und schwelgte in Pomp und Pracht … [Seine Minister] zogen dem unglücklichen Volk auf vielfältige und neuartige Art Geld aus der Tasche. Steuern auf Perücken, Kleider und Schweineborsten wurden eingeführt; und es versteht sich fast von selbst, dass der halsabschneiderische [Chef-] minister, dafür sorgte, dass seine eigenen Taschen gut gefüllt waren … Er bediente sich sogar der Alchemie, um Gold zu machen; und ein Alchemist… der Conte de Ruggiero, wurde (well er den König betrogen hatte) hingerichtet … [Er wurde] an einem vergoldeten Galgen in einer Toga aus vergoldetem Papier gehängt.[68]

Die Krönung erweiterte das Territorium von Brandenburg-Preußen um keinen einzigen Zentimeter, doch seine

Herrscher konnten sich von da an als Könige betrachten und wurden auch von anderen so gesehen. Sie hatten die unsichtbare Barriere durchbrochen, die, in einem Zeitalter des Glaubens, Gesalbte des Herrn von bloßen Regierungschefs trennte. In dem neuen Jahrhundert sollte ihr Königreich von Erfolg zu Erfolg schreiten.

Nach 1701 erlebte das Wort »Preußen« deshalb einen weiteren Bedeutungswandel. Es hörte auf, ein bloß geografischer Begriff zu sein, und wurde durch einen genialen Schachzugs politischer Markenbildung in einen dynastischen verwandelt. Zu Beginn der Regierungszeit Friedrichs III. hatte sich das Wort noch ausschließlich auf den östlichen Teil Brandenburg-Preußens bezogen. Aber nach der Krönung (als der Herrscher den Titel Friedrich I. annahm) wurde er auf alle Teile seines Königreichs angewandt, eine Veränderung, die eine bewusste mentale Umstellung erforderte. Jeder, dem versehentlich das Wort »Kurfürst« über die Lippen kam, musste eine Strafe von einem Taler für wohltätige Zwecke spenden. Von nun an wurde jede Ortschaft, die die Hohenzollern in ihre Gewalt bekamen, offiziell als »preußisch« bezeichnet, und so kam es, dass zahlreiche weit verstreute Orte von Poznan über Neuchâtel bis Mönchengladbach irgendwann als »preußisch« bezeichnet wurden. Seltsamerweise wurde auch Berlin preußisch und überdies noch Brandenburg. Herzog Albrecht hätte es nicht glauben können.

Eines der ersten und berühmtesten Produkte des neuen Königreichs wurde durch einen Fehler entdeckt: Im Jahr 1704 versuchten zwei Berliner Farbenhersteller einen roten Farbstoff zu mischen. Die Pottasche, die sie verwendeten, war verunreinigt, und so produzierten sie statt einem roten Farbstoff ein wunderbar stabiles, lichtfestes synthetisches Blau mit der chemischen Bezeichnung Eisenhexacyanoferrat. Sie nannten es Preußisch Blau, abgekürzt »PB«. Hätten sie ihre Entdeckung fünf Jahre zuvor gemacht, wäre der Name wahrscheinlich noch Brandenburg-Blau gewesen.[69]

Geschichten haben, wie auch alle guten Essays einen Anfang, eine Mitte und ein Ende. Die preußische Geschichte ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme, das Problem ist nur, Anfang, Mitte und Ende jeweils genau zu bestimmen. Beschränkt man sich auf die schriftliche Überlieferung, erstreckt sie sich von der Goldenen Bulle von Rimini im Jahr 1226 bis zum Kontrollratsgesetz Nr. 46 von 1947 über 721 Jahre. Nach dieser Berechnung würde ihre mathematische

Mitte im Jahr 1586 liegen, in einer Ära, in der die preußische Verbindung mit Brandenburg gerade erst keimte. Zählt man jedoch dieselbe Zeitspanne weniger mechanisch in Jahrhunderten, liegt die zentrale Periode im 16. und 17., die frühe erstreckt sich vom 13. bis zum 15. und die späte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.[70] Nach dieser Einteilung ist die Krönung von 1701 der Beginn von Preußens finaler Blütezeit.

Daraus ist leicht zu erkennen, dass der »Aufstieg Preußens«, dessen Beginn traditionell auf 1640 datiert wird, tatsächlich eine falsche Grundlage bildet. Eine bessere Wahl wäre »der Aufstieg Hohenzollern-Preußens« oder vielleicht auch des »fünften Preußen«. Tatsächlich verdankt der Topos »Aufstieg Preußens« seine Existenz der sogenannten »borussischen Schule«, einer Gruppe von Historikern aus dem 19. Jahrhundert, die für den Hof der Hohenzollern arbeitete. Historiker wie Johann Gustav Droysen (1808–1884), Heinrich von Sybel (1817–1895) und insbesondere Heinrich von Treitschke (1834–1896) begeisterten sich für die »historische Mission« der Hohenzollern, für den preußischen Protestantismus im Gegensatz zum österreichischen Katholizismus, für den »preußischen Geist« und für die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage, die zu ihrer Zeit stattfand. Sie schwärmten von den Deutschen Rittern, ließen aber jenen Teil der Geschichte weitgehend außer Acht, als Preußen weder mit Deutschland noch mit den Hohenzollern verbunden war.[71] Sie zementierten die Vorstellung, dass Preußen und Deutschland ein und dasselbe seien. Unter ausländischen Wissenschaftlern haben ihre Ansichten fast eine Monopolstellung. »Wenn wir von Deutschland sprechen, denken wir an Preußen«, schrieben zwei angesehene britische Autoren der damaligen Zeit, »und wenn wir von Preußen sprechen, denken wir an Deutschland.«[72]

Der auf Berlin zentrierte, kaum je infrage gestellte »borussische Ansatz« hat stark vom Verschwinden aller Rivalen Preußens profitiert, die einst wichtig wirkten, vom heutigen Standpunkt aus jedoch als unbedeutend erscheinen mögen. Mehrere mächtige Länder verschwanden nicht nur aus der vordersten Front der internationalen Politik, sondern auch aus den vorderen Seiten der Geschichtsbücher. Schwedens Macht wurde durch Peter den Großen zerstört. Sachsen verlor nach seiner Trennung von Polen-Litauen im Jahr 1763 stark an Bedeutung. Polen-Litauen erfuhr durch die Teilungen von 1773–1793 einen spektakulären

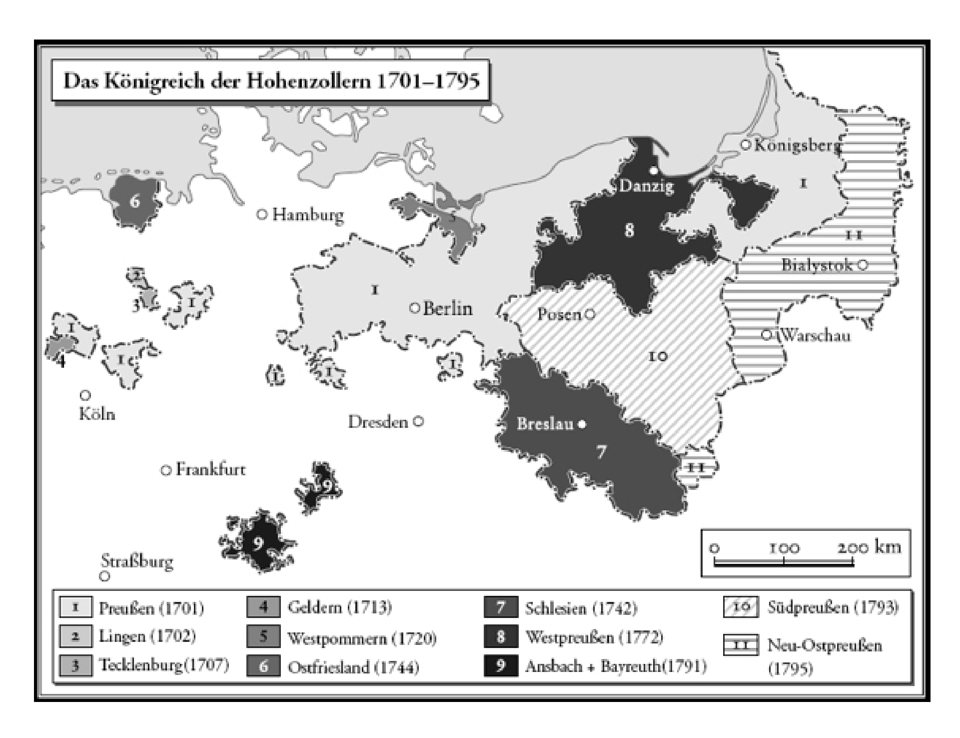
Untergang, als es von seinen Nachbarn buchstäblich verschluckt wurde (siehe S. 320ff.). Nach seinem Verschwinden konkurrierte Preußen mit Österreich um die Vorherrschaft im deutschen Sprachraum und mit dem Russischen Reich um die Dominanz im Osten.

Im Jahr 1701 jedoch, als Friedrich I. das »Königreich in Preußen« proklamierte, sah die Karte Europas noch ganz anders aus: Das Großfürstentum Moskau hatte bereits begonnen, sich selbst als Rossija oder »Russland« zu bezeichnen. Und nachdem es Polen-Litauen kurz zuvor die Ukraine abgenommen hatte, besaß es genug territoriales Gewicht in Europa, um seine riesigen, dünn besiedelten Besitzungen jenseits der Urals aufzuwiegen. Formell jedoch existierte das Russische Reich noch nicht. Im Jahr 1703 legte Großfürst Peter Romanow in einem ähnlich kühnen Akt wie Friedrich I. das Fundament seiner künftigen Reichshauptstadt auf schwedischem Territorium an der Mündung der Newa und nannte sie Sankt Petersburg. Russland setzte genau wie Preußen auf den Ausgang des Großen Nordischen Krieges. Von da an war die Rivalität zwischen diesen zwei Akteuren ein neuer Faktor in der europäischen Geschichte. Ihre Konkurrenz um die Herrschaft im Osten war genauso stark wie die ältere zwischen Frankreich und dem Kaiserreich um die Vorherrschaft im Westen.

In den ersten Jahren nach 1700 konnten jedoch weder Friedrich noch Peter schon als Hauptakteure der internationalen Politik bezeichnet werden. Die Hohenzollern waren noch mit dem brandenburgischen Nachbarland Sachsen beschäftigt, und die Romanows kämpften mit Schweden, von dessen Provinzen an der Südküste der Ostsee sie sich zukünftig ein »Fenster zum Westen« versprachen. Noch konnten es die Hohenzollern nicht wagen, ihre deutschen Herren, die Kaiser aus dem Geschlecht der Habsburger herauszufordern, und die Romanows herrschten zwar über grenzenlose Ödlande in Sibirien, hatten es aber noch nicht geschafft, sich einen permanenten Zugang zur Ostsee oder zum Schwarzen Meer zu sichern. Im Westen stand ihnen Polen-Litauen gegenüber, dessen innere Probleme durch die Erfolge des Militärkönigs Sobieski verdeckt wurden; und im Süden waren sie durch die Länder des osmanischen Sultans begrenzt.

Angesichts dieser Beschränkungen konzentriert sich die moderne Geschichtsschreibung über Preußen auf die Frage,

mit welchen Mitteln und Wegen es ein peripheres, teilweise abhängiges und anfänglich drittklassiges Gebilde schaffte, im Lauf von fünf oder sechs Generationen die führende Macht Europas zu werden. Die Verwandlung gleicht fast einem Wunder. Ihre wichtigsten Stadien können unter fünf Überschriften zusammengefasst werden: (1) die internationale Anerkennung von Preußens Status als Königreich im Vertrag von Nystadt im Jahr 1721; (2) die phänomenalen militärischen Leistungen Friedrichs II. des Großen (reg. 1740–1786), der seinen Titel nach dem Erwerb von »Königlich-Preußen« in »König *von* Preußen« umwandelte; (3) der erstaunliche Wiederaufstieg des Königreichs und seiner Armee nach der Niederläge und beinahe vollständigen Zerstörung in den Napoleonischen Kriegen; (4) Preußens kolossale Territorialgewinne auf dem Wiener Kongress (1815), die die Grundlagen für seine industrielle Überlegenheit ab diesem Zeitpunkt legten; und (5) die drei lehrbuchmäßigen Kriege von Reichskanzler Otto von Bismarck, der in weniger als einem Jahrzehnt Preußen in die größte Militärmacht Europas verwandelte. Der Zenit des preußischen Erfolgs kam nach dem Sieg im Deutsch-Französischen Krieg von 1871, als der König von Preußen im Spiegelsaal von Versailles zum Deutschen Kaiser proklamiert wurde.[73]



Der gefährlichste Augenblick in der ganzen Geschichte Preußens kam im Januar 1762 gegen Ende des Siebenjährigen Krieges. Das vier Jahre zuvor von russischen Truppen eroberte Königsberg, wurde von einem Militärgouverneur verwaltet und war aus praktischen Gründen vom Russischen Reich annektiert worden. Nach der Eroberung von Kolberg in Pommern, wurde Berlin belagert und stand kurz vor der Kapitulation. Friedrich II., dessen Heer die Hälfte seiner Soldaten verloren hatte, war angeblich nahe daran, Selbstmord zu begehen. Plötzlich jedoch starb die russische Zarin Elisabeth. Ihr Neffe Peter III. wurde ihr Nachfolger und blies als erklärter Freund Preußens die Offensive ab; Friedrich wurde eine ehrenhafte Beendigung des Krieges angeboten. Er bezeichnete diese glückliche Wendung des Schicksals als das »Wunder des Hauses Brandenburg«. Preußen überlebte, erholte sich und übertraf in der Folge die Erwartungen selbst seiner leidenschaftlichsten Bewunderer.

Sehr zum Missfallen Berlins reagierten viele Europäer auf den preußischen Erfolg mit einer Mischung aus Furcht und kaum verhehltem Neid. Manche drückten dies durch Satiren und Karikaturen aus: Ein viktorianisches Schulbuch aus England, lieferte »eine kurze Skizze des Wachstums der preußischen Macht«. Sie steht hier stellvertretend für das ganze Genre:

> Durch seinen unstillbaren Ehrgeiz, seine perfekte Geschicklichkeit und seine völlige Missachtung von Recht und Gesetz, gelang es ihm [Preußen] während des vergangenen Jahrhunderts Österreich, Polen, Sachsen, Dänemark, Hannover und Frankreich Provinzen zu rauben, die zu deren jeweiligen Reichen gehörten. Und so gelang es ihm, sich eine Zeit lang zum Schulsprecher der Schule von Frau Europa aufzuschwingen.[74]

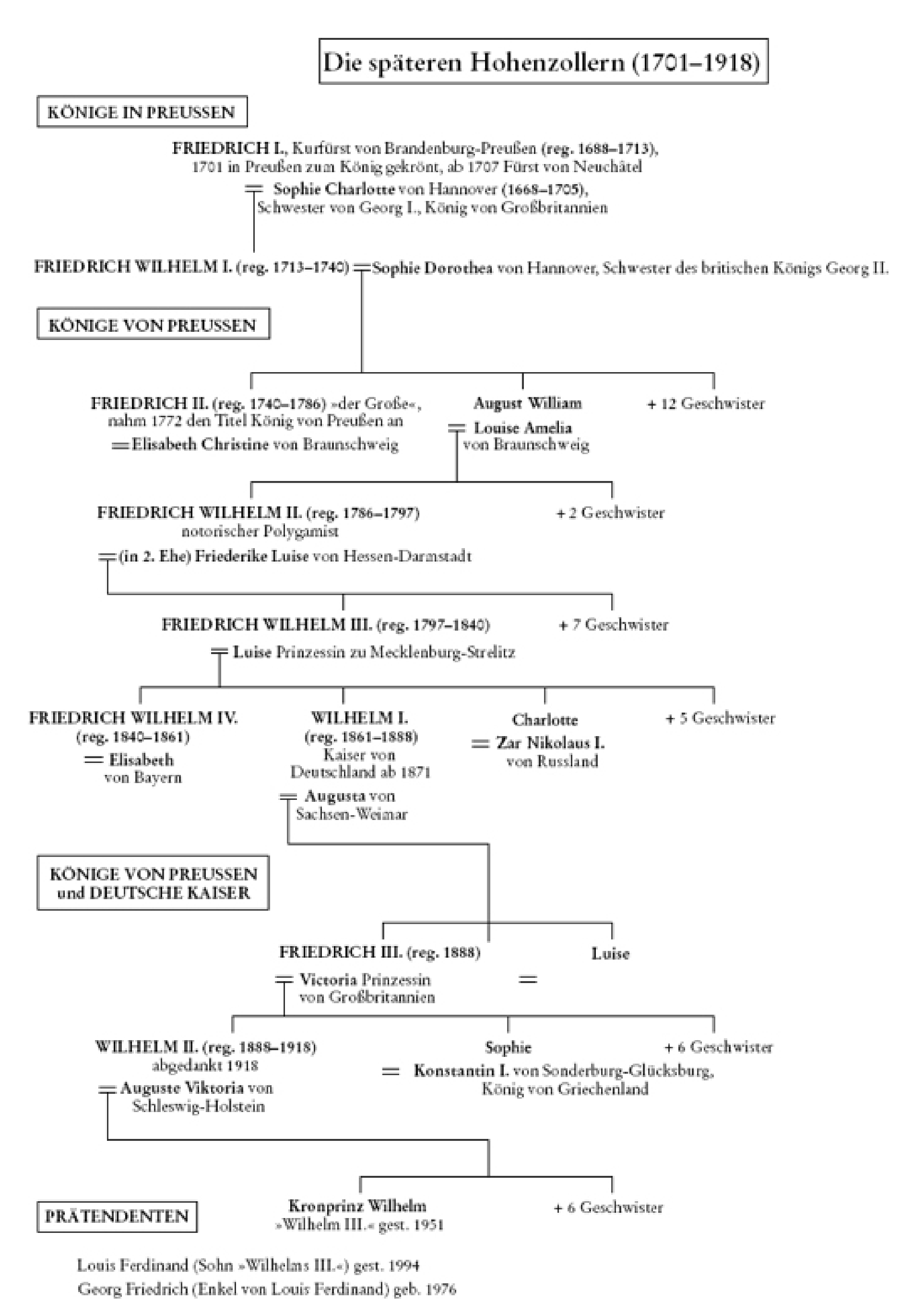
Der »Preußische Militarismus«, dem doch alle anderen Mächte nachstrebten, sollte bald schon als fundamentale Ursache der europäischen Probleme angesehen werden.

Hier liegt die Wurzel eines weiteren historiografischen Phänomens. Da die deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts als Kernstück einer zweifelhaften moralischen Parabel über Gut und Böse in der Neuzeit verwendet wird, hat sie in den akademischen Studienprogrammen eine überragende Bedeutung und ist Gegenstand der bei Weitem größten Zahl von Doktorarbeiten, Lehrbüchern, Seminaren und Forschungsprojekten geworden. Insbesondere nach Überzeugung der Anglo-Amerikaner, deren

englischsprachige Medien die globalisierte Welt beherrschen, verbinden sich ältere Klagen über den »preußischen Militarismus« mit den Schrecken des Nationalsozialismus zum größten aller historischen Übel. Adolf Hitler, Urheber des Holocaust und Kriegsherr der Achsenmächte (aber kein Preuße), wird nicht nur als das größte aller Ungeheuer präsentiert, sondern auch als unvermeidliches Produkt langfristiger deutscher Tendenzen. Hitler war, wie es einer der nervtötenden Historiker dieser Sorte formulierte, genauso wenig ein Zufall, wie die Tatsache, dass »ein Fluss ins Meer fließt«.[75] Andere Tyrannen, andere Opfer, andere Tragödien werden beiseite geschoben oder emotional entschärft. Darunter auch die preußische Tragödie selbst.

Dieses »alliierte Komplott« hat den zusätzlichen Effekt, Russland ein relativ positives Image zu verschaffen. Da das Zarenreich und später die Sowjetunion in zwei Weltkriegen tapfer aufseiten der Alliierten kämpften, wird »Russland« nicht nach denselben Maßstäben wie Preußen und Deutschland beurteilt. Die Leute sprechen vom preußischen Militarismus, aber nicht vom russischen Militarismus, vom deutschen »Kommisskopf«, aber nicht vom russischen oder sowjetischen Kommisskopf (obwohl der Stechschritt von preußischen Militärberatern in Russland eingeführt wurde). Der russische Imperialismus und Expansionismus werden irgendwie für normal gehalten, obwohl sie viel größer sind, als irgendetwas Vergleichbares in der deutschen Geschichte. Die deutschen Vorstellungen von »Lebensraum«, die schon lange vor Hitler existierten, gelten als einzigartig in ihrer Aggressivität und Tücke. Die russische Entwicklung, die insbesondere in ihrer sowjetischen Form unter Lenin und Stalin einen Lauf nahm, der durch menschliches Leid und Massenmord gekennzeichnet war, wird dagegen manchmal als wertvolles Experiment beschrieben, das auf Abwege geraten ist. Bis in die jüngste Zeit wurde die deutsche Entwicklung allgemein als ein finsterer »Sonderweg« interpretiert, der von Anfang an in die falsche Richtung führte. Kommunistische Verbrechen werden kaum je mit denselben Maßstäben beurteilt wie die der Nazis, und obwohl in den letzten Jahrzehnten eine Fülle negativer historischer Wahrheiten über Russland ans Licht gekommen sind, wird es immer noch als insgesamt positive Kraft wahrgenommen.[76] Junge Wissenschaftler, die den deutschzentrierten Konsens infrage stellen, müssen auch

heute noch mit einer Standpauke rechnen.[77]



Mehr Ausgewogenheit in der Beurteilung von Ost und West wäre erstrebenswert. Weil Preußen an der Ostflanke Deutschlands lag, spielte Russland auf seiner geistigen Landkarte immer eine große Rolle. In dem Augenblick, als

Polen-Litauen von der Landkarte verschwand, bekamen Preußen und Russland eine gemeinsame Grenze, und die preußische Haltung war zumeist durch Furcht vor Russland bestimmt. Umgekehrt lernten die Russen dank wiederholter blutiger Feldzüge, das preußische Element bei den Deutschen zu hassen. Diese Tendenzen müssen erkannt und entsprechende Korrektive angewandt werden. Die westlichen Stränge in der deutschen Geschichte dürfen nicht vergessen werden. Aber auch die russisch-preußischen Beziehungen in dem langen letzten Akt des Stücks, das mit der Auslöschung Preußens endet, müssen die verdiente Aufmerksamkeit bekommen.

Dies ist der Kontext, in dem eines der eindrucksvollsten Geschichtsbücher der jüngsten Vergangenheit beurteilt werden sollte. Nur wenige Autoren dürften je solchen Applaus für ein Werk bekommen haben wie der Verfasser von *Preußen: Aufstieg und Niedergang 1600–1947.* Nach allgemeinem Dafürhalten hat Christopher Clark, ein Cambridge-Professor australischer Herkunft, einen Text geschrieben, dessen Inhalt ebenso überzeugend wie sein Stil klar ist. Clark verwirft die immer gleichen Vorwürfe, die gegen den Hohenzollernstaat erhoben werden und zeichnet stattdessen das Bild eines progressiven, kosmopolitischen und aufgeklärten Gemeinwesens. Seine Tour de Force ist umso willkommener, weil sie den Rahmen der Vorurteile sprengt, in den die deutsche Geschichte so häufig gepresst wird.

Trotzdem sollte mindestens ein Abschnitt in Clarks Text infrage gestellt werden. Er ist nicht unwichtig, weil es sich um den ersten Teil von 763 Seiten handelt. Er lautet: »Am Anfang war Brandenburg. Rund um Berlin erstreckte sich auf etwa 40.000 Quadratkilometern das Kernland jenes Staates, der später unter dem Namen Preußen in die Geschichte eingehen sollte«.[78] Man ist verblüfft. Es ist schwer einzusehen, dass der östliche Teil der Gleichung außer Acht gelassen wird. Ein besserer Anfang wäre vielleicht gewesen: »Es war einmal ein Land mit dem Namen Brandenburg und ein anderes, das Preußen hieß.« Ein solcher Satz hätte den Leser auf die darauffolgende lange Exposition vorbereitet, die zeigt wie Brandenburg und Preußen zusammenkamen. Tatsächlich beginnt Clarks Buch weder mit der Entstehung Preußens noch mit der Brandenburgs, noch mit der Gründung des Königreichs. Es nimmt den Faden im Jahr 1600 auf, als Preußen mehr als die Hälfte seiner Geschichte

hinter sich hat, und die Gründung des Königreichs noch mehr als hundert Jahre dauern wird. Auch der letzte Satz des Buches fällt auf: »Am Ende war nur noch Brandenburg«. Er schließt elegant den Kreis, aber er verrät auch das Geheimnis des Autors. Sein Standpunkt ist der eines modernen liberalen Berliners; er hat nicht die Geschichte »aller Preußen« erzählt. Trotz seiner sehr originellen Interpretation stellt er genau wie die borussische Schule eindeutig die Schöpfung der Hohenzollern in den Mittelpunkt, ihre Ursprünge, ihre Blütezeit und ihr unglückliches Ende. Wenn dies erst einmal klar ist, ist jede weitere Kritik kleinlich. Die restlichen 99,99 Prozent des Buchs lesen sich mit großem Gewinn. Es behandelt ausführlich die 250-jährige Periode, die ich in der hier vorliegenden Skizze leider kurz halten muss.

Das Preußen der Hohenzollern im 19. Jahrhundert hatte nur noch wenig Ähnlichkeit mit dem Königreich Friedrichs I. und noch weniger mit dem Preußen Herzog Albrechts. Seine Besitzungen erstreckten sich von Aachen bis Tilsit und von der dänischen Grenze bis zur Schweiz. Es besaß viele Kernländer: in industrieller Hinsicht das Ruhrgebiet und Schlesien, in staatlicher Hinsicht das Kernland Brandenburg und das historische Kernland in einer Provinz, die inzwischen zu »Ostpreußen« geworden war. Preußen war nun die führende Industriemacht Europas, und sein riesiger militärisch-industrieller Komplex war die Grundlage für seine führende Stellung im Deutschen Reich.

Russland hatte mittlerweile das größte Stück Polen-Litauens und den größten Teil der osmanischen Besitzungen am Schwarzen Meer erworben und war ein direkter Nachbar Preußens geworden. Es war der bei Weitem größte Staat der Welt, hatte eine größere Bevölkerung als alle deutschen Staaten zusammen, besaß einen ungeahnten Reichtum an natürlichen Ressourcen und einen politischen Ehrgeiz von gigantischen Ausmaßen. Nach der Demütigung Frankreichs im Jahr 1871 war es offensichtlich, dass das Zarenreich die einzige Macht in Europa war, die das von Preußen kontrollierte Deutschland vielleicht eines Tages herausfordern könnte.



Als dies klar wurde, begann Preußen mit einer Politik der wohlüberlegten Konfliktvermeidung. Jahrzehntelang vermied es jeden Anschein, dass es die Absicht haben könnte, seine Grenzen nach Osten zu verschieben. Während des Krimkriegs hielt es sich aus dem Konflikt der Briten und Franzosen mit Russland heraus; jeder der kurzen Kriege Bismarcks: 1864, 1866 und 1870/71, wurde ausschließlich in West- oder Mitteleuropa geführt. In seinem Testament gab der erste moderne Deutsche Kaiser Wilhelm I. seinem Sohn den wichtigen Rat, »niemals diese russischen Barbaren zu reizen«. Die Mahnung verzögerte den Konflikt, den viele für unvermeidlich hielten, konnte ihn aber nicht verhindern.

Die preußische Expansion nach Westen musste den multinationalen Charakter der preußischen Gesellschaft zwangsläufig abschwächen. Im Jahr 1800, als Preußen im Besitz von Warschau war, erreichte das slawische Element seiner Bevölkerung mit einem Anteil von etwa 40 Prozent seinen Höhepunkt. Danach ging es allmählich zurück, und die Anfälligkeit für deutschen Nationalismus nahm entsprechend zu. In »Altpreußen« war man stramm monarchistisch gesinnt gewesen und hatte die Pflicht gegenüber dem Staat, nicht gegenüber der Nation betont. Loyalität war der einzige Maßstab gewesen, mit dem Deutsche, Polen und Dänen gleichermaßen gemessen

wurden. Die Hohenzollern standen der deutschen Vereinigung bis zum allerletzten Moment skeptisch gegenüber. Als 1871 das Deutsche Reich proklamiert wurde, bestanden immer noch 10 Prozent seiner Bevölkerung aus Polen, von denen eine riesige Kohorte in Berlin lebte. Ihre „germanisierten Nachkommen“ sprenkelten die Provinzen und die deutschen Fußballmannschaften mit polnischen Nachnamen.[79] Auch das gewaltige Wachstum Berlins ging mit einem Bedeutungsverlust des ursprünglichen historischen »echten Preußen« einher. Königsberg blieb eine wichtige Landeshauptstadt und Krönungsstadt, und es wurden keine Kosten gescheut, um es mit eindrucksvollen modernen Befestigungen auszustatten. Aber im Vergleich zu Berlin war es provinziell.

Ein Tag, an dem Königsberg wenigstens ein Stück weit wieder in seinem alten Glanz erstrahlte, war der 18. Oktober 1861. An diesem Tag kam König Wilhelm I. (reg. 1861–1888) mit seinem neuen Kanzler Otto von Bismarck in die Stadt und leitete ein, was sich als Preußens glorreichstes Jahrzehnt erweisen sollte. Der Maler Adolf Menzel nahm an der Krönung teil. Er machte Skizzen von dem Ereignis, und vier Jahre später, als er 152 Porträts der Teilnehmer angefertigt hatte, dokumentierte er die Krönung auf einer riesigen Leinwand in einem Gemälde von überwältigendem Realismus. Leider hatte er den seltsamen Einfall, den König und künftigen Kaiser auf dem Bild ein Zeremonialschwert schwingen zu lassen in einer Geste, die des Hochmeisters Hermann von Salza würdig gewesen wäre. Dies wurde nicht für angemessen befunden, und so wurde das Gemälde in ein Schlafzimmer auf Schloss Sanssouci in Potsdam verbannt.[80]

Der Standardtext über das preußische militärische Denken im 19. Jahrhundert wurde von General Friedrich von Bernhardi (1849–1930) verfasst, einem baltischen Kavalleristen, Militärschriftsteller und Schüler Treitschkes. Der in Sankt Petersburg geborene Bernhardi wird auch von seinem Geburtsland einiges mitbekommen haben, die wichtigste Quelle seines Ruhms war jedoch, dass er an der Spitze der Siegesparade im Jahr 1871 als erster Deutscher durch den Arc de Triomphe in Paris ritt. Sein Buch *Deutschland und der nächste Krieg* (1912) wurde von Apologeten der Alliierten ausführlich zitiert, um deren Abneigung gegen die Deutschen zu rechtfertigen. Aus Treitschkes *Politik* (1898) zitierte er: »Der Staat ist Macht. Denn das ist die Wahrheit. Und wer nicht männlich genug ist,

dieser Wahrheit ins Gesicht zu sehen, der soll seine Hände lassen von der Politik.« Und: »[D]as Schicksal sendet den Krieg; denn darum eben wird der Werth dieses grausamen Heilmittels so selten verstanden, weil sich kein Arzt unter den Menschen erdreisten darf, den Krieg wie einen heilenden Trank einem kranken Volke auf Tag und Stunde zu verordnen.«

Bernhardis eigene epigrammatischen Beiträge lauten unter anderem: »Der Krieg ist … eine biologische Notwendigkeit« und »dass die Erhaltung des Friedens nicht der Zweck der Politik sein kann und sein darf«. Außerdem ist für ihn Krieg der wichtigste Faktor bei der Förderung von Kultur und Macht; der Staat ist sich selbst Gesetz; schwache Nationen haben nicht das Recht, wie kräftige und gesunde Völker zu leben; und jede Aktion zugunsten einer kollektiven Menschheit außerhalb der Grenzen von Staat und Nationalität ist zum Scheitern verurteilt.[81]

Bernhardis Gegner merkten nicht immer, dass seine Streitschrift als Angriff auf die Schrift *Zum ewigen Frieden* von Immanuel Kant konzipiert war, einem Philosophen, der preußischer war als er selbst. Bernhardis Bewunderer, die es überall in Europa gab, wollten gar nicht so genau wissen, warum Kriegshetzerei im einem Land in Ordnung sein sollte und in anderen nicht. Die Ansichten der meisten Leute über den Ersten Weltkrieg waren von Patriotismus und Parteilichkeit geprägt; sie beginnen erst in jüngster Zeit zu verblassen. »Es war die britische Regierung«, schrieb ein bekannter britischer Historiker, »die sich schließlich dafür entschied, den Kontinentalkrieg in einen Weltkrieg zu verwandeln«.[82]

Trotzdem wäre es unklug, dem preußisch geführten Deutschland bei der Debatte über die Kriegsursachen gar zu wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Die deutsche Vereinigung war 1871 durch einen überwältigenden militärischen Sieg Preußens über Frankreich erreicht worden, und die folgenden vier Dekaden waren in Deutschland von der nahezu einhelligen Überzeugung geprägt, dass militärische Bereitschaft der Schlüssel zu erfolgreicher Außenpolitik war. Niemand war davon mehr überzeugt als Kaiser Wilhelm II. (reg. 1888–1918), der letzte Deutsche Kaiser und der letzte König von Preußen, und kein Land war besser gerüstet für eine umfassende Kriegsvorbereitung als das Heimatland von Alfred Krupp. Als Wilhelm seinen »neuen Kurs« einschlug und in seinem

zweiten Regierungsjahr Bismarck entließ, war Frankreich bereits im Begriff, zusammen mit Russland ein militärisches Gegengewicht aufzubauen, und das britische Empire sollte bald schon den Verlust seiner Überlegenheit zur See fürchten lernen. Zu Recht oder zu Unrecht wurde Wilhelm allgemein als Verkörperung preußischer Werte betrachtet:

> Er glaubte an die Anwendung von Gewalt und das »Überleben des Stärkeren« sowohl in der Innen- als auch in der Außenpolitik. [Er] war durchaus intelligent, aber sehr sprunghaft, und verbarg seine tiefe Unsicherheit durch angeberisches Gehabe und wilde Reden … Er war weniger daran interessiert, wie Bismarck, bestimmte Ziele zu erreichen, als seinen Willen durchzusetzen. Dieser Charakterzug des Herrschers einer der wichtigsten Kontinentalmächte war eine der wichtigsten Ursachen für das Unbehagen, das um die Jahrhundertwende in Europa herrschte.[83]

Laut einem unbekannten, aber klugen Beobachter war der Kaiser »zwar nicht der Vater, aber doch der Pate des Großen Krieges«.

Im Jahr 1914 standen die beiden stärksten Militärmächte Europas, Russland und das preußisch geführte Deutschland, vor einer militärischen Auseinandersetzung, der keine der beiden ausweichen wollte. Tatsächlich waren sowohl Berlin als auch Moskau überzeugt davon, dass der Konflikt früher oder später ausgefochten werden müsste. Russland war mit Frankreich und Großbritannien verbündet, und Deutschland hatte Österreich und Italien auf seiner Seite. Als der »Große Krieg« ausbrach, war der letzte Konflikt, der den ganzen Kontinent erfasst hatte, fast 100 Jahre zuvor mit Waterloo zu Ende gegangen. Alle Seiten gaben dem jeweiligen Gegner die Schuld an dem Krieg. Analytiker im Westen sprachen vom »Krieg des Kaisers« und verwiesen auf den deutschen Schlieffen-Plan, der vorsah, dass Deutschland als Erstes angriff, bevor es an zwei Fronten angegriffen würde. Obwohl der ursprüngliche Plan des toten Generals Alfred Graf von Schlieffen abgeändert worden war, wurde er rundheraus als hinterhältiger preußischer Kriegshetzer geschmäht. Die deutsche Furcht vor Einkreisung ließ man nicht gelten.

Russlands kaum weniger zweideutiges Verhalten zog im Westen weniger Kritik auf sich. Trotzdem war seine bedingungslose Unterstützung Serbiens genauso verantwortlich für die Kettenreaktion, die nach dem Attentat von Sarajewo zum Kriegsausbruch führte, wie der »Blankoscheck«, den Deutschland Österreich ausstellte. Und es war die provokative Mobilisierung Russlands, die Deutschland letztlich zum Angriff trieb.[84] Die

Geschwindigkeit des russischen Doppelangriffs an der Ostfront bewies außerdem, dass das zaristische Oberkommando genau wie die Deutschen einen Präventivschlag geplant hatte. Kaiser Wilhelm II. und seine Umgebung waren zweifellos paranoid, doch ihre Bereitschaft zum Mittel des Krieges zu greifen, war nicht größer als die der Russen.

Westliche Kommentatoren wollten oft gar nicht so genau wissen, wie ihre russischen Verbündeten Deutschland zu schaden hofften, aber in den Kriegszielen, die das russische Außenministerium im September 1914 veröffentlichte, kommen deren Absichten deutlich zum Ausdruck. Sie sahen vor: (a) die vollständige Liquidierung Ostpreußens; (b) die erneute Gründung eines von Russland regierten Königreichs Polen; und (c) eine neue Grenzziehung zwischen Deutschland und Russland an den Flüssen Oder und Lausitzer Neiße (genau wie dies schließlich 1945 geschah).[85] Aus deutscher Sicht waren diese Pläne zutiefst bedrohlich. Dies ist keine Entschuldigung für die deutsche Führung, zeigt jedoch deutlich, dass der preußische Militarismus gar nicht so einzigartig war. Natürlich wurden die russischen Pläne schnell vergessen. Der Angriff auf Ostpreußen wurde erfolgreich zurückgeschlagen; die »russische Dampfwalze« blieb immer wieder stecken, und nach 1915 trieben die deutschen Streitkräfte an der Ostfront alles vor sich her. Trotzdem hatten die Preußen, die die deutsche Militärführung dominierten, einen bösen Schreck bekommen, der zumindest eine Teilerklärung für die harten Bedingungen sein könnte, die sie Sowjetrussland 1918 im Frieden von Brest-Litowsk auferlegten. General Max Hoffmann (1869–1927), der Leiter der deutschen Verhandlungsdelegation in Brest-Litowsk, war vier Jahre zuvor Stabschef von Feldmarschall Hindenburg in Ostpreußen gewesen. Von Hoffmann hatte der Vorschlag gestammt, den Sieg von 1914 als »Schlacht bei Tannenberg«[K], zu bezeichnen, um ihn als Revanche für die Niederlage zu kennzeichnen, die der Deutsche Orden 500 Jahre zuvor bei Tannenberg hatte.[86]

Jede Version, die die russische Dimension des Ersten Weltkriegs betont, setzt sich automatisch dem Vorwurf aus, die französische Dimension zu vernachlässigen. Natürlich, so wird gesagt, muss die deutsch-russische Rivalität im Osten im Zusammenhang mit der jahrhundertealten französisch-deutschen Geschichte im Westen diskutiert werden. Das ist richtig. Doch eine Unterscheidung zwischen den

französischen und den russischen Faktoren ist nicht ganz plausibel. Im Gegensatz zu 1871 waren die Franzosen eine enge militärische Partnerschaft mit Russland eingegangen, weshalb Deutschland 1914 einer koordinierten Herausforderung an zwei Fronten gegenüberstand. Aus der Sicht Berlins war die französisch-russische Hydra ein Monster mit zwei Köpfen, dem sich niemand sonst stellen musste. Außerdem hielten die Deutschen den russischen Kopf für gefährlicher als den französischen. Schlieffen und seine Kollegen gingen davon aus, dass Frankreich zuerst erledigt werden musste, weil Russland, das über ein viel größeres Territorium und viel mehr Soldaten verfügte, nicht so leicht ausgeschaltet werden konnte.

Darüber hinaus betrachtete Berlin die militärische Landschaft immer noch durch eine spezifisch preußische Brille. Der Kaiser und sein von Junkern dominierter Stab waren mit gutem Grund besorgt über die Nähe der russischen Front. An ihrem nächsten Punkt waren die russischen Soldaten nur etwa 100 Kilometer von Königsberg entfernt, und an der Grenze zur Provinz Posen waren sie weniger als 320 Kilometer von Berlin entfernt. Die französische Grenze war viel weiter weg. Wenn die Feldzüge schlecht liefen, würden die Franzosen vielleicht das Elsass und Lothringen zurückerobern oder im Rheinland einmarschieren. Die Russen dagegen würden die Hauptstadt des Reiches einnehmen.

Aus all diesen Gründen war das Ergebnis des Ersten Weltkriegs zutiefst verwirrend: Ende 1918 hatte die deutsche Armee an der Ostfront einen vollständigen Sieg errungen. Sei hatte ihren gefährlichsten Feind ausgeschaltet und ihm die Bedingungen des Friedens diktiert. Auch an der Westfront hatte sie gegen die Armeen mächtiger Feinde tapfer gekämpft und vier Jahre lang nicht gewankt. Der Krieg wurde beendet, ohne dass sie auch nur den Anschein einer schweren Niederlage erlitten hätte. Trotzdem kollabierte das Deutsche Reich. In Berlin brach die Revolution aus; der Kaiser wurde zur Abdankung gezwungen; die Hohenzollern gingen ins Exil; das unbesiegbare »Eiserne Königreich«, das den Kern des deutschen imperialen Charakters gebildet hatte, wurde zerstört; und die siegreichen Alliierten, die Vertreter der »Westlichen Kultur«, mit der sich auch die meisten Deutschen identifizierten, entschieden sich dafür, rachsüchtig zu handeln und Deutschland für die Katastrophen und das Blutvergießen des Kriegs zu bestrafen.

Die Verwirrung, die durch all das entstand, öffnete Tür und Tor für etliche politische Profiteure und Fanatiker, von denen man vorher nicht einmal gewusst hatte, dass es sie gab.

Strategisches Denken mit starken nationalistischen und rassistischen Obertönen war damals nicht nur in Deutschland sehr in Mode. Schon vor dem Krieg hatten radikale Publizisten und gebildete Professoren die sogenannte »Judenfrage« aufgeworfen und sich über den »Tausendjährigen Kampf zwischen Germane und Slawe« verbreitet; der Erfolg der bolschewistischen Revolutionäre, die aus ihrem Internationalismus keinen Hehl machten, verschärfte die bestehenden Spannungen noch. Als die Kanonen nach dem Waffenstillstand auch an der Westfront schwiegen, schwanden die Aussichten auf einen dauerhaften Frieden im Osten schnell dahin. Die Bolschewiken versprachen, ihre Revolution ins Herz des »kapitalistischen Europa« zu exportieren. Falls sie dieses Versprechen in die Tat umsetzten, würden die östlichen Provinzen Deutschlands an vorderster Front stehen. Und während die Westeuropäer nach dem Krieg einen Seufzer der Erleichterung ausstießen, wappneten sich die Völker Osteuropas für neue Konflikte. Wie sich zeigen sollte, währte der Hinrichtungsaufschub gerade einmal 30 Jahre. Ende August 1914 waren die Kosaken des russischen Generals Rennenkampf vor den Mauern Königsbergs erschienen. Angesichts der russischen Neigung zu »imperialen Ausflügen« war es durchaus wahrscheinlich, dass sie in der einen oder anderen Form wieder dort auftauchen würden.

Die Abschaffung des Königreichs Preußen im November 1918 wird fälschlich für das Ende der preußischen Geschichte gehalten. Tatsächlich jedoch bedeutete sie nur das Ende der Hohenzollernherrschaft, nicht jedoch das des preußischen Staates. In einer neuen Variante, der des »Freistaats Preußen«, existierte das Land weiter, und zwar zunächst als selbst regierter Bestandteil der nach dem Krieg entstandenen Weimarer Republik und dann, ab 1933, als Teil des Dritten Reichs, der freilich nur noch nominell autonom war.

Doch das Ende des Ersten Weltkriegs war in vielen Teilen Europas nicht viel mehr als ein prekärer Waffenstillstand. Der Vertrag von Versailles, an dem die Bolschewiken nicht beteiligt wurden, hatte die Probleme des Ostens nicht in Angriff genommen. Die wiederhergestellte polnische Republik wurde 1920 von der Roten Armee angegriffen. Sie

war gezwungen, ihre Unabhängigkeit ohne Hilfe von außen zu verteidigen und verhinderte dadurch, dass Lenins Revolutionäre nach Berlin marschierten.[87] Sowohl die Weimarer Republik als auch die Sowjetunion wurden von den Westmächten wie Parias behandelt. Millionen Europäer blieben auch nach dem Friedensvertrag angst- oder hasserfüllt zurück, und die Möglichkeit einer erneuten Feuersbrunst war weiterhin gegeben. Obwohl die Mittelmächte an der Ostfront auf der ganzen Linie gesiegt hatten, verlor Preußen am meisten von seinem Territorium, und seine Bewohner hatten einen übermäßigen Teil der Schande zu tragen. Es war kein Zufall, dass die Dolchstoßlegende[L] von Hindenburg und General Ludendorff in Umlauf gebracht wurde.

Nach der Abschaffung der preußisch-deutschen Monarchie wurde der Freistaat Preußen durch die Gebietsabtretungen an Polen erheblich verkleinert, war aber immer noch der größte Gliedstaat Deutschlands. Seine Regierungen waren von den Sozialdemokraten dominiert. Der SPD-Politiker Otto Braun war von 1920 bis 1932 preußischer Ministerpräsident.[88]

Die kurze demokratische Periode Preußens wurde durch einen Willkürakt der deutschen Zentralregierung beendet. Im Jahr 1932 setzte der deutsche Reichskanzler Franz von Papen Brauns Regierung im sogenannten »Preußenschlag« ab, um angeblich »Sicherheit und Ordnung« wiederherzustellen. Seine zweifelhafte Entscheidung trug mit dazu bei, dass sich die Einparteienherrschaft der Nazis etablieren konnte. Nur ein Jahr später wurde Hermann Göring zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt und verkündete hämisch »die Vermählung des alten Preußen mit dem jungen Deutschland«.

Die immer noch von der Großgrundbesitzerklasse der Junker dominierte traditionelle preußische Gesellschaft war kein gutes Jagdrevier für die Nazis. Die preußischen Städte einschließlich Berlins waren entschieden linksorientiert. Nur sehr wenige Führer der Nazis waren in Ostpreußen geboren. Trotzdem fanden ihre Themen in Preußen starken Widerhall. Proteste gegen das »Diktat von Versailles« zum Beispiel wirkten in Danzig oder Königsberg berechtigter als Hamburg oder München. Auch die Idee von der deutschen Herrenrasse kam bei Menschen, die schon lange dem Ethos des harten Pioniers kultivierten, bisweilen gut an, und das Konzept des »Lebensraums« wurde ausschließlich mit dem Osten in

Verbindung gebracht. Der Gedanke, dass Deutschlands natürlicher Lebensraum dort nur darauf wartete, erobert zu werden, erschien nach den Siegen der deutschen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg gar nicht so abwegig. Außerdem konnte der Vorschlag einer deutschen Osterweiterung den Ostpreußen, die noch immer von der russischen Invasion des Jahres 1914 erschüttert waren, als notwendige defensive Maßnahme erscheinen.

Das Wahlverhalten im Preußen der Weimarer Republik folgte keinem einfachen Muster. Während im Landtag eine sozialdemokratische Mehrheit saß, war in Königsberg von 1920 bis 1930 der deutschnationale Carl Goerdeler (1884–1945) zweiter Bürgermeister. In den beiden Wahlen von 1932 verbuchten die Nazis zwar beträchtliche Gewinne, erreichten aber nicht die absolute Mehrheit. Bei der letzten demokratischen Wahl in Königsberg bekamen sie 62.888 (36,3 Prozent) von 173.154 abgegebenen Stimmen, während die Linke 75.564 Stimmen bekam, die sich fast gleichmäßig auf Sozialdemokraten und Kommunisten verteilten.[89]

Das Preußen der Zwischenkriegszeit hatte keine gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion, aber viele Dinge, an denen sie Anstoß nahmen, gefielen auch den Bolschewiken nicht. Beide Seiten hassten den Versailler Vertrag und verabscheuten die neuen, vom Westen unterstützten Nationalstaaten. Den Bolschewiken war der Rassismus der Nazis fremd, aber auch sie begingen organisierten Massenmord an bestimmten Gruppen von Menschen und gingen davon aus, dass ideologische Konflikte zu militärischen Konflikten führen mussten. Sie waren sich schmerzhaft bewusst, dass ihr Versuch, die kommunistische Revolution 1920 mit dem Bajonett zu exportieren, kläglich gescheitert war.[90] Und so machte Stalin, als er den ersten Fünfjahresplan einführte, die berühmte Voraussage, dass die Sowjetunion »ausgelöscht« würde, wenn das mörderische Programm nicht binnen eines Jahrzehnts erfolgreich wäre. Er rechnete mit einem Krieg.[91]

Der Zweite Weltkrieg in Europa muss also vor allem als Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei totalitären Monstern gesehen werden. Das Großdeutsche Reich und die Sowjetunion waren bei Weitem die größten an dem Krieg beteiligten Mächte. Beide verfolgten das Ziel, Verluste wiedergutzumachen, die sie seit 1914 erlitten hatten. Und ihr titanischer, grausamer Kampf an der Ostfront verursachte etwa drei Viertel der Kämpfe und der Opfer des Krieges.[92]

Die Zukunft Ostpreußens dabei stand die ganze Zeit auf dem Spiel. Jedes Stadium des Krieges muss deshalb gemäß den jeweils veränderten Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion definiert werden. Von 1939–1941 war Ostpreußen nach dem Hitler-Stalin-Pakt durch seine Lage im deutschen Einflussgebiet geschützt. Nach dem Beginn von »Unternehmen Barbarossa« am 22. Juni 1941, Hitlers Angriff auf seine bisherigen Verbündeten, blieb es weit hinter dem Operationsgebiet zurück. Aber als sich das Blatt zwei Jahre später zugunsten der Sowjetunion wendete, geriet Ostpreußen schnell in eine gefährliche Lage.

Der Krieg wurde durch das unerwartete Überleben der Roten Armee und eine Serie gewaltiger und fast unvorstellbar verlustreicher Siege entschieden, die mit Stalingrad und Kursk begann. Ab Mitte 1943 stießen die siegreichen Streitkräfte Stalins rasch nach Westen vor, bis sie im April 1945, ohne westliche Hilfe auch nur anzufordern, die gewaltige Schlacht um Berlin gewannen. Am 8. Mai 1945, dem Tag der bedingungslosen deutschen Kapitulation, war vielleicht ein Viertel des Kontinents neutral, ein Viertel unter westlicher Kontrolle und eine Hälfte unter sowjetischer Kontrolle. Obwohl das Dritte Reich total zerstört war, waren die wichtigsten Sieger nicht »Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie«, sondern ein zweites totalitäres Regime, das ebenfalls Millionen Menschen ermordet hatte, das weltweit das größte Netz von Konzentrationslagern betrieb und das seinen Sieg erkämpft hatte, weil es dem eigenen Volk eine beispiellose Zahl von Menschenopfern abverlangte. Dieses zweite Monster sollte die freie Welt in den folgenden 45 Jahren in Atem halten. Das Preußen des Deutschen Ordens, Herzog Albrechts und Immanuel Kants war ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Das über Preußen verhängte Urteil konnte nicht auf einen Schlag vollzogen werden. Die erste Phase begann im Spätsommer 1944. Als die sowjetischen Truppen näherrückten, stand der entscheidende Moment allem Anschein nach unmittelbar bevor. Bei einem Vorstoß in den Grenzort Nemmersdorf beging die Rote Armee schwere Gräueltaten. Doch für Stalin hatte die Eroberung des Balkans Priorität, und seine Nordarmeen blieben zunächst an der Memel und am Mittellauf der Weichsel stehen.

Adolf Hitlers wichtigstes militärisches Hauptquartier zwischen Juni 1941 und November 1944 war die Wolfsschanze in der Nähe von Rastenburg in Ostpreußen.

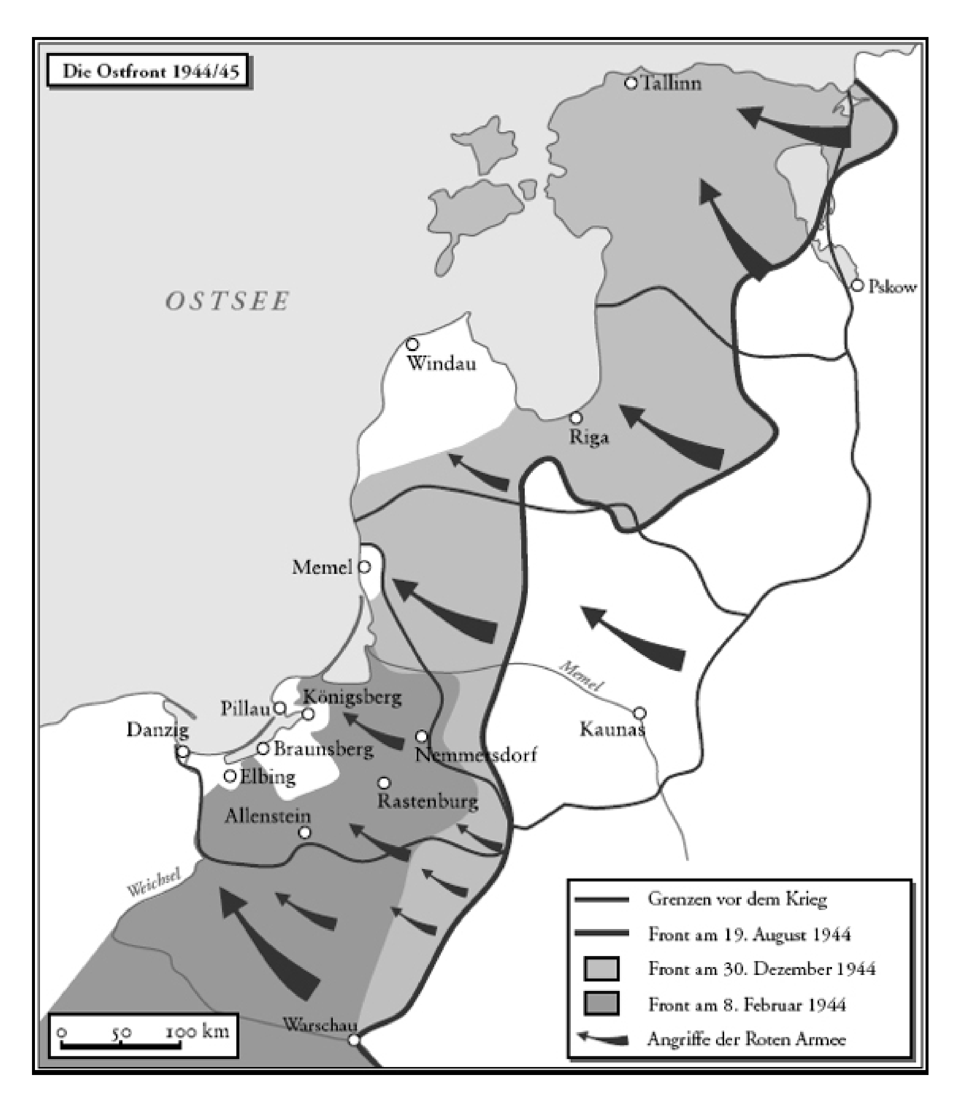
Der erfolglose Bombenanschlag am 20. Juli 1944 fand dort statt, doch das Führerhauptquartier wurde erst vier Monate später verlegt. Zu diesem Zeitpunkt lagerten die zentralen Angriffsspitzen der Sowjetarmee bereits vor Warschau; drei sowjetische »Fronten« in Litauen standen an der Nordgrenze Ostpreußens; während die Angriffskolonnen der Roten Armee durch Bulgarien, Rumänien und Ungarn preschten. Die Westalliierten krochen immer noch langsam den italienischen Stiefel hinauf und stießen schwerfällig durch Frankreich vor. Der einzige Beitrag des Westens zur Eroberung Ostpreußens waren zwei Luftangriffe der britischen Luftwaffe auf Königsberg.

In den Berichten des britischen Bomberkommandos wird die Operation dadurch gerechtfertigt, dass ihr Ziel »ein wichtiger Nachschubhafen für die Ostfront« gewesen sei, und wird als »eine der erfolgreichsten des Krieges bezeichnet«. Statt »erfolgreich« sollte man »verheerend« lesen. Zwei aufeinanderfolgende Angriffe waren nötig, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. In der Nacht vom 26. auf den 27. August flogen 74 Avro Lancasters der 5. Gruppe den ersten Angriff: 4 Flugzeuge gingen verloren, und es wurde nur wenig Zerstörung verursacht. Also wurden in der Nacht vom 29. auf den 30. August 189 Lancasters entsandt. Sie warfen 480 Tonnen Brandbomben ab, und 15 Flugzeuge gingen verloren. Es wurde »erhebliche Jägeraktivität« gemeldet. Das Feuer in Königsberg tobte drei Tage. Die inneren Vorstädte der Altstadt Löbenicht und Kneiphof, die nicht über Hafenanlagen verfügten, wurden ausgelöscht.[93] Dem Lokalarchiv zufolge kamen 25.000 Menschen ums Leben.

Der Feuersturm vom August 1944 ist eine der Erklärungen für das Verschwinden des berühmten preußischen »Bernsteinzimmers«, das König Friedrich Wilhelm I. während des Großen Nordischen Krieges Peter dem Großen schenkte. Die 55 mit Blattgold und Kristallspiegeln geschmückten Bernsteinpaneele mit einem Gewicht von sechs Tonnen schmückten von 1716 bis 1941 den kaiserlichen Palast in Zarskoje Selo. Während der Belagerung von Leningrad wurden sie von den deutschen Truppen »zurückgefordert«, in Königsberg wieder zusammengesetzt und im Königsschloss ausgestellt. Seit 1944 ist ihr Verbleib unbekannt.[94]

Im Januar 1945 erfolgte der schon seit Monaten erwartete Angriff, und die Rote Armee überrannte schnell ganz

Ostpreußen mit Ausnahme Königsbergs. Die Operation, die am 13. Januar begann, sollte die große deutsche Heeresgruppe Mitte binden und sie daran hindern, an anderen deutschen Fronten Unterstützung zu leisten. Marschall Schukows wichtigste Offensive, die in der Nähe von Warschau begann, zielte direkt auf Berlin; und Marschall Rokossowski bekam die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass keine deutschen Einheiten aus Ostpreußen eingreifen konnten. Dieses Ziel wurde erreicht, auch wenn es nur langsam voranging und der Nachschubweg zwischen Pillau und Königsberg durch heroische Anstrengungen der deutschen Verteidiger wieder geöffnet werden konnte.



Die unmittelbarste Folge des sowjetischen Angriffs war

eine Panik unter der ostpreußischen Zivilbevölkerung und die dadurch ausgelöste schreckliche »Flucht aus dem Osten«.[95] Der Winter war ungewöhnlich streng und der Boden war mit tiefem Schnee bedeckt. Alle Flüsse und Kanäle waren zugefroren und das Frische Haff hatte sich in eine riesige Eisplatte verwandelt. Erich Koch, der Gauleiter von Ostpreußen, hatte mit einer ordentlichen Evakuierung der Bevölkerung gezögert, bis es zu spät war, und ungehorsame Zivilisten erschießen lassen. Als er schließlich am 20. Januar nachgab, kam es zu einer panischen Massenflucht. Die Deutschen, die im Norden Königsbergs lebten, hatten keine Chance mehr zu entkommen. Wer sich weiter im Süden befand, hatte zehn Tage, bis die Straßen nach Elbing und Danzig zu waren. Zehntausende von Menschen versuchten sich auf Karren, Fahrrädern und Pferden oder zu Fuß in Sicherheit zu bringen.

Anfangs waren die Königsberger nur halb eingeschlossen. Als dann die Bahnlinie nach Allenstein abgeschnitten war, führte der beste Fluchtweg über das Eis nach Pillau. Mehrere Wochen versuchten jeden Tag Hunderte oder Tausende von Menschen, das Eis zu überqueren. Viele brachen wegen der Kälte oder aus Erschöpfung zusammen. Andere wurden von sowjetischen Jagdflugzeugen beschossen oder fielen in Eislöcher. Aber viele schafften es auch nach Pillau, wo sie auf Hilfe warteten.

Zu ihrem Glück hatte die *Kriegsmarine* Pläne für eine große humanitäre Rettungsaktion gemacht. Admiral Dönitz erteilte am 21. Januar den Befehl für »Unternehmen Hannibal«. Tausend Handels- und Kriegsschiffe verkehrten nonstop zwischen Pillau, Danzig und Stettin, ständig bedroht durch sowjetische Bomber und U-Boote. Sie erlitten entsetzliche Verluste, darunter die *Wilhelm Gustloff.* Ihre Versenkung, bei der vermutlich 10.000 Menschen umkamen, war die größte See-Katastrophe der Weltgeschichte.[96] Aber durch die Evakuierungsaktion wurden auch sehr viele Menschenleben gerettet.

Der Endkampf um Königsberg, den die Russen heute *Schturm Kenigsberga*, »Sturm auf Königsberg« nennen, fand in der ersten Aprilwoche unter General Iwan Tschernjachowski statt. Die Angreifer standen vier konzentrischen Verteidigungsringen mit zwanzig modernisierten Forts und fünf kompletten Divisionen der Fünften Panzerarmee gegenüber. Kapitulationsaufforderungen werden ignoriert.

Tschernjachowski ging mit vier Armeen und massierter Artillerie mit einer Dichte von 250 Geschützen pro halber Meile in Stellung zum Angriff vor und setzte eine Unmenge von Kampfflugzeugen ein. Der äußerste Verteidigungsring der Deutschen wurde durch Granatbeschuss zersprengt. Am ersten Tag des Bodenangriffs stießen die Angreifer im Süden bis zum zweiten Verteidigungsring vor. Der zweite Tag war durch massiven Widerstand und durch Hitlers Kapitulationsverbot gekennzeichnet. Am dritten Tag machte die sowjetische Luftwaffe nach einer Wetterbesserung einen verheerenden Luftangriff auf das Stadtzentrum von Königsberg. Am Morgen des vierten Tages waren die Verteidiger hoffnungslos zersplittert, am Abend erfolgte die von Hitler verbotene Kapitulation.[97] Etwa 80 Prozent der früheren preußischen Hauptstadt lagen in Trümmern. Die überlebenden Verteidiger wurden abgeführt, und die verbliebenen Zivilisten wurden einem Regiment von Raub, Vergewaltigung und Mord unterworfen. »Der Schlupfwinkel des deutschen Imperialismus«, verkündete die Prawda in Moskau, »ist vernichtet«.

Ein Deutscher, der während der Belagerung als Arzt gearbeitet hatte, sah auf dem Weg durch die Stadt, wie sowjetische Soldaten langsam und systematisch Löcher in die Straßen sprengten, Kirchen zerstörten, Häuser niederbrannten und Frauen vergewaltigten. Das Ausmaß der Zerstörung war kaum vorstellbar. Es ging nicht nur darum, Königsberg zu besiegen, sondern seine Geschichte zu zerstören. Weiter heißt es in dem Bericht:

Die Königstraße herauf, über den Rossgärter Markt und weiter zum Schloss hin wälzt sich eine Riesenschlange einrückender Truppen, in die wir nun hineingeraten. Ich kneife mich heftig in den Oberschenkel, um mich zu vergewissern, dass dies alles Wirklichkeit ist und kein Traum. »Königsberg 1945«, sage ich zu wiederholten Malen in mich hinein … hier ungefähr wohnte einmal unser Zahnarzt. Da oben in der Luft hat er gearbeitet. Vielleicht hat er früher auch manchmal aus dem Fenster auf die friedliche Straße gesehen … Nun wälzt sich zwischen flammenden Trümmern ein wüster johlender Haufe die Straße enüang, ohne Anfang und Ende.[98]

Die Verwirrung des Augenzeugen ist verursacht durch die Bedingungen, die nach dem Krieg in den Ruinen Königsbergs herrschten. Es gibt viele Rätsel: Was zum Beispiel geschah mit den deutschen Zivilisten, die bei Kriegsende noch am Leben waren? Von 2,2 Millionen Ostpreußen wurden während der Kämpfe schätzungsweise 300.000 getötet; 193.000 waren vor dem letzten Angriff noch in der Stadt

eingeschlossen, aber nur 50.000 wurden 1946 nach Deutschland zurückgeschickt, nachdem sie als Zwangsarbeiter eingesetzt worden waren. Die Zahlen passen nicht zusammen, es fehlen offenbar mindestens 100.000 Menschen.M99 Ein Königsberger, der aus der Stadt geflohen war und sich in einem leeren Dorf einer Gruppe von Flüchtlingen anschloss, berichtete Folgendes:

> An dem ersten Gehöft … stand ein Leiterwagen. An diesem waren vier nackte Frauen in gekreuzigter Stellung durch die Hände genagelt … Weiter fanden wir dann in den Wohnungen insgesamt 72 Frauen einschließlich Kinder und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren, fast ausschließlich bestialisch ermordet, bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen. Unter den Toten befanden sich auch Kinder im Windelalter, denen mit einem harten Gegenstand der Schädel eingeschlagen war … [S]ämtliche Frauen ebenso wie Mädchen von acht bis zwölf Jahren [waren] vergewaltigt.[100]

Fünfzig Jahre später traf die Historikerin Anne Applebaum, die Königsberg mit ihren eigenen Augen sah, ein wohlüberlegtes Urteil:

> [Königsberg war] einer der wenigen Orte, wo Stalin mit seinem Vorhaben durchschlagenden Erfolg gehabt hatte. Er rottete die Ostpreußen so gründlich aus, wie der Deutsche Orden einst die Prußen ausgerottet hatte, brauchte allerdings nur wenige Jahre und nicht ein Jahrhundert dafür. Er besiedelte die Stadt mit Fremden. Er zerstörte die Kirchen und die Häuser und die Bäume. Er setzte Betonblocks an ihre Stelle. Er löschte die Vergangenheit aus. »Würde ich hier in dieser Stadt von einem Fallschirm abgesetzt und befragt, wo ich sei, würde ich antworten: vielleicht in Irkutsk. Nichts, aber auch gar nichts erinnert mehr an das alte Königsberg.«[101]

Die formelle Beendigung der Existenz Preußens wurde noch eine Zeit lang verschoben. Der Historiker muss zwischen dem Land Ostpreußen und dem Freistaat Preußen unterscheiden. Das Land wurde von der Potsdamer Konferenz abgeschafft, der Freistaat nicht. Obwohl die Alliierten das Gegenteil behaupteten, hatte die Potsdamer Konferenz, die vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 währte, keinen völkerrechtlichen Status. Sie war ein improvisiertes Treffen zwischen den Führern der siegreichen Alliierten. Diese diskutierten über die Verwaltung des geschlagenen Deutschland und trafen im Vorgriff auf eine geplante Friedenskonferenz vorläufige Entscheidungen über dringende Angelegenheiten. Ein Rat der Außenminister bereitete die Agenda der geplanten Friedenskonferenz vor, doch sie fand nie statt, und deshalb wurden die in Potsdam getroffenen Entscheidungen, im Gegensatz zu denen von Versailles, nie durch einen offiziellen Vertrag abgesegnet. In

Bezug auf Königsberg und Ostpreußen waren sie relativ vage und provisorisch:

> Die Konferenz prüfte einen Vorschlag der Sowjetregierung, dass vorbehaltlich der endgültigen Bestimmung der territorialen Fragen bei der Friedensregelung derjenige Abschnitt der Westgrenze der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, der an die Ostsee grenzt, von einem Punkt an der östlichen Küste der Danziger Bucht in östlicher Richtung nördlich von Braunsberg-Goldap und von da zu dem Schnittpunkt der Grenzen Litauens, der Polnischen Republik und Ostpreußens verlaufen soll.
> Die Konferenz hat grundsätzlich dem Vorschlag der Sowjetregierung hinsichtlich der endgültigen Übergabe der Stadt Königsberg und des anliegenden Gebietes an die Sowjetunion gemäß der obigen Beschreibung zugestimmt, wobei der genaue Grenzverlauf einer sachverständigen Prüfung vorbehalten bleibt.
> Der Präsident der USA und der britische Premierminister haben erklärt, dass sie den Vorschlag der Konferenz bei der bevorstehenden Friedensregelung unterstützen werden.[102]

Im Potsdamer Abkommen stand nichts über die Teilung Ostpreußens. Zwar sollte die neue Grenze der Sowjetunion nördlich »von Braunsberg-Goldap« verlaufen, doch die Konferenz wies nicht darauf hin, dass das Gebiet südlich davon an Polen übergeben werden sollte. Diese durchaus bedeutsame Entscheidung wurde von der Sowjetunion und dem kommunistischen Polen getroffen und am 16. August 1945 durch einem separaten Vertrag zwischen Polen und der Sowjetunion besiegelt.[103] Erst so kam die Landkarte zustande, die für den Rest des Jahrhunderts Geltung besaß.

Zunächst einmal stellte der Alliierte Kontrollrat das Problem Ostpreußen zurück. Der Rat, der aus den vier Mächten USA, Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich bestand und die vier Besatzungszonen des besetzten Deutschland und Berlin regierte, war durch die dringenden Probleme der sozialen Notversorgung, des Wiederaufbaus, des wirtschaftlichen Neustarts und der Entnazifizierung überlastet. Er erinnerte sich erst wieder an Preußen, als er eine umfassende Neuordnung der Deutschen Verwaltungseinheiten in Angriff nahm.

Dabei entpuppte sich Preußen als unvorhergesehenes Problem: Die Regierung des Freistaats war 1932/33 illegal abgesetzt worden. Deshalb konnte der Freistaat jetzt als Opfer der Nationalsozialisten betrachtet werden. Otto Braun, sein langjähriger Ministerpräsident, war aus dem schweizerischen Exil zurückgekehrt. Er war genau wie sein Protegé Willi Brandt ein anerkannter Nazigegner und setzte sich in Berlin stark für die Wiederherstellung des Staates ein, als dessen Ministerpräsident er zwölf Jahre zuvor plötzlich

gestürzt worden war. Tatsache war natürlich, dass die früheren Gebiete Preußens damals bereits aufgeteilt waren und der wieder erstandene Staat kein Territorium mehr besessen hätte. Jedenfalls war die Sowjetunion ganz entschieden gegen eine Neugründung, und ihre Haltung prägte dann auch das Gesetz Nr. 46 des Alliierten Kotrollrats vom 25. Februar 1947: Der Staat Preußen wurde nicht nur eindeutig abgeschafft, sondern auch als »Träger des Militarismus und der Reaktion« bezeichnet.[104]

Das Gesetz Nr. 46 war nur der letzte Nagel im leeren Sarg Preußens. Der Körper des Staates, die lebende Substanz, die Gemeinschaft seiner Bewohner, die bis Januar 1945 bestanden hatte, war bereits in alle Winde zerstreut. 1947 war praktisch nichts mehr von ihr übrig. Preußen erlitt das Schicksal von Karthago: *»Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant.«* (»Sie schaffen eine Wüste, und sie nennen es Frieden«.)

III

Nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs wurde der Erinnerungsort[N] par excellence für alles Preußische in Berlin gegründet. Nach einer Pause von 45 Jahren steht das wiedervereinigte Berlin wieder an der Spitze eines vereinigten Deutschland und erlebt heute, nicht zuletzt als kulturelles Zentrum, eine neue Blüte. Trotzdem können die Berliner die Tatsache nicht verdrängen, dass sie sich an einem historisch schwer belasteten Ort befinden, der in der jüngeren Vergangenheit sowohl als Hauptstadt des Dritten Reichs als auch der Deutschen Demokratischen Republik diente. Deshalb ist alles willkommen, was sie von der Erinnerung an die »schlechte alte Zeit« ablenkt, und bewusst gepflegte Erinnerungen an Preußen sind ein wirksames Mittel um schlechte Erinnerungen aus der Hitlerzeit und der Zeit der DDR und der Mauer in den Hintergrund zu drängen. Allenthalben sind Seufzer der Erleichterung zu hören, weil so viele Aspekte der Verbindung zwischen Berlin und Preußen mit Stolz und Begeisterung gefeiert werden können. Dennoch wundern sich manche Beobachter über die genauen Gründe für diese Wertschätzung:

Es ist also mehr als »Sehnsucht nach Preußen«, mehr als eine nostalgische Anwandlung mit auswechselbarem Inhalt, wenn Preußen auch nach seinem Tode

nicht zur Ruhe kommt … [auch] eine simple Fluchterscheinung, ein bloßes Anzeichen für Neigungen zur Emigration aus der Gegenwart in die Vergangenheit ist sie nicht. Eher wird man sagen können, dass die neue Preußen-Sensibilität Ausdruck eines wachsenden kritischen Empfindens für die flache Verwurzelung der Gegenwart ist, dass sie ein Verlangen nach stärkerer Verankerung der Gegenwart im Boden der Geschichte signalisiert. Sie deutet weniger auf ein »Flucht vor der bundesrepublikanischen Wirklichkeit« als auf ein Bemühen um Absicherung dieser Wirklichkeit hin, wie fragwürdig dies im Einzelnen auch sein mag.105

Im frühen 21. Jahrhundert mischt sich also Nostalgie in Bezug auf Teile der Vergangenheit mit Optimismus in Bezug auf die Zukunft. Sowohl Berliner als auch Touristen schauen sich begeistert die Kräne und Hochhäuser am Potsdamer Platz an, die sich aus den Ruinen des Kalten Krieges erheben. Sie bewundern den renovierten Reichstag, der immer noch mit der Widmung »DEM DEUTSCHEN VOLKE« geschmückt ist, während seine schwere Steinkuppel von dem britischen Architekten Norman Foster durch eine leichte aus Glas ersetzt worden ist. Sie betrachten das restaurierte Brandenburger Tor, an dem bis vor Kurzem die Mauer verlief, oder die frisch vergoldete Siegessäule, die an die deutschen Einigungskriege erinnert. Der gedankenlose Triumphalismus früherer Zeiten ist verschwunden, aber es bestehen keine Hemmungen, sich an Preußens nichtmilitärischen Ruhm zu erinnern. Die königlichen Paläste in Potsdam und Charlottenburg sind beliebte Sehenswürdigkeiten; und im Jahr 2010 wurde der Beschluss gefasst, entgegen aller finanzpolitischen Vernunft das von der DDR zerstörte Stadtschloss der Hohenzollern wieder aufzubauen. Mit jedem neuen Tag bekommt der Begriff Preußentum freundlichere Konnotationen.

Nirgends ist diese historische Veränderung deutlicher zu spüren als auf der Museumsinsel mitten in der Spree. Das Alte Museum wurde dort 1830 gegründet, 1859 kam das Neue Museum hinzu, dann folgten 1876 die Alte Nationalgalerie, 1904 das *Bode Museum* und schließlich 1930 das Pergamonmuseum. Enthusiasten nennen die Insel »Das schönste Stück Preußen«:

Die Museumsinsel stammt aus dem wohl glücklichsten und ruhmreichsten Jahrzehnt der preußischen und deutschen Geschichte: der Zeit um 1820/1830. Es ist kein Wunder, dass der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel in genau jener preußischen Blüte bewiesen fand, dass sich der »Weltgeist« zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten mit besonderem Feuereifer auslebe …
Wer das erste Mal die Museumsinsel betritt, mag seinen Augen nicht trauen – eine beidseitig von Wasser umgebene Insel mitten in der Stadt, die von fünf monumentalen Architekturen bekrönt wird. Wer an einem Sommerabend auf der Wiese vor dem Alten Museum sitzt, auf dem provozierend der Neon-Schriftzug

»All art has been contemporary«, der alte und neue Kunst souverän miteinander versöhnt, wer dann hinter sich die Glocken des Berliner Domes hört, vor sich, in Richtung des Brandenburger Tores die Sonne glutrot untergehen sieht, der fühlt sich für ein paar Momente wirklich zurückversetzt in das preußische Arkadien. Dass diese Wiesen und Rabatten vor dem Alten Museum tatsächlich bis heute den schönen Namen »Lustgarten« tragen, erzählt bereits wortreich von jener oft verkannten Sinnenfreude des vermeintlich verknöcherten Preußentums.[106]

Einige Lexikondefinitionen von »Preußentum« (»Prussianism«) beruhen noch auf überholten Vorstellungen. *Merriam-Webster* zum Beispiel definiert es als »den despotischen Militarismus der herrschenden Klasse in Preußen«.[107] Diese Definition sollte unbedingt verändert werden.

Andere Museen in Berlin haben einen ähnlich starken preußischen Akzent. Das Deutsche Historische Museum besitzt keine separate Abteilung für Preußen, doch der Hohenzollernstaat nimmt neben dem Heiligen Römischen Reich den größten Raum ein. Die Preußenausstellung von 1981 in Westberlin »Preußen, Versuch einer Bilanz« erregte enorme Aufmerksamkeit, nicht zuletzt, weil Ostdeutschland damals Töne von Preußisch-Blau annahm.[108] Im Jahr 2001 feierten Berlin und Brandenburg gemeinsam den 300. Jahrestag der Gründung des preußischen Königreichs. Dabei wurden mehr als 100 Ausstellungen veranstaltet. Eine Ausstellung »Preußens Eros – Preußens Musen, Frauenbilder aus Brandenburg-Preußen« untersuchte zum Beispiel die vernachlässigte Hälfte der preußischen Geschichte.[109] Eine andere hatte den Titel »Preußen 1701 – Eine europäische Geschichte«, weitere Ausstellungen behandelten den preußischen Kunstsinn oder die preußische Naturwissenschaft und Technik.[110] Eine neuere Ausstellung mit dem Titel »Macht und Freundschaft« stellt im Auftrag des deutschen Außenministeriums die Beziehungen zwischen Preußen und Russland in den Jahren 1800–1860 dar. Sie zeigt, was sich durch eine diskrete, diplomatische Auswahl erreichen lässt.[111]

Trennschärfe, sei es in Bezug auf den Ort oder auf die Zeit, ist nämlich der Schlüssel zum Verständnis bei jedem Rückgriff auf die Geschichte, und man sollte nicht so tun, als sei eine Rückbesinnung völlig risikolos. Vom Standpunkt des Historikers betrachtet ist die derzeitige Preußenbegeisterung Berlins harmlos, aber nur so lange sie nicht die Definitionsmacht beansprucht:. Zwei Gefahren kommen einem in den Sinn: Die eine besteht darin, dass Preußens multinationale Geschichte ausschließlich aus

deutscher Perspektive gesehen werden könnte. Die andere besteht darin, dass das Image Brandenburgs so sehr mit dem Preußens verschmolzen wird, dass die beiden für untrennbar gehalten werden. Dies wäre ein Unrecht. Schließlich liegen die Ursprünge Preußens weit vor Berlin, genau wie die Ursprünge Berlins nichts mit den Hohenzollern und mit Preußen zu tun haben. Als die Hohenzollern im frühen 15. Jahrhundert nach Brandenburg kamen, war Preußen bereits ein etablierter Staat. Und als Preußen 1701 erstmals mit Brandenburg verbunden wurde, waren die Hohenzollerns dort erst seit 44 Jahren souveräne Herrscher. Zuvor handelt die nichtpreußische und ursprünglich nicht einmal deutsche Geschichte Brandenburgs von den frühen Markgrafen, vom Kurfürstentum, von der Nordmark, von Albrecht dem Bären und von dem slawischen Land Brennibor.

Kurz gesagt, wer sich durch die berückende Umgebung des Berliner Lustgartens zum Nachdenken über die Vergangenheit anregen lässt, sollte sich nicht von seiner unmittelbaren Umgebung beschränken lassen. Er sollte sich natürlich mit dem »strengen Preußen« der Hohenzollern befassen, aber sich erst recht über andere preußische Welten informieren, die verschwunden sind. Zum Beispiel beschwört die aus Königsberg stammende Dichterin Agnes Miegel (1879–1964) in ihren ergreifenden Versen die Leiden ihrer Landsleute herauf:

O kalt weht der Wind über leeres Land,
O leichter weht Asche als Staub und Sand!
Und die Nessel wächst hoch an geborstner Wand,
Aber höher die Distel am Ackerrand!
Es war ein Land – wir liebten dies Land –
Aber Grauen sank drüber wie Dünensand.
Verweht wie im Bruch des Elches Spur,
Ist die Fährte von Mensch und Kreatur.
Sie erstarrten in Schnee, sie verglühten im Brand,
Sie verdarben elend in Feindesland.
Sie liegen tief auf der Ostsee Grund,
Flut wäscht ihr Gebein in Bucht und Sund,
Sie schlafen in Jütlands sandigem Schoß
Und wir Letzten treiben heimatlos,
Tang nach dem Sturm, Herbstlaub im Wind.
Vater, Du weißt, wie einsam wir sind![112]

Insbesondere Berliner sollten vielleicht stets im Gedächtnis behalten, dass das „preußische“ Preußen nur ein Aspekt war. In gar nicht so ferner Zukunft werden sie die Ausstellungs- und Dokumentationsräume im geplanten Zentrum der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung besuchen können,

dessen Einrichtung im März 2008 trotz erbitterter Auseinandersetzungen gebilligt wurde. Das Zentrum ist das geistige Kind des Bundes der Vertriebenen (BdV) und seiner tapferen Vorsitzenden Erika Steinbach, die fest entschlossen ist, die vertraute Geschichte der deutschen Schuld durch eine Geschichte der deutschen Leiden in der Kriegszeit zu ergänzen. Unter den zwei Millionen Mitgliedern ihres Verbands ist ein großes Kontingent von Ostpreußen und Königsbergern, deren Sicht der Dinge nicht mit der des typischen Berliners oder des Touristen übereinstimmt. Sie und ihre Nachkommen sowie Polen aus dem früheren Königlich-Preußen oder Russen aus Kaliningrad zeigen wenig Begeisterung für modische Preußennostalgie. Sie dürften wissen, dass das Land, wo heute Kaliningrad liegt, in den langen Jahrhunderten vor der Krönung Friedrichs I. in Königsberg, von den Hochmeistern des Deutschen Ordens, von den Herzogen von Preußen und von polnischen Königen regiert wurde. Und sie haben vielleicht sogar von *Tvangste* und von einem geheimnisvollen anonymen »Volk des Haffs« gehört.

Alle Nationen, die je lebten, haben ihre Fußabdrücke im Sand hinterlassen. Die Spuren verschwinden mit jeder Flut, die Echos verklingen, die Bilder werden fragmentiert und das menschliche Material wird atomisiert und wiederverwertet. Aber wenn wir wissen, wo wir suchen müssen, finden wir immer ein Überbleibsel, eine Erinnerung, einen unauslösclilichen Rest.

In diesem Fall ist der Rest ziemlich groß. Das Letzte der vielen Preußen ist noch nicht lange tot. Noch gibt es Menschen, die sich erinnern. Männer und Frauen, die in Preußen geboren sind und sich, wenigstens teilweise, ihre preußische Identität bewahrt haben. Sie sind in alle Winde zerstreut, aber manche von ihnen gehören immer noch Vertriebenenverbänden an, die von den alten Zeiten sprechen und Bücher über die *Unvergessene Heimat* schreiben.[113] Es gibt sogar Menschen, die von einer Wiederauferstehung Preußens träumen. Aber diese entstammen der letzten preußischen Generation, Leute mit deutschen Vorfahren, aber auch mit solchen aus früheren Gestalten Preußens. Auch in ihnen wandern noch Gene der *Prußen* umher.

A Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik, die Vorläuferin der heutigen Russischen Föderation, und bis 1992 die größte der 15 Republiken der Sowjetunion.

B Es stimmt nicht, dass das Kontrollzentrum der russischen Raumfahrtbehörde ROSKOSMOS in Kaliningrad angesiedelt sei. Zahlreiche irreführende Kommentare zu diesem Thema sind dem Umstand geschuldet, dass die kleine Stadt Korolew bei Moskau, in der sich das Kontrollzentrum befindet, vor 1996 ebenfalls den Namen Kaliningrad trug.

C Der anonyme Autor Geographus Bavarus, vermutlich ein Mönch aus Reichenau; sein Werk mit dem Titel *Descriptio civitatum et regionum ad septentrionalem plagam Danubit* wurde erst 1772 in der Bayerischen Staatsbibliothek in München entdeckt.

D In der Geschichtswissenschaft so genannt, um sie von den Kreuzzügen im Heiligen Land, in der Languedoc oder auf der Iberischen Halbinsel zu unterscheiden.

E Die von anonymen Autoren auf Plattdeutsch verfasste Chronik sollte den Rittern während der Mahlzeiten vorgelesen werden und erstreckt sich über die Jahre 1180–1290.

F Sowohl der gotische Mythos bei den Deutschen als auch der sarmatische Mythos bei den Polen propagierten die Vorstellung, dass die modernen Nachfahren der alten Goten und Sarmaten die angeborene Freiheitsliebe ihrer Vorfahren geerbt hätten.

G Zusammen mit dem König von Böhmen, dem Pfalzgraf bei Rhein und dem Herzog von Sachsen hatte der Markgraf von Brandenburg das erbliche Recht, den römisch-deutschen Kaiser zu wählen, und trug den prestigeträchtigen Titel »Kurfürst«.

H »Junker«, ursprünglich umgangssprachlich für »junger Herr«, wurde zur Bezeichnung für eine ganze soziale Schicht. Ihre Mitglieder hatten oft Wurzeln im deutschen Adel des Mittelalters, dem sogenannten »Uradel«, aber in der Frühen Neuzeit waren sie als »ostelbischer Adel« in Brandenburg-Preußen konzentriert, von wo sie sich später in alle Provinzen der Hohenzollern ausbreiteten. Sie hatten in der Regel ein »von« oder ein »zu« im Nachnamen.

I König *in* Preußen im Unterschied zum *Königreich Preußen*, das ab 1772 bestand.

J Von 1795 bis 1806, nacli der dritten Teilung Polens.

K Hindenburgs Angriff vom 29. August 1914 war auf die Zweite Russische Armee zentriert, die in der Nähe des Dorfes Frogenau eingeschlossen wurde. Tannenberg lag etwa 30 Kilometer entfernt und spielte in der Schlacht keine Rolle, bis am Abend der Bericht geschrieben wurde.

L Die sogenannte Dolchstoßlegende, laut der das deutsche Militär von den Politikern verraten worden war, ging auf ein Gespräch zwischen General Ludendorff und Sir Neil Malcolm im Jahr 1919 zurück und fand große Verbreitung.

M Der sowjetische Angriff vom April 1945 ist das zweite Ereignis, bei dem das Rätsel um das Bernsteinzimmer eine Rolle spielt. In einer neueren Studie heißt es, der Schatz sei zwischen dem 9. und dem 11. April durch hochexplosive Sprengstoffe und Feuer zerstört worden. Dies würde jedoch bedeuten, dass in den fünf Monaten zuvor kein Versuch gemacht wurde, den Schatz in Kisten zu verpacken und in Sicherheit zu bringen und dass sechs Tonnen Bernstein verbrennen konnten, ohne auch nur kleinste chemische Spuren zu hinterlassen. Die Jagd geht also weiter. Einer Theorie zufolge ist das Bernsteinzimmer mit der *Wilhelm Gustloff* untergegangen; laut einer anderen wurde es zusammen mit Nazigold in einer sächsischen Mine versteckt; laut einer dritten ruht es auf dem Grund einer Litauer Lagune; eine vierte besagt, dass es heimlich in einer Moskauer Trophäensammlung aufbewahrt wird. In den Straßen von Kaliningrad wird erzählt, dass es in das Fundament des *Dom Sowjetow* (Haus der Sowjets) einbetoniert wurde.

N Dank der Arbeit des französischen Wissenschaftlers Pierre Nora (1984–1992) in seinem siebenbändigen Werk *Les Lieux de mémoire* gehört der Begriff

»Erinnerungsort« heute zum festen Vokabular in Studien über das kollektive Gedächtnis. Er bezieht sich auf Orte, Objekte und Gebäude, die bewusst ausgewählt und anderen vorgezogen werden, um die Erinnerung an Menschen oder Ereignisse zu bewahren.

8

Savoyen

Das Haus Humberts
(1033–1946)



Parade zum Tag der Republik in Rom

I

Rom am 2. Juni. An diesem Tag wird jedes Jahr die *Festa della Repubblica* in Italien gefeiert. Der Präsident steigt vom

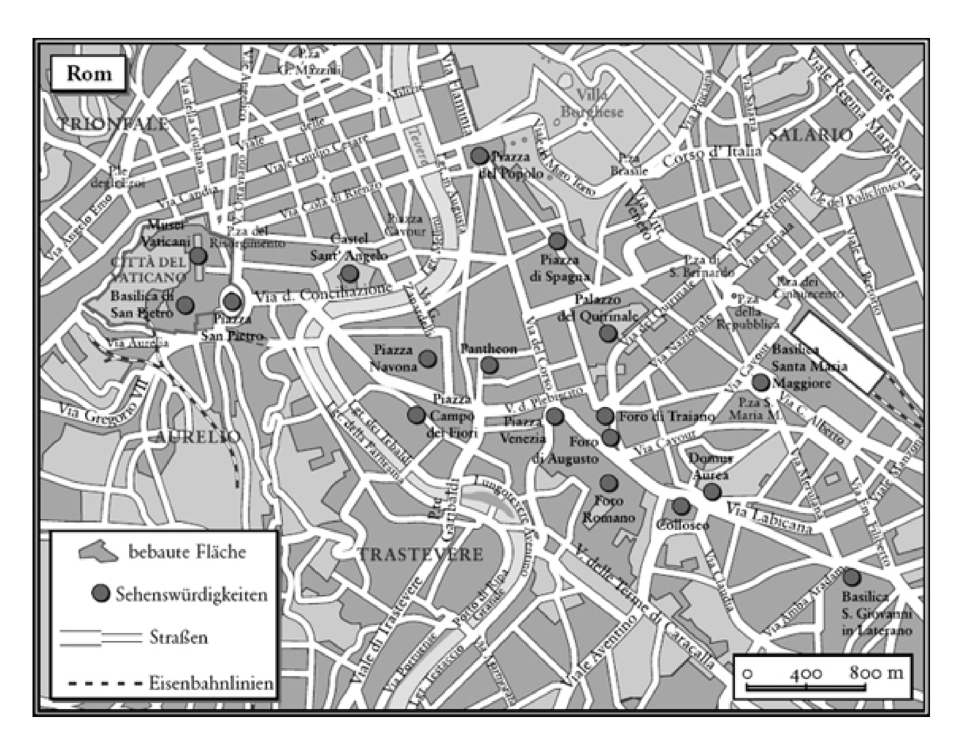
Quirinalspalast herab, legt eine Lorbeerkrone auf dem Grab des Unbekannten Soldaten ab und gibt das Zeichen zum Beginn einer feierlichen Militärparade. Der italienische Nachrichtensender *RAI News* veröffentlicht das übliche Bulletin: »Die Feierlichkeiten zum Jahrestag der Republik wurden heute von Präsident … eröffnet. Begleitet von den Kürassieren der Carabinieri-Ehrengarde, legte er die Krone auf dem Altar des Vaterlandes nieder und schickte die Parade von den Fori Imperiali aus auf ihren Weg …«[114] Italienische Kommentatoren vergleichen ihre republikanische *Festa* mit dem französischen Nationalfeiertag oder dem Unabhängigkeitstag in den Vereinigten Staaten. Ähnliches findet noch einmal am Tag der Streitkräfte statt, der *Giornata dell'Unità Nazionale* am 4. November.

Im Jahr 2010 hatte Giorgio Napolitano (geb. 1925), Italiens elfter Staatspräsident, das fünfte Jahr seiner siebenjährigen Amtszeit erreicht. Der studierte Jurist war Aktivist der italienischen Kommunistischen Partei (PCI) gewesen, bis diese 1992 aufgelöst wurde; danach hatte er im Europaparlament gesessen. Im Laufe dieser langen Zeit hatte er viele Spitznamen gesammelt, darunter auch *Il Principe Rosso*, »Der rote Fürst«, und *Il Re Umberto*, »König Umberto«. Sein persönlicher Beitrag zum Nationalfeiertag bestand darin, die Öffentlichkeit in das Haus und die Gärten auf dem Quirinal einzuladen.[115] Er ist als »Preuße aus Neapel« beschrieben worden,[116] als Garant der Stabilität in einem instabilen Land.

Das Grabmal des Unbekannten Soldaten, des *Milite Ignoto*, befindet sich neben dem Altar des Vaterlands im Zentrum des *Vittoriano* auf der Piazza Venezia. Dieses monumentale Nationaldenkmal für Viktor Emanuel II. aus dem Jahr 1911 ist von einem großen Aufgebot patriotischer Symbole umgeben – ins Auge fallen sofort die Säulen mit den geflügelten Siegesgöttinnen, die zwei Quadrigen und die Brunnen der beiden Meere.[117] Auf den Stufen des Altars wird der Staatspräsident von den Präsidenten des Senats, des Abgeordnetenhauses, des Verfassungsgerichts und des Ministerrats erwartet. Nachdem er die Lorbeerkrone niedergelegt hat, nimmt er die Ehrengarde ab, hält eine kurze Ansprache und verlässt den Platz dann mit dem Verteidigungsminister und dem Generalinspekteur.

Die Militärparade bietet eine beeindruckende Schau aller italienischen Teilstreitkräfte und der Polizei. Die Menschenmenge applaudiert, lauscht den Kapellen des

Esercito (Heer), *der Marina Militare* (Kriegsmarine), *der Aeronautica* (Luftwaffe), der Arma *dei Carabinieri, der Polizia di Stato* (Staatspolizei) und anderer Truppenteile. Die traditionelle *Corsa degli Bersaglieri* bekommt besonderen Beifall: Das »Scharfschützenregiment« (samt seinen Musikern) marschiert nicht an den Tribünen vorbei, sondern passiert sie im Laufschritt zu den Klängen der *»Canzone del Piave«*, einer beliebten Melodie aus dem Ersten Weltkrieg. Militärflugzeuge dröhnen über den Köpfen und ziehen Jetstreams in Grün, Weiß und Rot hinter sich her. (Im Jahr 2008 regnete es heftig, deshalb flogen keine Flugzeuge.)



Wohin man auch schaut – überall sind die Symbole der italienischen Republik zu sehen. Die Nationalflagge, die Trikolore in Grün-Weiß-Rot, stammt aus der Cispadanischen Republik des Jahres 1797. Das Wappen der Republik besteht aus einem fünfzackigen roten Stern in einem Zahnrad als Symbol für Arbeit und Fortschritt, umrahmt von Girlanden aus Eichenlaub und Ölzweigen. Es ruht auf einem roten Band mit den goldenen Lettern »REPUBBLICAITALIANA«. Die Nationalhymne *»Il Canto degli Italiani«* kennt man allgemein nach dem Namen ihres Autors als »Mamelis Hymne«. Das 1847 in Genua entstandene Lied sangen die Republikaner damals ihren monarchistischen Gegnern zum Trotz:

Fratelli d’Italia!
L’Italia s’è desta;
Dell’elmo di Scipio
S’è cinta la testa.
Dov’é la Vittoria?
Le porga la chioma,
Ché schiava di Roma;
Iddio la creò.
Stringiamci a coorte
Siam pronti alla morte
L’Italia chiamò.

(»Brüder Italiens,/Italien hat sich erhoben,/Und hat mit dem Helm des Scipio/Sich das Haupt geschmückt./Wo ist Victoria [die Siegesgöttin]?/Sie möge Italien ihr Haupt zuneigen,/ Denn als eine Sklavin Roms/Hat Gott sie erschaffen./Lasst uns die Reihen schließen,/Wir sind bereit zum Tod,/Italien hat gerufen!«)[118]

Das schlechte Wetter des Jahres 2008 passte zur angespannten politischen Lage. Die Wortführer der anmaßenden und arroganten *Lega Nord* boykottierten die Paraden; sie glauben nicht an den Bestand der gegenwärtigen politischen Ordnung. Der Staatspräsident äußerte auf die drängende Frage eines Journalisten hin eine deutliche Warnung: *»Basta ribellioni contro lo stato«*, »Die Rebellionen gegen den Staat müssen ein Ende haben!« Noch vor dem Ende der Parade kam es auf den Fori Imperiali zu einem Zwischenfall: Die offene Limousine des Staatspräsidenten hatte die Tribünen schon passiert, da rannte, als der Wagen des Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi nahte, ein Mädchen auf die Straße und rief: *»Presidente, presidente, una foto …«* (Im Italienischen steht dem Präsidenten des Ministerrats die gleiche Anrede zu wie dem Präsidenten der Republik.) Die Kavalkade stoppte. Die Menschen riefen: »Silvio! Silvio!«, und Berlusconi reagierte auf die Bitten. Er stieg aus dem Auto und lief inmitten seiner Bewunderer die volle Länge der Fori entlang. Eine Stimme aus der Menge schrie: *»Silvio santo subito«*[A]; *»Ci proverò«*, versprach Berlusconi: »Ich werde es euch zeigen. Ich werde alle Probleme lösen.« Die Presse berichtete ausführlich von der »Berlusconi-Show« und dem *bagno di folla*, »den vierzig Minuten Delirium«. Der Tag der Republik, so die Schlagzeile, »ist zu einer *Festa di Silvio* geworden«.[119]

Die jährliche *Festa della Repubblica* soll an eine der knappsten politischen Entscheidungen in Italiens Geschichte erinnern. Am 2. Juni 1946 waren die Italiener aufgerufen, in einem »Verfassungsreferendum« zu bestimmen, ob ihr Land

ein Königreich bleiben oder eine Republik werden solle. Das Ergebnis wurde am nächsten Tag verkündet: Die Monarchie erhielt 10.719.284 gültige Stimmen und damit 46 Prozent, die Republik 12.717.923 – siegreiche 54 Prozent. Das Land war politisch geteilt: Der Norden unterstützte die Republik; der arme, dünner bevölkerte Mezzogiorno bevorzugte die Monarchie. Ravenna sprach sich zu 91,2 Prozent für die Republik aus; Messina zu 85,4 Prozent für den König.[120]

Der letzte König von Italien, Umberto II. (1904–1983), war zweiundvierzig Jahre alt, als das Referendum – aus seiner Sicht – verloren ging. Er hatte den Thron erst einen Monat zuvor, nach der Abdankung seines Vaters, bestiegen und regierte nur insgesamt dreiunddreißig Tage. Damit verdiente er sich den Beinamen *Il re di maggio*, »Maikönig«. In den drei Jahren zuvor hatte er mit Geschick als Stellvertreter des Königs amtiert, seinen kompromittierten Vater in den Hintergrund geschoben und den Weg des Landes weg von Mussolinis Faschismus gebahnt. In dieser Hinsicht ähnelte seine Rolle der seines spanischen Verwandten Juan Carlos nach der Franco-Zeit.[121]

Das Nachkriegsitalien zeigte sich allerdings weniger versöhnlich als Spanien nach Franco. Italiens Königshaus hatte zwei Jahrzehnte lang mit Mussolini zusammengearbeitet, und die Wunden von Diktatur, Niederlage, Besatzung und Bürgerkrieg waren noch nicht verheilt. Die von den Kommunisten gesteuerte antiklerikale und antimonarchistische Linke fand großen Zulauf. Umbertos Vater hatte nicht schnell genug reagiert: Durch sein langes Festhalten an seinem Thron schmälerte er die Chancen für ein Überleben der Monarchie.

Das Referendum zeitigte sofort einschneidende Änderungen. Die verfassungsgebende Versammlung beschloss, die Monarchie sei abgeschafft, die Symbole der Monarchie seien illegal, das Eigentum der königlichen Familie solle eingezogen und der König und seine engen männlichen Verwandten verbannt werden. Der Sitz des Königs, der Quirinalspalast, musste dem amtierenden Staatsoberhaupt Alcide de Gasperi überlassen werden. Die königliche Standarte mit dem Adler und den vier Kronen wurde eingeholt und das Wappen des Hauses Savoyen aus der Mitte der Trikolore entfernt. Die *»Marcia Reale«*, der »Königsmarsch«, war als Hymne schon außer Kraft gesetzt worden und durfte jetzt überhaupt nicht mehr gespielt werden. Alle Zeichen und Symbole, die mit dem italienischen

Staat seit seiner Geburt im Jahr 1861 verbunden waren, sollten verschwinden. Die Auflösung des Königtums wurde auf den 18. Juni festgesetzt.

Über eine Woche lang zögerte der König noch – er ging erst, als Unruhen in Neapel blutig niedergeschlagen wurden und ein Bürgerkrieg drohte. Offiziell beendete er seine kurze Herrschaft am 12. Juni 1946, legte die Königsinsignien ab, übergab die königlichen Juwelen der Banca d'Italia und verzichtete auf sein Geburtsrecht. Am nächsten Tag flog er vom Flughafen Ciampino aus für immer ins Exil. Seine erste Zuflucht war sein betagter Vater, der sich nach seiner Abdankung einen Monat zuvor als Graf von Pollenzo im ägyptischen Alexandria niedergelassen hatte. Auf Einladung von König Faruk sollten Umbertos aus Belgien stammende Königin Marie-José und ihre vier Kinder ihm bald nachfolgen. Als das Flugzeug über dem Tyrrhenischen Meer aufstieg, verschwanden mit ihm der Letzte der Umbertos und ein fast tausendjähriges Erbe des ersten Umbertos am Horizont.

II

Humbertus oder Hupertus I. (um 980–1047), auch Humbert Weißhand genannt, war der erste Graf von »Sapaudia«. Da er zu einer Zeit lebte, in der alle Schriftquellen auf Latein verfasst wurden, kann man über die volkssprachlichen Fassungen seines Namens und seiner Grafschaft nur spekulieren. Spätere Berichte jedoch nennen ihn *»Humbert aux Mains Blanches«* (auf Französisch) oder *»Umberto Biancamano«* (auf Italienisch) und seine Grafschaft *Savoie* bzw. *Savoia.* Seine Besitzungen im Nordteil der beiden burgundischen Reiche (siehe S. 135ff.) erstreckten sich von den Ufern des Genfer Sees bis zu den Alpenfestungen rund um den Mont Blanc. Er und sein Hof sprachen wohl eine alte Form des Franko-Provençalischen, einen Vorläufer dessen, was man heute als *Savoyard* bezeichnet. Humbert war ein direkter Vorfahre des letzten Königs von Italien, der schließlich durch das Referendum vom Juni 1946 entthront wurde.

Wie alle mittelalterlichen Herrscher, die etwas auf sich hielten, rühmte sich auch Humbert eines sehr weit zurückreichenden Stammbaums. Auf zahllosen Websites beginnt dieser Stammbaum im Jahr 390 n. Chr. mit einem römischen Senator namens Ferreolus, doch zeichnen sich

solche Schöpfungen selten durch Genauigkeit und Belegbarkeit aus. Jener historisch interessierte viktorianische Reiseschriftsteller, der die Region zu einer Zeit besuchte, in der sie internationalen Ruhm erlangte, ging solchen vagen Behauptungen, wie sie seine Nachfahren für Humbert aufstellten, sicher nicht auf den Leim. Er beschränkte sich auf die mittelalterlichen Wurzeln des Hauses Savoyen:

Am nächsten Tag erreichte ich St. Jean de Maurienne. Wir wissen offenbar nichts über die frühe Geschichte [dieses Ortes], außer, dass er von Bischöfen regiert wurde, bevor …
Humbert Weißhand … zu Beginn des 11. Jahrhunderts seine Investitur vom salischen Kaiser Konrad erhielt. Die chrisüiche Welt hatte sich gerade von den kläglichen Ängsten des Jahres 1000 erholt, … und ihre Fürsten hatten [sich wieder darauf verlegt], einander zu bekämpfen und zu ermorden …
Die Bischöfe von Savoyen … [hatten] sich für unabhängig erklärt… Humbert, der … durch persönliche Verdienste zum Markgrafen oder Stellvertreter des Kaisers in dieser Grafschaft aufgestiegen war … kämpfte gegen den Bischof, besiegte ihn und machte seine Stadt dem Erdboden gleich; und so erreichte er es, dass er selbst zum souveränen Grafen jener wilden Gegend ernannt wurde.122

Bayle St. John, der unerschrockene Autor dieser Zeilen, bereiste jene »wilde Gegend« 1856, als sie gerade zu einem der größten Krisenherde Europas wurde. Er war ein belesener Freund Frankreichs, fasziniert von den politischen Entwicklungen in der Region, und es hätte ihm gar nicht ähnlich gesehen, wenn er die gelehrte *Histoire de Savoie* nicht gekannt hätte, die kurz zuvor in Annecy erschienen war. Ihr Verfasser schenkte wie St. John den Gerüchten um Humberts exotische Abstammung keinen Glauben, sondern lieferte lieber weitere Einzelheiten zum Aufstieg der Grafschaft:

Im Jahr 1033 war der Salierkaiser Konrad in Ungarn beschäftigt, und Eudes, Graf der Champagne, zog Vorteil aus seiner Abwesenheit, indem er das Burgund diesseits des Jura in Besitz nahm … Dann kehrte der Kaiser zurück … und zog gegen die Rebellen. Einer seiner Stellvertreter, ein Nachkomme des Boso … belagerte unterdessen [die Bischofsstadt] St. Jean de Maurienne, sodass der Kaiser sich um Genf kümmern konnte. Die Belagerung zog sich lange hin, die Ausfälle waren zahlreich und blutig: Der Bischof versuchte alles, um sich zu befreien … Am Ende war der Ort St. Jean, gestürmt und zerstört, völlig verlassen … der Stellvertreter, von dem wir gesprochen haben, wurde Humbert genannt, Befehlshaber der Mark Maurienne. Konrad schuf eine souveräne Grafschaft für ihn – er wurde *comes in agro Savojense*.123

Fortan waren die Grafen von Sapaudia zwar noch Untertanen des Heiligen Römischen Reiches, aber in der Praxis freie Herren über all ihre Besitzungen. Ihre Grafschaft wuchs und gedieh durch die üblichen mittelalterlichen Strategien – sie

beuteten ihre Vasallen aus, kämpften gegen ihre Nachbarn, schoben ihre Grenzen vor und heirateten günstig. Da ihre direkten Nachbarn im Westen, die Grafen von Vienne, immer stärker in die wachsende französische Sphäre hinübergezogen wurden, konzentrierten sie selbst ihre Anstrengungen auf die Kontrolle der Alpenpässe und auf Verbindungen zur östlichen (italienischen) Seite der Alpen im *Piemonte* »am Fuß der Berge«. Deshalb bestand das Kernland der Sapaudia aus einem Haufen »Provinzen« rund um das heutige Dreiländereck Frankreich-Schweiz-Italien: vor allem das eigentliche Savoyen (mit dem *cheflieu* Chambéry), das Genevois (Annecy), das Chablais (Thonon), Faucigny (Bonneville), die Tarentaise (Moûtiers), die Maurienne (St. Jean) und das Aostatal (Courmayeur). Das Verwaltungszentrum wurde 1232 von St. Jean nach Camberiaco (Chambéry) verlegt, doch die Lieblingsresidenzen der Grafen befanden sich in Avigliana (Viana, Veillane) nahe Susa und später in Aiguebelle (Acqua, Aigue) in der Maurienne. Ihre wertvollsten Einnahmequellen allerdings waren die Bergpfade, die über den hohen Grat der Westalpen führten, insbesondere über den Großen und den Kleinen St. Bernhard, den Mont Cenis und weiter im Süden den Col de Maddalena (Largentières). Die Grafen nahmen den Beinamen *gardien des cols*, »Wächter der Alpenpässe« an.

Die Liste der frühen sapaudischen Grafen ist voller schillernder Charaktere. Otto I. (reg. 1051–1060) brachte durch die Hochzeit mit Adalina da Susa das Piemont in die Familie. Amadeus III. (reg. 1103–1148) starb während des Zweiten Kreuzzugs auf Zypern. Peter II. (reg. 1263–1268), genannt »der kleine Karl der Große«, erweiterte sein Territorium durch Kriege enorm. Amadeus VI. (reg. 1343–1383), der Grüne Graf, erlag nach vielen militärischen Erfolgen schließlich der Pest.[124] Sein Sohn Amadeus VII. (reg. 1383–1391), der Rote Graf, starb durch Gift, nicht ohne zuvor die Kontrolle über den *Paese Nizzardo* im Süden erlangt zu haben. Sie sind fast alle am Ufer des Lac du Bourget in der Krypta des Klosters Hautecombe beigesetzt, dessen Kantorei erst durch die einmarschierenden Truppen der Französischen Revolution 1796 zum Schweigen gebracht wurde.

Über den Aufstieg der Grafen im Mittelalter wissen wir dank einer Chronik, die Jean d'Orville, auch unter seinem Beinamen »Cabaret« bekannt, im frühen 15. Jahrhundert

zusammenstellte, relativ gut Bescheid. Der Text, der in dreißig Abschriften erhalten ist, aber erst vor einigen Jahren aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt wurde, strotzt nur so vor Abenteuern, Kuriositäten und, wie nicht anders zu erwarten, kriecherischer Schmeichelei. Viel Raum wird den Eroberungen des neunten Grafen Peter II. eingeräumt, der seine Ritter 1263 über den Großen St. Bernhard führte, um sich dem Herzog von Zähringen entgegenzustellen. Nachdem er die Burg Chillon am Genfer See mit einem Überraschungsangriff erobert hatte, nahm Graf Peter den Herzog gefangen und machte sich auf, das ganze Waadtland zu erobern:

Der Graf ritt zuerst nach Moudon, wo er die Unterstadt einnahm. Aus Angst vor den Projektilen seiner *engins* ergaben sich die Verteidiger des Großen Turms und der Oberstadt … Dann machte er sich auf nach Romont, wo die Einwohner die Kapitulation verweigerten. Doch die Savoyer warfen so viele Steine, dass die Mauern zerfielen. Als er den Eintritt erzwungen hatte, befahl er den Bau einer kleinen Burg in Morat, zwischen den Seen … Die Einnahme von Yverdon war sehr viel schwerer. Die Verteidiger waren gut mit Artillerie ausgestattet, was seiner Armee schwere Verluste bescherte … Also befahl der Graf, seine Gefangenen aus Chillon zu holen, und forderte vom Herzog, dass er allen Baronen und Rittern des Waadtlands erlaubte, ihm zu huldigen. Falls der Herzog sich weigerte, werde er getötet … Der Herzog sah, dass es keine andere Lösung gab … Die Waadt huldigte dem Grafen … Und der Herzog bekam freies Geleit zu seinem Herzogtum in Deutschland.[125]



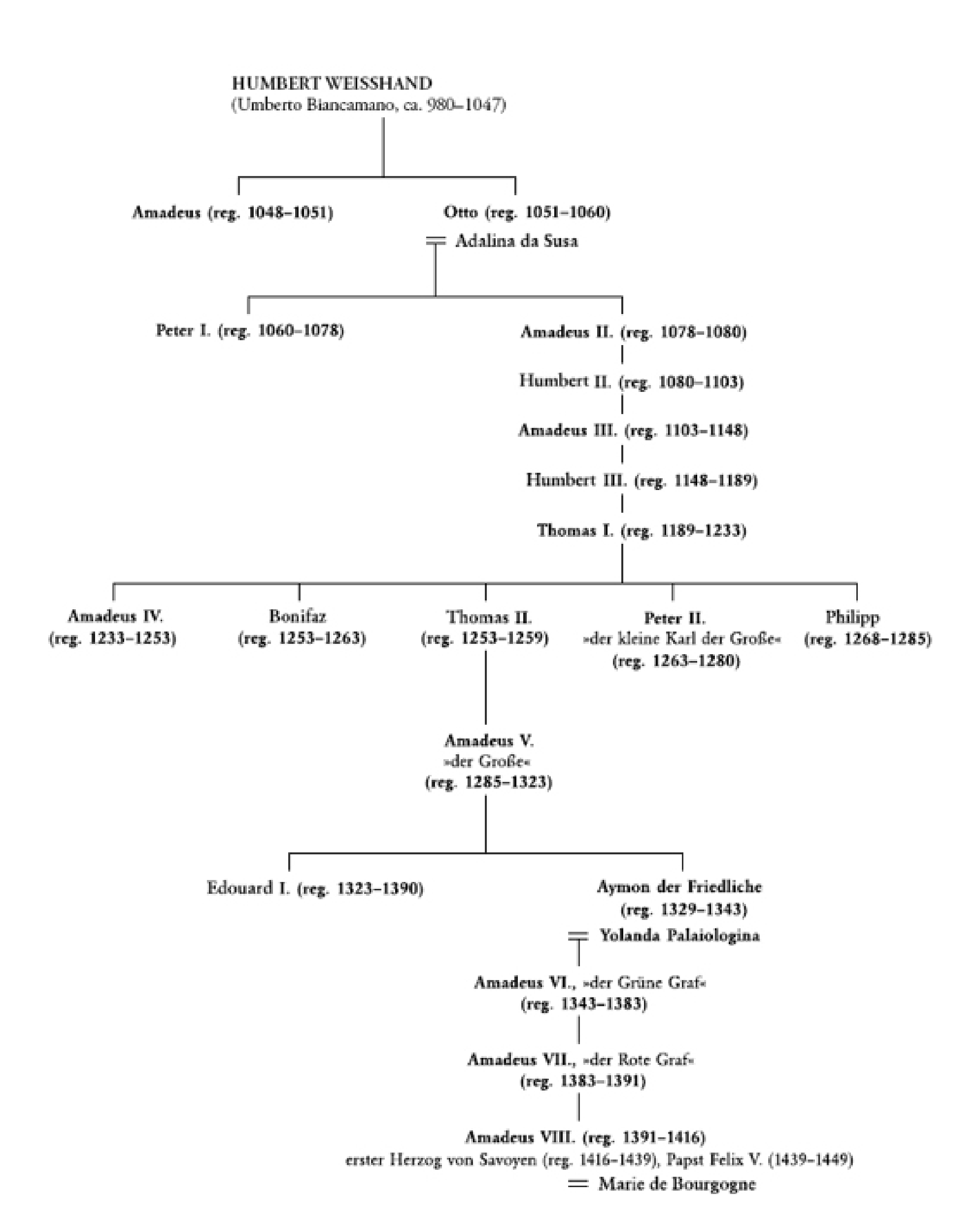
Zu der Zeit war das Waadtland Teil des Königreichs Burgund; die Schweiz gab es noch nicht. Frankreich, das die Expansion Savoyens misstrauisch beobachtete, beschränkte sich noch auf die Gebiete westlich der Rhône. Aufgrund seiner Rivalität mit Frankreich entwickelte Sapaudia deshalb eine besondere Beziehung zu England, und im Jahr 1236 reiste Graf Peter II. nach London, um seine Nichte Eleonore von der Provence mit König Heinrich III. zu verheiraten. Der Graf, in England als Earl of Richmond bekannt, wurde zu einem Günstling des

Königs und Anführer einer einflussreichen Partei bei Hofe. Im Jahre 1246 überließ Heinrich III. den Savoyern ein Herrenhaus am Ufer der Themse, auf halbem Weg zwischen der City of London und Westminster. Dieses *Savoy Manor* war die Keimzelle eines blühenden Stadtviertels, in dem im Laufe der Zeit auch der *Savoy Palace*, die *Savoy Chapel* und das Hotel *Savoy* ihren Platz fanden.[126]

Graf Amadeus VIII. (reg. 1391–1440) erwarb sich viele Verdienste. Er war kaum volljährig, als er die Statuten des wichtigsten Ritterordens seiner Dynastie, des *Militare Ordine del Collare* (Halsbandorden) formulierte, der wie der burgundische Orden vom Goldenen Vlies nach dem Vorbild des englischen Hosenbandordens aufgebaut ist. Der Orden widmete sich der Verehrung der Jungfrau Maria und musste mehrmals seinen Namen ändern. Sein rätselhaftes Motto »FERT« jedoch gab er nie auf.[B] Im Jahr 1416 stieg der Graf einen Rang in der mittelalterlichen Hierarchie auf und erhielt vom Kaiser den Titel eines »Herzogs«, zusammen mit der offiziellen Anerkennung seiner Unabhängigkeit. Kurze Zeit später nahm er Turin ein, den bis dahin höchsten Wert in seinem Portfolio. Er wie auch seine Erben nutzten ihre Stellung als Herren des Doppelstaats Piemont-Savoyen nachhaltig: Sie herrschten über Territorien von der Umgebung Lyons bis zur Quelle der Rhône nahe Andermatt, vom Neuenburger See bis zum Tyrrhenischen Meer.

Die größte Leistung Amadeus' VIII., jetzt Herzog Amadeus, war es aber wohl, sich zum Papst oder wenigstens zum Gegenpapst wählen zu lassen. Nach dem Tod seiner Frau und seines ältesten Sohnes hatte er sich ins Château de Ripaille an den Ufern des Genfer Sees zurückgezogen, wo er als Leiter eines Ordens adliger Eremiten lebte. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich, und im Jahr 1439 musste er feststellen, dass ein irreguläres Kardinalskonklave, ernannt durch das Konzil von Basel, ihn auf den Thron des hl. Petrus gehoben hatte. Er nahm den Namen Felix V. an, konnte sich aber nicht allgemein durchsetzen, und so trat er ein Jahrzehnt später zurück und erhielt zum Trost immerhin einen Kardinalshut.[127] Seine Position als Herzog hatte inzwischen sein zweiter Sohn Louis (reg. 1440–1465) eingenommen, der den Status der Familie noch weiter steigerte, indem er sich des wundertätigen Turiner Grabtuchs bemächtigte.[128]

Die Grafen von Savoyen



Von diesem Gegenpapst an wurde der Herzogstitel reibungslos vierzehn Generationen lang weitervererbt. (Die einzige ernste Schwierigkeit entstand 1496, als die direkte Linie ausstarb; gelöst wurde sie durch die Thronbesteigung von Philippe de Bresse, Herr des Bugey und Großonkel des verstorbenen Herzogs.) Kein Herzog war prunkvoller oder

erfolgreicher als Emanuel-Philibert (reg. 1553–1580), der Turin 1563 dauerhaft zu seiner Hauptstadt machte und den italienischen Einfluss in allen seinen Herrschaftsgebieten enorm stärkte. Allerdings hatten die Kriege des 16. Jahrhunderts zwischen Frankreich und dem habsburgischen Kaiserreich gewaltige Verheerungen zur Folge – zu Beginn von Emanuel-Philiberts Regierung war noch das gesamte Herzogtum von den Franzosen besetzt. Der venezianische Botschafter in Turin berichtete von furchtbaren Lebensbedingungen:

> Unzivilisiert, keine Bürger in den Städten, weder Menschen noch Tiere auf den Feldern, das ganze Land bewaldet und wild: man sieht keine Häuser, weil die meisten niedergebrannt sind, und von fast allen Burgen sind nur noch die Mauern zu sehen; und von den einst so zahlreichen Bewohnern sind manche an Pest und Hunger gestorben, manche durch das Schwert, und manche sind geflohen, weil sie lieber im Ausland um ihr Brot betteln.[129]

Die delikate Lage des Herzogs lässt sich daran ablesen, dass er als kaiserlicher General diente und gleichzeitig mit der Schwester des französischen Königs verheiratet war. Erst durch seinen Sieg an der Spitze der spanischen Truppen bei Saint-Quentin im August 1557 wendete sich sein Glück; die volle Restitution seiner Territorien nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis (1559) erlaubte ihm, auf die von den Landständen des Herzogtums bewilligten Gelder zu verzichten und als absoluter Monarch zu herrschen. Durch geschickte Diplomatie sorgte er dafür, dass die Franzosen die Feste Pinerolo räumten, die Spanier Asti verließen und die Berner gegen Abtretung des Waadtlands Gex, das Chablais und das Genevois zurückgaben. Eine Spielart des Italienischen wurde jetzt zur wichtigsten Sprache in Verwaltung und Bildung, und das Herrscherhaus identifizierte sich noch stärker als zuvor mit seinem italienischen Namen *Casa Savoia*.

Im frühen 17. Jahrhundert entstand eine frankophile und frankophone Reaktion in den savoyischen Bezirken des Herzogtums. Die *Académie Florimontane*, gegründet in Annecy im Jahr 1606, diente als Inspiration für die Académie Française, die Kardinal Richelieu neunundzwanzig Jahre später in Paris ins Leben rief, und als Gegengewicht zum offiziellen italienischen Einfluss. Auch Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten spielten in die Auseinandersetzung hinein. Franz von Sales (1567–1622), geboren im Château de Thorens nahe Annecy, wurde zum Heiligen, weil es ihm gelang, die religiösen Leidenschaften

zu dämpfen. Der Jesuitenschüler studierte in Paris und Padua, bevor er nach Annecy zurückkehrte, um sich »dem frommen Leben« zu widmen. Er hielt beeindruckende Predigten, schrieb wunderbare Bücher und inspirierte mit seinen friedlichen Evangelisierungsmethoden mehrere katholische Orden, darunter die Schwestern von der Heimsuchung Mariens (Salesianerinnen), die Missionare des heiligen Franz von Sales und die Salesianer Don Boscos. Er wurde Fürstbischof von Genf, behielt aber seinen Sitz in Annecy, weil die Stadt Genf in den Händen der Calvinisten blieb. Weil er auf eine Zeichensprache zurückgriff, um mit einem tauben Diener zu kommunizieren, wurde er zum Schutzpatron der Gehörlosen.[130]

Trotz Sales' leuchtendem Vorbild blieb die Religion eine Quelle schwerer Konflikte. Die nichtkatholische christliche Gemeinschaft der Waldenser, die die protestantische Reformation in einigen Punkten vorwegnahm, hatte in den Alpentälern tiefe Wurzeln geschlagen. Im 16. Jahrhundert schlossen sich die Waldenser mit den Calvinisten zusammen und stellten wahrscheinlich die Mehrheit der Christen in den alpinen Bezirken des Herzogtums. Die katholischen Machthaber waren im Zeichen der Gegenreformation fest entschlossen, sie auszurotten. Schon 1535 gab es in der französisch regierten Provence keine Waldenser mehr, in der Schweiz fürchteten sie lange ein ähnliches Schicksal. Von Savoyen aus ereilte es sie schließlich 1655 durch Herzog Karl Emanuel II. Das Heer des Herzogs bezog Stellung und trieb seine Opfer die Täler hinauf. Um vier Uhr morgens am 24. April begann dann ein großes Blutbad, ein Massaker, wie es Europa seit der Bartholomäusnacht achtzig Jahre zuvor nicht gesehen hatte. Das protestantische Europa tobte vor Wut. Oliver Cromwell, Lordprotektor der britischen Inseln, drohte mit einer Intervention; Cromwells Fremdsprachensekretär John Milton dichtete ein Sonnett: »On the late Massacher in *Piemont«:*

Avenge O Lord thy slaughter'd Saints, whose bones
Lie scatter'd on the Alpine mountains cold,
Ev'n them who kept thy truth so pure of old
When all our Fathers worship't Stocks und Stones,
Forget not: in thy book record their groanes
Who were thy Sheep in their antient Fold
Slayn by the bloody *Piemontese* that roll'd
Mother with infant down the Rocks. Their moans
The Vales redoubl'd to the Hills, und they
To Heav'n. Their martyr'd blood und ashes sow
O're all *th'Italian* fields where still doth sway

The triple Tyrant: that from there may grow
A hunder'd-fold, who having learnt their way
Early may fly the *Babylonian* wo.

(»Räch', Herr, der Heil'gen Mord! Ach, ihr Gebein,/Auf kalten Alpenfelsen liegt's erstarrt./Den alten Glauben hat dies Volk bewahrt,/Als unsre Väter beteten vor Holz und Stein./Vergiss sie nicht, gedenke ihrer Plag'!/Ach, in der Hürd', von alters her bewohnt,/Erwürgte Deine Schaf' das Heer von Piemont,/Dass Mutter bei dem Kind zerschmettert lag./Von Berg und Tal zu Dir der Jammer fleht!/Sä' auf Italia der Opfer Blut,/Wo dreifach Tyrannei noch fest besteht;/Dass komme ein Geschlecht, so groß als gut,/Ein Volk, das Deine Wege willig geht,/Das zeitig flieht vor Babels Weh und Wut.«)[131] Erstaunlicherweise blieb den Waldensern eine Generalamnestie bis zum Jahr 1848 versagt.

Nichts schien den weiteren Aufstieg der *Casa Savoia* bremsen zu können. Von 1630 an führte der Herzog zusätzlich den Titel eines »Fürsten von Carignano« – ein kleines Dorf im Piemont –, und fortan wurden die selbst ernannten »Fürsten und Herzöge« in einem zu diesem Zweck errichteten Mausoleum der *Basilica della Natività di Maria Vergine* in Superga bei Turin beigesetzt.

Die verwitwete Königin und Regentin Christine von Frankreich (gest. 1663), *»Madama Reale«*, prägte in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Politik Savoyens so sehr, dass sogar der Herzogspalast in Turin ihretwegen fälschlich als »Palazzo Reale« bezeichnet wurde. Die Selbstgefälligkeit der Dynastie spiegelte sich auch in der *Cappella della Sacra Sindone* (1694) mit ihrer hohen Kuppel wider, die eine passende Umgebung für das Turiner Grabtuch bilden sollte.

Madama Reales Sohn Karl Emanuel II. (reg. 1638–1675), der Schlächter der Waldenser, setzte alles daran, den Zugang zur Mittelmeerküste zu erweitern. Nachdem er in einem Krieg mit Genua ausgebremst worden war, beschloss er, stattdessen die Hafenstadt Nizza zu fördern – unter anderem baute er eine Straße über den Alpenpass des Col de Tende dorthin.[132] Die drei Teile des Herzogtums – Savoyen, Nizza und das Piemont – wuchsen allmählich wirtschaftlich und politisch zusammen. Ihre Grenzen hatten sich stabilisiert, und als der Westfälische Frieden 1648 die internationale Anerkennung der Schweiz besiegelte, begrub das Haus Savoyen alle Pläne einer Rückeroberung jener Teile des neuen Staates, die einst ihm gehört hatten. Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736), der größte militärische Befehlshaber

des frühen 18. Jahrhunderts, war ein Enkel von Karl Emanuel.[133]

Es war der Fürst und Herzog Viktor Amadeus II. (reg. 1675–1730), der sich schließlich einen Königsthron sicherte, indem er geschickt durch den Spanischen Erbfolgekrieg lavierte. Im Frieden von Utrecht (1713) zählte er zu den Profiteuren und wurde mit dem zuvor spanischen Königreich Sizilien belohnt – nicht unbedingt die praktischste Erwerbung, aber frisch gesalbte Monarchen können es sich nicht leisten, einem geschenkten Gaul ins Maul zu schauen. Man nahm das Geschenk also gnädig an, sonnte sich ein wenig im Titel eines »Königs von Sizilien« und wartete auf einen günstigen Moment.

Schon fünf Jahre später ergab sich eine großartige Gelegenheit. Nicht nur die *Casa Savoia* war nicht ganz zufrieden mit dem, was Utrecht ihr gebracht hatte, und während der territorialen Umverteilung im Vorfeld des Vertrags von Den Haag (1720) handelte man ein Geschäft mit den Österreichern aus, genauer gesagt einen Tausch Siziliens gegen Sardinien. Auch dieses Arrangement war noch nicht ideal, aber es gab der territorialen Gemengelage der Dynastie etwas mehr Zusammenhalt und bewahrte gleichzeitig den so wichtigen königlichen Status des Herrschers. In den nächsten achtzig Jahren konnten die Erben von Viktor Amadeus II. als »Könige von Sardinien« ungestört die Früchte ihrer zweiten Königsherrschaft in der kuriosen Konstellation Piemont–Savoyen–Nizza und Sardinien genießen.[134]

Stabilere Bedingungen im 18. Jahrhundert führten das Haus Savoyen auf den Höhepunkt seiner Macht. Abgesehen von dem absurden Versuch Viktor Amadeus II., seinen Thron wieder zu beanspruchen, nachdem er abgedankt und sich mit seiner Geliebten nach Chambéry zurückgezogen hatte, gab es keine dynastischen Krisen; es herrschte Friede und damit ein weiter Raum für Verbesserungen und stetige Bereicherung.

Karl Emanuel III. (reg. 1730–1773) erwies sich als fähiger Verwalter und Diplomat und beschränkte seine Beteiligung an den polnischen und österreichischen Erbfolgekriegen auf einige lukrative Feldzüge. Sein Sohn Viktor Amadeus III. (reg. 1773–1796) war fromm, konservativ und großzügig, ein großer Wohltäter und beliebter »Vater seines Volkes«. Ihr Königreich mochte zwar nicht zu den großen Mächten Europas zählen, war aber absolut unabhängig und wurde

häufig als Verbündeter umworben. Ein britischer Stratege, der den Staat im Jahr 1761 begutachtete, schätzte ihn hoch:



Die Herrschaftsgebiete Seiner sardinischen Majestät, hochgeachtet als Herzog von Savoyen und Fürst von Piemont, haben immer als der Schlüssel zu Italien gegolten … und in letzter Zeit hat man diesen Fürsten zu Recht als den natürlichen Meister des Machtgleichgewichts in Italien betrachtet … Weil es in seinem Interesse liegt, auf Frieden statt auf Krieg hinzuwirken, diktieren Vernunft und Erfahrung, dass er … zur Bewahrung seiner Territorien … niemals Verbündete haben will.[135]

Die Ressourcen, die dem König zur Verfügung standen, beeindruckten den ausländischen Beobachter:

Die Insel Sardinien, in der Nähe von Sizilien, ist die größte im Mittelmeer … Die Menschen sind grob und ungehobelt, leben aber in einer Art barbarischer Fülle, die ihnen viel Fleisch und wenig Arbeit bietet. Sie betrachten ihre Insel als ein Paradies, von dem sie sich nur widerwillig trennen … Das Herzogtum Savoyen ist ein großes, doch alles andere als fruchtbares Land; allerdings sind die Bewohner ein zähes und arbeitsames Volk und ernähren sich durch ihren Fleiß hinlänglich gut. Das Fürstentum Piemont ist sehr groß, und der beste Teil davon ist sehr fruchtbar und gut kultiviert, viel weniger exponiert als Savoyen …
von Natur aus sehr stark und durch Menschenhand gut befestigt. *Turin*, die königliche Residenzstadt, ist eine sehr große und schöne Stadt am Fluss Po mit bewundernswerten Befestigungen. Die Grafschaft Nizza ist weniger fruchtbar, aber von großer Bedeutung, weil sie als einziger [Festlands-]Besitz … am Meer liegt … Die vom Herzogtum Mailand erworbenen Bezirke haben die Macht wie auch das Einkommen Seiner sardischen Majestät gesteigert, sodass er zu Recht als einer der beachtlichsten Potentaten geschätzt wird …
Der Handel dieser Länder war kaum nennenswert, doch allmählich haben sich die Dinge sehr gewandelt. Das Haupterzeugnis des Piemont ist eine Seidenart, die in vielen Manufakturen unverzichtbar ist … Die Schifffahrt auf dem Po ermöglicht den Bewohnern von Turin einen beachtlichen Handel nach Venedig … Neben all diesem hat Seine sardische Majestät sich schrittweise und leise in den Besitz all jener Passagen gebracht, auf denen der Handel zwischen Frankreich und Italien abgewickelt wird, und da es in seiner Macht steht, die Zölle festzulegen, die er für angemessen hält, ergibt sich hieraus ein zusätzliches Einkommen, und er hält die Nachbarstaaten in einer Art Abhängigkeit …
Schon wie die Dinge jetzt stehen, ist offensichtlich, dass die Territorien dieses Monarchen sehr volkreich sind, und die Leute aus *Savoyen* und den Tälern sind von Natur aus kriegerisch, sodass unter diesen letzten beiden Regierungen eine sehr beträchtliche Armee von Berufssoldaten unterhalten worden ist, und der König kann jederzeit vierzig- oder fünfzigtausend Mann ins Feld führen, wenn die Situtation es erfordert … Zudem sind die Festungen im Piemont in so gutem Zustand, dass Seine sardische Majestät sie immer halten kann, bis die Unterstützung der Österreicher da ist … Von diesen Prinzipien ausgehend können wir also sicher sagen, dass … er einer der großen Machthaber Italiens ist.[136]

Die idealisierte Darstellung erklärt sich wohl in Teilen aus dem Wunsch des Verfassers, eine Allianz zwischen Großbritannien und dem Haus Savoyen zu fördern. Aber sie war durchaus nicht abwegig in ihrer Erkenntnis, dass »Sardinien« wie sein nördliches Gegenstück »Preußen« gerade in der internationalen Liga nach oben kletterte. Dieser Aufstieg setzte sich noch eine Generation fort, bis Viktor Amadeus III. alles aufs Spiel setzte, indem er dem revolutionären Frankreich den Krieg erklärte.

Seit Frankreichs Italienkriegen im späten 15. Jahrhundert waren französische Soldaten auf dem Weg den italienischen Stiefel hinunter immer wieder durch Savoyen und Piemont marschiert und manchmal sogar jahrzehntelang geblieben. Napoleons »Italienarmee« jedoch, die 1796 die Alpen überquerte, hatte eine ganz neue Qualität: Die Soldaten der revolutionären französischen Republik waren fest entschlossen, all die *anciens régimes* hinwegzufegen, auf die sie trafen, und auch mit der römisch-katholischen Kirche

kannten sie keine Gnade. Das Kloster Hautecombe zum Beispiel wurde geplündert und in eine Fabrik umgewandelt. Savoyen ging kampflos als Département du Mont-Blanc in der französischen Republik auf; Piemont wurde zu einem französischen Militärdistrikt; rund um Nizza entstand das Département des Alpes-Maritimes; und der »König von Sardinien« wurde mitsamt seinem Sohn und Erben aus seinem Herrschaftsgebiet auf dem Festland vertrieben und gezwungen, auf dem sardischen Rest des Königreichs im Exil zu leben. Doch all diese drastischen Änderungen erwiesen sich als relativ kurzlebig.

Der Wiener Kongress von 1815 besiegelte die allgemeine Restauration der europäischen Monarchien nach Napoleons Niederlage bei Waterloo, und der König von Sardinien wurde dabei nicht vergessen. Er erhielt seine verlorenen Territorien zurück, kam wieder nach Turin und arbeitete sofort an der Wiederherstellung des *status quo ante.* Doch das postnapoleonische Europa war nicht mehr das Europa vor der Französischen Revolution. Viele revolutionäre Ideen waren noch immer im Umlauf und hinterfragten fast überall den natürlichen Konservativismus der wieder eingesetzten Monarchen. Vor allem die Idee der eigenständigen »Nation« und des angeborenen Rechts der Angehörigen einer Nation auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit konnte sich halten und begann die postnapoleonische Ordnung sofort wieder zu untergraben. Drei Regionen Europas, in denen »die Nation« sich völlig von der Politik ausgeschlossen fühlte, waren besonders empfänglich für solche Ideen, und im Volk wuchsen die Forderungen, Nationalstaaten nach dem französischen Vorbild zu schaffen. Polen, das drei benachbarte Reiche unter sich aufgeteilt hatten (siehe S. 320ff.), sollte das ganze 19. Jahrhundert vergeblich um seine Unabhängigkeit kämpfen; in Deutschland und Italien jedoch hatten die Bemühungen schließlich Erfolg. Deutschland war durch die erbitterte Rivalität des protestantischen Preußen und des katholischen Österreich gespalten; Verfechter der deutschen nationalen Bewegung, des *Vormärz,* sahen zunächst keinen Weg zur nationalen Einigung. In Italien waren die Spaltungen noch deutlicher. Der Norden wurde vom österreichischen Kaiserreich beherrscht, das an Venedig und Mailand festhielt; in Mittelitalien regierte eine Handvoll reaktionärer Monarchen einschließlich des römischen Pontifex im Kirchenstaat; und der Süden blieb weiterhin im Griff des bourbonischen

Königreichs beider Sizilien.

Die Vorkämpfer der italienischen nationalen Bewegung, des *Risorgimento*, verfolgten den wieder eingesetzten Monarchen gegenüber keine einheitliche Strategie, denn der italienische Nationalismus vertrat verschiedene, miteinander konkurrierende Interessen. Ein Flügel der Bewegung legte besonderen Wert auf kulturelle Ziele, vor allem auf eine verbesserte Bildung sowie die Förderung einer einzigen, standardisierten italienischen Sprache und des Nationalbewusstseins. Zentrale Figur war hier der Mailänder Autor Alessandro Manzoni (1785–1873), Schöpfer des ersten im Standarditalienisch geschriebenen Romans *I promessi sposi (Die Brautleute*, 1827). Ein anderer Flügel vertrat radikale politische Forderungen. Hier spielte der revolutionäre Geheimbund der Köhler, der *Carbonari*, die Hauptrolle, dessen Aktivitäten offiziell verboten waren; ein Mitglied, der sizilianische Soldat Guglielmo Pepe (1783–1855), stieß 1820 den ersten von vielen gescheiterten Aufständen in Kalabrien an. Es gab aber Monarchen, die das *Risorgimento* unterstützten; Napoleons Stiefsohn und Vizekönig in Italien, Eugène de Beauharnais, ging hier mit gutem Beispiel voran, der Schwager des Kaisers, Joachim Murat, als König von Neapel folgte ihm darin. Sie entsprachen dem Bedürfnis nach einem politischen Patron, der mit seiner etablierten Macht die Heißsporne im Zaum halten konnte, während er die Gemäßigten ermutigte und mit den anderen Mächten verhandelte.

Alle italienischen Nationalisten teilten die Bestürzung angesichts des Scheiterns der frühen verfassungsstaatlichen Projekte, den Widerstand gegen die politische Rolle des Papsttums und die Feindseligkeit gegen die »fremdländische Präsenz« Österreichs in der Lombardei, Venedig und dem Trentino. Sie arbeiteten in allen Teilen Italiens, in manchen Staaten erfolgreicher als in anderen, und merkten schon früh, dass ihre Ideen im Piemont auf fruchtbaren Boden fielen. Im März 1823 organisierte ein Offizier des sardischen Heeres, Graf Santorre de Santarosa (1783–1825), einen nationalistischen Aufstand in der Stadt Alessandria, weil er hoffte, Italien durch einen Krieg gegen Österreich unter der Herrschaft des Hauses Savoyen einen zu können. Er überredete den Regenten des Piemont zu einer kurzlebigen Verfassung, bevor der gerade nicht anwesende König zurückkehrte und befahl, den Aufstand niederzuschlagen. Trotz ihres Scheiterns zeigte Santarosas Unternehmung,

dass das Piemont schon in eine andere politische Richtung tendierte als Savoyen.

Die Saat des Nationalismus war in Savoyen in den Jahren der Besatzung durch Armeen der revolutionären Republik und des französischen Kaiserreichs gesät worden. Nach 1815 wurden wieder Stimmen laut, die die Absetzung der »ausländischen Könige« und die Wiedereinsetzung einer französischen Verwaltung forderten, und man unternahm erste Schritte hin zu einer eigenen franko-savoyischen Identität – man kultivierte die Vorstellung, dass die modernen. Französisch sprechenden Bewohner Savoyens die direkten Nachfahren eines keltischen Stammes, der Allobroger, seien, die zu römischer Zeit in diesem Gebiet gelebt hatten. Eine Schlüsselfigur dieser Bewegung war Joseph Dessaix (1817–1870), Schriftsteller, zeitweise politischer Gefangener und Bewunderer des Risorgimento. Er war der Autor einer beliebten historischen Enzyklopädie[137] wie auch der einschlägigen savoyischen Hymne *»Le Chant des Allobroges«:*

Je te salue, ô terre hospitalière,
Où le malheur trouva protection
D'un peuple libre arborant la bannière.
Je vins fêter la Constitution.

Allobroges vaillants! Dans vos vertes campagnes
Accordez-moi toujours asile et sûreté;
Car j'aime à respirer l'air pur de vos montagnes.
Je suis la Liberté! La Liberté!

(»Ich grüße dich, gastliches Land,/wo Unglück Schutz fand/ bei einem freien Volk, das sein Banner zeigt./Ich kam, die Verfassung zu feiern.//Kühne Allobroger! In eurem grünen Land/gewährt mir immer Zuflucht und Sicherheit;/denn ich liebe es, die reine Luft eurer Berge zu atmen./Ich bin die Freiheit! Die Freiheit!«)![138] Im Piemont sang man dieses Lied nicht.

Doch der Nationalismus, egal ob französischer oder italienischer Couleur, besaß kein Monopol in der Politik. Auch der Konservatismus war stark, und die lange Auseinandersetzung zwischen Monarchisten und Republikanern sollte noch ganz am Anfang stehen. Viele Menschen wollten einfach den Status quo beibehalten, weil sie eine Wiederkehr der napoleonischen Wirren fürchteten. Das Piemont wie auch Savoyen setzten auf einen Mittelweg, der die Aufrechterhaltung der Monarchie mit einer

allmählichen Verfassungsreform kombinierte. In den eigenartigen Modalitäten des jetzt offiziell *I* Stati *Sardi*, »Die sardischen Staaten« genannten Gebildes hatten viele Savoyer und Piemontesen das Gefühl, eine gemeinsame Grundlage finden zu können. Wachsende Aufmerksamkeit wurde dem Konzept des »Subalpinen Reiches« – *il Regno Subalpino, le Royaume Subalpin* – zuteil.

Der »König von Sardinien«, der 1815 aus dem Exil zurückkehrte, war der fünfte seiner Linie, der den Königstitel trug, und der fünfte von insgesamt überhaupt nur acht »sardischen« Monarchen. Viktor Emanuel I. (reg. 1802–1821) war der zweite Sohn des verstorbenen Viktor Amadeus III. Sein älterer Bruder Karl Emanuel IV. (reg. 1796–1802) hatte vor ihm sechs Jahre im Exil regiert. Viktor Emanuel I. selbst hatte während seines Aufenthalts in Cagliari das Korps der Carabinieri aufgestellt, das noch heute eine bunte Besonderheit des italienischen Alltags darstellt. Nachdem der Wiener Kongress ihm die Territorien der früheren Republik Genua übertragen hatte, gründete er die sardische Kriegsmarine, die er im Hafen von Genua stationierte.

Karl Felix (reg. 1821–1831) war der jüngere Bruder seiner beiden Vorgänger. Besonders stolz war er auf das bourbonische Erbe seiner Mutter Maria Antonia, einer spanischen Infantin und eifrigen Verfechterin der königlichen Privilegien. Nach der Unterdrückung des von Santarosa angeführten Aufstandes war er bei seinen Untertanen nicht mehr als *Il Felice*, sondern als *Il Feroce*, »der Grausame«, bekannt.

Sein Nachfolger Karl Albert (reg. 1831–1849) war weniger grausam, ließ sich durch radikale Forderungen aber auch nicht einschüchtern. Er führte eine bürokratische, paternalistische Verwaltung ein, die er *Il Buon Governo* oder »Gute Regierung« taufte, und befahl 1834 die Unterdrückung des nächsten Aufstandsversuchs in Turin, für den der junge Giuseppe Mazzini (siehe unten) ein Todesurteil überreicht bekam. Karl Albert nahm auch besondere Mühen auf sich, um das Ansehen der Dynastie zu stärken, indem er ihre Denkmäler restaurierte. Er renovierte das Mausoleum der Familie in Hautecombe und machte es wieder zum wichtigsten Symbol der dynastischen Kontinuität. Die revolutionären Trümmer im Kloster wurden beseitigt, auf den Ruinen erhob sich bald eine großartige gotische Kirche, und die herzöglichen Gräber wurden liebevoll neu geweiht. Ein Dampfboot brachte Besucher von Aix-les-Bains ins

Kloster und wieder zurück, und 1849 wurde Karl Albert selbst dort inmitten seiner Vorfahren beigesetzt. Die Ergebnisse seines selbst verkündeten *Buon Governo* waren nicht durchweg negativ. Noch heute findet man eine ihm zu Ehren errichtete Gedenksäule neben dem Pont d'Arve in Bonneville.[139]

Kurz vor seinem Tod hatte sich Karl Albert dem im Jahr 1848 überall auf dem Kontinent laut gewordenen Ruf nach liberalen Verfassungen gebeugt und dem *Statuto Albertino* zugestimmt. Bemerkenswert war dabei weniger, dass der *Statuto* eingeführt wurde, sondern vielmehr, dass er nie zurückgezogen wurde. Er behielt dem König alle exekutiven Entscheidungen einschließlich Kriegserklärungen und Friedensschlüssen vor, garantierte aber Rede- und Versammlungsfreiheit und traf Vorkehrungen für ein Zwei-Kammer-Parlament aus einem ernannten Senat und einem Gremium gewählter Abgeordneter.[140] Zudem sicherte der König darin die Emanzipation der Waldenser zu. Nach Jahrhunderten der Verfolgung garantierte er ihnen Toleranz und zeichnete den einbeinigen britischen General John Beckwith aus, der sich ihrer Sache angenommen hatte. Fortan sollte Torre Pellice am Osthang des Gran Paradiso in der Nähe von Ivrea im Piemont ihr wichtigstes Zentrum sein.[141]

An Piemont-Savoyen zogen die extremeren Anzeichen des »Völkerfrühlings« vorbei. Versammlungen in Chambéry und Turin arteten nicht in Unruhen und Revolutionen aus wie in Paris, Mailand oder Rom. Dennoch hatte der *Statuto* weitreichende Folgen, und die Weigerung des alten Königs, die wieder auflebenden Konservativen zu beachten oder die Verfassung einzuschränken, ließ die Hefe des Jahres 1848 noch das ganze folgende Jahrzehnt über gären. Das eröffnete in Savoyen pro-französischen Republikanern die Chance, zugunsten einer Wiedervereinigung mit Frankreich zu agitieren; und auf der anderen Seite des Monte Viso erlaubte es den Aktivisten des Risorgimento, auf die Aufnahme des Piemont als ersten Schritt zur italienischen Einigung zu drängen. Weder die Frankophilen in Savoyen noch die Italophilen im Piemont genossen ein Monopol, doch die aus diesem Disput entstehenden Belastungen wurden immer deutlicher sichtbar. Savoyen und Piemont wurden in verschiedene Richtungen gezogen. Genau dies beobachtete auch Bayle St. John.

Leider war Viktor Emanuel II. (reg. 1849–1861 und 1861–

1878) von seinem Temperament her nicht in der Lage, einen klaren Kurs in den gegenläufigen Strudeln zu steuern. In seiner Jugend hatte er sich in Carbonaro-Zirkeln herumgetrieben und war mit den Zielen der Radikalen vertraut, auch wenn er eher mit den Gemäßigten sympathisierte. Andererseits schloss er sich als gekrönter König nur sehr ungern den lautstarken Protesten gegen andere von Gott eingesetzte Monarchen an. Es war nicht seine Entscheidung, dass die reaktionäre Haltung anderer italienischer Herrscher einschließlich des Papstes ihn in die Rolle des Patrons des Risorgimento drängte, doch konnte er sich auch nicht dazu entschließen, das sebstgefällige Motto *»VERDI«* – »Vittorio Emanuele Re d'Italia« – zu meiden. Im Zusammenhang mit der zweifelhaften Behauptung, in der Schlacht besonderen Heldenmut gezeigt zu haben, nahm er auch den Beinamen *Il Re Galantuomo*, »der Heldenkönig« an. Tatsächlich aber war er eher ein großer Zauderer.

Der britische Außenminister George Villiers, Earl of Clarendon, war in seiner Einschätzung nicht gerade wohlwollend: »Es herrscht übereinstimmend die Ansicht, dass Viktor Emanuel ein Schwachkopf ist. Allen erzählt er Lügen. Wenn er so weitermacht, wird er am Ende seine Krone verlieren und Italien ins Verderben stürzen.«[142] In außenpolitischen Angelegenheiten verließ sich der König auf die Ratschläge seines Außenministers, des undurchsichtigen Grafen Cavour (siehe unten).[143] »Ich habe die Kunst entdeckt, wie man Diplomaten täuschen kann«, erklärte Cavour einmal. »Ich sage die Wahrheit, die glaubt keiner.«[144]

Savoyen befand sich in einer äußerst schwierigen politischen Lage.[145] pjg sardische Restauration war mit einem Zustrom Italienisch sprechender Beamter und einem Wiederaufleben der »aristokratisch-klerikalen Reaktion« einhergegangen, und seitdem waren die pro-französischen Einstellungen stärker geworden: Viele Savoyer waren nach Lyon und Paris emigriert, und die Republikaner unter ihnen suchten instinktiv eine Verständigung mit der französischen Republik. Andererseits musste die pro-französische Partei, wie Bayle St. John ausführlich berichtet, in den 1850er-Jahren eine Reihe schwerer Schläge hinnehmen. Die Eröffnung des »subalpinen Parlaments« in Turin, an der Abgeordnete aus allen Teilen des Staates teilnahmen, überzeugte viele Skeptiker. Doch die Eroberung von Chambéry 1848 durch einen republikanischen Mob aus Lyon, der sich selbst als die *»Voraces«* bezeichnete, regte das

Bürgertum furchtbar auf,[146] und die brutale Gewalt in Paris rund um den *coup d'état* Napoleons III. im Jahr 1851, über die in Chambéry viel zu hören war, schadeten Frankreichs Image. Von da an gab es keine französische Republik mehr, der sich die savoyischen Republikaner hätten anschließen wollen.

Chambéry war in den 50er-Jahren des 19. Jahrhunderts eine kleine Provinzstadt, die von der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit lebte. Zunehmend stand es im Schatten des nahen Kurbades Aix-les-Bains mit seinem lärmenden Casino und der fast doppelt so großen französischen Stadt Grenoble jenseits der Grenze. Aber Bayle St. John mochte die Kleinstadt:

> Chambéry ist die Hauptstadt der Provinz Savoyen; und es besitzt … einen weit vollständigeren und hauptstädtischeren Charakter, als man erwarten könnte. Es hat keine Spur eines Dorfes an sich … ganz offenbar ein Ort, der es gewohnt ist, Regierungssitz zu sein [und] ein bisschen ungehalten, dass er es nicht mehr ist … AUes scheint so eingerichtet, dass die Stadt zu einem bequemen Winterquartier wird … Im Sommer zerstreuen sich alle, die es sich leisten können … auf den tieferen Berghänge, die von Villen überzogen sind … Auf den Straßen und … der Place Saint Léger jedoch, wo jeden Abend die Kapelle spielte, herrschte durchaus Gedränge … Da nun die Aristokratie des Ortes weg war, versuchte die Mittelschicht ihn zu beherrschen … Ich wollte einige englische Sovereigns wechseln. Der Geldwechsler war nach Paris gereist. Das ist nur die Bestätigung der Wahrheit … dass die Engländer … alle in die Schweiz gehen oder nur einen kurzen Abstecher nach Nordsavoyen machen, um den Mont Blanc zu sehen … Der Brunnen von De Boigne mit seinen vier halben, hinten zusammengefassten Elefanten gehört zum Hässlichsten, das ich je gesehen habe … M. de Boigne … kam in Indien zu gewaltigem Reichtum … Er baute die lange Straße durch das Stadtzentrum, geschmückt wie die Rue de Rivoli [in Paris], mit Portiken … Dann gibt es da noch die alte Burg – so oft wiederaufgebaut, dass nur noch ein Bruchteil wirklich alt ist … Unter der Burgterrasse … nicht weit von dem Platz, an dem Mme. de Warens einst … ihre außergewöhnlichen Gespräche mit Jean Jacques [Rousseau führte], erstreckt sich ein botanischer Garten.[147]

Reisende erreichten Chambéry von Frankreich zumeist über die Grenzstation am Fluss Guiers, am Pont de Beauvoisin etwa fünfundzwanzig Kilometer westlich der Stadt. St. John berichtete von einer Reihe sehr pedantischer und aufdringlicher Zolldurchsuchungen durch französische und »sardische« Inspektoren. Im lokalen Sprachgebrauch bedeutete »jenseits des Guiers« »in Frankreich« und »diesseits des Guiers« »in Savoyen«. Reisende, die die Stadt verließen, konnten entweder nach Norden Richtung Genf und Schweizer Grenze aufbrechen oder nach Süden zur Grenze der Dauphiné oder nach Osten auf der Straße nach Italien. Fünfundzwanzig Kilometer von Chambéry entfernt teilt sich die Straße nach Osten. Die linke Abzweigung führt

nach Albertville, Moûtiers, Bourg St. Maurice und über den Kleinen St. Bernhard ins Val d’Aosta. Die rechte Abzweigung, die Bayle St. John nahm, führt nach St. Jean de Maurienne, zum Mont Cenis und durch das Susatal nach Turin.

Die Hauptstadt des Piemont liegt 220 sehr steile Kilometer von der Hauptstadt Savoyens entfernt. Als er sie schließlich nach einem Fußmarsch über den Mont Cenis erreicht hatte, konnte Bayle St. John seine Abneigung nicht verhehlen:

> Turin ist plötzlich gewachsen, um der Bequemlichkeit eines neuen Königshauses zu dienen … [Es] enttäuscht den Fremden, nicht weil es hässlicher oder ärmlicher wäre, als er erwartet, sondern wegen seiner unverfrorenen Überheblichkeit … Jede Straße, jeder Platz behauptet offen sein Recht, bewundert zu werden, und scheitert zunächst, weil man schon eine feindliche Einstellung angenommen hat. Statt die wahren Schönheiten zu bemerken, fällt uns sofort die ermüdende, provozierende Einförmigkeit ins Auge …
>
> Viele Häuser und Paläste sind aus Ziegeln in einem schmutzigen Londoner Farbton gebaut … Der Palazzo Carignano, Sitz der Abgeordnetenkammer, ist ein riesiger hässlicher Steinhaufen … Der Palast des Königs auf der Piazza Castello ist nicht gerade ansehnlich, doch seine Zimmer sind herrlich angelegt und dekoriert… Der Palazzo Madama ist ein alter Ziegelbau … Um ihn noch hässlicher zu machen, als er sonst schon wäre, haben sie eine Sternwarte auf das Dach gebaut…
>
> Der Hof ist so aufwändig wie der Hof eines Kaiserreichs, mit genau derselben Ansammlung nutzloser Ämter und entwürdigender Titel, die einfach lächerlich sind … in einem so kleinen Königreich.[148]

Als viktorianischer Liberaler und anglikanischer Protestant hatte der Engländer auf Wanderschaft vielleicht gewisse Vorbehalte gegen »das Königreich Sardinien und dessen deutlich zur Schau getragenen Katholizismus. Doch verzeichnet eine Übersicht über die königlichen Paläste in Turin und Umgebung zweiundzwanzig größere Gebäude; der Vorwurf des Pompösen traf also ins Mark, und die Tatsache, dass er den mittleren Abschnitt des Wegs zwischen Chambéry und Turin zu Fuß zurücklegen musste, in eben dem Jahr, in dem die Eisenbahn zwischen Chambéry und Paris kurz vor der Fertigstellung stand, zeigte die Anziehungskraft dieser beiden Seiten der Alpen. Schon achtzig Jahre zuvor hatten Beobachter, zu denen auch Voltaire und Gibbon gehörten, genauso reagiert wie St. John. Auch sie hatten den Eindruck, dass das extravagante Königreich Sardinien auf Kosten der verarmten Untertanen in den Alpen auf großem Fuß lebte. »In jedem vergoldeten Stuckteil«, schrieb Gibbon während eines Besuchs im Königspalast in Turin 1764, »sehe ich ein savoyisches Dorf, das an Hunger, Kälte und Armut stirbt.«[149]

Der Katalog königlicher Titel, der fast hundert davon

aufführt, war ebenso lang wie die Liste der königlichen Paläste:

Viktor Emanuel II., durch Gottes Gnaden König von Sardinien, Zypern, Jerusalem, Armenien, Herzog von Savoyen, Graf von Maurienne, Markgraf (des Heiligen Römischen Reiches) in Italien; Fürst von Piemont, Carignano, Oneglia, Poirino, Trino; Prinz und ständiger Vikar des Heiligen Römischen Reiches … Fürstvogt des Herzogtums Aosta, Fürst von Chieri, Dronero, Crescentino … Herzog von Genua, Montferrat, Aosta …
Chablais, Genevois, Piacenza, Markgraf von Saluzzo (Saluces), Ivrea, Susa …
Ginevra, Nizza, Tenda, Romont, Asti … Novara, Tortona, Bobbio, Soissons …
Baron der Waadt und des Faucigny, Herr von Vercelli, Pinerolo, Lomellina …
Lehnsherr von Monaco, Roccabruna und 11/12 von Menton, edler Patrizier von Venedig, Patrizier von Ferrara.[150]

Bald sollte noch ein weiterer Titel dazukommen.

Es war bekannt, dass Kaiser Napoleon III. dem italienischen Risorgimento wohlwollend gegenüberstand, doch viele Beobachter der späten 1850er-Jahre zweifelten, ob sich diese Sympathie jemals in einem entsprechenden Handeln ausdrücken würde. Und tatsächlich waren erst einige außergewöhnliche Ränkespiele vonnöten. Im Januar 1858 bombardierte eine Gruppe italienischer Revolutionäre erfolglos die Kutsche des Kaisers auf dem Weg in die Opéra in Paris; durch seine Ausflüchte desillusioniert, waren sie überzeugt, dass er alle Hoffnungen auf einen Wandel in Italien blockierte. Kopf der Verschwörung war Felice Orsini, ein Schüler von Mazzini. Er wurde bald von der Polizei festgenommen. Bevor er unter der Guillotine starb, schrieb er angeblich zwei Briefe aus der Todeszelle, die auch in den Zeitungen veröffentlicht wurden. »So lange Italien nicht frei ist«, hieß es da, »wird der Friede in Europa nicht mehr als eine Illusion sein.« Viel, viel später entdeckte man, dass nicht Orsini die Briefe geschrieben hatte, sondern ein kaiserlicher Berater.[151] Napoleon III. brütete in den folgenden Wochen viele Stunden über italienischen Landkarten; er hatte beschlossen, sich nicht länger vor einer Entscheidung zu drücken.

In dieser Phase trieben drei Männer die »italienische Frage« voran. Alle drei waren Untertanen des Hauses Savoyen; und alle bestritten Metternichs zynischen Ausspruch, dass »Italien nur ein geografischer Begriff« sei. Giuseppe Mazzini (1805–1871), Gründer der Bewegung »Junges Italien« und Theoretiker des italienischen Republikanismus, war nie über den Wiener Kongress hinweggekommen, in dem seine Heimatstadt Genua an die Piemontesen gefallen war. Im Jahr 1858 stand er in Turin

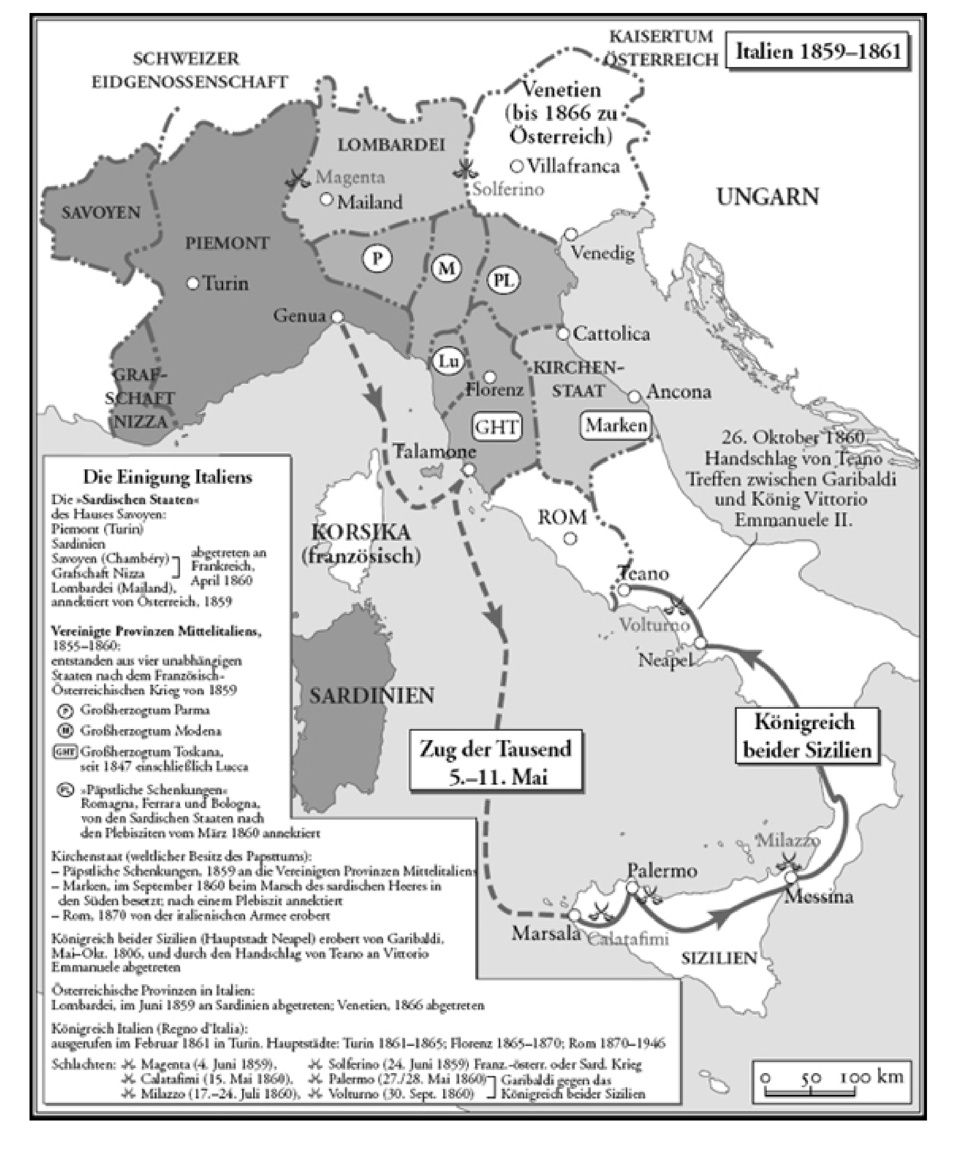
noch immer auf der Todesliste, weil er zum Umsturz aufgerufen hatte; und als ein Kopf der unglückseligen Römischen Republik der Jahre 1848/1849 arbeitete er weiterhin von seinem Exil in London aus.[152] Giuseppe Garibaldi (1807–1882), ein Kapitän aus Nizza und einst Mazzinis Partner, konnte schon auf eine lange revolutionäre Laufbahn in Italien wie in Südamerika zurückblicken. Als im Jahr 1858, nachdem er sich gerade erst auf der Insel Caprera vor Sardinien niedergelassen hatte, seine Hoffnungen auf Unterstützung durch das Haus Savoyen wieder auflebten, war er bereit, sich als Abgeordneter für Nizza ins subalpine Parlament wählen zu lassen.[153] Camillo Benso Graf von Cavour (1810–1861) schließlich, ein adliger Liberaler mit piemontesischen, französischen und savoyischen Verbindungen, war sechs Jahre lang Premierminister des Königreichs Sardinien gewesen. Er hatte das Haus Savoyen schon durch die Krimkrise gesteuert und war weniger an der Gängelung des Risorgimento interessiert als an Vorteilen für seinen königlichen Herrn, und er betrachtete die Aktivitäten von Mazzini und Garibaldi als ein schreckliches Ärgernis.[154]

Im Frühsommer des Jahres kam unangekündigt ein seltsamer Abgesandter aus Paris nach Turin. Er erklärte Graf Cavour, dass Napoleon III. ihn privat zu sehen wünsche, vorzugsweise während des jährlichen Besuchs des Kaisers im Kurbad Plombières-les-Bains in den Vogesen. Cavour musste wohl kaum auf den neuesten Stand gebracht werden. Er wusste durch die Gemahlin des Kronprinzen von Savoyen, der Tochter Napoleons III., von der Wende in der französischen Politik; und er erhielt Informationen von seiner Cousine Virginia Oldini, Gräfin von Castiglione, die er mit Bedacht am kaiserlichen Hof in Paris eingeführt hatte, damit sie die lange Liste der Geliebten des Kaisers bereicherte.[C] Cavour ließ sich also einen falschen Pass ausstellen und reiste inkognito und auf verschlungenen Wegen in die Vogesen. Sein geheimes Treffen mit Napoleon am 21. Juli 1858 in Plombières fand in einer fast schon konspirativen Atmosphäre statt, obwohl die französische Presse von seiner Anwesenheit erfuhr. Was genau geschah, kann man nur einem von Cavour geschriebenen Bericht entnehmen; die Minister des Kaisers waren nicht beteiligt, und viele Einzelheiten bleiben vage. Cavour erfuhr, dass die Franzosen darauf brannten, Österreich anzugreifen, und dafür gern die Unterstützung Sardiniens haben wollten. Die letzten Ziele des Kaisers jedoch wurden ihm nicht dargelegt,

und die harten Bedingungen, die man ihm unterbreitete, schockierten ihn. Im Grunde bot der Kaiser an, seine Armee zu schicken, um Norditalien von Österreich zu befreien, aber nur, wenn die Grafschaften Savoyen und Nizza im Gegenzug Frankreich zugesprochen wurden. Cavour schluckte seinen Stolz herunter und äußerte seine prinzipielle Zustimmung. Er riskierte den Verlust von vielleicht einem Drittel der Besitzungen seines Souveräns – auf die vage Hoffnung hin, umfangreichere Territorien zu gewinnen.[155]

In den nächsten zwei Jahren entwickelte sich die italienische Politik rasant, und das Abkommen von Plombières blieb günstigerweise die ganze Zeit geheim. Im Juni 1859 marschierte die französische Armee ein, »um Italien zu befreien« – von seinen Unterdrückern, den österreichischen Imperialisten, dem Papst und anderen »reaktionären« Herrschern. Bei Magenta und Solferino konnten die Franzosen entscheidende, aber überaus blutige Siege über die Österreicher feiern. (Das schreckliche Leid der Soldaten bei Solferino war der Anlass zur Gründung des Roten Kreuzes gewesen.) Die Armee des Königreichs Sardinien, unterstützt von Garibaldis Freiwilligen, den *Cacciatori d'ltalia*, spielte dabei eine Nebenrolle. Die verzweifelten Österreicher willigten ein, sich aus der Lombardei zurückzuziehen. Sie zogen aus Mailand ab, und die »Sardinier« marschierten ein. Das Haus Savoyen stand vor der Einnahme seines dritten Königreichs, genau wie Cavour es geplant hatte.

Doch einige Dinge liefen *nicht* nach Plan. Kurz nach Solferino schloss Napoleon III. in Villafranca di Verona einen Separatfrieden mit Österreich, ohne sich mit Cavour abzusprechen. Das gefiel seinen italienischen Schützlingen ganz und gar nicht. Angeblich war er durch das entsetzliche Blutvergießen auf dem Schlachtfeld traumatisiert und wollte wohl den Plan eines erweiterten Königreichs Sardinien zugunsten eines italienischen Staatenbundes unter dem Schutz Frankreichs aufgeben. Cavour trat empört zurück, und sechs Monate lang lag der Weg hin zu einer für alle akzeptablen Einigung völlig im Dunkeln.



In der zweiten Hälfte des Jahres 1859 rückten Entwicklungen im Norden Mittelitaliens in den Vordergrund. Nachdem sie die Protektion ihrer österreichischen Verbündeten verloren hatten, stürzten die Herzöge von Parma und Modena durch Revolutionen vor Ort. In Florenz wurde Großherzog Leopold II., der anders als Viktor Emanuel die Verfassung der Toskana aufgehoben hatte, zur Abdankung gezwungen. Aus der Romagna, dem nördlichsten Teil des Kirchenstaates, wurden die päpstlichen Verwalter vertrieben. Alle befreiten Territorien schlossen sich dann in einer pro-sardischen Gruppe zusammen, die sich die Vereinigten Provinzen Mittelitaliens nannte. Sie wählten

einen Statthalter, nur um dann festzustellen, dass Viktor Emanuel darauf bestand, einen anderen zu ernennen. Es herrschte ein heilloses Durcheinander. Vor allem Napoleon III. hatte das Ziel aus den Augen verloren.

An diesem Punkt wurde Cavour klar, dass sich wieder Spielraum für diplomatisches Handeln eröffnete. Er kehrte im Januar 1860 in sein Amt zurück, fest entschlossen, die Unstimmigkeiten mit den Franzosen auszubügeln und der Übereinkunft von Plombières neues Leben einzuhauchen. Im Grunde ging es darum, dass Turin bereit war, Plebiszite in Nizza und Savoyen in Hinblick auf ihre Abtretung an Frankreich abzuhalten, wenn Paris sich bereit erklärte, eine Reihe von Plebisziten in den Vereinigten Provinzen Mittelitaliens mit dem Ziel ihrer Eingliederung nach Sardinien zu billigen. Diese Abmachungen wurden in Turin im Vertrag zwischen Frankreich und Sardinien vom 24. März 1860 schriftlich festgehalten und besiegelt.[156]

Es besteht ein kleiner, aber feiner Unterschied zwischen einem Referendum und einem Plebiszit. Bei beiden geht es um kollektive Beschlussfassung durch direkte Wahlentscheidung aller berechtigten Erwachsenen. Beim Referendum, das aus der demokratischen Praxis der Schweiz stammt, wird eine Sache provisorisch schon im Voraus beschlossen, dann aber zur endgültigen Entscheidung dem ganzen Wahlvolk vorgelegt. Das entsprach den Gegebenheiten, wie sie im Vertrag von Turin festgelegt waren – dennoch wurde im Vertrag der Begriff »Plebiszit« verwendet.

Plebiszite waren im Europa des 17. Jahrhunderts, vor allem in Frankreich, üblich. Das *scitum plebis* oder der »Volksbeschluss« hat seine Wurzeln im alten Rom und kam in der Französischen Revolution zu neuen Ehren, als es darum ging, verschiedene Verfassungen nacheinander vom Volk anerkennen zu lassen. Louis Napoléons *coup d’état* wurde 1851 durch Plebiszit gebilligt, ebenso die Restauration des französischen Kaiserreichs ein Jahr später. Die Plebiszite in Nizza und Savoyen sollten Teil einer Serie sein, die in Parma, Modena, der Toskana und Romagna begann. Plebiszite gelten als leicht manipulierbar. Die Wortwahl, der Zeitpunkt, die lokalen Umstände und der Grad unparteiischer Überwachung – all dies kann das Ergebnis beeinflussen. Und im Jahr 1860 in Nizza und Savoyen griff keine der grundlegenden Sicherungsmaßnahmen: Die Plebiszite wurden inszeniert, um ein vorgefertigtes Ergebnis zu

erhalten; Napoleon III. wollte das gesamte Vorgehen streng kontrollieren, die Presse unterlag der Zensur und die »sardische« Regierung wies bereitwillig jede Zuständigkeit von sich.



Die Einwohner von Savoyen wussten von nichts, als plötzlich Plakate mit Datum von 10. März 1860 an allen wichtigen Orten auftauchten. In Chambéry verkündete Statthalter Orso Serra das Referendum und forderte zur Ruhe auf: »HABITANTS DE LA PROVINCE DE CHAMBÉRY. *Envoyé ici par le Gouvernement du Roi* …«, begann er. »Ich wurde von der Regierung des Königs hierhergeschickt, um die uralten Bande zu stärken, die die Völker der Monarchie einen, und habe die Ereignisse, die … die Erfüllung meiner Mission jetzt sehr erschweren, nicht vorhersehen können.« Dann gab er einer sourde *agitation* die Schuld an den Ereignissen – also wörtlich einer »tauben« oder »dumpfen Wichtigtuerei« – und erweckte ganz deutlich den Eindruck, dass die Regierung gegen ihren Willen zu diesem Handeln

gezwungen worden sei. Seine zusammenfassende Beschreibung der Haltung des Königs dazu war bestenfalls kurios zu nennen:

> Ihr werdet also aufgerufen werden, zwischen dieser altehrwürdigen Monarchie Savoyen, mit der ihr durch jahrhundertelange Zuneigung und grenzenlose Hingabe verbunden seid, und der Nation, die so viel Anrecht auf eure Sympathie hat, … zu wählen. So tief auch das Bedauern wäre, das der König in seinem Herzen fühlen würde, falls die Provinzen, die die ruhmreiche Wiege der Monarchie waren, sich zur Trennung entschließen würden so würde er sich doch nicht weigern, die Gültigkeit der friedlichen und geordneten Manifestation [eures Willens] anzuerkennen.[157]

Dann wurden die Bedingungen des Vertrags von Turin veröffentlicht und die Truppen des Königreichs aus den Gebieten, in denen das Plebiszit stattfand, abgezogen. Am 1. April 1860 entließ Viktor Emanuel seine Untertanen in Savoyen und Nizza ganz offiziell aus ihrem Treueeid. Die Wähler konnten wohl kaum übersehen, dass die Monarchie sie loswerden wollte.

Sie wussten indessen, dass der französische Kaiser das Ergebnis schon für besiegelt hielt. Er hatte eine Petition aus Nordsavoyen, in der um ausführlichere Beratungen gebeten wurde, ignoriert, und am 21. März gelangte seine Ansprache vor bekannten frankophilen Savoyern an die Öffentlichkeit. »Ohne irgendeine internationale Pflicht zu verletzen, darf ich Ihnen meine Sympathie bezeugen«, erklärte er ihnen. »Weder durch Eroberung noch durch einen Aufstand werden Savoyen und Nizza mit Frankreich vereint werden, sondern durch ihren rechtmäßigen Souverän, unterstützt durch die Zustimmung des Volkes.«[158]

In der kurzen Zeit, in der debattiert werden durfte, ließen die Organisatoren des Plebiszits das Erscheinen von zeitweilig verbotenen Zeitungen wie dem *Courrier des Alpes*, der eine offene Diskussion aller Optionen gefordert hatte, nicht wieder zu. Theoretisch gab es in Savoyen fünf Optionen. Erstens konnte der Status quo erhalten bleiben. Zweitens konnte Savoyen ein unabhängiger Staat werden. Drittens konnte Savoyen sich der Schweiz anschließen. Viertens konnten sich einzelne Bezirke für die Schweiz, für »Sardinien« oder für Frankreich entscheiden. Und fünftens konnte ganz Savoyen von Frankreich geschluckt werden. Letztendlich aber wurde nur eine Frage gestellt: *»La Savoie, veut-elle être réunie à la France?«* (»Will Savoyen mit Frankreich wiedervereinigt sein?«) Das Wort »wiedervereinigt« war an sich schon eine offene

Provokation.[159] Die Wähler konnten nur zwischen *»Oui«* und *»Non«* entscheiden.

Im Frühjahr 1860 war fast die ganze italienische Halbinsel im Aufruhr. Es gab noch immer kein Königreich Italien. Die Zukunft der Vereinigten Provinzen Mittelitaliens stand auf der Kippe; und obwohl sich das nationalistische Ferment bis nach Sizilien verbreitete, zögerten Garibaldi und seine »Tausend«, sich dort ins Getümmel zu stürzen. Der autokratische König »Bomba« – Ferdinand II. – verschanzte sich in Neapel ähnlich wie der Papst in Rom. Und trotz des Drucks hielt Österreich noch immer an Venedig und der umgebenden *Terraferma* fest. Unter solch unsicheren Bedingungen ein Plebiszit abzuhalten eröffnete tatsächlich eine Wahl, nicht zwischen Frankreich und Italien, sondern zwischen Frankreich und dem totalen Chaos.

Den Planern des Plebiszits machten vor allem die Sympathien für die Schweiz Sorgen. Die Schweiz war im Unterschied zu Frankreich oder Italien ein stabiles und demokratisches Land. Die Savoyen benachbarten Schweizer Kantone hatten dieselben burgundischen Wurzeln und sprachen Französisch, und man wusste, dass es in den Bezirken Chablais und Faucigny in Nordsavoyen eine klare Mehrheit für den Anschluss an die Schweiz gab. Also nahmen die Planer ein zusätzliches Kästchen mit der Überschrift *»oui et Zone«* in den Stimmzettel auf. Dies gab Wählern, die den Anschluss an Frankreich akzeptierten, zusätzlich die Möglichkeit, eine »Freihandelszone« in den nörlilichen Bezirken zu unterstützen. Es gab kein Kästchen *»Non et Zone«* und keine Möglichkeit, für eine Angliederung an die Schweiz zu stimmen. Frauen waren (wie üblich) nicht stimmberechtigt.

Der April 1860 bot der volkstümlichen Dichtung einen willkommenen Anlass. Ein gewisser M. Turbil, Inspekteur der Elementarschulen in Savoyen, schuf eines der besseren Gedichte, in dem er seiner Wertschätzung für die »sardische« Vergangenheit und seinen glühenden Erwartungen für die französische Zukunft Ausdruck verlieh:

Nous l’aimions cependant l’antique dynastie
Dont nos superbes monts couvrirent le berceau,
Et le Roi-Chevalier qu’acclame L’Italie,
Et notre vieille croix, et notre vieux drapeau!
Aujourd’hui le Piémont, trouvant pour sa couronne
Un plus riche fleuron, déserte nos firmas …
O mon charmant pays! Volontiers on pardonne
Quand la France nous tends les bras!

(»Wir liebten die altehrwürdige Dynastie/deren Wiege unsere erhabenen Gipfel umgeben,/und den ritterlichen König, dem Italien jetzt zujubelt,/und unser altes Kreuz und unsere alte Flagge./Aber heute lässt Piemont, das ein prächtigeres Emblem für seine Krone findet,/unser kaltes Land im Stich …/Oh, mein wunderbares Land! Man vergibt gern/wenn uns Frankreich die Arme entgegenstreckt.«)[160]

Das Plebiszit in Savoyen fand erst statt, nachdem die Abstimmung in Mittelitalien und Nizza abgeschlossen war. Parma, Modena, die Toskana und die Romagna, die alle am 22. März wählten, lieferten deutliche Mehrheiten für die Aufnahme ins Piemont und hebelten so auch die traditionelle französisch-italienische Balance in den *Stati Sardi* aus. Die Grafschaft Nizza wählte am 15./16. April mit niedriger Wahlbeteiligung und vielen Enthaltungen. Dennoch konnten die Franzosen behaupten, dass 25.743 Einwohner mit *»Oui«* und nur 100 mit *»Non«* gestimmt hatten. Das wurde als ein Sieg von 99,23 Prozent für Frankreich gewertet – der Trend war nicht aufzuhalten. Garibaldi jedenfalls war wütend über die Abtretung seiner Heimatstadt. Er äußerte seinen Zorn lautstark im subalpinen Parlament, bevor er sich wieder nach Caprera zurückzog.

Die Wahlen in Savoyen waren kollektiv organisiert und verhinderten jeden Widerspruch. Sie begannen am Sonntag, dem 22. April. Die Gemeindemitglieder wurden von Aufsehern in die Wahlkabinen geführt. Zettel mit einem angekreuzten »Oui« wurden verteilt, die die Männer sich an die Hüte steckten. Ein Stich aus Chambéry zeigt Wähler, die nach Berufen geordnet vor der Grenette (dem heutigen Musée des Beaux-Arts) Schlange standen. Ärzte und Rechtsanwälte trugen ihre akademischen Roben. Die Kapelle der Nationalgarde spielte fröhliche Musik. Überall wehten französische Flaggen. Die erste Wählergruppe, die Zollbeamten, wurde um 7 Uhr morgens hereingeführt. Um 9 Uhr waren der Erzbischof und sein Domkapitel an der Reihe; um 9.30 Uhr die Bauern aus dem Umland. Eine geheime Wahl konnte man das beim besten Willen nicht nennen. Die Auszählung fand am 23. und 24. April statt, und das endgültige Ergebnis für ganz Savoyen wurde am 29. April verkündet: Registrierte Wähler: 135.449. Abgegebene Stimmzettel: 130.839. Dafür: 130.523. Dagegen: 235. *»Oui et Zone«:* 47.000. Enthaltungen: etwa 600. Ungültige Stimmzettel: 71. Mehrheh: 99,76 Prozent.[161]

In Chambéry selbst wurde die Mehrheit für Frankreich mit

nur 99,39 Prozent angegeben. »Es gab heute keine Gewinner und Verlierer«, kommentierte eine kaiserliche Verlautbarung. »In dieser so beeindruckenden Einmütigkeit ist der alte Hass verschwunden.«[162] Innerhalb einer Woche lichtete Garibaldi mit seinen »Tausend« in Genua die Anker und machte sich auf, Sizilien zu erobern. Savoyen verschwand aus dem Blickfeld der europäischen Aufmerksamkeit.

Die Ratifizierung des Plebiszits im subalpinen Parlament in Turin war für den 29. Mai angesetzt, im französischen Senat für Anfang Juni. Die Sitzung in Turin artete in Tumulte aus. Nur drei der achtzehn Savoyer Abgeordneten machten sich überhaupt die Mühe, daran teilzunehmen, und Cavour wurde niedergebrüllt. Aber er hatte nichts zu befürchten, die Ergebnisse wurden ratifiziert. Französische Soldaten veranstalteten eine große Parade vor der Fontaine des Éléphants in Chambéry.

Zwei Dinge allerdings blieben offen: Die Machtübergabe und die Aufteilung der Streitkräfte. Erstere wurde im Schloss von Chambéry am 14. Juni 1860 inszeniert. Der Repräsentant des französischen Kaisers, Senator Laity, nahm das Territorium aus der Hand des Bevollmächtigten Bianchi di Castagne in Besitz. Die beiden Männer fuhren gemeinsam in einer Kutsche zum Schloss. Die Übergabedokumente wurden in der Vorhalle des Grand Salon unterzeichnet. Dann verließ Bianchi das Schloss durch die Hintertür, während Senator Laity die Annektierung für abgeschlossen erklärte. Der Erzbischof hielt eine kurze Rede: »Acht Jahrhunderte lang hat der Klerus von Savoyen der königlichen Familie, der die Vorsehung unser Schicksal anvertraut hat, immer Treue und vollkommene Unterordnung erwiesen … Jetzt, als Untertanen eines neuen Souveräns, werden wir ihm ebenso Respekt, Gehorsam und Treue entgegenbringen.« Der Senator antwortete mit wohlgesetzten Worten. Um 12.15 Uhr wurde die französische Flagge aufgezogen, und die Kanonen schossen Salut.[163] Zur Zeit des Plebiszits dienten 6350 Savoyer in der Armee des Königreichs Sardinien; 6033 hatten mit *»Oui«* gestimmt, 282 mit *»Non«*. Jetzt hatten die Offiziere die freie Wahl, entweder in Diensten des Königreichs zu bleiben oder aus dem Heer auszuscheiden. Die meisten blieben, doch die »Brigade de Savoie« wurde aufgelöst:

Als Viktor Emanuel [in Turin] die letzte Parade der Brigade de Savoie abnahm, bevor er die Soldaten über die Alpen, die zur Staatsgrenze geworden waren, nach Hause schickte, sollen die Soldaten wie auch der Souverän tief bewegt gewesen

sein … Die alte Allianz zwischen den savoyischen Soldaten und dem Haus Savoyen endete im Ritual und den Fanfaren einer Militärparade; und acht Jahrhunderte Geschichte endeten mit ihr. Eine der ältesten und stabilsten Monarchien Europas lag im Sterben … Es gab vieles… das jeden Ehrenmann beeindrucken musste, selbst den leidenschaftlichsten Demokraten.[164]

Als alles vorbei war, statteten Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugénie zwischen dem 27. August und dem 5. September Savoyen einen ersten offiziellen Besuch ab. Es wurde ausgiebig gefeiert. Die Straßen waren voller Wimpel und kaisertreuer Aushänge. Paraden, Empfänge, Bälle, Bankette, Konzerte und Theaterbesuche wechselten sich in schwindelerregendem Tempo ab, und der Kaiser aß gnädig einen *chamois aux épinards*. Die Kaiserin winkte elegant jedem Rufer in der Menge zu. Auf dem Bahnsteig von Chambéry wurde ein denkwürdiges, von Gaslaternen beleuchtetes Tableau aufgebaut: Es zeigte einen kaiserlichen Adler mit einer Spannweite von fast zehn Metern, der in seinen Krallen eine Tafel mit der Zahl 141.893 trug – das war angeblich die Gesamtstimmenzahl für Frankreich.[165]

Niemand konnte sagen, wie das Plebiszit ausgegangen wäre, wenn man alle Optionen zur Wahl gestellt hätte. Großbritannien und die Schweiz protestierten vergebens. Frankreich und »Sardinien« betonten, dass sie ihre Verpflichtungen erfüllt hätten und das Ergebnis rechtmäßig ratifiziert worden sei; entlang der neuen französischen Grenze zur Schweiz wurde eine Freihandelszone eingerichtet. Der König und Graf Cavour hatten jetzt ganz andere Sorgen. Der *fait* war *accompli*. Doch die Scheidung zwischen Savoyen und Piemont muss als historischer Bruch gesehen werden. Sie beendete eine seit 1416 bestehende Union und setzte sich über verschiedene demokratische Wahlmöglichkeiten einfach hinweg. Zudem trennte sie das Herrscherhaus vom Land seiner Vorfahren und ließ es treiben wie ein Boot ohne Anker, eine schwankende Nussschale, die jetzt auf dem stürmischen Meer der italienischen Politik hin und her geworfen wurde.

Erst ein Jahr nach der Übergabe von Nizza und Savoyen entstand das Königreich Italien. Garibaldis Expedition nach Sizilien und dann nach Neapel erwies sich dabei als entscheidender Katalysator, und mehrere Wochen im Spätsommer 1860 stand zu befürchten, dass die »sardischen« Königstreuen beiseitegeschoben würden. Allerdings waren weder Cavour noch Napoleon III. bereit, ein Scheitern zuzulassen. Am 11. September marschierte die

Armee nach Süden, um den gesamten Kirchenstaat zu übernehmen und Garibaldis Republikaner aus Rom herauszuhalten. Das Wettrennen hatte begonnen. »Wenn wir den Volturno nicht erreichen, bevor Garibaldi nach La Cattolica kommt,« sagte Cavour, »ist die Monarchie verloren, und Italien wird im Gefängnis der Revolution verharren.«[166]

Garibaldi verlor das Rennen. Er gelangte von Süden her nie bis Rom und musste sich mit einem triumphalen Einzug in Neapel in Begleitung von Viktor Emanuel II. zufriedengeben. Nachdem man ihm das Amt eines neapolitanischen Vizekönigs auf Lebenszeit verweigert hatte, zog er sich pikiert zurück. Damit war das letzte große Hindernis beseitigt, und der König von Sardinien hatte praktisch die Befehlsgewalt über das ganze Land in Händen. Das Haus Savoyen sollte sein drittes Königreich in Besitz nehmen.

Im Winter 1860/1861 waren alle Abmachungen in trockenen Tüchern. Ein gesamtitalienisches Parlament trat in Turin zusammen und votierte entschieden für die Schaffung eines vereinten Königreiches Italien, dessen erster Monarch Viktor Emanuel II. sein sollte. Die Proklamation fand im Februar 1861 statt, die Krönung am 17. März. Graf Cavour wurde offiziell italienischer Premierminister, war aber völlig erschöpft und starb wenige Monate später an einem Schlaganfall. Seine letzten Worte waren angeblich: »Italien ist geschaffen. Alles ist in Ordnung.«[167] Napoleon III. erschütterte die Nachricht von seinem Tod tief: »Der Kutscher ist vom Bock gefallen«, sagte er, »wir werden sehen, ob die Pferde durchgehen.«[168]

Vier Jahre später verlegte man die Hauptstadt des Königreiches nach Florenz. Nach dem Österreichisch-Preußischen Krieg wurde Venedig 1866 Italien angegliedert. Schließlich fiel 1870 auch Rom; und der Kirchenstaat wurde aufgelöst. Damit verlor der Papst alle weltliche Macht, und Viktor Emanuel residierte jetzt im früheren Papstpalast auf dem Quirinal. Als er 1878 siegreich und hochverehrt starb, wurde ihm zu Ehren der Grundstein zum *Vittoriano* gelegt.

In den nächsten achtundsechzig Jahren regierten drei Monarchen in Italien: Viktor Emanuels II. Sohn Umberto I. (reg. 1878–1900), Viktor Emanuel III. (reg. 1900–1946) und Umberto II. (reg. 1946). Keine ihrer Regierungen endete durch den natürlichen Tod des Monarchen. Umberto I., der bei Solferino gekämpft hatte, war auf den Namen des Dynastiegründers getauft worden. Er änderte die Ziffer der

Rangfolge hinter seinem Namen von IV auf I. Nach den Standards der Zeit war er kein allzu repressiver Monarch und bekam den Beinamen *Il Buono*. Allerdings tat er auch wenig, um eine Welle gewaltsamer Brotunruhen zu beruhigen, die Ende der 1890er-Jahre ausbrachen, und machte sich unbeliebt, indem er den General Bava-Beccaria belohnte, der einen Aufstand in Mailand gewaltsam unterdrückt hatte. Wie seine Habsburger Verwandten mütterlicherseits wurde er zum Ziel nihilistischer Attentäter. Er starb im Juli 1900 in Monza durch eine Kugel.

Das Haus Savoyen ging deshalb deutlich gedämpft ins 20. Jahrhundert. Aus konservativer Sicht war das Attentat das Jahres 1900 schlicht eine weitere Demütigung einer katholischen Nation, wie sie besonders am Schicksal des »gefangenen Papsttums« deutlich wurde. Monarchen, die sich allein auf das göttliche Recht stützten, lebten ganz offenbar gefährlich. Jedenfalls sollte der aufwändige Skulpturenkomplex aus Bronze und Marmor mit den siebzehn Abbildern der Fürsten aus dem Haus Savoyen seit Umberto Biancamano, den Canale 1903 ausführte und der im Parco del Valentino in Turin aufgestellt wurde, der letzte seiner Art sein. Der Erste Weltkrieg war für Italien wie für viele andere Länder eine Zeit schweren Leids und erwies sich als tödlich für die eine oder andere uralte Monarchie. Wenn die Habsburger, die Hohenzollern und die Romanows stürzen konnten, musste die *Casa Savoia* gut aufpassen!

Glücklicherweise hatte der neue König Viktor Emanuel III. ohne Zögern seinen Treueeid auf die Verfassung geschworen und galt weithin als ein Mann »mit Energie und einem untadeligem Pflichtbewusstsein«.[169] Der italienische Faschismus war nicht seine Schöpfung, und seine Taktik, ihn lieber zu zähmen, als sich ihm entgegenzustellen, kann man nicht der Feigheit zuschreiben. Der Einzug des faschistischen Gedankenguts vollzog sich schleichend und heimlich. Dennoch – als die wahre Natur des ersten faschistischen Regimes Europas in den 1920er-Jahren offen zutage trat, arrangierte sich die Monarchie zweifellos mit einigen seiner Exzesse. Und in einem wichtigen symbolischen Punkt, indem sie nämlich eine ganze Reihe erfundener Titel annahm, verlieh sie den Aggressionen des Regimes ihren Namen. Viktor Emanuel III. verweigerte sich nicht, als man ihm die Krone des »Kaisers von Abessinien« oder des »Königs von Albanien« anbot. Einer seiner Verwandten trug stolz den Titel »Tomislav II., König von Kroatien«.

Dennoch war die Monarchie in den Kriegsjahren eine stabilisierende und bewahrende Kraft. Viele Eliteregimenter Italiens wie die *Savoia Cavalleria* oder die *Granatieri di Savoia* – benannt nach dem Haus, nicht der Grafschaft Savoyen – beriefen sich stolz auf Traditionen, die bis ins 17. oder 18. Jahrhundert zurückreichten. »*Avanti Savoia*« blieb der übliche Schlachtruf der italienischen Soldaten, und erstklassige Ausrüstung wie etwa der Bomber Savoia Marchetti SM. 79 trug den königlichen Namen. Im August 1942 errangen 600 Dragoner der *Divisione Celere »Principe Amadeus Duca d'Aosta«* im Kampf gegen die Rote Armee am Fluss Don bei Isbuschenskij einen wichtigen Sieg gegen eine überwältigende Übermacht. Während sie in den »letzten großen Reiterangriff der europäischen Geschichte« trabten, kanterten und dann galoppierten, schwenkten sie die Säbel und brüllten lauthals »*Carica!*« (»Angriff!«) und »*Savoia!*«

Ob man der Dynastie vergeben könne oder nicht – das war die Frage des Referendums von 1946. Zum ersten Mal in der Geschichte Italiens durften Frauen an der Abstimmung teilnehmen. Die Meinung eines führenden britischen Historikers verrät kein Bedauern über die Entscheidung des Volkes: »Wie die [Engländer] 1688 und die Franzosen 1789 hatten die Italiener damit ihre eigene konstitutionelle Revolution gemacht … Die älteste überlebende Dynastie in Europa hatte ihr Ende erreicht. Nach fünfundachtzig Jahren, in denen sie die nationale Einigung angeführt und viele Triumphe, aber auch Niederlagen gesehen hatte, kam das tragische, enttäuschende Ende.[170] Doch auch dieses Mal könnte die Formulierung des Referendums ihr Teil dazu beigetragen haben. Als man anfing, darüber zu diskutieren, hatte Viktor Emanuel III. seine offiziellen Pflichten schon an seinen Sohn übergeben; und es wäre durchaus möglich gewesen, im Referendum die Fragen zu stellen, ob der König offiziell abdanken sollte. Dann hätte die Nation ihr Urteil über die Leistungen eines Mannes sprechen und dabei die Monarchie unangetastet lassen können. Doch die Urheber des Referendums, stark beeinflusst von ehemaligen Partisanen und Kommunisten, wollten, dass die Abstimmung direkt auf die Monarchie als Institution zielte. Deshalb überschatteten wichtigere Überlegungen die Fragen nach dem Verhalten des Königs und der Eignung seines Sohnes. Es ging um die Entscheidung »Republik« oder »Königreich«. In einem Zeitalter populistischer Politik und demokratischer Manipulation wurde das Haus Savoyen als überfordert

dargestellt. Genau wie es die Grafschaft Savoyen durch ein Plebiszit ausgemustert hatte, so verlor es jetzt das Königreich Italien durch ein Referendum. Die lange Geschichte, die vor fast zehn Jahrhunderten mit einem Umberto begonnen hatte, endete auch mit einem Umberto. Und die Vision von Mazzini und Garibaldi triumphierte letztendlich über die des Grafen Cavour.

III

Aus der Sicht monarchistischer Puristen ist kein Thron je erledigt. Es gibt immer einen Thronfolger, immer einen Anwärter, einen Erben, einen, der die Krone für sich beansprucht (selbst wenn manche diesen Anspruch als den eines falschen Prätendenten ansehen). »Der König ist tot«, heißt es dann, »lang lebe der König!«

Ex-König Umberto II. war deshalb in den Augen seiner glühendsten Verehrer und Untertanen eigentlich gar kein Ex-König. Er war einfach ein unglücklicher Monarch im zeitweiligen Exil – genau wie vor ihm sein Ururgroßvater Karl Albert oder sein Großvater mütterlicherseits, König Nikola von Montenegro (siehe Kap. 12). Nachdem er Italien verlassen und 1947 die Beisetzung seines Vaters organisiert hatte, ließ er sich mit seiner Familie in der Schweiz nieder. Die Ehe des Königspaares war allerdings nie besonders glücklich gewesen, und das Exil gestattete ihnen die Trennung. Die frühere Königin Marie-José, geborene Sachsen-Coburg-Gotha, blieb mit ihren Kindern in Genf und zog später nach Mexiko. Umberto nahm seinen Wohnsitz in der Villa Italia im portugiesischen Cascais, von wo er als »Großvater Europas« auf Einladung der schwindenden Gesellschaft regierender Monarchen zu königlichen Hochzeiten oder Jubiläen anreiste. Gerüchten zufolge war er bisexuell – was vielleicht das seltsame Schweigen des Vatikans beim Referendum 1946 erklären könnte. Er starb 1983 und wurde in Hautecombe zur letzten Ruhe gebettet, Marie-José wurde dort zwanzig Jahre später wieder mit ihm vereint.[171] In einem letzten, für viele Verwandte ärgerlichen Akt vermachte er das Turiner Grabtuch in seinem Testament der katholischen Kirche.

Umbertos Tod machte automatisch seinen einzigen Sohn zum Erben des virtuellen italienischen Throns. Viktor Emanuel IV., Fürst von Neapel (geb. 1937), hatte auf Korsika

einen Mann erschossen und ein Dutzend Jahre damit verbracht, vor französischen Gerichten seine Unschuld zu beweisen. (Er hatte nachts wütend eine Gewehrsalve auf Eindringlinge auf seiner Yacht abgefeuert und einen scihlafenden Touristen auf einem Nachbarboot getroffen.) Und er drängte die italienische Regierung, seine Verbannung aus Italien aufzuheben. Dazu reichte er ein Gesuch beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein. Seinem Wunsch wurde 2002 schließlich stattgegeben, unter der Bedingung, dass er formell auf alle Ansprüche verzichtete. Dennoch verklagte er die Republik auf Schadensersatz wie auch auf Rückerstattung unter anderem des Quirinalspalastes. Im Jahr 2006 saß er wegen Förderung der Prostitution in seinem Casino in Campione am Comer See kurz im Gefängnis.[172]

Aus der Sicht monarchistischer Kreise jedoch hatte er sich ernsthafterer Verfehlungen schuldig gemacht: Nach einem Streit mit seinem Vater und der von diesem nicht genehmigten Hochzeit mit einer Bürgerlichen fürchtete Viktor Emanuel, von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden. Deshalb behauptete er, Umberto II. habe das Recht auf die Krone verwirkt, indem er das Referendum von 1946 anerkannte, und rief sich selbst, obwohl sein Vater damals noch lebte, zum »König« aus. Daraufhin erhoben seine wütenden Verwandten eine Gegenklage. In Verhandlungen mit der Regierung Italiens argumentierten sie, Viktor Emanuel habe implizit die Legitimität der Republik anerkannt und *ipso facto* sich selbst verraten. Einen neuen Thronanwärter fand man in seinem Cousin Amadeus, »Herzog von Aosta« (geb. 1943), der während der Besetzung Jugoslawiens durch Mussolini der junge Thronfolger des »Königs von Kroatien« gewesen war.[173]

Zwei finanziell gut ausgestattete, prozessfreudige Lager rieben sich so in langen juristischen Streitigkeiten auf. Die einen bezogen ihr Einkommen aus dem Casino in Campione, aus dem Waffenhandel und einem in Genf registrierten Hedgefonds. Die anderen lebten vom Weinhandel und der Herkunftsbezeichnung *Vini Savoia-Aosta*. Im Mai 2004 waren beide Thronanwärter zu einer königlichen Hochzeit in Madrid eingeladen. Dort versetzte der ältere Titularkönig dem jüngeren vor laufenden Kameras zwei Schläge auf die Nase.[174] Parallel setzten sie ihren Streit ohne klares Ergebnis vor Gericht fort. Im Januar 2010 befahl ein Gericht in Arezzo dem Herzog von Aosta, den Namen »di Savoia«

aufzugeben, und sich selbst wie auch seine Weine auf das Etikett »di Savoia-Aosta« zu beschränken; ein anderes Gericht in Piacenza ließ die Korruptionsanklagen gegen Viktor Emanuel fallen. Nicht geregelt wurde, wer Oberhaupt des Hauses sein sollte. Womöglich entscheidet sich die Angelegenheit durch das uralte Ringen zwischen Langlebigkeit und Fruchtbarkeit; der wahrscheinlichste Gewinner auf lange Sicht ist vielleicht ein weiterer Umberto (geb. 2009), der Enkel des Herzogs von Aosta. Um die Gerüchteküche anzuheizen, wurde Viktor Emanuel dabei gefilmt, wie er sich damit rühmte, dass er die französischen Gerichte in Bezug auf die Mordanklage, bei der er einen Freispruch erreicht hatte, hinters Licht geführt habe. Mord und Totschlag sind kein Hindernis für die Thronfolge, doch vor allem ein Wutausbruch des Fürsten noch vor diesem Todesfall ließ seine Untertanen von ihm abrücken. »*Voi italiani di merda*«, soll er gebrüllt haben. »Ihr italienischen Scheißer, ich bringe euch alle um.«[175]

Das Land, das der *Casa Savoia* ihren Namen gab, gehört nun seit über anderthalb Jahrhunderten zu Frankreich. Die *départements* Savoie *(chef-lieu* Chambéry) und Haute-Savoie *(chef-lieu* Annecy) sind Teil der Region Rhône-Alpes. Sie besitzen wunderbare Naturschönheiten, darunter (West-)Europas höchster Berg, der Mont Blanc (4810 m), Frankreichs erster Nationalpark im Vanoise-Massiv und unzählige weltberühmte Skiorte – Chamonix, Megève, Val d'Isère, Les Arcs, Meribel, Tignes und Flaine, um nur ein paar zu nennen. Auch eine Weinbauregion mit offizieller Herkunftsbezeichnung gehört dazu: Sie erstreckt sich von Crépy über dem Genfer See bis zur Flanke des Massif des Bauges südlich von Chambéry. Die AOC *Vin de Savoie*, in Paris stark vernachlässigt, umfasst gute Weiß-, Rot- und Roséweine, die bekanntesten unter ihren zweiundzwanzig registrierten *crus* sind der aromatische, goldene Chignin-Bergeron, der trockene Apremont von den Hängen des Mont Granier aus weißen Jacquère-Trauben, der tiefrote Mondeuse d'Arbin und der Roussette de Savoie cru Marestel aus dem Dorf Jongieux, das auf einem Plateau hoch über dem Kloster Hautecombe liegt.[176] Und das sind nur einige der modernen Nachfahren der *Vitis Allobrogica*, von der Plinius und Plutarch schon in der Antike berichteten.

Beliebte Führer zur Geschichte Savoyens beschäftigen sich allerdings selten mit den historischen Details:

• Frühes 11. Jahrhundert, »Humbert Weißhand«, Graf von Maurienne … erhält den Titel des Grafen von Savoyen. Seine Dynastie wird zum »Wächter der Pässe«.
• 1419, Savoyen wird mit Piemont vereint.
• 1860, April. Plebiszit in Savoyen. Eine überwältigende Mehrheit von »Ja«-Stimmen führt zur Abtretung von Savoyen an Frankreich.

Die Savoyer fanden am autoritären Regime der sardischen Könige wenig Gefallen … So sahen sie ihr Heil zunehmend in Frankreich. Bei ihrer Begegnung 1858 in Plombieres kamen Napoleon III. und Cavour überein, dass Savoyen und Nizza als Dank für die geleistete Hilfe im Krieg gegen Österreich – das Einverständnis der Bevölkerung vorausgesetzt – an Frankreich fallen sollten. In der Volksabstimmung vom April 1860 bekräftigten die Savoyer mit 130.533 »Ja«- gegen 235 »Nein«-Stimmen ihren Wunsch, an Frankreich angegliedert zu werden.177

Hier wird unter anderem davon ausgegangen, dass es zur Zeit des Plebiszits schon einen italienischen Staat gab. Eine offizielle Website erklärt das Plebiszit als Folge der Unzufriedenheit mit einigen nicht näher bezeichneten Königen:

Die Könige von Savoyen hielten sich immer länger in ihren italienischen Territorien auf, und den Savoyern, die immer Französisch gesprochen hatten, fiel es [nach 1815] schwer, die Rückkehr der Piemonteser Verwaltung zu akzeptieren … Im Jahr 1858 versprach Frankreich im Zuge der Gespräche von Plombières zwischen Napoleon III. und Cavour, Minister des Königs von Piemont und Sardinien, militärische Hilfe gegen Österreich bereitzustellen, unter der Bedingung, dass Nizza und Savoyen an Frankreich zurückgegeben werden würden. König Vittorio-Emmanuele II., dem die Einigung Italiens am Herzen lag, akzeptierte die Abmachung.178

Der moderne Besucher Chambérys kann alle Sehenswürdigkeiten genießen, die Bayle St. John schon vor über 150 Jahren gefielen – und noch einige mehr. Das mit einer klassizistischen Fassade aufgehübschte Schloss beherbergt heute die Préfecture, doch die Kathedrale, die Rue de Boigne, die Place St. Léger und die Fontaine des Éléphants sehen noch fast genauso aus wie einst. Im Musée Savoisien, das in einem früheren Franziskanerkloster untergebracht ist, findet man eine große Sammlung religiöser Kunst, die großteils aus Hautecombe stammt. St. John, der Mme de Warens und Rousseau ein ganzes Kapitel widmete, würde sich freuen, wenn er hörte, dass Les Charmettes erhalten und restauriert wurde: »In den mit Mobiliar aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert eingerichtete Räumen ist die Erinnerung an den Philosophen und

Schriftsteller immer noch lebendig … Der schön gepflegte Terassengarten blickt auf das Tal von Chambéry hinab; am Horizont ragt die Felswand des Dent du Nivolet auf. Hier empfindet der Besucher am stärksten den Zauber dieser ›Zeit des Glücks und der Unschuld‹.«[179] Zu Bayle St. Johns Zeit steckte der Alpinismus noch in den Kinderschuhen, und das Skilaufen war noch nicht erfunden. Der allererste Skilift Savoyens war ab 1921 in Megève in Betrieb. Heute ist der Wintersport der größte Geschäftszweig der Region. Die meisten Besucher fahren ohne anzuhalten an allem vorbei, um auf die Piste zu kommen oder um im Sommer mit ihren Speedbooten über die grünblauen Wasser des Lac du Bourget und des Lac d'Annecy zu rasen. Doch verschiedene sehenswerte historische Stätten sind erhalten geblieben: Noch immer pendeln die Fähren zum Kloster Hautecombe hinüber, das jetzt von einem ökumenischen Orden betrieben wird.[180] Das Château de Thorens, zwanzig Kilometer von Annecy aus den Berg hinauf, verströmt die Atmosphäre des alten Savoyen vor dem Plebiszit. Und in Cavours früherem Arbeitszimmer sieht man dort den Tisch, an dem der Annexionsvertrag unterschrieben wurde.[181]

Der Pilgerweg nach St. Jean-de-Maurienne, wo alles anfing, führt unter den hoch aufragenden Gipfeln der Vanoise fünfundsechzig Kilometer das Tal des Arc hinauf. Wenn man sich St. Jean nähert, kommt man an den verfallenen Resten des Château de Charbonnières vorbei, dem frühesten bekannten Sitz der Grafen von Maurienne. Direkt vor der Stadt markiert ein Rundturm, La Tour du Châtel, die Stelle, an der Graf Humbertus I. 1047 starb. Auf dem Stadtplatz wird die Kathedrale aus dem 11. Jahrhundert im Stadtführer vor allem wegen ihrer farbigen mittelalterlichen Fresken, ihrer vorromanischen Krypta, ihres Kreuzgangs und Gartens und der Seitenkapelle der Ste Thècle gerühmt, die eine besonders heilige Reliquie beherbergt: drei Finger Johannes' des Täufers, die in frühchristlicher Zeit aus Alexandria hierher gebracht wurden und der Stadt ihren Namen gaben. Die Kathedrale ist ein seltsamer Bau. Ihre alte Innenausstattung und ihr schiefer Turm verstecken sich hinter einer unpassenden klassizistischen Fassade mit drei hohen Torbögen, die unter Karl Emanuel III. errichtet wurde. Dort im Schatten der Eingangsportikus wartet das Ziel aller historisch interessierten Pilger. Das Grab des Humbert aux Mains Blanches zeigt einen Krieger, der auf seinem Sarkophag unter einem gotischen Spitzbogen liegt.

Geschützt wird es von einem Eisengitter mit den Zeichen und Symbolen seines Hauses: dem Kreuz Savoyens, dem doppelten savoyischen Liebesknoten und dem Motto FERT. König Carlo il Felice ließ dieses Grabmal im Jahr 1826 errichten, als er Hautecombe restaurierte und noch hoffen konnte, dass Savoyen und Piemont auf ewig vereint sein würden.[182]

Dies alles lässt den Besucher nicht ahnen, dass sich die chronische Kritik an der Annexion von 1860 noch immer nicht gelegt hat. Eine Minderheit, die gegen diesen Anschluss kämpft, hat es in Savoyen immer gegeben, und sie gewinnt gerade eher an Anhängern dazu. Nur zehn Jahre nach der Annexion brach das französische Zweite Kaiserreich Napoleons III. in sich zusammen und wurde durch die Dritte Republik ersetzt. Savoyische Republikaner nutzten die Gelegenheit, das ihrer Meinung nach manipulierte Plebiszit anzuprangern. In Bonneville im Faucigny kam ein Komitee zu dem Urteil, dass die Abstimmung »nicht den Willen des Volkes repräsentierte«. Paris reagierte mit der Entsendung von 10.000 zusätzlichen Soldaten nach Savoyen.[183]

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Vorgehensweise der französischen Regierung vor dem Ständigen Internationalen Gerichtshof angefochten, und die Freihandelszone wurde kurzerhand abgeschafft. Im Zuge dieser Verhandlungen geriet der volle Text des geheimen Abkommens zwischen Frankreich und Sardinien an die Öffentlichkeit, und es stellte sich heraus, dass Frankreich Garantien zur Demilitarisierung von Savoyen gegeben hatte, die später missachtet wurden.[184]

Im Zweiten Weltkrieg fielen zunächst italienische und dann deutsche Truppen in Savoyen ein. Die französische Résistance erlitt 1944 eine blutige Niederlage auf dem Plateau de Glières – das savoyische Gegenstück zur Bergfeste Vercors in der Dauphiné. Pro-französische Gefühle lebten wieder auf. Die Feierlichkeiten zum hundertsten Jahrestag des Plebiszits 1960 fanden statt, ohne dass sich Widerstand regte. Nach 1965 jedoch setzte eine Bewegung für regionale Autonomie (MRS) ein, die eine breitere Stimmung in Frankreich gegen eine übertriebene Zentralisierung repräsentierte. Sie konnte sich mit ihren Forderungen, Savoyen zu einer offiziellen Region zu machen oder es mit der Dauphiné zu vereinigen, allerdings nicht durchsetzen.

Mit einiger Verzögerung gründete sich daher 1994 die *Ligue Savoisienne* mit einer offen separatistischen Agenda.

Ihre Ergebnisse bei regionalen Wahlen – 6 Prozent aller Stimmen in Haute-Savoie und 5 Prozent in Savoie – waren bescheiden, doch ihre Anhänger sind seitdem mit einer neu aufgebauten Regionalisierungsbewegung an die Öffentlichkeit getreten. Mit Hilfe des Internet organisieren sie eine lebhafte »Identitätskampagne«, um ein Bewusstsein für die Besonderheiten der savoyischen Sprache zu schaffen und die umstrittenen Themen der modernen Geschichte zu klären. Man vertritt dort zum Beispiel die Ansicht, der Vertrag von Turin zwischen Frankreich und Sardinien vom 24. März 1860 sei durch Nichtbeachtung hinfällig geworden; das anschließende Plebiszit sei eine Farce gewesen; und der demokratische Wille der savoyischen Nation sei nie wirklich erfragt worden. Im Jahr 1998 gaben sie eine Unabhängigkeitserklärung ab, die niemanden interessierte, und stellten daraufhin ein »Projet de constitution de la fédération savoisienne« vor.[185]

In Savoyen liefen die Vorbereitungen für den 150. Jahrestag der Annexion 2010 verständlicherweise ein bisschen schleppend an. Das Staatsarchiv in Chambéry organisierte eine Ausstellung mit Plakaten des Jahres 1860; und die offizielle Website schmückte sich mit einer Sammlung unparteiischer historischer Dossiers zu *la période sarde*, »der sardischen Zeit«.[186] Weder Chambéry noch Annecy sahen sich in der Lage, ein französisch-italienisches Fest auf die Beine zu stellen, wie es Plombières-les-Bains 2008 organisiert hatte.[187] Die savoyischen Separatisten hatten jenes Fest als »Feier einer Verschwörung, die einen Diktator und seinen Komplizen in dem Ziel einte, zu Eroberungen und Massakern aufzuhetzen«, rundheraus abgelehnt.[188]

Auffallend war, dass bei diesem Jubiläum jede Spur von Neugier in Bezug auf das Schicksal der *Casa Savoia* fehlte, von Bedauern ganz zu schweigen. Die gemischten Gefühle, die Bayle St. John für die Tage des »subalpinen Königreichs« beschrieb, haben sich völlig in Luft aufgelöst. Nach Meinung der heutigen Savoyer hat die *Casa Savoia* sich von ihrem Stammland abgewandt, und ihr Stammland hat die *Savoia* vergessen. Unabhängig von ihren Ursprüngen gelten die Ex-Könige Italiens als unwichtige Fremde; sie gehören jetzt zu einer weltbekannten Kategorie savoyischer Migranten – junge Männer vom Dorf, die die Heimat verließen, um ihr Glück zu machen, dabei aber die Verbindung zu ihren Wurzeln kappten. Ein trauriges savoyisches Sprichwort sagt:

»Toujours ma chèvre monte, et mon fils descend«, »Meine Ziege steigt immer den Berg hinauf, und mein Sohn immer hinab.«

Die Feiern zum 150. Jahrestag der italienischen Einigung im Jahr 2011 konzentrierten sich natürlich auf Turin, obwohl auch an anderen Orten viele Veranstaltungen stattfanden. Turins Festival mit dem Titel *»Esperienza Italia 150«* präsentierte hunderte Konzerte, Opern, Theaterstücke und Paraden. Im frisch renovierten Königspalast und dem ehemaligen Jagdschlösschen der Könige, *der Reggia di Venaria Reale* konnte man herausragende Ausstellungen und Aufführungen sehen.

Und doch konnte man den peinlichen politischen Aufruhr im Hintergrund nicht völlig übertünchen. Premierminister Silvio Berlusconi, ein ordinärer Milliardär und Medienzar, war 2011 der dienstälteste Führer eines wichtigen europäischen Landes und ein Serientäter, wenn es um Verstöße gegen den guten Geschmack und verantwortliches Handeln ging. Nachdem er jahrzehntelang alle Korruptionsvorwürfe überlebt hatte, wurde ihm schließlich die parlamentarische Immunität entzogen, und er musste sich vier Prozessen wegen Steuerhinterziehung, Bestechung und schmutziger Sexualdelikte stellen. Italienerinnen organisierten in allen größeren Städten Demonstrationen gegen ihn. Als seine Regierung vorschlug, den 17. März als zusätzlichen Feiertag zu begehen, um die Ausrufung des Königreichs Italien zu feiern, verweigerten sich seine Koalitionspartner diesem Ansinnen. Sein Ansehen in der Öffentlichkeit, das nur drei Jahre zuvor in der *»Festa di Silvio«* gefeiert worden war, sank so tief wie das der *Casa Savoia. Es* war geradezu eine Untertreibung, wenn man sagte, dass der internationale Ruf eines wunderbaren Landes von dessen politischer Elite befleckt wurde.

Immer mehr Historiker sind zu der Ansicht gekommen, dass Italiens Malaise tiefere Ursachen hat. Die dysfunktionale Politik ist vielleicht nur das Symptom fundamentaler Mängel, denn die einst als ruhmreiche Leistung gefeierte Einigung Italiens hat sich bestenfalls als Teilerfolg erwiesen. Die Umsetzung dieser Einheit als ein Instrument der Ambitionen der *Casa Savoia* ließ nie eine echte Solidarität zwischen den so verschiedenen Regionen Italiens wachsen, und auch als die *Savoia* nicht mehr da war, blieben starke zentrifugale Kräfte bestehen:

> Die Geografie und die Wechselfälle der Geschichte verliehen einigen Ländern … mehr Bedeutung, als die Summe ihrer Teile hätte erwarten lassen. In Italien trat das Gegenteil ein. Die Teile sind so großartig, dass eine einzige Region – die Toskana zum Beispiel oder Venetien – es mit jedem Land der Welt aufnehmen kann, in der Kunst ebenso wie im kulturellen Reichtum seiner Vergangenheit. Doch die Teile summierten sich nicht zu einem kohärenten oder wiedererkennbaren Ganzen. Das geeinte Italien wurde nie die Nation, die ihre Gründer erträumt hatten, weil diese Einheit »eine Sünde gegen die Geschichte und gegen die Geografie« war … Das Ergebnis konnte nur enttäuschend sein … Diese Menschen haben viele der größten Kunstwerke, Bauwerke und Kompositionen der Welt geschaffen … Doch die Jahrtausende ihrer Vergangenheit und ihre prekäre geografische Lage haben es ihnen unmöglich gemacht, einen erfolgreichen Nationalstaat zu schaffen.[189]

Der Staatspräsident der Republik, der so oft bitter über die Streitereien seiner Landsleute schimpfte, muss sich verzweifelt die Haare gerauft haben. Giorgio Napolitano konnte gar nicht anders, als zu diesem Anlass wieder einmal über das Fehlen einer grundsätzlichen Einigkeit nachzudenken, das ihm im Laufe seines langen Lebens so oft begegnet war. Sicher erinnerte er sich an den Tag des Referendums im Juni 1946, als er mit seinen kommunistischen Genossen in Neapel den Sieg der Republik feiern wollte. Sie hängten ihre rote Fahne neben eine Trikolore, von der das Wappen des Hauses Savoyen abgetrennt worden war. Daraufhin stürmte eine aufgebrachte monarchistische Menge, die in der Stadt die überwältigende Mehrheit repräsentierte, ihr Hauptquartier.[190] Die Uneinigkeit war damals eine große Bedrohung, und sie ist es bis heute geblieben.

A *Santo subito*, »Sofort heilig!«, wurde 2005 bei der Beisetzung von Papst Johannes Paul II. gerufen, als viele seiner Bewunderer eine Seligsprechunug ohne Verzögerung forderten.

B Den Orden gibt es unter der Bezeichnung Annunziaten-Orden noch heute. Sein Motto gilt entweder als das lateinische Wort »er trägt« wie in »Christus trägt unsere Sünden« oder als verborgene Botschaft wie etwa FORTITUDO EIUS RHODUM TULIT, was sich auf die Eroberung von Rhodos durch Amadeus III. beziehen würde, oder FOEDERE ET RELIGIONE TENEMUR, »Bündnis und Religion halten uns zusammen«.

C Oldini, »la comtesse divine«, wird oft zu den großen Schönheiten ihrer Zeit gerechnet. Sie faszinierte die Pariser Gesellschaft, lebte luxuriös in einem prächtigen *Hôtel* an der Place Vendôme und wurde zu einem Star der frühen Fotografie.

9

Galizien

Das Königreich der Nackten und der Hungernden (1773–1918)



Halytsch

I

Die Straße nach Halytsch (Halitsch) ist sehr breit, sehr holprig und fast leer. Sie führt von Lwiw (Lemberg), der wichtigsten Stadt der westlichen Ukraine, etwa 100 Kilometer nach Süden. Immer wieder liegt ein Dorf mit Gänseteich, alten Holzhäusern und Blumengärten und einer wieder aufgebauten Kirche mit Zwiebelturm am Straßenrand. Nirgends gibt es einen Hinweis, aber wir bewegen uns auf der »kontinentalen Wasserscheide«, die zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer verläuft. Im Westen und Nordwesten fließen alle Flüsse in das Tal der Weichsel hinab. Im Osten und Süden münden sie entweder in den Dnjepr oder in den Dnjester. Unsere Straße führ über Rohatyn Richtung Dnjester.[1]

Pan Wolodymyr, unser Fahrer, gehört zu der Generation mittleren Alters, die noch in der sowjetischen Zeit das Fahren lernte. Man könnte seine Fahrweise als Rote-Armee-Fahrstil bezeichnen: völlig furchtlos und absolut rücksichtslos, was die Gefährdung von Menschenleben

betrifft. Dem Fahrer ist offenbar sowohl seine eigene Haut als auch die seiner Fahrgäste völlig gleichgültig. Seine wichtigste Fahrtechnik besteht darin, mit voller Geschwindigkeit, die Räder links und rechts von Mittellinie, in der Mitte der Straße zu fahren. Dadurch wird er durch die starke Wölbung der Straße nicht beeinträchtigt, und er vermeidet die schlimmsten Schlaglöcher, die sich am Straßenrand häufen. Vor allem jedoch, dieser Verdacht drängt sich auf, will er unbedingt Herr der Straße sein. Er rast dahin, ohne dem Ruckeln des Fahrzeugs, den ständigen Sprüngen und Stößen und dem starken Vibrieren des überlasteten Fahrgestells Beachtung zu schenken. Auch schneidet er sämtliche Linkskurven und kämpft mit dem rüttelnden Lenkrad, wenn das Fahrzeug über den Straßenrücken in die gefährliche Schlaglochzone schlittert. Er schnallt sich nie an, außer auf einer kurzen Strecke, wo oft die Polizei lauert; und er hat ganz offensichtlich keine Verwendung für die Handbremse. Sie liegt unter einem Haufen von Flaschen und Zeitschriften begraben. Das Schlimmste aber ist, dass er weder langsamer fährt noch ausweicht, wenn ein Fahrzeug entgegenkommt. Stattdessen fährt so dicht wie möglich an der Mittellinie entlang, damit der andere Fahrer ausweichen muss, und schwenkt im Notfall erst in allerletzter Sekunde nach rechts. Mähdrescher, schwere schaukelnde Holztransporter und Fahrer, die den gleichen Fahrstil haben wie er, straft er mit Verachtung. Wenn man ihn bittet, nicht mehr als 120 km/h zu fahren, rast er mit trotzigem Schweigen und unverminderter Geschwindigkeit weiter.



In Rohatyn fahren wir auf der Suche nach einem Parkplatz um den Marktplatz. Dessen Mitte ist mit einer übergroßen Statue der schönen Roxolana geschmückt. Die Tochter eines orthodoxen Priesters wurde während eines Überfalls der Tataren im frühen 16. Jahrhundert als *yasir* (menschliche Beute) geraubt. Auf dem Sklavenmarkt von Istanbul verkauft, wurde sie zur Geliebten des osmanischen Sultans Süleiman des Prächtigen erhoben – eine junge Frau aus Rohatyn, verloren, aber nicht vergessen. Das Geburtsdatum auf ihrer Statue ist nicht unbedingt richtig, aber ihre Geschichte ist wahr. Sie erhielt den neuen Namen Hürrem, »die Freudvolle«, stieg zur Lieblingsgemahlin des Sultans auf und gebar ihm sechs Kinder. Ihr Sohn Selim kam auf den osmanischen Thron, und die herrlichen Bäder der Roxolana (1556) sind bis heute eine der bekanntesten Touristenattraktionen Istanbuls.

Der Verkehr auf der Straße nach Halytsch sagt viel über die aktuelle Situation in der Ukraine aus. Pan Wolodymyr, der angeblich auch Chauffeur eines Bischofs sein soll, fährt einen funkelnagelneuen Renault Espace, der mit ähnlich modernen Toyotas und Skodas und gelegentlich auch mit einem BMW konkurrieren muss. Die meisten Fahrzeuge sind jedoch 20 oder 30 Jahre älter. In Lwiw fuhren wir mit einem kolossalen Wolga-Taxi, das mit etwa 16 Kilometer pro Stunde über das Kopfsteinpflaster rumpelte und locker von einem joggenden Studenten überholt wurde.

Hier auf dem Land ist leicht zu erkennen, warum die Straße zehn Meter breit sein muss. Das sowjetische Design war, insbesondere bei Lastwagen, eine Kombination von Gigantomanie und Vorkriegstechnik, und viele dieser Monster schleichen immer noch wie altersschwache Dinosaurier durch die Gegend. In diesem Augenblick kriecht vor uns einer von ihnen mühevoll eine Steigung hinauf. Er wird im Schneckentempo von einem klapprigen, früher einmal deutschen Bus überholt, der fette schwarze Rauchwolken ausstößt. Pan Wolodymyr setzt sich hinter die beiden Fahrzeuge, hupt wie ein Wilder und versucht durch die schmale Lücke zwischen dem Lastwagen und dem Bus zu stoßen. In diesem Augenblick kommt auf der Hügelkuppe ein weiterer schwerer Lastwagen in Sicht. Er steht mit einer Panne am Straßenrand, und wir müssen irgendwie an ihm vorbei. Die Fahrbahn ist breit genug für drei Fahrzeuge, aber nicht für vier. Ich schließe die Augen und bete.

Normalen Ukrainern kann so etwa nicht passieren. Sie gehen in der Regel zu Fuß, fahren auf einem quietschenden Fahrrad ins nächste Dorf, sind mit einem *fura* genannten Pferdekarren unterwegs, oder sie stehen stundenlang in einem heruntergekommenen Wartehäuschen an einer einsamen Kreuzung und warten auf einen Bus, der irgendwann kommt oder auch nicht. Sie transportierten Kartoffelsäcke mit dem Schubkarren und ziehen Holzbalken auf selbst gebastelten Anhängern hinter sich her. Auch schleppen sie Einkaufstüten kilometerweit nach Hause, wenn sie in einer Gegend wohnen, wo es weit und breit kein Geschäft gibt. Sie versuchen uns anzuhalten, um mitzufahren oder uns ein Glas Waldbeeren zu verkaufen, aber Pan Wolodymyr rast ungerührt weiter. Der Chauffeur eines Bischofs hält für keinen gewöhnlichen Sterblichen an.

Genau wie auf den Straßen hat auch in der Landschaft überall die Sowjetzeit ihre Spuren hinterlassen: Die

Kollektivbetriebe, die die Bauern einst in staatliche Leibeigene verwandelten, sind zwar aufgelöst, aber nicht durch ein tragfähiges System privater Landwirtschaft ersetzt. »Die jungen Leute gehen haufenweise in die Stadt, oder sie arbeiten im Ausland«, sagt einer unserer Begleiter traurig. Die Folgen sind unübersehbar: Eine alte Frau mit krummem Rücken führt eine einzelne Kuh an einem Seil auf die Weide. Die alte sowjetische Molkerei steht verlassen in der Nähe. Ein zerlumpter junger Bursche passt auf eine Herde grasender Ziegen auf. Ein Großvater schwenkt sein Enkelkind auf der Veranda seiner Hütte herum. Die Parzellen, Landstreifen und Obstgärten in unmittelbarer Nähe des Dorfes sind gepflügt und gepflegt und voll Obst und Gemüse, doch die großen offenen Felder sind seit Jahren nicht bestellt und haben sich in Ozeane von Farngestrüpp und Mädesüß verwandelt. »Niemand weiß, wem was gehört«, sagt man uns, »alle warten auf eine gesetzliche Regelung.« Eine gesetzliche Regelung wie der Bus, der kommt oder nicht kommt, denkt man im Stillen.

Burschtyn kündigt sich schon Kilometer vorher durch eine riesige gelbe Wolke an, die in den Sommerhimmel hinaufsteigt. Die Stadt ist ein wichtiges Relikt aus der Sowjetzeit. Die ganze Gemeinde ist von dem gewaltigen Kohlekraftwerk abhängig, das sich im Herzen der ländlichen Region befindet. Die Kohle kommt aus dem fast 1600 Kilometer entfernten Donbass (dem Donezbecken). Drei rotweiße Kamine, riesengroß und über und über mit Ruß bedeckt, spucken etwa 900 Meter über dem Boden beißend scharfe Abgase aus. Massen von rostigen Kränen stehen am Straßenrand. Kaputte Heizkessel, Lastwagen und ausrangierte Ausrüstung der Bahn sind über die Landschaft verstreut; eine dichte Schicht grauer Staub erstickt das Unkraut zwischen den Schlafwagen und den Schienen, die nirgendwo mehr hinführen. Das Kraftwerk ist zu wichtig, um es stillzulegen und zu teuer, um es durch ein neues zu ersetzen, also produziert es weiter Strom und Gift.

Halytsch kommt auf einem Hügelkamm kurz nach Burschtyn in Sicht. Ein Wunder aus dem Mittelalter anstelle der modernen Monstrosität, die wir gerade hinter uns gelassen haben. Unsere Begleiterin deutet auf einen romanischen Turm auf einem Hügel rechts von uns. »Das ist die Sankt-Pantaleon-Kirche aus dem 12. Jahrhundert«, verkündet sie, »kürzlich restauriert.« Ein Schild an der Straße hat die Inschrift »ГАлИЧ« (Halytsch). Der kyrillische

Buchstabe Γ wird auf Ukrainisch »H« ausgesprochen, wie in »Halytsch« und auf Russisch »G« wie in »Galizien« ausgesprochen. Vor uns gleißt das Tal des Dnjester im Sonnenlicht, der hier schon zu einem ordentlichen Strom angeschwollenen ist. Zwei Brücken, eine alte und eine neue, überspannen den Fluss. Sie führen zu einem Dächergewirr, das von hohen Bäumen umstanden sind. Dahinter erhebt sich ein steiler bewaldeter Steilhang, der von roten Festungswerken aus Backstein überragt wird.

Wir überqueren den Dnjester auf der neuen Betonbrücke und überholen eine *fura*, hinter der ein angebundenes Fohlen hertrottet. Der Marktplatz ist groß, staubig, windig und fast völlig menschenleer. Eine großer gepflasterter Bereich umringt ein unbestimmtes Zentrum, wo eine große Statue von einer Gruppe noch viel größerer Bäume überragt wird. Die Kiefern und Platanen sind irgendwie so gepfropft und geschnitten, dass sie ein hohes Blätterdach bilden, das auf blanken Stämmen ruht. Ein kleiner Gänseteich schimmert neben der Baumgruppe. Dies ist nicht nur eine Stadt auf dem Land, sondern eine Stadt, die ein Fleckchen Land mitten im Zentrum hat.

Eine Schar Männer sitzt oder hockt im Schatten und wartet, dass etwas passiert. Einige stehen auf, und beobachten unsere Ankunft. Ein Renault Espace mit Nummernschildern aus Lwiw ist für sie das Ereignis des Morgens. Wir hoppeln über das Kopfsteinpflaster, bis wir einen schattigen Parkplatz in der Nähe des Empfangskomitees der Bewohner erreicht haben. Zwei klapprige Autos in der Nähe sehen eher endgültig verlassen als geparkt aus. Nichts bewegt sich. Wir steigen aus, um uns zu orientieren.

Halytsch wirkt kein bisschen historisch. Es sieht aus, als wäre es, wahrscheinlich im Zweiten Weltkrieg von einem Wirbelsturm heimgesucht worden und danach von einem Fünfjahrplan, der nur zwei oder drei Jahre umgesetzt wurde. Irgendwann hatten bestimmt Häuser und Geschäfte auf allen vier Seiten des Platzes gestanden. Nun jedoch ist nur noch eine Front älterer Gebäude auf der Nordseite übrig, dahinter liegt der Dnjester, und sie beherbergt die »Apotheke«, einen Buchladen und ein Geschäft, das Glaswaren verkauft. Die anderen drei Seiten sind weitgehend offen für die Elemente. Selbst an einem Sommertag bläst der Wind Wolken von Staub durch die Bäume. Die Westseite wird halb von einem Pavillon aus der Sowjetära ausgefüllt. Er stammt aus den

1960er- oder 1970er-Jahren, ist mit einem hölzernen Gerüst versehen, und wird entweder zur Renovierung oder zum Abriss vorbereitet. Arbeiter sind freilich keine zu sehen. Die Ostseite des Platzes ist durch ein im Bau befindliches Möbelgeschäft von völlig unpassender Modernität entstellt. Daneben ist eine Baulücke mit Blick auf die Dächer der Hütten der Stadtbewohner. Die Dächer sind entweder aus Wellblech oder grün gestrichen. Am Fuß des bewaldeten Steilhangs auf der Südseite der Stadt liegt eine eingezäunte, aber zugewachsene Pferdekoppel neben einem langsam verfallenden Kino aus der Sowjetzeit.

Neugierig schlendern wir zwischen den Bäumen hindurch zu der Bronzestatue in der Mitte des Platzes. Sie entpuppt sich als genauso großartig, wie ihre Umgebung schäbig ist: Ein monumentaler Reiter sitzt mit gezogenem Schwert auf einem Pferd, das sich auf einem weißen Marmorsockel aufbäumt. »КОРОЛЬДАНИЛО ХАЛИЦКИИ«, *»Korol Danylo Halytzkyj«*, steht auf dem Sockel. Pan Wolodymyr erklärt uns, dass *»Korol«* *»König«* heißt. Wir sind überrascht und verwirrt. Auch das Datum der Inschrift ist seltsam: »1998«, weniger als zehn Jahre vor unserem Besuch. In unserer Gruppe stellt jemand die Frage, wie sich ein so armer Ort ein derart luxuriöses historisches Symbol leisten kann. Ein anderer vermutet, dass hier bis vor Kurzem noch ein anderes Denkmal stand hat: höchstwahrscheinlich eine Leninstatue. Auf jeden Fall haben wir hier einen Hinweis auf den Grund unseres Besuchs. Hier hat der Name Galizien seinen Ursprung.

Zeit zum Mittagessen. Das Restaurant Mirage (Wunder) hat geöffnet. Der Name ist mit einem feinen Sinn für Ironie gewählt: Essen war in der Sowjetzeit oft ein Wunder, jetzt kann man es kaufen. Das Mahl ist bescheiden, aber schmackhaft: Rote-Beete-Suppe, eine dicke Scheibe Schweinebraten und ein Tomatensalat. Alle Holzhäuser an der Straße haben kleine Gärten und Apfelbäume. Obst und Gemüse gibt es im Überfluss.

Nach dem Essen gehen wir zurück über den Platz zu der hölzernen Kirche, die wir zuvor erspäht hatten. Sie ist mit einer Gedenktafel aus dem Jahr 1929 versehen und erinnert an 21 Einwohner der Stadt, die »UNTER DEM ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHEN JOCH IM LAGER TALERHOF FÜR DEN RUSSISCHEN NAMEN LITTEN«. Verzwickt. Der Text bezieht sich offenbar auf den Ersten Weltkrieg, als Halytsch zunächst von der russischen Armee

besetzt war und dann von den »Kaiserlich-Königlichen« zurückerobert wurde. Seine russlandfreundliche Tendenz ist die Erklärung, warum er die Sowjetzeit überlebte. Talerhof hört sich österreichisch an. Aber warum hatten die Opfer »für den russischen Namen« gelitten? Vielleicht waren sie von den Österreichern als Kollaborateure betrachtet worden. Einige Stadtbewohner hatten ihrer gedenken wollen, und die zuständige Behörde hatte die Gedenktafel genehmigt. Im Jahr 1929 waren die Internierten vielleicht aus dem Lager zurückgekehrt, oder wahrscheinlicher noch: Es war das zehnte Jahr nach ihrer Rückkehr gewesen.

In der Kirche wischt eine ältere Frau den Boden, und ein noch älterer Mann erhebt sich von seinem Stuhl auf und bietet an, uns herumzuführen. Er heißt Pan Roman, spricht Ukrainisch, Polnisch, Russisch und Deutsch und ist 1925 geboren, nachdem sein ukrainischer Vater seine polnische Mutter geheiratet hatte. Nun steht er neben einer Ikonostase aus dem 19. Jahrhundert, die in volkstümlichem Stil gearbeitet ist, und erzählt uns seine Geschichte. Sie ist, genau wie die schlecht beleuchtete Kirche, voller seltsamer Begebenheiten. Wenn Pan Roman von der deutschen Armee spricht, weiß man nicht, ob er sich auf den Ersten oder den Zweiten Weltkrieg bezieht. Zwischen den Kriegen »schloss sieben Klassen ab«, also endete seine Schulzeit, als er dreizehn oder vierzehn war. Er sagt es nicht, doch die Schule muss wie seine Mutter polnisch gewesen sein. Kein Zweifel besteht, was der wichtigste Moment in seinem Leben war: Im Jahr 1946 wurde er mit seiner Mutter nach Sibirien deportiert. Dort wurden sie »aus dem Zug geworfen« und »im Schnee begraben«. Er erzählt nicht, wie er als junger Mann im wehrpflichtigen Alter den Krieg überlebte oder wann er und seine Mutter aus Sibirien zurückkehrten.

Wir beschließen, den Hügel hinaufzusteigen und die Burg zu besichtigen. Oben stellen wir fest, dass der imposante Backsteinbau modern ist. Wie uns Pan Roman erzählt hatte, war das Original im Sommer 1944 von der Artillerie der Roten Armee zusammengeschossen worden, da die Wehrmacht dort eine Verteidigungsstellung hatte. Wir finden keine Ruinen aus dem Mittelalter und keinen Hinweis, wem die Burg einst gehörte. Doch der Blick über das Tal zur Sankt-Pantaleon-Kirche ist atemberaubend.

Nach unserer Rückkehr auf den Marktplatz kaufen wir in dem Buchladen einen kleinen Führer, um ein paar grundlegende Fragen zu klären.[2] Wir befinden uns offenbar

in der sogenannten Neuen Stadt, die im 14. Jahrhundert gegründet wurde, während die alte »Fürstenstadt« mehrere Kilometer entfernt auf einem Hochplateau liegt. Auf einem Bild aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sieht man, dass der Marktplatz früher tatsächlich von Häusern umschlossen war und sich sein langes Rechteck vom Fuß des Burgbergs bis zu der auch heute noch vorhandenen Häuserfront am Fluss erstreckt hatte. Die eiserne Fußgängerbrücke über den Fluss ist auf dem Bild schon zu sehen, wurde also schon von den Österreichern gebaut, damit man vom Marktplatz zum Bahnhof gelangen konnte. In der damaligen Zeit verkehrten die Züge auf der Dnjesterlinie von Stryj nach Stanislawow und Tscherniwzi und schließlich nach Kischinjow in Moldawien.

Dass die Stadt gute Verbindungen in den Süden hatte, wird durch die Tatsache bestätigt, dass sie jahrhundertelang als Zufluchtsort für die jüdische Sekte der Karäer diente, die ursprünglich von der Krim stammte (siehe S. 314). Die Karäer, deren Alltagssprache Tatarisch war, überlebten in Halytsch bis kurz nach der Ankunft der Nazis im Jahr 1941. Ihre *kenasa* (ihr »Tempel«) wurde 1985 von den Sowjets gesprengt. Ihrem Andenken ist die »Karaitsky-Straße« gewidmet.

In dem Reiseführer finden wir eine ausführliche Chronologie der Geschichte der Stadt. Sie beginnt 290 n. Chr. mit der ersten Erwähnung von Halytsch in einer Schrift von Jordanes und endet 2001, als es sich dem Verband ukrainischer Städte anschloss. Dazwischen erzählen 60 oder 70 Einträge eine Vielzahl von Ereignissen:

981 Wolodymyr der Große annektiert Halytsch für die Kiewer Rus.
1156/57 Gründung des Bistums Halytsch.
1189 Der ungarische König Béla II. besetzt Halytsch.
1199 Halytsch und Wolhynien werden zu einem gemeinsamen Fürstentum zusammengeschlossen.
1241 Das (mongolische) Heer von Batu Khan erobert Halytsch.
1253 Krönung von Danil von Halitsch (Danylo Halytzkyj) in Drohobytsch.
1349 Der polnische König Kasimir III. erobert Halytsch.
1367 Halytsch bekommt das Magdeburger Recht verliehen.
1772 Halytsch kommt unter österreichische Herrschaft.
1886 Die Bahnlinie Lwiw Tscherniwizi wird gebaut.
1915 Besetzung durch die russische Armee.
1918 Halytsch wird Teil der Westukrainischen Volksrepublik.
1919–1939 Halytsch unter polnischer Herrschaft.
1939–1941 Halytsch unter sowjetischer Herrschaft.
24. August 1991 Halytsch schließt sich der unabhängigen Ukraine an.

Nichts Wichtiges war anscheinend in den 400 Jahren vor

1772 oder während der dreijährigen deutschen Besatzung 1941–1944 passiert.[3]

Der Ton des Führers ist noch pompöser als die Hochglanzfotos, die ihn illustrieren:

> Es geschah an den Ufern des uralten Dnjester … dass das Schicksal die fürstliche Stadt Halytsch – ein Kraftzentrum der ukrainischen Eigenstaatlichkeit – ins Leben rief. Es geschah an diesem Ort, dass der Geist der Ukraine genährt und in den schlimmsten Schlachten gehärtet wurde … geformt durch die Willenskraft heldenhafter und weiser Fürsten, bedeckt vom Ruhm der siegreichen Halytscher Regimenter, gewaschen mit Tränen und gefestigt durch Tausende von Halytschern, die … unter dem Joch der Fremdherrschaft massenhaft abgeschlachtet wurden. [Sie werden] in Chroniken, heiligen Schriften und Liedern … in Kathedralen, Kirchen und anderen Orten wieder zum Leben erweckt.[4]

Wichtig ist, dass das alte Halytsch durch einen Erlass des ukrainischen Staatspräsidenten vom 11. Oktober 1994 den Status eines »Nationalen Kulturdenkmals« erhielt und in weiteren Dekreten »der Beginn eines Verfahrens zur Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit« verkündet wurde. Das alte Halytsch und seine ruthenischen Einwohner spielen bei der Rekonstruktion der Identität der heutigen Ukraine eine große Rolle.

Zur *Knjaschi Horod* oder »Fürstenstadt« geht es acht bis zehn Kilometer aus Halytsch hinaus und einen langgestreckten Hügel hinauf zu dem Dorf Krylos. Pan Wolodymyr fährt begeistert los. Er hält auf der steilen Straße vor dem Bauernmuseum, sucht verzweifelt nach der Handbremse und verkündet, dass es jetzt zu Fuß weitergeht. Im Museum erfahren wir zwischen prähistorischen Töpfen und moderner Volkskultur, dass der genaue Standort der Fürstenstadt erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gefunden wurde und das riesige archäologische Ausgrabungsprojekt noch nicht abgeschlossen ist. Wie zum Beweis kommt in diesem Augenblick eine kleine Heerschar studentischer Helfer mit Spaten, Sieben und Kameras an uns vorbei. Diese modernen Ukrainer glauben, dass die Ruthenen des Mittelalters ihre Vorfahren sind.

Die *Knjaschi Horod* erstreckt sich über etwa 48 Hektar und machte sich die natürlichen Verteidigungseigenschaften des keilförmigen Hügels zunutze. Sie liegt in einem doppelten Ringwall. Der äußere führt von den hohen Felsen über dem Dnjester in einem Kreis nach innen, der andere umringt die innere Festung. Der älteste Punkt auf dem Gelände ist der Grabhügel eines Fürsten aus dem 10. Jahrhundert, möglicherweise des Gründers von Halytsch. Der Fürst wurde

mit seinen Waffen und den Überresten seines verbrannten Schiffes begraben. Der größte Komplex von Fundamenten auf dem Hügel gehört zu der Mariä-Himmelfahrt-Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert. Für die Besiedlung am wichtigsten war vermutlich der Fürstenbrunnen, die einzige sichere Quelle für die Besatzung und die Einwohner der Stadt, die mehrere Tausend Menschen gezählt haben müssen. Das Gelände auf dem Hügel war so groß, dass es auch Weideflächen für Vieh sowie Obst- und Gemüsegärten mit einschloss. Ihre militärische Bedeutung verlor die Stadt Mitte des 14. Jahrhunderts mit dem Untergang des ruthenischen Fürstentums Halytsch, als in der Nähe eine königlich-polnische Festung gebaut wurde. Sie diente jedoch weiterhin als religiöses Zentrum zunächst der orthodoxen und ab Ende des 16. Jahrhunderts der griechisch-katholischen Kirche. Der Palast des griechisch-katholischen Metropoliten stand dort. Die Mariä-Himmelfahrt-Kirche wurde ab 1584 neben den Ruinen der alten Kathedrale errichtet. Sie wurde von der Bojarenfamilie Schumljansky erbaut, aber 1676 bei einem Überfall der Tataren zerstört und nie richtig wiederhergestellt. In der Sowjetzeit wurden die Gebäude als Museum genutzt. Genau wie ihre zaristischen Vorgänger, die das Gebiet 1914/15 nur kurz beherrscht hatten, unterdrückten auch die Sowjets die griechisch-katholische Kirche und reagierten überhaupt sehr feindselig auf jegliche Überreste der ruthenischen oder ukrainischen Geschichte. Erst heute wird das alte Erbe von Halytsch Stück für Stück wieder zusammengesetzt.

Der Name Danylo Romanowitsch Halytzkyj (reg. 1245–1264), Fürst und möglicherweise »König« von Halytsch ist allen Ukrainern als der Gründer von Lwiw wohlbekannt. Er soll seine Krone durch einen Gesandten von Papst Innozenz IV. erhalten haben, dem Widersacher und geschworenen Feind der Deutschen Kaiser. Drei Jahre nach seiner Krönung legte er die Fundamente für die neue Hauptstadt, die er nach seinem kleinen Sohn Lwiw, Leo, dem »Löwen« nannte. Sein eigenes Symbol war der Rabe, der auf seinem Wappen und allen daraus abgeleiteten heraldischen Formen gut sichtbar ist. Unsere Rückreise, auf deren wilde Jagd »Wolodymyr der Große« sich schon freute, sollte also vom Nest des Raben in die Höhle des Löwen führen.

Für Reisende im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts ist Halytsch nur eine kleine ukrainische Stadt ohne besondere Sehenswürdigkeiten, wenn sie nicht Archäologen sind oder

sich für mittelalterliche Geschichte interessieren. Im ganzen 19. Jahrhundert jedoch war es ein heiliger Ort von außerordentlicher Bedeutung, ja es war sogar der Ort, der einem der berühmtesten Königreiche Mitteleuropas ein Gefühl für seinen historischen Zweck und seine Identität verlieh.

II

Das Königreich Galizien und Lodomerien entstand 1773 aus den Erwerbungen des Habsburgerreiches bei der Ersten Polnischen Teilung und wurde im Oktober 1918 am Ende des Ersten Weltkriegs zerstört. Während seiner ganzen Existenz von 145 Jahren war es eines der »Kronländer« des Österreichischen Kaiserreichs, und seine Krone war vom Anfang bis Ende im Besitz der kaiserlichen Monarchen des Habsburgerreichs. Diese waren insgesamt sieben:

Maria Theresia (reg. 1740–1780)
Joseph II. (reg. 1780–1790)
Leopold II. (reg. 1790–1792)
Franz I. (reg. 1792–1835)
Ferdinand I. (reg. 1835–1848)
Franz Joseph (reg. 1848–1916)
Karl I. (reg. 1916–1918)

Der Name des Königreichs wurde von den Beratern Maria Theresias in Wien unter Anwendung eines komplizierten historischen Kunstgriffs erfunden. Viele Jahrhunderte zuvor hatten die Gebiete Halytsch (Galizien) und Wolodymyr (Lodomerien) vor ihrer Annexion durch das mittelalterliche Polen kurz den Königen von Ungarn gehört, die deshalb den Titel »Herzöge von Galizien und Lodomerien« angenommen hatten. Vierhundert Jahre später beschlossen nun die Berater Theresias, weil diese ebenfalls Königin von Ungarn war, den alten Herzogtitel wieder aufzugreifen und ihn als Königstitel einem viel größeren zuzuordnen.

Das Territorium des Königreichs Galizien wurde mehrfach vergrößert oder verkleinert, aber es war immer recht groß. Das 1773 geschaffene Kerngebiet erstreckte sich auf etwa 77.000 Quadratkilometer und war somit ähnlich groß wie Schottland oder Bayern. Es bestand aus zwei verschiedenen Teilen: Westgalizien war fast deckungsgleich mit der historischen polnischen Provinz Małopolska (Kleinpolen),

deren Wurzeln im 11. Jahrhundert lagen, und bestand aus einem breiten Landstrich zwischen dem oberen Tal der Weichsel und den Karpaten. Ostgalizien, lag östlich des Flusses San, und entsprach fast gänzlich der ehemaligen Woiwodschaft Ruthenien, einer Provinz, die im 14. Jahrhundert von Polen annektiert worden war. Seine wichtigste Stadt Lwiw, die von den Österreichern Lemberg genannt wurde, war Hauptstadt des gesamten Königreichs.

Die Bevölkerung von Galizien, die im 19. Jahrhundert exponentiell wachsen sollte, bestand 1773 aus etwa drei Millionen Menschen. Sie bestand fast gänzlich aus drei ethnischen Gruppen, die jeweils einer anderen Glaubensrichtungen angehörten. Die polnische Sprachgruppe war vorwiegend römisch-katholisch. Die Ruthenen oder *ruski* sprachen eine Form von Alt-Ukrainisch und waren fast alle griechisch-katholische Unierte. Die Juden sprachen in der Regel Jiddisch, wenn sie nicht an die polnische Gesellschaft assimiliert waren. Sie waren in Anhänger des orthodoxen Judentums und des Chassidismus gespalten. Die Bevölkerung lebte in ihrer großen Mehrheit auf dem Land. Außer Lemberg waren die Städte klein, und es gab zahlreiche Dörfer. In Westgalizien lebten Polen und Juden Seite an Seite. In Ostgalizien lebten der polnische Adel auf seinen Landsitzen, die ruthenischen Bauern bestellten die Äcker, und die Juden bildeten in ihren Schtetln oder »Städtlein« eine starke Mehrheit.

Die Geschichte des Königreichs Galizien und Lodomerien lässt sich in drei Perioden einteilen. In den ersten zwanzig Jahren war es stark durch die aufgeklärten Reformen Josephs II. beeinflusst. In den folgenden zwanzig Jahren, die von den napoleonischen Kriegen geprägt waren, gab es Phasen der politischen Instabilität und der territorialen Veränderung. Erst nach 1815 wurde seine Existenz wieder stabiler, aber das Klima war weniger optimistisch als in der Anfangszeit, ein Zustand, der bis zur Auflösung des Königreichs andauerte. Freilich gab es eine wichtige Veränderung in der Jahrhundertmitte: Krakau, die alte Hauptstadt Polens, die durch den Wiener Kongress von 1815 zur Republik erklärt worden war, verlor 1846 ihre Souveränität und wurde mit Galizien vereinigt. Von da an waren Krakau und Lemberg rivalisierende Städte.

Der Charakter des Königreichs lässt sich nicht leicht festmachen. Er war von seiner künstlichen Gründung an, durch seine geopolitische Lage und seine legendäre Armut

geprägt. Fern von Wien, aber nahe an den verwundbarsten Grenzen des Kaiserreichs war das Leben in Galizien oft leidvoll und problematisch. Seine Bürger hatten nie die volle Kontrolle über ihr Schicksal und entwickelten einen ausgeprägten Fatalismus, gepaart mit einer berühmten Form des Humors. Irgendwann schieb ein galizischer Witzbold ein Theaterstück über den Namen des Königreichs. Da *goły* »nackt« und *głód* »Hunger« bedeutet, war es naheliegend, dem Königreich den Namen »Golicia und Glodomeria« zu verpassen: »Königreich der Nackten und der Hungernden«.[5]

Die Reformen Josephs II., eines aufgeklärten Despoten par excellence, waren radikal, aber größtenteils kurzlebig. Zum Beispiel wurde der ernsthafte Versuch gemacht, das Schicksal der analphabetischen Leibeigenen auf dem Land zu verbessern. Die Grundbesitzer wurden mit Steuern belegt, und zahlreiche Klöster wurden aufgelöst, um Finanzmittel für ein staatlich subventioniertes System der Grundschulbildung zu schaffen. Doch der Herrscher unterschätzte bei seiner Zentralisierungspolitik sowohl die Besonderheiten der einzelnen Provinzen als auch die Macht der konservativen Opposition. Am Ende seiner zehnjährigen Herrschaft und im Schatten der Französischen Revolution wurde er gezwungen, viel von seinem Reformprogramm zurückzunehmen.[6] Trotzdem hatte die Auflösung der Klöster nachhaltige Folgen. Der gesellschaftliche Einfluss der katholischen Kirche nahm ab, und das Land, das zuvor den Klöstern gehört hatte, wurde häufig verwendet, um deutsche Kolonisten anzuwerben und sie als freie Bauern anzusiedeln. In mehreren Regionen entstanden dadurch kompakte deutsche Gemeinden, die eine substanzielle Minderheit bildeten.[7]

Das Schicksal Galiziens während der französischen Revolutionskriege war eng mit dem seiner österreichischen Herren verknüpft. Als Verwandte von Marie Antoinette wurden die Habsburger in Paris als treibende Kraft der Reaktion angesehen, und ab 1793 waren Frankreich und Österreich fast permanent im Kriegszustand. Zwar setzten die Revolutionsarmeen nie einen Fuß nach Galizien, aber sie waren verantwortlich für die Gründung des benachbarten Herzogtums Warschau, das unvermeidlich mit Galizien in Konflikt geraten musste. Während der gesamten zwanzig Kriegsjahre wurden galizische Männer in großer Zahl in die österreichische Armee eingezogen, und das Land musste seinen Zoll an Blut und Steuern entrichten.

Dies war das Setting für die romantische und tragische

Geschichte der drei polnischen Legionen, die sich auf vielen Schlachtfeldern durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Etwa 30.000 galizische Soldaten, die von den Österreichern nach Italien verfrachtet worden waren, wechselten 1797 die Seiten und kämpften für Napoleon. Ihr Kommandeur, General Jan Henryk Dąbrowski (1755–1818) versuchte Napoleon mit Zustimmung seiner Männer zur Aufhebung der Polnischen Teilungen zu bewegen. Tatsächlich jedoch wurden die Legionen überall eingesetzt, nur nicht nach Polen, und waren am Ende zutiefst enttäuscht. Der letzte verzweifelte Einsatz der polnischen Soldaten fand auf Haiti statt. Dort wechselten viele von ihnen ein zweites Mal die Seiten und kämpften mit den der Aufständischen gegen den französischen Kolonialismus. Trotzdem sollte das »Lied der Legionen«, eine lebhafte Mazurka, seine ursprünglichen Sänger lange überleben:

Jeszcze Polska nie zginęła, kiedy my żyjemy.
Co nam obca przemoc wzięła, szablą odbierzemy. Marsz, marsz,
Dąbrowski, z ziemi włoskiej do Polski.
Za twoim przewodem złączym się z narodem.

(Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben./Was uns fremde Macht entriss, werden wir mit dem Säbel zurückerobern./Marsch, marsch, Dąbrowski nach Polen aus dem italienischen Land/Unter deiner Führung vereinen wir uns mit der Nation.)[8] Fast ein Jahrhundert sollte vergehen, bevor dieser Text in Galizien straflos gesungen werden durfte.

Nachdem sich Österreich nicht an der Zweiten Polnischen Teilung beteiligt hatte, hielt es sich zwei Jahre später bei der Dritten schadlos, und eignete sich einen großen Streifen Land nördlich der Weichsel an, in dem sowohl Krakau als auch Lublin lagen. Er wurde in »Neugalizien« umbenannt. Die Neuerwerbung wurde einer der Gründe für den kurzen Krieg mit dem napoleonischen Herzogtum Warschau, aber sie überlebte die Napoleonischen Kriege nicht und verschwand auf dem Wiener Kongress wieder von der Landkarte.[9] Krakau wurde zu einer kleinen unabhängigen Republik und Lublin ging an Russland.

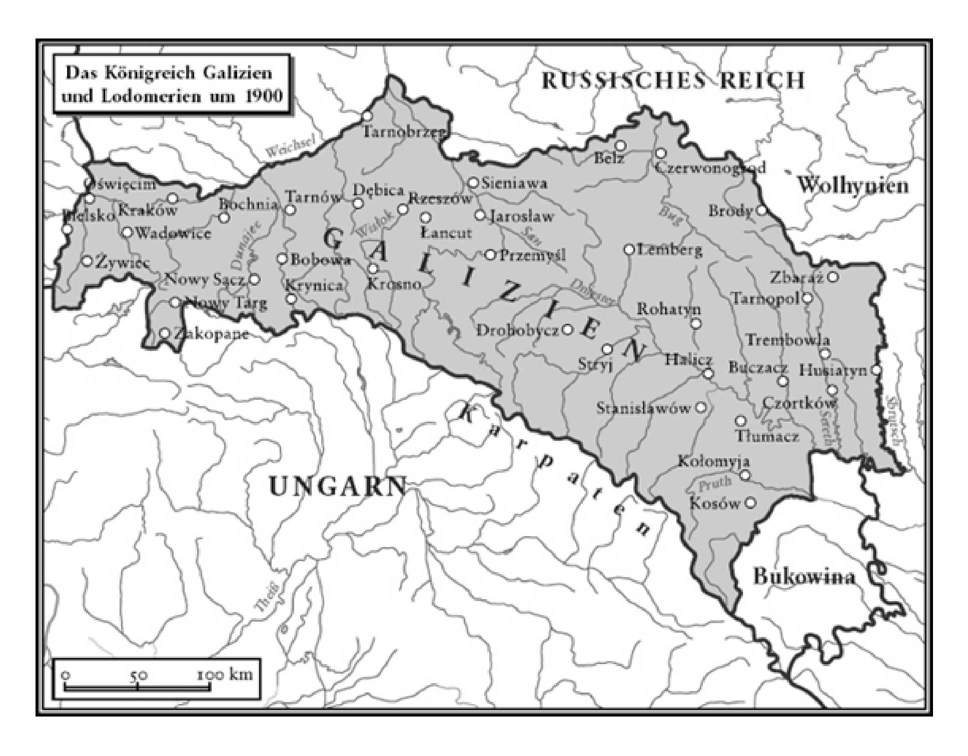
Fürst Metternich, österreichischer Außenminister seit 1815 und Staatskanzler 1821–1848, machte die berühmte Bemerkung, »Asien beginnt auf der Landstraße«, einer Straße in einer östlichen Vorstadt Wiens. Die Wiener neigten dazu, alles was sich irgendwo östlich ihrer wunderbaren

Stadt befand, als rückständig und exotisch zu betrachten, und sie spielten eine führende Rolle bei der Prägung des Klischees von »Osteuropa« als einer unterentwickelten und minderwertigen Region. Reiseberichte aus Galizien handelten standardmäßig von schmutzigen Wirtshäusern, schlechten Straßen und primitiven Bauern. Ab 1846 jedoch war Wien durch die *Kaiser-Ferdinands-Nordbahn* mit Lemberg verbunden. Die Eisenbahn bot den Österreichern eine bequeme Möglichkeit, Galizien zu entdecken, und sie ermöglichte es den Galiziern, auch die anderen Teile des Habsburgerreichs zu bereisen. Der Autor eines bekannten Reiseberichts nannte sein Werk *Aus Halbasien*. »Wer auf dieser Bahn … reist«, schrieb er, »wird vor Langeweile sterben, wenn er nicht vor Hunger stirbt.«[10]

Lemberg liegt etwa 550 Kilometer Luftlinie von Wien entfernt, doch die Bahnstrecke war erheblich länger. Sie führte zunächst durch Mähren und Österreichisch-Schlesien und passierte die galizische Grenze entweder bei Oświęcim (Auschwitz) oder bei Bielsko (Bielitz). Hinter Bielsko lagen die Gebiete des mittelalterlichen Herzogtums Oświęcim und Zator. Etwas weiter südlich befand sich das Habsburger Schloss Żywiec (Saybusch), Sitz eines kaiserlichen Erzbischofs und ab 1856 auch einer kaiserlichen Brauerei. Linker Hand lag das fruchtbare Tal der Weichsel, rechter Hand die Hügellandschaft der Beskiden. In Kęty stand die Kapelle des hl. Professors Johannes Cantius (1390–1473), Schutzheiliger der akademischen Studien. In Wadowice sollten die Österreicher später eine große Kaserne bauen, und die Garnisonsstadt sollte Geburtsort eines Papstes werden. In Kalwaria Lańckorońa passierte der Zug ein auf einem Hügel gelegenes Franziskanerkloster, das jedes Jahr Ziel einer beliebten Pilgerfahrt war. Anfangs fuhr der Zug noch nicht über die Weichsel, sondern nur bis zu der Krakauer Vorstadt Podgórze. Von 1815 bis 1846 war die Weichsel die Grenze zwischen dem Kaisertum Österreich und der Republik Krakau.

Weiter im Osten, wo Galizien sich verbreiterte, entfernte sich die Bahn von der Weichsel und bewegte sich auf den San zu. Wieliczka und Bochnia besaßen uralte Salzbergwerke, einst die Quelle großen Reichtums. Tarnów und Rzeszów waren Bistümer. Reisenden, die während eines Aufenthalts ausstiegen, fiel vielleicht auf, dass die Bauern, die aus den Dörfern in der bewaldeten Hügellandschaft südlich der Bahnlinie kamen, nicht mehr Polnisch sprachen. Sie waren

Lemken – eine von mehreren ethnischen Gruppen der Ruthenen. Przemyśl (Peremyschl) am San beherrschte Galiziens wichtigsten Verkehrsknotenpunkt, auf der Grenze zwischen Ost und West. Es war die größte Festung des Königreichs und beherbergte eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische Kathedrale sowie mehrere Synagogen.



Lemberg war trotz seiner historischen Ursprünge in einem ruthenischen Fürstentum zu einer Insel des Polentums geworden. Im Lauf der Zeit zog es auch eine größere jüdische Gemeinde und eine einflussreiche Gruppe österreichischer Bürokraten, darunter viele deutschsprachige Beamte aus Böhmen, an. In Galizien war es das wichtigste Zentrum städtischen Lebens und hoher Kultur und entwickelte einen ganz besonderen Charakter (siehe unten). Schon bald führte die Bahnlinie über Lemberg hinaus, zunächst einmal, um Galizien mit der benachbarten Bukowina zu verbinden. Später verband sie das Kaisertum Österreich auch mit dem russischen Hafen Odessa. Die Ostgrenze Galiziens wurde bei Śniatyń passiert. In diesem Verwaltungsbezirk nannten die Einwohner das Nordufer des Dnjester noch lange »die polnische Seite« und das Südufer »die türkische Seite«.

Die galizische Landschaft war (und ist) äußerst malerisch. Die Flüsse, die von den schneebedeckten Karpaten herabfließen, sind breite, tiefe und mächtige Ströme, die zahlreiche Seen und Wasserfälle speisen. Vor dem Gebirge erheben sich lange Reihen von Vorbergen, die zahllose kleine und große Täler bilden. Die Wälder sind artenreich und ausgedehnt. Die Gipfel der Vorberge sind oft mit dichtem Tannenwald bewachsen, während sich unter den felsigen Gipfeln des Hauptgebirges hohe Buchen erheben. In den Tälern und den weiten Ebenen wird Ackerbau betrieben. Die Landwirtschaft im Königreich Galizien war traditionell, um nicht zu sagen primitiv. Die Bauern lebten in hölzernen Hütten, spannen das Garn für ihre Kleidung selbst und pflügten die Felder in zeitloser Routine von Hand. An Sonntagen und religiösen Feiertagen, oder wenn sie auf die von Juden betriebenen Märkte ritten, legten sie ihre farbenprächtigen Trachten an. Galizien war ein Land, in das die Touristen immer lieber kamen, aber das die Bauern immer dringender verlassen wollten.

Seine Bergregionen waren von einer bemerkenswerten Vielfalt, sowohl was die Bewohner als auch was die Landschaft betraf. Sie waren attraktiv für Wanderer, Ethnografien, Maler, Dichter und Fotografen, insbesondere aus Deutschland und Österreich. Podhale das »Land der Goralen« oder »polnischen Hochlandbewohner« erstreckte sich unter den subalpinen Gipfeln der Tatra im Süden von Krakau.[11] Es war berühmt für seine Holzschnitzereien, seine weiße Filzkleidung und seine liebenswert raue Musik. Weiter im Osten erstreckte sich die *Lemkiwschtschyna*, das »Land der Lemken«, auf beiden Seiten der Karpaten zwischen den baumbestandenen Hügeln der Niederen Beskiden. Die griechisch-katholischen Lemken sprachen einen ruthenischen Dialekt, der sich recht stark von dem der Goralen unterschied, und sie waren für ihren Choralgesang berühmt.[12] Jenseits des San in der Region Sambor lag die *Bojkiwschtschyna*, das »Land der Bojken«, einer weiteren ruthenischen Gruppe, zu der eine beträchtliche Minderheit orthodoxer Christen gehörte. Die Dörfer der Bojken, waren durch ihre ungewöhnlichen, mit drei Kuppeln ausgestatteten Bienenkorbkirchen gekennzeichnet.[13] Die *Huzulschtschyna* das »Land der Huzulen« grenzte an die bergige Grenze zu Ungarn im Südosten von Lemberg.[14] Die Huzulen waren auf Metallarbeiten und Pferdezucht spezialisiert, lebten in weit verstreuten Weilern und waren angeblich stark mit Syphilis

verseucht. All diese Regionen waren durch eine wildromantische Landschaft, harte Winter, abgelegene idyllische Gehöfte, archaische Dialekte, prächtige Trachten und eine hochgeschätzte Folklore geprägt.

Die galizische Gesellschaft war bis Mitte des 19. Jahrhunderts offiziell feudal, und sie blieb traditionell und vormodern bis zu ihrem Ende. Die meisten Landgüter, die bis 1848 von Leibeigenen bewirtschaftet wurden, gehörten mächtigen polnischen Magnaten. Das freie Bauerntum war größtenteils auf idyllische Gemeinden im südlichen Hochland beschränkt. Die Mittelschicht war unterentwickelt, Handel und Freiberufe waren oft in jüdischer Hand. Religion war ein mächtiger Faktor. Kirchen und Synagogen waren in der Regel die stattlichsten Gebäude.

Die kleine Zahl der größten galizischen Landbesitzer verfügte über einige der größten Vermögen in Europa. Jeder von ihnen herrschte von seinem *klucz* oder »Heimatgut« aus über viele verstreute Bezirke: – die Branickis in Sucha, die Czartoryskis in Sieniawa, die Potockis in Łancut und Rymanów, die Sapiehas in Krasiczyn, die Dzieduszyckis in Jezupol und die Lubomirskis in Czerwonogród. Diese Familien waren am Wiener Hof präsent und nahmen österreichische Titel an. Ihr extravaganter Lebensstil mit seinen zahlreichen Bällen und Banketten, Auslandsreisen und internationalen Treffen, war anfällig für die Launen des Schicksals. Obwohl es ihnen als Klasse gut ging, stiegen einzelne Familien auf und ab wie Fußballvereine auf der Tabelle.[15]

Die Bauern dagegen waren genauso arm, wie ihre Herren reich waren. Männer, Frauen und Kinder rackerten sich vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung auf den Feldern ab. Dabei hatten sie nur ein paar primitive Arbeitsmittel: ein Ochsengespann oder vielleicht ein Pferd, aber vor dem 20. Jahrhundert keine oder fast keine Maschinen. Bis 1848 mussten die Männer mehrere Tage in der Woche auf dem Gut ihrer Herren arbeiten, und ihre Frauen und Kinder mussten das Familiengrundstück allein bearbeiten. Die Bauern versuchten außerhalb der Geldwirtschaft zu überleben, misstrauisch gegenüber den Juden, die diese führten, und voller Angst, sich zu verschulden. Sie gingen nur auf den Markt, wenn sie zum Beispiel ein Schwein verkaufen oder eine Heugabel oder ein Fohlen kaufen mussten. Auch sie waren natürlich genau wie der Adel den Launen des Schicksals unterworfen. Krankheit oder Gesundheit, Wetter,

Fruchtbarkeit und die Geburt von Söhnen oder Töchtern entschieden über Glück und Unglück der einzelnen Familien. Insgesamt jedoch war das Leben in ihrer Gruppe bemerkenswert stabil. Ihre Sprache, ihre Bräuche und ihre Tänze waren allesamt typisch für ihren sozialen Stand. Auch nach der Abschaffung der Leibeigenschaft blieben die meisten Bauern zum Teil wegen ihres Analphabetismus und zum Teil, weil es an alternativen Beschäftigungsmöglichkeiten mangelte, immer noch fest an das Land gebunden. Die polnischen und die ruthenischen Bauern in Galizien hatten mehr miteinander gemeinsam als mit dem Rest der Gesellschaft.

Nach dem Wiener Kongress wurde die Leibeigenschaft immer umstrittener, aber in Galizien wurde das Problem erst dann unerträglich, als 1846 katastrophale Überschwemmungen mit einem Aufstand des Adels in der Republik Krakau zusammenfielen. Einige österreichische Beamte ermutigten offenbar Leibeigene, gegen ihre Herren zu rebellieren, um den Krakauer Aufstand im Keim zu ersticken. In der Folge rief der Bauer Jakub Szela aus dem Dorf Smarzowy bei Tarnów zum Aufstand gegen den Adel auf. Als die Behörden nicht intervenierten, wurden viele Adlige und ihre Familien von aufständischen Bauern zusammengeschlagen, abgeschlachtet oder verbrannt. Es gab Kopfgeld für die abgetrennten Köpfe von Adligen. Mindestens 1500 Menschen wurden ermordet. Als das Militär schließlich eingriff, wurde Szela in die Bukowina verbannt, und der Kaiser sah sich endlich gezwungen, den Erlass zur Abschaffung der Leibeigenschaft zu unterzeichnen. Die *Rabacja* (der Bauernaufstand) von 1846 (auch als »Galizisches Gemetzel« bezeichnet) löste in ganz Europa Angst und Schrecken aus.[16] Alle, die gedacht hatten, die soziale Ordnung sei gottgegeben und unveränderlich, wurden eines Besseren belehrt.

Die Abschaffung der Leibeigenschaft war für die Bauern nur eine gewisse Erleichterung. Die starke konservative Lobby in Wien konnte durchsetzen, dass die staatliche Entschädigung, die den Grundbesitzern für den Verlust ihrer Leibeigenen bezahlt werden musste durch langfristige Schuldscheine finanziert wurde, die den ehemaligen Leibeigenen auferlegt wurden. Die Leibeigenen wurden tatsächlich von der Bindung an die Scholle befreit und durften theoretisch ihre Dörfer verlassen. Doch es wurde ihnen nicht gesagt, wohin sie gehen konnten, und wenn sie

blieben und weiterhin den Boden bearbeiteten, den sie immer noch als den »ihren« betrachteten, waren sie zwar keine Leibeigenen mehr, aber tief verschuldete Pächter, die in der Regel dazu verdammt waren, dreißig oder vierzig Jahre lang ihre Hypothek abzuzahlen. Ihre Lage wurde dadurch noch weiter verschlimmert, dass alle Arten von alten Gewohnheitsrechten infrage gestellt wurden, etwa dass sie ihr Vieh auf Gemeindeland grasen lassen oder im Wald Feuerholz sammeln durften. Bei diesen Konflikten waren die Landbesitzer und ihre Anwälte im Vorteil. Als Leibeigene waren die Bauern zwar an die Scholle gebunden, hatten aber eine sicheres Nutzungsrecht für ihr Land besessen. Nun waren sowohl die Schollenbindung als auch die Sicherheit aufgehoben.17

Trotzdem öffneten sich im Lauf der Zeit neue Horizonte für die früheren Leibeigenen, sie waren gezwungen, Verantwortung für ihr Schicksal zu übernehmen. Schließlich konnten sie ihre Produkte besser verkaufen und auch als Handwerker Geld verdienen. Weil sie ihren Kindern eine Ausbildung verschaffen wollten, starteten sie eine Kampagne für die Gründung von Dorfschulen. Mit einiger Verspätung entwickelten sie verschiedene neue Formen kollektiver Tätigkeit und organisierten sowohl wirtschaftliche Kooperativen als auch politische Parteien.

Wie es in allen Lehrbüchern heißt, war die Wirtschaft Galiziens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer noch sehr rückständig. Jedenfalls war sie längst nicht so dynamisch wie in den beiden Nachbarländern, dem preußisch beherrschten Schlesien und dem österreichisch regierten Böhmen. Doch sie stagnierte auch nicht. Nachdem 1848 ein größeres Eisenbahnnetz gebaut worden war, nahm das Exportgeschäft insbesondere mit Holz, Papier, Zucker und Tabak zu, kleinere Industriebetriebe wurden gegründet.

Öl war freilich der einzige Rohstoff, der eine industrielle Entwicklung versprach, die über die rein provinzielle Versorgung hinausging. Es wurde in den 1850er-Jahren im Bezirk Borysław-Drohobycz entdeckt und löste einen wilden Ölrausch unregulierter Bohrungen und unregulierter Förderung aus. Auslandsinvestitionen, insbesondere von Deutschen und Franzosen, wurden getätigt. Borysław und das nahe gelegene Tustanowice erlebten, wie auf den schlammigen Feldern entlang der einzigen gepflasterten Straße des Bezirks Hunderte von Ölpumpen installiert wurden und täglich Züge in großer Zahl die staatliche

Raffinerie Drohobycz verließen. Im Jahr 1908 verfügten angeblich nur Texas und Persien über noch größere Ölfelder als Galizien.[18]

Dennoch verschlimmerten sich die Probleme der ländlichen Ökonomie Galiziens. Nach verheerenden Überschwemmungen nahm die Armut auf dem Land katastrophale Ausmaße an. Sowohl auf den Dörfern als auch in den jüdischen Schtetln, die vom Handel mit den Bauern lebten, brach eine Hungersnot aus. In einer 1887 publizierte Studie, die heutige Historiker für übertrieben halten, wurde Galizien als das ärmste Land Europas eingestuft.[19] Paradoxerweise hatte sich die Bevölkerung in weniger als einem Jahrhundert mehr als verdoppelt, während die Produktivität der Landwirtschaft nicht annähernd so schnell gewachsen war. Das Land war anscheinend dem Malthus‘schen Albtraum zum Opfer gefallen, dem der größte Teil Europas entgangen war. Die Überbevölkerung war der Kern des Problems. Die Nahungsmittelproduktion war bei allen Feldfrüchten außer Kartoffeln weit unter die Raten in den benachbarten Ländern gefallen. Die Geburtenrate stieg rasant auf 44/1000 pro Jahr. Die Sterberate sank. Die Gesamtbevölkerung ging auf neun Millionen zu. Galizien konnte seine Söhne und Töchter nicht mehr ernähren.

Das Ergebnis war Massenemigration. Nach einer Saison in Deutschland oder Westeuropa kehrten Wanderarbeiter einfach nicht mehr nach Hause zurück, sondern entfernten sich immer weiter von ihrer Heimat. Die Kohlenminen von Ostrau oder Oberschlesien waren ein häufiges Ziel, aber als die nötigen Bahnverbindungen gebaut waren, konnten sie auch relativ leicht einen Zug nach Hamburg oder Bremen nehmen und mit dem Schiff nach Amerika fahren. Der Bahnhof in Oświęcim (Auschwitz) wurde der wichtigste Abfahrtsort. Dort wurden eigens Baracken gebaut, um die Massen verarmter Menschen unterzubringen, die sich auf den Bahnsteigen drängten. Auch wurden Vierter-Klasse-Wagen eingeführt, um sie in die norddeutschen Hafenstädte zu transportieren. in den letzten Jahrzehnten vor 1914 beschleunigte sich der Exodus. Jedes Jahr wanderten Hunderttausende aus, und insgesamt waren es Millionen.[20] Die meisten sollten Galizien nie wiedersehen. Die Polen zog es in der Regel in die neuen Industriestädte des amerikanischen Mittelwestens wie Chicago, Detroit oder Cleveland in Ohio. Die Ruthenen gingen lieber in die Provinzen der kanadischen Prärie. Und die Juden fuhren

zuerst nach Wien und dann nach New York.

Viele Emigranten konnten weder lesen noch schreiben – aber manche schon, und die Briefe, die sie heimschickten, sind eine wichtige Quelle für ihre Erfahrungen.[21] Die Leiden der Emigration sind auch Gegenstand des beliebtesten galizischen Volkslieds:

Góralu, czy ci nie żal
Odchodzić od stron ojczystych,
Świerkowych lasów i hal
I tych potoków srebrzystych?
Góralu, czy ci nie żal,
Góralu, wracaj do hal!

(Oh Goral, musst du nicht weinen,/dass du dein Heimatland verlässt,/die Tannen, Berge und Wiesen/die silberglänzenden Bäche?/Oh Goral, musst du nicht weinen?/Oh Goral komm wieder nach Haus!)[22] Es liegt in der Natur der Sache, dass die Städte Galiziens untypisch waren; ihre Bewohner machten nie mehr als zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Trotzdem sollte man ihre Bedeutung nicht vernachlässigen: Sie standen im Zentrum der verwaltungsmäßigen, geschäftlichen und kulturellen Aktivitäten, die das Königreich am Leben erhielten. Obwohl Lemberg in den Augen der polnischen Mehrheit eine polnische Stadt war, hatte es ganz entschieden die Ausstrahlung des multinationalen Habsburgerreichs. Seine immer stärker assimilierte jüdische Gemeinde stellte vielleicht ein Drittel der Einwohnerschaft, während die anderen Minderheiten – Ruthenen, Deutsche, Tschechen und Armenier – einen bunten ethnischen Flickenteppich bildeten.

Eine große Zahl imposanter öffentlicher Gebäude im grandiosen Wiener Stil wurden um das ältere historische Zentrum herum errichtet. Die 1817 wiedergegründete Universität, die angesehene *Politechnika* (1877) und das Gebäude des galizischen *Seijm* sind allesamt Beispiele für den damals modernen neogotischen Stil. Die drei Kathedralen, eine römisch-katholische, eine griechischkatholische und eine armenische, entsprachen dem religiösen Pluralismus der Stadt, und die Existenz von Theater, Opernhaus, Kunstgalerien und Museen war Ausdruck der kulturellen Vitalität der Stadt. Im späten 19. Jahrhundert kamen Bahnhöfe, städtische Wasserwerke, Straßenbahnen, Parks, Gefängnisse und Sportvereine dazu. Lemberg war berühmt für das Leben in seinen Cafés. Zahlreiche Denkmäler und Einrichtungen waren völlig zu

Recht König Johann (Jan) Sobieski, dem »Retter von Wien« und berühmtesten Sohn der Region gewidmet.

In den ersten hundert Jahren verfolgten die österreichischen Behörden in Lemberg eine Politik der kontinuierlichen sprachlichen Germanisierung, aber als die Stadt 1870 autonom wurde, kam es zu einer Repolonisierung. Straßen wie der Sapieha Boulevard, die wichtigste Durchgangsstraße, erhielten polnische Namen. Eine Statue des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz (der die Stadt nie besucht hatte) wurde auf dem Mariacki-Platz aufgestellt. Und das verblüffende *Panorama Racławicka* (Panorama von Racławice), ein theatralisches Schlachtengemälde in einer Rotunde, wurde anlässlich des 100. Jubiläums von Kościuszkos berühmtem Sieg über die Russen bei Racławice im Jahr 1794 (siehe S. 323) erstmals präsentiert. Das Motto der Stadt: »*Semper Fidelis*« hat entschieden katholische Obertöne und wurde nun eindeutig auf das Gedenken an Polens tragische Vergangenheit bezogen.[23]

Im späten 19. Jahrhundert hatte Lemberg auch in den führenden europäischen Reiseführern Aufnahme gefunden:

LEMBERG – Einwohner: etwa 160.000, Hotels: Hot. George, Z ab 3 K, F. 90 H [Zimmer ab 3 Kronen, Frühstück 90 Heller, A. d. Ü.]; Imperial, Grand, Metropol, de L'Europe, de France. Restaurants: In den Hotels, außerdem: Stadtmüller, Krakowska Str.;
Bahnhofsrestaurant am Hauptbahnhof. Cafés: Theater-Café, Ferdinands Platz; Café Wien, Heiliger-Geist Platz. Elektrische Straßenbahn vom Hauptbahnhof zum Wały Hetmanskie und von dort zum Kilinski Park und zum Friedhof von Łyczaków. Auch Pferdewagen durchqueren die Stadt. Britischer Vizekonsul: Prof. R. Zaliecki … [24]

Im Gegensatz zu Lemberg hatte Krakau im 19. Jahrhundert zu kämpfen, um sich von einer langen Periode des Niedergangs zu erholen. Zur Zeit der Gründung Galiziens war auf dem *Rynek*, dem wunderschönen mittelalterlichen Marktplatz der Stadt Gras durch das Kopfsteinpflaster gewachsen. Später hatten sich mit dem Zusammenbruch Neugaliziens, des Herzogtums Warschaus und der Freistadt Krakau alle Hoffnungen der Stadt zerschlagen, ihren früheren Status wiederzugewinnen. Krakau war kleiner als Lemberg und kehrte 1846 als dessen deutlich kleinerer und angeschlagener Verwandter nach Galizien zurück. Um die Stadt wehrlos zu machen, wurde die mittelalterliche Stadtmauer geschleift und durch den Stadtpark *Planty* ersetzt, der die Innenstadt umschloss.

Trotzdem gewann Krakau im letzten Viertel des Jahrhunderts etwas von seinem alten Glanz zurück. Die Jagiellonen-Universität wurde repolonisiert und in neuen Gebäuden zu einem Zentrum der modernen polnischen Kultur. Kunst, Wissenschaft und Bildung erlebten eine nie gekannte Blüte. Und das Krakauer Polentum, dessen Ausstrahlung weit über den polnischsten Teil Galiziens hinausreichte, wurde zum Vorboten weiterer Veränderungen:

Gdy chcesz wiedzieć, co to chowa
Nasza przeszłość w swoim łanie,
Jako stara sława płonie:
To jedź, bracie, do Krakowa.

(Wenn ihr sehen wollt, was hier ausgebrütet wird/unser Erbe schon im Mutterbauch/wie eine uralte Flamme, die sich entzündet/reitet Brüder! Geht nach Krakau!)«[25]

Galiziens sprachliches Kaleidoskop hatte viel Charme, verursachte aber auch Komplikationen. Die wichtigsten säkularen Sprachen Deutsch, Polnisch, Ruthenisch und Jiddisch wurden durch die kirchlichen Sprachen Lateinisch, Altkirchenslawisch, Altarmenisch und Hebräisch ergänzt.

In der Frühzeit des Königreichs war Deutsch als Amts- und Schriftsprache weniger entwickelt als Polnisch. (Es begann gerade erst in Preußen diese Rolle auszufüllen.) Deshalb pflegten die Habsburger Bürokraten in Lemberg einen eigenen höchst gestelzten und künstlichen Stil. Auch das galizische Polnisch war relativ archaisch. Die Sprache des Adels war geprägt von der Anrede in der dritten Person, rhetorischen Schnörkeln und umständlichen Höflichkeitsfloskeln. Die Bauern wiederum duzten sich und verwendeten ländliche Redensarten, beliebte Sprichworte und einen unkomplizierten Wortschatz. Ruthenisch, also galizisches *ruski*, das heutzutage als Altwestukrainisch klassifiziert werden würde, war die Sprache der analphabetischen Leibeigenen und ihrer Nachkommen sowie der griechisch-katholischen Geistlichen, die sie betreuten. Ihm waren viele Merkmale mit dem weißruthenischen *ruski* des früheren Großfürstentums Litauen gemeinsam (siehe S. 273). Sein Wortschatz war durch eine Flut polnischer Ausdrücke ergänzt, und seine Schreibung schwankte lange zwischen Lateinisch und Kyrillisch. In den Bergregionen hatte es sich in zahlreiche lokale Dialekte aufgespalten.

Die Muttersprache der galizischen Juden war traditionell Jiddisch, während sie auf Hebräisch beteten und studierten.

Im Lauf des 19. Jahrhunderts jedoch bewirkte der Trend zur Assimilation in weltlichen Angelegenheiten, dass immer mehr Juden Deutsch oder, in Krakau, Polnisch sprachen. Die Juden in den ländlichen Städten mussten außerdem die Sprache der Bauern verstehen können. Drei- oder Viersprachigkeit war deshalb nicht selten.

Die kulturelle Kluft zwischen Stadt und Land und zwischen den verschiedenen Klassen wird in den hoch interessanten Memoiren von Jan Słomka alias »Jack Straw« (1848–1929) deutlich. Er wurde im letzten Jahr der Leibeigenschaft in einem Dorf in der Nähe von Dębica in Westgalizien geboren. Als Bauernjunge, der nicht lesen und schreiben konnte, hatte er, wie er schreibt, keine Vorstellung davon, dass er Pole war. Die Bauern in seiner Region nannten sich »Masuren«, weil ihre Vorfahren viele Generationen zuvor aus dem weiter nördlich gelegenen Masowien gekommen waren. Die Bezeichnung »Pole« war für Adlige reserviert. Erst als Słomka lesen und schreiben lernte, erfuhr er, dass er zu derselben polnischen Nation wie Fürst Sapieha oder Adam Mickiewicz gehörte.[26]

Die sprachliche Vielfalt Galiziens kam beim Singen der 1795 eingeführten Nationalhymne mit dem Text von Lorenz Leopold Haschka und der Melodie von Joseph Haydn gut zum Ausdruck:

Gott erhalte Franz, den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz, der Kaiser,
In des Glückes hellstem Glanz! … [27]

Die Melodie sollte später vom Deutschen Reich übernommen und mit dem Text *»Deutschland, Deutschland über alles«* gesungen werden. Nach 1848 jedoch verbreitete sich eine Version der österreichischen Nationalhymne, die von allen Untertanen des Kaisers jeweils in ihrer eigenen Sprache gesungen werden konnte. In Galizien konkurrierte die polnische Version vor allem mit der ruthenischen:

Boże wspieraj, Boże ochroń
Nam Cesarza i nasz kraj,
Tarczą wiary rządy osłoń,
Państwu Jego siłę daj.

Boshe, budy pokrovytel'
Tsisarju, Jeho krajam!
Kripkyj viroju pravytel'
Mudro naj provodyt’ nam!

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' er uns mit weiser Hand!

Der Text war auch auf Jiddisch und Hebräisch und wenn nötig auch auf Furlanisch zu haben.[28]

Um die Jahrhundertwende sangen alle Nationalitäten des Reichs außerdem ihre jeweils eigene Nationalhymne zusammen mit der des Kaiserreichs und manchmal auch an ihrer statt. Die Polen Galiziens mochten weder Dąbrowskis »*Mazurek*« noch die »*Warszawianka*«, die jenseits der russischen Grenze populär waren. Sie zogen ihnen den schwermütige Choral vor, den Kornel Ujejski in seinem Entsetzen über die galizische *Rabacja* komponiert hatte:

Z dymem pożarów z kurzem krwi bratniej
Do Ciebie Panie zanosimy głos …

Through fiery smoke, through brothers' blood and ashes,
To Thee, O Lord, our fearful prayers ring out
In terrible lamentation, like the Last Shout.
Our hair grows grey from these entreaties.
Our songs are filled with sorrow's invocation.
Our brows are pierced by crowns of rooted thorn.
Our outstretched hands are raised in supplication,
Like monuments to Thy wrath, eternally forlorn.[29]

(Mit dem Rauch der Feuersbrünste, durch Asche und der Brüder Blut,/Dringen unsere angstvollen Gebete zu dir, oh Herr/In schrecklicher Klage, wie der letzte Schrei./Unser Haar wird grau durch unser Flehen./Unsere Lieder eine Beschwörung unserer Sorgen./Unsere Stirnen sind von Dornenkronen durchbohrt./Unsere ausgestreckten Hände sind flehend erhoben,/Wie Denkmäler für Deinen Zorn, auf ewig verloren.)

Die Ruthenen wiederum sangen ein Lied, das erstmals 1863 in Lemberg publiziert wurde. Sein Text stammte passenderweise von einem Dichter aus Kiew und seine Melodie von einem musikalischen Geistlichen aus Peremyschl. Das brachte die spirituelle Verbindung zwischen der ukrainischen Nationalbewegung im russischen Reich und den Ruthenen Galiziens zum Ausdruck und sollte später die Nationalhymne der Ukraine werden. Seine erste Zeile war eine Parodie auf die erste Zeile von Dąbrowskis »*Mazurek*«: »Noch ist Polen nicht verloren«. Die pro-ukrainischen Ruthenen sangen »Schtsche ne wmerla Ukrajina«, »Noch ist

die Ukraine nicht verloren«.

Die zionistische Hymne »Hatikwa«, die freilich im konservativen Galizien nur selten gesungen wurde, hatte natürlich ein galizischer Jude geschrieben.[30]

Die religiöse Kultur Galiziens war traditionsorientiert, vielfältig und fordernd. Sie war für Menschen bestimmt, die sich in einem harten, unsicheren Leben nach Führung und Trost sehnen und nur selten die strengen Bräuche ihrer Religionsgemeinschaft oder die absolute Autorität ihrer religiösen Führer infrage stellen. Öffentliche und private Frömmigkeit waren Teil des Lebens und als solcher sowohl von den Christen als auch von den Juden akzeptiert.

Römischen und griechischischen Katholizismus gab es im ganzen Königreich. Die römisch-katholische Kirche war eng mit dem Habsburger Establishment und der polnischen Gemeinde verbunden. In Westgalizien war römischkatholisch die Konfession aller Klassen, im Osten die des Adels.

Die griechisch-katholische (unierte) Kirche dagegen hatte eine ruthenische Gemeinde, die sich nur langsam von den Nachwirkungen der Leibeigenschaft und aus ihrer kulturellen Isolation befreite. Sie hatte eine Liturgie mit byzantinischen Wurzeln behalten, erkannte aber das Prinzip der päpstlichen Suprematie an. Dass ihr die russisch-orthodoxe Kirche auf der anderen Seite der Grenze mit großer Feindseligkeit gegenüberstand, passte gut zu der antirussischen politischen Haltung Österreichs. Ihr bedeutendster Kirchenlehrer war Andrej Scheptyzkyj (polnisch Andrzej Szeptycki, 1865–1944), Metropolit von Lemberg-Halytsch, Cousin eines römisch-katholischen Generals und Neffe des Dramatikers Alexander Fredro. Der Spross einer führenden Grundbesitzerfamilie und Absolvent der Jagiellonen-Universität entschied sich freiwillig für eine ruthenische und unierte Identität und wurde sowohl politisch als auch spirituell ein echter Hirte seiner Herde. Im Zweiten Weltkrieg war er einer der wenigen Kirchenführer, die es wagten, die Verbrechen der Nazis auf der Kanzel anzuprangern.[31]

Die russisch-orthodoxe Kirche indessen hatte trotz (oder gerade wegen) ihrer hartnäckigen Versuche, slawische Christen zu bekehren, in Galizien kein gutes Image. Die sogenannten »Russophilen« in den Zentralkarpaten waren die einzige größere Gruppe in Galizien, die sich zur russisch-orthodoxen Kirche bekannte.[32] Der schon lange etablierten armenischen Kirche gehörte eine Gruppe von Kaufleuten und

Exilanten an, die, aus dem Osmanischen Reich geflohen, in ihrem Alltag gründlich polonisiert waren. Dennoch bewahrte ihre Kathedrale in Lemberg Ritus und Sprache der ältesten Konfession der Christenheit.[33]

Die Protestanten Galiziens waren nicht wirklich in ihrem Element. Entweder waren sie deutsche Lutheraner, die sich in ein paar ländlichen Kolonien angesiedelt hatten oder polnische Evangelikale, die es aus Österreichisch-Schlesien (wo die Katholiken tschechisch und die Protestanten polnisch waren) über die Grenze verschlagen hatte. In Lemberg, Stanisławów und Biała waren sie stark vertreten.

Praktizierende Juden stellten mehr als 10 Prozent der galizischen Bevölkerung und waren an vielen Orten in der Mehrheit. Das traditionelle orthodoxe Judentum stand durch den Aufstieg chassidischer Sekten, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert schnell ausbreiteten, stark unter Druck. Die Chassidim (die »Frommen«) lehnten die Rabbis und deren Interpretation des Talmud ab. Sie hatten ihre eigenen strengen Kleidungs- und Nahrungsvorschriften und lebten in separaten Gemeinden, die jeweils von einem *zaddik* (einem »Gerechten«) geführt wurden. Sie legten das Schwergewicht auf die mystischen Aspekte der Religion, auf die Praxis der Kabbala und auf verzückten Tanz und Gesang. Was die Assimilation an die Moderne betraf, waren sie resistent. Bald prägten sie die Identität des »Galizianers« oder typischen galizianischen Juden. Die Karaiten lehnten das orthodoxe Judentum ebenfalls ab und waren eine weitere Minderheit innerhalb der Minderheit.[34]

Klöster waren lange ein Merkmal der galizischen Landschaft gewesen, und sie passten gut zum konservativen Ethos des Königreichs. Viele der von Joseph II. verfügten Auflösungen wurden deshalb wieder aufgehoben; und so gediehen viele alte (katholische wie unierte) Gründungen weiter. Hier und da gab es Erinnerungen an die Zerstörungskraft feindlicher säkularer Kräfte, wie etwa die Ruinen des Benediktinerklosters von Tyniec bei Krakau oder des früheren Basilianerklosters bei Trembowla. Doch dies waren Ausnahmen. Die Anfahrt nach Krakau war auch weiterhin von den Türmen des Kamaldulenserklosters in Bielany und den imposanten Mauern der Erlöserkirche (Kosciol Najswietszego Salwatora, A. d. Red.) beherrscht.

Alle Konfessionen stellten ihre Frömmigkeit öffentlich zur Schau. Das Leben in Galizien war durch eine Vielfalt von Heiligenfesten, Prozessionen und Pilgerfahrten geprägt. Das

Krakauer Fest des hl. Stanisław wurde im Mai mit großem Pomp gefeiert, und der Fronleichnamsumzug zog sogar noch größere Menschenmengen an. An der jährlichen Pilgerfahrt zu dem Franziskanerkloster im westgalizischen Kalwaria Zebrzydowska nahmen Zehntausende von Bauern teil. Sie trugen ihre beste Kleidung und lagerten tagelang vor der Stadt. (Die Pilgerfahrt war ein wichtiges Ereignis für den bäuerlichen Heiratsmarkt.)

Auch die Juden hatten ihre Pilgerfahrten. Am Passahfest im Frühjahr oder an Jom Kippur im Herbst versammelten sich ihre Pilger vor wichtigen Synagogen oder in den Häusern »wundertätiger« *zaddiks*. Belz und Husiatyn waren nur zwei von vielen beliebten Reisezielen.

Bei den Katholiken war der Marienkult weit verbreitet. Viele polnische Pilger gingen über die Grenze nach Częstochowa (Tschenstochau) zum Altar der Schwarzen Madonna, die schon lange als »Königin von Polen« verehrt wurde. Versuchen der österreichischen Behörden, sie zur »Königin von Galizien und Lodomerien« zu erklären, war nicht viel Erfolg beschieden.

Die säkulare Kultur Galiziens muss in zwei Teile eingeteilt werden: die Volkskultur der bäuerlichen Mehrheit, die in uralten Bräuchen verwurzelt war; und die eher intellektuellen Aktivitäten gebildeter Kreise. Diese waren das Produkt eines wachsenden wissenschaftlichen und künstlerischen Austauschs in Europa.

Obwohl die galizische Volkskultur sehr alte Wurzeln hatte, war sie keineswegs statisch. Nach der Abschaffung der Leibeigenschaft wurden die Trachten, die Sprache, die Musik, die Legenden, die Lieder, die Tänze und die alltäglichen Bräuche allesamt Quellen des Stolzes für die frisch befreite Klasse, und sie wurden auf neue Art standardisiert und formalisiert. Auch zogen sie die Aufmerksamkeit früher Ethnografen auf sich. František Řehoř (1857–1899), ein Tscheche, der als Knabe auf einen Bauernhof bei Lemberg kam, verbachte sein ganzes Leben damit, ruthenische Folklore zu dokumentieren.[35] Salomon An-Ski oder Ansky (eigentlich Shlomo Sanwel Rappoport, 1863–1920) war ein jüdischer Sozialist, der eine heute klassische Studie über die galizischen Juden während des Ersten Weltkriegs geschrieben hat.[36] Stanisław Vincenz (1888–1971) war ein Pole aus dem Land der Huzulen, der den größten Teil seines Lebens im Exil verbrachte. Seine berühmte Analyse der huzulischen Kultur, *Na Wysokiej*

Połoninie, (»Auf der Hochweide«), wurde erst publiziert, als die Welt seiner Jugend schon zerstört war.[37]

Bildung war natürlich der Schlüssel zum sozialen Aufstieg. Trotz vieler Verbesserungen blieb sie jedoch das Vorrecht relativ weniger Nutznießer. Insgesamt waren die Juden, die als religiöse Pflicht lesen und schreiben lernen mussten, besser dran als die Christen: Sie hatten einen klaren Vorsprung, was den Zugang zu den freien Berufen, zum Geschäftsleben und zu den Geisteswissenschaften betraf. Die Grundschulen wurden im frühen 19. Jahrhundert vor allem von den Kirchen getragen und waren sehr unzulänglich. Nach der Regierungszeit Josephs II. interessierte sich der österreichische Staat kaum noch für etwas anderes als die Ausbildung seiner deutschsprachigen Beamten. Ab den 1860er-Jahren jedoch fanden wichtige Veränderungen statt: Zunächst einmal wurde die Zahl der Schulen stark vergrößert, obwohl nie eine Schulpflicht bestand. Zweitens wurden sowohl die Sekundarschulen als auch die Universitäten weitgehend von polnischen Lehrkräften übernommen. Bis 1914 besaß Galizien 61 polnische Gymnasien, aber nur sechs ruthenische. Die Jagiellonen-Universität in Krakau, die Universität Lemberg und die Lemberg *Politechnika* waren allesamt polnische Einrichtungen.

Aus offensichtlichen Gründen genossen die Historiker besonders großes Ansehen. Jeder wollte wissen, wie die Polnisch-Litauische Adelsrepublik zerstört und warum Galizien geschaffen worden war. Eine Historikergruppe in Krakau, die sich nach dem berühmten Hofnarren »Stańczyk« nannte, vertrat die Ansicht, dass die polnische Nation für ihr Missgeschick allein verantwortlich sei. Professor Stanisław Tarnowski (1837–1917) war eine zentrale Figur dieser Gruppe.[38] Alexander Brückner (1856–1939), Professor für Slawische Geschichte und Philologie in Berlin, war trotz seines Namens ebenfalls ein galizischer Pole.[39] Professor Szymon Azkenazy (1866–1935), ein Spezialist für Diplomatie-Geschichte, wandte sich gegen den »Pessimismus« der Stańczyk-Gruppe.[40] In diesem Zusammenhang passt, dass Professor Michał Bobrzyński (1849–1935), der vorletzte Statthalter Galiziens, ein beliebter Krakauer Mediävist war.

Niemand jedoch hatte langfristig so viel Einfluss wie Mychajlo Hruschewskyj (1866–1934), der Gründungsvater der ukrainischen Geschichtsschreibung. Obwohl er in Sankt Petersburg arbeitete, konnte er in Lemberg frei publizieren.

In seinem auf Englisch übersetzt lautenden Werk *Traditional Scheme of Russian History* (1904) widerlegte er den weit verbreiteten russozentrischen Mythos, Moskau und seine Nachfolgestaaten seien die einzigen legitimen Erben der Kiewer Rus gewesen.[41] Meir Bałaban (1877–1942), ein Absolvent der Universität Lemberg, schrieb eine Reihe bahnbrechender Werke über die Juden von Krakau, Lemberg und Lublin, und erwarb sich den Ruf eines Pioniers der modernen polnisch-jüdischen Geschichtsschreibung.[42]

Auch die Literatur erlebte in Galizien eine Blüte, weil viele Schriftsteller aus dem Ausland sich dort ansiedelten. Dank dem Aufstieg der Nationalsprachen gedieh auch die jeweils polnische, ruthenische und jüdische Nationalliteratur. Von den galizischen Autoren schrieb Wincenty Pol (1807–1872), Spross einer österreichischen Familie aus Neugalizien, hervorragende Gedichte im lokalen polnischen Idiom.[43] Graf Alexander Fredro (1793–1876), dessen Gut bei Surochów in der Nähe von Jarosław lag, wird mit Recht als der Vater der galizischen Komödie bezeichnet.[44] Kazimierz Przerwa-Tetmajer (1865–1940) war der wichtigste Propagandist der »Tatra-Legende« und der mit ihr verbundenen Regionalkultur, und er war Schirmherr von Zakopane als literarischem Zentrum.[45] Zu den Elementen der Tatra-Legende gehörten ein romantischer Kult des Hochgebirges, Geschichten über freiheitsliebende Helden (insbesondere über Janosik, den »Robin Hood« der Tatra) und eine Bewegung für den regionalen Stil in Architektur und Design.

Eine gemischte Gruppe von bildenden Künstlern und Schriftstellern, die sich *Młoda Polska*, »Junges Polen« nannte, machte sich um die Jahrhundertwende einen Namen. Ihr bei Weitem wichtigstes Mitglied war der Krakauer Stanisław Wyspiański (1869–1907), ein Dichter, Dramatiker, Maler, Designer und Professor für bildende Künste. Sein Theaterstück *Wesele* (1901), »Das Hochzeitsfest« mit vielen Bezügen auf historische und zeitgenössische Themen ist ein Meisterwerk.[46] Das Stück ist von einem wirklichen Ereignis inspiriert: der Hochzeit eines jungen Universitätsdozenten und einer Bauerntochter in dem Dorf Bronowice bei Krakau. Die Krakauer Snobs betrachteten die Ehe zweifellos als soziale Mesalliance. Aber für Wyspiański war sie eine Allegorie der Versöhnung, die zur nationalen Einheit führt. In der letzten Szene des Stücks, wird ein kleines Mädchen gebeten, ihre Hand auf ihr Herz zu legen: »Etwas klopft«, sagt sie.

»Und weißt du, was es ist?«
»Mein Herz.«
»Ja, und das ist Polen.«[47]

Wyspiański wurde in das Pantheon der größten polnischen Schriftsteller aufgenommen.

Von den vielen Exilanten, die sich in Galizien niederließen, wurde vielleicht Jan Kasprowicz (1860–1926) der berühmteste. Der Sohn ungebildeter Eltern war aus Preußen geflohen und hatte sich autodidaktisch so gebildet, dass er Dante, Shakespeare und Dostojewski ins Polnische übersetzen konnte. Er arbeitete dreißig Jahre lang in Lemberg, bevor er sich im Ruhestand auf die »Harenda«, seine Villa bei Zakopane, zurückzog.[48]

Die literarische Bewegung Rutheniens, die in den 1830er-Jahren praktisch aus dem Nichts entstand, musste viele Hindernisse überwinden. Die *Rusalka Dnistrovaia*, das erste gemeinsame Werk dreier Schriftsteller, die sich selbst die »Ruthenische Triade« nannten, wurde 1837 in Lemberg verfasst, aber aus Furcht vor der Zensur in Budapest publiziert.[49] Erst 1848 gelang es Aktivisten durchzusetzen, dass das Ruthenische/Ukrainische in Galizien offiziell als eigene Sprache anerkannt wurde. Von diesem Zeitpunkt an fand das nationale »Erwachen« der Ukraine gleichzeitig im österreichischen Galizien und in der russisch regierten Ukraine statt. Iwan Franko (1856–1916), das wichtigste Mitglied der neuen Bewegung, genoss zu Lebzeiten nur geringes Ansehen. Geboren in der Nähe von Drohobytsch als Sohn eines Schmieds, verlor er schon mit acht Jahren den Vater. Später sollte er ein aktiver nicht-marxistischer Sozialist und ein begabter Schriftsteller und Geisteswissenschaftler werden. Nach seinem Tod galt er zusammen mit dem Dichter Taras Schewtschenko als einer der Väter der modernen ukrainischen Literatur. Die Universität, von der man ihn verwiesen hatte, wurde später nach ihm benannt. Im Königreich Galizien leistete er einen wichtigen Beitrag zum kulturellen Fortschritt seiner Volksgruppe, indem er Klassiker der europäischen Literatur wie Dante, Shakespeare, Byron, Hugo und Goethe ins Ukrainische übersetzte.[50]

Wasyl Stefanyk (1871–1936) war erfolgreicher Autor ruthenischer Kurzgeschichten. Geboren im ostgalizischen Pokutia, studierte er in Krakau Medizin und lernte dort Mitglieder der Gruppe *Młoda Polska* kennen. Sein zentrales Thema waren die Härten des Exils. Eine seiner Geschichten:

Kaminnyj chrest (Das Steinerne Kreuz, 1900), wurde in der Frühzeit des Films verfilmt. Dem Helden der Novelle, der wirklich gelebt hat und 1911 in Kanada starb, wurde in Hillard, Alberta, ein Denkmal gesetzt.[51]

Galizier benutzten oft Deutsch als literarisches Medium, entweder weil sie zum Studium nach Österreich gegangen waren oder weil sie ein breiteres europäisches Publikum erreichen wollten. Bei Leopold von Sacher-Masoch (1836–1895) war beides der Fall. Er war der Sohn des Polizeidirektors von Lemberg, und Deutsch war nicht seine Muttersprache. Nach seinem Studium in Graz machte er sich als Verfasser von Kurzgeschichten einen Namen, die von polnischer, jüdischer und ruthenischer Folklore inspiriert waren. Berühmt wurde er mit der Novelle *Venus in Pelz* (1869), die seine sexuellen Neigungen reflektierte und zum Ursprung des psychiatrischen Begriffs »Masochismus« wurde.[52]

Jüdische Schriftsteller schrieben je nach den Umständen auf Deutsch, Polnisch, Jiddisch oder Hebräisch. Der führende Literaturkritiker Wilhelm Feldmann (1866–1919) zum Beispiel wurde in Zbaraż geboren, in Berlin ausgebildet und lebte in Krakau, wo er hauptsächlich auf Polnisch schrieb.[53] Der Dichter und Liedermacher Mordechai Gebirtig (1877–1942) wiederum wird als »letzter jüdischer Barde« Krakaus gefeiert. Sein Lied *»S'brent«* ist zu einem jiddischen Klassiker geworden. Und sein Gedicht *»Blayb gezunt mir, Kroke«* kann man als Klagelied über die verlorene Welt des galizischen Judentums verstehen:

Blayb gezunt mir, Kroke!
Blayb zhe mir gezunt.
S'vart di fur geshpant shayn fur mayn hoyz
S'traybt der wild soyne,
Vi m'traybt a hunt,
Mit akhzoriyes mikh fun dir aroys.

(Bleib gesund mir, Krakau,/Bleib du mir gesund!/Es wartet der Wagen angespannt schon vor meinem Haus,/Es treibt der wilde Feind/Wie man treibt einen Hund/Mit Grausamkeit mich aus dir heraus.)[54]

Früher oder später führt jeder Versuch, die Eigenschaften Galiziens zu beschreiben, zum Thema Humor. Galizier neigten zum Sarkasmus, denn sie hatten wenig Vertrauen in ihre Fähigkeit, etwas zu ändern, und um diese finstere Perspektive aufzuhellen, waren sie geradezu süchtig nach Witzen. Eine berühmte Geschichte, die von Galiziern 1914

über die galizische Front erzählt wurde, ist typisch für diese Haltung: Ein deutscher Offizier meldet: »Die Lage ist ernst, aber nicht hoffnungslos.« Ein österreichischer widerspricht: »Nein, sie ist hoffnungslos, aber nicht ernst.«

Viele der Witze handelten von dem langjährigen Kaiser Franz Joseph I.: Im Winter 1851, als er die Jagiellonen-Universität besuchte, wurde den Professoren gesagt, sie müssten stehen, wenn der Kaiser stehe und sitzen, wenn er sitze. Nun rutschte der Kaiser vor dem berühmten Collegium Maius auf dem vereisten Pflaster aus und fiel auf die Nase. Alle Professoren warfen sich sofort der Länge nach auf das Eis. Ein anderes Mal verirrte sich der Kaiser auf der Jagd in den Bergen und wollte in einer abgelegenen Taverne Zuflucht suchen, bevor die Nacht hereinbrach. Er klopft an die verriegelte Tür. »Wer da?«, ruft der Wirt. »Wir«, kommt die Antwort. »Und wer sind *Wir* um Gottes willen?« »Wir«, ruft der Besucher, »sind von Gottes Gnaden Ihre königliche und kaiserliche Majestät, apostolischer König von Jerusalem, Kaiser von Österreich, König von Ungarn, Böhmen, Mähren, Dalmatien, Kroatien, Slowenien, Galizien und Lodomerien …« »Dann kommt's halt herein«, gibt der Wirt nach, »aber können Wir um Gottes willen bitte Unsere Stiefel abtreten.«

Als überaus sparsamer Mensch, der deshalb jahrzehntelang immer die dieselbe Uniformjacke trug, soll sich Joseph angeblich nur eine einzige Geliebte geleistet haben. Anna Nakowska, die Frau eines galizischen Bahnbeamten, behauptete, in den 1870er-Jahren zahlreiche diskrete Besuche auf der Hofburg gemacht zu haben. Sie kam angeblich in den Genuss verbilligter Fahrkarten, und ihr Mann wurde regelmäßig befördert. Doch sie war nicht die Einzige. Später wurde sie in der Gunst des Kaisers von dessen langjähriger Geliebter, der Schauspielerin Katharina Schratt überflügelt. Im Jahr 1880, während dem zweiten Besuch des Kaisers in Galizien, wurde der Bahnhof in Salzberg mit einem Transparent zu Ehren des Kaisers geschmückt. Die Arbeiter, die das Transparent mit dem kaiserlichen Wahlspruch *»Viribus Unitis«* anbrachten, merkten nicht, dass es direkt über der Bahnhofstoilette hing. Die kombinierte Botschaft lautete: »Mit vereinten Kräften: Damen und Herren.«

Im Jahr 1915 wurde ein österreichischer Offizier polnischer Abstammung belauscht, wie er seinen Kaiser als »*stary pierdola*« bezeichnete. Im darauf folgenden Kriegsgerichtsverfahren bezeugten drei Professoren der

Jagiellonen-Universität, dass der anstößige Ausdruck tatsächlich »alter Dummschwätzer« heißen, aber auch durchaus liebevoll im Sinne von »netter alter Herr« gemeint sein könne. Um dieselbe Zeit wurde ein russischer Revolutionär an der Grenze angehalten. »Was wollen Sie in Galizien?«, fragte ihn der Beamte. »Ich will den internationalen Kampf der Arbeiterklasse gegen den Kapitalismus unterstützen!«, antwortete der Revolutionär. »Dann können Sie gerne einreisen« sagte der Beamte. »Hier gibt es nicht viel Arbeit und Geld haben wir auch keines.«

Klatsch und Witze sind ein hervorragendes Mittel, um Historiker zu entzweien. Die Puristen sagen zu Recht, dass sie nicht zu verifizieren sind. Und die Realisten sagen, ebenfalls zu Recht, dass sie wichtige Einsichten über die Grundstimmung eines Volkes liefern.[55]

Im ersten Jahrhundert seiner Existenz war die Regierung Galiziens vollkommen zentralisiert. Der Kaiser und seine Minister in Wien regierten durch einen in Lemberg residierenden Statthalter. Politik machte man, indem man eine Petition beim Statthalter einreichte oder, als einflussreicher Aristokrat, indem man bei Hofe mit dem Kaiser persönlich zu sprechen versuchte. Von 1772 bis 1848 waren die insgesamt 19 Statthalter oder »Generalstatthalter« von Graf Anton von Pergen bis Freiherr Wilhelm von Hammerstein allesamt Deutschösterreicher.

Im Jahr 1848 während des »Völkerfrühlings« spielte Galizien seine eigene bescheidene Rolle bei den europaweiten Unruhen. So fuhren etwa galizische Delegierte zum Slawenkongress nach Prag. Der Kongress unterstützte trotz russischer Proteste die Anerkennung der ukrainischen Nationalidentität und machte die Entdeckung, dass sich Polen und Panslawismus nicht vertragen. Wenn man von den Reden absieht, wurde nur wenig erreicht. Kaiserliche Streitkräfte standen bereit, um sowohl Lemberg als auch Krakau durch Beschuss zum Gehorsam zu zwingen.[56] Trotzdem hatte der Kongress weitreichende Folgen: Eine galizische Delegation bemühte sich beim Kaiser in Wien leidenschaftlich um die Aufhebung der Leibeigenschaft, und im Land selbst bildeten sich viele politische Organisationen, um dem wachsenden Bedürfnis nach politischer Vertretung Ausdruck zu verleihen. Ein Großteil der galizischen Berater des Kaisers war von der Notwendigkeit einer Verfassungsreform überzeugt. Zu ihnen gehörte auch der aus Galizien stammende Graf Agenor Gołuchowski, der in den

1850er-, 1860er- und 1870er-Jahren mehrere Amtszeiten als galizischer Statthalter absolvierte.

Zwei neue Organisationen mit dauerhaftem Einfluss waren ruthenisch orientiert. Der Ruthenische Hauptrat (*Holowna Ruska Rada*, HRR) nahm nicht nur Einfluss auf die österreichische Regierung, sondern wollte auch ein polnisches Monopol in den Bereichen Sprache und Bildung verhindern. Er mobilisierte sehr schnell ein Netzwerk lokaler Räte, die die Grundlage einer künftigen ruthenisch/ukrainischen Regierung bilden sollten. Die Russische Versammlung (Russkij Sobor) dagegen wurde von konservativen Landbesitzern gegründet, um den radikaleren Plänen der HRR entgegenzutreten. Einig waren sich beide Organisationen jedoch darin, den galizischen Polen nicht mehr in jeder Hinsicht freie Hand zu lassen.

Nach dem »Völkerfrühling« (1848) drängten wichtige Polen unter Führung von Gołuchowski im Namen gemäßigter Kräfte auf Autonomie für die Provinz. Sie gaben Wien zu verstehen, dass sie radikale Bestrebungen im Zaum halten würden, wenn man ihnen die Verantwortung übertrage. Gleichzeitig folgte die sogenannten »Podolier« dem Beispiel von Fürst Lew Sapieha und engagierten sich im karitativen und sozialen Bereich. Vielleicht aufgrund dieser Anstrengungen war der polnische Nationalismus in Galizien weniger ausgeprägt als im russisch regierten Polen. In den Jahren 1863/64, als jenseits der Grenze der Januaraufstand tobte, hielt sich die aktive Unterstützung für die Aufständischen in Grenzen (siehe S. 330ff.).

Galizien wurde schließlich im Jahr 1871 autonom, nachdem das Kaiserreich vier Jahre zuvor in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn umgewandelt worden war. Galizien wurde zwar weniger selbstständig als Ungarn, aber selbstständiger als alle anderen Provinzen des Reiches. Es erhielt einen *Sejm* mit drei Kammern und ein eigenes Ministerium für galizische Angelegenheiten in Wien; seine Statthalter erhielten den Titel *namiestnik* oder »Vizekönig«. Polnisch wurde die wichtigste Sprache in Verwaltung und Bildungswesen. Die konservativen Landbesitzer behielten eine dominante Position, und selbstbewusste Polen glaubten, das Königreich könnte bei der Wiedervereinigung Polens vielleicht eine ähnliche Rolle spielen wie Piemont als Führungsmacht beim italienischen Risorgimento. Ruthenen und Juden dagegen fühlten sich zunehmend ausgeschlossen. Zwischen 1871 und 1915 waren sämtliche Vizekönige, sämtliche Minister für

galizische Angelegenheiten und sämtliche Landmarschälle (Präsidenten des *Sejm)* polnisch. Der ebenfalls polnisch dominierte *Sejm* war berüchtigt für die langatmigen Reden seiner Abgeordneten und für seine Untätigkeit. Der polnische Ausdruck »*austriackie gadanie*«, wörtlich »österreichisches Geplapper«, heißt auch »heiße Luft« oder »leeres Geschwätz«.

Trotzdem waren die sozialen und politischen Bedingungen in Galizien ein guter Nährboden für nationalistische Vorstellungen, die vor allem bei den Ruthenen an Boden gewannen. Die Gruppe der »Altruthenen« versammelte sich in den Gemeindehäusern der unierten Kirche. Eine zweite Gruppe, die nach ihrem Gründer Katschkowsky-Gesellschaft hieß, wurde russophiler Tendenzen verdächtigt. Eine dritte, die Narodowzy oder »Freunde des Volkes«, gewannen allmählich die Unterstützung einer klaren Mehrheit. Mit Hilfe der bildungspolitischen Gesellschaft Proswita machten sie einen wichtigen symbolischen Schritt, als sie ihr Hauptquartier im Lubomirski-Palast, der früheren Residenz des Statthalters einrichteten. Auch sie sahen Galizien als eine Art Piemont – aber als Führungsmacht bei der Gründung eines künftigen ukrainischen Staates.[57]

Bis 1907 waren im ganzen Reich demokratische Institutionen eingeführt. Das Männerwahlrecht, das in Galizien bereits einige Jahre funktionierte, wurde um das allgemeine Männerwahlrecht für den kaiserlichen *Reichsrat* in Wien erweitert, in dem galizische Abgeordnete neben Deutschen, Tschechen, Slowenen, Bukowinern und vielen anderen saßen. Nationalisten vieler Spielarten mischten sich dort mit Konservativen, Sozialisten und den ersten Zionisten. Im Jahr 1908 entsandte Galizien die größte Delegation aller Provinzen zum diamantenen Jubiläum der Regierung Franz Josephs I.; manche Delegierte kamen zu Fuß andere zu Pferd, aber alle in prächtigen Trachten.

Im selben Jahr jedoch wurde der Vizekönig von Galizien in Lemberg von einem ukrainischen Extremisten ermordet. Der Mord schaffte es auf die erste Seite der *New York Times:*

STUDENT ERMORDET GOUVERNEUR VON GALIZIEN
Graf Andreas Potocki Opfer der bitteren Feindschaft zwischen Ruthenen und Polen
ERSCHOSSEN, ALS ER EINE AUDIENZ GAB
Polen schreien nach Rache – große Aufregung in Lemberg[58]

Fünf Jahre danach, unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg,

platzte eine weitere politische Bombe. Beamte der österreichischen Spionageabwehr überprüften verdächtige Geldpäckchen in der Wiener Hauptpost und deckten eine hochverräterische Beziehung zwischen dem früheren Chef ihres militärischen Geheimdiensts und dem russischen Staat auf. Oberst Alfred Redl (1864–1913), geboren in Lemberg, halb jüdischer, halb ukrainischer Abstammung, war ein erstklassiger Offizier. Aber er war auch homosexuell und deshalb erpressbar. Mehr als ein Jahrzehnt lang soll er die Russen mit den österreichisch-ungarischen Plänen für einen Krieg gegen Serbien versorgt und ihnen Details über alle wichtigen Festungen in Galizien geliefert haben. Als er sich wegen der Schande erschoss, soll den Kaiser am meisten bedrückt haben, dass ein Offizier ein so schlechtes Beispiel gab, in Todsünde zu sterben.[59]

Vor diesem Hintergrund taten sich um die Jahrhundertwende in Galizien diverse soziale und politische Abgründe auf. Der Hochadel teilte sich den reichsten Sektor der Gesellschaft inzwischen mit einer kleinen, aber sehr wohlhabenden Schicht oft jüdischer Bürger, während die Polnische Sozialistische Partei (PPS) insbesondere in der Ölindustrie mehr und mehr Anhänger in einer kleinen, aber militanten Arbeiterschaft gewann. Die robuste und bemerkenswert antiklerikale und respektlose Polnische Bauernpartei (PSL) warb dagegen um eine große Bevölkerungsgruppe. Arme Juden und noch ärmere Bauern emigrierten in großen Scharen. Vor allem jedoch beobachteten rivalisierende nationalistische Bewegungen einander mit wachsendem Misstrauen. Galizien hatte denen wenig zu bieten, die »Polen den Polen«, »die Ukraine den Ukrainern« oder »Zion den Juden« forderten.

Nirgends traten die sozialen Gegensätze des Königreichs deutlicher zutage als in Krynica, einem kleinen Kurort in den Bergen hundert Kilometer westlich von Krakau. In dem Ort waren Mineralquellen entdeckt worden, und man hatte in den 1890er-Jahren am Fuß der mit Nadelhölzern bewaldeten Hänge ein schönes Pumpenhaus im Renaissancestil gebaut. Krynica und sein Nachbarort Muszyna hatten Bahnverbindungen nach Krakau und Budapest. Reiche Besucher, darunter viele Juden und Ausländer aus Russland und Ungarn, kamen angereist, um Heilwasser zu trinken, sich in Schlammbädern zu entspannen, auf der eleganten Prachtstraße zu flanieren und die luxuriösen Hotels zu genießen. Elegante polnische Damen prunkten mit der

neusten Pariser Mode. Gleichzeitig lag ein jüdisches Armenviertel halb versteckt hinter dem Rathaus, und zerlumpte Bauern aus den umliegenden ruthenischen Dörfern kamen in die Stadt, um Arbeit als Bedienstete und Zimmermädchen zu finden oder manchmal auch nur, um zu betteln. Eine taubstumme lemkische Wäscherin aus dieser Unterschicht gebar 1895 Epifanji Drownjak, einen der berühmtesten Söhne Galiziens. Drownjak hatte wie seine Mutter eine Sprachbehinderung und verbrachte einen Gutteil seines Lebens als Bettler an der Prachtstraße in Krynica. Dann jedoch wurde er unter dem Pseudonym »Nikifor« als naiver Maler berühmt.[60] Während sein Zeitgenosse L. S. Lowry Baumwollspinnereien und »Streichholzmännchen« aus Lancashire malte, zeichnete Nikifor mit Vorliebe galizische Bahnhöfe und Zugpassagiere.

Wer von Krynica aus mit dem langsamen Regionalzug ein paar Stunden nach Norden fuhr, kam nach Bobowa – einem archetypischen jüdischen Schtetl mitten in der grünen polnischen Landschaft. Das Dorf war 1889 niedergebrannt und von den ursprünglichen Einwohnern verlassen worden. An ihrer statt siedelten sich die Anhänger des chassidischen *zaddik* Salomon ben Natan Halberstam dort an. Eine neue Jeschiwa oder Talmudschule wurde gegründet. Die alte hölzerne Synagoge wurde durch eine neue aus Stein ersetzt, und an Festtagen wurde der Ort von Tausenden chassidischer Pilger aus nah und fern besucht. Besitzer des Schtetls waren die Grafen Długoszowski, Flüchtlinge aus dem russisch regierten Polen. In den Jahren vor 1914 studierte Bolesław Wieniawa-Długoszowski, der Sohn der Familie, in Paris. Er kehrte jedoch rechtzeitig in seine Heimat zurück, um im Ersten Weltkrieg mit Piłsudskis Polnischen Legionen zu kämpfen. Seine Beziehung zu den Juden ist ein Beispiel dafür, wie verschiedene Religionen und ethnische Gemeinschaften vor dem Ersten Weltkrieg in Galizien idealerweise nebeneinander leben konnten. Es sind Fotos erhalten, wie er als Offizier in Uniform Salomon Halberstams Sohn zu Gast hat: der silberhaarige, medaillengeschmückte General und der lächelnde, vollbärtige Chassid mit dem Pelzhut auf dem Kopf.[61]

Im August 1914, als der Krieg ausbrach, wusste jeder, dass das Schicksal Galiziens auf dem Spiel stand. Das Land war strategisch verwundbar, und tatsächlich fanden gleich nach Kriegsbeginn auf galizischem Boden Kämpfe zwischen russischen und österreichischen Armeen statt. Die Angst vor

der »russischen Dampfwalze« war groß: Wenn die Armeen des Zaren siegten, würde Galizien von Russland annektiert werden. Wenn die Mittelmächte standhielten, würde Galizien, so die allgemeine Annahme, auf unabsehbare Zeit ein Habsburger Kronland bleiben.

Die meisten galizischen Männer leisteten ihren Militärdienst in der kaiserlichen und königlichen Armee. Sie erlitten schwere Verluste. Eine viel kleinere Anzahl, vielleicht 30.000 Mann, schaffte es in die neu aufgestellten Polnischen Legionen Józef Piłsudskis oder in deren ukrainisches Äquivalent, die Sitscher Schützen. Beide Formationen entstanden aus Pfadfindergruppen oder Sportvereinen oder aus paramilitärischen Gruppen, die im Jahrzehnt zuvor entstanden waren. Piłsudskis Männer gehörten der antinationalistischen Fraktion der polnischen Patrioten an. Sie respektierten die multireligiösen und multikulturellen Traditionen des Landes und hatten ein starkes jüdisches Kontingent in ihren Reihen. Außerdem waren sie, wie schon Dąbrowskis Männer hundert Jahre zuvor, durch den Aufruf motiviert, für die Wiederherstellung der polnischen Unabhängigkeit zu kämpfen. Am 6. August 1914 eröffneten sie die Kampfhandlungen, indem sie in einem Bravourstück bei Krakau die russische Grenze überschritten. Allerdings zogen sie sich bald wieder zurück und nahmen neben anderen Formationen der Mittelmächte ihren Platz an der Front ein. Nach drei Jahren schwerer Kämpfe wurden sie von der Ostfront abgezogen, weil sie im Westen kämpfen sollten. Sie weigerten sich jedoch den geforderten Treueid auf den Deutschen Kaiser zu leisten und wurden aufgelöst. Piłsudski kam ins Gefängnis, die Offiziere wurden interniert, und die Mannschaften wurden auf andere Einheiten verteilt. Danach spielten sie weder im Krieg noch für die Zukunft Galiziens mehr eine Rolle.[62]



Die österreichische Regierung wollte möglichst auch viele Ruthenen für den Krieg mobilisieren. Um die Sitscher Schützen herum wurde ein ukrainisches Armeekorps aufgebaut, für das man in Ostgalizien Soldaten rekrutierte. Die politischen Ziele dieser Einheit waren unklar, aber sie wollte genau wie die Polen unbedingt gegen die Russen kämpfen, und dieses Ziel war der Wiener Regierung genug. Da die Sitscher Schützen bis zum Schluss im Feld standen, konnten sie die Ereignisse bei Kriegsende beeinflussen.[63]

Zunächst sah es für Galizien schlecht aus. Die russische Dampfwalze rollte, angetrieben von einer gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit. Lemberg war besetzt und die Festung Przemyśl wurde nach fünfmonatiger Belagerung eingenommen. Die Österreicher zogen sich zurück. Anfang Dezember 1914 plünderten Kosakenpatrouillen die Außenbezirke von Krakau. (Eine von ihnen wurde in Bierżanów festgenommen, das heute innerhalb der Stadtgrenze liegt.) Doch die Front hielt. Durch eine Gegenoffensive an Weihnachten nahmen die Österreicher fast ganz Westgalizien wieder ein und eroberten damit die Hälfte des verlorenen Gebiets zurück.[64]

Ab 1915 übernahmen die Mittelmächte die Initiative.

Nachdem die Deutschen in Ostpreußen eine von zwei russischen Heeresgruppen ausgeschaltet und weit innerhalb Frankreichs eine Grabenfront etabliert hatten, fühlte sich das deutsche Oberkommando in der Lage, seine unter großem Druck stehenden österreichischen Verbündeten zu unterstützen. Im Juli begann in der Nähe von Gorlice (bei Krynica) eine massive gemeinsame Operation, die auf mehreren Hundert Kilometern jeden Widerstand überrollte. Die Deutschen wandten sich nach Norden und eroberten Warschau. Die Österreicher erreichten Lublin und nahmen sowohl Przemyśl als auch Lemberg wieder ein. Der deutsche und der österreichische Kaiser einigten sich bei einem Treffen darauf, in Warschau und Lublin ein untergeordnetes polnisches Königreich zu gründen. Galizien hatte wieder Luft zum Atmen.

Das folgende Jahr brachte neue Sorgen, die durch den Tod von Franz Joseph noch verstärkt wurden. General Brusilow begann eine neue russische Offensive. Lemberg wechselte wieder den Besitzer und Przemyśl wurde erneut belagert. Dieses Mal stießen die Russen über die Karpaten nach Ungarn vor. Am Ende jedoch ging ihnen der Dampf aus, und ihre Positionen im Winter 1916/17 waren fast die gleichen wie zwei Winter zuvor. Das vom Krieg zerrissene Galizien hielt sich wacker und war der Schauplatz eines der berühmtesten Romane über das Leben an der Ostfront, *Der brave Soldat Schwejk*.[65] Schwejks tschechischer Schöpfer Jaroslav Hašek diente in Galizien.

Es dauerte nicht lange, bis der Donner der Kanonen durch das Grollen der Revolution ergänzt wurde. Im Lauf des Jahres 1917 brach die russische Armee zusammen. Ihre Soldaten meuterten, weigerten sich zu kämpfen, erschossen ihre Offiziere und forderten ihre deutschen und österreichischen Feinde auf, ihrem Beispiel zu folgen. Im März wurde der Zar durch die »Februarrevolution« gestürzt. Im November stürzten die Bolschewiken in der »Oktoberrevolution« die Provisorische Regierung. In der Folge kam es im Osten zu einem Friedensschluss, während der Krieg im Westen weitertobte. Die Heere der Mittelmächte stürmten vor und besetzten die baltischen Provinzen, Litauen, Weißrussland und die Ukraine. Sowohl Litauen als auch die Ukraine erklärten ihre Unabhängigkeit von Russland. Ein unter Druck geratener Lenin, Führer der Bolschewiken, sah sich gezwungen, um Frieden zu bitten. Der im März 1918 unterzeichnete Vertrag von Brest-Litowsk

war ein Diktat von Berlin und Wien. Sowjetrussland wurde gezwungen, auf riesige Teile seines Territoriums zu verzichten, und Galizien wurde als habsburgischer Besitz bestätigt.[66]

Die wichtigsten Sorgen der Zivilisten waren nun Epidemien und Flüchtlinge. Typhus brach aus, gefolgt von einer weltweiten Epidemie der Spanischen Grippe. Weit mehr als eine Million galizischer Zivilisten war vertrieben, und es wurde um internationale Hilfe ersucht, um ihre Leiden zu lindern.

Der Einfluss der Bolschewistischen Revolution auf Galizien ist schwer einzuschätzen. Sie mag den neuen Kaiser Karl dazu ermuntert haben, einen Separatfrieden anzustreben. Auch wurden manche Soldaten vom revolutionären Bazillus infiziert und drohten zu meutern; die meisten jedoch wollten einfach nach Hause. Viele von ihnen wandten sich, als sie abmarschierten, nicht im Namen der internationalen Revolution, sondern im Namen der nationalen Befreiung gegen ihre imperialen Herrscher. Tschechische und slowakische Regimenter forderten einen tschechoslowakischen Staat; Kroaten und Slowenen wollten ein neues Jugoslawien gründen; Polen sprachen von einer polnischen Republik und Ukrainer von einer freien Ukraine.

Die Unruhe erreichte im Oktober 1918 ihren Höhepunkt. Die Mittelmächte traten an der Westfront einen ungeordneten Rückzug an, und die Kaiser in Berlin und Wien sahen sich mit der Forderung nach Abdankung konfrontiert. In Galizien schmolzen die Truppen der kaiserlichen und königlichen Armee zusammen mit dem österreichischen Regierungsapparat dahin. Offiziere warfen die Schlüssel zu ihren Festungen weg. Hilfsgesuche an Wien blieben unbeantwortet, und Befehle kamen auch keine mehr. Krakau wurde der lokalen Garnison überlassen, in Lemberg übernahm eine Division Sitscher Schützen das Kommando. In Westgalizien erklärte sich der sogenannte Polnische Liquidationsausschuss zum Nachlassverwalter des alten Kaiserreichs. In Ostgalizien entstand parallel zu einer »Republik Deutschösterreich« in Wien eine »Westukrainische Volksrepublik«. Am 11. November erklärte Kaiser Karl, dass er sich aus der Regierung zurückziehe, und entband alle Beamten von ihrem Amtseid. Im Gegensatz zum Deutschen Kaiser dankte er nicht ab, sondern zog sich in sein Schloss in Eckartsau zurück, wo er die Entwicklung abwartete. Vier Monate später ging er in die Schweiz, und das Kaiserreich

verlor sich einfach im Nichts. Da er auch König von Galizien und Lodomerien gewesen war, verlor sich auch dieses hilflose Königreich im Nichts. Nach monatelangem Chaos wurde es der neugeborenen Polnischen Republik angeschlossen. Ihr Staatsoberhaupt war der gerade erst aus einem deutschen Gefängnis entlassene Józef Piłsudski.

Das Nachleben Galiziens dauerte höchstens eine Generation. Das Königreich selbst wurde nie wiederhergestellt, doch die multinationale Gemeinschaft, deren Exstenz es begünstigt hatte, bestand unter mehreren politischen Regierungen fort und wurde erst im Zweiten Weltkrieg endgültig zerstört. In den Jahren 1918–1921 führte die Teilung Galiziens zu bewaffneten Konflikten. Die Polen von Lemberg rebellierten schon nach einer Woche gegen die Westukrainische Volksrepublik. Sie warfen die ukrainischen Truppen ohne fremde Hilfe aus der Stadt und befreiten dann mit militärischer Hilfe aus Zentralpolen ganz Galizien von der ukrainischen Herrschaft.[67] Danach starteten sie eine politische Kampagne mit dem Ziel, das gesamte frühere Galizien in die Polnische Republik einzugliedern. Zur gleichen Zeit wurde das Territorium in einen größeren Krieg zwischen Polen und den Sowjetrepubliken verwickelt. Im Frühjahr 1920 diente Galizien als Basis für den Marsch auf Kiew, den Piłsudski zusammen mit verbündeten ukrainischen Armeen unternahm. Im gleichen Sommer wurde Galizien Schauplatz einer bolschwistischen Invasion, die von der furchterregenden *Konarmija* (Reiterarmee) der »Roten Kosaken« angeführt wurde. Im Herbst, nach dem entscheidenden Sieg Polens über die Rote Armee bei Warschau, kam das ganze Land wieder unter polnische Herrschaft.[68]

In den 1920er- und 1930er-Jahren erlebte das wiedervereinigte und in Zwischenkriegspolen eingegliederte Galizien eine kurze Periode der Erholung. Westgalizien mit Krakau im Mittelpunkt erhielt wieder seinen historischen Namen Małopolska (Kleinpolen). Ostgalizien oder die Westukraine mit Lwów (ehemals Lemberg) im Zentrum erhielt den unhistorischen Namen »Östliches Kleinpolen«. Wie schon in der vergangenen österreichischen Ära hatten die Polen wieder die Macht. Verwaltung und Bildungswesen waren stark polonisiert, und zum ersten Mal wurde der Analphabetismus fast vollständig besiegt. In mehreren Regionen erhielten große Zahlen polnischer Siedler, in der Regel Veteranen aus dem Krieg von 1920, Land zugeteilt, um

die Grenzgebiete zu stärken. Die Loyalität der Bevölkerung wurde durch eine relativ wohlwollende Regierungspraxis, durch eine starke Militärpräsenz und durch die Furcht vor den benachbarten Sowjetrepubliken aufrechterhalten, wo die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen sehr viel schlechter waren. Sowjetbürger, die vor Lenins »Rotem Terror«, vor Stalins Zwangskollektivierung oder vor der ukrainischen Hungersnot von 1932/33 nach Galizien flohen, führten der galizischen Bevölkerung die Schrecken des »sowjetischen Paradieses« deutlich vor Augen.

Die Probleme der nichtpolnischen Minderheiten in Galizien waren in den Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg ein beliebtes Thema der sowjetischen Propaganda, werden aber oft übertrieben. Die Juden wurden tatsächlich, insbesondere während des Polnisch-Sowjetischen Krieges, in einem bestimmten Ausmaß diskriminiert. Gerüchte über weitverbreitete Pogrome jedoch sind, auch wenn sie häufig wiederholt werden, durch mehrere internationale Untersuchungen widerlegt. Das berüchtigte »Lemberger Pogrom« vom November 1918 entpuppte sich als ein vom Militär verübtes Massaker, bei dem zwei Drittel der Opfer Christen waren.[69] Auch die Ruthenen/Ukrainer erlebten schlimme Episoden. Ländliche Armut war in dem »Polska B« genannten ärmeren östlichen Teil von Zwischenkriegspolen immer noch weit verbreitet. Obwohl die Verfassung die Gleichheit aller Staatsbürger garantierte, wurden die ukrainische Kultur und Sprache nie mit der polnischen gleichbehandelt. Im Jahr 1931 wurde ein Streik der Landbevölkerung vom polnischen Militär brutal niedergeschlagen; 1934 führte die Ermordung des in Galizien geborenen polnischen Innenministers Bronisław Pieracki durch ukrainische Terroristen zu harten Vergeltungsmaßnahmen. Trotzdem hatte keine dieser Prüfungen auch nur entfernte Ähnlichkeit mit den Grausamkeiten, die jenseits der sowjetischen Grenze verübt wurden, oder mit den Katastrophen, die dem Land bevorstanden.

Ehemalige Galizier, die nach 1918 berühmt wurden, waren Legion. Unter anderem: Wincenty Witos, Bauernpolitiker und Ministerpräsident;[70] Stefan Banach, Mathematiker;[71] Karel Sobelsohn alias »Karl Radek«, Bolschevist;[72] Leopold Weiss (später Muhammad Asad), muslimischer Konvertit;[73] Michał Bobrzyński, Historiker;[74] Martin Buber, Philosoph;[75] Joseph Retinger, einer der »Väter Europas«;[76] Omelian Pritsak,

Orientalist an der Harvard-Universität;[77] Joseph Roth, österreichischer Schriftsteller;[78] Bruno Schulz, polnischer Schriftsteller und Künstler;[79] Samuel Y. Agnon, israelischer Romanschriftsteller;[80] Władysław Sikorski, General und Politiker;[81] Erzherzog Albrecht von Habsburg, polnischer Offizier;[82] Rudolf Weigl, Mikrobiologe;[83] Ludwig von Mises, Wirtschaftswissenschaftler;[84] Stepan Bandera, ukrainischer Nationalist,[85] und Simon Wiesenthal, Nazijäger.[86]

Hier reicht der Raum nicht aus, um mehr als eine dieser so verschiedenen Gestalten zu beschreiben. Die wirklich außergewöhnliche Karriere von Leopold Weiss (1900–1992) wurde durch Umstände ausgelöst, die für gebildete Galizier einigermaßen typisch waren. Weiss wurde in Lemberg in eine Familie liberaler jüdischer Akademiker hineingeboren, für die religiöse Toleranz eine Selbstverständlichkeit war. Sein Vater hatte als Sohn und Enkel von Rabbinern mit der Tradition gebrochen und war Rechtsanwalt geworden. Nun wurde der junge Leopold zwar traditionsgemäß nach dem Talmud erzogen, aber seine Eltern achteten sehr darauf, ihm keine religiösen Ansichten aufzuzwingen. Das Ergebnis war, wie er sagte, das Gefühl, keine wirkliche Überzeugung zu haben. Aus diesem Grund trennte er sich, als er 1920 nach Palästina kam von seinen zionistischen Kameraden aus Galizien, freundete sich mit den Arabern an, konvertierte zum Islam und nahm den Namen Muhammad Asad an. Er schrieb 1964 *Die Botschaft des Koran*, eine der bekanntesten Einführungen in die Lehren des Islam. Nachdem er eine Zeit lang in Saudi-Arabien gelebt und mit König Saud Freundschaft geschlossen hatte, heiratete er eine saudische Frau und zog nach Britisch-Indien. Dort wurde er 1939 als feindlicher Ausländer festgenommen und bis zum Kriegsende interniert. Nach dem Krieg wurde er pakistanischer Botschafter bei den Vereinten Nationen. Seine Eltern waren in Lemberg geblieben und starben im Holocaust.[87]

In den Jahren 1939–1945 gehörte das ehemalige Galizien zu dem Stück Europa, das mehr Tote zu beklagen hatte als irgendein anderes Gebiet in der bisherigen europäischen Geschichte. Die polnische Republik wurde im September 1939 binnen vier Wochen durch die geheime Zusammenarbeit zwischen Hitlers Wehrmacht und Stalins Roter Armee zerstört. Gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt wurden Land und Menschen im geschlagenen Polen am 28. September in eine deutsche und eine sowjetische Besatzungszone aufgeteilt. Der südlichste Teil der

Teilungslinie verlief an dem Fluss San (der alten Grenze zwischen West- und Ostgalizien). Nach der Teilung begannen die Morde und Vertreibungen. In der deutschen Zone wurde Krakau die Hauptstadt des von der SS regierten Generalgouvernements; in Oświęcim (Auschwitz) bauten die Nazis ihr größtes Konzentrationslager. In der sowjetischen Zone wurde Lemberg (heute Lwiw) zum Zentrum eines brutalen kommunistischen Regimes, das stalinistische Normen durchsetzte. Bis zu einer Million Menschen – Polen, Ukrainer und Juden – wurden entweder in sowjetischen Konzentrationslagern interniert oder in abgelegene Regionen Sibiriens und Zentralasiens verbannt.[88]

In den mittleren Jahren des Krieges, 1941–1944, nach Hitlers Bruch des Hitler-Stalin-Pakts und nach »Unternehmen Barbarossa« dehnte sich die deutsche Besatzungszone weit nach Osten aus. Ostgalizien wurde als Distrikt Galizien in das Generalgouvernement eingegliedert, und die Nazis begannen die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung in ihrem »Lebensraum« zu verändern. Fast alle galizischen Juden wurden ermordet, entweder erschossen oder in den Gaskammern von Auschwitz und Sobibor umgebracht.[89] Zur gleichen Zeit begann ein Teil ukrainischer Untergrundbewegung mit ethnischen Säuberungen, denen Hunderttausende von Polen zum Opfer fielen.[90] Die Waffen-SS rekrutierte im früheren Galizien nur eine Division ukrainischer Freiwilliger, die 14. Waffen-Grenadier-Division der SS (galizische SS-Division Nr. 1), die ausschließlich gegen die Sowjetunion zum Einsatz kam;[91] in vielen anderen besetzten Ländern, wie zum Beispiel in Belgien, den Niederlanden und Ungarn wurden zwei oder drei Divisionen der Waffen-SS rekrutiert. Demgegenüber kämpften viele ukrainische Divisionen in der Roten Armee. Die im Untergrund operierende Ukrainische Aufständische Armee (UPA) versuchte in einem verzweifelten Kampf, ihr Heimatland zugleich gegen Stalin und Hitler zu verteidigen. Ihre Soldaten, Angehörigen und Sympathisanten wurden vernichtet.[92]

In den Jahren 1944/45 kehrte die Rote Armee mächtiger denn je zurück. Das stalinistische Regime war fest entschlossen, die alte, 1939 mit den Nazis vereinbarte Demarkationslinie wiederherzustellen, also das alte Galizien für immer zu teilen. Außerdem ging es daran, die verbliebene polnische Bevölkerung im Westen und die ukrainische im Osten zu konzentrieren. Große Wellen von Flüchtlingen

wogten hin und her. Wer nicht freiwillig ging, wurde aus seinem Heim vertrieben. Die Polen aus Ostgalizien/dem östlichen Małopolska/dem Distrikt Galizien, wurden jetzt als »Repatrianten« mit den Zügen aus dem sowjetischen Territorium abtransportiert. Fast die gesamte überlebende Bevölkerung von Lemberg wurde in die schlesische Hauptstadt Wrocław/Breslau verfrachtet, wo sie die ebenfalls vertriebene deutsche Bevölkerung ersetzte.[93] Es war Social Engineering von beispiellosem Ausmaß.

Die Regionen an der neuen polnisch-sowjetischen Grenze wurden besonders hart getroffen. Ein Beispiel muss hier genügen: Die Stadt Ustrzyki Dolne lag am Ufer des San. Ihre multinationale galizische Zusammensetzung war bis 1939 intakt geblieben. Eine jüdische Mehrheit hatte die Stadt geprägt, doch sie hatte auch polnische und ruthenische Einwohner. Moses Fränkel, einer der prominentesten jüdischen Bürger, war lange ihr Bürgermeister gewesen. In der ländlichen Bergregion in der Umgebung der Stadt lebten ruthenische Bauern aus der Gruppe der Lemken neben einer alten deutschen Kolonie. Keine dieser Gruppen überlebte den Krieg. Die Polen von Ustrzyki wurden 1939 massenhaft von den Sowjets deportiert und starben fast alle an schlechter Behandlung oder sibirischer Kälte.[94] Die Deutschen wurden gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt in das sogenannte »Warthegau« umgesiedelt, wo sie die einheimischen Polen ersetzten.[A] Im Jahr 1942 wurden die Juden von Ustrzyki von der Wehrmacht zusammengetrieben, zu einem Umschlagplatz geführt und mit dem Zug in das Vernichtungslager Sobibór verfrachtet. Damit waren nur noch die ruthenischen Lemken übrig. Sie wurden 1946 und 1947 im Rahmen der ethnischen Säuberungsaktion »Aktion Weichsel« von den kommunistischen Behörden festgenommen und in alle Winde zerstreut, angeblich um die Überreste des ukrainischen Untergrunds der Kriegszeit auszurotten.[95] Zu diesem Zeitpunkt war Ustrzyki eine Geisterstadt, in der keiner der Vorkriegseinwohner mehr lebte. Auch die Bergdörfer waren verlassen, die Häuser niedergebrannt und abgerissen, die Obstgärten verwildert und die unbebauten Felder zugewachsen. Nur die Ruinen einiger Kirchen und Synagogen und geschändeten Grabsteine auf den Friedhöfen zeugten noch von der Vergangenheit.[96] Das frühere Ostgalizien wurde zwangsukrainisiert und gehörte jetzt zur Ukrainischen SSR. Das frühere Westgalizien wurde künstlich polonisiert und

gehörte zur Volksrepublik Polen. Die neue sowjetisch-polnische Grenze beschränkte die Kontakte zwischen Ukrainern und Polen auf ein Minimum. Ustrzyki und Umgebung wurden 1951 von der Sowjetunion an Polen zurückgegeben.

Das Königreich Galizien und Lodomerien war schon 1918 untergegangen. Dreißig Jahre später war auch die Gemeinschaft der früheren Galizier zersplittert und zerstreut. Ihre multinationale Heimat war in tausend Stücke zerschlagen. Die alte galizische Gesellschaft war letztlich den zwei großen totalitären Ungeheuern des 20. Jahrhunderts zum Opfer gefallen. Aber auch ihr eigener Aufbau hatte eindeutig Elemente enthalten, die zu hässlicher, mörderischer Gewalt hatte führen können. Ein Teil der Ruthenen/Ukrainer war freiwillig in den Dienst der Nazis getreten, und einige hatten gegen Polen in ländlichen Gebieten ähnliche Verbrechen wie die Nazis begangen. Manche galizische Polen und Juden hatten sich Stalin angeschlossen und sich insbesondere in den Jahren 1939–1941 an sowjetischen Verbrechen beteiligt. Siebzig Jahre nach den Ereignissen wurde bekannt, dass polnische Bauern schändliche Verbrechen gegen fliehende Juden begangen hatten.[97] Beobachter könnten die Frage aufwerfen, ob es zwischen den ethnischen Gruppen in Galizien nicht irgendwann ähnlich mörderische Auseinandersetzungen wie in Jugoslawien gegeben hätte. Die Frage ist unhistorisch, und wir werden ihre Antwort nie kennen. Sie kann freilich leicht von Menschen gestellt werden, deren Land nie besetzt und nie der gleichen Apokalypse unterworfen war, wie sie das ehemalige Galizien getroffen hat.

III

Museen sind ein fester Bestandteil des heutigen kulturellen, sozialen und intellektuellen Lebens. Sie sind das bewusste Produkt des Versuchs, mit der Vergangenheit in Verbindung zu bleiben, und manchmal des Versuchs, sie systematisch zu rekonstruieren. Traditionell wird in Museen viel Wert auf materielle Aspekte wie die Sammlung, Konservierung, Analyse und Ausstellung historischer Objekte gelegt, und sie haben, was wohl nicht zu vermeiden ist, die Tendenz, die Prioritäten ihrer Geldgeber wiederzuspiegeln. Nur wenige Museen versuchen, völlig unparteiisch zu sein oder alle

Sichtweisen mit einzuschließen, und keinem will es so recht gelingen.[98]

Das moderne Museum beruht auf einer sehr alten Tradition, die bis ins alte Griechenland zurückreicht. Das *Mouseion* oder der »Sitz der Musen« in Alexandria, das die berühmte Bibliothek beherbergte, war der Prototyp vieler späterer Einrichtungen. In der Renaissance wurde ein »Kuriositätenkabinett« für Herrscher und Aristokraten mit Selbstrespekt unverzichtbar. Die Sammlungen von Cosimo I. de' Medici in Florenz und von Rudolf II. in Prag waren unübertroffen. Der Anspruch, das ältestes Museum Europas zu sein, wird sowohl von der Sammlung Grimani in Venedig (1523), als auch vom Museum Wormianum in Kopenhagen (1654) und vom Ashmolean Museum in Oxford (1677) erhoben. Zu den führenden staatlichen Museen in Europa gehören die Kapitolinischen Museen in Rom (1734), das britische Museum in London (1759), der Prado in Madrid (1784), der Louvre in Paris (1793) und das Rijksmuseum in Amsterdam (1800). Theorie und Praxis des Museumswesens wurden früher als Museografie bezeichnet, heute jedoch sind die Begriffe Museologie oder Museumswissenschaft gebräuchlicher.[99] Nicht jeder lässt sich jedoch von der Institution des Museums beeindrucken. »Museen sind nichts als ein Haufen Lügen«, hat Pablo Picasso einmal gesagt.[100]

Die Blütezeit des Königreichs Galizien und Lodomerien liegt in einer Ära, als staatliche und nationale Museen in jeder wichtigen europäischen Hauptstadt zu einer festen Größe wurden. Der Komplex der Königlichen Museen in Berlin (siehe S. 432f.) war besonders eindrucksvoll. Weil Kaiser Franz Joseph sich nicht in den Schatten stellen lassen wollte, schuf er 1891 ein eigenes Museumsviertel in Wien, indem er auf benachbarten Grundstücken das Kunsthistorische und das Naturhistorische Museum eröffnete. Das ältere Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, das 1853 von Mäzenen gegründet wurde, die der Reichseinigungsbewegung nahe standen, war bewusst national und nicht dynastisch ausgerichtet. Dasselbe galt auch für das hervorragende Szépművészeti Múzeum (Museum der bildenden Künste) in Budapest (1906). Sie waren die Vorbilder, an denen sich alle mitteleuropäischen Museumsgründer orientierten.

Galizien besaß sein eigenes, bescheideneres Spektrum von Museen. In Lemberg gründete der Landbesitzer und Literaturförderer Józef Maksymilian Ossoliński 1817 das

älteste Museum des Landes, das nach ihm benannte Ossolineum. Ursprung und Inhalte dieser Institution wurden später in einem beliebten Führer wie folgt beschrieben:

In der Ossoliński-Straße 2 steht in einem weitläufigen Park das Ossolineum. Es besteht aus zwei Teilen: der von Graf Józef Maksymilian Ossoliński gegründeten Bibliothek … und dem Museum, das 1823 durch eine Stiftung von Fürst Henryk Lubomirski ins Leben gerufen wurde. Die Sammlungen sind in einem ehemaligen Karmeliterkloster untergebracht, das zuvor … eine Militärkantine war … [Vor] 1869 waren die Sammlungen diversen Eingriffen der Regierung unterworfen. Die Bibliothek besteht aus 142.000 Büchern, 5000 Manuskripten, 5300 Urschriften und 1700 Dokumenten. Das Lubomirski-Museum … wurde 1870 mit den anderen Sammlungen zusammengelegt … und ist seither stark gewachsen.[101]

Außer Büchern und Dokumenten enthielt die Sammlung historische Gemälde, Trachten, Münzen, Flaggen, Rüstungen und militärisches Gerät. Das 1855 gegründete Dzieduszycki-Museum war vor allem der Ornithologie und der Ethnografie gewidmet. Das Prunkstück der Ausstellung war ein prähistorisches Wollnashorn, das man bei Stanisławów ausgegraben hatte.[102] Die kleine ruthenische Ausstellung nahm sich dazu im Vergleich wie die arme Verwandte aus.

Unter den Krakauer Museen waren das Czartoryski- und das Narodowe- oder Nationalmuseum das Zwillingsgestirn am Himmel. Sie wurden 1878/79 innerhalb eines Jahres gegründet. Der Bestand des ersten stützte sich ursprünglich auf die private Sammlung eines Aristokraten. Das zweite wurde per Gemeindebeschluss gegründet, um die großartige polnische Malerei auszustellen.

Fürstin Izabella Czartoryska geborene Fleming (1746–1835) war ebenso reich wie patriotisch und ausschweifend. Zu der Zeit, als einer ihrer Söhne zu den einflussreichsten Ministern des Zaren gehörte, begann sie, neben vielen anderen Dingen, alles zu sammeln, was der Erinnerung an den aufgelösten Polnisch-Litauischen Staatenbund diente. Ihr Gut in Puławy bei Lublin war gerade erst Neugalizien eingegliedert worden, und dort sollte sie zwei Sammlungen aufbauen: eine im Tempel der Sibylle (1801) und die andere im Galizischen Haus (1803). Schon nach ein paar Jahren jedoch war Puławy erneut unter russischer Kontrolle. Äußerungen des polnischen Patriotismus waren unerwünscht, und so wurden die Überreste des geplünderten Museums auf Umwegen nach Krakau gebracht, wo sie im späten 19. Jahrhundert in Frieden besichtigt werden konnten. Inzwischen wurde dem Mann und nicht mehr der Frau das Verdienst an der Museumsgründung zugesprochen:

Das Museum der Fürsten Czartoryski steht für erstklassigen wissenschaftlichen und künstlerischen Wert … Seine Anfänge liegen im 18. Jahrhundert als General Adam Czartoryski … in Puławy historische Artefakte zu sammeln begann … Nach der Katastrophe [dem Novemberaufstand] von 1831 gingen [wichtige Abteilungen] verloren. Andere überlebten jedoch in Paris [und anderswo] … Erst um 1880 wurden sie von Fürst Władysław Czartoryski in dem früheren Piaristenkloster in Krakau wieder zusammengestellt … Perlen der Ausstellung sind eine marmorne Venus aus Neapel, etruskische Keramik, altägyptische Gegenstände, emaillierte Kreuze aus dem Limoges des 12. Jahrhunderts, 7000 Rüstungsteile, 4000 Münzen und Medaillen, 500 Gemälde und Miniaturen, 20.000 Drucke und Zeichnungen … und die große Standarte des russischen Zaren, die [der Hetman] Stanisław Żółkiewski [1610] erbeutet hatte.[103]

Diese galizischen Museen blieben bis zum Zweiten Weltkrieg unversehrt. In den Jahren 1939–1945 jedoch war staatlich unterstützter Raub nur eine von vielen Katastrophen, die sie trafen. Das Czartoryski-Museum bekam am Ende seinen Leonardo, *Die Dame mit dem Hermelin*, zurück, nicht jedoch seinen Raffael, *Porträt eines jungen Mannes*. Das Ossolineum verlor seine Werke von Dürer vermutlich an Nazi-Plünderer, noch bevor die Einrichtung durch ein sowjetisches Dekret geteilt wurde. Die eine Hälfte musste in Lwiw bleiben und wurde Teil eines rein ukrainischen Komplexes. Die andere Hälfte, darunter das Originalmanuskript des Gedichts *Pan Tadeusz* von Mickiewicz, wurde nach Wrocław in Schlesien gebracht, wo die polnische Sammlung nach den Grenzveränderungen im Gefolge des Krieges in Sicherheit gebracht wurde.

In der sowjetisch geführten Welt jedoch hätte sich kein Museumsdirektor getraut, das galizische Erbe als solches zu feiern. Hier musste der Schwerpunkt auf dem kommunistischen Klassenkampf oder auf exklusiv nationalen Geschichten liegen. Die sowjetische Ukraine pflegte eine besonders negatives Bild des ehemaligen Galizien. Alle Übel wurden auf die Unterdrückung durch den polnischen Klassenfeind zurückgeführt; die Unterdrücker waren Polen und alle Unterdrückten waren Ukrainer. Auch in der Polnischen Volksrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg war das multikulturelle Panorama des alten Galizien den Herrschenden ein Dorn im Auge. Die historische Verbindung Polens mit dem östlichen Teil des ehemaligen Königreichs und mit Lwiw waren Tabuthemen, bei denen viele weiße Flecken auf der Landkarte bewusst weiß gelassen wurden. Gleichzeitig hatte die kommunistische Kulturpolitik die Museen als wichtige Instrumente der politischen und sozialen Kontrolle erkannt, weshalb sie bedingungslos der Parteiideologie und den aktuellen politischen Zielen

unterworfen wurden.

Als der Ostblock 1989–1991 zusammenbrach, existierte Galizien schon 70 Jahre lang nicht mehr, und sowohl die Museologen als auch die breitere Öffentlichkeit hatten sich an einen extrem selektiven Blick auf die Vergangenheit gewöhnt. In der Folge wurde die marxistische Sichtweise zwar verdammt, aber nationalistische Einschätzungen bestanden fort. Geldmittel und neue Ideen waren Mangelware. Der Wandel kam nur langsam.

In Anbetracht der Tatsache, dass das ukrainische Lwiw 145 Jahre die Hauptstadt der Königreichs Galizien und Lodomerien gewesen war, sollte man erwarten, dass die Museen der Stadt der »Österreichischen Periode« einigen Raum geben würden. Der Besucher merkt jedoch schnell, dass diese Erwartung verfehlt ist. Das heutige Lwiw zeigt weder an Galizien als Ganzem noch an der alten Realität von »Lemberg« viel Interesse. Zwei Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch des Kommunismus gibt es in den sieben wichtigsten Museen der Stadt nicht eine einzige Ausstellung über die Habsburger Zeit. Im Historischen Museum von Lwiw auf dem Rynok (Marktplatz) in der Mitte der Stadt gibt es eine Ausstellung über die Welt der Antike, eine über die Welt des Mittelalters und eine dritte über »Das literarische Lwiw im frühen 20. Jahrhundert«. Eine besondere Abteilung ist dem Alltag in der untergegangenen »Halitschina« gewidmet; und es gibt Galerien, in denen Gemälde, Schmuck, Porzellan, militärische Orden und Rüstungen aus dem alten Galizien ausgestellt sind. Eine permanente Ausstellung feiert den »Kampf des ukrainischen Volkes für nationale Unabhängigkeit«, behandelt jedoch das österreichische Galizien, als wäre es nur eine von vielen aufeinanderfolgenden Besetzungen eines Landes gewesen, dessen »Volk« nur aus Ukrainern bestand. Niemand scheint sich bewusst zu sein, dass »Halitschina« und Galizien nicht ganz dasselbe sind.[104]

In Krakau, früher die wichtigste Stadt Westgaliziens, stößt man auf das gleiche Desinteresse. Hier liegt der Schwerpunkt auf dem Polnischen, statt auf dem Ukrainischen, doch die Kurzsichtigkeit ist in beiden Ländern bemerkenswert ähnlich. Das Krakauer Nationalmuseum ist in den wunderbar renovierten mittelalterlichen Tuchhallen untergebracht und pflegt das Andenken an die polnische Geschichte und (genau wie sein Gegenstück in Lwiw) sonst fast gar nichts. In den Hauptausstellungen und den

wichtigsten Gebäuden, liegt die Betonung auf der polnischen Kunst des 19. Jahrhunderts; Glanzstücke sind Kolossalgemälde von Malern wie Matejko, Chełmoński oder Malczewski, häufig mit historischen Themen. Wer das Museum betritt, ist auch heute noch mit einer Inschrift konfrontiert, die verkündet, dass man sich an einer heiligen Kulturstätte der polnischen Nation befindet. Eine gewisse Nachsicht gegenüber der späten österreichischen Periode, in der das polnische Element die Oberhand gewonnen hatte, ist spürbar. Trotzdem ist die Einseitigkeit der eingenommenen Perspektive verblüffend. Sie wurde in den Jahrzehnten der Volksrepublik noch verstärkt, als sich der Staat bemühte, seiner gepeinigten, umgesiedelten und häufig sehr unzufriedenen Bevölkerung ein Gefühl der nationalen Identität zu vermitteln.[105]

Ein Besuch im Czartoryski-Museum löst andere Assoziationen aus. Abgesehen von seinen Gemälden und Antiquitäten enthält das Museum auch ein bemerkenswertes Kuriositätenkabinett. Die ursprüngliche Absicht bestand vermutlich schlicht darin, die Menschen zu beeindrucken, wenngleich sich der Betrachter heute womöglich fragt, ob die Objekte nicht falsch identifiziert sein könnten, etwa:

- Die Harfe von Maria Leszczyńska, Königin von Frankreich (1703–1768)
- Die Violine ihres Vaters Stanisław Leszczyński, König von Polen
- Die silberne Hutbrosche von König Stefan Báthory (reg. 1576–1586)
- Messer und Gabel von Königin Barbara Radziwiłł (gest. 1551)
- Das Feldbett, das Jan Sobieski bei der Belagerung von Wien benutzte
- Voltaires Feder
- Rousseaus Brieftasche
- Der Amtsstab des Landmarschalls des *Sejm* vom 3. Mai 1791
- Die Standarte Kościuszkos (1794)

Das sensationellste Ausstellungsstück von allen, stolz in einer Glasvitrine präsentiert, ist ein hellgrünes angebissenes Stück verschimmeltes Brot. Der offenbar nicht sonderlich hungrige Napoleon soll es an dem Morgen weggeworfen haben, als er im Dezember 1812 die Berezina überschritt. Einer seiner hungrigen, aber loyalen Soldaten nahm es und bewahrte es auf. Wie alle Reliquien, ganz unabhängig von ihrer Echtheit, hat auch dieses Stück Brot eine ungemein stimulierende Wirkung auf die Vorstellungskraft. Über ihm ist die Inschrift angebracht, die einst über dem Eingang zum Tempel der Sibylle in Puławy hing: »PRZESZŁOŚĆ PRZYSZŁOŚCI«, »Die Vergangenheit im Dienst der Zukunft«.[106] Wessen Vergangenheit und wessen Zukunft?, fragt man sich.

Zweihundert Jahre zuvor war die Vergangenheit für die Czartoryskis die untergegangene Polnisch-Litauische Adelsrepublik gewesen und die »Zukunft« die glückliche Zeit gewesen, wenn diese Republik wiederhergestellt würde. Die Sammlung wurde angelegt, bevor der Wiener Kongress alle Hoffungen einer Wiederherstellung zunichte machte, weshalb sich an ihrer konzeptionellen Grundlage seit zwei Jahrhunderten nichts mehr geändert hat. Die geplante Reorganisation des Museums, bei der ein Teil der Bestände vielleicht wieder nach Puławy zurückkehrt, wird sicherlich Gelegenheit zu konzeptionellen Überlegungen bieten.[107]

Die meisten Museologen sollten hier den Problemkomplex erkennen, der mit dem nahezu universalen Gedanken der »verdrängten Geschichte« verknüpft ist. Sie suchen eifrig nach Wegen, um Themen wieder einzuführen, die aus dem einen oder anderen Grund irgendwann vergessen oder aktiv unterdrückt wurden.[108] In den Vereinigten Staaten zum Beispiel hatten das Erbe der amerikanischen Ureinwohner und die Geschichte der Sklaverei lange unter offizieller Verdrängung zu leiden, und die dadurch entstandenen Lücken werden erst in jüngster Zeit geschlossen.[109] In Australien galt dasselbe für die abstoßende Geschichte der Beinaheausrottung der Aborigines. In Russland finden die Verbrechen des Sowjetregimes trotz der Anstrengungen der Organisation Memorial immer noch fast keine Aufmerksamkeit. Jedenfalls gibt es dort kein Museum zum Gedenken an ihre Opfer. In den meisten Ländern einschließlich Großbritanniens wird weder die Geschichte der Frauen noch der Kinder, noch der Armen mit Begeisterung erforscht. In Polen und der Ukraine, den Nachfolgestaaten Galiziens, muss noch viel getan werden, wenn dieses Königreich nicht der Vergessenheit anheimfallen soll.

Ein Schritt in die richtige Richtung wurde 1995 unternommen, als in dem Krakauer Stadtteil Kazimierz ein neues *Muzeum Galicja* eröffnet wurde. Es wurde hochgelobt für seine innovativen Methoden bei der Bergung der »Spuren der Erinnerung«. Seine wichtigste Sammlung wurde anhand der Fotografien des verstorbenen Chris Schwarz zusammengestellt. Er reiste weit, um festzuhalten, »was von einer verlorenen Zivilisation noch aufgezeichnet werden konnte«. Wie jedoch aus dem englischen Namen des Museums, *Galicia Jewish Museum*, hervorgeht, wurde es angelegt, um das jüdische Leben im früheren Galizien zu

würdigen und nicht das Leben in Galizien als Ganzes. Es hat fünf Abteilungen:

- Jüdisches Leben in Ruinen
- Jüdische Kultur von einst
- Orte des Massenmords und der Zerstörung
- Der Vergangenheit gedenken
- Menschen machen Erinnerung

Im Jahr 2008 wurden drei weitere Ausstellungen gezeigt: »Kämpfen mit Würde: Jüdischer Widerstand in Krakau, 1939–1945«, »Die März-Unruhen von 1968 in der Krakauer Presse« und »Polnische Helden: Wer Juden rettete.« Das *Muzeum Galicja* ist ein bewundernswertes Gegenmittel sowohl für die Auswirkungen des Holocaust als auch für die bedauernswerte Tendenz, die jahrhundertelange Existenz des Judentums in Galizien zu vergessen. Aber auch dieses zeigt nicht die ganze Geschichte.[110] Tatsache ist und bleibt, dass die Pflege der Erinnerung insgesamt immer noch viel zu wünschen übrig lässt. Das reichhaltige und vielschichtige Erbe Galiziens liegt nach wie vor im Schatten. Das Königreich, »wie es wirklich war«, ist bestenfalls halb vergessen oder halb erinnert.

Ein Hoffnungsschimmer könnte sich in dieser Beziehung in einem Gebiet jenseits des alten Galizien zeigen: in Schlesien. Kontakte zwischen dem Ossolineum, das 1946 nach Wrocław (Breslau) verlegt wurde, und seinem Schwesterinstitut in Lwiw wurden lange Zeit fast völlig unterbunden. Nach 1991 jedoch reorganisierte sich das Ossolineum als private Stiftung und sicherte sich das gesetzliche Eigentumsrecht an seinen wichtigsten Besitztümern.[111] Heute hat es die ausdrückliche Aufgabe, die Kluft zwischen Polen und der Ukraine zu überbrücken. Neu untergebracht in dem früheren deutschen Gymnasium Sankt Matthias und hervorragend modernisiert, arbeitet es nun in einem Milieu, in dem die internationale Versöhnung täglich Thema ist und wo das Wissen über polnisch-deutsche Themen die Behandlung polnisch-ukrainischer Themen befruchten könnte. Da das deutsche Breslau genau wie das österreichische Galizien einen starken jüdischen Bevölkerungsanteil hatte, könnten diese Anstrengungen vielleicht auch das Gedenken an die Juden wieder integrieren. Die Stefanyk-Bibliothek in Lwiw ist mit den neuen Chancen noch nicht so vertraut, leidet unter größerem Geldmangel und passte sich langsamer als das Ossolineum an die neue Lage an.[112] Trotzdem gibt es wieder

praktische Zusammenarbeit und ein gewisses Vertrauensniveau. Neue Perspektiven eröffnen sich auch durch die neue Ära der Digitalisierung und durch gemeinsame Ausstellungen. Im 21. Jahrhundert bietet die Achse Lwiw–Wrocław eine der besten Chancen, das galizische Erbe zu retten.

Eine positive Entwicklung völlig anderer Art findet in der Stadt Nowy Sącz unweit von Krynica statt. Dort illustriert ein ethnografisches Freilichtmuseum bewundernswert die Probleme, die entstehen, wenn man sich an eine neue politische Umgebung anpassen und umfassende Erinnerungen wiedergewinnen muss. Die Ausstellungsstücke bestehen hauptsächlich aus ländlichen Gebäuden, die an ihren ursprünglichen Standorten zerlegt, nach Nowy Sącz transportiert und dort sorgfältig wieder aufgebaut wurden. Der interessanteste Aspekt ist jedoch, dass der Verwaltungsbezirk, in dem sich heute das Freilichtmuseum befindet, in galizischer Zeit genau zwischen dem Siedlungsraum mit polnischer und dem mit ukrainischer Mehrheit lag. Außerdem hatte die Nachbarstadt Stary Sącz eine sehr lebendige jüdische Gemeinde.

Als das Museum in den 1960er-Jahren erstmals geplant wurde, waren die Kulturbehörden der Volksrepublik Polen darauf bedacht, eine seltsame Mischung von marxistischem historischem Nationalismus und altmodischem Blut-und-Boden-Nationalismus zu propagieren. Sie wollten unbedingt den Anschein erwecken, als sei das Territorium der Volksrepublik völlig identisch mit den unvergesslichen »historischen Gebieten« Polens. Die Erwähnung »ethnischer Minderheiten« wurde unterdrückt, alle Museen unterlagen einer rigorosen staatlichen Zensur, und jede Abweichung konnte bestraft werden. Zum Beispiel war es nicht möglich, darauf hinzuweisen, dass das Gebiet südöstlich von Nowy Sącz bis vor Kurzem noch von Menschen ruthenisch/ukrainischen Ursprungs bewohnt gewesen war. Jeder Hinweis auf die ethnischen Säuberungen, die das kommunistische Regime im Rahmen der »*Aktion Weichsel*« durchgeführt hatte, wäre eine Straftat gewesen.

In der Frühzeit des Museums gab es deshalb keine direkten Aussagen über Polen, Ukrainer oder Juden. Stattdessen waren die Ausstellungsräume in vier Sektoren aufgeteilt, deren jede einer ethnografischen Gruppe gewidmet war: *Pogórzanie* (Bergbewohner), *Górale* (Hochlandbewohner) *Lemkos* und *Lachy*. Jede dieser

Gruppen hatte ihre eigenen Trachten, Gebräuche und Dialekte und ihre eigene sozioökonomische Organisation. Die Verwendung des Begriffs *Lachy* ist besonders kurios. Er ist der normale ukrainische Ausdruck für Polen und wurde vermutlich gewählt, um nicht erklären zu müssen, dass die benachbarten Lemken ein ukrainischer Volksstamm waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach bezog er sich auf die polnischen Bauern auf der mittelgalizischen Ebene, die im Gegensatz zu der Weidewirtschaft der Gruppen im Mittel- und Hochgebirge Ackerbau betrieben.

Um fair zu sein: Die ursprüngliche *raison d'être* des Museums bestand darin, das traditionelle Landleben zu dokumentieren, das unter dem vielfältigen Druck der Industrialisierung schnell verschwand. Dabei wurde in guter marxistischer Tradition sorgfältig darauf geachtet, zwischen den primitiven Hütten der landlosen Arbeiter und den besseren Häusern der Landbesitzer zu unterscheiden. Trotzdem klafften große Lücken: Weder gab es Kirchen noch Herrenhäuser, auch nicht die kleinste Erinnerung an die jüdische Bevölkerung.[113]

Seit 1989 haben sich die Inhalte des Museums in verschiedene Richtungen entwickelt. Zunächst einmal spricht der aktualisierte Führer jetzt zusätzlich zu den vier »ethnischen Gruppen« von drei »ethnischen Minderheiten«: Deutschen, Juden und Roma, und es wurden Ausstellungsstücke hinzugefügt, die sich auf diese Minderheiten beziehen. Zweitens wird inzwischen eine Anzahl ländlicher Kirchen und Kapellen vorgestellt. Es gibt schöne Beispiele für römisch-katholische, unierte, orthodoxe und lutherische hölzerne Sakralarchitektur, aber noch keine Spur von einer Synagoge. Drittens wurde ein Grundstück reserviert, auf dem mit Zuschüssen der Europäischen Union ein typisches *miasteczko galicyjskie* (galizisches Städtchen) rekonstruiert werden soll. Im Jahr 2009, als die Bauarbeiten noch nicht abgeschlossen waren, wurde das jiddische Wort *Schtetl* nicht benutzt. Doch es wäre eine große Überraschung, wenn die Akzentuierung des Jüdischen nicht insgesamt beträchtlich verstärkt würde. Jetzt schon werden die Besucher mit einer Fotoausstellung jüdischer Orte und Friedhöfe in Galizien sowie mit einem Klezmer-Konzert und einer Einführung in die jüdische Küche empfangen.[114]

Ein Rundgang durch das Museum dauert bei sorgfältiger Betrachtung der reich ausgestatteten Räume mindestens zwei oder drei Stunden. Die mehr als 60 Gebäude weisen ein

großes Spektrum auf: zum Beispiel eine ärmliche Bauernhütte aus Lipnica Wielka (*um* 1850), eine Ölmühle für Leinsamen aus Słopnice, das strohgedeckte Häuschen eines Landarbeiters aus Podegrod (1846), die hölzerne griechisch-katholische Kirche des hl. Demetrius aus Czarne (1786) oder auch einen Komplex mit zwei Gebäuden von Roma und eine Schmiede aus Czarna und schließlich ein Herrenhaus aus dem frühen 18. Jahrhundert aus Rdzawa bei Bochnia. Trotz aller Dilemmata ist diese Sammlung ländlicher Architektur und Volkskultur typischer für das alte Galizien und schließt mehr ein als Kunstgalerien und hochkulturelle Museen.[115] Doch alles Einschließen wird nie vollständig sein. Das »reale«, das authentische, das »vollkommene Galizien« wird sich immer ein wenig entziehen.

Die Herausforderung, mit der Lokalhistoriker und Museologen heute konfrontiert sind, wäre von den Galiziern gut verstanden worden. Im Gefolge der jüngsten politischen Umwälzung im Jahr 1989 sind die Verwalter des polnischen, ukrainischen und jüdischen Erbes wie schon ihre Vorfahren mit der Notwendigkeit konfrontiert, neue Wege für Kompromiss und Koexistenz zu finden. Sie müssen ihre je eigenen Egoismen irgendwie ad acta legen und Themen wählen, die alle betreffen. Es steht zu hoffen, dass noch vor dem hundertjährigen Jubiläum des galizischen Untergangs im Jahr 2018 etwas erreicht werden kann. Ein Schuss galizischer Humor würde helfen. Und dasselbe gilt auch für den alten Habsburger Wahlspruch »*Viribus Unitis*«.

[A] *Warthegau* war die nationalsozialistische Bezeichnung für die Region Großpolen.

10

Etrurien

Französische Schlange in Toskaniens Gras
(1801–1814)



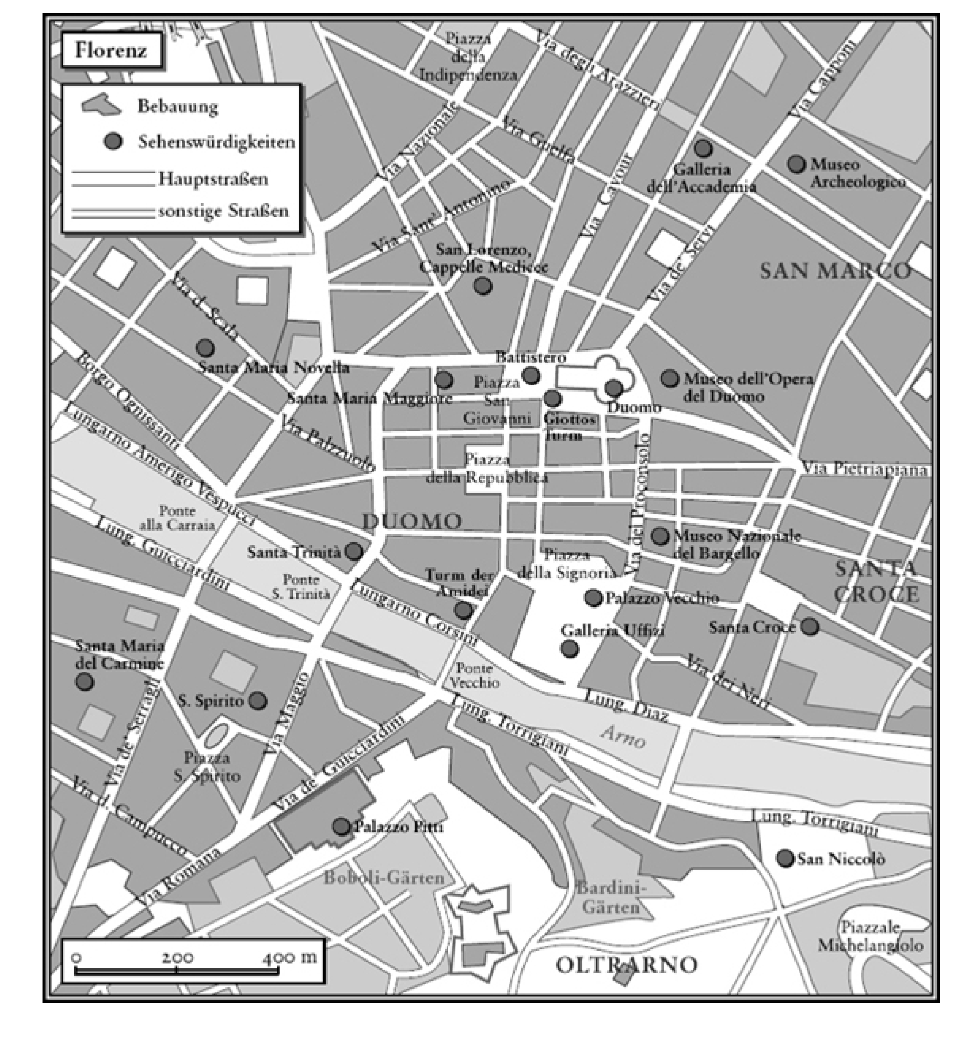
Der Dom in Florenz

I

Florenz – Firenze – ist die bedeutendste Stadt der Toskana, Wiege der Renaissance und Mekka aller Kunstliebhaber. Millionen von ihnen kommen aus der ganzen Welt dorthin, betrachten die Gebäude, die Gemälde und die Skulpturen, flanieren auf jenen Straßen, auf denen vor ihnen Dante, Fra Angelico und Michelangelo schritten, atmen dieselbe Luft, die vor ihnen Giotto, Leonardo und Galileo atmeten. Ich selbst gehörte zu ihnen; man hatte mich in jungen Jahren dorthin gebracht, damit ich einmal die großen Meisterwerke zu sehen bekäme. Und kurz darauf ging es zu den Toren des verlorenen Paradieses im nahe gelegenen Vall'Ombrosa, wo sich John Milton die Legionen Satans als »Engel« vorstellte,

die betäubt in Scharen lagen,
Herbstblättern gleich, auf Valombrosa's Bäche
Gestreut, wo die Etrurischen Schatten sich
In Bogen wölben.[1]

Milton schrieb ganz bewusst in der epischen Tradition Homers, Virgils und Dantes. James Joyce, ein weiterer Literatur-Pilger in Richtung Italien, bezeichnete *Paradise Lost* als »puritanische Kopie der Göttlichen Komödie«.[2]



Wie alle mittelalterlichen Städte besitzt auch Florenz ein altes Zentrum, das nur wenige Quadratkilometer umfasst. Und es bietet sich nur eine geeignete Art und Weise, es zu besichtigen, nämlich zu Fuß. Ein Spaziergang, ausgehend von dem Ponte Vecchio, der »Alten Brücke«, über den Arno bis hin zur zentral gelegenen Piazza della Signoria, dauert nur wenige Minuten. Und der Verlauf der mittelalterlichen Stadtmauer lässt sich an einem Morgen oder Nachmittag ablaufen. Entsprechend trifft man bei der Ankunft in Florenz auf eine Menge Werbeplakate und Agenturen, die allesamt individuelle Fremdenführer oder organisierte Rundgänge feilbieten. Das durchschnittliche Angebot umfasst sechs verschiedene Touren: »Florenz – eine Einführung«, »Das Goldene Zeitalter«, »Die Dynastie der Medici«, »Leben im Florenz des Mittelalters«, »Das außergewöhnliche Florenz«

und »Florenz für Kinder« …[3]

Die meisten Reiseführer empfehlen einen Rundgang von ein oder zwei Tagen in Begleitung eines Dolmetschers, um danach ein Leben lang auf eigene Faust auf Entdeckungstour zu gehen. Immerhin betritt man eine Stadt, die für sich in Anspruch nimmt, ein Fünftel aller »Alten Meister« weltweit zu besitzen:

1. Tag
Die Galleria dell'Accademia, Hauptattraktion: Michelangelos *David*.
Das Kloster San Marco: Wandgemälde von Fra Angelico.
Die Medici-Kapellen.
Das Baptisterium der Kathedrale und Ghibertis Bronzetür.
Giottos Turm.
Mittagessen im Umkreis der Piazza della Signoria.

2. Tag
Das Museo Nazionale del Bargello.
Das Dom-Museum, darin Donatello.
Die Kirche Santa Maria Novella, Masaccio.
Die Galleria degli Uffizi: einen Monat im Voraus reservieren.
Abendessen im Quartier Oltrarno.[4]

Seltsam: Warum nur sagt man in Florenz Oltrarno, in Rom aber Trastevere?[A]

Die Literaturkenner begeben sich auf den Dante-Rundgang. Dante Alighieri (1265–1321) bereitete nicht nur der umgangssprachlichen Literatur in Europa den Weg, er ging auch allen anderen Genies, die Florenz hervorbrachte, voraus und setzte die Renaissance in Gang. Der Rundgang beginnt immer am Sasso di Dante, dem »Stein Dantes«, von dem es heißt, dass der Dichter von ihm aus 1296 die Grundsteinlegung der Kathedrale beobachtet habe. Als Nächstes betrachtet man im Innern der Kathedrale die erstaunliche Darstellung *Dante und die drei Reiche* (1465) von Domenico di Michelino. Sie zeigt den bekränzten Dichter in roter Robe, der eine Exemplar der *Göttlichen Kommödie* emporhält. In der rechten Hälfte des Gemäldes wachsen die Mauern und Türme von Florenz in die Höhe; die linke Seite zeigt den Höllenschlund, den Berg der Läuterung und das himmlische Paradies.

Von der Kathedrale aus leitet der Fremdenführer seine Gruppe weiter auf dem Weg zu den Häusern der Familie Portinari. Dantes Beatrice, jene idealisierte Frau, die den Dichter vom *Purgatorio* aus ins *Paradiso* führt, war eine Portinari, die jung verstarb. Von dort gelangt die Gruppe in wenigen Minuten zu Dantes eigenem Zuhause, La Casa di

Dante. In der Nähe befindet sich der Palazzo de Bargello, ein düsteres Gebäude, in dem sich einst der Sitz des *podestà* bzw. »Statthalters« befand. Eben hier verkündete man 1301 die Verbannung Dantes aus Florenz. Hintergrund dieses Urteilsspruchs war eine undurchsichtige Parteienfehde, für den Dichter jedoch war er der grausame Auftakt für ein lebenslanges Exil sowie für die nicht enden wollenden Stimmungslagen voll schwelenden Zorns und an ihm nagender Nostalgie, die ihm durch hundert Gesänge hindurch die Feder geführt haben. Vor der Kirche Santa Croce besichtigt man Pezzis überlebensgroße Dante-Statue (1865) und im Innern Riccis Ehrendenkmal für den Altissimo Poetà (1829). In Santa Croce befinden sich die Gräber Michelangelos und Galileos, doch das von Dante natürlich nicht. Dem größten Sohn von Florenz erlaubte man nicht einmal, zum Sterben nach Hause zurückzukehren.

Man läuft die Via dei Neri entlang, die »Straße der Schwarzen«, und wird so an die rivalisierenden Parteiungen erinnert, deren Fehden die florentinische Politik zugrunde gerichtet haben. Die Guelfen verjagten zunächst die Ghibellinen, und die siegreichen Guelfen wiederum spalteten sich in die Weißen und die Schwarzen. Dante gehörte zu den Weißen, die den Kürzeren zogen. Im ehemaligen Palazzo dei Priori kann man noch immer jene Räume besichtigen, in denen Dante vor seiner Verbannung an städtischen Versammlungen teilgenommen hatte.

Zur Zeit Dantes füllten die Paläste der mächtigen Uberti-Familie den großen offenen Platz der Signoria aus. Im frühen 13. Jahrhundert waren die Uberti für die reichstreue Parteiung der Ghibellinen eingetreten. Nach dem Sieg ihrer reichsfeindlichen Gegner, der Guelfen, wurde ihre Paläste dem Erdboden gleichgemacht; zurück blieb eine Leerstelle, die bis heute sicht- und fühlbar ist.

Neben dem Ponte Vecchio steht der Turm der Amidei, den man mit der Ermordung eines jungen Adeligen im Jahr 1215 verbindet. Es handelte sich um Buondelmonte dei Buondelmonti, welcher die Tochter einer der ältesten Florentiner Familien, der Amidei, zurückgewiesen hatte. Dantes *Paradiso* enthält eine Anspielung auf diesen Mord, und es heißt, dass dieser der Auslöser für die ursprüngliche Fehde zwischen Guelfen und Ghibellinen gewesen sei. In der nahe gelegenen Kirche Santa Trinità befand sich einst Cimabues *Madonna* (ca. 1280), die Dante wohl gekannt haben wird, heute jedoch hängt sie in den Uffizien. In Santa

Maria Maggiore befindet sich das Grab von Brunetto Latini, jenes Florentiner Philosophen, dem Dante intellektuell viel verdankte. Ungeachtet dessen, dass er ihn im *Inferno* in den Ring der Sodomiten setzt, sagt er zu ihm: *»m'insegnavate come l'uom s'etterna«*, »mich lehrtet, ewigem Ruhme nachzu-streben«.[5] Der Rundgang endet an der Kirche Santa Maria Novella, wo man noch die von Filippino Lippi gemalten Fresken der Strozzi-Kapelle bewundert sowie das großartige Kruzifix, das Giotto gemalt hat, jener Schüler Cimabues und Zeitgenosse Dantes.[6]

Der Dichter war hin- und hergerissen zwischen der Bewunderung für seine Heimatstadt und der Abscheu gegenüber ihren Lastern und wetterte im *Inferno* erbittert gegen die Undankbarkeit seiner Landsleute, die ihnen anscheinend vergessen hatten:

Godi, Fiorenza, poi che se' grande,
che per mare e per terra batti l'ali;
e per lo 'nferno tuo nome si spande!

Freu dich, Florenz, weil du so groß geworden,
Daß du die Flügel schlägst ob Land und Meere
Und fremd dein Name nicht den Höllenhorden![7]

Und wieder:

Dich, mein Florenz, dich braucht nicht zu empören
Mein Vorwurf, denn dich kann er nicht berühren; …
Da Reichtum, Friede, Weisheit in dir walten! …
Und denkst du nach, sagt klar dir dein Gewissen,
Daß du der Kranken gleichst, die sich mit Sträuben
Windet und dreht auf schlummerlosen Kissen,
Und fruchtlos sucht die Schmerzen zu betäuben.[8]

Dante nannte sie Fiorenza – das liegt auf halbem Wege zwischen dem lateinische Florentia und dem modernen Firenze –, doch über seinen Ruf in der Heimatstadt hätte er sich keine Sorgen zu machen brauchen. Wie wir an einer zweiten Serie von Fresken in Santa Maria Novella erkennen können, die Nardo di Cenio in den 1350er-Jahren malte, wurde er innerhalb nur einer Generation nach seinem Tod zu einer Berühmtheit.

Niccolò Machiavelli (1469–1527) ist ein weiteres herausragendes Genie, dessen Anwesenheit in Florenz manchmal im Schatten seiner Zeitgenossen stehen mag. Sein Grab in Santa Croce trägt die Inschrift: »TANTO NOMINI NULLUM PAR ELOGIUM«: »Kein Lob genügt für solch einen

großen Mann«. Machiavelli war ein Mann nach Dantes Geschmack: bissig, von schonungsloser Aufrichtigkeit, häufig lustig, süffisant und atemberaubend mit jeder Zeile, die er schrieb. Sie hätten sich blendend verstanden. Machiavelli war ein versierter Historiker. Seine *Geschichte von Florenz* (1520–1525) gilt manchen als das Pionierwerk der modernen europäischen Geschichte; am bekanntesten jedoch ist für seinen vor Geist sprühenden politischen Kommentar, *Il Principe, Der Fürst*. Sein nüchterner Rat an die herrschenden Fürsten machte ihn berühmt. »Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, sich auch darauf verstehen, nach Gelegenheit schlecht zu handeln, und dies thun oder lassen, so wie es die Notwendigkeit erfordert.« Zukünftig sollten etliche der größten Staatsmänner der Welt eine Ausgabe des Machiavelli in ihrer Tasche tragen oder auf ihrem Nachttisch liegen haben.[9]

Der Einfluss der Renaissance ist so groß, dass viele Besucher jedoch eines gar nicht wahrnehmen: Die Geschichte der Stadt lässt sich ehrlicherweise nicht auf eine strahlende Epoche reduzieren. Die Internetseite der Stadt zählt in einer Liste dreizehn Hauptepochen auf:

Gründung der römischen Kolonie, Florentia (59 v. Chr.).
Goten, Byzantiner und Langobarden.
Das karolingische Zeitalter.
Das Zeitalter der Landkommunen und Stadtrepubliken.
13. Jahrhundert: Guelfen und Ghibellinen.
Vom 14. Jahrhundert bis zur Renaissance.
Die Renaissance.
Die großen Namen des 16. Jahrhunderts.
Der Niedergang der Medici bis 1737.
Das Zeitalter der Lothringer.
Risorgimento.
Florenz als Hauptstadt des Königreichs Italien.
Das Florenz des Novecento (20. Jahrhundert).[10]

Es ließen sich problemlos noch zwei oder drei Epochen hinzufügen, insbesondere wenn man das florentinische Umland mit einbezieht. Dazu zählt auch, vor der Gründung Florentias, das Zeitalter der Etrusker, eine Zeit, zu der sich die heutige Toskana im Zentrum der bedeutendsten prähistorischen Zivilisation Italiens befand. Als weitere Epoche wäre, in unserer Zeit, ein Florenz zu nennen, das den Mittelpunkt eines gewaltigen Zuflusses von Einwanderern und Ausländern bildet, die dort jenes »einfache Leben« auskosten wollen, das anderswo vom modernen Lebensstil übertönt wird.[11] Die Welt Dantes und Machiavellis lieferte

den passenden Hintergrund zu einer Landschaft, in der sich mittelalterliche Dörfer und uralte Bauernhäuser sich zwischen Olivenhaine schmiegen, und wo die Reichen sich in der Sonne aalen, an ihrem Chianti nippen, über den erbarmungslosen Konkurrenzkampf der Moderne lamentieren und sich dabei kräftig dem Romantisieren widmen:

Für das heutige Abendessen haben wir an einer *rosticceria* angehalten und himmlische Maismehl-*gnocchi* gekauft. Dazu gibt es Salat. Ed holt den Ambrae aus Montepulciano und hält ihn ans Licht. *Ambrae* steht nicht in meinem Wörterbuch. Ich koste einen Schluck – vielleicht bedeutet das Wort doch »Ambiente«, denn der Wein schmeckt, wie Tautropfen auf Flieder und Eichenblättern schmecken könnten. Er ist leicht, wird von Wasser zusammengehalten. Ich wünschte, mir wäre diese Formulierung eingefallen, aber sie stammt von Galileo Galilei.
Auf dem Gelände oberhalb der Straße sehe ich, wie die Zypressen eine auf- und absteigende Linie vor einem Himmel bilden, den keine Wolke trübt, weggeblasen vom Wind, der am Nachmittag wehte. Sternschnuppen schießen über das Tal, Sternschnuppen, die schon vom Himmel fielen, bevor die Etrusker auf diesem Hügel sie betrachteten. … Fünf, sechs Sternschnuppen sausen am Himmel entlang. Ich halte meine Hand auf, um eine zu fangen.[12]

Diese Stadt jedoch ist nicht rückwärtsgewandt. Ihr im Februar 2009 gewählter Präsident (also ihr Bürgermeister) ist ein junger dynamischer Mitte-rechts-Politiker, der als heißer Kandidat dafür gilt, an die Spitze der nationalen italienischen Politik vorzustoßen. Matteo Renzi (geb. 1975) fordert, Berlusconis Augiasstall auszumisten. Zusammengefasst hat er seine Positionen in einem Buch mit Titel *Fuori! (»Hinaus!«)*. »Mir wird ganz übel, wenn ich über die politische Klasse Italiens nachdenke«, schreibt er; »dreißig Jahre lang hat sie rein gar nichts getan, und dabei verbringt sie ihre Zeit damit, sich in Talkshows zu streiten.«[13]

*

Florenz versteht sich gut darauf, seine Geheimnisse zu hüten. Wer sich sehr gut in der Stadt auskennt, der weiß von Dingen, die dem Durchschnittstouristen nie über den Weg laufen. Die Geschichte der anglo-florentinischen Kolonie etwa reicht zurück bis ins Mittelalter. Sie entstand nicht infolge jenes Stroms von Besuchern auf Zeit, wie etwa John Milton im Jahr 1638, der im Zuge seiner Grand Tour haltmachte, dann aber wieder nach Hause zurückkehrte. Sicherlich aber trug die Kolonie einen großen Teil dazu bei, solch reisende Künstler zum Bleiben zu ermuntern. Zu dieser Gemeinde

gehörten unter anderem folgende ehrenvolle Mitglieder: George Nassau, 3rd Earl Cowper und Reichsfürst des Heiligen Römischen Reiches (1739–1789); Lord Henry Somerset (1849–1932), Liederdichter, zeitweise Verwalter des Haushalts von Königin Viktoria und vormaliger Ehemann von Lady Isabella Somers-Cocks; Una, Lady Troubridge (1887–1963), Bildhauerin und zeitweise Ehefrau eines Admirals; eine Gruppe englischer Frauen in der Zeit zwischen den Weltkriegen, die unter dem Namen *I Scorpioni (»Die Skorpione«)* bekannt waren und eine Hauptrolle in Franco Zeffirellis Film *Tea with Mussonlini* (1999, *dt. Tee mit Mussolini)* spielen; und zuletzt Sir Harold Acton (1904–1994), Verfasser der unnachahmlichen *Memoirs of an Aesthete* (1948). Eine der vorigen entsprechende Liste von Namen aus dem Bereich der Literatur, enthielt unter anderem: Radclyffe Hall (1880–1943), Autor von *The Well of Loneliness* (1928, dt. *Quell der Einsamkeit*, 1929); Violet Paget (Vernon Lee, 1856–1935), Romanautorin und Erfinderin des [literarischen; A. d. Ü.] Konzepts der »Einfühlung« bzw. »Empathie«; Violet Keppel-Trefusis (1894–1972), Tochter der Geliebten von König Edward VII.;[14] und Michael Field, hinter dessen Pseudonym sich Tante und Nichte Katherine Bradley (1846–1914) und Edith Cooper (1862–1913) verbargen. All diesen Exilanten (und noch etlichen mehr) ist gemeinsam: Sie sind Kunstliebhaber, Mitglieder der Boheme und Gourmets, und viele von ihnen waren Adelige, echte oder auch nur eingebildete. Doch den entscheidenden Grund für ihr Exil machten sie nicht publik. Alle, oder zumindest fast alle, waren auf der Flucht vor der britischen Justiz, und viele von ihnen unterhielten intime Beziehungen, die zur Zeit Dantes – wie etwa im Fall Brunetto Latinis – das »Offizium der Nacht« auf den Plan gerufen hätte. Ständig etwas vorzutäuschen, das gehörte zum Spiel dazu. Harold Acton drohte mit einer Klage, als er hörte, dass ein Biograf ihn möglicherweise »outen« könnte. Er behauptete, nur »bestimmte Männer in Florenz« zu beobachten, und gleichzeitig war er es, der jenen unvergesslichen Satz prägte: *»the queerer, the dearer«* (»je schwuler, desto lieber«).[15]

Ein weiteres Geheimnis florentinischer Geschichte fällt in die Zeit nach dem »Zeitalter der Lothringer« und geht dem Risorgimento voraus. Doch es fehlt auf der Internetseite der Stadt. Es ist nicht ganz klar warum, aber tatsächlich findet die führende Figur dieser Epoche nur in sehr wenigen Reiseführern überhaupt Erwähnung. Er war der Geist der

Heimsuchung des großen Festmahls namens Florenz, ein großer Mann mit florentinischen Wurzeln, der Europa veränderte und dem man nachsagte, dass er immer eine Ausgabe von Il *Principe* bei sich trug.

II

Napoleon Bonaparte war, auch wenn er einer wurde, kein Franzose. 1769 in Ajaccio zur Welt gekommen, war er somit Korse, und seine Muttersprache war *corsicano*, ein dem Genuesischen ähnlicher italienischer Dialekt. Er war, zugegebenermaßen, von Geburt an französischer Untertan, denn er wurde ein *Jahr*, nachdem Frankreich die Insel Korsika von der Stadt Genua käuflich erworben hatte, geboren. Französisch lernte er erst ab dem zehnten Lebensjahr, und seinem Namen gab er erst mit 26 seine französierte Form. Weniger bekannt ist die Tatsache, dass die Buonaparti eine Familie florentinischer Abstammung waren. Aus der Hauptlinie stammten zur Zeit Dantes die Herren von Fucecchio zwischen Florenz und Pisa, und die Mitglieder einer Nebenlinie verließen im 16. Jahrhundert die Toskana in Richtung Korsika. Napoleon besuchte Italien nicht, bis er Ende 20 war, wenn man von einer Stippvisite im Jahr 1784 absieht, weil er einen Nachweis seiner adeligen Abstammung benötigte, um seine Offiziersausbildung in der französischen Armee zu beginnen. Als er schließlich endlich einen längeren Aufenthalt absolvierte, im Rahmen einer Geschäftsreise, wie man es heute sehen könnte, war eines der ersten Dinge, die er unternahm, Florenz zu besuchen und bei seinen lange verloren geglaubten Verwandten vorbeizuschauen.

Ebenso wie viele Korsen besaß Nabuleone Buonaparte einen starken Sinn für Familienzusammenhalt. Seine Eltern und deren sieben weitere Kinder sollten in seinem Leben eine zentrale Rolle spielen. Sein Vater, Carlo-Maria Buonaparte (1746–1785) verstarb jung mit nur 39 Jahren; seine Mutter, Maria-Letizia Ramolino (1750–1836) war 50 Jahre lang Witwe. Außer Giuseppe (Joseph, 1768–1844) kamen alle Geschwister Nabuleones nach ihm zur Welt. Seine drei jüngeren Brüder waren Luciano (Lucien, 1775–1840), Luigi (Louis, 1779–1846) und Girolamo (Jérôme, 1784–1860); seine drei Schwestern waren Maria Anna (1777–1820), Maria Paolina (1780–1825) und Carolina Maria (1782–1839). Allesamt schlachteten sie die Verbindung zu ihrem

berühmten Bruder aus, wo es nur ging.[16]

Durch den Italienfeldzug von 1796 – man schrieb das Jahr V nach dem Revolutionskalender – wurde der junge General Bonaparte auf dem ganzen Kontinent bekannt und schlagartig in die Höhen französischer Politik und internationaler Angelegenheiten befördert. Im Frühjahr jenes Jahres war er losgezogen, den Krieg in das Kaiserreich Österreich zu tragen, welches in den vorangegangenen drei Jahren, ein Stachel gewesen war im Fleisch der Französischen Republik. Am Ende seines Feldzuges hatte er weite Teile österreichischen Territoriums in Italien erobert. Man hatte ihn von Frankreich ausgesandt als Diener der kollektiven Führung des revolutionären Direktoriums; er kehrte zurück als Lenker dessen Entscheidungen. Er war umgeben von einer Menge kaiserlicher Provinzen, italienischer Fürstentümer, dem Kirchenstaat und Stadtrepubliken; und so wurde aus ihm ein Vernichter von Kronen und gleichzeitig ein Schöpfer von Königreichen.[17]

Allein die Geschwindigkeit und die Genialität dieses ersten Italienfeldzuges rief eine große emotionale Erschütterung hervor, welche die folgenden lawinenartigen politischen Veränderungen vorantrieb. Der 27-Jährige marschierte gleich nach seiner Hochzeit mit Joséphine de Beauharnais am 9. März in Richtung Alpen. Er überquerte den Großen St. Bernhard Pass, trieb danach am 13. April die Österreicher bei Millesimo auseinander und am 22. die Piemontesen bei Mondovi. Innerhalb von nur drei Wochen hatte er das österreichische Hauptheer vernichtend geschlagen, und am 15. Mai zog er in Mailand ein. Das Königreich Sardinien schloss Frieden, Frankreich annektierte Nizza und Savoyen, und man rief die Lombardische Marionettenrepublik ins Leben. Im Spätsommer flammten die Kämpfe wieder auf, doch sie endeten ein weiteres Mal mit einem Sieg Bonapartes über die Österreicher in der Schlacht von Arcola (15.–17. November). Zu diesem Zeitpunkt hatte man bereits die Zispadanische Republik in Bologna errichtet.[B]

Der General Bonaparte besuchte Florenz während der Sommerpause zwischen den beiden Feldzügen. Am 29. Juni erreichte er die kleine Stadt San Miniato im Val d’Arno und traf sich mit dem Abbé Filippo Buonaparte, der als sein *zio* bzw. »Onkel« bezeichnet wird. Sie sprachen über das wechselvolle Schicksal der Familie und besuchten die Familiengräber in der Kirche San Francesco. San Miniato wird häufig angepriesen als die italienische Hauptstadt der

Trüffel, welche Napoleon besonders gerne mochte. »Auf dem Schlachtfeld war er siegreich«, schreibt ein Kenner, »aber er aß auch Trüffel, um Kraft für die Scharmützel unter der Bettdecke mit der leidenschaftlichen Josephine zu gewinnen.«[18] Seitens der Scheinheiligen wurde leider nicht notiert, ob er vor oder nach seinem Besuch in San Miniato einen solchen Heißhunger auf dieses mutmaßliche Aphrodisiakum entwickelte. Die Begegnungen mit seinen Vorfahren haben Napoleon jedoch ohne jeden Zweifel darin bestärkt, dass er und seine Geschwister in Italien zu Höherem berufen seien.[19]

Bonaparte war von Livorno an der Küste aus nach San Miniato gefahren. Dort waren die französischen Truppen einige Tage zuvor unter dem Vorwand einmarschiert, dass man die französische Flagge dort beleidigt habe. Livorno war der wichtigste Hafen des Großherzogtums Toskana, mit dem Frankreich sich nicht offiziell im Kriegszustand befand. Dabei war allgemein bekannt, dass man toskanischen Truppen zur Unterstützung der Österreicher ausgesandt hatte und dass die Neutralität der Toskana mehr gebrochen als eingehalten wurde:

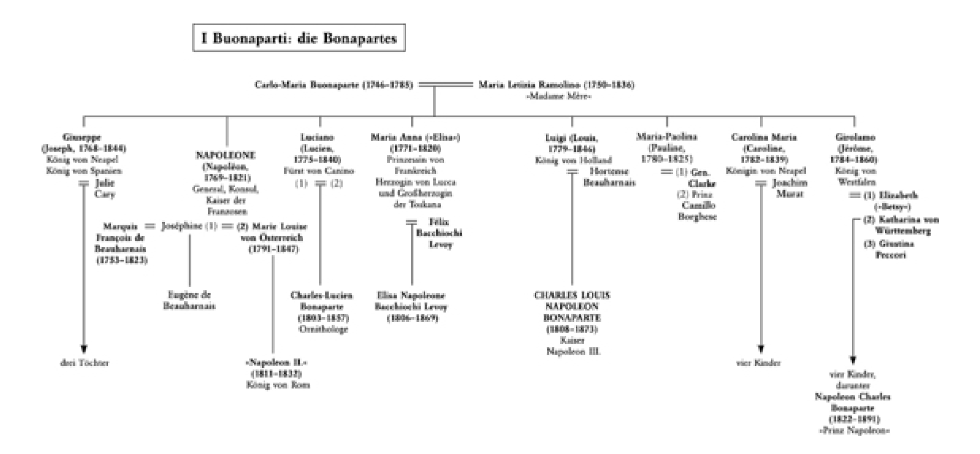
Am 27. Juny marschirten die Franzosen in Livorno ein und wenige Stunden vor ihrer Ankunft segelten alle englischen Schiffe nach Korsika, und führten eine beträchtliche Menge von Waaren, 240 Ochsen, nebst den mehresten zur britischen Faktorei gehörigen Familien mit sich weg; denn unser Minister zu Florenz Lord Wyndham und unser Konsul in Livorno John Udney, welche beide ganz unermüdet um die Erhaltung des guten Einverständnisses arbeiteten, wußten diesen Plan lange genug vorher, um die Faktorei zeitig genug davon zu benachrichtigen.[20]

Livorno jedoch sollte auch weiterhin Probleme bereiten.

Am 1. Juli stattete der General dem Großherzog der Toskana, Ferdinand III., im Palazzo Pitti in Florenz einen Besuch ab. In der großherzögliche Residenz, eines der geschichtsträchtigsten Gebäude von Florenz, mangelte es an nichts für solch wichtige Anlässe. Und die den Palazzo umgebenden Boboli-Gärten waren kaum weniger prächtig als die Innenräume:

Unter die merkwürdigsten Gebäude dieser Stadt gehört der Pallast Pitti. Dieser wurde von Brunellesco, dem berühmten Architekten seiner Zeit, zu bauen angefangen und von Ammonati geendigt. Im Hofe ist ein Basrelief, welches ein Maultier vorstellt, das einen Schlitten zieht, der die an diesem Pallast verwendeten Baumaterialien enthält; über diesem Basrelief ist eine Statue des Herkules, und nahe bei die Gruppe eines griechischen Soldaten, der den entseelten Leichnam seines Kammeraden in den Armen hält, um ihn zu begraben; man nennt diese Gruppe allgemein den Ajax Telamon …

Die Decken der Zimmer dieses Palasts sind von Pietro da Cortona und seinen Schülern al Fresko gemahlt; auf welche die patriotischen Thaten und Handlungen der Familie Medici unter Emblemen aus der Mythologie vorgestellt sind …
Hinter diesem Pallast ist ein sehr schöner und großer Garten *(Giardino di Boboli).* Die Lage dieses Gartens ist sehr anmuthig und zum öffentlichen Spaziergang dem Publikum frey. Er enthält viele Statuen und andere merkwürdige Gegenstände von Bildhauerarbeiten. Eins der vorzüglichen ist die Fotaine am Ende des großen Spaziergangs; der Neptun in kollossalischer Größe steht auf einem Becken von Granit, der etwa 20 Fuß im Durchmesser hält; ihn umgeben: der Ganges, der Nil und der Euphrat figürlich dargestellt; alles dieses ist von Giovanni di Bologna.21



Schon bald würden viele neue Gesichter im Palazzo Pitti verweilen, und viele seiner Kunstschätze würden in Richtung Paris entschwinden.

Der Großherzog war ein bedeutendes Mitglied des Hauses Habsburg-Lothringen, dem Herrscherhaus Österreichs, gegen das Bonaparte kämpfte. Sein verstorbener Vater, Leopold II., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, war bereits vor ihm Großherzog der Toskana gewesen; der derzeitige Kaiser, Franz II., war sein älterer Bruder. Seine Großmutter, die Kaiserin Maria Theresia, war seit 40 Jahren die Matriarchin der Dynastie, und es war ihr Ehemann, Franz [Stephan] von Lothringen, der nach dem Tod des letzten Medici die Toskana in Besitz nahm. Aus Sicht des jungen Korsen erschienen diese Leute als der Inbegriff adeliger Snobs, eben jene Parasiten, die überall zu vertreiben sich die Französische Revolution zum Ziel gesetzt hatte.

Großherzog Ferdinand sah sich offensichtlich außerstande, dem General seinen vorgeschlagenen Besuch auszuschlagen, und er empfing ihn höflich. Das Treffen selbst jedoch erwies sich zwangsläufig als spannungsbeladen: Der Großherzog war ein Neffe der verstorbenen französischen Königin, Marie Antoinette, die ihren Kopf nur drei Jahre zuvor auf der Guillotine verloren hatte. Ein nahezu zeitgenössischer

Bericht belegt die anmaßenden Anwandlungen des zum Essen Geladenen:

Bonaparte … beschloss, dass der Bruder des Kaisers für seine mutmaßlichen Neigungen bezahlen solle. Das florentinische Museum und die Schatzkammer des Großherzogs blieben zunächst einmal verschont; doch [Livorno], der Seehafen der Toskana und wichtiger Quell ihres Reichtums wurde ohne viel Aufhebens konfisziert. Anstatt ihm diese Kränkungen jedoch übel zu nehmen, sah sich der Großherzog gezwungen, ihn mit allem Ausdruck der Herzlichkeit zu empfangen. Der Spielverderber wiederum vergalt ihm seine Höflichkeit so: Während des fürstlichen Amüsement, das man ihm zu Ehren veranstaltete, schüttelte er ihm voller Entzücken die Hand und verriet ihm: »Gerade eben erhalte ich einen Brief aus Mailand; die Festung ist gefallen; – Ihr Bruder besitzt nicht mehr auch nur einen Fußbreit Land in der Lombardei.« »Es ist schon traurig«, sagte Napoleon lange Zeit danach zu sich selbst, »wenn ein Zwerg in die Umarmung eines Riesen gerät, so wird er wohl erstickt werden; es liegt leider in der Natur des Riesen, feste zuzudrücken.«[22]

Tatsächlich erteilte der emporstrebende General seinem Gastgeber eine Vorwarnung: Florenz könnte leicht das gleiche Schicksal erleiden wie Mailand. Wichtiger noch – auch wenn es unnötig war, dies auszusprechen: Der Kopf Ferdinands könnte leicht in einem ebenso blutbesudelten Korb enden, wie der seiner Tante.[23]

Ein anderer Bericht lässt durchblicken, dass der Großherzog seinen Part recht talentiert spielte:

Am 30. Kam Buonaparte nach Florenz in Begleitung des Generals Berthier, und eines Theils seines Generalstabs, nur keine Gemeine, ausgenommen diejenigen, die gewöhnlich seine Person umgaben; und diese bezogen die Wache am Pallast Pitti, während die toskanischen Truppen den französischen General begleiteten, welcher vom Großherzog zur Tafel eingeladen wurde.
Der Einmarsch der Franzosen in Florenz geschah in größter Ordnung; aber die Toskaner empfingen sie ohne Akklamationen; … so war nicht ein einziger toskanischer Unterthan, der sie mit dem gewöhnlichen Zuruf: *»viva la Republica!«* willkommen wollte, …
Der Großherzog indeß empfieng Buonaparte mit der größten Höflichkeit und Achtung, ohne den entferntesten Anschein von Furcht; verehrte ihm prächtige Geschenke, und machte die Honneurs einer prachtvollen Tafel mit scheinbarer Ruhe und Fröhlichkeit; und obwohl während der Mahlzeit ein Kourier die Nachricht von der Uebergabe der Zitadelle von Mailand überbrachte, so blieb der Großherzog doch ganz Herr über sich, und so gleichgültig dabei, als wenn er zeigen wollte, daß ihm diese Nachrichten nichts angiengen. Er fuhr in seiner Unterhaltung mit Buonaparte fort, leitete das Gespräch auf dessen Familie, die ursprünglich aus dem Toskanischen herstammt und verlieh, auf des Generals Begehren, dessen Onkel den Stephansorden.
Am Abend begleitete ihn der Großherzog ins Theater, wo das Publikum seinen Fürsten mit ungewöhnlichem Applausus empfieng. – »Es scheint, sagte der General zum Großherzog, als wenn sie in den Herzen ihrer Unterthanen regieren; aber, fuhr er fort, ist das Schauspielhaus immer so voll wie heute?« »Gewöhnlich noch weit voller« erwiderte der Großherzog.[24]

Kurze Zeit, nachdem Bonaparte Florenz verlassen hatte,

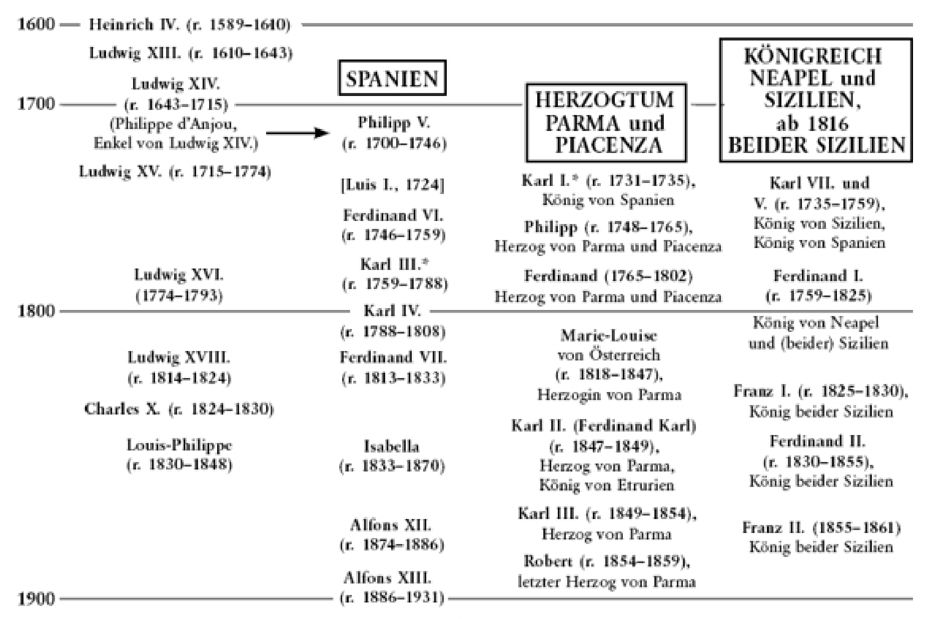
erreichte ihn die Nachricht, dass die Royal Navy die Insel Elba eingenommen habe. Zu den wenigen Optionen, die den Briten blieben, um dem französischen Vorstoß entgegenzuwirken, gehörten Unternehmungen zur See. Zwar wurde Elba von Neapel aus verwaltet, als Teil des *Stato dei Presidii*, auch bekannt als die »Häfen der Toskana«, doch die Insel lag innerhalb der historisch-toskanischen Grenzen; und ihr Verlust hätte den großen Strategen mit der Frage konfrontiert, weitere Eroberungen in Erwägung zu ziehen, um so seine noch anfälligen Zugewinne zu sichern. Aus britischer Sicht besaß die Toskana keine große strategische Bedeutung. Zu dieser Zeit war die Gegend in erster Linie bekannt für ihre Töpferwaren im Stile der Etrusker, die bei reichen Briten stark in Mode war. Der ein Jahr zuvor verstorbene Josiah Wedgwood hatte seiner im Black Country in der Grafschaft Staffordshire gelegenen Keramikfabrik den Namen »Etruria« gegeben.

Im November kehrte Bonaparte nach Paris zurück und ließ die französische Armee unter dem Befehl des Generals Charles Leclerc (1772–1802) in Italien zurück. Doch schon bald sah er sich gezwungen, den gleichen Weg zurück zu nehmen, und er verbrachte ein zweites Jahr des Feldzugs in Italien, bis schließlich im Oktober 1797 ein stabilerer Frieden mit Österreich bei Campo Formio geschlossen werden konnte. Im Verlauf dieses Prozesses, entriss die französische Armee die Romagna der Kontrolle des Kirchenstaates, marschierte in Tirol ein und entsandte einen Stoßtrupp zur Eroberung der Ionischen Inseln. Im Gefolge schossen eine Reihe neuer, französisch protegierter Republiken aus dem Boden – die Ligurische Republik in Genua, die Republik Léman in Genf, die Helvetische Republik in der Schweiz und die Römische Republik im Herrschaftsgebiet des Papstes. Die Zisalpinische Republik vergrößerte sich, indem sie sich die Zispadanische einverleibte.

Diese lawinenartigen Veränderungen riefen heftige Gegenreaktionen hervor, und es kostete die französischen Truppen in den Jahren 1798 und 1799 viel Mühe, die veränderten Verhältnisse aufrechtzuerhalten. Bonaparte befand sich seit Mai 1798 auf einer romantischen Seereise in Richtung Ägypten und konnte deshalb nicht selbst eingreifen. Der ins Exil verbannte Papst Pius VI. zeigte sich unversöhnlich angesichts der Tatsache, dass man ihm seine weltliche Macht genommen hatte, und er rief zum

Widerstand auf. Die Briten mobilisierten eine zweite antifranzösische Koalition. Die Russen entsandten eine schlagkräftige Armee unter dem Kommando von Feldmarschall Suworow nach Italien und eine Flotte unter dem Kommando von Admiral Gortschakow, die im Mittelmeer zur Royal Navy stoßen sollte. Der König von Neapel ergriff die Gelegenheit, die sich aus Bonapartes Abwesenheit und seines Aufenthalts in Ägypten ergab, und eroberte Rom zurück. Doch er floh sofort wieder, als die Franzosen zum Gegenangriff ansetzten, und er schiffte sich hastig von Neapel aus auf Nelsons Flaggschiff ein. Doch da Bonapartes Rückkehr nach Europa bevorstand, hing allen Verhältnissen zwangsläufig eine Vorläufigkeit an.

Noch sehr viel komplizierter wurden die Angelegenheiten in Italien durch die weitverzweigten Arme des Hauses Bourbon. Der verstorbene König Ludwig XVI. von Frankreich war ein Bourbone, der König von Spanien, der König von Neapel und ebenso der Herzog von Parma, dessen Besitzungen im Norden fast an die Toskana grenzten. Der Herzog unternahm einen Versuch, seine Position zu sichern, indem er den Franzosen eine Million *livres* zahlte und 25 seiner wertvollsten Gemälde an den Louvre sandte. Dadurch – so hoffte er – würde er zu einer Schlüsselfigur auf dem Schachbrett der Politik werden. Es waren eben diese Bourbonen, über die Frankreichs Außenminister Talleyrand sehr viel später sagen sollte: »Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.«[25]



Zu diesem Zeitpunkt hatte die französische Diplomatie mit einem halben Dutzend Angelegenheiten gleichzeitig zu tun, die meisten davon bezogen sich auf die Toskana. Man führte Verhandlungen mit Spanien, die schließlich im Geheimvertrag von San Ildefons (Oktober 1800) mündeten, und wollte so den Kauf von Spaniens amerikanischer Provinz Louisiana durch Frankreich ermöglichen. Die Toskana wurde den spanischen Bourbonen dabei als verlockender Anreiz in Aussicht gestellt, damit sie dem Geschäft zustimmten. Die Verhandlungen mit Neapel führte man in Florenz; dort bot man den neapolitanischen Bourbonen an, ihr Königreich unter der Bedingung wiederherzustellen, dass dessen Häfen der britischen Royal Navy verschlossen bleiben sollten. Ebenso zielten Verhandlungen mit den Portugiesen darauf hin, die Briten draußen zu halten. Die direkten Verhandlungen mit Großbritannien in Amiens kamen nur im Schneckentempo in Richtung eines offiziellen Friedensvertrags voran, der erst im März 1802 unterzeichnet wurde; die größten Bedenken der Briten lagen typischerweise im Bereich der Handelsfreiheit auf See. Die

Verhandlungen mit dem Papst ließen erkennen, dass der revolutionäre, anti-religiöse Fanatismus im Auslaufen begriffen war; das angebotene Konkordat sollte den Katholizismus in Frankreich wiederherstellen, dem Papst jedoch nicht den Kirchenstaat zurückgeben.

Die Toskana war vom Überseehandel abhängig und direkter Nachbar des Kirchenstaates. Ihr konnten also weder die Verhandlungen über Handelsfragen noch der französisch-päpstliche Konflikt gleichgültig sein. Die Eroberung Roms durch französische Truppen im Februar 1798 erhitzte die Gemüter, und die Entscheidung des Großherzogs, den geflüchteten Papst bei sich aufzunehmen, intensivierte die Spannungen. Der Großherzog war sich des französischen Misstrauens sehr bewusst. Er wird wohl also kaum überrascht von den Folgen gewesen sein, als er in den Jahren 1798 und 1799 nicht nur dem Papst Unterschlupf gewährte, sondern auch einer bunt gemischten Gruppe »reaktionärer« Exilanten, darunter dem König von Sardinien. Pius VI., der 81 Jahre alt und bereits gebrechlich war, wurde über den Winter hinweg in der *Forestiera* bzw. dem »Forsthaus« des Karthäuserkloster Certosa di Galluzo in der Nähe von Florenz untergebracht, einem beliebten Ziel für Tagesauflüge von der Stadt aus:

> Das Kloster steht auf einem kreisförmigen Hügel; das Gebäude ist von übermäßiger Ungleichmäßigkeit … [Doch] es gibt wenige Motive in der Toskana, die einem Maler als Studienobjekt lieber wären. Den großen Innenhof des Klosters umgibt ein Säulengang, der wiederum das Dach trägt.
> Jeder Eremit besitzt zwei oder drei kleine Räume für sich selbst sowie eine kleine Parzelle Land. Einige von ihnen beschäftigten sich mit Lesen; manche bestellten ihre Gärten, andere wiederum brüten düster und melancholisch vor sich hin …[;] sie sprachen selten, denn Schweigsamkeit gehört zu den Tugenden des Ordens des Heiligen Brunos … Zu ihrem liebsten Zeitvertreib zählte, nach den Mahlzeiten die etwa zweihundert Katzen zu füttern, die miauend und schreiend aus den tiefer gelegenen Wäldern kamen und sich unter dem Fenster versammelten.[26]

Doch das Direktorium in Paris befürchtete, dass man einen Rettungsversuch unternehmen würde, und somit riss man am 28. März 1799 den Papst aus seinem florentinischen Zufluchtsort heraus und brachte ihn unter Zwang über die Alpen. Er starb als Gefangener in Valence, nachdem er 24 Jahre lang regiert hatte. Sein Tod erwies sich als böses Omen für seine vormaligen toskanischen Gastgeber.[27]

Es sollte noch schlimmer kommen. Im Sommer des Jahres 1799 erlebte Florenz blutige Unruhen. Eine republikanische Splittergruppe übernahm die Kontrolle über das Rathaus und

bat ein kleines französisches Truppenkontingent in die Stadt hinein. Man errichtete einen *Albero della Libertà*, einen »Freiheitsbaum«, auf der Piazza della Signoria, führte den Revolutionskalender sowie hohe Steuern ein, und die militanten Kräfte zwangen den Großherzog sowie viele Kirchenleute zum Verlassen [der Stadt]. Daraufhin kam es zum Ausbruch einer blutigen Gegenrevolution im nahe gelegenen Arezzo. Aufgestachelt durch den neuen Papst Pius VII. (reg. 1800–1823), den man in einem Not-Konklave in Venedig gewählt hatte, durchzogen blutrünstige Bauernbanden mit dem Schlachtruf *»Viva Maria!«* das Land und stürmten schließlich Florenz, wobei sie jeden Franzosen massakrierten, der nicht schnell genug das Weite suchte. Die Anhänger des Großherzogs stellten mit Unterstützung österreichischer Truppen schließlich die Ordnung wieder her. Sie gewannen jedoch nicht viel mehr als einen kurzen Aufschub ihres Todesurteils.

Zeitgleich mit den Turbulenzen in der Toskana ging es im Süden noch sehr viel schrecklicher zu. Die französischen Schwierigkeiten in Süditalien hatten sich in dem Maße gesteigert, wie die royalistische neapolitanische Opposition zu extremer Gewalt als Strafmaßnahme griff. Der König von Neapel, Ferdinand IV., war Sohn des ehemaligen spanischen Königs Karl III.; seine Frau, die Erzherzogin Maria Karolina, war die Tochter von Maria Theresia und Schwester von Marie Antoinette, der Ehefrau von Ludwig XVI., die man hingerichtet hatte. Nach Ausrufung der Parthenopäischen Republik in Neapel 1799 hatten sie sich mit ihrem Hof nach Palermo auf Sizilien zurückgezogen, von wo aus sie eine heftige Widerstandskampagne organisierten. Die *lazzaroni* – ein Gegenpart der spanischen *guerilla* – kämpften mit großem Mut und großer Grausamkeit gegen die Franzosen. Gleichzeitig rückte von Kalabrien aus eine »Christliche Armee des Heiligen Glaubens«, die *Sanfedisti*, unter dem Befehl des nicht ganz so christlichen Kardinals Ruffo vor. Brandschatzungen, Plünderungen und Massaker griffen um sich; die irregulären Truppen des Kardinals erhielten Unterstützung von einem Geschwader der russischen Marine und von Admiral Horatio Nelson, der als Belohnung den Titel eines Herzogs von Brontë erhielt. Die Rückkehr des Königspaares im Dezember 1800 nach Neapel wurde von Massenhinrichtungen und Strafprozessen begleitet.

Im Jahr 1800, nachdem sich Napoleon erfolgreich selbst zum Ersten Konsul in Frankreich ernannt hatte, kehrte

Bonaparte mit geballter Kraft nach Italien zurück. Zum zweiten Mal überquerte er den Großen St. Bernhard Pass, stieg hinab in die lombardische Ebene und blies seine Feinde aus dem Weg, wie Spreu im Wind. Bei Marengo schlug er die Österreicher im Juni derart vernichtend, dass ihm die übrige Halbinsel zu Füßen lag. Die Zweite Koalition war am Ende; der französische Wiederaufstieg war nicht mehr zu stoppen. Man nahm in Lunéville Verhandlungen über eine umfassende europäische Vereinbarung auf, die schließlich im darauffolgenden Februar unterzeichnet wurde. Frankreich erhielt das linke Rheinufer. Sechs französisch gelenkte Republiken, davon vier in Italien, wurden international anerkannt; die Toskana sollte auf eine Art und Weise beseitigt werden, die der Erste Konsul für angebracht erachtete. Im Oktober 1800 führte General Joachim Murat (1767–1815), Napoleons Adjutant und Schwager, ein großes französisches Heer in die Toskana, das die gesamte Gegend besetzte, nach Florenz einmarschierte, Kirchen plünderte und Gräueltaten verübte. Murat, ein Kavallerist, den man »Europas Ersten Reiter« nannte, setzte sich selbst an die Spitze einer toskanischen Übergangsregierung. In seiner Begleitung befand sich seine 18 Jahre alte Ehefrau, mit der er erst wenige Monate verheiratet war; es war die vormalige Carolina Buonaparte, die jüngste Schwester des Ersten Konsuls. Sie war eine von drei Schwestern aus der Familie Buonaparte, die den Schauplatz Florenz beleben sollten.

So war also der Stand der Dinge, der sich durchsetzte, während gleichzeitig die diplomatischen Vereinbarungen über die Toskana zum Abschluss gebracht wurden. Die vollständigen Bedingungen traten schließlich zutage im abschließenden französisch-spanischen Vertrag von Aranjuez (21. März 1801) und im französisch-neapolitanischen Vertrag von Florenz, den Murat am 28. März 1801 unterzeichnete. Die toskanischen Besitzungen von Großherzog Ferdinand wurden konfisziert und gingen an seine Nachbarn, die Bourbonen von Parma, über, die wiederum in den königlichen Stand erhoben wurden und den Titel »Könige von Etrurien« erhielten.[28] Ferdinand erhielt als Kompensation Ländereien, die im Zuge der Säkularisation des Erzbistums Salzburgs eingezogen worden waren. Die Bourbonen von Neapel, die seit dem Vertrag von Utrecht 1713 den *Stato dei Presidii* regiert hatten, wurden aufgefordert, ihre Besitzungen abzutreten und ihre Garnisonen zurückzuziehen. Der *Stato dei Presidii* sollte dann mit dem Territorium des

aufgehobenen Großherzogtum Toskana verschmolzen werden, um so das Königreich Etrurien zu schaffen, welches das historische Gebiet der Toskana mit dem Großteil des angrenzenden Küstengebiets vereinte.

Auch wenn die Bourbonen von Parma nominell in den Königsstand erhoben wurden, so können sie über diese Wendung der Ereignisse nicht sonderlich erfreut gewesen sein; denn ihr Stammsitz in Parma sollte als Département de Taro direkt an Frankreich angegliedert werden (dieses grenzte im Westen an Piemont, das man bereits eingegliedert hatte). Darüber hinaus sollte der Herzog von Parma in Etrurien übergangen werden zugunsten seines Sohnes, Lodovico di Borbone, der mit einer spanischen Cousine verheiratet war und den man offensichtlich als stärker formbar betrachtete. Den Vater des neuen Königs, der so viel ausgegeben hatte, um die Franzosen günstig zu stimmen, ereilte der gesundheitliche Verfall, und er starb kurz darauf; seine Investition hat er mit Sicherheit bereut.

Das Königreich Etrurien war das erste monarchistische Experiment Napoleons. Alle vorigen Staaten und Kleinstaaten, die von der Französischen Revolution hastig errichtet worden waren, von der Batavischen Republik bis hin zur Helvetischen, waren allesamt Republiken nach dem Vorbild der Französischen Republik selbst. Doch im Jahr 1801 besaß Napoleon als Erster Konsul auf Lebenszeit die Freiheit, seine eigenen autokratischen Neigungen nachzugeben. Seine neue Haltung stand im Zusammenhang mit der wachsenden Reaktion gegen den Republikanismus sowohl in Frankreich wie auch in Italien, was ihn darin bestärkte, mit gemäßigten (und besonders mit abhängigen) Monarchisten gemeinsame Sache zu machen. Er sollte auf diesem Weg fortschreiten, bis er vier Jahre später zum Kaiser der Franzosen und fünf Jahre später zum König von Italien wurde.

Etrurien wurde per öffentlicher Ausrufung zum souveränen Königreich erklärt, und als solches würde es auch ausländische Botschafter empfangen; tatsächlich jedoch war es ein abhängiger Staat, der Tribut an Frankreich zahlte – teils um damit die französische Garnison zu unterhalten, teils um damit Napoleons allgemeine Kriegskasse zu füllen. Aufgrund der Verbindung mit den Bourbonen wird es teilweise zum spanischen Herrschaftsgebiet gezählt, doch das ist im Höchstfall nominell richtig. Das Königreich verdankte seinen französischen Schirmherren alles. Es war

von den Franzosen erdacht worden, und die Franzosen konnten es auch wieder auflösen. Sollte seine Existenz sich als lästig herausstellen, würde man es mit einem einzigen Pariser Federstrich wieder auslöschen.

Der König Etruriens, Lodovico I. (oder Louis Ier d'Étrurie, 1773–1803), war gerade einmal 28 Jahre alt, als man ihm ohne Vorwarnung ein Königreich übergab. Sein Stammbaum war, gemessen an königlichen Standards, makellos. Die Familien seines Vaters, die Linie Bourbon-Parma, waren eng verwandt mit dem spanischen Herrscherhaus; die spanischen Verwandten nannten ihn *El Niño*, »Das Kind«. Die Familie seiner Mutter, das Haus Habsburg-Lothringen, verband ihn gleichermaßen mit Österreich wie mit den vorherigen Herrschern der Toskana. Seine 19 Jahre alte Ehefrau, Maria Luisa von Spanien, war eine spanische Infantin. Goya malte 1800–1801 ein berühmtes Gruppenporträt, *Die Familie Karls IV.* Auf diesem sind Lodovico und Maria Luisa zu sehen, welche ihren kleinen Sohn auf dem Arm hält, und beide stehen an einem Ehrenplatz direkt hinter dem spanischen Monarchen. Ob der halb-spanische Schützling eines zunehmend autokratischeren französischen Diktators tatsächlich die Kontrolle über sein künstlich geschaffenes italienisches Besitztum erlangen konnte, blieb eine offene Frage.

Für eine Krönung war keine Zeit. Als König und Königin von ihrem Glück erfuhren, eilten sie im Mai 1801 von Spanien nach Paris, unterzogen sich dort einer zivilen Amtseinführung und erhielten zweifelsohne sowohl Ratschläge als auch Anweisungen. Napoleon veranstaltete zu ihren Ehren zwei Militärparaden vor den Tuilerien. Das Königspaar saß in Napoleons Loge in der Opéra und verfolgte eine Aufführung von Glucks *Iphigénie en Aulide*. Man ließ Erinnerungsmünzen prägen und Lobeshymnen dichten:

La Toscane autrefois nous donna Médicis,
Aujourd'hui la vertu va régner dans Florence.

(»Vormals brachte die Toskana die Medici uns hervor,/heute aber wird in Florenz die Tugend herrschen.«). Dass ein junges Bourbonen-Paar so kurze Zeit nach dem Ende der Revolutionskriege in Erscheinung trat, verfehlte seine Wirkung auf die Pariser Neugier nicht, nicht zuletzt deshalb, weil man sie nur notdürftig als »den Graf und die Gräfin von Livorno« zu verschleiern suchte. Sie wurden zum

Stadtgespräch und zum Gegenstand von Klatsch und Tratsch im Gefolge des Ersten Konsuls, denn alle wussten sehr wohl, dass es sich hier um »Don Louis I. von Etrurien« und »Maria Luisa, Infantin von Spanien« handelte. Sie hinterließen einen gemischten Eindruck, wie sich der oberste Leibdiener des Kaisers erinnert:

Der König von Etrurien führte ein ziemlich müßiges Dasein; ich hörte eines Tages, daß der erste Konsul zu seinem Kollegen Cambacérès sagte: »Das nenne ich mir einen Fürsten! … Er verbringt seine Zeit, indem er mit alten Weibern schwatzt, denen er über mich das Beste sagt, während er innerlich bitter fühlt, daß er seine Erhebung dem obersten Beamten der von ihm verwünschten französischen Republik zu verdanken hat; …«

»Man behauptet,« bemerkte darauf Cambacérès, »daß Sie den Franzosen Ekel vor den Königen haben beibringen wollen, indem sie ihnen dieses Musterexemplar vorführen, wie die Spartaner ihren Sprößlingen Abscheu vor der Trunkenheit beizubringen suchten, indem sie ihnen einen Sklaven, den sie zuvor bezecht gemacht hatten, zeigten.«
»Ganz und garnicht, mein Lieber,« aber erwiderte Bonaparte, »mir fällt es garnicht ein, bei den Leuten Ekel vor dem Königtum zu erwecken; der Aufenthalt seiner Majestät des Königs von Etrurien wird gewiß eine ganze Anzahl ehrenhafter Leute, welche dahin streben, den Geschmack an den Bourbonen wieder zu erwecken, stutzig machen.«29

Maria Luisa war, was das Erwirken einer solchen gewogenen Stimmung anging, in gewisser Hinsicht erfolgreicher:

Der Königin, wenn auch begabter und klüger als der Gemahl, fehlte es an Anmut und Eleganz; auch sie hatte sonderbare Eigenschaften: die Kleider, welche sie am Morgen anzog, wechselte sie den Tag über für gewöhnlich nicht; sie pflegte mit einem goldenen Diadem oder einem Kranz auf dem Haupte im Garten spazieren zu gehen, wobei eine lange Schleppe den Staub hinter ihr her fegte. Sehr oft trug sie auf diesen Promenaden eines ihrer Kinder …; natürlicherweise war des Abends die Toilette ihrer Majestät arg mitgenommen, was die hohe Frau nicht weiter genierte. Rühmend hervorzuheben ist, daß eine große Gutherzigkeit, daß eine treue Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter Marie Louise auszeichnete.30

Zum Abschied der beiden Besucher veranstaltete Talleyrand ein Konzert und ein Fest auf dem Château de Neuilly. Schloss und Park erstrahlten in farbigem Licht, und ein Ende des Saales wurde von einem Gemälde ausgefüllt, das die Piazza della Signoria zeigte, voll von Brunnen und »Toskanern, die zu Ehren ihren Herrscher Verse singen«. Die Schwester des Ersten Konsuls, Paulina, gab einen großen Ball, und zum Abschluss des Abends entzündete man Raketen, Feuerwerk und »bengalisches Feuer«. Dann machte das glückliche Paar sich auf den Weg und reiste in Etappen nach Florenz. Als sie am 2. August ihre Hauptstadt betraten, wurden sie von

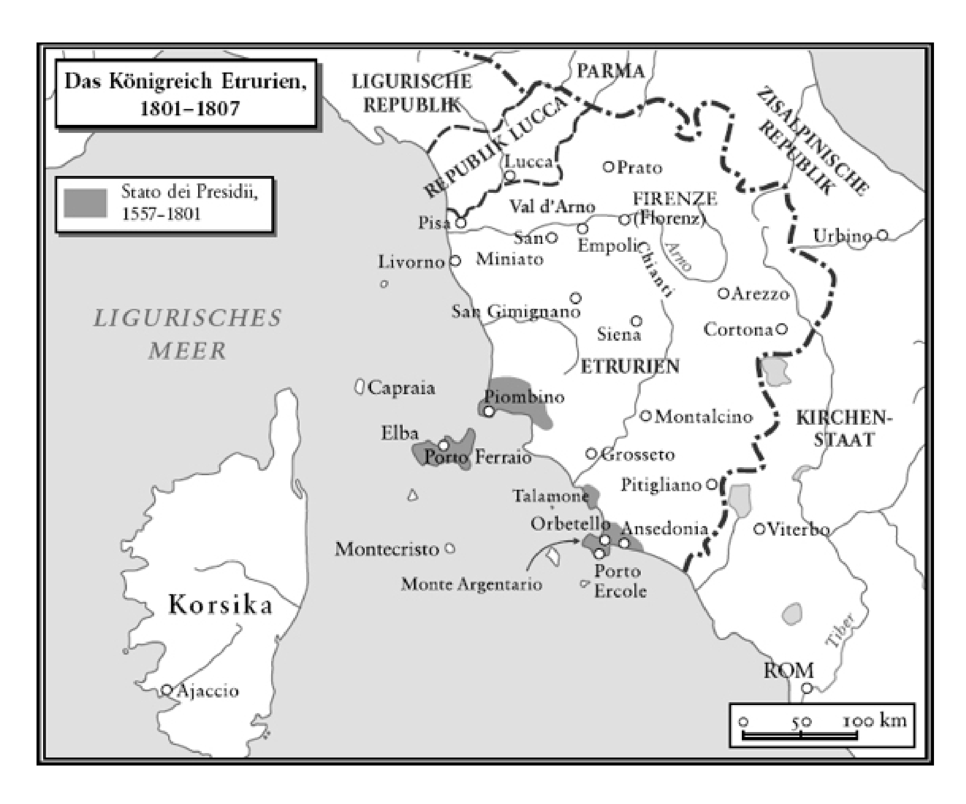
Vertretern der Stadtverwaltung begrüßt; eine neue königliche Fahne war gehisst und eine königliche Medaille zum feierlichen Anlass geprägt worden.[31] Scharen von Neugierigen drängten sich in den Straßen; General Murat erwartete sie mit seinem Stab sowie einem Trupp Kavallerie und eskortierte zu ihrer Residenz im Palazzo Pitti.

Das Gebiet des Königreichs Etrurien umfasste knapp 20.000 Quadratkilometer und bildete in etwa ein Rechteck, das im Westen vom Meer und im Norden, Osten und Süden von hohen Bergen begrenzt wurde. Die Nordtoskana war von der Poebene durch den Apennin getrennt, dessen höchste Erhebung, der Monte Cimone, über 2000 Meter hoch aufragte. Reisende, die von Norden her aus Richtung Bologna kamen, sahen sich mit einer wilden Landschaft konfrontiert:

> Drei Kilometer vor und drei Kilometer nach Scarcio l’Asino, wo sich die italienische Zollstation befindet, sind die Berge derart schwarz und unfruchtbar, dass man dort nichts weiter findet als nackte Felsen und Geröllhaufen … Gelangt man weiter, dann zeigt die Natur ein deutlich freundlicheres Gesicht; die Höhen und Talsohlen sind bedeckt von weitläufigen Kastanienwäldern … Es folgen Haine voller Feigenbäume, die schließlich abgelöst werden durch ausgedehnte Olivenpflanzungen; diese Frucht hat in Etrurien wohl alle anderen verdrängt.[32]

Florenz, die Hauptstadt des Königreichs, war umgeben von einem Ring alter toskanischer Städte – Prato, Arezzo, Cortona, Siena und San Gimignano – und war über das untere Arnotal mit Pisa und dem Meer verbunden. Die Südtoskana grenzte im Bereich von Pitigliano an den Kirchenstaat (der im Jahr 1800 wieder hergestellt worden war), und der Küstenstreifen erstreckte sich rund 150 Kilometer nach Süden bis hin zur Halbinsel Monte Argentario. Etruriens wichtigstes Tor zum Meer war Livorno, aus dem die Medici einen Freihafen gemacht hatten und dessen Bevölkerung ungewöhnlich kosmopolitisch war. Es gab dort griechische und türkische Gemeinden, dazu eine große jüdische Gemeinde und, wie sich am protestantischen Friedhof zeigt, einen wohlhabenden Kreis englischer Kaufleute, welche die Stadt »Leghorn« nannten. 1796 war Livorno von der französischen Besatzung befreit worden, doch in den Jahren 1798 und 1799 hatte man die Stadt gezwungen, Schiffe und Männer für den Ägyptenfeldzug zur Verfügung zu stellen. Und der Verdacht, mit den Briten zu sympathisieren, hielt sich. Weitere Häfen des Königreichs, die vormals zum *Stato dei Presidii* gehört hatten, waren Piombino, Talamone und Orbetello.[33]

Etrurien war kein armes Land. Die toskanische Landwirtschaft war so produktiv wie eh und je, und die Städte unterhielten enge Verbindungen mit dem Überseehandel; daher das fortgesetzte britische Interesse. Ausländische Besucher zeigten sich angenehm überrascht von den verhältnismäßig niedrigen Lebenshaltungskosten. »Diese Stadt zielt nicht darauf ab, dem Reisenden das Geld aus dem Beutel zu ziehen … Brot und Wein sind noch billiger als in Rom; eine Tasse besten Kaffees mit Sahne und Kuchen kostet nur fünf *grazie*. Diese Münze, die etwa einen Penny wert ist, verdankt ihren Namen wohl dem österreichischen Kreutzer … Es ist sonderbar, dass man in ganz Italien österreichische Dukaten antrifft …«[34] Tatsächlich war eine Vielzahl von Währungen im Umlauf. Das florentinische System ähnelte dem von England mit Pfund (£), Schilling (s.) und Pence (d.), unterschied sich jedoch vom System Pisas. Ein toskanisches Pfund bzw. eine *lira* entsprach 20 *soldi*, und ein *soldo* wiederum entsprach 12 *denari*. Außerdem waren Zwischenmünzen, die *paoli* und *quatrini*, im Umlauf. Österreichische Golddukaten und die silbernen Mariatheresientaler standen hoch im Kurs.



Eine Engländerin, die zu dieser Zeit in der Toskana lebte,

hat uns eine lebendige Beschreibung von Land und Leuten hinterlassen. Über das künstlerische Erbe des Großherzogtums hinaus beschreibt sie voller Begeisterung das lebendige städtische Leben, die Tatkraft der Landbevölkerung und den Geist der Aufklärung in den herrschenden Gesetzen. Was etwa Florenz anging, so zeigte sie sich in hohem Maße angeregt durch die Feierlichkeiten im Rahmen des St.-Johannes-Festes zu Ehren des Schutzpatrones der Stadt, das jedes Jahr im Juni begangen wurde. Man veranstaltete Wagenrennen, Vorführungen von *pallone*, eines Spiels, das als Vorläufer des Baseballs gilt, sowie aufwändige Prozessionen:

Am Morgen des Johannisfestes wird dem Großherzog von allen Toskanischen Städten von neuem gehuldigt und diese Zeremonien geschehen auf dem großen herzoglichen Platze *(Piazzo del Granduca);* der Thron des Souverains ist unter den Logen oder Hallen ausgerichtet und mit schönen prachtvollen Tapeten behangen. Die Balkonen eines jeden Hauses und die Gerüste für die Zuschauer sind ebenfalls mit Tepichen schön dekorirt. Sobald der Großherzog den Thron besteigt, der von seinen Hofstaat und Staatsbedienten umgeben ist, so fängt der Zug der reitenden Bürger an, die zwei und zwei vor dem Throne vorbei reiten; und ein jeder in antikem Kostum gekleidet … Nach diesen kommen die Edelleute, als Besitzer der verschiedenen Länder in der Nachbarschaft von Pisa … Hierauf folgen die Bürger von Pisa und nach diesen eine Menge hölzerner Thürme, welche die verschiedenen Städte von Toskana vorstellen; … Wenn aber die Bürger von Siena kommen, so wird diesen dreimal Halt! Zugerufen; beim dritten Ruf nähert sich ihr Anführer dem Thron und hält eine Rede, worin er sein Mißfallen über die Rebellion, deren sich seine Mitbürger vor einigen hundert Jahren schuldig gemacht haben, zu erkennen giebt, und verspricht im Namen seiner Landsleute hinführo getreu und den Gesetzen unterwürfig zu seyn; … Nach den Sienesern folgen die florentinischen Bürger von toskanischen Truppen begleitet, welche letztere dem Großherzog militärisch ihre Ehrerbietung bezeigen und beschließen so den Zug.[35]

Als vor Ort lebende Engländerin fand sie die Florentiner sehr gastfreundlich, »dem Lernen, den Künsten und der Wissenschaft zugeneigt« und »allgemein gesprochen fröhlich, warmherzig und freundlich«. Den größten Eindruck auf sie machten jedoch die Bauern auf dem Land:

Die toskanischen Landleute sind überhaupt betrachtet rein und unbescholten in ihren Sitten und ihr ländlicher Lebenswandel ist thätig und friedlich; die Wohlanständigkeit einzelner Personen beiderlei Geschlechter ist sehr merkbar, besonders in den Gegenden von Florenz … Die Männer von Toskana sind schlank von Gestalt, stark, schön gebaut und besitzen eine gewisse Selbstständigkeit, welche unmittelbare Achtung … von ihnen erweckt … Die Florentinerinnen sind von mittlerer Größe und von sehr schönem Körperbau, wenn sie nicht durch Schnürbrüste oft verunstaltet würden. Sie haben große schmachtende schwarze Augen, verbunden mit der ausdrucksvollen Miene, welche den interessantesten und einnehmendsten Theil eines italienischen Gesichts ausmacht. Ihr äusseres Betragen und ihre Unterhaltung ist graziös und angenehm. Der Beweis ihrer Höflichkeit und Ehrerbietung gegen ihre Oberen besteht in einer reizvollen

Beugung ihres Körpers zum Handkuß … Ein Pachter der höheren Klasse besitzt gewöhnlich ein Pferd, einen Marktkarren, ein oder zwei Wagen und ein Paar große taubenfarbige Ochsen, die an den Wagen und an den Pflug gespannt werden, die seltsame Farbe dieser Thiere unterscheide sich von allen in ganz Italien und ihre Schönheit ist nicht minder merkwürdig … Schuhe und Strümpfe sind bei ihnen ein überflüssiges Bedürfnis und werden nur als Zierde von den Weibern gebraucht, die sie in ihre Körbe legen, worin sie Obst oder andere Sachen in die Stadt bringen, und dann sie erst vor der Stadt anziehen … Die Phraseologie der florentinischen Landleute ist zum bewundern schön und wirklich hält man ihre Sprache für die reinste, welche in Italien gesprochen wird. Aber die merkwürdigste Eigenschaft dieses Volkes ist die Industrie. Trotz der unerträglichen Hitze arbeiten sie den ganzen Tag, ohne zu schlafen …; jedoch, ungeachtet dieser ermüdenden Thätigkeit genießen sie zu ihrer Nahrung fast durchgängig nichts als Brod, Obst, Hülsenfrüchte und den gewöhnlichen Wein des Landes; indeß obgleich ihre Diät gegen ihre körperliche Bewegungen zu leicht ist, so erreichen sie doch gewöhnlich ein sehr hohes Alter …[36]

In den vorangegangenen zwei Jahrzehnten hatte die Toskana enorm von der progressiven Sozialpolitik der habsburgischen Großherzöge profitiert, die als Paradebeispiele eines »aufgeklärten Despotismus« gelten können, wie er damals in Mode war. Der Kontrast zu England hätte größer kaum sein können:

Den Gesetzen des vorletztzten Großherzogs nachmaligen Kaiser Leopold gemäs, kann Niemand mehr Schuldenhalber gefänglich eingezogen werden, obgleich die Creditoren Macht haben, das Eigenthum des Schuldener anzugeben. Auch finden keine Todesstrafen mehr statt, sondern die Mörder werden zu lebenslänglichen Galeerenarbeiten verdammt …
Ueberhaupt kann man es den weisen Anordnungen Leopolds zuschreiben, das dieses Land eine gänzliche Befreiung von Räubereien und Ermordungen genießt und daß die Bevölkerung sich … vermehrt hat …[37]

Moderne Historiker bestätigen dieses positive Bild. »Die Toskana, die in Hinblick auf *Realpolitik* [i. Orig. dt.; A. d. Ü.] bedeutungslos war«, schreibt ein britischer Fachmann, »war in der ganzen zivilisierten Welt berühmt …, und zwar nicht nur wegen ihres einzigartigen Kulturerbes, sondern aufgrund der Umsetzung einiger der wohl aufgeklärtesten Prinzipien der Aufklärung.«[38] Die eintreffende etrurische Verwaltung sollte noch heftig unter Druck gesetzt werden, damit diese ihren Vorgängern gerecht würde.

Die Bildung der königlichen Regierung jedoch sah sich strengen Beschränkungen seitens der aus Frankreich stammenden Aufsichtsbeamten des Königs gegenüber; jede Ernennung Lodovicos I. musste in Abstimmung mit dem französischen Botschafter vor Ort und dessen Gesandtschaft erfolgen. General Henri-Jacques Clarke (1765–1818) war aus anderen Verpflichtungen in Italien her nach Florenz versetzt worden, und er scheute sich nicht davor, lautstark seine

Meinung kundzutun. König und Botschafter entschieden, den Staatsrat und dessen untergeordnete Ministerien, die bereits unter der vorangegangenen Herrschaft des Großherzogs tätig gewesen waren, zu behalten. Die Franzosen jedoch beharrten darauf, dass niemand mit »österreichischen Überzeugungen« weiterhin wichtige Ämter besetzen durfte. Der König und der Rat etablierte eine eigene direkte Verbindung hin zu Frankreich und ernannten Graf Averardo Serristori zu ihrem Botschafter beim Ersten Konsul; faktisch war er Botschafter bei Talleyrand. Ein päpstlicher Nunzius, Monsignore Caleppi, war vor Ort, jedoch wurde sein traditioneller Einfluss deutlich eingeschränkt. Am 29. August 1801 wandte sich der König mit einem ersten *motu proprio* bzw. »Dekret« an seine Untertanen, in welchem er sie eindrücklich ermahnte, die Vergangenheit dem »ewigen Vergessen« anheimfallen zu lassen und ihre Spaltungen zu überwinden.[39] Über allem lag der drohende Schatten von 6000 französischen Soldaten, davon ein Drittel aus den polnischen Legionen.

Die Umrisse lokaler Politik waren deutlich zu erkennen. In der Stadt gab es kleine Gruppen von jakobinischen Sympathisanten und von Freimaurern, die darauf setzten, dass die Franzosen radikale Maßnahmen durchführen würden. Konservative, antirevolutionäre Kreise jedoch waren in der Überzahl, speziell auf dem Land, wo diese sich häufig der Unterstützung des Klerus erfreuten. Die Mitte bildete die sogenannte »Patriotische Partei«, die sich dem aufklärerischen Erbe der Toskana verbunden sah und auf einen Ausgleich zwischen den Extremen aus war; die Universität von Pisa galt als ihre treibende Kraft. Die Aussichten für eine gemäßigte Entwicklung waren jedoch gut. Einerseits waren doktrinäre Standpunkte aufgrund der gewalttätigen Ereignisse von »il ’99« in Misskredit geraten, und andererseits fielen die Anfänge des Königreichs in das Jahr des Konkordats, auf dessen Grundlage sich der Erste Konsul mit der römisch-katholischen Kirche aussöhnte. Italien war allem Anschein nach stabilisiert. Die Franzosen schlossen Frieden mit Österreich und Großbritannien, sie befreiten sich aus der desaströsen Lage ihres Ägyptenfeldzugs, und sie zogen sich aus Neapel zurück.

Etrurien war, innerhalb des napoleonischen Italiens, umgeben von einem Flickenteppich unbedeutender Fürstentümer, die allesamt von Frankreich abhängig waren, dabei jedoch jedes eine eigene Regierung besaß. Im Norden

befand sich die von Mailand aus regierte, vergrößerte Zisalpinische Republik. Im Osten und Süden lag der von Rom aus regierte wiederhergestellte, dabei jedoch immer noch besetzte, Kirchenstaat. Im Nordwesten befanden sich die Ligurische Republik von Genua und die Republik Lucca.C Weiter im Norden lag Piemont, das unter französische Militärverwaltung gestellt worden war. In allen genannten Territorien wetteiferten, ebenso wie in Etrurien, französisch inspirierte Republikaner mit päpstlich unterstützten »Reaktionären«.[40] Etrurien selbst gehört zu jener Kategorie, in der innerhalb für die örtlichen Herrscher ein gewisser Spielraum in inneren Angelegenheiten bestand, die jedoch in äußeren Angelegenheiten von Frankreich abhängig waren.

Die Ankunft des Königspaares in ihrer Residenz, welche die Königin in ihren Memoiren beschreibt, war alles andere als vielversprechend. Ihr Vorgänger, Großherzog Ferdinand, hatte alles aus dem Palazzo Pitti herausholen lassen, was er nur tragen konnte. So beklagte sich die Königin darüber, dass sie bei hiesigen Unterstützern habe Spenden organisieren müssen, um wenigstens eine grundlegende Möblierung sowie Küchenutensilien zu haben. Als spanische Infantin war sie es gewohnt, von goldenen und silbernen Tellern zu essen. Nun wurde sie das erste Mal in ihrem Leben dazu degradiert, ihren Mahlzeiten auf Porzellan einzunehmen. Und was noch schlimmer war: Sie erlitt eine erste von zwei Fehlgeburten.

Doch trotzdem machte man ihren Berichten zufolge bescheidene Fortschritte:

Die erste Sorge meines Gemahls bezweckte die Räumung Toscanas von französischen Truppen; ein großer Druck für das Volk; er konnte indes nichts bewirken. Man verweigerte diese billige Bitte unter mehreren Vorwänden; … Alles war wir erreichen konnten, war, nach der Formirung der Noble-Garde, die Räumung der Hauptstadt; denn Livourno, Pisa und der übrige Theil meiner Staaten wurde niemals von französischen Truppen verlassen.[41]

Im Jahr 1802 jedoch machte Napoleons Rastlosigkeit die Hoffnungen auf eine längere Zeit der Ruhe zunichte. Die Zisalpininische Republik, die man mittlerweile in »Italienische Republik« umbenannt hatte, geriet ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit. Die Verfassung der Republik verlangte die Wahl eines Präsidenten, und so wurde eine *consultation* nach Lyon einberufen, um über die entsprechenden Kandidaten zu beraten; ein dem Anlass entsprechender Hinweis seitens Talleyrands überzeugte die Delegierten davon, Napoleon selbst zu wählen. Im weiteren

Jahresverlauf besetzten französische Truppen erneut die Schweiz. Die Vereinbarungen der Verträge von Lunéville und Amiens wurden allerorten missachtet. Herausfordernd erklärte Napoleon: »Europa erkennt an, dass Holland und Italien und ebenso die Schweiz, Frankreich zur freien Verfügung stehen.«

Etrurien hatte wenig von seinem Königspaar. Beide waren häufig unpässlich, und die Königin interessierte sich ausschließlich für ihre repräsentativen Aufgaben. Im September schließlich schifften sie sich in Richtung Spanien ein, wo sie an einer Hochzeit der Familie teilnehmen wollten. An Bord des Schiffes hatte die Königin nahe Barcelona eine Frühgeburt, ein Mädchen; der König wiederum litt derart unter Epilepsie, dass sie schließlich die Hochzeit verpassten. Sie sollten nicht vor Jahresende zurückkehren.

Um 1803 bereitete Napoleon sich erneut auf einen Krieg vor. Zu diesem Zweck presste er rücksichtslos entsprechende Geldmittel aus seinen Satrapen heraus, wobei er deren nominelle Neutralität missachtete und den Unfolgsamen mit Bestrafung drohte. Besondere Habgier legte er bezüglich der von ihm unterstützten staatlichen Plünderung von Kunstschätzen an Tag. Wer die Uffizien besuchte, stellte fest, dass das berühmteste Ausstellungsstück der Galerie fehlte:

> Die Venus Medici ist nicht mehr hier; die Franzosen haben sie von ihrem Podest genommen und ließen nach Paris in das Depot für Beutestücke abtransportieren. Ihr Platz ist nun leer; sie stand in den wunderschönen achteckigen Hallen umgeben von den auserlesensten Gestalten der Antike … Man vermisst sie und fühlt dabei einen merkwürdigen Schmerz. Zwei Jahrhundert lang war ihr Florenz als Wohnstatt zugeteilt; jeder Reisende hat hier nach ihr gesucht … und jetzt ist sie fort.[42]

Eine Folge von Ereignissen sollte den kleinen etrurischen Hof mit düsteren Vorahnungen erfüllen. Eines davon war Napoleons zynischer Wiederverkauf von Louisiana an die Vereinigten Staaten für 60 Millionen Franc, und das weniger als drei Jahre nach dem Abschluss jenes Geschäfts, das die Schaffung Etruriens einschloss. Die Gier des Ersten Konsuls schien grenzenlos zu sein. Bald darauf, im Mai 1803, trug Etrurien die Zeichen der Trauer um seinen jungen König, der jung und unerwartet mit nicht einmal 30 Jahren an einem epileptischen Anfall verstorben war. Seinen Leichnam brachte man zurück nach Spanien und begrub ihn im Pantheon der Infanten von El Escorial.

Doch nichts schockierte die Royalisten derart wie die Verschleppung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien –

den letzten französischen Bourbonen und gleichzeitig Symbolfigur der royalistischen Sache in Europa. Dieser forsche Herzog war emigriert und hatte gegen die Französische Republik die Waffen erhoben. Im März 1804 überquerte ein Ergreifungskommando des Militärs den Rhein, überfiel die in Deutschland gelegene Residenz des Herzogs und nahmen ihn als Gefangenen mit zurück nach Frankreich, damit ihm dort der Prozess gemacht werden konnte. Napoleon lehnte alle Gnadengesuche ab und ordnete an, den Herzog im Schlossgraben von Vincennes zu exekutieren. Dieser Justizmord verleitete Frankreichs Polizeichef zu folgendem Kommentar, der später Talleyrand zugeschrieben wurde: »C'était pir qu'un crime; c'était une faute« (»Das war schlimmer als ein Verbrechen; das war ein Fehler«). Nach dieser Sache konnte sich kein Bourbone und kein Royalist mehr sicher fühlen, und Napoleons Ansehen nahm ab.

Der Nachfolger Lodovicos I. in Etrurien wurde automatisch sein noch kleiner, vierjähriger Sohn Carlo-Luigi (Charles-Louis). Die Exekutivgewalt übertrug man der Witwe des verstorbenen Königs und Mutter des Kindes, die selbst erst 20 Jahre alt war, als sie den Titel einer Königin und Regentin annahm. Eine Silbermünze zu 10 *lira*, die in dieser Zeit geprägt wurde, verkündete die neue Herrschaft. Die Inschrift lautet: »CAROLUS LUDOVICUS DEI GRATIA REX ET-RURIAE ET MARIA ALOYSIA REGINA RECTRIX«.[43]

Vier Jahre lang wurde das Königreich, während der Kindkönig heranwuchs, von der Königin und Regentin mit Beratung ihrer Minister geführt. Nach der Entlassung Salvaticos traten zwei Männer in den Vordergrund. Einer war Graf Fossombroni, ein umsichtiger und erfahrener Diener der vorigen Regierung, der noch eine lange Karriere vor sich hatte. Der andere war Jean-Gabriel Eynard (1775–1863), ein rühriger, französisch-schweizerischer Geschäftsmann. Eynard war 1803 nach Florenz gekommen. Zuvor hatte er in Genua ein Vermögen damit gemacht, die französische Armee mit strapazierfähigem blauem Baumwollstoff (Denim), dem »Bleu de Gênes«, zu beliefern; er gilt als Erfinder der »Bluejeans«. Das Geld verwendete er, um als alleiniger Zeichner eine etrurische Regierungsanleihe zu kaufen; damit besaß er gleichzeitig auch ein genuines Interesse an des Königreiches Wohlergehen. Partnerschaftlich arbeitete er mit der Königin und Regentin zusammen: Er organisierte das Steuersystem neu; er siedelte produzierendes Gewerbe an,

das man besteuern konnte, so etwa Tabak- und Porzellanhersteller; und er überwachte sehr genau das militärische Beschaffungswesen, wobei er persönlich nach Paris reiste, um dort sicherzustellen, dass die versprochenen Zuschüsse auch ausgezahlt wurden. Ein gewisser Maßstab für sein erfolgreiches Vorgehen ließe sich darin sehen, dass die Königin und Regentin die außerordentliche Aushebung von 20.000 Soldaten verkündete. Insgesamt besaß das Königreich Etrurien nicht weniger als 26 stehende Regimenter darunter das Reggimento Real Toscana, die Compagnia Dragoni d'Etruria, die Pompatori Militari di Firenze und das Corpore Reale dei Cacciatori della Città di Firenze.

Die Königin und Regentin gab außerdem großzügig Geld für Bildungsprojekte aus und gründete eine naturwissenschaftliche höhere Schule sowie ein Museum für Naturgeschichte. Einmal veranstaltete sie ein Fest in der Loggia dei Lanzi, wo man 200 armen Kindern Unterhaltung bot und ihnen danach mitteilte, dass sie Besteck und Geschirr mit nach Hause nehmen durften. (Vielleicht war dies das ungeliebte Porzellan.) Langsam gewann sie wieder an Optimismus:

Als ich die Zügel der Regierung ergriff, ging mein einziges Bestreben dahin, das Glück meiner Unterthanen zu gründen; indeß mußte ich schmerzlicher Weise kurz nachher erfahren erfahren, wie sich die Pest zu Livourno gehzeigt, und schon mehrere Schlachtopfer hingerissen habe. Ich befand mich wirklich höchst glücklich, so gute Unterthanen zu haben, die mich zärtlich liebten, und denen ich dieß von ganzem Herzen erwiederte. Ich mußte ihnen, gegen meine Neigung, ansehnliche Steuern abfordern, um die unerläßlichen Ausgaben für die französischen Truppen zu bestreiten, die das Land fortwährend, ohne irgendeine Nothwendigkeit, und ohneracht meiner dringenden Vorstellungen, besetzt hielten. Endlich gedieh es denn so weit, daß ein spanischer General, mit einer angemessenen Truppenzahl dieser Nation, die französischen Truppen ersetzen sollte. Jetzt war ich vollkommen ruhig.[44]

Auch ihre Kinder waren für sie ein wichtiger Quell der Befriedigung:

Der König, mein Sohn, wurde meinen heißen Wünschen angemessen, gut und gelehrig, und ließ einen edlen Character blicken. Er schritt in seinem Wissen unendlich vor; kräftig und gesund sah er mit jedem Tage die Liebe wachsen, die seine treue Unterthanen ihm widmeten. Mein einziger Ehrgeiz bestand darin, ihn eines Tages aufmerksam machen zu können, in welchem jammerswerthen Zustande ich das Reich gefunden hatte, und in welcher veränderten Lage ich es seiner Vorsorge würde anvertrauen können.[45]

Prinzessin Marie Louise Charlotte, die drei Jahre jünger war als ihr Bruder, hatte sich von den widrigen Umständen ihrer

Geburt gut erholt.

Im Dezember 1803 konnte die Königin und Regentin einen Überraschungsgast im Palazzo Pitti willkommen heißen, namentlich Paolina, die zweite Schwester Napoleons. Die beiden Frauen hatten sich zwei Jahre zuvor in Neuilly kennengelernt. Und beide waren in der Zwischenzeit Witwe geworden. Innerhalb nur weniger Monate hatte Paolina ihren ersten Mann zu Grabe getragen – General Leclerc, der während eines Feldzugs auf der Insel Santo Domingo [heute Domenikanische Republik und Haiti, A. d. Red.] verstorben war – und hatte zum zweiten Mal geheiratet, einen römischen Aristokraten mit Namen Camillo Borghese, Fürst von Sulmona, zu dessen Anwesen sie nun unterwegs war. Sie hegte echte Zuneigung für die Königin und Regentin, bat sie um ein Porträt und eine Haarlocke als Andenken und bat darum, man möge miteinander in Kontakt bleiben. Nachdem sie die Andenken erhalten hatte, bedankte sie sich bei »ma chère Louise« herzlich in ihrem grammatisch recht eigenwilligen Französisch: »Adieu, ma Louise, adieu! Je vous aime et ce n’est pas pour dire … Si vous désires me sentir heureuse, aimes moi toujours: je suis pour la vie vostre Paulette *[sic]*.«[46] Unterschrieben war der Brief mit »Borghese, née Bonaparte«. Weil es um das Französisch der Königin und Regentin nicht sehr viel besser stand, schrieben sich beide fortan auf Italienisch.

Der Besuch von Prinzessin Paolina muss für die Florentiner noch um einiges faszinierender gewesen sein, denn sie und ihre Geschwister gerieten nun immer mehr in die Schlagzeilen. Der Erste Konsul dehnte sein geniales Talent, für sich selbst zu werben, nun auf seine vier Brüder und drei Schwestern aus, auf die allesamt ein warmer Regen an Ämtern, Titeln, Ehepartnern und öffentlicher Aufmerksamkeit niederging. So engagierte er etwa den klassizistischen Bildhauer Antonio Canova, und dieser verewigte die Abkömmlinge der Buonparte nackt in Marmor. 1804 gab er *Paolina Borghese-Bonaparte als ruhende Venus* in Auftrag, eine liegende Figur mit freiem Oberkörper, sowie eine abgeschmackte Nachahmung des *Davids* Michelangelos mit dem Titel *Napoleon als friedensbringender Mars*. Ersteres Werk war ein kleine Sensation; letzteres jedoch erwies sich als derart beschämend, dass sein Erschaffer sich weigerte, es öffentlich ausstellen zu lassen.[D] In einem solchen Klima bildete sich Nepotismus ganz natürlich aus. Der neue französische Botschafter, der nach Florenz kam,

Marquis François de Beauharnais (1753–1823), war der Bruder von Joséphines erstem Ehemann.

Im Dezember 1804 lud der »Erste Konsul auf Lebenszeit« den Papst nach Paris, damit dieser in Notre-Dame seiner Krönungszeremonie zum »Kaiser der Franzosen« vorstehen sollte. Im Zuge dieser Veranstaltung verlieh er all seinen Geschwistern den Titel einer *altesse impériale* bzw. »kaiserlichen Hoheit«, und seine Brüder Giuseppe (Joseph) und Luigi (Louis) ernannte er zu seinen offiziellen Erben. Auf dem Höhepunkt des Gottesdienstes nahm er die kaiserliche Krone aus den Händen des Papstes und setzte sie sich selbst auf den Kopf, wobei er göttlichen Beistand verschmähte. Sechs Monate danach veranstaltete er eine weitere Selbstkrönung in Mailand, nachdem er zuvor mit einem Wink seines Zauberstabs die Italienische Republik in das Königreich Italien verwandelt hatte. Danach macht er seine Lieblingsschwester »Elisa«, Signora Bacchiochi, zuerst zur Prinzessin von Piombino und dann zur Herzogin von Lucca.

Elisa war der innerfamiliäre Spitzname von Maria-Anna Buonaparte, das vierte noch lebende Kind der Eltern Napoleons; sie und Napoleon standen sich nahe seit ihrer gemeinsamen Zeit im vorrevolutionären Paris. Sie hatte an der Maison Royale de Saint-Louis in Saint-Cyr eine gute Ausbildung genossen, besaß gesellschaftliche Ambitionen und hatte gemeinsam mit ihrem anderen Bruder, Luciano, einen literarischen Salon organisiert. Sie war die Bestimmende in einer ebenso langen wie ungleichen Ehe mit einem schusseligen korsischen Offizier, Pasquale Bacciochi Levoy, der sogar seinen Vornamen von Pasquale in Felice/Félix änderte und der nach ihrer Heirat 1797 die Festung von Ajaccio kommandierte. Viele sind davon überzeugt, dass beide Ideen von Elisa stammten: Italien zu einer politischen Spielwiese der Buonaparti zu machen und ihr die Verantwortung für das Experiment zu übertragen. Im darauffolgenden Jahr wurden das Gebiet von Massa und Carrara, im dem sich die wertvollsten Marmorsteinbrüche Europas befanden, speziell zu ihrem Vorteil aus dem Königreich ihres Bruders ausgegliedert. Félix wurde in den Rang eines Divisionsgenerals befördert.

Elisa ging ihre Aufgaben mit großem Eifer an. In Lucca schuf sie eine Akademie der Schönen Künste, gründete die Banque Elisienne, führte eine Reform des Klerus durch und führte neue Gesetzbücher ein. Sie legte große Gründlichkeit dabei an den Tag, wenn es darum ging, ihre Extravaganzen

durch die Konfiszierung von Kircheneigentum zu finanzieren. Man kommt nicht umhin, ihre Vorgehensweise mit derjenigen der Königin und Regentin von Etrurien zu vergleichen; der Palazzo Lucchese und der Palazzo Pitti standen im offenen Konkurrenzkampf zueinander. Die beiden Frauen jedoch zeigten sich der jeweils anderen gegenüber anständig. Man tauschte Briefe und Geschenke aus. Maria Luisa sandte ein Paar reinrassiger Pferde nach Lucca; Elisa erwiderte dies mit einer Lieferung feinster Kleiderstoffe aus Paris.

In Florenz war zu spüren, dass der Bonaparte-Clan nun unangenehm nahe herankam. Längst war es ein offenes Geheimnis, dass die Bonapartes auf der Suche nach geeigneten Ländereien und Titeln für sich waren, und zwar eher in Italien als anderswo. Als man zufällig eine Äußerung Napoleons mithörte, die besagte, dass »Luciano den Ruhm der Medici wieder herstellen würde«, gerieten hartnäckige Gerüchte in Umlauf. Es hieß, dass der zweite Bruder des Kaisers, der in Paris eine gute Figur als Innenminister machte, dafür vorgesehen sei, Etrurien zu übernehmen. In diesem Fall hätte sich Luciano (Lucien), der selbst überzeugter Republikaner war, mit dem Titel eines Prinzen von Canino zufriedengeben müssen; Luigi wurde König von Holland, Girolamo König von Westfalen, Paolina Herzogin von Guastalla und Eugène de Beauharnais, Napoleons Stiefsohn, Vizekönig von Italien. Der Kaiser war es zunehmend leid, sich mit ausländischen Königen und Königinnen abzugeben.

In den Jahren 1805–1807 war Napoleon von den Angelegenheiten im nördlicheren Europa in Anspruch genommen. Seine großen Siege bei Austerlitz, Jena, Auerstedt und Friedland zerschlugen das Heilige Römische Reich und legten Preußen in Trümmer; er zog mit den Franzosen in Polen ein und bedrohte Russland. Darüber hinaus hatte er mit Problemen in Spanien und Portugal zu kämpfen. Italien blieb sich selbst überlassen, und dort riefen drückende Steuerlasten und rücksichtslose Aushebungen Widerstand im Volk hervor. Papst Pius VII. blieb bei seiner unversöhnlichen Haltung gegenüber der französischen Herrschaft. Rom wurde zur Brutstätte einer Rebellion. Süditalien befand sich im Aufruhr, und die französische Kontrolle über Neapel war schwach. Sobald Städte wie etwa Genua Schwierigkeiten verursachten, reagierte man instinktiv damit, diese an Frankreich anzugliedern. Besonders ungeduldig wurde Napoleon gegenüber dem bourbonischen Königreich Neapel, speziell mit der von ihm

empfundenen Undankbarkeit des Königs. Sowohl Giuseppe Bonaparte als auch Joachim Murat warteten noch immer auf einen Thron. Als er herausfand, dass die Neapolitaner sich einmal mehr mit den Briten verschworen hatten, verkündete er unvermittelt: »Die Herrschaft der Dynastie der Bourbonen ist beendet.« Giuseppe kam 1806 nach Neapel, um an ihre Stelle zu treten.

Noch im selben Jahr unternahm Napoleon einen systematischen Versuch, um den britischen Handel mit Kontinentaleuropa zu unterbinden. Das Berliner Dekret (November 1806) untersagte den Import britischer Waren und leitete so die »Kontinentalsperre« ein; das Mailänder Dekret (Dezember 1807) ordnete an, jedes Schiff zu konfiszieren, das zuvor einen britischen Hafen angelaufen war. In Frankreich und Deutschland hielt die Blockade dicht, im Mittelmeerraum jedoch wurde sie weitläufig umgangen, und die politischen Kosten waren hoch. Keins der von Frankreich besetzten Länder wollte sich gerne sagen lassen, was man kaufen durfte und was nicht. So geriet das Königreich Etrurien, welche die Franzosen zu seiner Zeit als Großherzogtum Toskana im Verdacht des »Austrophilismus« gehabt hatten, nun in den Ruf »anglophil« zu sein. Man betrachtete Livorno als jenen Hafen, in dem die Kontinentalsperre am häufigsten durchbrochen wurde.

Die wachsenden Probleme Napoleons in Spanien wurden durch eine weitere Kraftprobe der herrschenden Bourbonen noch vergrößert. Seit 1788 herrschten Karl IV. und Maria Luise von Bourbon-Parma, die Eltern der etrurischen Königin und Regentin. Der König stand im Ruf, »despotisch, faul und dumm« zu sein, ein ehemaliger Ringer, der seine Zeit bei der Jagd zubrachte; die Königin, »grob, voller Leidenschaft und engstirnig«, führte die politischen Geschäfte. Gemeinsam bildeten sie das wohl reaktionärste Paar, das noch auf einem europäischen Thron saß. Die gesamten 1790er-Jahre hindurch waren sie unerschütterlich geblieben in ihrer Gegnerschaft gegenüber der Französischen Revolution, und im Verlauf der Verhandlungen in San Ildefonso hatten sie nachdrücklich um die Wahrung bourbonischer Interessen gekämpft. In den darauffolgenden Jahren jedoch hatten sie sich um eine Einigung mit Frankreich bemüht. Ihr einstmaliger Erster Minister Godoy, Herzog von Alcudia, der es zustande gebracht hatte, gleichzeitig Liebhaber der Königin und Günstling des Königs zu sein, wurde seitens des Ersten Konsuls wieder an die Macht gebracht; er trat an, die

Forderungen der Franzosen zu erfüllen.[47] Spanien verpflichtete sich dazu, Frankreich einen monatlichen Tribut von sechs Millionen Francs zu zahlen und Portugal davon abzuhalten, die Kontinentalsperre zu durchbrechen. Doch keine dieser Verpflichtungen wurde eingehalten. Godoy war äußerst unbeliebt, und der rechtmäßige Thronfolger Ferdinand strebte eine Verschwörung gegen ihn an, die jedoch scheiterte.

Im Zeitraum 1806–1807 geriet die Krise auf der Iberischen Halbinsel außer Kontrolle, bis im November 1807 Marschall Junot den Befehl erhielt, eine französische Armee durch Spanien hindurchzuführen und mit Strafmaßnahmen gegen die Portugiesen vorzugehen. Alles was er damit erreichte, war ein allgemeiner Zusammenbruch Spaniens inmitten jener Ereignisse, die sich zum Spanischen Unabhängigkeitskrieg ausweiten sollten. Der spanische König dankte im März 1808 ab und ging ins französische Exil nach Bayonne. Napoleon spielte einige Zeit mit dessen Sohn Ferdinand (aus Sicht der Royalisten Ferdinand VII.), bis er ihn schließlich dazu verleiten konnte, zu seinem Vater nach Frankreich zu gehen. Dort verhaftete man ihn, und er wurde ebenso wie der verbliebene Rest der spanischen Königsfamilie in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Den ehemaligen König Karl und die ehemalige Königin Maria Luise verfrachtete man nach Rom, den ehemaligen König Ferdinand wiederum kerkerte man sechs lange Jahre auf Talleyrands Schloss in Valencay ein. Napoleon sandte ganz ungerührt seinen Bruder Giuseppe nach Madrid, damit dieser dort den Thron seines Gefangenen einnehmen konnte, und Murat übernahm von Giuseppe den Thron von Neapel.

Diese entwürdigende Folge von Ereignissen musste im Palazzo Pitti für Entsetzen gesorgt haben. Die Königin und Regentin von Etrurien war immerhin die Tochter des abgedankten Karls IV., die Schwester des gefangenen Ferdinands VII. und die Großnichte des abgesetzten Königs von Neapel. Im Herbst 1807 war sie – zunehmend isoliert – das letzte noch regierende Mitglied der Bourbonen. Den Marquis de Beauharnais versetzte man nach Spanien und ersetzte ihn in Etrurien durch einen weniger passenden Botschafter, den Grafen Hector d’Aubusson de la Feuillade, Kammerherr der Kaiserin Joséphine; die Königin und Regentin verdächtigte den Neuankömmling, mit der Prinzessin und Herzogin Elisa zu intrigieren. Lange vor dem großen Finale schauerte es sie bereits angesichts der

fortlaufenden Entwicklung des Dramas.

Auch in Paris kamen Zweifel auf, was die Zukunft des Königreichs Etrurien betraf. Zwar war es fügsamer als das Königreich Neapel, doch hatte es sich nicht zu einer Bastion des französischen Einflusses entwickelt und war stattdessen zum letzten Vorposten der Bourbonen geworden. Ein weiteres Mal diente Florenz als sicherer Hafen für Flüchtlinge, die Frankreich feindlich gesinnt waren, auch erwiesen sich die Häfen Etruriens als Schlupflöcher für britische Waren. Auch wenn ein britischer Historiker sehr bestimmt feststellt, dass die Königin und Regentin von Etrurien »ganz unvermittelt abgesetzt wurde, weil es ihr nicht gelang, die Kontinentalsperre durchzusetzen«,[48] so ist diese Erklärung doch unzureichend; es war noch zu wenig Zeit verstrichen, als dass man hätte abschätzen können, ob die »Kontinentalsperre« funktionieren würde. Wahrscheinlich ist, dass sich Napoleon bereits entschieden hatte, während er die Bourbonen in Bayonne abfertigte, und dass er einfach nur auf den richtigen Zeitpunkt zum Handeln gewartet hatte.

Die Gründe für den Niedergang Etruriens müssen folglich in einem größeren Kontext betrachtet werden: Dass man die Blockade des britischen Handels durchbrach, war zwar ein wichtiger Grund, ebenso wichtig war aber eine „gefühlte“ zunehmende Entfremdung Etruriens sowie der eskalierende Streit Napoleons mit dem Papsttum. Pius VII. und sein Kardinalstaatssekretär Consalvi hatten sich wiederholt darum bemüht, einen Modus Vivendi mit Frankreich zu erreichen. Doch 1806 weigerte er sich, in die Ehescheidung des jüngsten Bruders des Kaisers, Girolamo, einzuwilligen, der überstürzt eine Amerikanerin namens Betsy Patterson geheiratet hatte. 1807 wiederum verweigerte der Papst in Reaktion auf die beharrliche Forderung Napoleons, Consalvi abzusetzen, der Kontinentalspeere seine öffentliche Unterstützung. Der Kirchenstaat und dessen Nachbar Etrurien schienen sich zur Bühne für gegen Frankreich gerichtete Aktivitäten zu entwickeln, und der Kaiser schob dem einen Riegel vor. Als Bestandteil der Übereinkunft mit den spanischen Bourbonen unterzeichnete der Kaiser 1807 in Fontainbleau ein rechtmäßiges, jedoch kaum publik gemachtes Dekret, das die Aufhebung des Königreichs Etrurien verfügte. Im folgenden Februar entsandte man ein Truppenkontingent zu Wiedereroberung Roms. Der Papst legte Protest ein. Der Kaiser verleibte die vier verbleibenden Teile des Kirchenstaates seinem Königreich Italien ein.

Daraufhin exkommunizierte der Papst den Kaiser, und der Kaiser befahl, den Papst zu verhaften und zu deportieren.[49]

Die Königin und Regentin von Etrurien sollte später behaupten, dass sie das alles vollkommen überrascht habe:

> Der französische Minister [D'Aubusson la Feuillade] suchte mich am 23sten November 1807 auf einem meiner Lustschlösser [bei Castello] auf, um mir die Abtretung meines Königreichs von Seiten Spaniens an Frankreich anzukündigen; er stellte mir die Nothwendigkeit meiner baldigen Abreise dar, da die zur Besetzung bestimmten Truppen schon eingerückt seyen. Ich fertigte augenblicklich einen Eilboten nach Spanien ab, da ich durchaus von nichts benachrichtigt worden war. Die Antwort fiel dahin aus, meine Abreise zu beschleunigen, da mir das Land nicht mehr gehöre, um Trost im Schoße meiner Familie zu finden … Die Franzosen erließen im Augenblick meiner Abreise eine Proclamation, wo sie meine Unterthanen des Eides der Treue entbanden; … Auf diese Art nahm ich am 10ten December von einem Lande Abschied, in welchem mein Herz seit dieser Zeit geblieben ist.[50]

Als sie die Auflösung Etruriens in Erwägung zogen, haben die französischen Bürokraten sicherlich die Vor- und Nachteile zweier Lösungen gegeneinander abgewogen. Einerseits mögen sie erwogen haben, die Bourbon-Parma durch einen anderen abhängigen Herrscher zu ersetzen. Andererseits werden sie darüber nachgedacht haben, welche Vorteile es böte, das Königreich dem französischen Kaiserreich einzuverleiben. Sie entschlossen sich schließlich für beides. Das Gebiet des Königreichs wurde dreigeteilt und als die *départements* Arno, Mediterranée und Ombrone an das Kaiserreich angegliedert. Kurz darauf verlieh man der Prinzessin und Herzogin Elisa den neu belebten Titel einer Großherzogin der Toskana. Maria Luisa von Spanien, die ehemalige Königin und Regentin von Etrurien, räumte am 10. Dezember 1807 mit ihren Kindern den Palazzo Pitti. Ihre Abreise bedeutete auch das Ende des Königreichs, nachdem es kaum sieben Jahre existiert hatte.

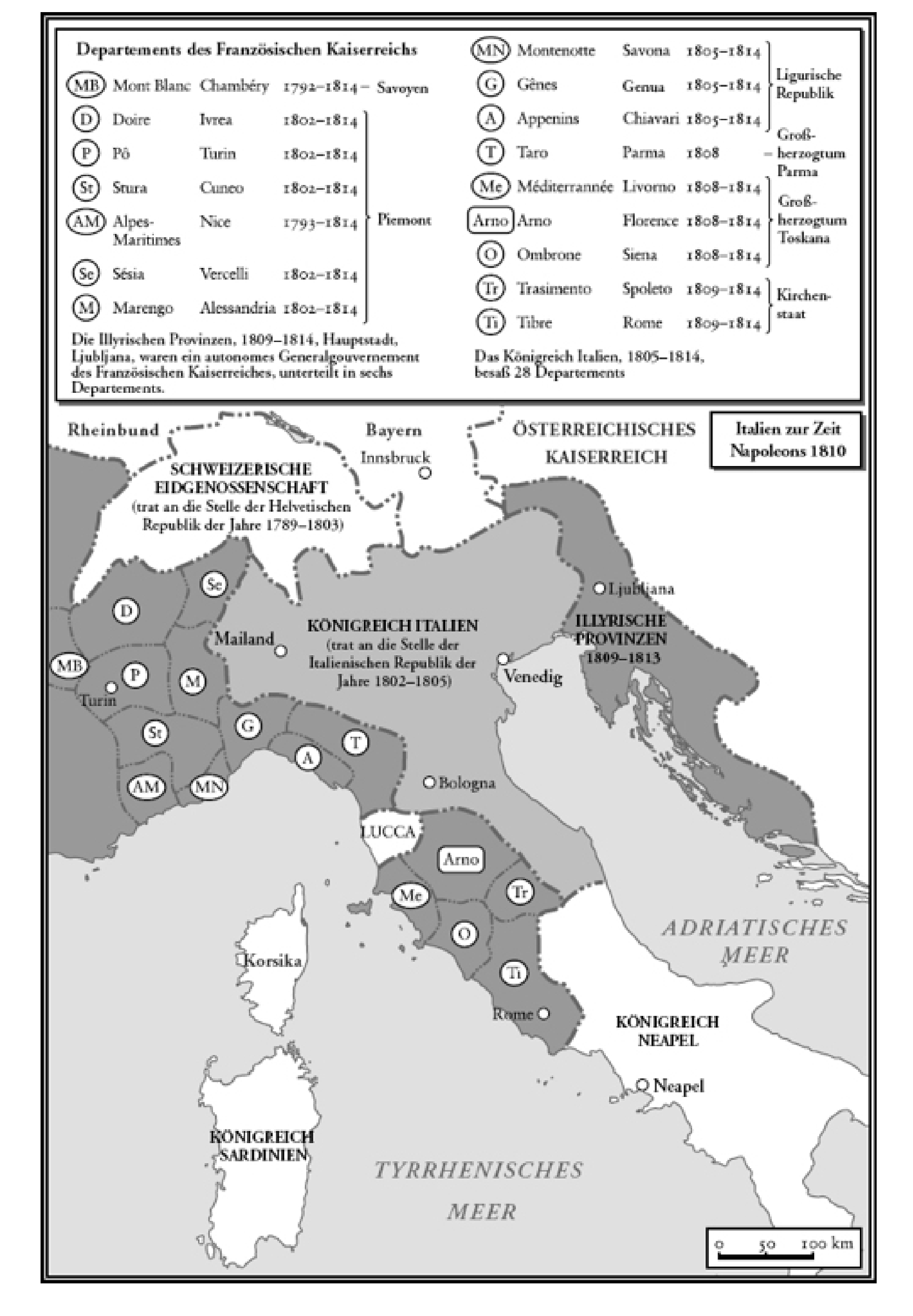
In den nun folgenden 18 Monaten erfolgte die territoriale und verwaltungsmäßige Neuordnung des ehemaligen Königreichs. Diese wurde begleitet von sozialen Unruhen und einem aufkommenden Räuberunwesen auf dem Land. Bis zur Ankunft der neuen Großherzogin, die zwischenzeitlich schwer erkrankt war, unterstellte man die drei neuen kaiserlichen *départements* einer Militärregierung, der auch die Insel Elba unterstand. Man ernannte zivile Präfekten: Jean-Antoine, Baron Fauchet für das *département* Arno in Florenz, Ange Gandolfo für Ombrone in Siena und Guillaume Capelle für La Mediterranée in Livorno; jedes *département* war wiederum in Unterpräfekturen nach französischen

Vorbild unterteilt (Elba übertrug man 1811 als das Arondissement Portoferraio von Lucca nach La Mediterranée). Alle diese Gebiete unterstellt man dem Oberkommando einer *Giunta* bzw. eines »gemeinsamen Kommandos«, an dessen Spitze der Generalgouverneur Jacques-François de Menou (1750–1810) stand.

Menou gehörte zu den schillernsten Persönlichkeiten des revolutionären Frankreichs; man nannte ihn auch den »wohl härtesten Mann des napoleonischen Europas«.[51] Ebenso wie der Baron de Boussay war auch er ein adeliger Abgesandter der Generalstände von 1789. Später machte er sich einen Namen als starker Arm der Republik im schrecklichen Vendée-Aufstand und stieg zum General und Oberbefehlshaber der Armee des Innern auf. Er überstand einen Prozess wegen Hochverrats und begleitete Napoleon nach Ägypten. Dort konvertierte er zum Islam und übernahm, nach der Ermordung von General Kléber, das Oberkommando über die Expeditionsstreitkräfte. Entsprechend seines neuen Glaubens änderte er seinen Vornamen in Abdullah, und seinen kleinen Sohn nannte er – nach dem Mörder Klébers – Suleyman. Nachdem Menou durch die Niederlage bei Aboukir zur Kapitulation gezwungen war, kehrte er nach Frankreich zurück, wurde Mitglied des *Tribunat* und ging dann als Generaladministrator des unter Militärverwaltung stehenden Piemonts nach Turin. Dort baute er sich für seine eigene private Religionsausübung neben der königlichen Kapelle eine Moschee mit goldener Kuppel.

»Als Menou nach Florenz ging, ließ er seine Frau zurück, fing etwas mit der Prima Balerina der Mailänder Oper an, ließ öffentliche Reitveranstaltungen ausrichten und gab im schönen Palazzo Pitti opulente Feste.«[52] Doch der Kaiser hatte Menou in die Toskana geschickt, damit dieser die Ordnung wiederherstellte und die zu erwarteten Reaktionen auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für Männer bekämpfte – eine notwendige Folge der Eingliederung in das Kaiserreich. 1808 beaufsichtige er die Bildung neuer toskanischer Regimenter, darunter die 29. Division der *Veliti*, die berühmten »Vélites de Florence«, eine schnell marschierende Infanterieeinheit, die in ganz Europa ihresgleichen suchte. Die Toskaner wiederum hatten schon wiederholt ihren Unmut gezeigt angesichts hoher französischer Steuerlasten, Beschlagnahmungen und militärischer Rekrutierungen, und die Wehrpflicht zog diese

Schrauben noch einmal fester an. Es war durchaus wahrscheinlich, dass sich jene Männer, die in die Militärlisten eingeschrieben wurden, davonmachten, sich in den Wäldern versteckten und als Banditen lebten; zwang man sie in Uniform, so war es wahrscheinlich, dass sie desertierten und ihre Waffen dabei mitnahmen. Menou war ein altgedienter Veteran und hatte an den härtesten Kämpfen der letzten zwanzig Jahre teilgenommen; für ihn ließ sich Ungehorsam einzig durch Terrorisierung der Bevölkerung bekämpfen, die Banditen und Deserteure unterstützte. Das Mittel seiner Wahl war der Einsatz »fliegender Kolonnen«, die widerspenstige Dörfer aus der Überraschung heraus überfielen, Gehöfte zerstörten, Geiseln nahmen und standesrechtliche Hinrichtungen als Strafmaßnahmen durchführten. Das kennzeichnende Werkzeug seines Vorgehens war die transportable Guillotine.[53] Sein Name ist auf dem Arc de Triomphe verzeichnet.



Menous rechte Hand in der Toskana war General Étienne Radet (1762–1825), ein Waffenbruder seit der Befriedung der Vendée. Inzwischen war Radet Generalinspekteur der Gendarmerie; es war seine Aufgabe, den Dienst der Behörde

in die neuen *départements* des Reiches hinein auszudehnen; er beaufsichtigte die Bildung der 29e Légion de Gendarmerie de Florence, deren Mitglieder gleichzeitig ausgebildete Soldaten und Angehörige der Kriminalpolizei waren. Die 29e Légion strebte danach, allgegenwärtig zu sein, und wurde in Einheiten zu je sechs Männern aufgestellt, die in jedem Vorort, jedem Tal und jedem Gebiet Überwachungs- und Kontrollposten bezogen. Sie lebten mitten im Land der Banditen und traten den Räubern, Schmugglern und Deserteuren direkt entgegen. Sie bestand in weiten Teilen aus französischen Veteranen, denn der Vorschlag, Franzosen und Einheimische zu mischen, hatte sich als nicht praktikabel erwiesen. Zwei aufeinanderfolgende Aushebungen in den Jahren 1808 und 1809 sorgten dafür, dass die Légion reichlich Beschäftigung hatte.

Im Sommer 1809 erhielt Radet den wichtigsten Befehl seines Lebens: Durch direkte Vollmacht des Kaisers wurde er angewiesen, mit 1000 Männern nach Rom zu ziehen und den Papst zu entführen. In der Nacht des 5. Julis erklommen sie die Mauern des Palazzo del Quirinale, und Radet rannte die dunklen Korridore entlang, bis er schließlich in die Privatgemächer des Pontifex hineinstürmte. *»Saint-Père«*, begann er, »Heiliger Vater, ich komme im Namen meines Herrschers, dem Kaiser von Frankreich, um euch mitzuteilen, dass ihr die weltlichen Besitzungen der Kirche aufgeben müsst.« *»Je ne le puis«*, soll Pius VII. geantwortet haben, *»je ne le dois pas, je ne le veux pas«* (»Ich kann es nicht tun, ich sollte es nicht tun, und ich will es nicht tun«). Also verfrachteten die Eindringlinge ihren Gefangenen in eine Kutsche; Radet selbst verschloss die Tür und setzte sich nach vorne neben den Kutscher. Noch vor Sonnenaufgang fuhren sie im Eiltempo auf der Straße nach Norden aus Rom heraus.

Trotz der existierenden politischen Spannungen und sozialen Unruhen war die Prinzessin, Herzogin und Großherzogin Elisa Bacciochi durchaus erfolgreich. Sie lebte von ihrem Mann getrennt und widmete sich ausgiebig der Verwaltung und Verbesserung ihres ausgedehnten Herrschaftsgebiets. Dabei legte sie, ähnlich wie ihr Bruder, Temperament und energisches Handeln an den Tag. Ihr liebstes Projekt war die vollständige Renovierung des Palazzo Pitti und der Boboli-Gärten. Beide brachte sie in einen bis dato unbekannten exzellenten Zustand, auch richtete sie für Napoleon großzügige Wohngemächer ein, die er bei seinem

versprochenen Gegenbesuch nutzen sollte. Ein Gemälde, das an Pietro Benvenuti in Auftrag gegeben wurde und das sich heute in Versailles befindet, kann dabei als ihr Manifest betrachtet werden: Es trägt den Titel *Elisa Bonaparte entourée d'artistes à Florence*. Darauf ist Elisa zu sehen; sie trägt eine Tiara, das blendend weiße Kleid einer Kaiserin und schaut von einem erhöhten Thron herab auf eine Versammlung von ebenso prächtigen Hofleuten, Soldaten, Malern, Bildhauern und Handwerkern, die ihr huldigen. Im Vordergrund steht Antonio Cova, einen Dreispitz auf dem Kopf und überreicht der Großherzogin seine neuste Marmorbüste, *Elisa en Polymnie*.[54]

Ende Juli 1809, kurz nach der Einsetzung der Großherzogin, ereignete sich indessen, verborgen vor den Blicken der Öffentlichkeit, etwas, was die Florentiner gar nicht so richtig zur Kenntnis nahmen: Nach einer langen, albtraumartigen Reise weg von Rom, in deren Verlauf der gefangene Pontifex unter akuten Magenproblemen litt und General Radet verletzt wurde, weil sich der Wagen überschlug, brachte man Pius VII. bei Nacht nach Certosa di Galluzzo in eben jenes Kloster, in dem sein verstorbener Vorgänger zehn Jahre zuvor gewohnt hatte. Einer seiner Wärter veröffentlichte später einen Bericht über die Geschehnisse:

> Unsere Ankunft an diesem heiligen Ort war der ehrenwerten Schwester Buonapartes, der sogenannten Großherzogin der Toskana, bereits vorher bekannt geworden, und in einem Akt heimtückischer und boshafter Höflichkeit schickte sie dem Heiligen Vater eine Botschaft …, in der sie ihn fragen ließ, ob er irgendetwas benötige … Der Papst jedoch antworte auf diese so unerwartete und durchtriebene Nachricht mit dem ihm eigenen Heldenmut: »Die Dame, von der ihr sprecht, kenne ich nicht. Und ich habe ihre Dienste für nichts nötig.«[55]

Da die Großherzogin keinerlei Absichten hatte, ihn aufzunehmen, begann die unfreiwillige Reise des Gefangenen am Morgen von Neuem. Man brachte ihn über die Alpen nach Briançon und von dort, nachdem die Befehle geändert worden waren, nach Savona an der Riviera in Hausarrest auf unbestimmte Zeit.

In der Zwischenzeit verschlechterte sich auch das Los der vormaligen Königin und Regentin Maria Luisa weiter. Nach ihrer Vertreibung aus Florenz war sie für ein Treffen mit Napoleon nach Mailand gereist. Der versprach ihr zweifache Wiedergutmachung: einmal in Form des Fürstentums Nord-Lusitanien in Portugal (über das er keine Kontrolle besaß) und zum anderen durch die Heirat mit seinem Bruder

Luciano (der bereits verheiratet war). Wie nicht anders zu erwarten, lehnte sie beide Vorschläge ab. Von Mailand aus reiste sie zum Sitz ihrer Familie ins spanische Aranjuez, das sie zu dem Zeitpunkt erreichte, als ihr Vater gerade dabei war, abzudanken. Schließlich gelang es ihr, wieder zu ihren Eltern und Geschwistern zu stoßen, die sich auf dem Weg ins Exil befanden: »Ich wußte durchaus nicht, was vorgefallen sey; die ersten Worte meiner Eltern bey meiner Ankunft in Bayonne: ›du mußt wissen, meine Tochter, daß unsre Familie für immer aufhört zu regieren‹, brachten mich dem Tode nahe … Ich entfernte mich von meinen Eltern, und ging in mein Zimmer mehr todt als lebendig.«[56]

Doch für sie sollte es noch schlimmer werden. Schon plante sie im Geheimen, mit ihren Kindern nach England zu fliehen, doch sie wurde von der französischen Polizei gefangen genommen, im Schnellverfahren abgeurteilt, nach Rom deportiert und dort eingekerkert:

… gegen neun Uhr des Abends kam ich am Kloster an, … Ich schmachtete hier zwey und ein halbes Jahr, ohne jemand zu sehen, zu sprechen, ohne Erlaubniß zu schreiben, noch Nachrichten erhalten zu dürfen, ja selbst nicht von meinem eigenen Sohn … Ein Jahr nach meinem Eintritt ins Kloster erschien Janet, Intendant des Schatzes, um mir die wenigen noch geretteten Kleinodien abzufordern; … Der General Miollis führte nur einmal monatlich, selbst in noch längeren Zeitabschnitten, meine Eltern und meinen Sohn herbey, um mich zu besuchen; man erlaubte mir nur, einen einzigen Kuß auf das geliebte Kind zu drücken; …[57]

*

Während die vormalige Königin in Haft schmachtete, waren die französischen Herren des ehemaligen Königreichs ihres Sohnes langsam nicht mehr weiter willens, der widerständigen Bevölkerung ihren Stempel aufzudrücken. General Menou verließ die Gegend 1809; General Radet kam nicht zurück. Der Elan beim Aufbau von Institutionen und bei der Durchsetzung der Gesetze des Kaiserreiches nahm mehr und mehr ab. »In der Toskana herrschte Ruhe«, schreibt ein Historiker über die Jahre 1809–1813, »aber es war eine Ruhe der Erschöpfung und der Angst.«[58] Verzweiflung griff um sich, weil viele der eingezogenen Rekruten und Wehrpflichtigen nicht mehr nach Hause kamen. Die Preise für Nahrungsmittel schnellten in die Höhe, Brotaufstände brachen aus, und die ländlichen Gebiete wurden von Hunger heimgesucht. 1812 kamen aus Russland schlechte Nachrichten, katastrophale kamen von der Völkerschlacht bei

Leipzig. Das Kaiserreich zerfiel; dessen Diener verloren den Mut und die Banditen wurden übermütig. Der Präfekt des *département* Arno verlor zunehmend an Macht und sah sich gleichzeitig mit einem mächtigen Banditen namens Bonaccio konfrontiert. Er bot diesem und seiner Bande von Deserteuren deshalb Amnestie an, sofern sie zustimmten, sich nach Spanien transportieren zu lassen. In Florenz blieb dem Präfekten nur noch ein erschöpftes kroatisches Regiment zu seiner Verfügung. Seine Vorgesetzten in Paris jedoch setzen seine Entscheidung außer Kraft. »Man muss alle Übeltäter gefangen nehmen«, schrieben sie empört, »oder hinter die Grenzen des Reiches jagen.«[59] Zu diesem Zeitpunkt wusste niemand in Florenz so genau, wo sich diese Grenzen eigentlich befanden.

Den letzte Akt der *anni francesi* der Toskana, der traurigen »französischen Jahre«, inszenierte im Frühjahr 1814 ein Mann, der schon von Anfang an mit dabei gewesen war. Marschall Murat, mittlerweile »König von Neapel«, hatte Napoleon nach der Schlacht von Leipzig den Rücken gekehrt und die Seiten gewechselt. Die Österreicher übertrugen ihm die Verantwortung für eine gemischte Armee, zusammengesetzt aus kaiserlichen Berufssoldaten und gefangen genommenen Italienern. An deren Spitze durchquerte er halb Italien in Richtung Rom und Neapel und befreite dabei kleine und große Städte von seinen französischen Landsleuten. Als seine Männer am 23. Februar nach Florenz einmarschierten, ergriff die Prinzessin und Großherzogin Elisa die Flucht, die Verwaltung löste sich auf, der letzte Rest der Garnison kapitulierte, und man nahm praktisch sofort Verhandlungen über die Wiedereinsetzung des Großherzogs Ferdinand auf.

Die vormalige Königin und Regentin Maria Luisa war bereits auf freiem Fuß, befreit am 14. Januar 1814, nachdem neapolitanische Truppen die Franzosen aus Rom vertrieben hatten. Sie war nun wieder vereint mit ihren Eltern von königlicher Abstammung und residierte im Palazzo del Quirinale. Dort gehörte sie zu den Würdenträgern, die im Mai Papst Pius VII. nach seiner Freilassung willkommen hießen. Im Verlauf jener Wochen des Wartens schrieb sie ihre Memoiren in der Hoffnung darauf, dass diese auf ihrem Weg nach England behilflich sein würden. Die Ausführungen schließen mit einem provokanten Statement:

Dies ist mein unglücklicher und stürmischer kurz abgefaßter Lebenslauf, den ich zu Bänden ausdehnen könnte. Man wird sich von dem schmerzlichen

Glückswechsel überzeugen; wie ich das Schlachtopfer schwärzesten Verraths, das Spielzeug dieses Tyrannen war, der mit unserem Leben und unserem Eigenthum Gaukelwerk trieb, … Ich hoffe, daß England, der Zufluchtsort unglücklicher Prinzen, eine Mutter und eine unglückliche Witwe mit 2 Kindern, alle 3 ohne irgend eine Unterstützung in seinen Schutz nehmen wird, ohnerachtet sie die unwidersprechlichen Rechte als Infanten von Spanien, und als ihr Eigenthum auf die Staaten Parma, Piacenza und Guastalla sowohl als auf Etrurien haben.[60]

*

Zu eben dieser Zeit war Napoleon selbst zur Abdankung gezwungen. Viel Monate lang hatte er sich nach der Völkerschlacht von Leipzig unter Rückzugsgefechten aus Deutschland zurückgezogen. Doch jeder militärische Erfolg war nicht mehr als ein Pyrrhussieg; seine Armee schrumpfte Woche für Woche, und Tag für Tag wurde die Ermüdung seiner Unterstützer größer. Obwohl er in Nordostfrankreich überwältigende Manöver vollführte, sah er sich doch außerstande zu Verteidigung von Paris. Schließlich beugte er sich der Forderung seiner Generäle und unterzeichnete am 11. April 1814 eine bedingungslose Abdankungserklärung. Seinen versprochenen Gegenbesuch in Florenz hat er zwar nie in die Tat umgesetzt, in das ehemalige Königreich Etrurien kehrte er jedoch sehr wohl zurück, wenn auch unter Umständen, die man nicht hätte vorhersehen können. Der russische Zar bestand darauf, dass Napoleon als Gegenleistung für seine freiwillige Abdankung, die Insel Elba als sein privates souveränes Herrschaftsgebiet erhalten sollte. Am 4. Mai legte er dort an und verließ das britische Kriegsschiff mit dem überaus passenden Namen *Undaunted*, die »*Unerschrockene*«. Man erlaubte ihm, ein Gefolge von 500 Offizieren zu behalten sowie 1100 Soldaten als Leibgarde; sein Haus in Portoferraio taufte man den kaiserlichen Palast. Der Bevölkerung wird nachgesagt, ihn vor seiner Ankunft aus Protest gegen die hohen Steuern und die immer noch geltende Wehrpflicht symbolisch verbrannt zu haben. Doch als das Volk ihn dann in natura zu Gesicht bekam, schloss dieses ihn ins Herz in der Hoffnung, ihr Los verbessern zu können. Man geleitete ihn in einer Prozession zur Kirche des Hafens, stimmte dort ein *Te Deum* an und unterbreitete ihm die Bitten des Volkes.

Im Verlauf der 297 Tage, die Napoleon auf Elba verbrachte, legte er eine bewundernswerte Taten- und Entschlusskraft an den Tag und gab ein leuchtendes Beispiel ab für alle souveränen Herrscher kleiner Staaten. In jenen zehn Monaten erreichte er erheblich mehr als die Linie Bourbon-

Parma während ihrer sechsjährigen Herrschaft in Etrurien. Er trat in die Fußstapfen jenes Fürsten, der die Insel zur Zeit der Renaissance beherrscht hatte, Cosimo I de' Medici, Gründer der Stadt Cosmopolis (heute Portoferraio) im Jahr 1548. Er entwarf eine Fahne, erließ eine Verfassung, baute Straßen, setzte den Hafen instand, organisierte Pflanzungen und Bewässerungssysteme, nahm Truppenparaden ab, eröffnete ein Krankenhaus, organisierte die Eisenminen und den Granitsteinbruch neu, führte fließendes Wasser und eine Kanalisation ein und restaurierte drei prachtvolle Villen auf der Insel. Selbstverständlich half ihm dabei die von den Alliierten gewährte großzügige Pension. Und obwohl unter Beobachtung seiner Mutter, »Madame Mère« stehend, gelang es ihm sogar, seine Lieblingsmätresse, Maria Walewska, für ein dreitägiges Stelldichein einzuschmuggeln. (Seine Frau, Tochter des österreichischen Kaisers, und sein Sohn befanden sich in Wien.) Gleichzeitig verbrachte man jedoch viel Zeit mit dem Hin und Her zwischen Spionage und Spionageabwehr, wobei Napoleon darauf aus war, seine britischen Bewacher, wo es nur ging, zu hintergehen und sich gleichzeitig Informationen über die zunehmende Krise in Frankreich zu verschaffen. Die Generäle in seinem Gefolge, Betrand, Drouot und Cambronne, waren hier sicherlich noch einsatzfreudiger als er selbst.[61]

Bei seiner Ankunft auf Elba hatte Napoleon erklärt: *»Ce sera l'île des repos«* (»Dies wird die Insel der Entspannung«). Er war zwanzig Jahre lang mehr oder weniger ununterbrochen in Bewegung gewesen, hatte 60 größere Schlachten geschlagen, den Kontinent von Madrid bis Moskau kreuz und quer durchmessen und Millionen von Männern sterben sehen. Diese Pause war ihm also willkommen, auch wenn es mit seiner Gesundheit bergab ging. Er nahm zu und litt unter Harnstau. Doch seinen Residenzen widmete er viel Aufmerksamkeit, richtete im Palazzo Mulini ein ägyptisches Zimmer ein und legte um die Villa San Martino einen Ziergarten an. Im Hochsommer bevorzugte er besonders die Eremitage von La Madonna del Monte, von wo aus er Spaziergänge in die umliegenden Hügel unternahm und hinaus aufs Meer in Richtung Korsika schaute. Sein liebster Aussichtspunkt befand sich auf einer felsigen Höhe, die noch heute *Sedia di Napoleone*, »Napoelons Sitz« genannt wird.

Folgt man dem im 19. Jahrhundert tonangebenden Forscher zur Geschichte des Konsulats und des Kaisertums,

so besaß der exilierte vormalige Kaiser hervorragende Charaktereigenschaften:

> Sein Leben war übrigens ruhig und ausgefüllt, denn den überlegenen Geistern ist die Befähigung verliehen, sich den Härten des Schicksals, zumal wenn sie dieselben verdient haben, zu fügen … Seine Mutter, hart und gebieterisch, aber streng in der Erfüllung ihrer Pflichten, … war zu Porto-Ferrajo der Gegenstand der Ehrerbietung des exilirten Hofes. Die Prinzessin Pauline Borghese, welche die Freundschaft, die sie für ihren Bruder fühlte, bis zur Leidenschaft trieb, hatte nicht verfehlt, ebenfalls zu kommen. … Sie war der Mittelpunkt einer kleinen Gesellschaft, bestehend aus den gebildetsten Einwohnern der Insel, die um Napoleon wie um ihren Souverän lebten. Man hatte ein Theater eingerichtet, worin Napoleon dieser Gesellschaft und sehr gewöhnlich auch den Soldaten seiner Garde den Zutritt gestattete. Er zeigte sich dort freundlich, artig, heiter … Sobald die Pflichten seiner bescheidenen Souveränität erfüllt waren, brachte er seine Zeit mit Bertrand und Drouot, bald zu Pferde und die Insel durchstreifend, um seine Arbeiten zu inspiciren, bald zu Fuß oder im Boote zu … Er trug sich fortwährend mit dem Gedanken, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben, und erörterte die dunkeln Punkte seiner Laufbahn mit großer Offenheit, wobei er häufig auf die beklagenswerthe Verweigerung des Friedens von Prag[E] zurückkam. Es war dies der einzige Fehler, den er ohne Schwierigkeit einräumte … Er las die Zeitungen mit einer Aufmerksamkeit und mit einem Scharfblick, der ihn unter den tausend Angaben der Journalisten die Wahrheit errathen ließ … Seiner Ansicht nach begann die einen Augenblick in ihrem Gange aufgehaltene französische Revolution ihren unwiderstehlichen Lauf wieder fortzusetzen. Das alte Regime und die Revolution standen im Begriff, sich neue und furchtbare Schlachten zu liefern, und inmitten dieser Wirren mußte er Gelegenheit finden, wieder auf dem Schauplatze zu erscheinen.[62]

Im Geheimen schmiedete man Pläne für *L'Envol de L'Aigle*, »Den Flug des Adlers«. Die Bonapartisten in Frankreich hatten in jedem Fall die Hoffnung noch nicht aufgegeben; auch ließ die Rückkehr Tausender französischer Gefangener aus Deutschland, Russland und Spanien die Zahl ausgebildeter Kriegsveteranen ohne Beschäftigung immer weiter wachsen. Der aus der Linie der Bourbonen frisch wieder eingesetzte König von Frankreich, Ludwig XVIII., erwies sich als untalentiert und hatte die Zusicherung, dem vormaligen Kaiser eine Unterstützung von zwei Millionen Francs zu zahlen, nicht eingehalten. Die alliierten Mächte waren nicht mehr so wachsam. Der oberste Gefängniswärter Napoleons, Sir Neil Campbell, segelte, anstatt seiner Verantwortung nachzugehen, zum Vergnügen hinüber nach Livorno.

So war es also möglich, eine Verschwörung anzuzetteln. Die Frage danach, ob Napoleon diese initiierte oder sich nur bereitwillig daran beteiligte, spielt dabei keine Rolle. Seine Truppen bereiteten sich auf eine Reise vor. Eine Schaluppe tauchte in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1815 vor der Küste auf. Am Morgen stand der Fluchtweg offen:

> Den 26. ließ Napoleon bis zur Mittagszeit seine Soldaten die Arbeiten fortsetzen, mit denen sie beschäftigt waren. Am Nachmittag rief man sie plötzlich zusammen, ließ sie ihre Mahlzeit halten und versammelte sie dann mit Waffen und Gepäck am Hafen … Obwohl man ihnen nicht gestanden hatte, daß dies geschehen solle, um den Weg nach Frankreich einzuschlagen, zweifelten sie doch daran nicht und überließen sich einer unbeschreiblichen freudigen Bewegung. Aus ihrer langweiligen Unbeweglichkeit herauskommen, den Ort wechseln, thätig werden, Frankreich wiedersehen, wieder zum Gipfel der Macht und des Ruhmes gelangen, das waren lauter Aussichten, die sie entzückten, und sie erfüllten die Rhede von Poto-Ferrajo mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser![63]

Im letzten Moment stieg der »König von Elba« in ein Ruderboot, das ihn zu der Schaluppe hinüberbrachte, um einmal mehr sein Schicksal herauszufordern. Bei Antibes an der französischen Riviera ging er an Land und machte sich auf den Weg in Richtung Grenoble und Paris. Irgendwo außerhalb von Grasse begegnete er der Kutsche des Fürsten von Monaco. »Wohin fahrt Ihr?«, fragte er. *»Chez moi«*, erwiderte der Fürst. *»Moi aussi«*, sagte Napoleon.[64]

Im Juni folgte dann die Schlacht von Waterloo. Die britische Armee unter dem Kommando des Duke of Wellington marschierte südlich von Brüssel auf. Die Preußen unter Generalfeldmarschall Blücher rückten von Osten her an. Napoleon war siegessicher. Die Begleiter seines Exils in Elba waren bei ihm. Doch schließlich wendete sich das Kriegsglück gegen ihn, und Napoleon verließ geschlagen das Schlachtfeld. General Cambronne war schwer verwundet und lag in seinem eigenen Blut, als ein britischer Offizier in aufforderte, zu kapitulieren. Entsprechend der offiziellen Version war sein Antwort: *»La Garde meurt, mais ne se rend pas«* (»Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht«). Doch es kursierten Gerüchte, dass *»le Mot de Cambronne«* nicht *meurt* gewesen sei, sondern vielmehr ein anderes Wort mit M und fünf Buchstaben. Noch hundert Jahre später wurde er in französischen Enzyklopädien weiterhin hartnäckig nicht exakt zitiert.[65] »Ein Fehler lässt sich nach einem Tag zugeben«, hieß es, »verschiebt man es aber, dann kommt die Wahrheit nach einem Jahrhundert ans Licht.«[66] Bertrand überlebte und begleitete seinen Herren auch ins zweite Exil.[67] Drouot überlebte gleichfalls und wurde durch seine große Rede bei der Beisetzung Napoleons im Invalidendom berühmt.[68]

Das weitere Schicksal der Hauptakteure im Drama um »Etrurien« ist schnell erzählt. Der Kaiser Napoleon wurde natürlich nach St. Helena verschifft, von wo er nicht mehr entkam. Seine Kaiserin, Marie-Louise von Österreich (1791–1847) – über die er so herzlos geäußert hatte: *»Je marie un*

ventre« (»Ich heirate einen Bauch«) – erhielt per Erlass des Wiener Kongresses das ehemalige bourbonische Herzogtum Parma auf Lebenszeit zugesprochen. Ihr Sohn, der an Schwindsucht leidende *Aiglon*, d.h. »Jungadler«, (1811–1832) wuchs in Wien auf, erhielt ebendort seine Ausbildung und trat unter dem Titel eines Herzogs von Reichstadt auf; aus Sicht bonapartistischer Puristen war er Kaiser Napoleon II. Nach seinem Tod ging die napoleonische Nachfolge auf die Onkel des *Aiglon* über, erst auf Giuseppe und 1844 auf Luigi. Die Gräfin Maria Walewska, die Napoleon zuletzt auf Elba für kurze Zeit gesehen hatte, kehrte nach Polen zurück, ließ sich von ihrem Mann scheiden und heiratete erneut, einen Marschall Napoleons, Graf Philippe Antoine D’Ornano (1784–1863), ebenfalls ein Korse. Sie erhielt ihren Unterhalt aus einem Anwesen nahe Neapel und verstarb 1817, wobei sie drei Söhne von verschiedenen Vätern sowie ihre hochumstrittenen Memoiren hinterließ. Ihr ansehnlicher Sohn aus der Verbindung mit Napoleon, Alexaner Florian Colonna-Walewski (1810–1868), entzog sich dem Dienst in der russischen Armee, emigrierte nach Frankreich, diente in der Fremdenlegion und stieg unter Napoleon III. zum Senator, Grafen und Außenminister auf. Er heiratete 1846 in Florenz die Tochter von Prinzessin Poniatowski, und bestand bis zuletzt darauf, ein Sohn des ersten Mannes seiner Mutter zu sein.[69]

Im Großherzogtum Toskana, Florenz und Elba eingeschlossen, wurde 1815 Ferdinand III. von Habsburg-Lothringen wieder eingesetzt. Nach 15 Jahren der Abwesenheit kehrte er in den Palazzo Pitti zurück, und fand diesen in einem besseren Zustand vor als zu dem Zeitpunkt, als er diesen verlassen hatte. Er und seine Nachkommen regierten in Florenz bis in die Jahre 1859–1860, in denen die Franzosen zurückkehrten und das zweite Königreich Italien gegründet wurde (siehe Kapitel 8). Die vormalige Großherzogin der Toskana, Elisa Buonaparte-Bacciochi, damals erst 38 Jahre alt und schwanger, wurde im März 1814 verhaftet und verbrachte einige Monate der Gefangenschaft in Österreich; schließlich nahm sie ihren Wohnsitz in der Nähe von Triest, wo sie frühzeitig an einer ansteckenden Krankheit verstarb und damit noch vor ihrem Bruder, dem ehemaligen Kaiser, verschied. Ihr Ehemann, Félix Bacciochi, überlebte sie um 21 Jahre, wurde jedoch neben ihr in der Basilika St. Petronius in Bologna begraben. Ihre Tochter, Elisa Napoleone Bacciochi Levoy (1806–1869), einstige

Prinzessin von Piombino, wurde durch Heirat zur Herzogin von Camerata, und ihr ältester Bruder Giuseppe fuhr auf einem Schiff davon und begann ein neues Leben in den Vereinigten Staaten.[70] Ihr Schwager und ehemaliger König, Joachim Murat, der im Jahr 1815 zum zweiten Mal die Seiten wechselte, wurde schließlich von den neapolitanischen Behörden der Nachkriegszeit hingerichtet. Bis zuletzt blieb er furchtlos und übernahm sogar noch den Befehl über sein eigenes Erschießungskommando. *»Soldats, faites votre devoir«*, befahl er. »Soldaten, tut eure Pflicht. Zielt direkt ins Herz und verschont das Gesicht. Feuer!«[71]

Unter allen beteiligten Personen der Geschichte fing sich wider Erwarten die vormalige Königin und Regentin von Etrurien, Maria Luisa. Sie überstand glücklich zahlreiche Missgeschicke, und es sollte ihr gelingen, sich selbst und ihren Kindern eine Zukunft zu sichern. Vom Wiener Kongress wurde sie mit dem Herzogtum Lucca belohnt, wo sie an die Stelle der abgesetzten Bacciochi trat. Heute steht für sie ein Denkmal im dortigen Palast, der unter ihrer Federführung umfangreich renoviert wurde. Sie baute den Hafen von Viareggio aus und gründete 17 Klöster. Traurig ist nur, dass ihr Sohn – der vormalige Kindkönig von Etrurien und nach 1815 »Prinz von Lucca« – ihr die Zuneigung aufkündigte und behauptete, sie habe ihn »in körperlicher, moralischer und finanzieller Hinsicht« ruiniert. Obwohl sie sich nachhaltig bemühte, fand sie für sich keinen neuen Ehepartner. Doch für ihren Sohn arrangierte sie die Heirat mit einer Prinzessin von Savoyen und für ihre Tochter, Marie Louise Charlotte (1802–1857) mit einem Fürsten von Sachsen. 1824 starb sie in Rom an Krebs. Ihren Leichnam überführte man nach El Escorial, wo man sie neben ihrem verstorbenen Ehemann begrub. An Biografen fehlt es ihr nicht.[72] 23 Jahre später wurde ihr undankbarer Sohn der Nachfolger von Napoleons vormaliger Kaiserin im Herzogtum Parma. Er erreichte ein hohes Alter.

Von den Leuten, die mit ihr in Florenz gewirkt hatten, sei das Folgende resümiert: Graf Fossombroni trat seinen alten Posten als oberster Berater von Großherzog Ferdinand wieder an. Jean-Gabriel Eynard blieb auch nach 1807 und arbeitete für die Großherzogin Elisa. Danach ließ er sich in Genf nieder und leistete dort Pionierarbeit auf dem Gebiet der Daguerreotypie und wurde zu einem der führenden Philhellenen Europas; er gehörte zu den Mitbegründern der Griechischen Nationalbank. General Clarke erlebte den

Aufstieg bis zum Kriegsminister Napoleons; der Marquis de Beauharnais leitete zahlreiche napoleonische Botschaften. General Menou starb im Dienst, nachdem er Florenz verlassen hatte. Als Lohn für seine Heldentaten in Italien machte man General Radet zu einem Baron des Kaiserreiches, doch während der Restauration wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Nach dem Tod Napoleons fühlten sich die verbliebenen Buonaparti in Italien deutlich wohler als anderswo. »Madame Mère« ging mit ihrer Tochter Paolina Borghese von Elba nach Rom, überlebte diese und starb schließlich im vorgerückten Alter im Jahr 1836; sie hatte nie ein einziges Wort Französisch gelernt.[73] Ein englischer Kunstsammler, der sie 1817 im Rahmen eines Besuchs kennenlernte, um die Bilder ihres Bruders in Augenschein zu nehmen, liefert uns eine Beschreibung ihrer Persönlichkeit:

Die Mutter Napoleons … residiert mit ihrem Bruder, Kardinal Freschi, im Palazzo Falcone. Man sagt ihr sogar nach, sie sei gläubig geworden … Sie täuscht keinerlei Zurückhaltung vor, wie es Lucien bei einigen Dingen pflegt, vielmehr schießen ihr die Tränen in die Augen, wenn sie auf den vormaligen Kaiser zu sprechen kommt, bringt in ihrer Redeweise mütterliche Gefühle zum Ausdruck und beklagt, dass er ihr nicht geschrieben habe, seit er auf St. Helena sei. Gleichzeitig erhofft sie sich inständig, dass die englische Regierung im schließlich die Freiheit schenken wird … Madame war offensichtlich eine großartige Frau; unterstützt von ihrer Toilette sieht sie noch immer gut aus, und sie besitzt äußerst feine Manieren. Sie wirkt wie eine Königin und widerspricht so den Vorstellungen [über] das vulgäre Betragen, das der Familie Bonaparte in Großbritannien allzuleicht zugesprochen wird.[74]

Eben derselbe Kunstsammler notiert, dass er auch »Papa Chiaromonti« Pius VII. gesehen habe, den vormaligen Gefangenen von General Radet:

Oft trafen wir Seine Heiligkeit, wenn wir auf seinem liebsten Spazierweg beim Colloseum entlangliefen. Am Morgen trägt er einen scharlachroten Mantel, einen scharlachroten Hut mit sehr breiter Krempe und einem Goldrand sowie scharlachrote Strümpfe und Schuhe. Wenn er einem Römer begegnet, fällt ein jeder unterschiedslos auf die Knie, und er segnet jenen. Die Briten dagegen bleiben stehen und ziehen den Hut, und ihre Verbeugungen werden freundlich erwidert … Die Kutsche Seiner Heiligkeit – ein schlichtes, sehr ungewöhnlich aussehendes Gefährt, das von sechs Pferden mit Reitern im purpurroten Livree gezogen wird – folgt ihm die ganze Zeit über.[75]

Im Gegensatz zu ihrer Mutter entwickelte Paolina eine gewisse Extravaganz. Sie bestand darauf, so wird berichtet, dass afrikanische Sklaven sie zum Bade trugen.[76] Luciano, Prinz von Canino, der ehemalige Jakobiner, entschied sich

ebenfalls für Rom, widmete sich der archäologischen Erforschung der Etrusker und verstarb 1840 in Viterbo.[77] Sein Sohn, Charles-Lucien Bonaparte (1803–1857), wurde Zoologe und Ornithologe von internationalem Ruf. Er verfasste die erste große Studie über die natürliche Fauna Italiens.[78]

Camillo Borghese, der römische Prinz, zog Florenz Rom vor. Er lebte schon lange von Paolina getrennt und verbrachte 17 friedliche Jahre an den Ufern des Arno gemeinsam mit seiner Mätresse und beteiligte sich nebenbei an bonapartistischen Verschwörungen. Als Paolina schließlich todkrank war, überredete Papst Leo XII. ihn, seine im Sterben liegende Ehefrau für kurze Zeit bei sich aufzunehmen. Florenz hat er nicht mehr verlassen, und sowohl er als auch Paolina wurden in der Borghese-Kapelle in der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom begraben. Über Carolina Buonaparte-Murat, die vormalige Königin von Neapel, gerieten während des Wiener Kongresses unerhörte Gerüchte über eine angebliche Liebschaft mit Prinz Metternich in Umlauf. Im höheren Maße gesichert ist jedoch, dass Talleyrand über sie äußerte: »Sie besitzt den Kopf Cromwells auf den Schultern einer schönen Frau.« (»Cromwells Kopf« meinte vermutlich einen rücksichtslosen Verstand.) 1830 zog sie mit ihrem zweiten Mann, Francis Macdonald, nach Florenz und wohnte dort im Palazzo di Annalena auf der Via Romana. Ein Kenotaph zu ihrem Gedenken findet sich neben dem Murat-Familiengrab auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris.[79] Giuseppe, der älteste Bruder und frühere König von Neapel und von Spanien fuhr per Schiff aus den Vereinigten Staaten zurück und ließ sich ebenfalls in Florenz nieder. Dort starb er 1844.[80] Girolamo Bonaparte, der jüngste Bruder und ehemalige König von Westfalen lebte mit seiner dritten Frau bis 1853 in Florenz, bis er schließlich als »kaiserlicher Prinz« des Zweiten Kaiserreichs nach Paris zog.[81] Luigi, der vormalige König von Holland, den Napoleon aus seinem überaus geliebten Königreich vertrieben hatte und der im Zuge der Restauration enteignet worden war, verzichtete offiziell auf die französische Staatsbürgerschaft und verbrachte die zweite Hälfte seines Lebens im Ausland. Doch auch er fand den Weg zurück in die Toskana und starb in Livorno.[82] Es kann als Ironie der Geschichte gelten, dass gerade Luigis Sohn, Charles Louis Napoléon (1803–1873), der schließlich das bonapartistische Erbe antrat, politisch Karriere machte

und schließlich zum Kaiser Napoleon III. aufstieg.[83] Wenn man von seiner Tante Carolina absieht, die – während der Flucht Murats[84] – für einen kurzen Zeitraum Zuflucht in Ajaccio gesucht hatte, kehrte kein Mitglied der Familie Buonaparte je wieder nach Korsika zurück.

Nabuleone, Giuseppe und Girolamo begrub man im Pariser Invalidendom. 1940 gesellte sich der *Aiglon* zu ihnen, dessen Überreste Adolf Hitler mit den besten Empfehlungen von Österreich aus nach Paris sandte. Aus der Sicht etlicher gehören sie – als Veteranen des französischen Militärs – auch mit Recht dorthin. Doch sie und ihre Verwandten waren im Wesentlichen Außenstehende – *des intrus*, wie die Franzosen unfreundlicherweise sagen würden bzw. *intrusi*, wie ihre Mutter sie genannt hätte.

III

Wer also sollte ein Interesse daran haben, die Erinnerung an das Königreich Etrurien zu pflegen? Die Italiener nicht, denn für diese fällt es in eine Zeit nationaler Demütigung. Im Museo Napoleonico in Rom kommt es fast nicht vor.[85] Auch die Franzosen nicht; für sie ist das Ganze weit weg, eine Episode, die letztlich in einer Sackgasse endete. Die Spanier ebenso wenig; für sie ist und bleibt die napoleonische Ära sowohl schmerzhaft als auch beschämend. Und auch sicherlich nicht die Florentiner, die so viel mehr an erbaulichen Dingen besitzen, derer sie sich erinnern können. Die Antwort lautet also: »nicht viele«. Diejenigen Historiker, die sich mit Italien im frühen 19. Jahrhundert auseinandersetzen, betreiben ihre Arbeit unter »fast vollständiger Ausblendung des direkten und indirekten Einflusses der Französischen Revolution«.[86] Eine Seite, die hieran Interesse hat, sind (man errät es schon), die Bourbonen, die – mit Unterbrechungen – auf dem spanischen Thron überlebt haben und deren Anhänger eine florierende genealogische Geschäftigkeit an den Tag legen.[87] Abgesehen von diesen gibt es dann noch die gelegentlichen bonapartistischen Pilger sowie die treuen Leser unangepasster Historiker. Elba bleibt für immer mit dem Namen Napoleon verbunden, Florenz nicht.

Doch wäre ein »napoleonischer Stadtrundgang« eine lohnende Ergänzung zu bereits existierenden Touren. Am Tag eins könnte man auf der Piazza della Signoria beginnen und

sich umhören, ob unter den Bewunderern von Michelangelos *David*, schon einmal jemand vom *Albero della Libertà* oder von *Napoleon als friedensbringender Mars* gehört hat. Ein längerer Halt beim Palazzo Pitti, wo Napoleon auf den Großherzog der Toskana traf, würde dann die Unterschiede zwischen dem Regierungsstil der Königin und Regentin von Etrurien und der Großherzogin Elisa Bacciochi einander gegenüberstellen. Ein kurzer Ausflug hinaus zur malerischen Certosa di Galluzo, in deren Mauern man zwei Päpste gefangen hielt, würde ins Gedächtnis rufen, wie tief der Zwang in napoleonischen Regimen verankert war. Am Abend wäre dann noch Zeit um das Val d'Arno hinunterzufahren hin zu den Ruinen des Schlosses von Fucecchio und der Kirche von San Miniato, deren Hügelkuppen über das Tal hinweg einander gegenüberliegen. San Miniato del Tedesco – so der vollständige Name – war einst eine kaiserliche Residenz auf dem Pilgerweg nach Rom, und hier traf Napoleon den Abbé Filippo Buonaparte. Hier ließe sich die Nacht gut verbringen. Durch einen Sturz von dem »Torrione« genannten Turm beging Pier della Vigna, Kanzler Kaiser Friedrichs II., Selbstmord, den Dante in seinem *Inferno* schildert.[88] Am zentralen Platz der Stadt steht noch immer der Palazzo Buonaparte, und ganz in der Nähe kann man einen Abguss der Totenmaske Napoleons besichtigen.[89] Die beste Reisezeit liegt Mitte November, denn zu diesem Zeitpunkt lassen sich Ausflüge in die Geschichte mit der *Mostra Mercato Nazionale del Tartufo Bianco* (»Landesweiten Messe der weißen Trüffel«) verbinden.[90] Gerichte mit Trüffeln kostet man im *Ristorante Accademia degli Affidati* an der Piazza Napoleone.[91]

Tag zwei beginnt – die Hügel leicht hinunter – mit einer Fahrt in Richtung Lucca, dessen Palast nicht nur etliche Erinnerungsstücke an Elisa und Maria Luisa zu bieten hat, sondern darüber hinaus auch viele Kunstschätze. Am Nachmittag führe man auf der Fähre von Piombino aus nach Portoferraio über die Meerenge hinüber nach Elba, bewundert dort die Villa San Martino und beendet den Tag mit dem steilen Aufstieg oberhalb von Marciana bis hin zur wohlverdienten Rast bei La Madonna del Monte. Der Sonnenuntergang über dem Meer, den man vom *Sedia di Napoleone* aus betrachten könnte, bietet die ideale Kulisse, um über die Launenhaftigkeit des Schicksals – sei es gegenüber einzelnen, sei es gegenüber Königreichen – nachzusinnen.

Zu diesem Thema haben im Übrigen sowohl Dante als auch Machiavelli einiges zu sagen. Aus Machiavellis Sicht bringt das Schicksal Möglichkeiten hervor, die einige Männer zu ihrem Vorteil nutzen und die andere zu ihrem Nachteil versäumen. Entscheidend für einen Herrscher ist es, flexibel, anpassungsfähig und risikofreudig zu sein. »So viel ist indessen wahr, daß allemal besser ist, muthig darauf los zu gehen, als bedächtig«, schreibt er, »denn das Glück ist ein Weib, und wer dasselbe unter sich bringen, will, muß es schlagen und stoßen.«[92]

Dante war, wie die meisten Gebildeten seiner Zeit, ein Erbe der klassischen Tradition, derzufolge die Göttin Fortuna abwechselnd Glück und Pech zuteilt. Er hatte Boethius gelesen und war vertraut mit dem Bild des Rads der Fortuna, an dessen vier Speichen jeweils *regno* (»ich herrsche«), *regnavi* (»ich habe geherrscht«), *sum sine regno* (»ich bin ohne Königreich«) und *regnabo* (»ich werde herrschen«) steht. Im *Inferno* legt er diese Sichtweise seinem Führer Vergil in den Mund, dessen Darlegungen jedoch einen unerwarteten christlichen Unterton annehmen. Dante hält daran fest, dass dasjenige, was von den Ungläubigen Glück genannt werden könne, in Wirklichkeit das Wirken der göttlichen Vorsehung ist, deren Fügungen das Rad des Schicksals ebenso bestimmen wie den Gang des Universums. Die Dame Fortuna sei also zu preisen, töricht, wer sie »ans Kreuz schlage«, weil sich die Gründe ihres Handelns nicht vollends erschlössen:

per ch'una gente impera e l'altra langue
seguendo lo giudicio di costei
che è occulto, com'in erba l'angue.

(»Drum herrscht ein Volk, ein andres schmachtet trauernd,/ Wie *sies* bestimmt hat, die indes gelegen/Gleich einer Schlange, unterm Grase lauernd.«)[93]

A Der florentinische Stadtteil Oltrarno, wörtlich »auf der anderen Seite des Arno«, bildet die Entsprechung zum römischen Trastevere, »auf der anderen Seite des Tiber«.

B Ebenso wie die *départements* der Französischen Republik bezogen sich alle Namen der in Italien geschaffenen Republiken auf geografische Merkmale. »Lombardisch« nimmt Bezug auf die lombardische Ebene, »zispadan« heißt »diesseits des Flusses Po« und »zisalpin« meint »diesseits der Alpen«.

C Diese lieferten Tolstoi die Inspiration für den ersten Satz von *Krieg und Frieden* (1869): »›Nun, Fürst, hat die Familie Bonaparte auch Genua und

Lucca in Besitz genommen?‹« (dt. Übers. von L. A. Hauff, Berlin ca. 1893).

D Der Herzog von Wellington erstand das Werk 1815 für ein Lied; heute steht es in Apsley House, London.

E Sonst üblicherweise der Kongress von Prag genannt, Juni–August 1813, in dessen Verlauf Napoleon die Gelegenheit hatte, während eines verlängerten Waffenstillstands Frieden mit Russland und Preußen zu schließen. Nachdem er die ihm unterbreiteten Bedingungen abgelehnt hatte, schloss sich Österreich der gegen ihn gerichteten Koalition an, und er war zu jenem erfolglosen Feldzug gezwungen, der schließlich in seiner Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig endete.

11

Rosenau

Geliebtes und ungewolltes Erbe
(1826–1918)



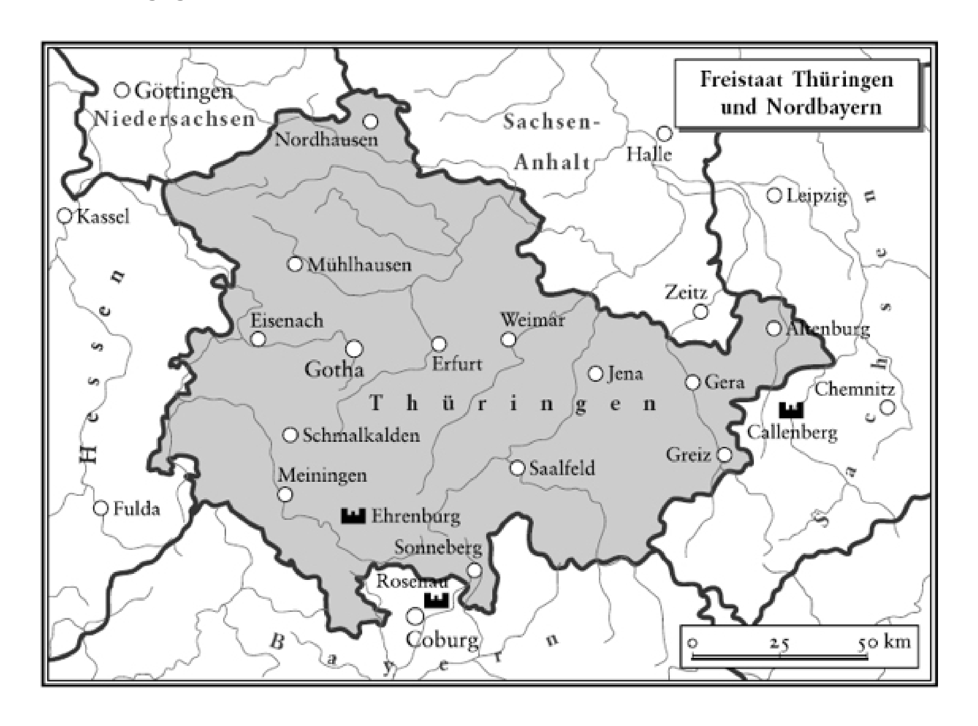
Schloss Rosenau bei Coburg. Kreidelithografie, ca. 1860, von Hans A. Williard (1832–1867)

I

Coburg, manchmal auch Koburg geschrieben, ist eine kleine Provinzstadt in der Nähe des exakten Mittelpunkts der Bundesrepublik Deutschland. Sie liegt an einem der Flüsse, die vom Thüringer Wald aus in Richtung Oberfranken im nördlichen Teil des Bundeslands Bayern fließen. Haupteinkommensquelle ist die Holzwirtschaft und die Möbelherstellung; die Stadt hat 41.000 Einwohner. Unter ihren historischen Baudenkmälern findet sich die auf einer Hügelkuppe gelegene mittelalterliche Festung *Veste Coburg* sowie das betont repräsentative, ehemalige herzogliche Residenz-*Schloss Ehrenburg*.[1] Die Wagner-Stadt Bayreuth befindet sich nur etwa 65 Kilometer weit weg.

Die Stadt Gotha, etwa zwei Fahrstunden nach Norden hin entfernt, liegt am Fuße der gegenüberliegenden Hänge im Freistaat Thüringen, dessen dichte Wälder ihm die Bezeichnung »grünes Herz Deutschlands« eingebracht haben. Die Stadt ist ein regionales Verwaltungszentrum und mit ihren 44.500 Einwohnern etwas größer als Coburg. Ihr

Name bedeutet »Wasser der Gothen« und wird bereits in einem Dokument aus der Zeit Karls des Großen als *Gotaha* erwähnt. Die heutige Hauptattraktion der Stadt ist die ehemalige herzogliche Residenz Schloss Friedenstein, die »größte frühbarocke Schlossanlage Europas«.[2] Eisenach liegt nur 25 Kilometer weiter westlich, es wird von der Wartburg überragt, wo Martin Luther Unterschlupf fand. Die Landeshauptstadt Erfurt liegt in vergleichbarer Entfernung Richtung gen Osten.



Im Verlauf ihrer langen Geschichte standen die beiden Städte Coburg und Gotha sowie die von ihnen abhängigen Gebiete teils unter gemeinsamer, teils unter getrennter Herrschaft. Die Gegend Deutschlands, in der sie lagen, war für ihre vielen Kleinstaaten berühmt berüchtigt, die allesamt beanspruchten, gleichwertige Glieder des Heiligen Römischen Reiches zu sein. Coburg und Gotha lagen an den Grenzen Sachsens und Bayerns, fielen jedoch meistens in den Einflussbereich der sächsischen Politik. Im frühen 19. Jahrhundert jedoch wurden die beiden Kleinstaaten im Zuge einer territorialen Neuorganisation vereint und Nachkommen der sächsischen Könige unterstellt. Und somit gab es dort neun Jahrzehnte lang – bis 1918 – ein unabhängiges Herzogtum (Sachsen-Coburg und Gotha), beherrscht von einer durchgehenden Linie regierender

Herzöge.[3]

In dieser Zeitspanne befand sich der herzogliche Hauptsitz weder in Coburg noch in Gotha, sondern auf *Schloss Rosenau* bei Rödenthal. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das vereinte Herzogtum geteilt, nachdem die Einwohner Coburgs per Volksentscheid für den Anschluss an Bayern votiert hatten. Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte Coburg zu Westdeutschland, Gotha dagegen zur sozialistisch regierten Deutschen Demokratischen Republik.

Heute gehört Schloss Rosenau *dem Land Bayern*. Im 14. Jahrhundert ursprünglich als Jagdsitz eines reichen Kaufmannes erbaut, erwarb es 1721 ein Herzog von Sachsen-Gotha, und das Schloss blieb für 200 Jahre im Besitz seiner Nachfahren. Zweimal wurde es dem Verfall preisgegeben, einmal während der Napoleonischen Kriege und dann noch einmal nach dem Zweiten Weltkrieg. Seit 1918 war das Schloss nicht mehr in Privatbesitz und wurde schließlich im Dritten Reich zunächst vom nationalsozialistischen weiblichen Reichsarbeitsdienst übernommen, später von der Luftwaffe. Als sich nach dem Krieg das Hauptquartier General Eisenhowers eine Zeit lang in Gotha befand, nutzte die US-Army das Gebäude. In den 1970er-Jahren war es nur noch ein verlassenes »Nationaldenkmal«.

Die neuerliche Restaurierung durch die Bayerische Schlösser- und Gärtenverwaltung begannen in den 1990er-Jahren und waren zur Jahrhundertwende hin abgeschlossen. Man hatte sich zum Ziel gesetzt, das Gebäude und den Park wieder in den prächtigen Zustand der 1840er-Jahre zurückzuversetzen. »Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld ließ den im Kern mittelalterlichen Bau von 1808 bis 1817 im neugotischen Stil zum Sommersitz umgestalten«,[4] erläutert die Internetseite der Bayerischen Schlösserverwaltung und weiter:

Bemerkenswert sind der dreischiffige Marmorsaal und die mit stark farbigen Wanddekorationen und originalen Wiener Biedermeiermöbeln ausgestalteten Wohnräume. Im umgebenden Landschaftspark mit »Schwanensee« und »Prinzenweiher« haben sich u.a. die Orangerie, das Teehaus (heute Parkrestaurant), die Turniersäule (Sonnenuhr) sowie Reste der Eremitage erhalten.

Im Zuge der durchgeführten Restaurierungsarbeiten zog Rosenau das Interesse von Kunst- und Architekturkennern in aller Welt auf sich. Zeitschriften aus Großbritannien entsandten Experten zur Berichterstattung dorthin: »Nach Jahren der Vernachlässigung hat sich Rosenau heute wieder

zu jenem vollkommenen Traum des Biedermeiers von einem kleinen gotischen Schloss gemausert. Nach einem ganzen Jahrzehnt geduldiger Arbeit wurde seinen gleichsam kleinen wie schönen Innenräumen voller farbigem Glas, den in leuchtenden Farben ausgemalten und tapezierten Wänden sowie den aufwändig geschmückten Decken allesamt auf vorzügliche Art und Weise der alte Glanz zurückgegeben.«[5] Führungen finden stündlich zur vollen Stunde statt.[6] Besonders beeindruckt die Besucher, dass man Rosenau gleich zweimal vor dem Untergang bewahrt hat. Doch Architektur und Kunst allein reichen hier als Erklärung nicht aus. Die Faszination, die von dem »vollkommenen Traum des Biedermeiers« ausgeht, überwiegt bei Weitem die vorzüglichen Eigenschaften von Rosenaus romantischem Panorama oder des wunderschönen Marmorsaals. Ein großer Teil der Begeisterung für das Schloss rührt vielmehr von dessen Verbindung mit einem weltbekannten Ehepaar her, das sich nicht nur aufrichtig liebte, sondern Rosenau dazu. Im Jahr 2011 lieferte der 150. Todestag des Ehemannes den Anlass für zahlreiche Ausstellungen, Konzerte und Lesungen, nicht nur in Rosenau, sondern auch auf den Schlössern Callenberg und Ehrenburg. Ganz bescheiden kündigte man die Feierlichkeiten an: »Coburg gedenkt einem seiner berühmtesten Bürger«.[7]

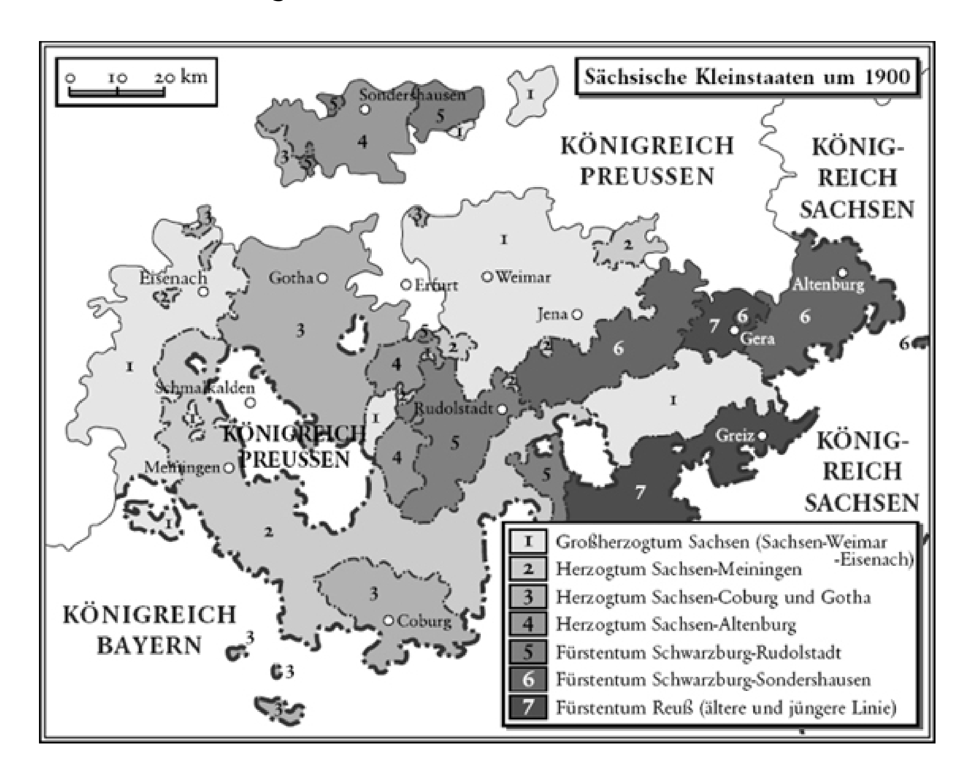
II

Franz Albrecht Karl August Immanuel (1819–1861) war kein König, doch er war in jedem Fall Angehöriger einer königlichen Familie, sowohl was seine Abstammung als auch seine spätere Heirat betrifft. Er war der zweite Sohn von Ernst, Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld, und Luise, Prinzessin des benachbarten Herzogtums Sachsen-Gotha-Altenburg, und als solcher ein Nachkomme der älteren ernestinischen Linie der Wettiner, Sachsens Königshaus. In der Zeit, als er aufwuchs, erwogen seine Angehörigen immer wieder, aus ihren Verbindungen zu führenden ausländischen Monarchien Kapital zu schlagen.

Der Prinz kam in Rosenau auf die Welt und wuchs dort auf. Am Tag nach seiner Geburt schrieb seine Großmutter väterlicherseits, die Herzoginwitwe von Coburg-Saalfeld, an ihre in England verheiratete Tochter:

Rosenau, 27. August 1819.
Gestern früh ist [Louischen] rasch und glücklich von einem Knaben entbunden. Erst um drei Uhr war die Hebamme [Siebold] herbeigeholt, und schon um sechs that der Kleine seinen ersten Schrei auf der Welt, guckte wie ein Eichhörnchen mit grossen schwarzen Augen um sich. Gegen sieben Uhr hörte ich Pferdegetrappel; es war der Reitknecht, der mir die Freudenkunde brachte. Wie Du Dir denken kannst, machte ich mich gleich auf und fand die glückliche Mutter zwar angegriffen, aber heiter und wohlauf. Sie schickt Dir und Deinem Manne [dem Herzog von Kent] tausend freundliche Grüsse …8

»Morgen soll der Kleine getauft werden«, so seine Großmutter weiter. »Der Kaiser von Oesterreich, der alte Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Herzog von Gotha(-Altenburg), Mensdorff und ich sollen Gevatter stehen.« Die evangelisch-lutherische Taufe wurde im Marmorsaal auf der Rosenau von einem Superintendenten vollzogen. Und da der Kaiser von Österreich katholisch war, bestimmte man ihn zum »Gevatter« anstatt zum Paten; ihm zu Ehren nannte man den Säugling mit erstem Namen Franz. Als alltäglichen Rufnamen jedoch hatten seine Eltern Albrecht vorgesehen, nach dem Herzog von Sachsen-Teschen.



Nach dem Tod des Herzogs von Gotha, Albrecht war zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt, entschlossen sich die beiden Familien von Coburg und Gotha, ihre Herzogtümer in

einer Personalunion zusammenzuschließen. Daraus resultierte im Jahr 1826 das vereinte Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha, dessen zwei Teile durch einen stattlichen Gebietsstreifen, der zum Königreich Sachsen gehörte, voneinander getrennt waren. Albrechts Vater änderte seinen Namen und nannte sich nun Herzog Ernst I.; und sein älterer Bruder, der ebenfalls Ernst hieß, wurde zu seinem rechtmäßigen Thronfolger. Die durchaus ansprechende zweifarbige Landesflagge des neuen Herzogtums war [bis 1911] waagerecht in zwei Hälften geteilt: Die obere Hälfte war apfelgrün, die untere weiß.[9]

Während Albrechts Kindheit und Jugend sonnte Rosenau sich im Glanz seiner ersten Renovierung. Ein Almanach beschreibt den starken Kontrast gegenüber dem Zustand, in dem sich das Schloss nur wenige Jahre zuvor befunden hatte: »Denke Dir, daß erst im Jahre 1808 die jetzige Gestaltung der Rosenau begann, das Schloß war bis dahin die schmutzige und unfreundliche Wohnung eines bäurischen Pächters, der prächtige Marmorsaal ein Schutthaufen und Holzstall, und wo jetzt am Fenster des Giebels das geschäftige Hoffräulein des Anblicks der schönen Natur sich erfreut, da nisteten noch vor kurzem nur Tauben und Schwalben, mitunter auch wohl Eulen und Fledermäuse.«[10] Die Herzogin Luise war mit ihren eigenen Gemächern besonders zufrieden: »Ich wohne im ersten Stock … Dort nenne ich ein kleines Wohnzimmer mein Eigen, wo wir für gewöhnlich den Tee einnehmen, wenn nicht zu viele Besucher zugegen sind. Die Tapete ist golden mit dunkelblauen Weinblättern darauf … Meine Wohnstube … ist grau, dunkelblau und golden.«[11]

Eine genauere Schilderung findet sich in dem Band, der sehr viel später von Albrechts Witwe zusammengestellt wurde:

Etwa anderthalb Stunden von Coburg liegt sie reizend auf einer steil ansteigenden, nach Süden hin abflachenden Anhöhe, dem letzten Ausläufer einer Reihe bewaldeter Hügel, die das anmuthige Itz-Thal von der weiten und wellenförmigen Ebene scheiden, … Die Kuppe, auf der das Wohnhaus steht, … fällt […] schroff nach der Itz ab, die sich hier wieder nahe an das Haus heranzieht, und nach den drei andern Seiten senkt sie sich sehr steil nach der Ebene …

Den Gipfel bildet ein kleines Plateau, an dessen Südrand das Schlösschen steht, ein solider länglicher Bau … mit hohen Spitzgiebeln … Der Eingang ist auf der Westseite des Hauses in einem runden Thurm, zu welchem der Weg durch dichtes Tannengebüsch … herumgeht. Eine breite Wendeltreppe im Thurm führt aufwärts zu den Hauptgemächern im ersten Stock und abwärts nach dem Marmorsaal oder dem Esssaal …

An der Nordseite … beherrscht eine kleine Gartenterrasse eine liebliche Aussicht über das Itz-Thal, jenseits dessen das Land in eine Reihe bewaldeter Hügel und

malerischer Thäler sich zerlegt mit … lachenden Dörfchen, welche mitten in üppigen Wiesen und Obstgärten liegen; weiter hinaus steigen die Hügel allmälich zu den höchsten Gipfeln des Thüringer Waldes hinan …
Der Marmorsaal … geht auf einen kleinen mit Kies bedeckten Platz südlich am Hause, der von einer zierlich geschnittenen Rosenhecke eingefasst ist und … durch eine lange Flucht unregelmäßiger Steinstufen mit dem Fusswege an der Itz entlang in Verbindung steht. Steht man am frühen Morgen … oder Nachmittags … an diesem Puncte, so kann man sich schwerlich etwas Freundlicheres oder Lieblicheres denken als diesen Blick …
Unter dem Bäumen, welche auf der Rosenau wachsen, tritt am meisten die Weisspappel hervor, die hier in vielen schönen Exemplaren gedeiht … Das erklärt sofort, weshalb dieser Baum immer ein Lieblingsbaum des Prinzen war; denn wohl niemand hing mehr an den Erinnerungen seiner Jugend und seiner Heimat …12

Albrecht sollte seiner Frau später erzählen, seine Kindheit auf der Rosenau sei das »Paradies« gewesen. Man hat ihn und seinen älteren Bruder schon in jungen Jahren einem Erzieher und Hauslehrer namens Christopher Florschütz anvertraut, der die Jungen Tag und Nacht begleitete und für alle Bereiche ihrer Erziehung zuständig war:

Die Kinder sollten bald feststellen, dass sich unter Florschütz‘ rauer Schale ein guter Kern verbarg. Er war zwar erst 25 Jahre alt, hatte jedoch bereits … als Erzieher der zwei jüngsten Söhne des Herzogs [Ernst] ältester Schwester, Alexander und Arthur Mensdorff, gedient. Unter den altmodisch gesinnten Freunden des Herzogs [Ernst] waren etliche, die es missbilligten, dass die Wahl auf einen Mann gefallen war, der für seine liberalen Prinzipien bekannt war … (später warfen mehrere von diesen Florschütz sogar vor, dass er die Jungen philosophische Vorlesungen in Bonn hören ließ, denn eine solche Form des Studiums könnte möglicherweise in Anarchie münden!) Florschütz‘ Unterricht fußte auf Mathematik und Latein … zusammen mit einer breit gefächerten Lektüre moderner Literatur auf Deutsch, Französisch und Englisch. Florschütz sprach gut Englisch, und so war [seinem jüngeren Schüler] diese Sprache bereits seit seinem vierten Lebensjahr vertraut … Florschütz war der geborene Lehrer, und er [vermittelte] eine Freude am Lernen um seiner selbst willen, und es steht außer Zweifel, dass [Albrechts] leidenschaftliches naturwissenschaftliches Interesse daher rührte, dass man ihm schon als Junge Physik und Chemie auf eine interessante Art und Weise nahegebracht hatte … Vor allem aber brachte Florschütz ihnen bei, allen Dingen auf den Grund zu gehen, sich nicht mit vom Hörensagen zufriedenzugeben, die Augen weit aufzumachen und mit ihnen die Schönheit in der Natur, der Kunst, der Literatur und in der Menschheit wahrzunehmen.13

Indem er mit Florschütz Englisch sprach, lernte Albrecht zum ersten Mal, sich selbst als Albert und seinen Bruder als Ernest zu betrachten; dies war ein bedeutsamer Übergangspunkt. Schon seit früher Kindheit wusste er, dass seine Tante väterlicherseits, Victoire von Sachsen-Coburg-Saalfeld, die verwitwete Schwester seines Vaters, jetzt Herzogin von Kent war und mit ihren drei Kindern in London lebte. Weil er einen Cousin und zwei Cousinen in London hatte, sah er für sich einen Grund, dem Englischen in seinem Lernpensum einen dem Französischen gleichwertigen Rang beizumessen. Welchen Eifer er schon als Vierzehnjähriger an den Tag legte, lässt sich aus einem Stundenplan ermessen, den er 1833 für sich selbst erstellte.

Das Paradies hatte jedoch auch seine Schattenseiten. Alberts nächste Angehörige waren nicht in der Lage, ihm die Geborgenheit und Unterstützung zu geben, die Kinder gedeihen lässt. Seinem Vater, einem hemmungslosen syphilitischen Lebemann, sagte man nach, auf Callenberg, eine seiner weiteren Residenzen, Orgien zu feiern. Er hatte sich eine Geliebte aus Frankreich mitgebracht, Madame Panam. Ihr unausstehlicher Sohn ernannte sich selbst zum »Prinzen von Coburg« und veröffentlichte 1823 seine für alle Betroffenen beschämenden Memoiren.[14] Alberts Mutter, die Herzogin Luise, entschloss sich – angewidert von den Ausschweifungen ihres Mannes – zu einer offiziellen Trennung, auch wenn dies für sie in schlimmer Konsequenz bedeutete, sich auch von ihren Kindern trennen zu müssen. Zu ihrer Abreise versammelten sich alle, die ihr wohlgesonnen waren, auf der Rosenau. Ihre Söhne jedoch waren nicht darunter; sie waren mit Keuchhusten an das Kinderzimmer gefesselt. Zu gegebener Zeit ließ sie sich scheiden und heiratete wieder, verstarb dann jedoch jung an Krebs. Auf der Rosenau nahm die Cousine des Herzogs und dessen zweite Frau, [Antoinette Friederike] Marie von Württemberg, ihren Platz ein, jedoch gelang es ihr nicht, ein gutes Verhältnis zu ihren Stiefsöhnen zu bekommen. Schlimmer noch war jedoch, dass Albert in seinem älteren Bruder, mit dem er über 20 Jahre verbrachte, keinen wirklichen Seelenverwandten fand, auch wenn beide nur selten offen miteinander stritten:

Tabelle 3: Alberts Stundenplan[16]

Uhrzeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
6–7	Übersetzung aus dem Französischen	Übungen Musik	Lesen	Gedächtnisübungen	Übungen Musik	Korrespondenz
7–8	Wiederholung und Vorbereitung Geschichte	Vorbereitung Religionslehre	Reiten	Wiederholung und Vorbereitung Geschichte	Gedächtnisübungen	Reiten
8–9	Moderne Geschichte	Religionslehre	Deutsche Kompositionsübungen	Religionslehre	Alte Geschichte	Deutsche Kompositionsübungen
10–11	Ovid	Ovid	Musik	Moderne Geschichte	Lateinische Kompositionsübung	Musik
11–12	Englisch	Logik	Englisch	Englisch	Naturgeschichte	Englisch
12–1	Mathematik	Geografie	Französisch	Cicero	Logik	Französisch
1–2			Zeichnen			Zeichnen
6–7	Französisch	Übungen Englisch	Französisch	Übungen Englisch	Französisch	Geografie
7–8	Lateinische Kompositionsübung	Schriftliche Übersetzung Sallust	Mathematik	Mathematik	Übungen Latein Sallust	Korrespondenz

Die beiden Brüder, geboren 1818 und 1819, waren charakterlich so unterschiedlich, dass böse Gerüchte darüber kursierten, der jüngere der beiden sei unehelich … Praktisch vom Tag seiner Geburt an machte man Bemerkungen über Alberts Schönheit. ›So liebenswürdig wie ein kleiner Engel‹, notierte seine Mutter über das Kleinkind. Er hatte tiefblaue Augen wie seine Mutter, und seine Locken waren zunächst blond.
Albrechts Bruder Ernst dagegen war im gleichen Maße unattraktiv, ›wie sein Bruder attraktiv. Seine Haut‹, so [eine] drastische Beschreibung, ›war fahl und voller Leberflecken, seine Augen blutunterlaufen, und seine untere Zahnreihe stand – wie bei einer Bulldogge – weit über die obere hinaus.‹ Es zog ihn ›besonders zu Wein, Weib und Gesang‹. Bereits seit ihrer frühesten Kindheit war vollkommen klar, dass der ältere Sohn nach dem Vater kam …, während Albrecht mehr seiner Mutter ähnelte …
[Ein anderer Verwandter] fand es verblüffend, dass [Prinz Albrecht] einen so feinen Charakter hatte ›angesichts eines solchen Vaters und eines solchen Bruders, beide schon fast skrupellos.‹ Als Albrecht erst vier Jahre alt war, verschwand seine Mutter plötzlich für immer …, doch es war typisch für den Jungen wie für den späteren Mann, dass er angesichts dieses Ereignisses nie ein bittres Wort verlor, und dass er seiner Mutter immer mit großer Zärtlichkeit gedachte.[15]

Die »bösen Gerüchte« hatten ihren Ursprung in Spekulationen über eine seiner Geburt vorausgehende heimliche Affäre seiner Mutter,[16] möglicherweise mit einem Leutnant der Armee oder einem jüdischen Kammerherrn in Coburg.[17] Wenn man den Sachverhalt näher betrachtet, gelangt man zu der jedoch unbewiesenen Hypothese, dass der leibliche Vater des Kindes Prinz Leopold gewesen sein könnte, der spätere König von Belgien, der gleichzeitig am ehesten als Quelle für die genannten Anschuldigungen infrage kommt, um so seine eigenen Spuren zu verwischen.[18]

Albert von Sachsen-Coburg und Victoria von Kent wurden seitens ihrer hoffnungsfrohen Angehörigen im Mai 1836 einander vorgestellt. Er war noch 16 Jahre alt; sie war gerade 17 geworden. »Onkel Leopold«, mittlerweile König Leopold, war sowohl der Bruder von Alberts Vater wie von Victorias Mutter. Und er war es auch, der dafür Sorge trug, dass seine zwei sächsischen Neffen nach London reisten, um dort ihre Cousine kennenzulernen, die zu diesem Zeitpunkt

bereits britische Thronerbin war. Der Plan funktionierte. Victoria schrieb an ihren Onkel und dankte ihm für »die Aussicht auf großes Glück … in Person des lieben Alberts«. Von einer Verlobung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht die Rede. Der alte König, William IV., war dagegen. Die emotionale Bindung jedoch, zumindest aufseiten des Mädchens, war hergestellt.

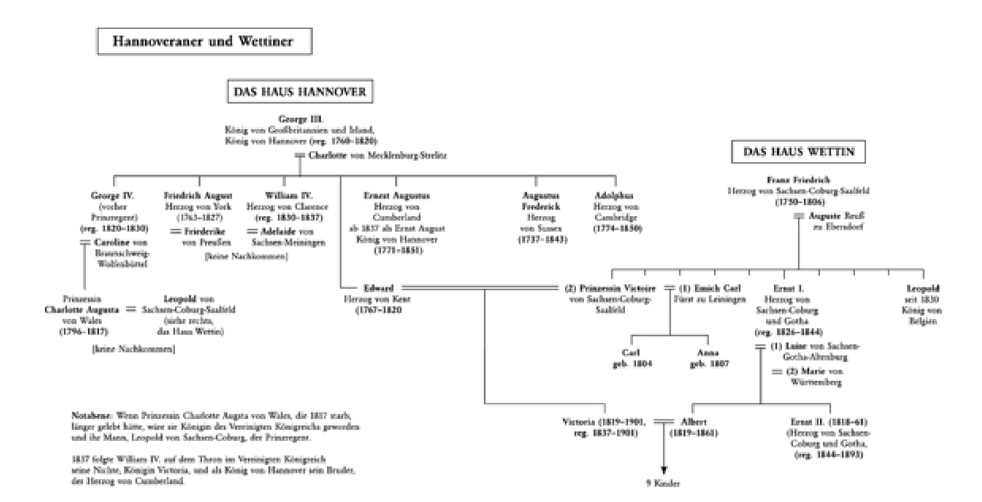
Die Familie Victorias, das Haus Hannover, war nicht weniger deutsch als Alberts Familie. Fortwährend hatten sie für ihre rechtmäßigen Thronfolger Bräute aus Deutschland geholt, und sie waren sogar in noch höherem Maße zerrüttet. Victoria war in Sachsen gezeugt und in England geboren worden,[A] und in ihrer frühen Kindheit war sie ausschließlich von deutschen Frauen umgeben. Erst im Alter von fünf Jahren begann für sie der Englischunterricht. Ihr Vater, der Herzog von Kent, war jung gestorben, und sie hatte ihn nie kennengelernt. Und auch was sie anging, existierten in der Tat üble Gerüchte, sie sei nicht leibliche Tochter ihres Vater.[19] Drei ihrer vier noch lebenden Onkel, darunter der König, lebten von ihren Frauen getrennt; uneheliche Cousins und Cousinen schossen wie Pilze aus dem Boden;[20] es grassierten Geschlechts- und Erbkrankheiten, besonders Porphyrie; der frühe Tod gehörte zum Alltag.[21] Victoria war 1830 nur deshalb Thronerbin geworden, weil alle drei älteren Brüder ihres Vaters ohne legitime Nachkommen verstorben waren. Ihre Mutter, die Herzogin von Kent, lernte niemals richtig Englisch; sie hatte noch zwei ältere Kinder aus erster Ehe, die Deutsch sprachen, und lebte in London mit einem Liebhaber unter dem dürftigen Vorwand zusammen, dieser sei der Verwalter ihres Haushalts.[B] Ihr jüngstes Kind hütete sie eifersüchtig und mit übergroßer Fürsorge, womit sie verhinderte, dass Victoria Freundschaften schloss. Zudem war ihr Tagesablauf streng geregelt. Auch fürchtete sie die verbotenen Liebesbeziehungen, mit denen der königliche Hof regelrecht durchsetzt war, und so zwang sie ihre heranwachsende Tochter dazu, mit ihr im selben Zimmer zu schlafen. Die einsame Jugendliche, die, so lange sie denken konnte, im Kensington Palace eingesperrt war, suchte Trost bei ihrem Spaniel Dash und ihrer geliebten Gouvernante, der Coburgerin Louise Lehzen.

Um es kurz zu machen: Victoria hatte viel gemein mit ihrem ansehnlichen sächsischen Cousin; und sie entschied, sich allen anderen Freiern zu widersetzen. Ein Jahr nach Alberts Besuch starb William IV., und Victoria wurde 1838

zur Königin gekrönt. Für das folgende Jahr lud man Albert erneut ein. In der Zwischenzeit studierte er geduldig an der Universität Bonn, verbrachte Zeit bei seinem Onkel in Brüssel und unternahm eine »Grand Tour« nach Italien. Am 15. Oktober 1839 erreichte er Windsor, und schon am Morgen des vierten Tages seiner Wiederkehr machte die Königin ihm einen Heiratsantrag. In ihrem Tagebuch überschlagen sich die Superlative:

Oh! zu *fühlen*, dass ich von einem *Engel* wie Albert geliebt wurde und werde, erfüllt mich mit *unbeschreiblicher Glückseligkeit!* Er ist die *Vollendung in Person;* Vollendung in jeder Hinsicht – Schönheit auf jede Weise! Ich sagte ihm, dass ich seiner nicht würdig sei und küsste seine Hand – er sagte, es bedeute ihm ein großes Glück ›das Leben mit dir zuzubringen‹, und er war dabei so gütig und so froh, dass ich wirklich spürte, dass dies der glücklichste und wunderbarste Augenblick meines Lebens war, der alles wieder gutmachte, was ich zuvor hatte erleiden und erdulden müssen. Oh! *wie sehr* ich ihn schätze und liebe, ich kann es nicht in Worte fassen!![22]

Alberts Schilderung der Verlobung findet sich in einem Brief, den er kurz danach an seine Großmutter schrieb, die Herzoginwitwe von Gotha:



Liebe Grossmama …
Die Königin hat mich … ganz privatim zu sich kommen lassen, und erklärte mir in einem wahren Ergusse von Herzlichkeit und Liebe, ich habe ihr ganzes Herz gewonnen, und ich könne sie überglücklich machen, wenn ich ihr das Opfer bringen wolle, mit ihr mein Leben zu theilen, …; das Einzige, was sie besorgt machte, wäre, dass sie meiner nicht werth wäre.[23]

Die Muttersprache der Königin und des Prinzen war Deutsch, und es wäre deshalb äußerst seltsam gewesen, hätten sie sich das Jawort in einer anderen Sprache gegeben. Auch war Deutsch gewiss die Sprache, derer sie sich für den Rest ihres

gemeinsamen Lebens im persönlichen und häuslichen Gespräch bedienen sollten.

Die Reise Prinz Alberts nach England in Erwartung ihrer Hochzeit beanspruchte ganze zwei, eisig kalte Wochen Anfang 1840. Am 28. Januar fuhr er vom Haus seiner Großmutter in Gotha aus los:

»Die Strassen voll von Menschen, alle Fenster dicht besetzt, bis auf die Dächer sassen die Leute, wehten mit den Taschentüchern und wetteiferten in sonstigen Zeichen freundlicher Theilnahme. Die Wagen hielten im Vorbeifahren bei der Herzogin-Wittwe, und der Prinz stieg mit Vater und Bruder aus, um der Grossmutter ein letztes Lebewohl zu sagen …
In langem Zuge ging's durch die Stadt; … Am ›letzten Heller‹ verabschiedeten sich der Herzog von Württemberg, Graf Mensdorff usw., und die Prinzen bestiegen einen Reisewagen der Königin; der Herzog blieb noch die nächste Stunde bis zur Grenze mit Oberst Grey in seinem eigenen offenen Wagen. Dort, an der Grenze, war ein Triumphbogen von Tannen errichtet, und eine Anzahl weissgekleideter Mädchen mit Rosen und Kränzen sowie ein Musik- und Sängerchor … waren versammelt, um dem Prinzen beim Abschied von der Heimath ein letztes ›Gott geleit' Euch‹ auf den Weg zu geben …
Der Reisewagen, einschliesslich der Fourgons für das Gepäck, waren acht an der Zahl … Ausser den drei englischen Herren, Lord Torrington, Oberst Grey und Herrn Seymour, begleiteten den Herzog und die Prinzen noch der Graf Kolowrath, die Freiherren Alvensleben, Gruben, Pöllnitz …
Den ersten Tag ging's bis Cassel, wo der Herzog und die beiden Prinzen dem Kurfürsten einen Besuch machten, dann aber im Gasthof speisten. Am andern Abend spät erreichte man Arnsberg in Westphalen. Das dritte Nachtquartier war in Deutz, da die Schiffbrücke über den Rhein abgefahren war; am nächsten Morgen musste daher die Ueberfahrt über den Rhein in Böten vor sich gehen, was sehr zeitraubend und durch heftigen Regen noch besonders unangenehm war. Um halb zehn Uhr reiste die Gesellschaft von Cöln weiter nach Aachen, wo sie um drei Uhr speiste, und Abends gegen zehn Uhr kam sie nach Lüttich in's Nachtquartier. Unterwegs, in Aachen, erfuhr der Prinz die Nachricht, dass die von der Regierung vorgeschlagene Rente von 50.000 Pfund abgelehnt sei … Die Befürchtung lag nahe, in England sei man von der Heirath nicht sehr erbaut …
Am andern Morgen empfing der Herzog die sämmtlichen Civil- und Militär-Behörden der Stadt, die auch dem Prinzen vorgestellt wurden. Um zehn Uhr brach man auf. Da die Reisewagen vorauf geschickt waren, so fuhr die ganze Gesellschaft in einem grossen Omnibus nach der Eisenbahn-Station Ans, und von da mit Express-Zug in vier Stunden nach Brüssel …
Vom König Leopold mit der grössten Auszeichnung empfangen und behandelt, blieben die Reisenden bis Mittwoch den 5. Februar in Brüssel. Dann ging es auf der Eisenbahn weiter nach Ostende und von da zu Wagen über Dünkirchen und Gravelingen nach Calais, welches man wegen eines Unfalls am Wagen des Prinzen erst gegen Mitternacht erreichte. Trotz der späten Stunde indess wurden sie noch von den gesammten Offizieren der Garnison im Gasthof begrüsst … Auch Lord Clarence Paget, von der englischen Marine, der den Prinzen auf der ›Feuerbrand‹ nach England hinüberführen sollte, stiess hier zu den Reisenden.
Am andern Morgen war das Wetter schön und es wehte leicht aus Nordwest. Unglücklicher Weise erlaubte der niedrige Stand der Ebbe erst gegen Mittag auszufahren, und inzwischen schlug das Wetter um. Eine starke Brise aus Nordost erhob sich und steigerte sich unterwegs auf halber Fahrt fast zum Sturm. Da die ›Feuerbrand‹ wegen ihres Tiefgangs nicht so bald in See stechen konnte, hatten sich die Reisenden auf der Ariel, einem der zwischen Dover und Calais fahrenden Packetboote, eingeschifft.
Aber die Ueberfahrt dauerte ganze sechsthalb Stunden, und das Verdeck des kleinen Dampfers war bald ein Schauplatz allgemeinen Elends; fast alle wurden

seekrank. Der Herzog war in die Cajüte hinabgegangen, und zu beiden Seiten der Cajütentreppe lagen die Prinzen in einem Zustande völliger Hülflosigkeit. Je näher dem Lande, desto schwerer rollte die See, und nur mit äusserster Kraftanstrengung … vermochte der Prinz, der bis zum letzten Augenblicke leidend war, sich soweit aufzuraffen, dass er bei der Einfahrt in den Hafen auf Deck ging und die zahlreich versammelte Menge grüsste.

Das üble Wetter über dem Ärmelkanal hätte man leicht als schlechtes Omen deuten können. Doch kaum hatte man angelegt, ging es mit der Stimmung des Prinzen rasch bergauf:

Der begeisterte Empfang, der dem Prinzen zu Theil wurde, sobald er als Bräutigam der Königin den Fuss an’s Land setzte, war ganz ausserordentlich …
Die Nacht schliefen die Reisenden in Dover; das Nachtessen blieb nur ein sehr dürftiger Versuch, und alle waren froh, vor neun Uhr in’s Bett zu kommen …
Da er im Buckingbam-Palast nach geschehener Verabredung erst Sonnabend den 8. eintreffen sollte, so ging diesen Freitag die Reise nur bis Canterbury. Um zwei Uhr kamen die fürstlichen Reisenden unter einer Eskorte von Husaren an; der Prinz nahm eine Adresse der städtischen Behörden entgegen und wohnte dann mit seinem Bruder dem Gottesdienst in der Cathedrale bei. Abends war die Stadt erleuchtet, und dichte Haufen zogen vor den Gasthof, liessen den Prinzen leben und verlangten ihn zu sehen. Zu ihrer grossen Freude zeigte er sich auf dem Balcon.
Von Canterbury hatte der Prinz seinen Lieblingshund Eos nach London vorausgeschickt, und die Königin erzählt in ihrem Tagebuch, wie sie sich über den Anblick des “lieben Eos” gefreut …
Am Sonnabend (8. Februar) Morgens empfing der Prinz die Adresse des Dechanten und des Capitels und setzte um zehn Uhr die Reise nach London fort. Auf dem ganzen Wege bis Buckingham-Palast fand er dieselbe begeisterte Aufnahme. Um halb fünf waren die Reisenden am Ziele; an der Schwelle ihres Palastes empfing sie die Königin mit der Herzogin von Kent, gefolgt von ihrem ganzen Hofstaat. Um fünf Uhr nahm der Lordkanzler dem Prinzen den Bürgereid ab, und der Tag schloss mit einem grossen Diner, an welchem die Grosswürdenträger des Staats, Lord Melbourne u.a., Theil nahmen. In der Stille ihres Tagebuchs legte die Königin in warmen Worten den Ausdruck ihrer Freude über das Wiedersehen mit dem Prinzen nieder …
Aber … unter all den Festlichkeiten … vergass der Prinz die Grossmutter nicht …, die er nun einsam in Gotha zurückgelassen …
Der Prinz selbst schrieb der Grossmutter am Morgen seines Hochzeitstages folgende rührende Zeilen:
›Liebe Grossmama! – In weniger als drei Stunden stehe ich mit meiner lieben Braut am Altar. Ich muss in diesem heiligen Augenblicke noch einmal Dich um Deinen Segen bitten, den zu erhalten ich gewiss bin, und der mein Schutz und meine Freude sein soll. Ich muss schliessen. Gott helfe mir! Ewig Dein treuer Enkel.‹

[London, 10. Februar 1840][24]

Die königliche Hochzeit fand in der Chapel Royal des St James’s Palace statt. Der Bräutigam erhielt auf diesem Wege den Titel »Seine Königliche Hoheit« (*His Royal Highness*), das House of Lords jedoch hatte ihm eine Aufnahme in das britische Oberhaus verweigert, und das House of Commons gestand ihm nur eine verminderte Zuwendung aus der

Zivilliste zu. Der Premierminister Lord Melbourne wies die Anfrage der Königin, ihren Mann zum »Königsgemahl« (»*king consort*«) zu erheben, zurück; es sollten siebzehn Jahre vergehen, bis man ihm den geringeren Titel des »Prinzgemahls« (»*prince consort*«) zuerkannte. Albert begegnet all dem mit gespielter Gleichgültigkeit. »Es ist geradezu ein Schritt nach unten«, schrieb er. »Als ein Herzog von Sachsen fühle ich mich selbst sehr viel höher gestellt als ein Herzog von York oder Kent.« Er tröstete sich damit, dass er durch die Heirat mit Victoria seinen eigenen Namen von Sachsen-Coburg und Gotha der englischen Königsfamilie hinzugefügt hatte. Außerdem wurde ihm die Genugtuung zuteil, seine Braut das Versprechen geben zu hören, sie würde »ihm gehorchen und dienen«. Noch fünf Monate zuvor hatten die Berater der Königin darauf bestanden, dass es ihm im Zuge ihrer Verabredung *nicht* erlaubt sein solle, ihr einen Heiratsantrag zu machen, sondern sie den Antrag stellen müsse. Nun jedoch, als es um die Hochzeit selbst ging, mischten sie sich nicht in die überlieferte Liturgie ein. Von Albert wurde verlangt, sie zu »lieben, [zu] trösten, [zu] ehren [und] sie [zu] halten« als seine angetraute Ehefrau, doch Victoria musste ihrem Ehemann darüber hinaus Gehorsam und Dienstbarkeit entgegenbringen.[25] Dieses Zugeständnis war nicht gerade wenig. Und er wiederum war, als er die Chapel Royal betrat, umgeben von Adelsstand und Rittertum, vom Prunk und den Macht- und Würdezeichen seiner Heimat:

DER BRÄUTIGAM
SEINE KÖNIGLICHE HOHEIT, FELDMARSCHALL PRINZ ALBERT, K.G.
Mit der Ordenskette des Kniebandordens
Unterstützt von seiner durchlauchtigsten Hoheit, dem regierenden Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha
Und dem Erbprinzen von Sachsen-Coburg und Gotha
Die jeweiligen unterstützt von den Herren ihres Gefolges, namentlich
Graf Kolowrath, Baron Alvensleben und Baron von Löwenfels.[26]

Sein Vater, der Herzog, trug die Armeeuniform seines Herzogtums, dunkelgrün mit roten Kordeln, oberschenkellange Stiefel und das Großkreuz des höchsten herzoglichen Ordens. Sein Bruder, Prinz Ernst, trug eine hellblaue Kavallerieuniform, geschmückt mit dem Stern von Coburg-Gotha und der Ordenskette des Kniebandordens, sowie einen Offiziershelm. Ihre Kutschen hatten sie unter Trompetenklängen und »allen Ehren, die der Königin selbst erwiesen wurden« bestiegen. Den Palast verließen sie eskortiert von einer Leibgarde.

Das populäre Bild eines glücklichen Paares jedoch, das sich gut zusammenpassend zufrieden in sich ergänzende Rollen fügte, wird von einigen Historikern in Zweifel gezogen. Diese nehmen an, dass insbesondere Albert mit seiner untergeordneten Stellung nicht glücklich war, er sich jedoch infolge der emotionalen Strenge seiner Kindheit sehr gut verstellen konnte. Seine Liebe war, so wird behauptet, niemals so tief wie die von Victoria, die völlig vernarrt in ihn war; er plante sein Leben Zug um Zug wie ein Schachspiel und benutzte die zahlreichen Schwangerschaften seiner Frau ungerührt dazu, um seine Dominanz über sie weiter zu festigen. Er war ein unersättlicher, geradezu besessener Jäger und tötete aus Vergnügen Tiere in großer Zahl; seinen Söhnen war er ein strenger Vater. In der Politik tat er deutlich mehr, als nur den Tintenlöscher zu halten, während seine Frau die Staatspapiere unterzeichnete: Mit seinen Verwandten in Deutschland unterhielt er heimliche Korrespondenz, speziell mit Preußen, und bediente sich dabei des Bankhauses Rothschild, um Briefe überbringen zu lassen. Er scheute keine Auseinandersetzungen und trat auf der Besuchertribüne des House of Lords auf, etwa um seine Ansichten über die Getreidegesetze (*Corn Laws*) kundzutun.[27]

Trotz allem aber kann es nicht ausgeblieben sein, dass Alberts Aufstieg in die höchsten Sphären der königlichen und adeligen Gesellschaft ihm zumindest eine gewisse Befriedigung bereitet hat, nicht zuletzt deswegen, weil in seinem eigenen Herzogtum die wohl angesehenste Publikation auf diesem Gebiet erschien. Nahezu 200 Jahre lang war der Almanach de Gotha das einflussreichste genealogische Nachschlagewerk Europas[C]. Er erschien erstmals 1763 und listete Namen in drei Abteilungen auf: I. Herrscherhäuser, II. Deutscher Adel und III. Ausgewählter Adel anderer europäischer Länder. Die jährlichen Ausgaben verzeichneten alle relevanten Geburten, Todesfälle, Heiraten und Titel. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch war der Adel zwecks Erhaltung des eigenen Standes dazu verpflichtet, Personen von gleichem Rang zu heiraten. Somit hatte der *Almanach* das letzte Wort, wenn es darum ging, wer sich mit wem verheiraten durfte. Und es kann als absolut sicher gelten, dass eine Ausgabe des *Almanachs* auch in Coburg und auf der Rosenau im Bücherregal stand.

Aus Respekt für ihren Herzog verzeichneten die Herausgeber des *Almanachs* das Haus Sachsen an erster

Stelle gemeinsam mit den Herrscherhäusern. Kaiser Napoleon hatte hieran einmal Anstoß angenommen. In den 1820er-Jahren jedoch, als Alberts Name erstmals auftauchte, stand die ernestinische (lutheranische) Linie Sachsens ganz vorne; Alberts Mutter erschien sogar in derselben Unterabteilung wie Victorias Mutter. Entsprechend der traditionellen Sprachgewohnheiten der deutschen Aristokratie erfolgten die Angaben auf Französisch:

GÉNÉALOGIE DES SOUVERAINS DE L'EUROPE
ET DES MEMBRES VIVANTS DES LEURS FAMILLES

SAXE
BRANCHE ERNESTINE (Luth.)

SAXE-GOTHA
Duc Frédérick IV, né le 23 Nov 1774, succ. à son frère le Duc Auguste, 17 Mai 1822 …
SAXE-MEININGEN …
SAXE-HILDBOURGHAUSEN …
SAXE-SAALFELD-COBURG
1) Duc Ernest, n. 2 Janv. 1784, succ. à son père le Duc François, le 9 Dec 1806, mar 31 Juill 1817 à la D. Louise, F. d'Auguste, Duc de Saxe-Gotha, n. 21 Dec 1800
Fils
2) D. Ernest Auguste Charles Jean Léopold Alexandre Edouard, Pr. Héréd. n. 21 Juin 1818
D. Albert François Auguste Charles Emmanuel, n. 26 Août 1819 Frères et Soeurs …
5) D. Marie Louise Victoire, n. 17 Août 1786. v. Grande-Bretagne [Londres] …[28]

Großbritannien ist 21 Seiten weiter verzeichnet:

GRANDE BRETAGNE (Engl. Anglic.)
Roi Georges IV, Frédéric Auguste, né 12 Août 1762 … succ. à son père le Roi Georges III
29 Janv. 1820 …
Frères et Soeurs
4) Venue du Frère le Pr. Eduard, Duc de Kent (quatrième Fils du Roi Georges III), Pr. Marie Louise Victoire, née 17 Août 1786, F. de François Duc de Saxe-Cobourg…
Enfant
Pr. Alexandrine Victoire, n. 24 Mai 1819.[29]

Vier Jahre nach der Heirat Alberts mit Victoria starb der alte Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Alberts Vater, und der Herzogtitel ging auf Alberts älteren Bruder, Ernst II. (reg. 1844–93) über. Da sein Bruder keine Kinder hatte (und es nicht danach aussah, dass er noch welche haben würde) übernahm Albert die Stellung des rechtmäßigen Thronfolgers, und Alberts Söhne wiederum rückten in der

herzöglichen Nachfolgelinie nach oben. Diesbezüglich änderte sich im Verlauf des restlichen Lebens des Prinzgemahls nichts mehr.

Victorias Tagebücher aus dem Jahr 1845 sind voll schwärmerischer Begeisterung für den ersten Besuch des Paares in Deutschland. Sie reisten nach Coburg, dann auf die Rosenau: »Ich kann kaum beschreiben, wie sehr es mich anrührte, diesen lieben alten Ort wieder zu betreten, und nur unter Mühen hielt ich die Tränen zurück; die hübsch geschmückte Stadt, alles voller Kränze und Blumen, die große Anzahl guter Menschen voller Zuneigung, die vielen, alle mit diesem Ort verknüpften Erinnerungen, alles war so anrührend.« Victorias Freude war ganz grenzenlos, als sie den Geburtsort ihres Mannes besichtigte. Er zeigte ihr das Kinderzimmer, den Tisch, auf den man ihm zum Ankleiden gestellt hatte und die Macken in der Tapete, die er bei den Fechtkämpfen mit seinem Bruder hineingeschlagen hatte.

Albert dagegen war unruhig. Auf der Reise nach Köln mit der Königlich Preußischen Staatseisenbahn hatte man ihnen zum Vergnügen den Anblick von 4000 preußischen Soldaten dargeboten, die entlang des Rheins aufmarschiert waren und donnernd Salutschüsse abfeuerten, während sie vorbeifuhren. Im Zuge eines kurzen Empfangs auf Schloss Augustusburg in Brühl hatte der preußische König eine durchaus schwülstige Rede zum Besten gegeben, die sich um das Thema »Waterloo – Sieg (*victory*) – Victoria« drehte. Und auch in Coburg war nicht alles nach Alberts Geschmack:

Albert hatte ausdrücklich darum gebeten, dass man kein Aufhebens machen sollte und war entsprechend verärgert darüber, dass Ernst sie … mit einer Ehrenwache und einer Parade seiner kleinen Armee empfing. Es musste zwangsläufig ein emotional sehr aufgeladenes Erlebnis werden, Victoria mit hinaus auf die Rosenau zu nehmen, und deshalb sorgte er dafür, dass sie miteinander alleine waren, als er ihr sein altes Schlafzimmer unterm Dach zeigte … In der Veste [Coburg] zeigte er ihr die Cranachs, das neue Ernst-Albrecht-Museum, die Kapelle mit der Kanzel Luthers sowie die überwältigende Aussicht von der Terrasse. Alles war wie immer, abgesehen davon, dass er nunmehr eine Frau an seiner Seite hatte.
Doch er selbst hatte sich verändert … Es erstaunte ihn, dass er es nie zuvor bemerkt hatte, in welch armseligen Hütten die Bauern wohnten, dass ihre Frauen selbst hochschwanger noch auf den Feldern arbeiteten und dass es kaum Schulen gab. Es war ein Schock für ihn, den riesigen Gegensatz zwischen Coburg und Gotha zu sehen …
Im Schloss seines Großvaters mütterlicherseits waren mehr Zeichen der Kultiviertheit zu finden, als in allen Häusern seines Vaters zusammengenommen … Albert war nicht klar gewesen, wie viele seiner Interessen er von seinem [Großvater mütterlicherseits] geerbt hatte … und wie viel die vier Jahre, die er in England verbracht hatte, zu deren Entwicklung beigetragen hatten.30

Die folgenden zehn Jahre wurden für das königliche Paar zur längsten Zeit der Ruhe und Erfüllung. Victoria erwies sich als selbstbewusste Herrscherin, umgeben von einer Familie, die schnell größer wurde. Albert widmete sich ganz seiner Arbeit als Vorsitzender des Komitees zur Vorbereitung der Londoner Weltausstellung von 1851 (*Great Exhibition*). Darüber hinaus war er vernarrt in seine Töchter, speziell in die älteste, »Vickie«, die zu seiner liebsten Begleiterin wurde. Aus dem Volkszählungsmeldeblatt, das am 30. März 1851 ausgefüllt wurde, geht hervor, dass die königliche Familie mit nur einigen wenigen Bediensteten im Buckingham Palace wohnte. Als Erste ist »Ihre Majestät Alexandrina Victoria« aufgeführt; ihre »Beziehung zum Haushaltsvorstand« war »Ehefrau«, ihr »Familienstand« »Verh[eiratet]«, ihr Alter 31 und ihr »Rang, Berufsstand oder Tätigkeit« war »Die Königin«. »SKH (Seine Köngliche Hoheit, A. d. Ü.) Francis Albert Augustus Charles Emmanuel«, ebenfalls 31, wurde bezeichnet als »Haushaltsvorstand« und als »Herzog von Sachsen, Prinz von Coburg und Gotha«; einen britischen »Rang, Berufsstand« oder eine »Tätigkeit« besaß er anscheinend nicht. Man vermutet, dass Albert es war, der die Fragen der Volkszählungsbeamten beantwortete.[31]

Die Königin und ihr Gemahl sollten die Rosenau gemeinsam nur noch einmal wiedersehen, auch wenn Victoria allein noch fünfmal dorthin reiste. Während ihres Besuchs im Sommer 1860 fand sie besonders deutliche Worte: »Wäre ich nicht diejenige, die ich bin«, meinte sie, »so wäre hier mein Zuhause«, um dann vorsichtig hinzuzufügen, »wenn es auch mein zweites Zuhause wäre.« Albert brach in Tränen aus. »Ich werde den Ort meiner Geburt nie mehr wiedersehen«, entglitt es ihm prophetisch. Er verstarb binnen Jahresfrist, dahingerafft im Alter von 42 Jahren, offiziell an Typhus.

Entgegen der Legende von der perfekten Ehe gibt es tatsächlich Anhaltspunkte dafür, dass der überraschend frühe Tod Alberts mit der Belastung der wachsenden ehelichen Spannungen in Zusammenhang steht. Nach der Geburt ihres neunten Kindes im Jahr 1857 verfügte der Leibarzt der Königin, dass jede weitere Schwangerschaft eine Gefahr für ihre Gesundheit sei. Das Paar sah sich gezwungen, künftig in getrennten Betten zu schlafen. Die Königin wurde zunehmend gereizt, war zeitweise hysterisch, depressiv, zog sich zurück und litt an Erschöpfung durch Überarbeitung. Im selben Jahr musste Albert hinnehmen,

dass ihm sein Titel des Prinzgemahls nur durch persönliche Intervention der Königin zuerkannt worden war; niemand sonst in der Regierung wollte die Initiative ergreifen. Die Königin verweigerte ihm die Unterstützung in seiner schlecht durchdachten Fehde mit Lord Palmerston. Albert fühlte sich ungeliebt, und schämte sich, als er erkennen musste, dass sein ältester Sohn, der spätere Edward VII., genau wie sein eigener Vater und Bruder, sich zu einem schamlosen Wüstling entwickelte. Er war also bereits schwach und erschöpft, als er sich im November 1861 in die Kälte aufmachte, um dem Prinzen von Wales einen Besuch in Cambridge abzustatten und ihm eine väterliche Rüge zu erteilen. Bei einem langen Spaziergang mit Edward erkältete er sich. Bei seiner Rückkehr nach Windsor hatte er hohes Fieber; es kam zu Komplikationen, von denen er sich nicht mehr erholte.[32]

Wenn diese Version als die gültige gelten kann, dann war der Grund für Königin Victorias lebenslange Trauer sowohl Schuldgefühl wie auch Schmerz. Doch die Entschlossenheit, mit der sie die Erinnerung an Albert durch eine ganze Reihe von Monumenten und Denkmälern auf der ganzen Welt pflegte, wäre sicherlich nicht in seinem Sinne gewesen. Gleichzeitig sah sie sich regelrecht genötigt, immer wieder Orte ihres verlorenen Glücks in Deutschland aufzusuchen. Den Sommer 1863 verbrachte die ganz in Schwarz gekleidete Witwe bei Alberts Tante in Coburg, wo sie den Kaiser von Österreich, Franz Joseph, empfing. Ihr Minister in London war aufgebracht angesichts ihrer Abwesenheit. »Eure Majestät«, so der Rat von Benjamin Disraeli, »Ihr könnt das Empire nicht von Coburg aus regieren.«

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Name Sachsen-Coburg gesamteuropäisches Format erlangt. Die meisten der neun Kinder von Albert und Victoria hatten in die angesehensten europäischen Herrscherfamilien eingeheiratet. Sie selbst und ihre Nachkommen sollten nicht nur den Thron des britischen Empires besteigen, sondern auch den von Deutschland, Russland, Norwegen, Spanien, Rumänien und Bulgarien. Die sächsisch-coburgische Linie von Onkel Leopold sollte in Belgien fünf Generationen den Thron besitzen und sich bis nach Mexiko ausdehnen. Die von Sachsen-Coburg-Kohary waren in Ungarn bedeutend und brachten die von Coburg-Braganza hervor, die bis 1910 über Portugal herrschten. Das Palais Coburg in Wien, erbaut zwischen 1840 und 1845 für General Ferdinand Sachsen-

Coburg-Kohary, gehörte zu den architektonischen Kostbarkeiten der Hauptstadt der Habsburger. Und die *Saxe-Coburg soup* mit dem von Albert so geschätzten Rosenkohl bildete ein würdiges Pendant zur *Brown Windsor soup* [eine gebundene braune Suppe aus Gemüse und Fleisch, A. d. Ü.], der man nachsagt, auf ihr ruhe das Empire.

Alberts Heimat besaß formal nicht den Status eines Königreiches, doch es war eine Erbmonarchie und ein anerkanntes konstitutives Mitglied des Deutschen Reiches zwischen 1871 und 1918. Ebenso wie seine Nachbarn, Sachsen-Altenberg, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Weimar-Eisenach (wo Goethe Geheimer Rat war), war es zwar klein, aber reizvoll:

SACHSEN-COBURG UND GOTHA, souveränes deutsches Herzogtum, in Thüringen … bestehend aus den zwei vormalig eigenständigen Herzogtümern Coburg und Gotha sowie acht kleinen, verstreuten Exklaven … Die Gesamtfläche beträgt 1977 km2, wovon etwa 560 auf Coburg und 1350 auf Gotha entfallen. Das Herzogtum Coburg grenzt an Bayern und Sachsen-Meiningen, durch das es von Gotha getrennt wird … Das Herzogtum Coburg wird bestimmt durch welliges Hügelland und besitzt fruchtbare Böden. Die höchste Erhebung ist die Senichshöhe (523 m) bei Mirsdorf. Die Flüsse – die wichtigsten sind Itz, Biberach, Steinach und Rodach – münden alle in den Main. Das Herzogtum Gotha, das mehr als doppelt so groß ist wie Coburg, erstreckt sich von der preußischen Grenze … bis zum Thüringer Wald, dessen höchste Gipfel (Großer Beerberg, 943 m und Schneekopf, 978 m) auf seinem Gebiet liegen. Die eher flache Landschaft im Norden bezeichnet man als das Thüringer Becken, im Unterschied zum waldreichen Mittelgebirge des Thüringer Waldes.[33]

Herzog Ernst II. beteiligte sich aktiv an der deutschen Hofpolitik und der deutschen Nationalbewegung, die er durch die Ausrichtung von Automobilrennen unterstützte. Doch was die Verwaltung seines eigenen Herzogtums anging, so war diese alles andere als glücklich, und es steht außer Zweifel, dass dessen Angelegenheiten sowohl Albert als auch Victoria im Verlauf ihrer Ehe immer wieder emotional und gedanklich beschäftigten. Wenig wurde getan, und es war ein wirklich unglücklicher Umstand, dass Albert bereits über 30 Jahre tot war, als die Dinge sich zuspitzten. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Söhne von Victoria und Albert bereits ihren ganz eigenen Kopf, das Herzogtum wurde konstitutionell regiert. Schon seit 1821 besaß Coburg eine Verfassung; Gotha folgte im Zuge des »Völkerfrühlings«, der 1848/49 ganz Mitteleuropa erfasste. In den Anfangsjahren waren beide Gebiete noch durch ihren Herrscher in Personalunion verbunden. Von 1852 an jedoch waren sie auch per Gesetz unter ihm vereint, ähnlich der verschiedenen Teile des britischen Vereinigten Königreichs:

Verfassung und Regierungsform. – Sachsen-Coburg und Gotha ist eine beschränkte Erbmonarchie; deren [landständische] Verfassung auf ein Gesetz aus dem Jahr 1852 gründet, das 1874 verändert wurde. Für die direkten Belange jedes einzelnen Herzogtums bestehen je eigene Landtage, für allgemeine Belange jedoch und solche von größerer Bedeutung gibt es den Landtag … der abwechselnd in Coburg und Gotha zusammentritt. Der Landtag von Coburg hat 11 Mitglieder, der von Gotha 19. Alle männlichen, steuerzahlenden Bürger über 25 Jahre haben das Wahlrecht … Das vereinte Herzogtum besitzt im Bundesrat des Deutschen Reiches einen und im Reichstag zwei Vertreter … Durch Verträge mit Preußen stand das Truppenkontingent des Herzogtums der preußischen Armee zur Verfügung. Der Haushalt wird … für vier Jahre beschlossen, wobei zwischen Einkünften aus Grundbesitz und Staatseinkünften unterschieden wird. Die Einkünfte … auf Coburger Seite wurden für 1909–1910 auf etwa £ 100.000 geschätzt, auf der Seite Gothas auf £ 200.000, wobei die allgemeinen Staatsausgaben sich in etwa auf diese Summe beliefen. Die dem regierenden Herzog zuerkannte Zivilliste war auf £ 15.000 festgelegt zuzüglich der Hälfte der Einnahmen aus dem Gothaer Grundbesitz und der Hälfte der Nettoeinkünfte aus dem Coburger … Der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha besaß [darüber hinaus] ein umfangreiches privates Vermögen, das in erster Linie von Ernst I. gebildet worden war. Dieser hatte das Fürstentum Lichtenberg verkauft, das ihm vom Wiener Kongress als Lohn für seine Dienste für Preußen zuerkannt worden war.[34]

Im Lauf der Jahre sollte Gotha für Phänomene aus drei ganz unterschiedlichen Lebensbereichen Bekanntheit erlangen: Maschinenbau, politische Linke und Luftfahrt. Alle drei stammten aus einer Quelle: In den 1840er-Jahren begann die *Gothaer Waggonfabrik* mit der Produktion von Fahrzeugen. Rasch zog sie eine große Zahl von Industriearbeitern an und wurde dadurch zu einer Keimzelle der deutschen Arbeiterbewegung. In der Stadt wurde 1875 die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands gegründet, deren »Gothaer Programm« als Leitlinie innerhalb der Bewegung diente. Die *Kritik des Gothaer Programms* von Karl Marx führte erstmals die Ideen von der »Diktatur des Proletariats« und der »internationalen Verbrüderung der Arbeiterklassen« ein und vertrat den berühmten Grundsatz: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!«[35] Erst mit Verspätung 1891 veröffentlicht, acht Jahre nach dem Tod des Autors, stellte es die theoretischen Grundlagen für den Übergang vom Marxismus zum Marxismus-Leninismus bereit. Zu diesem Zeitpunkt war die *Waggonfabrik* einer der führenden Hersteller elektrischer Straßenbahnen im Deutschen Reich geworden. Nach der Jahrhundertwende sollte sich der Betrieb noch weiter diversifizieren, man verlegte sich auf die Flugzeugproduktion. Die von [Carl Oskar] Ursinus entwickelte Gotha G.I, ein Doppeldecker, war die Basis der Bomberflotte des Reiches.[36]

Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha starb 1893. Mehr als 50 Jahre lang war er Victorias Schwager

gewesen, dazu ein Großonkel Kaiser Wilhelms:

> Es sieht so aus, als sei das Ende durch eine nervlich bedingte Lähmung des Kehlkopfs herbeigeführt worden, … der seinerseits ein Ergebnis des furchtbar hektischen Lebens war, das er seit seinem 17. Lebensjahr in Berlin führte. Man steckte ihn in das 1. Preußische Armeekorps, dem schnellsten aller Regimenter, und wies ihm dort einen durch und durch schlechten Mann zu, der sich um ihn kümmern sollte. Eine Chance hat er nicht; sein Leben schwand quasi dahin. Wie seltsam Königshäuser doch sind: Ihren Kindern scheint es an der einfachsten Fürsorge zu mangeln, die wir selbst noch unserer Mittelklasse zuerkennen würden.[37]

Der Tod des Herzogs rief große Trauer in Berlin hervor; er war der Erste gewesen, der dem Kaiser nach seiner Thronbesteigung gratuliert hatte. Begraben wurde er in der Moritzkirche in Coburg.

Die Nachfolge ging automatisch an die deutsch-englischen Neffen des Verstorbenen. Der Haken an der Sache war jedoch, dass niemand von ihnen sie wirklich wollte. Edward, der älteste Sohn von Victoria und Albert, verzichtete auf seine Ansprüche – als Prinz von Wales hatte er wichtigere Dinge zu tun. Ihr zweiter Sohn, Alfred, Herzog von Edinburgh, der in der Royal Navy erfolgreich Karriere gemacht hatte und die Weltmeere befuhr, akzeptierte widerwillig. Ein wahrscheinlicher Beweggrund waren die Interessen seines einzigen Sohnes, Prinz Alfred (»Affie«), ein eigensinniger Sprössling aus der unglücklichen Ehe mit einer russischen Prinzessin. Nach dem Eid auf die Verfassung des Herzogtums ließ sich Herzog Alfred (reg. 1893–1900) auf der Rosenau nieder, wo er sich dem Musizieren und seiner Porzellansammlung widmete. Er ordnete die Finanzen des Herzogtums und schaffte es nach und nach, die Vorbehalte der Einheimischen gegenüber dem »Ausländer« zu überwinden. Im folgenden Jahr wurde er dafür mit dem letzten Besuch seiner Mutter belohnt – im Zusammenhang der wohl jemals größten Zusammenkunft europäischer Königshäuser. Als Gastgeber empfing er neben der Königin und Kaiserin Victoria noch Kaiser Wilhelm II., den zukünftigen Zaren Nikolai II. und die zukünftigen englischen Könige Edward VII. und George V. Belebt wurde seine Regierungszeit auch durch die Anwesenheit von Johann Strauss' Sohn, dem »Walzerkönig«, der Wien verlassen hatte, nachdem er in dritter Ehe eine Protestantin geheiratet hatte. Sowohl Strauss' Operette *Der Zigeunerbaron* (1885) als auch sein berühmter *Kaiserwalzer* (1889) wurden beide in Sachsen-Coburg und Gotha komponiert.

Doch dann schlug der Tod in der Herrscherfamilie gleich zweimal zu: 1899 erschoss sich der rechtmäßige Thronfolger Prinz »Alfie«, der an Syphilis und der Bluterkrankheit litt, während der Feierlichkeiten zur Silberhochzeit seiner Eltern. Sein Gesundheitszustand und die Folgen seiner heimlichen Heirat mit einer Bürgerlichen hatten ihn in die Verzweiflung getrieben.[38] Kaum ein Jahr später verstarb Herzog Alfred auf der Rosenau an Kehlkopfkrebs genau wie sein Onkel. Die Nachricht von seinem Tod machte Schlagzeilen weltweit:

HERZOG VON SACHSEN-COBURG VERSTORBEN
Plötzlich verschieden am Montag auf Schloss Rosenau
DER ZWEITE SOHN VON KÖNIGIN VICTORIA
litt an Krebs, wusste jedoch nichts von seiner Krankheit[39]

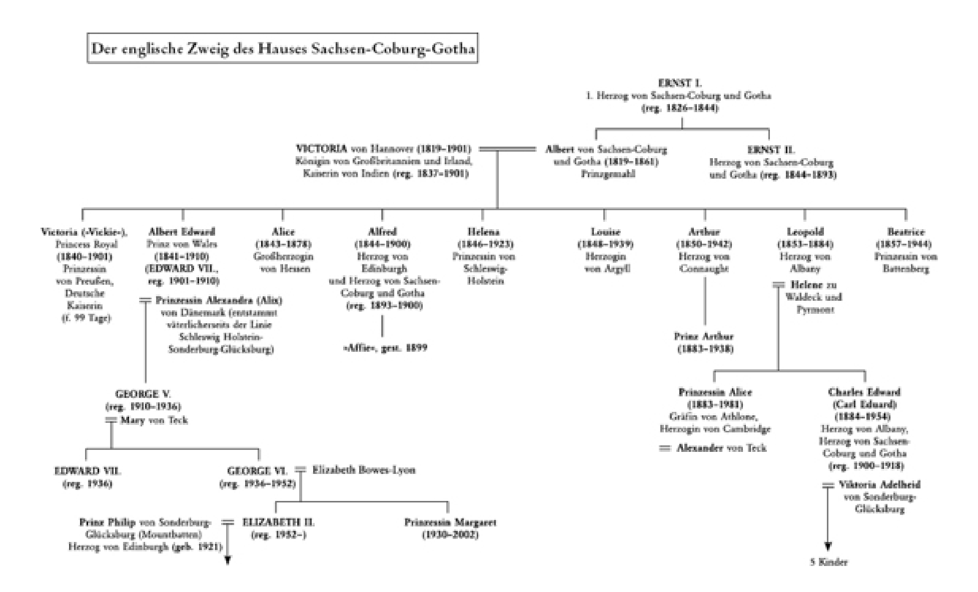
Nur Wochen zuvor hatte man den nächsten Schritt in der unendlichen Geschichte der Nachfolge getan, wenn auch denkbar schlecht: Zunächst suchte man einfach den am wenigsten widerwilligen Nachfolger: Der dritte Sohn von Victoria und Albert, Arthur, Herzog von Connaught, war mittlerweile General der britischen Armee und hatte eigentlich nicht vor, seine Chancen auf einen Marschallstab aufs Spiel zu setzen. Sein Sohn wiederum, Prinz Arthur (geb. 1883), der in Eton zur Schule ging, hatte viel zu viel Angst davor, sein Erbe anzutreten. Der vierte Sohn von Victoria und Albert, Leopold, Herzog von Albany (1853–1884), der ebenfalls an der Bluterkrankheit litt, war bereits verstorben – an den Folgen einer stümperhaft gesetzten Spritze nach einem Sturz in Cannes. Somit führte die Suche der Höflinge unweigerlich zu einem zweiten Schüler am Eton College: Leopolds wehrlosen, nach seinem Tod geborenen Sohn, den jüngsten Enkel von Königin Victoria, Prinz Charles Edward (geb. 1884). Gerüchte tauchten auf, dass sich der ältere der beiden Prinzen, Arthur, mit seinem jüngeren Cousin, Charles Edward, eine ordentliche Schulprügelei geliefert habe, um die Hand des Schicksals umzulenken. Die letztendliche Entscheidung jedoch lag bei der Königin selbst.

Doch im Landtag des Herzogtums hatte sich Unmut breit gemacht, was selten war. Berichten der *New York Times zufolge*, die sich Freiheiten herausnehmen konnte, die in London undenkbar waren, hatte sich die Stimmung deutlich eingetrübt:

Der Landtag und das Volk des Herzogtums protestieren höchst nachdrücklich gegen Absichten der königlichen Familie in England und erklären, dass sie es den englischen Prinzen nicht erlauben werden, um die Herzogskrone von Sachsen-

Coburg und Gotha zu würfeln.40

Es ist anzunehmen, dass man den Beschwerdeführern nahelegte, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern.



Auf diese Weise nahm die traurige Karriere von Prinz Charles Edward (Carl Eduard), dem letzten Herzog von Albany und dem letzten Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, ihren Anfang. Theoretisch hätte er, ebenso wie seine Onkel und seine Cousins, auf seine Ansprüche verzichten können. Faktisch jedoch steckte er in der Falle. Obwohl seine Mutter, die vormalige Prinzessin Helena von Waldeck-Pyrmont, Deutsche war, sprach er ausnahmsweise kein Deutsch. Man war davon ausgegangen, dass er seinen Lebensunterhalt in England würde verdienen müssen. Doch wusste er niemand, an den er die Bürde seiner Thronfolge hätte weiterreichen können, und ihm fehlten Mittel und Möglichkeiten, um abzuschätzen, wie giftig der Kelch schließlich sein würde. Seine Mutter habe ihm gesagt, so berichten seine Nachkommen, dass es seine Pflicht wäre, sich in sein Schicksal zu fügen und auf diese Weise das Gedächtnis seines verstorbenen Vaters in Ehren zu halten.41

Zunächst schienen die Aussichten gar nicht so schlecht. Man erlaubte ihm, seine englische Erziehung abzuschließen, und so regierte er anfänglich nur auf dem Papier unter entsprechenden Mitregenten. Auch wird er gewusst haben, dass sein Vorgänger, Herzog Alfred, ein begnadeter Musiker,

das Vertrauen seiner Untertanen gewonnen und es während seiner siebenjährigen Regentschaft geschafft hatte, fröhlich zwischen der Rosenau und Clarence House, seiner Londoner Residenz, hin- und herzupendeln.

Mitregent des jungen Herzogs, zusammen mit seiner Mutter, war … Prinz Hohenlohe. Doch es war der Kaiser selbst, der seine Erziehung beaufsichtigte, und ›Charlie‹ sowie seine Schwester Alice verbrachten viele Urlaube mit der kaiserlichen Familie … Ab und an geriet man etwas in Verlegenheit wegen der so ganz anderen Bindungen der jungen Leute, doch diese lösten das Problem auf eigene Weise: Während des Burenkriegs wettete der Kronprinz [von Preußen] mit Alice um eine diamantene Brosche gegen eine diamantene Anstecknadel, dass die Buren siegreich sein würden – und zahlte prompt, als die Briten den Sieg davontrugen. Wenige Jahre später … festigten sich die neuen Verbindungen Coburgs mit der kaiserlichen Familie, als Herzog Charlie [die Nichte des Kaisers] heiratete und das Paar seine Zeit abwechselnd in Coburg und Berlin verbrachte … Prinzession Alice ihrerseits hatte die Verbindung zu Großbritannien wieder hergestellt, indem sie Prinz Alexander von Teck heiratete, … dessen Schwester Mary mit Prinz George, dem späteren George V., verheiratet war. Alexander war vor allem in Großbritannien erzogen worden, er war Offizier der britischen Armee.[42]

Der Amtsantritt von Herzog Carl Eduard in Sachsen-Coburg und Gotha mit 21 Jahren erfolgte im Juli 1905. Seine Ankunft im Herzogtum wurde begleitet von vielen Feierlichkeiten und nicht wenigen Kommentaren. Man empfing ihn am Bahnhof von Gotha mit vollen militärischen Ehren; von dort ging es weiter nach Schloss Friedenstein, wo ihn seine Mutter erwartete. Im Thronsaal des Schlosses legte er in Anwesenheit der Vertreter des Kaisers, Vertretern König Edwards VII., Ministern der herzoglichen Regierung und weiteren Amtspersonen mit ihren Ehefrauen den Eid auf die Verfassung ab. Die Presse war dem neuen Herzog allgemein gewogen, doch so mancher nahm trotzdem kein Blatt vor den Mund, was die Art und Weise anging, wie er seine Nachfolge angetreten war:

PRINZ WIDERWILLEN JETZT DEUTSCHER HERZOG
Charles Edward von Sachsen-Coburg wird volljährig
SEIN KOPF IST NOCH DRAN
Der Cousin, dem man das Herzogtums ebenfalls angeboten hatte, drohte ihm mit Prügel für den Fall, dass er ablehnen sollte[43]

Eine kleine Befriedigung jedoch blieb Carl Eduard: sein Recht auf eine prächtige, neu entworfene Standarte, die Herzogsstandarte. Diese sollte sehr klug seine britische und sächsische Bindung kombinieren. Der Entwurf zeigte das königlich-sächsische Wappenbanner – ein Feld aus zehn schwarzen und goldenen horizontalen Streifen – bekrönt von

einem diagonalen Rautenkranz und einem Wappen als Gösch. Der Rautenkranz verlief von links oben nach rechts unten und war dunkelgrün. Das Gösch in der oberen linken Ecke bestand aus den geviertelten Wappen eines königlich-britischen Prinzen, das wiederum mit einem »Band« roter Herzen und roter Kreuze auf weißem Grund, »verunstaltet« war.

Schon bald sollten die ersten schwarzen Wolken am Himmel aufziehen, das allgemeine Wettrüsten (»*Dreadnought race*«) einen Keil zwischen Großbritannien und Deutschland treiben. Kaiser Wilhelm, Schirmherr und Cousin des jungen Herzogs, erwies sich in dieser Hinsicht als besonders draufgängerisch. Der Kaiser hatte bereits bestimmt, wer die Braut des Herzogs werden sollte: Prinzessin Viktoria Adelheid von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg – verwandt sowohl mit der englischen Königin Alexandra als auch mit Prinz Andreas von Griechenland (Vater des noch nicht geborenen Prinzen Philip). Und nun ordnete er an, dass sein Schützling eine Offiziersschule der preußischen Armee besuchen solle. Dieser Befehl muss für ihn besonders schwer gewesen sein. Zwar hatte Carl Eduard Deutschunterricht genommen, doch litt er schon sein ganzes Leben an Arthritis, besaß weder militärische Begabung noch Neigung. Zu seinem Glück sollte wenigstens seine Ehe harmonisch werden. Er heiratete seine Braut in Holstein auf Schloss Glücksburg – nomen est omen. Frau und fünf Kinder wurden ihm zur Quelle des Trostes, wenn auch sein Leben fortan an Glanz verlor.

Im Ersten Weltkrieg wurde der Herzog zum General befördert, jedoch plötzlich seines Kommandos enthoben. Zwar meldete er sich freiwillig zum Kampf an die Ostfront, wurde jedoch nie eingesetzt. 1916 ließ man eine Medaille prägen, die seine nicht vorhandenen militärischen Verdienste feierte – doch sicherlich vor allem, um seine eigene Beschämtheit zu überdecken. Der Landtag seines Herzogtums brachte die Nachfolgefrage wieder auf die Tagesordnung und entschied, dass »alle Ausländer« und solche »Personen, die Krieg gegen das Deutsche Reich geführt haben« von der Nachfolge ausgeschlossen sein sollten; in Großbritannien strich man ihn zum selben Zeitpunkt von der Liste der Ritter des Hosenbandordens. Im Juli 1917, nachdem der Krieg nun schon fast drei Jahre gedauert hatte, gaben seine englischen Verwandten ihren deutschen Familiennamen Sachsen-Coburg und Gotha per

königlichem Erlass auf und wurden wie durch Zauberei zu den »Windsors«. Seine Schwester Alice und ihr Ehemann, der Herzog von Teck, wurden zur neu erschaffenen Gräfin und zum neu erschaffenen Grafen von Athlone. Ihm jedoch wurde diese Möglichkeit nicht geboten. Schlimmer noch, ihm wurde vorgehalten »zu den Feinden Ihrer Majestät gehalten zu haben«, und so war der *Privy Council* (der Geheime Staatsrat, A. d. Ü.) aufgrund des britischen *Titles Deprivation Act* (1917) (Parlamentsgesetz zur Entziehung von Titeln, A. d. Ü.) dazu ermächtigt, eine Untersuchung wegen Hochverrats einzuleiten und über eine Bestrafung zu entscheiden.

Der *Titles Deprivation Act* hatte vor allem für die Mitglieder der königlichen Familie Konsequenzen, bei denen es um mehr ging als nur eine Namensänderung. Ein Gesetz für die Angehörigen des britischen Königshauses in der Heimat zu erlassen, war eine Sache, dieses Gesetz auf »alle Nachkommen von Königin Victoria« auszudehnen, eine andere:

> [S]o erklären und verkünden wir [George V.] hiermit kraft unseres königlichen Willens und unserer Herrschergewalt, daß vom Tage dieser unserer königlichen Proklamation unser Haus und unsere Familie genannt und bekannt sein sollen als Familie Windsor … Weiter erklären und verkünden wir hierdurch für uns selbst und … für die Abkömmlinge unserer Großmutter Königin Victoria, die Untertanen dieses Reiches sind, daß wir die weitere Führung aller Grade, Bezeichnungen, Würden, Titel und Ehren als Herzöge und Herzoginnen zu Sachsen und Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen-Coburg und Gotha und aller anderen deutschen Grade, Bezeichnungen, Würden, Titel, Ehren und Anreden, die uns bisher gebührten und zustanden, hiermit aufgeben.[44]

Der *Privy Council* fällte sein Urteil im Januar 1919. Gemeinsam mit drei weiteren »feindlichen Angehörigen des britischen Hochadels« verlor Carl Eduard die Herzogwürde von Albany, die Grafenwürde von Clarence, die Baronie Arklow und den Titel einer königlichen Hoheit (*Royal Highness*). Man entfernte seine Standarten aus der St. Georges’s Chapel in Windsor. Man machte ihn, kurz gesagt, zu einem Paria.[D]

Währenddessen brach das Deutsche Reich zusammen, und alle Erbherrscher waren zur Abdankung gezwungen. Carl Eduard gab am 14. November 1918 seine Herzogswürde auf, fünf Tage nachdem der Kaiser selbst seine Abdankung erklärt hatte. Als dann die Weimarer Republik unter gewissem Holpern entstand, rächte sich die deutsche Bevölkerung an ihrem Adel. Der Arbeiter- und Soldatenrat von Gotha ließ das Schloss Rosenau des vormaligen Herzogs stürmen, hob das Herzogtum auf und beschlagnahmte seine

Ländereien. Von nun an war er Bürger und Privatmann, ein Verurteilter in seiner Heimat, ein Geächteter in seiner Wahlheimat, ein Untermieter im eigenen Haus. Obwohl er sich nichts weiter hatte zuschulden kommen lassen, als sich recht zu benehmen und zu tun, was man ihm sagte. Das war eine tiefe Demütigung.

Es entspricht allerdings nicht der Wahrheit, dass der vormalige Herzog mittellos war. Mit etwas Verzögerung erhielt er seitens der Regierung eine Kompensationszahlung, auch besaß er andere Einkommensquellen, die es ihm erlaubten, ein komfortables Familienleben zu führen. Seine Mutter, die Herzoginwitwe von Albany, besuchte ihn und seine Familie in den Ferien und erfreute sich an ihren Enkeln. Alle gemeinsam waren sie auf Familienurlaub in Hinterriss, Tirol, wo sie im September 1922 überraschend verstarb.

Das Deutschland der Zwischenkriegszeit war ein Ort des politischen Radikalismus, ein Hexenkessel, geprägt von wirtschaftlicher Not. Die industrielle Produktion war ins Stocken geraten, die Arbeitslosigkeit in die Höhe geschnellt und die Währung zusammengebrochen. Die Nation verlor ihre alten Anführer, die Mittelschicht ihre Ersparnisse und weite Teile der Öffentlichkeit jegliche Hoffnung. In dieses Vakuum drängten Radikale der politischen Linken wie der Rechten, Gruppierungen der Faschisten und der Kommunistischen Partei lieferten sich Straßenkämpfe.

Am 14. Oktober 1922 beschloss eine Gruppe kaum bekannter rechter Schläger aus München, die Stadt Coburg ins Visier zu nehmen, denn sie wussten, dass sich dort genau wie in Gotha ihre linken Widersacher eingenistet hatten. Ihr Anführer, ein ehemaliger *Gefreiter* namens Adolf Hitler, kündigte an, in Coburg einen »Deutschen Tag« veranstalten zu wollen, und mietete zu diesem Zweck einen Sonderzug. Mit Blaskapelle und 800 fahnenschwenkenden Anhängern (praktisch die gesamte Nationalsozialistische Partei zu diesem Zeitpunkt) traf er dort ein. Augenblicklich kam es zu einer Schlägerei mit der Polizei, die versuchte, wieder Recht und Ordnung herzustellen. Als Einheimische sich ihnen in den Weg stellen wollten, kam es zu einem allgemeinen Tumult. Steine flogen, es gab wüste Beschimpfung und Knochenbrüche. Die Nazis bahnten sich schließlich ihren Weg ins Stadtzentrum, wo Hitler eine Rede hielt und verkündete, man habe Coburg vom »roten Terror« befreit. Als alle wieder in der Bahn waren, weigerten sich die

Eisenbahner, den Nazi-Zug fahren zu lassen. Hitler drohte damit, alle »Roten« zu ergreifen und als Geisel mit nach München zu nehmen. Gepolter und Brutalität obsiegten an diesem Tag. Sieben Jahre später war Coburg die erste Stadt in Deutschland, in der die Nazis die absolute Mehrheit bei der Stadtratswahl erlangten. 1932 stiftete Hitler eine der höchsten Auszeichnungen der NSDAP, das »Coburger Ehrenzeichen«, auf dem ein umkränztes Hakenkreuz zu sehen ist. Die Inschrift lautet: »MIT HITLER IN COBURG, 1922–1932«.[45]

Es lässt sich unmöglich feststellen, ob der ehemalige Herzog Carl Eduard Hitler auf dem »Deutschen Tag« tatsächlich in Aktion gesehen hat; sollte das nicht der Fall sein, so hat man ihm aber sicherlich aus erster Hand berichtet. Auch wenn er zu denen gehörte, die für die radikale Ideologie der Nazis wenig übrig hatten, teilte er doch ihren Verdruss über die schäbige Behandlung, die man Deutschland nach dem Krieg hatte zukommen lassen. Auch ihre Kommunistenfeindschaft hätte er wohl gutgeheißen, immerhin hatten sie das Herzogtum beschädigt. Zunächst war er jedoch mit einer eher konservativen Gruppierung verbunden, der Harzburger Front, die im Versuch, die rechten deutschen Oppositionskräfte zu vereinen, Anfang der 1930er-Jahre eine taktische Allianz mit den Nazis einging. 1932 jedoch, als im rechten politischen Lager einiges Durcheinander herrschte, überzeugte man ihn, der SA beizutreten, wo er rasch bis zum Obergruppenführer aufstieg. Möglicherweise beeinflusste ihn der Schwager seiner Frau, der vormalige Prinz August Wilhelm von Preußen, der schon vor ihm in die NSDAP eingetreten war.

Nach der Machtübernahme Hitlers 1933 entdeckte man den ehemaligen Herzog als Mittel zum Zweck für die Pflege des britischen Establishments und ernannte ihn zum Präsidenten der Deutsch-Englischen Gesellschaft. In dieser Funktion unterhielt er enge Verbindung mit den britischen Botschaftern in Berlin, Sir Eric Phipps und Sir Nevile Henderson, auch wohnte er dem Begräbnis seines Cousins George V. im Januar 1936 in London bei. Hinkend folgte er dem Sarg des verstorbenen Königs weit entfernt als offizieller deutscher Abgesandter; seine englischen Verwandten ignorierten ihn völlig. Von Schmerz gezeichnet schlurfte er einsam dahin – den Rücken gebeugt, die Füße gespreizt – bemüht, mit dem Tempo der Prozession Schritt zu halten. Unpassenderweise trug er einen grünen deutschen

Uniformmantel ohne Rangabzeichen und einen Stahlhelm. Sein Einfluss jedoch, sofern er überhaupt vorhanden war, endete knapp ein Jahr später, als der Sohn seines Cousins, Edward VIII., abdankte. Auf ihn hatten die Nazis große Hoffnungen gesetzt.

Was genau der ehemalige Herzog auch selbst gedacht haben mag, so steht doch außer Frage, dass sich die Nazis ihn und seine hohe Abstammung zunutze machten, auch wenn sie ihn eher als Opfer der »Roten«, denn als begeisterten »Braunen« ansahen. 1932 etwa, als Carl Eduards Tochter Sibylla in Coburg Prinz Adolf von Schweden heiratete, sandte Hitler ihm ein persönliches Glückwunschtelegramm. Der Fackelaufmarsch der NSDAP an diesem Abend führte um die Statue von Prinz Albert auf dem Marktplatz.[46] Carl Eduard gelang es schließlich, manche seiner Adelsprivilegien zu behalten. So verlieh er weiterhin Orden und Auszeichnungen seines »Hausordens« von Sachsen-Coburg und Gotha (der Herzoglich Sachsen-Ernestinische Hausorden, A. d. Ü.). Hermann Göring etwa erhielt für seine fliegerischen Leistungen im Krieg das Großkreuz des Ordens.

Während des Zweiten Weltkriegs lebte der kränkelnde Herr von Sachsen-Coburg zurückgezogen mit seiner Familie. Zwar behielt er die Präsidentschaft des Roten Kreuzes inne, in dessen Auftrag er 1940 die Vereinigten Staaten und Japan besuchte, spielte jedoch ansonsten kaum noch eine aktive Rolle im öffentlichen Leben. Einer seiner Söhne fiel an der Ostfront; zwei weitere dienten ebenfalls in der Wehrmacht. Angeblich soll er im April 1945 noch ein letztes Telegramm des Führers erhalten haben, das ihn dringend dazu aufforderte, sich den einmarschierenden Amerikanern zu widersetzen. Zu diesem Zeitpunkt war der Großteil seines verbliebenen Besitzes bereits von der Sowjetarmee eingezogen worden. Sie zerstörte auch die Druckerpressen des *Almanach de Gotha* und verschleppte dessen Archiv von unschätzbarem Wert. Der Mann seiner geliebten Schwester, Prinzessin Alice, war mittlerweile Generalgouverneur von Kanada,[47] doch alle alten Verbindungen des ehemaligen Herzogs konnten ihn nicht retten. 1946 wurde er von der amerikanischen Militärregierung in Bayern verhaftet und vor ein Entnazifizierungsgericht gestellt. Die Anklage brachte vor, es sei unmöglich, dass er von den Gräueltaten der Nazis nichts gewusst habe. Er wies die Anschuldigungen jedoch zurück und erklärte sich für nicht schuldig, wurde jedoch zu

einer empfindlichen Geldstrafe verurteilt und später in Haft genommen. Anfang 1947 wurde er krank, auch war er unterernährt und konnte den harten Bedingungen des Internierungslagers nicht länger standhalten. »Von Arthritis geplagt und unter Schmerzen stolperte der alte Mann in einer Müllkippe herum und wühlte so lange in dem vor sich hinfaulenden Abfall, bis er eine alte Blechdose fand. Dem Verhungern nahe riss er Gras aus, um damit die dünne Suppe anzureichern, welche die amerikanischen Eroberer ihm zugestanden.«[48] Noch im selben Jahr reisten seine Schwester, Prinzessin Alice und ihr Mann, der Graf von Athlone, nach Deutschland und erreichten seine Entlassung.

Ironischerweise wiesen die Amerikaner dem ehemaligen Herzog und der ehemaligen Herzogin eine Dienstbotenwohnung in den Stallungen von Schloss Callenberg zu, jenem Schloss, auf dem sein Urgroßvater seine Orgien gefeiert hatte. Seiner Enkelin zufolge »fand er das wundervoll«.[49] Mittlerweile war er an Krebs erkrankt und auf einem Auge blind. Doch er sollte noch lange genug leben, um sich im Juni 1953 eine Kinokarte in Gotha zu kaufen, um sich dort die Krönung von Elizabeth II. in Farbe anzuschauen. »Das muss sein schlimmster Moment gewesen sein«[50] – *die junge Königin war die Tochter seines Neffen* und er das zweitälteste noch lebende Mitglied der Familie seines Vaters. 1954 schließlich verstarb er im Alter von 69 Jahren. Sein ältester Sohn, Johann Leopold, hatte auf alle Erbanrechte verzichtet. Es sollte Carl Eduards einziger Trost sein, dass er in einem Bett starb, das man von seinem Geburtsort hergebracht hatte: Claremont House, Esher, Grafschaft Surrey. Das war, so sagte er, »sein kleines Stück England«.

III

Bei der Gründung des Herzogtums Sachsen-Coburg und Gotha 1826 befand sich die Monarchie in Europa auf einem Höhepunkt. Alle führenden Mächte – Frankreich, Großbritannien, Preußen, Österreich und Russland – waren Monarchien; und jedes Mal, wenn ein neuer Staat gegründet wurde, wie etwa Griechenland 1828 oder Belgien 1831, wählte man neue Monarchen aus und setzte sie ein. Die Republik als Staatsform schien in schlechtem Ruf zu stehen. Der Revolutionsgeneral aus Korsika, der Europa 20 Jahre

lang in Angst und Schrecken hielt, hatte sich von seinen ursprünglichen Grundsätzen verabschiedet und sich auf halbem Wege selbst zum Kaiser von Frankreich und zum König von Italien gekrönt. Nach der Niederlage Frankreichs dankten die siegreichen Monarchen Gott für seine Wohltaten, und vergaßen, warum es überhaupt zur Französischen Revolution gekommen war.

Im Jahr 1919, als das Herzogtum von Sachsen-Coburg und Gotha aufgehoben wurde, war die Monarchie jedoch im Niedergang begriffen. Man hatte die Romanows gestürzt und kaltblütig ermordet; die Hohenzollern und die Habsburger mit Gewalt vertrieben; in Frankreich war mittlerweile die Dritte Republik gegründet worden. Sowohl Österreich als auch Deutschland waren im Begriff, eine republikanische Staatsform anzunehmen. Unter den aus den Nachkriegsregelungen hervorgegangenen Staaten war das Verhältnis von Republiken zu Monarchien 4 : 1. Wer den Thron noch nicht verloren hatte – Länder wie Großbritannien und Irland – fürchtete um die Zukunft.

Die Monarchie in Europa war immer tief mit dem mystischen Formen des Christentums verbunden, und die Vereinigten Staaten von Amerika waren als Beispiel noch nicht etabliert genug, um die Europäer davon zu überzeugen, dass republikanische Werte sich durchaus mit einer religiös geprägten Gesellschaft vertragen konnten. Könige und Kaiser wurden nicht einfach nur gekrönt; sie wurden mit heiligem Öl gesalbt, und ihre Einsetzung erfolgte begleitet von Eiden, Gebeten, Chorälen, der Anrufung Gottes und Weihrauchschwaden. 1914 hatte man – unter dem Segen Gottes – Krieg angezettelt und Millionen Untertanen ins Gemetzel geschickt. Die Monarchisten nahmen diesen Gegensatz nicht wahr, sondern taten alles, die Welt davon zu überzeugen, dass die Monarchie gleichsam gottgegeben wie moralisch überlegen sei, der Republikanismus dagegen gottlos und unmoralisch.

Wenn man sich jedoch nur ansieht, mit welch geradezu vorsätzlicher Rachsucht der letzte Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha von seinesgleichen behandelt wurde, so liegt nahe, dass in Sachen Moral doch wohl kein großer Unterschied besteht zwischen Hochadel und Republikanern. Sobald dynastische Interessen oder Nationalstolz auf dem Spiel stehen, dann ist die Bergpredigt nicht mehr viel wert, und man lässt den normalen menschlichen Anstand außen vor. Auch in England war das nicht anders: Immer dann,

wenn der Name Carl Eduard in der britischen Presse auftaucht, kommen auch alle Beinamen des »Adelsverräters« (»*traitor peer*«) wieder hoch, oder man setzt nach mit: »skandalösem Leben«, einer von »Hitlers liebsten Anhängern«, »hoher Nazi-Funktionär« oder »überzeugter Nazi«.

Nach dem Tod Carl Eduards waren seine Nachkommen sich über das weitere Vorgehen uneinig. Manche zogen sich ins Privatleben zurück; seine Tochter Sibylla wurde Mutter des Königs von Schweden. Seine Witwe, die vormalige Herzogin Viktoria Adelheid lebte noch bis 1970. Doch sein fünftes Kind, Friedrich Josias (1918–1998) war entschlossen, die Ansprüche seines verstorbenen Vaters wieder aufzugreifen. Friedrich Josias Sohn, Andreas von Sachsen-Coburg und Gotha (geb. 1943) ist heute Halter aller Linien, die vom Herzog von Albany abstammen. Der selbst ernannte »Prinz Andreas« – Spross einer kurzen Ehe während des Krieges – ist der Enkel des Enkels von Albert und Victoria.[51] Der rechtmäßige Nachfolger, »Prinz Hubertus«, heiratete am 23. Mai 2009 Kelly Rodestvedt in Coburg.[52]

Anderen Angehörigen des Clans von Sachsen-Coburg und Gotha erging es – unter Verfolgung unterschiedlicher Strategien – besser als dem glücklosen Carl Eduard. Ein Zweig etwa war 1878 auf den Thron von Bulgarien erhoben worden. Der letzte Vertreter, der bulgarische Zar Simeon (geb. 1937), trat seine Regentschaft 1943 im Alter von sechs Jahren an, doch nur um schon nach wenigen Jahren von den durch die Sowjets unterstützten Kommunisten vertrieben zu werden. Diese erschossen seinen Onkel, den Regenten, und schafften die Monarchie ab. Daraufhin ging er nach Spanien, machte seinen Abschluss an einer US-amerikanischen Kadettenschule und wurde ein erfolgreicher Geschäftsmann. Als das kommunistische Regime in Bulgarien dann in sich zusammenfiel, erfand er sich selbst neu, gründete eine demokratische Partei und war 2001–2005 Ministerpräsident Bulgariens – unter dem merkwürdigen Namen »Sakskoburggotski«.[53]

Andere Zweige der Familie suchten zu überleben, indem sie ihre Identität verschleierten. Die von Sachsen-Coburg und Gotha in Belgien hörten schlicht auf, ihren Familiennamen zu verwenden, in der richtigen Annahme, dass man diesen schon bald vergessen würde.[54] Ihre britische Verwandtschaft dagegen verfolgte eine ausgeklügelte Verschleierungsstrategie, für die man

rechtliche Tricks, Image Management und Geschichtspropaganda bemühte. Wiederholt änderten sie ihren Familiennamen per Erlass oder per Parlamentsgesetz und konnten so erfolgreich verbergen, dass die Heirat Windsor-Mountbatten von 1947 andernfalls eine Heirat zwischen einer von Sachsen-Coburg und Gotha und einem von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gewesen wäre. Der Vater der Braut hatte, wie oben dargestellt, seinen Nachnamen bereits vor ihrer Geburt geändert und bei seiner Thronbesteigung auch seinen Vornamen Albert bzw. »Bertie« in George geändert; der Bräutigam hatte eine anglisierte Form des Namens seiner Mutter angenommen. Eine zukünftige Königin konnte jedoch selbstverständlich nicht lange »Mrs. Mountbatten« bleiben, und so wurde ihr Nachname nach der Heirat wieder zurück in »Windsor« geändert (auch wenn das ihrem Mann missfiel) und 1960 zum Vorteil der Kinder noch einmal in »Mountbatten-Windsor« geändert.[55] Während der ganzen Zeit hegten und pflegten die Angehörigen der königlichen Familie ihr Oberschichtenglisch, stürzten sich in patriotisches und wohltätiges Engagement, sprachen kein Deutsch in der Öffentlichkeit, wichen unangenehmen Fragen aus, mieden ihre deutschen Verwandten und frisierten durch anhaltende genealogische Trickserei ihren Stammbaum, bis er kaum noch wiederzuerkennen war. Den meisten ihrer Untertanen wird nicht bekannt sein, dass Lady Diana Spencer (1961–1997) die Erste von vorrangig englischer Abstammung war, die während der ganzen 300-jährigen Geschichte des britischen Thrones in dessen Nähe kam. Und man musste sich noch bis hinein ins 21. Jahrhundert gedulden, bis Camilla Parker-Bowles – durch standesamtliche Heirat – und Kate Middleton – in einer großen kirchlichen Trauung – ihrem Beispiel nachfolgen durften.

Vorspiegelung ist somit ein wesentlicher Bestandteil des königlichen Auftretens; manche mögen das wohl Anpassungsfähigkeit nennen. Albert und Victoria hätten hierfür sicher volles Verständnis gehabt, denn beide hatten unangenehme Verwandte, die es auszuschließen galt. Außerdem hatten sie gewusst (immerhin fing das alles schon zu ihrer Zeit an),[56] dass königliche Genealogen wahre Wunder wirken können, indem sie mit Fantasie die Tatsachen verdrehen – simple Fälschung ist gar nicht nötig. Durch die geschickte Verwendung anglisierter Namensformen, die Betonung von Titeln anstelle von Nachnamen und vor allem

durch das selektive Herausfiltern unerwünschter Abstammungslinien haben akribische Stammbaum-Chirurgen die Anmutung ihres Objekts verändert. Geleitet von den besten patriotischen Absichten, haben sie eine ahnungslose Öffentlichkeit davon überzeugt, dass die königliche Familie Britanniens engstens verwandt ist mit den englischen und schottischen Königen bis hin zu Wilhelm dem Eroberer und noch weiter zurück.[57] Dabei haben sie die sehr viel engere Verwandtschaft mit denen von Hannover, von Teck, von Brandenburg-Ansbach, von Brunswick-Wolfenbüttel, den Württembergern und denen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg beiseite geschoben. Doch wenn man sich rein an die Wahrheit hält, so sind die »Moundbatten-Windsors« mit den Normannen, dem Haus Plantagenet, den Tudors und den Stuarts nur ganz, ganz entfernt blutsverwandt.

Wer immer die Verwandtschaft der Königin und ihres Gemahls rekonstruieren möchte, braucht nur eine Liste der Eltern und Großeltern ihrer Vorfahren zu erstellen. Zusätzlich zu den Bowes-Lyons, den Cavendish-Bentincks, den Smiths (von Blendon Hall), den Burnabies und den Romanows wird man bald auf deren höchst enge Verbindung stoßen mit denen von Anhalt-Zerbst, von Altenberg, von Barby und Mühlingen, von Battenberg, von Braunschweig-Lüneburg, zu Castell-Castell, von Castell-Reinlingen, zu Dohna-Schlobitten, zu Erbach-Erbach, zu Erbach-Schönberg, von Ebersdorf, von Hessen, von Hessen-Darmstadt, von Hessen-Kassel, von Hessen-Philippstal, die Hohenzollern, die von Holstein-Gottorp, von Jülich-Kleve-Berg, von Rheide, von Lehndorff, von Leiningen-Dagsburg, von Lippe, von Mecklenburg-Strelitz, von Nassau-Usingen, von Nassau-Weilburg, von Neubergs, von Oettingen-Oettingen, von Pfalz-Zimmern, von Reuß von Ebersdorfs, von Sachsen-Altenberg, von Sachsen-Coburg-Saalfeld, von Sachsen-Eisenach, von Sachsen-Gotha, von Sachsen-Hildburghausen, von Sachsen-Lauenburg, von Sachsen-Weimar, von Sachsen-Weißenfels, von Sayn-Wittgenstein, von Schlieben, von Schönburg-Glauchau, von Schwarzburg-Rudolstadt, von Schwarzburg-Sonderhausen, von Solms-Lau-bach, von Solms-Sonnenwalde und Pouches, von Stolberg-Gederns, von Waldeck, von Waldeck-Eisenberg, den Wettinern und dreimal mehr mit denen von Sachsen-Coburg und Gotha.

Was natürlich überhaupt nicht heißen soll – muss man hier noch schnell hinzufügen –, dass Deutsche als Verwandtschaft

unerwünscht wären; die Stiftung von Ehen auf internationaler Ebene lässt sich nicht auf solch eine einfache Formel bringen. Es zeigt sich jedoch, dass es in der britischen Öffentlichkeit für die längste Zeit des 19. Jahrhunderts deutliche Sympathien für Deutschland gab, woran Albert und Victoria keinen unerheblichen Anteil hatten, während im 20. Jahrhundert meist eine deutlich germanophobe Einstellung vorherrschte. Um sich einen Weg durch das Minenfeld der Vorurteile zu bahnen, hat sich die königliche Familie dazu entschlossen, sich als etwas auszugeben, was sie gar nicht ist. Die verstorbene Prinzession Diana hatte insofern mehr Recht, als ihr vielleicht klar war, wenn sie bedauerte, »in eine deutsche Familie eingeheiratet zu haben«.[58] Bei Prinz Albert war dies selbstverständlich nie der Fall.

A Es ist ein seltsamer Zufall, dass es sich um diesselbe Hebamme, Frau Siebold, handelte, die bei Victorias Geburt im Kensington Palace zugegen war und dann drei Monate später bei Alberts Geburt auf der Rosenau assistierte. Die Heirat der Kents war in der Heimat der Braut auf Schloss Ehrenfels im Mai 1818 gefeiert worden. Kurz darauf erklärte die Herzogin von Kent, dass sie schwanger sei, und brach unverzüglich nach England auf, um sicherzustellen, dass ihr Kind in Großbritannien geboren würde. Frau Siebold nahm sie mit sich.

B Sir John Conroy.

C Mittlerweile ist der Almanach auch im Internet verfügbar: http://www.almanachdegotha.org. Dort bilden weitere Links eine wahre Fundgrube des deutschen und europäischen (Hoch)adels in seinen feinsten Verästelungen (A. d. R.).

D Die drei anderen »aufgekündigten Angehörigen des britischen Hochadels« waren der Kronprinz von Hannover (der Herzog von Cumberland), der Herzog von Brunswick und Viscount Taafe.

12

Montenegro

Das Reich des Schwarzen Berges
(1910–1918)



Die Straße nach Cetinje, Montenegro, 1901

I

Montenegro wurde am 28. Juni 2006 als 192. Mitglied in die Vereinten Nationen aufgenommen. Es ist einer von drei Staaten, denen diese Ehre im 21. Jahrhundert bisher zuteil wurde; die beiden anderen sind die Bundesrepublik Jugoslawien, die im Jahr 2000, und die Schweiz, die 2002 der UNO beitraten. Etwas verwirrend mag erscheinen, dass Montenegro von 1992 bis 2002 Bestandteil der Bundesrepublik Jugoslawien war, bis diese Föderation ihren Namen in »Serbien und Montenegro« änderte.[1] Montenegro kann sich zugute halten, dass es seinem Nachbarn, der selbst ernannten Republik Kosovo, einen wichtigen Schritt voraus war, die am 17. Februar 2008 ihre Unabhängigkeit erklärte, bislang aber noch nicht in vollem Umfang international anerkannt ist.

Die Durchsetzung staatlicher Eigenständigkeit ist ein komplizierter Prozess. Eine politische Einheit kann durch eigene Bemühungen die Unabhängigkeit erreichen, doch um völkerrechtliche Souveränität zu erlangen, muss sie von

anderen Staaten anerkannt werden. Ein völkerrechtlich anerkannter Staat kann andererseits auch *de facto* zu funktionieren aufhören, aber seine Auflösung gilt *de jure* erst dann als Tatsache, wenn sie international akzeptiert worden ist. Heute, im 21. Jahrhundert, ist die Organisation der Vereinten Nationen (UNO) zumeist die Institution, welche die volle Souveränität eines Staates bestätigt, indem sie den Beitrittskandidaten als Mitglied aufnimmt, beziehungsweise ihn von der Mitgliederliste streicht. Nach den Regeln der UNO wird einem Staat die Mitgliedschaft durch einen Beschluss der Vollversammlung gewährt oder entzogen, die sich an den Empfehlungen des Sicherheitsrates orientiert. Montenegro jedenfalls hat es geschafft. Wie die übrigen fünf ehemaligen jugoslawischen Teilrepubliken kann es heute auf eine bessere Zukunft hoffen als zu jeder anderen Zeit in den Jahrzehnten zuvor.

Montenegro hat 625.000 Einwohner, die sich auf ein Staatsgebiet von 13.812 Quadratkilometer verteilen. Wie auch in den Nachbarländern Bulgarien und Albanien ist die Bevölkerung traditionell durch die Religionszugehörigkeit geteilt, wenngleich die verschiedenen Glaubensgemeinschaften in diesen Ländern unterschiedlich stark sind. Nach der letzten Volkszählung (2003) gehören drei Viertel der Montenegriner der Serbisch-Orthodoxen Kirche an. Rund 16 Prozent sind Muslime, daneben gibt es eine kleine Gruppe von Katholiken, die hauptsächlich an der Küste leben. Die Amtssprachen sind Montenegrinisch, Serbisch, Bosnisch, Albanisch und Kroatisch. Es werden sowohl das kyrillische als auch das lateinische Alphabet verwendet.

Nach dem Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens in den 1990er-Jahren und der nachfolgenden Demütigung Serbiens steht Montenegro heute nicht mehr im Schatten seines übermächtigen Nachbarn Serbien. Es vollzieht sich eine gewisse Demokratisierung, und auch die Marktwirtschaft beginnt Fuß zu fassen. Das Land hat mittlerweile auch einen voll entwickelten diplomatischen Dienst aufgebaut. Es gibt montenegrinische Vertretungen bei der UNO in New York, der EU in Brüssel, der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) in Wien und in allen anderen postjugoslawischen Republiken, beim Heiligen Stuhl sowie in einem Dutzend weiterer Hauptstädte auf allen Kontinenten, auch in Großbritannien und den USA.[2]

Der Tourismus wird sehr gefördert. Montenegro ist auf

dem Land, dem See- und dem Luftweg erreichbar. Es gibt offene Grenzübergänge zu Kroatien, Bosnien und Herzegowina, zu Albanien, Serbien und in jüngster Zeit auch zum Kosovo (das von Montenegro im Oktober 2008 anerkannt wurde). Die Buslinie *Autosaobraćaj* verbindet das kroatische Dubrovnik mit Herceg-Novi in Montenegro. Eine Eisenbahnverbindung besteht zwischen Podgorica nach Bar, es findet regelmäßiger Fährverkehr zwischen Bar und der Stadt Bari in Italien statt, und in Podgorica und Tivat gibt es jeweils einen internationalen Flughafen. Die Flüge in die europäischen Hauptstädte werden von den beiden nationalen Fluglinien Montenegro Airlines und Adria Airways abgewickelt. Der stark frequentierte kroatische Flughafen in Dubrovnik liegt nur rund 30 Kilometer von der Grenze entfernt. Man kann heute also nicht mehr sagen, dass Montenegro abgelegen oder unzugänglich sei.



In den Touristenbroschüren und auf den einschlägigen Internetseiten wimmelt es von Superlativen über die »Perle der Adria«:

> Das Meer, die Seen, die Schluchten und die Berge ermöglichen es jedem Besucher, entsprechend seinen Wünschen einen erholsamen Urlaub zu verbringen. Der Reisende kann an einem der zahlreichen Strände an der Budva-Riviera morgens Kaffee trinken, am Skardar-See bei Vogelgezwitscher zu Mittag essen und am offenen Kaminfeuer an den Hängen des Berges Durmitor das Abendessen einnehmen …
> Eine wechselvolle Geschichte … hat diesem stolzen Land ein unschätzbar reiches Erbe an historischen Monumenten beschert. Das blaue Meer mit seinen endlosen Sandstränden, das rauschende Wasser seiner klaren Flüsse und die wunderschönen Bergmassive geben Montenegro in Verbindung mit dem Geist der Vergangenheit alles, was es braucht, um unvergessliche Ferien zu erleben.
> Montenegro ist ein umweltbewusstes Land … Zahlreiche Sonnentage in den Sommermonaten und große Schneemengen im Winter sind die Voraussetzung für die beiden am stärksten entwickelten Tourismusarten. In jüngster Zeit präsentiert Montenegro ganz trendbewusst auch Angebote für Extremsportler …[3]

Besonders empfohlen werden Wildwasserfahrten auf dem Fluss Tara im Durmitor-Nationalpark.[4]

Die beiden großen Städte im Inneren des Landes, Podgorica und Cetinje, konkurrieren um Besucher, doch die meisten Urlauber zieht es an die Küste, wo sie von wildromantischer Natur und historischem Charme verwöhnt werden. Ulcinj besitzt »den längsten Sandstrand an der Adria«. Kotor wurde von der UNESCO der Titel eines Welterbes verliehen. In Petrovać gibt es römische und venezianische Ruinen. Die Hotelinsel Sveti Stefan, die durch einen Damm mit dem Festland verbunden ist, rühmt sich einer langen Liste illustrer Gäste – Sophia Loren, die englische Prinzessin Margaret, Elizabeth Taylor, Richard Burton, Juri Gagarin, Alberto Moravia, Sidney Poitier, der Präsident der Mongolei und Willy Brandt waren hier schon zu Gast (was einiges darüber aussagt, wie lange es schon besteht); nach einer Renovierung wurde das Hotel 2010 wiedereröffnet, seine klösterlich schlicht gehaltenen Räume sind mit modernem Luxus ausgestattet und kosten pro Nacht ab 950 Euro aufwärts.[5] Im Hafenort Bar stehen die türkische Festung Haj Nehaj und die Burg von König Nikola.

Podgorica ist mit 135.000 Einwohnern die größte Stadt des Landes und auch die Hauptstadt. Sie liegt in der Nähe der Überreste einer illyrischen Siedlung und entwickelte sich im Mittelalter zu einem Handelszentrum. Die Stadt, die im Zweiten Weltkrieg praktisch dem Erdboden gleichgemacht wurde, erlebte ihr größtes Wachstum während der Industrialisierung in der Nachkriegszeit, als sie in Titograd

umbenannt wurde.[6] Cetinje hat nur knapp ein Zehntel der Einwohner von Podgorica, ist aber das historische und religiöse Zentrum des Landes. Die im 15. Jahrhundert am Fuße des Berges Lovćen gegründete Stadt bildete ein wichtiges Bollwerk gegen das Vordringen der Osmanen aus dem Landesinneren und der Venezianer, die die Küstenregion beherrschten. Ihre lange Widerstandstradition trug ihr den Beinamen »Serbisches Sparta« ein. Zu ihren wichtigsten Kulturdenkmälern gehören das Kloster, das Lokanda-Hotel und das Biljarda-Haus (1838), der frühere Königspalast, in dem sich das ultimative Symbol der Europäisierung im 19. Jahrhundert befindet: ein Billard-Salon. Die zahlreichen Eisengitter in Cetinje wurden aus eroberten osmanischen Kanonenkugeln hergestellt.[7]

Doch nicht alles ist in Montenegro so klar und transparent wie das Wasser der Adria. Einige Wirtschaftsbereiche stecken in großen Schwierigkeiten, die Bevölkerung wird zerrissen von Identitätskonflikten, und das politische System ist ähnlich autokratisch wie in Putins Russland.

Für Montenegros Austritt aus der jugoslawischen Föderation wurde in erster Linie das Argument angeführt, dass sich das Land dadurch vor der Hyperinflation in Jugoslawien schützen könne, die 1994 das Rekordniveau von 3,13 Millionen Prozent pro Monat erreicht hatte. Im Jahr 1999 wurde daher der Dinar durch die Deutsche Mark ersetzt, seit der Umstellung der Deutschen Mark auf den Euro 2002 wird der Euro als Landeswährung verwendet. Informierte Beobachter konnten schon damals erkennen, dass sich Montenegro auf die Abspaltung vorbereitete.[8] Dennoch hat sich die Wirtschaft nur mühsam erholt. Wichtige Pfeiler sind der florierende Zigarettenschmuggel, Geldwäsche und zwielichtige ausländische Investoren, vor allem Russen, die hier einen sicheren Hafen für ihre Aktivitäten gefunden haben. Auf dem weltweiten Korruptionsindex, der 179 Länder auflistet, nimmt Montenegro den 85. Platz ein.[9]

Der Kern des Identitätsproblems besteht in der Frage, ob die Montenegriner Serben sind oder nicht. Bei der Volkszählung von 2003 bezeichneten sich nur 270.000 Einwohner oder 43 Prozent der Bevölkerung als ethnische Montenegriner; 200.000 Einwohner oder 32 Prozent ordneten sich als Serben ein. Mittlerweile wurden weitere Erhebungen durchgeführt, wobei die Zahlenverhältnisse entsprechend der Frageformulierung stark schwankten –

nach Ansicht der Betreiber einer Internetseite von Emigranten besteht die Bevölkerung zu 62 Prozent aus Montenegrinern, die Serben machen nur 9 Prozent aus.[10] Für die Unterscheidung ist indessen weniger die religiöse Praxis maßgeblich als die Einstellung gegenüber dem serbischen Staat und der stark politisierten serbisch-orthodoxen Kirche, die darauf beharrt, dass alle ihre Angehörigen Serben sind, ob sie es wollen oder nicht. Im Jahr 1993 wurde die erste Volksabstimmung über die Unabhängigkeit abgehalten; sie fand in einem politischen Umfeld statt, das von Serbiens Slobodan Milošević' beherrscht wurde und von dessen Bemühungen, die Einheit Jugoslawiens notfalls mit Gewalt zu bewahren. Es war daher nicht überraschend, dass sich in diesem Referendum eine Mehrheit für den Verbleib bei Serbien aussprach. Doch dadurch wurde auch die Bildung einer separatistischen montenegrinisch-orthodoxen Kirche gefördert, die die Vorstellung ablehnt, dass alle ihre Mitglieder Serben seien, und die nun wiederbelebt wurde, nachdem sie 75 Jahre nicht mehr existent gewesen war. Dies zeigte, dass es nicht nur im politischen Bereich starke Widerstände gegen die serbische Vorherrschaft gab. Bei der zweiten Volksabstimmung 2006 nach der Absetzung von Milošević stimmte eine knappe Mehrheit von 55,5 Prozent für die Unabhängigkeit; 45,5 Prozent der Einwohner votierten dagegen.[11]

Während dieser Zeit wurde Montenegros Politik von einer einzigen Partei und einem einzigen Mann bestimmt. Diese Partei, die Demokratische Partei der Sozialisten Montenegros (DPS) war eine Nachfolgeorganisation von Titos altem Bund der Kommunisten Jugoslawiens. Führer der Regierungspartei war Milo Djukanović (geb. 1962), ein Paradebeispiel für einen ehemaligen Kommunisten, der es geschickt verstand, sich an die postkommunistische Ära anzupassen. Djukanović war früher Basketballspieler und hat die hochgewachsene Statur einer charismatischen Führungspersönlichkeit, das Gesicht eines Filmstars und die Eloquenz eines gewieften Populisten. Er wurde als enger Mitarbeiter von Milošević bekannt, der ihn dabei unterstützte, die »antibürokratische Revolution« in Serbien durchzusetzen und die alte Garde der Partei auszuschalten. Dann drängte er seine früheren Mitstreiter zur Seite und wurde 1991 im Alter von 29 Jahren erstmals zum Ministerpräsidenten ernannt. Mit Ausnahme einer vierjährigen Unterbrechung von 1998 bis 2002, als er das Amt des Staatspräsidenten ausübte, fungierte Djukanović

bis zum Dezember 2010 als Ministerpräsident. Mitte der 1990er-Jahre brach er mit Milošević, weil er den Vertrag von Dayton ablehnte, der den Krieg in Bosnien-Herzegowina beendete, und gegen Ende des Jahrzehnts wandte er sich allmählich der Unabhängigkeitsbewegung zu. Ende 2010 trat er als Ministerpräsident zurück und schlug seinen bisherigen Stellvertreter Ligor Luksić als Nachfolger vor, er blieb aber Vorsitzender der DPS. Nach eigenen Angaben möchte Djukanović weiterhin die Bemühungen um die Aufnahme Montenegros in die Europäische Union unterstützen, doch aus der aktiven Politik hat er sich weitgehend zurückgezogen.

Die Macht der politischen Elite Montenegros beruht angeblich auf einer engen Verbindung zwischen der regierenden Partei und dem früheren jugoslawischen Geheimdienst; ihren Reichtum verdankt sie Banken und Unternehmen, die von ihren Familien beherrscht werden, wie etwa Firmen namens Capital Invest, Primary Invest und Select Investment. Djukanović genoss während des Bosnien-Konflikts hohes internationales Ansehen, vor allem bei den Amerikanern, geriet dann jedoch vorübergehend ins Zwielicht, als ihn die italienische Polizei beschuldigte, Kontakte zur Mafia und zur Camorra zu unterhalten – doch diese Vorwürfe wurden mittlerweile fallen gelassen. Djukanović wurde einmal beschrieben als ein »Marxist, der sich ein Bild von Margaret Thatcher auf den Schreibtisch stellt« und als »der gerissenste Mann auf dem Balkan«.[12]

Wie alle EU-Beitrittskandidaten musste auch Montenegro einen langen Prozess der Überprüfungen und Verhandlungen durchlaufen. Der offizielle Beitrittsantrag wurde 2008 gestellt, im Dezember 2010 wurde dem Land der Kandidatenstatus verliehen. Nachdem im folgenden Jahr die Beitrittsverhandlungen begonnen hatten, überprüfte die EU-Kommission in ihrem jährlichen Fortschrittsbericht, inwieweit Montenegro die Kriterien der 35 Kapitel des Acquis communautaire, der Gesamtheit des EU-Rechts, zu erfüllen imstande ist. In diesem Bericht wird wie in einem klassischen Schulzeugnis die bestehende Situation in jedem der Verhandlungskapitel nach fünf Kategorien bewertet: 1. »Keine größeren Schwierigkeiten zu erwarten«, 2. »Weitere Anstrengungen erforderlich«, 3. »Beträchtliche Anstrengungen erforderlich«, 4. »Nicht zu übernehmen«, 5. »Vollkommen unvereinbar mit dem Acquis«. In die erste Kategorie wurden acht Bereiche eingestuft, angefangen mit

»Steuern«; in der zweiten fanden sich 13 Gebiete, unter anderem die »Freizügigkeit der Arbeitskräfte«; in der dritten landeten 18 Bereiche, angefangen mit dem »Freien Warenverkehr«; in die vierte wurden zwei eingeordnet, darunter die »Institutionen«, in der fünften wurde nur ein Gebiet aufgeführt, nämlich die »Umwelt«. Warum gerade die Umweltpolitik in Montenegro, das sich als »umweltbewusster Staat« betrachtet, »vollkommen unvereinbar« mit dem EU-Acquis sein soll, wäre noch zu untersuchen. Möglicherweise hat es damit zu tun, dass am Fluss Moraća ein großer Staudamm gebaut werden soll.[13] Am 13. Februar 2011 wurde ein umfassender Aktionsplan vorgelegt und angenommen. Alle Beitrittsaspiranten müssen dieses Verfahren durchlaufen; ein abschließendes Ergebnis ist erst in ein paar Jahren zu erwarten.[14] Vorläufig beobachtet die Welt das Land, wartet ab und führt sich die wohlbekannten Fernseh-Werbespots zu Gemüte: neben »Incredible India« und »Malaysia Truly Asia« eben auch »Montenegro – Erleben Sie die wilde Schönheit«.[15]

II

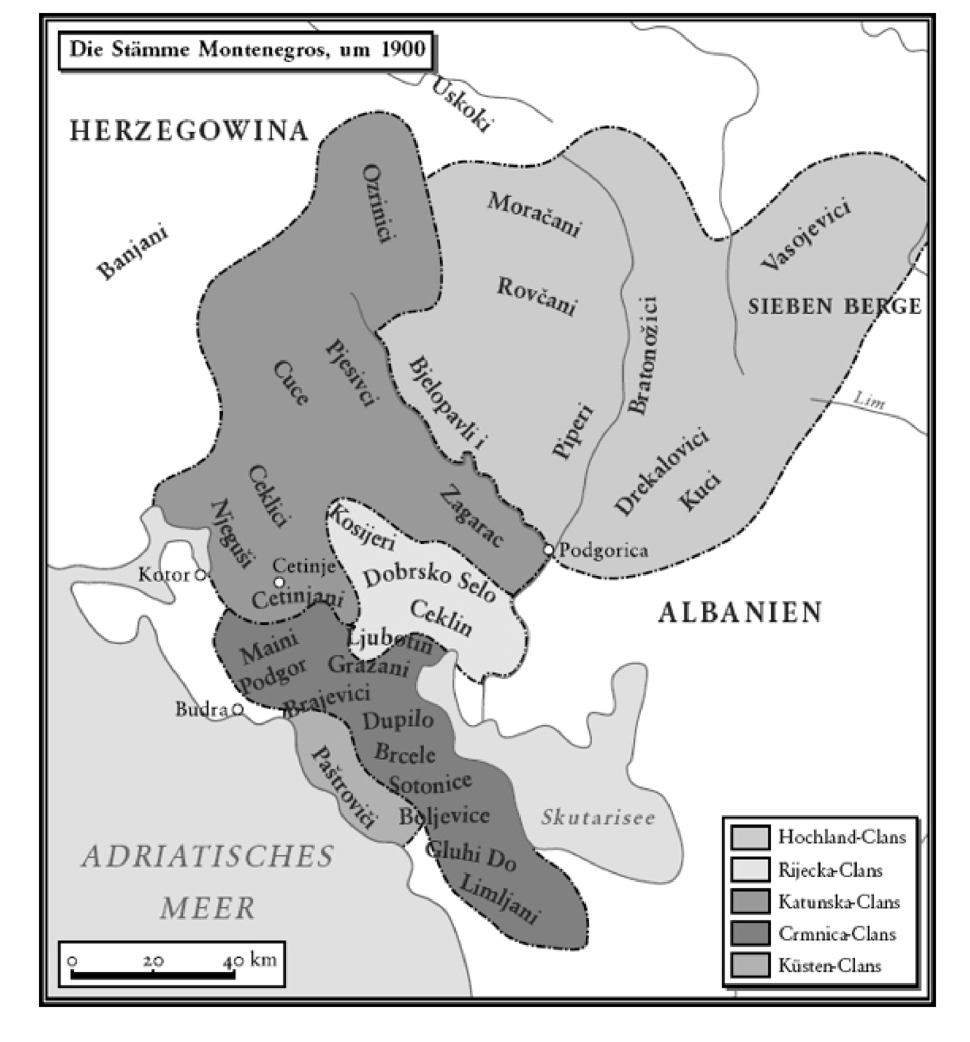
Das Lycée Louis-le-Grand ist eines der renommiertesten französischen Internate für Jungen. Die einstige Jesuiten-Schule änderte ihren Namen, als Ludwig XIV. sie unter sein Patronat stellte, aber sie steht nach wie vor in der rue St. Joseph im Herzen von Paris, im Quartier Latin, umgeben von den heiligen Hallen der Sorbonne und des Collège de France. Ihre Absolventen, die »*magno-ludiviciens*«, werden beneidet, weil sie bevorzugt in die »*grandes écoles*« der Eliten aufgenommen werden. Zu ihnen zählen einige der bekanntesten Namen aus der französischen Kultur und Politik, von Molière und Voltaire bis zu den Staatspräsidenten Pompidou, Giscard d'Estaing und Chirac. Zu ihren Absolventen gehören auch die Söhne einiger reicher ausländischer Familien, die nach Paris geschickt wurden, um eine Ausbildung an einer international angesehenen Schule zu erhalten.[16]

Einer von ihnen, Nikola Mirkov Petrović-Njegoš (1841–1921), besuchte in der zweiten Hälfte der 1850er-Jahre die Louis-le-Grand. Er war ein Fürstensohn aus einem Balkanland, das wohl die meisten seiner Klassenkameraden nicht auf der Landkarte zeigen konnten, und entstammte

einer legendären Herrscherfamilie von Fürstbischöfen (*Vladika*), die traditionell den Thron an ihre Neffen vererbten. Er war in einer serbisch-orthodoxen Schule erzogen und in Kriegskunst wie in Poesie unterrichtet worden, hatte sich aber in dieser Schule nicht wohlgefühlt. Er betrachtete sich zweifellos als Serbe und gehörte einer Dynastie an, die unverhohlen von einer »Restauration des Zarentums von Stefan Dušan« sprach, das von den osmanischen Türken vor 500 Jahren vernichtet worden war. Wie allen seinen Landsleuten hatte man ihm von klein auf beigebracht, dass der Sieg der Osmanen in der Schlacht auf dem Amselfeld 1389 die größte Katastrophe der Weltgeschichte gewesen war. Jetzt lebte er in einer Zeit, in der das Osmanische Reich als der »Kranke Mann Europas« bezeichnet wurde. Serbien, Griechenland und Rumänien hatten sich bereits aus seinem Griff gelöst. Die Hoffnung wuchs, dass weitere Länder bald ihrem Beispiel folgen würden.

Im Jahr 1860, als sein Land ihn rief, war Prinz Nikola erst 19 Jahre alt. Sein Onkel, Danilo I., war ermordet worden. Daher blieb ihm für das Abitur am Lycée Louis-le-Grand keine Zeit mehr. Der junge Mann reiste eilig nach Marseille und schiffte sich nach Hause ein, um das gekrönte Oberhaupt eines Staates zu werden, dessen Zukunft ebenso unsicher war wie seine Vergangenheit dunkel.[17]

Crna Gora, wie das Land von seinen Bewohnern genannt wird, das »Land des Schwarzen Berges«, lag landeinwärts an der Adriaküste, eingezwängt zwischen Bosnien und Albanien. Sein Name leitete sich von dem dunklen, von Kiefern bewachsenen Berg Lovćen (1749 m) ab, der sich westlich von Vetinje erhebt. Heute ist das Land weltweit unter dem alten venetischen Namen Montenegro (»Schwarzer Berg«) bekannt. Seine Fläche ist kleiner als jene von Wales oder Connecticut. Das fruchtbare Ackerland im Norden bildet einen schroffen Gegensatz zu den kargen Karstbergen in der Mitte und im Süden, die als *Brda* oder »Hochland« bezeichnet werden. Als Nikola den Thron bestieg, war das landumschlossene Montenegro von der Adria durch einen langen Küstenstreifen abgetrennt, den die Einheimischen *Primore* und andere *Albania veneziana* nannten.[18]



In der früheren Zeit hatten die Geistlichen, die das montenegrinische Fürstbistum regierten, ihren Titel noch nicht vererbt; die Familie von Fürst Nikola führte 1696 die erbliche Thronfolge ein, und Nikola war der siebte Vertreter der Linie Petrović-Njegoš. Sein Onkel und unmittelbarer Vorgänger hatte den Staat säkularisiert, ihn 1852 von der orthodoxen Kirche getrennt und den Titel des Herrschers, der bisher »Fürstbischof« gelautet hatte, in »Fürst« geändert. Das bedeutete, dass Nikolas Pflichten ausschließlich weltlicher Art waren und dass die Leitung der Kirche nicht länger mit der Leitung des Fürstentums identisch war.

Die montenegrinische Gesellschaft war traditionell ein nach Stämmen und Clans organisiertes Gemeinwesen, das sich ab dem 16. Jahrhundert gegen die osmanische

Vorherrschaft auflehnte. Die Stämme brachten einer übergeordneten Regierung keine große Achtung entgegen und widersetzten sich einer Besteuerung. Sie pflegten einen einzigartigen Ehrenkodex, der durch das Motto *»Ćojstvo i Junastvo«* (Menschlichkeit und Tapferkeit) zusammengefasst wurde und die Ideale eines Volkes von Kriegern zum Ausdruck brachte. Blutrache und Fehden waren ein wesentlicher Bestandteil ihrer Lebensweise.[19]

Die Unterscheidung zwischen Stämmen und Clans oder Sippen ist theoretisch einfach, doch in der Praxis kompliziert. Clans sind im Grunde patrilineare Verwandtschaftsgruppen, ähnlich wie die schottischen Clans, die ihre Herkunft auf einen historischen oder legendären Vorfahren zurückführen. Petrović-Njegoš beispielsweise, was »der Sohn von Peter« bedeutet, war der Sippenname von Fürst Nikola; einige der größeren Clans waren in Unterclans unterteilt, die eigene Namen hatten. Die Männer und Frauen eines Clans durften untereinander nicht heiraten. Bei den Stämmen dagegen handelte es sich um größere Gemeinschaften, die sich aus den Clans zusammensetzten, die in einem bestimmten Territorium lebten. Alle Stämme hielten regelmäßige Versammlungen *(zhory)* ab, die in traditionell dafür vorgesehenen Dörfern stattfanden und bei denen Angelegenheiten von allgemeinem Interesse besprochen und die Stammesführer gewählt wurden. Der Stamm der Njeguši beispielsweise, zu dem der Petrović-Clan gehörte, hatte seinen Namen nach dem Dorf erhalten, in dem er seine Zusammenkünfte abhielt. In Gebieten, in denen nur eine Sippe lebte, ließ sich nicht zwischen Clan und Stamm unterscheiden. Zu den Lebzeiten von Fürst Nikola gab es im alten Montenegro, im angrenzenden Hochland und in der Küstenregion ungefähr 30 Stämme.[20]

Nachdem die Stämme im 16. Jahrhundert die abgelegenen Berggebiete von den Osmanen befreit hatten, entwickelten sich Anfänge einer Nationalbewegung, die sich dem orthodoxen Metropoliten von Cetinje unterordnete. Diese Bewegung, die teils religiöser, teils politischer Natur war, ermöglichte die Entstehung der unabhängigen Fürstbistümer (Vladikas).[21] So lautet zumindest die romantische Version der Geschichte, die sich zu Zeiten von Fürst Nikola verbreitete. Spätere Historiker bezweifelten jedoch die Behauptung, dass das Land seit Jahrhunderten in Freiheit gelebt habe. Sie gehen heute eher davon aus, dass das Fürstentum zwar tatsächlich ein hohes Maß an Autonomie besaß, aber eng mit

den Osmanen verbunden war. Wie überall auf dem Balkan akzeptierte die Hohe Pforte auch in Montenegro spezielle Regeln für die Besteuerung und den Militärdienst, war aber nicht bereit, ihren Anspruch auf die Oberherrschaft aufzugeben.[22]

Der politische Status von Montenegro im Jahr 1860 kann daher bestenfalls als umstritten bezeichnet werden. In den Augen der Außenwelt war es weiterhin ein fester Bestandteil des Osmanischen Reiches. Aber da es unter den Fürstbischöfen bereits seit zwei Jahrhunderten eine teilweise Selbstverwaltung besessen hatte, wuchs in der Bevölkerung der Wunsch nach einem unabhängigen, souveränen Staat. In dieser Zeit, in der auf der anderen Seite der Adria die Bewegung des Risorgimento erwachte, waren die Montenegriner nicht allein mit ihren Bestrebungen nach nationaler Unabhängigkeit. Dank der Verbindung zwischen den orthodoxen Kirchen begann andererseits das Russische Reich Montenegro als eine Art von informellem Protektorat zu betrachten. Fürst Nikolas' Hauptziel bestand darin, die volle internationale Anerkennung für die Unabhängigkeit seines Landes von diesen beiden Großmächten zu erlangen, die er und viele seiner Untertanen als ihr legitimes Recht begriffen.

Nikolas leidenschaftliches Eintreten für die nationale Sache wurde durch die romantische Literatur seiner Zeit unterstützt, insbesondere durch die Werke des letzten Fürstbischofs, Petar II. Petrović-Njegoš (reg. 1830–1851), eines Mannes, den Nikola schon vor seiner Abreise nach Paris gekannt hatte. Fürstbischof Petars Epos *Gorski Vijenac* (»Der Bergkranz«) gilt als ein Glanzstück der serbisch-montenegrinischen Literatur und wird von manchen als ein maßgebliches Element der »slawischen Mythenbildung« bezeichnet. Es war zweifellos ein sehr populäres Werk, das vor allem dazu beitrug, die nationale Identität der Serben im 19. Jahrhundert zu festigen. Das 1847 veröffentlichte Werk enthält 2819 Verse, in denen der Freiheitskampf des Volkes verherrlicht und der kulturelle Austausch der montenegrinischen Stämme mit den osmanischen Muslimen und den dekadenten Venezianern beschrieben wird. Es bezieht sich auf eine Zeit zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als eine größere Zahl von Montenegrinern zum Islam übertrat und das Überleben der christlichen Slawen gefährdet erschien. Petar rief seine Landsleute dazu auf, für ihre Traditionen zu kämpfen, um deren Untergang zu verhindern:

Nach dem Hagel heitrer ist der Himmel,
Nach der Trauer klarer ist die Seele,
Nach dem Weinen fröhlicher dein Singen.
Ach, wenn nur zu schauen mir vergönnt wär‘,
Daß die Heimat den Verlust beglichen,
Alsdann wollte es mich wahrlich dünken,
Daß die Krone Lazars wieder leuchtet,
Daß Milos herabstieg zu den Serben;

Meine Seele wäre dann besänftigt
Wie ein friedlich heitrer Lenzesmorgen,
Wenn die Winde und die düstren Wolken
Schlummern in des Ozeans Verliese …

Mag der Kampf auch unaufhörlich währen,
Mag geschehen, was nicht kann geschehen, –
Satan mähn, die Hölle uns verschlingen,
Auf den Gräbern werden Blumen sprießen
Dem Geschlechte einer fernen Zukunft.[23]

In der jüngeren Zeit wurde Petars Dichtung als aufrührerisch eingestuft, und man beschuldigte den Autor, er habe den Konflikt zwischen den Christen und den Muslimen geschürt;[24] zu seiner Zeit jedoch war das Werk eine Ermutigung für die schwache christliche Gemeinschaft, die sich von den mächtigen osmanischen und muslimischen Würdenträgern unterdrückt fühlte.

In jedem Fall sahen sich die Montenegriner einer gewaltigen Aufgabe gegenüber. Ende des 19. Jahrhunderts waren sie an allen Seiten von stärkeren Nachbarn umgeben. Als Fürst Mirko, der Vater des neuen Herrschers, 1862 mit einer Armee in die benachbarte Herzegowina zog, um christliche Aufständische zu unterstützen, erlitt er eine Niederlage und musste einen schmachvollen Frieden akzeptieren. Bosnien und Herzegowina wurden nach 1878 von Österreich regiert, doch sowohl der Sandschak Novi Pazar[A] als auch der Sandschak Albanien (zu dem das an der Küste liegende Primore gehörte) blieben feste Bestandteile des Osmanischen Reiches. Die politische Situation war angespannt.[25]

In den folgenden 15 Jahren wandte sich Fürst Nikola, während er auf günstigere internationale Bedingungen wartete, innenpolitischen Reformen zu, die an Petar I. angelehnt waren, der sich nicht nur für Dichtkunst interessiert hatte, sondern auch für die Durchsetzung einer Verfassung und für die Volksbildung. Als Landesvater verehrt, war er auf dem Gipfel des Berges Lovćen bestattet worden. Fürst Nikola trieb seine Reformen weiter, wobei er

einige seiner Befugnisse an den Senat übertrug, ergriff Maßnahmen zur Verbesserung des Schulsystems und führte mit Unterstützung Russlands (die er gerne annahm) eine grundlegende Reform der Armee durch.

Nikola bemühte sich sehr um eine positive Darstellung seiner Politik in der Öffentlichkeit und unternahm auch zahlreiche Auslandsreisen. Im Jahr 1867 kehrte er aus Paris zurück, wo er Napoleon III. getroffen hatte, und im folgenden Jahr reiste er nach Sankt Petersburg, Berlin und Wien. Als Anhänger und Vertreter des orthodoxen Glaubens wurde er von der russischen Zarenfamilie sehr geschätzt, die militärische Berater und Ausrüstung nach Cetinje schickte und ihre eigene Stellung stärkte, indem sie die Eheschließung von Angehörigen ihrer Dynastie mit Montenegrinerinnen förderte.

Im Jahr 1876 fühlte sich Nikola stark genug, gegen die Osmanen loszuschlagen und im Zusammenwirken mit Serbien einen Unabhängigkeitskrieg zu beginnen. Wie sein Vater führte er seine Truppen persönlich in die Schlacht. Die militärischen Erfolge waren zunächst gering, doch als die russische Armee am Schwarzen Meer eine zweite Front eröffnete, mussten die Osmanen ihre Truppen zurückziehen, um Bulgarien zu verteidigen, und die Montenegriner konnten das Küstenland besetzen. Der britische Premierminister William Gladstone rühmte die Montenegriner als »ein heldenhaftes Volk … dessen Tapferkeit jene der antiken Hellenen bei den Thermopylen und Marathon übertrifft«.[26] Sie erhielten ihre Belohnung beim Berliner Kongress, der 1878 einberufen wurde, um die Balkankrise zu beenden und auf dem die europäischen Großmächte Montenegro als souveränes Fürstentum anerkannten. Sein Staatsgebiet wurde vergrößert, und Nikola verkündete, dass damit die Niederlage der Christen gegen die Osmanen in der Schlacht auf dem Amselfeld (1389) gerächt sei. Der Tag der Abschlusserklärung des Berliner Kongresses – der 13. Juli – wurde zum Nationalfeiertag Montenegros bestimmt.

Dass sich Gladstone für Montenegro einsetzte, stand im Zusammenhang mit seinen langjährigen Bemühungen um den Schutz der slawischen und christlichen Untertanen des Osmanischen Reiches und war eine natürliche Folge seiner Verurteilung der »bulgarischen Gräuel«. Im Jahr 1877 verfasste er einen gelehrten, aber sehr schwärmerischen Artikel über die Geschichte Montenegros, in dem er dessen jahrhundertealte Tradition des Widerstands rühmte und »die

aufrichtige Dankbarkeit« herausstellte, zu der sich die westlichen Länder verpflichtet fühlten. »In den serbischen Ländern«, schrieb er im Hinblick auf das 15. Jahrhundert, »florierte vor allem das Fürstentum Zeta«:

Sein Name leitete sich von jenem Fluss ab, der dort nach Süden fließt … zum Skutari-See. Es umfasste jenes Territorium, das heute als Montenegro oder Crna Gora bekannt ist, sowie seine Grenze am Meer … und die reichen und lieblichen Ebenen, welche die unregelmäßige Silhouette des unwirtlichen Berges umgeben. Gebiet um Gebiet musste aufgegeben werden, doch Zeta hielt stand. Schließlich fiel 1478 Skutari im Süden … und 1483 ergab sich Herzegowina im Norden den Osmanen. Iwan Tschernojewitsch, der montenegrinische Held dieser Zeit, bat die Venezianer abermals um Hilfe, welche sie schon so oft gewährt hatten, doch dieses Mal wurde er abgewiesen. Daraufhin verließen er und sein Volk die sonnenverwöhnten Gebiete, in denen sie seit 700 Jahren gesiedelt hatten, und suchten, auf den Felsen und in den Schluchten, jene beiden Schätze zu bewahren und in Sicherheit zu bringen, die der Menschheit am teuersten sind – ihren Glauben und ihre Freiheit. Wie den bulgarischen Pomaken und den bosnischen Begen stand es auch ihnen frei, sich durch Willfährigkeit einen demütigenden Frieden zu erkaufen. Wie schon viele vor ihnen standen auch sie vor der *trinoda necessitas:* vor den Alternativen Tod, Versklavung oder Koran. Sie wollten nicht sterben, denn sie hatten noch eine Aufgabe zu erfüllen. Gegenüber dem Koran oder der Versklavung zogen sie ein Leben in Kälte, Not, Entbehrung und ständiger Gefahr vor. So lautet ihre Magna Charta; und ohne andere herabsetzen zu wollen, möchte ich behaupten, dass sie die edelste der Welt ist.
So nahmen sie einmütig ihr grundlegendes Gesetz an, nämlich dass in Zeiten des Krieges gegen die Türken kein Sohn Crna Goras das Feld ohne Befehl seines Häuptlings verlassen durfte; dass ein Flüchtiger für immer in Acht und Bann gestoßen werden durfte; dass er sich in Frauengewänder zu kleiden haben würde… und dass die Frauen mit ihren Spinnrocken den Feigling aus dem Hort der Freiheit davonjagen sollten. Und seit vier Jahrhunderten haben sie diesen Bund, mit Ausnahme von nur sieben Jahren, aufrechterhalten, durch eine ununterbrochene Folge von Prüfungen und Großtaten, für die sich in den Annalen Europas und vielleicht sogar der gesamten Menschheit nur schwerlich Vergleichbares finden lässt.[27]

Gladstone war insbesondere von der Tatsache beeindruckt, dass die Montenegriner, als sie 1484 in die Berge im Landesinneren flohen, eine Druckmaschine mit sich führten, nur sieben Jahre nachdem William Caxton das erste Buch in England gedruckt hatte. Doch er erwähnte auch zwei unzivilisierte Angewohnheiten der Montenegriner: dass sie die abgeschlagenen Köpfe von Türken öffentlich zur Schau stellten und Gefangene verstümmelten. Letzteres wurde stillschweigend gebilligt, denn die britische Regierung war mit den jakobitischen Aufständischen auf dieselbe Weise verfahren; für das Erste jedoch gab es keine Entschuldigung.[28]

Der Dichter Alfred Tennyson, 1. Baron Tennyson, Gladstones Zeitgenosse, wollte dem Premierminister nicht nachstehen und verfasste ein Sonett:

Sie stiegen empor dorthin, wo der mächtige Adler kreist,
Sie bewahrten ihren Glauben, ihre Freiheit, auf den Höhen.
Tugendhaft, bescheiden, wild, unter Waffen bei Tag wie bei Nacht
Gegen die Türken; deren Überfälle nirgendwo

Ihre schwindelerregenden Pässe überwinden …
O du kleinstes aller Völker! Auf dem rauen Felsenthron
Der Freiheit! Krieger werfen den Ansturm
Des türkischen Islam zurück seit fünf Jahrhunderten,
Großes Crna Gora! Niemals seit deine
Schwarzen Kämme die Wolken anziehen und den Sturm brechen
Gab es ein Volk von mächtigeren Bewohnern der Berge.[29]

Da seine Reisen zunehmend Aufmerksamkeit fanden, gewann der Fürst von Montenegro an politischem Gewicht. Im Jahr 1891 besuchte er den osmanischen Sultan, der indirekt, wenn auch nicht formell sämtliche Ansprüche auf seine ehemalige Provinz aufgab. Im Jahr 1896 wohnte Nikola der Krönung von Zar Nikolaus II. in Sankt Petersburg bei, und auf seiner Heimreise wurden ihm die höchstmöglichen Weihen zuteil, als er von der britischen Königin Victoria in Windsor Castle zum Nachmittagstee empfangen wurde. Wie andere fortschrittliche Monarchen arbeitete auch Nikola an einer Verfassung, führte eine nationale Währung ein, den Perper, und förderte die Gründung einer Nationalkirche.

Im Juni 1903 wurde das montenegrinische Herrscherhaus durch eine Krise im benachbarten Serbien schwer erschüttert. Der serbische König Alexander I. Obrenović hatte große Teile der Bevölkerung durch Willkürhandlungen gegen sich aufgebracht, wie beispielsweise durch die Außerkraftsetzung der Verfassung für eine halbe Stunde, um einige ihm unliebsame Senatoren zu entlassen, und er hatte trotz heftiger Kritik eine Bürgerliche zur Frau genommen, die nunmehrige Königin Draga. Es entbrannte ein Streit um die Benennung eines Thronfolgers. König Alexander wollte Königin Dragas Bruder als Thronerben einsetzen, andere brachten den 24-jährigen Prinzen Mirko von Montenegro, den zweitältesten Sohn von Fürst Nikola, der mit einer Frau aus der Familie Obrenović verheiratet war, als Gegenkandidaten ins Spiel. Ranghohe Offiziere der serbischen Armee bereiteten daraufhin ein Attentat auf den König vor, und am 11. Juli wurden Alexander und Draga erschossen, verstümmelt und die Gedärme aus dem Leib gerissen. Die Attentäter lehnten Prinz Mirko als Thronfolger ab und hoben stattdessen den im Ausland lebenden serbischen Prinzen Petar Karadjordjević auf den Schild. König Petar I., wie er nun hieß (reg. 1903–1921), hatte

während seines Exils in Cetinje gelebt und Nikolas älteste Tochter Zorka geheiratet; er war ein gemäßigter, liberal gesinnter Mann, der die Werke von John Stuart Mill ins Serbische übersetzt hatte. Dennoch wurden in der Folge die Beziehungen zwischen Cetinje und Belgrad durch Animositäten belastet.

Im Februar 1904 brach im Fernen Osten der Russisch-Japanische Krieg aus, und Fürst Nikola sah sich genötigt, zur Unterstützung des Zaren Japan den Krieg zu erklären. Mehrere Hundert Montenegriner reisten in die Mandschurei, um sich dem Kampf anzuschließen. Zu ihnen gehörte auch ein Enkel des Fürsten, Dr. Anto Gvozdenović (1853–1935), der es zum General in der russischen und später der französischen Armee brachte. Nach dem Ende der Kämpfe wurden jedoch keine Schritte unternommen, um den Kriegszustand zwischen Japan und Montenegro aufzuheben.

Ebenfalls im Jahr 1904 wurde das überkommene Stammes- und Clansystem Montenegros neu organisiert. Es wurden vier *nahija* – Provinzen oder »Hauptmannschaften« – geschaffen, die Stämme wurden in diesen Verwaltungseinheiten verteilt, und jede Provinz erhielt einen vom Staat bestellten Ältesten. Damit bereitete Fürst Nikola den Boden für die Einführung modernerer staatlicher Strukturen.

Im Jahr 1905 wurde Montenegro eine konstitutionelle Monarchie, nachdem eine aus 212 Artikeln bestehende Verfassung – zum größten Teil nach serbischem Vorbild entworfen – angenommen worden war. In einem Handbuch des britischen Außenministeriums finden sich serbische Begriffe zur Beschreibung der Bestimmungen dieser Verfassung verwendet:

Der Fürst repräsentierte weiterhin den Staat in sämtlichen außenpolitischen Belangen; die Erstgeburt in der männlichen Linie wurde zur Grundlage der Thronfolge erhoben; der Senat blieb bestehen; das Land wurde in Verwaltungsbezirke (*oblasti*), Distrikte (*capitanie*) und Gemeinden (*opshtine*) eingeteilt; Pressefreiheit und Schulpflicht, ein Staatsrat und ein Rechnungshof mit jeweils sechs Mitgliedern wurden durch die Verfassung eingeführt. Eine Nationalversammlung (*Nardodna Skupshtina*), deren 62 Mitglieder zum Teil durch allgemeine Wahlen bestimmt und zum Teil ex officio durch den Fürsten ernannt werden, soll jährlich am 31. Oktober zusammentreten … Die Mitglieder der Versammlung müssen mindestens 30 Jahre alt sein und jährlich 15 Kronen Steuern zahlen.[30]

Die ersten Parlamentswahlen fanden im November desselben Jahres statt. Noch gab es keine politischen Parteien, die Abgordneten repräsentierten hauptsächlich lokale oder

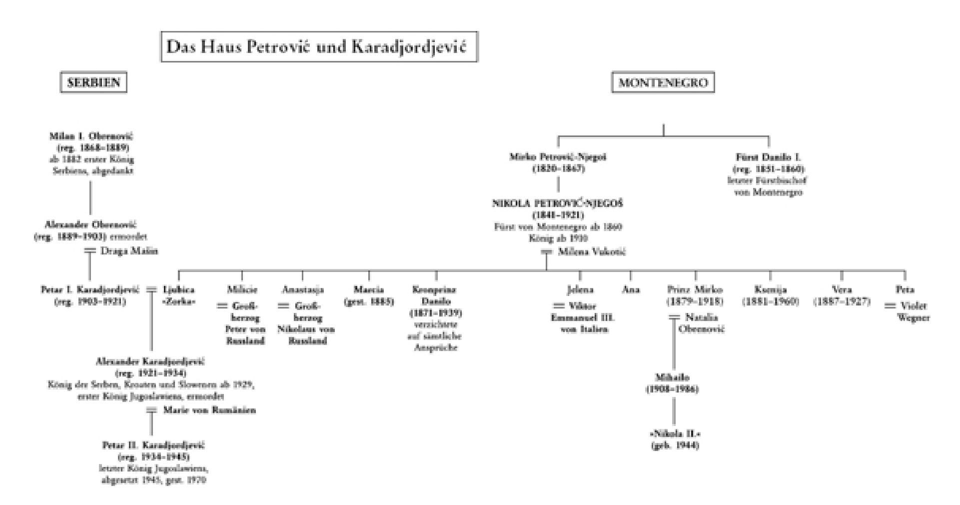
Stammesinteressen und die Beschlüsse der Nationalversammlung bedurften der Zustimmung des Fürsten.

Nach 1907 entwickelten sich ansatzweise zwei politische Parteien. Die erste der beiden, die Naradna Stranka (»Volkspartei«), wurde durch den italienischstämmigen Ingenieur Andrija Radović (1872–1947) gegründet, der ein moderneres, demokratisches Staatswesen anstrebte. Die andere Partei, die »Wahre Volkspartei« (PNS) oder die »Rechtmäßigen«, wurde von Fürst Nikola selbst ins Leben gerufen, um der Forderung nach Einschränkung seiner Vorrechte zu begegnen. Radović fungierte knapp ein Jahr als Ministerpräsident und musste später einige Zeit im Gefängnis verbringen. Bei den Wahlen 1913 jedoch errang seine Volkspartei einen Erdrutschsieg und er fand wieder die Gunst des Herrschers. Die Aussicht auf weitere konstitutionelle Reformen waren nicht schlecht.

Im Jahr 1910 feierte man in Montenegro das goldene Regierungsjubiläum des Fürsten. Der Hof von Sankt Petersburg erhob ihn in den Ehrenrang eines Feldmarschalls[31], und das willfährige montenegrinische Parlament trug ihm den Königstitel an, den er bereitwillig annahm. Die Vertreter der europäischen Großmächte applaudierten, und Montenegro nahm am Tag der Ausrufung des Königsreiches, dem 28. August 1910 (15. August nach dem alten Kalender)[B], seinen Platz unter den europäischen Mächten ein.

Gleichzeitig wurde der orthodoxen Kirche Montenegros per Dekret ein auto-kephaler Status verliehen, das heißt, sie wurde für eigenständig erklärt und unterstand künftig keinem Metropolitansitz mehr. Vorher war sie, ebenso wie die Kirche im benachbarten Serbien, formell dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt gewesen. Durch das Dekret wurde bekräftigt, dass Montenegro niemals die Abschaffung des serbischen Patriarchats durch die Osmanen im Jahr 1766 akzeptiert hatte und dass die montenegrinische Kirche daher die einzige legitime Nachfolgerin des hl. Sava sei, der die serbische orthodoxe Kirche begründet hatte. Dies hatte weitreichende Bedeutung: Die orthodoxe Geistlichkeit fungierte traditionell nicht nur als Wächter der religiösen Praxis, sondern auch der nationalen Identität. Die Montenegriner erhoben damit den Anspruch, dass ihre Auslegung der serbischen Traditionen wahrhaftiger sei als jene in Serbien. Das musste für böses Blut sorgen.[32]

Ein offizielles Foto der Königsfamilie am Tag der Ausrufung des Königreichs zeigt den Clan der Petrović-Njegoš auf dem Höhepunkt seiner Macht. Die Herren sind in exotische Militäruniformen gewandet, die Damen tragen knöchellange Oberröcke, weiße Seidengewänder und Wagenradhüte. König Nikola sitzt in Landestracht in der Mitte neben der matronenhaften Königin Milena, einer Grundbesitzertochter, die Nikola schon mit 13 Jahren geheiratet hatte. Das Königspaar ist umgeben von seinen sieben noch lebenden Töchtern, seinen drei Söhnen, einem Enkel und mehreren Ehepartnern der Kinder. Der älteste Schwiegersohn, Petar I. von Serbien, fehlt auf dem Bild, aber drei andere Schwiegersöhne sind anwesend, darunter König Vittorio Emmanuele III. von Italien. Kronprinz Danilo (1871–1939), das fünfte Kind des Königspaares, hat in der Mitte der zweiten Reihe Aufstellung genommen; der 20-jährige Enkel des Herrscherpaares, Kronprinz Alexander von Serbien, steht im Vordergrund.[33]



Im Sommer 1911 wurde einem amerikanischen Reporter, der über die aktuelle Albanienkrise berichten wollte, aber erfahren hatte, dass König Nikola Dichtkunst und Theaterstücke liebte, im »Biljarda-Haus« ein Interview gewährt, nachdem er sich als Literaturkritiker aus New York ausgegeben hatte. Im nahegelegenen Grenzgebiet waren gerade Kämpfe ausgebrochen, doch »Nikita« wollte sich keine Gelegenheit entgehen lassen, über Literatur zu sprechen. »Keine Eitelkeit ist so groß«, schrieb der Reporter, »wie jene eines Autors«:

Der König erschien nach kurzer Zeit – ein gut aussehender, stattlicher Herr, der vor Kurzem siebzig Jahre alt geworden war, mit zerfurchten Gesichtszügen, einem derben Mund und einer hohen Stirn. Ein kräftiger Schnurrbart verlieh seinem großen Gesicht etwas Malerhaftes, das erhellt wurde durch kluge und freundliche Augen … Nikita schien seine Minister vergessen zu haben … Er sprach in fehlerfreiem Französisch über Literatur – im Französisch eines Professors. Er redete über Lamartine und pries Chateaubriand. Von der Poesie gelangten wir zum Drama.

»Ja«, sagte der König. »Ich habe auch selbst Theaterstücke geschrieben. Das bekannteste wurde hier von unserem Königlichen Theater aufgeführt; es ist ein Drama mit dem Titel ›Die Balkankaiserin‹. Zur Figur der Heldin hat mich meine Ehefrau angeregt.« Ich wusste nichts über die »Balkankaiserin«, doch ich fragte aus Höflichkeit, ob der König nicht den Wunsch habe, dass das Stück auch in Frankreich oder in England oder in Amerika aufgeführt werde. Durch diese Frage verwandelte sich Nikita von einem Augenblick zum anderen aus dem Herrscher eines tapferen und ruhelosen Landes in einen Autor … Er gab mir eine Abschrift seines Stücks auf Montenegrinisch (das stark dem Serbischen und dem Russischen ähnelt). Darüber hinaus bedachte er mich mit einer signierten Fotografie.

Da er nun bester Laune war, trug er mir von sich aus seine Ansicht zu der aktuellen Krise vor. Zu meinem Bedauern erfuhr ich, dass er sich entschlossen hatte, einen Krieg zu vermeiden und die albanische Angelegenheit zumindest vorläufig fallen zu lassen.[34]



Dennoch brachen im folgenden Jahr die Balkankriege aus – Kriege um die Befreiung vom Osmanischen Reich, die durch Konflikte zwischen den Befreiten um die Kriegsbeute verkompliziert wurden –, und Montenegro wurde in einen Strudel von Auseinandersetzungen hineingezogen, in dem stets andere das Heft in der Hand hatten. König Nikola stellte sich auf die Seite von Serbien. Auch besaß er noch immer ausländische Bewunderer, die sich in lyrischen Lobeshymnen ergingen:

Seine Rede ist so geradlinig wie der Schuss seines Gewehres,
so direkt wie eine stoßende Klinge,
Er wartet auf die Tat, die den Frieden gefährdet,
Den seine unerbittlichen Kanonen geschaffen haben …

Gestrenger alter König des schroffen schwarzen Gebirges,
Wo die wilden, hageren Adler brüten,
Deine Rede ist so wahrhaftig wie dein Schwert scharf –
Und du bist fürwahr der König![35]

Der erste Balkankrieg 1912, an dem mehrere Länder teilnahmen und in dem Montenegro den ersten Schuss abfeuerte, endete mit einer Bestätigung der jahrhundertelangen Vorherrschaft des Osmanischen Reiches. Der zweite Balkankrieg 1913, in dem 10.000 montenegrinische Soldaten an die Front in Bulgarien geschickt wurden, führte dazu, dass Montenegro eine gemeinsame Grenze mit Serbien erhielt. Er zog aber auch Streit zwischen den Großmächten nach sich. König Nikola hatte gegen den Willen des Westens den albanischen Hafen Shkoder (Skutari) erobert und räumte ihn erst nach heftigen Protesten der Österreicher.[36] Wien schließlich betrachtete Montenegro als einen Stellvertreter Russlands.

Als wäre es abgesprochen worden, erschien unmittelbar nach dem Friedensschluss König Nikolas Stück *Balkanska Catrica* in London in einer englischen Übersetzung. Auf der Titelseite prangte ein signiertes Foto des Autors:

DIE BALKANKAISERIN: HISTORISCHES DRAMA IN DREI AUFZÜGEN
VON NICOLAUS I. PETROWITSCH-NJEGOSCH;
KÖNIG VON MONTENEGRO
Übertragen aus dem Serbischen …
London
(Eveleigh Nash)
1913

Dem Text war eine ausführliche »Beschreibung der Hauptfiguren« vorangestellt, von denen eine oder zwei deutlich wiederzuerkennen waren:

Fürst Eevan, der Herrscher von Montenegro, 70 Jahre – ein majestätischer alter Mann, ein Krieger und ein strenger, aber gutherziger Herrscher.

Prinz Georg, der Thronerbe, 26 Jahre – jung und stark, sehr höflich und wohlerzogen und von ruhigem Gemüt.

Prinz Stanko, der zweitgeborene Sohn, 24 Jahre – stark und sehr ehrgeizig, tatkräftig, furchtlos und tapfer, aber launenhaft, leicht zu beeinflussen.

Voivoda Dehan, 65 Jahre – alt, trägt aber sein Alter sehr gefasst und ist voller Leben: ein großer Held und Krieger, aber nicht eingebildet.

Voivoda Perun, Fürst Eevans Gast, 60 Jahre.

Danitza, Peruns Tochter, 20 Jahre – ein fester Charakter und sehr patriotisch eingestellt; verliebt in Stanko; sehr mutig und entschlossen und von angenehmem Wesen.

Ibrahim Aga, Gesandter des Sultans, 50 Jahre – schlank und mittelgroß, dunkle, gelbliche Hautfarbe, verschlagener Blick, voll der Komplimente und ein sehr hinterlistiger Charakter.[37]

Die Handlung ist zeitlich »am Ende des 15. Jahrhunderts« angesiedelt. Der Amerikaner, der den Originaltext nach London gebracht hatte, glaubte, dass es dem Königsdrama in gewisser Weise an »Einfallsreichtum« mangele. »Ich war nicht besonders erpicht darauf, das Stück für den Broadway aufzubereiten«, schrieb er. »Es war ordentlich geschrieben und von Schiller beeinflusst, aber es fehlte ihm der ›Biss‹ … Vielleicht hätte es sich gut als Vorlage für eine Operette geeignet.«[38] Und eine Operette war unglücklicherweise nach wie vor das Bild, mit dem die Europäer wie die Amerikaner Montenegro in Verbindung brachten:

Ein Hauch von Mittelalter umwehte König Nikolas: sein Beharren darauf, seine Truppen persönlich in die Schlacht zu führen, seine Angewohnheit, unter einem alten Baum Recht zu sprechen, und die prunkvollen Medaillen, die er sich selbst und seinen Freunden verlieh … Seine Hauptstadt Cetinje war nicht mehr als ein größeres Dorf, die Bank von Montenegro befand sich in einer kleinen Kate, und das Grand Hotel war eher eine Fremdenpension … Der neue Palast [des Königs] ähnelte mehr einem deutschen Wohnhaus, wo die Kinder ihre Hausaufgaben in Tracht erledigten … und der König auf der Eingangstreppe saß und auf Besucher wartete. Franz Lehár nahm Montenegro als Vorbild für die *Lustige Witwe*.[39]

Lehárs Operette, im Dezember 1905 in Wien uraufgeführt, wurde zu einem Riesenerfolg in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg; zwischen 1907 und 1910 fanden allein in London fast 800 Aufführungen statt. Im Libretto wird der Schauplatz kaum verhüllt als Fürstentum »Pontevedro« bezeichnet, seine Hauptstadt heißt Letigne. Der Gesandte von Pontevedro ist Baron Zeta, sein Gesandtschaftssekretär heißt Graf Danilo, sein Kanzlist Njegus. Das »Vilja-Lied« wird als eine »alte Melodie aus Pontevedro« bezeichnet:

Vilha, o Vilja! Das Waldmägdelein,
Fass mich und lass mich
Dein Trautliebster sein.[40]

Wenn Europäer vor dem Ersten Weltkrieg überhaupt an Montenegro dachten, kamen ihnen wohl als erstes Lehárs fröhliche Liebeshändel in den Sinn.

Die Geschichte Montenegros wird durch seine frühen

Briefmarken sehr schön illustriert. Die erste Briefmarke, die 1874 von der montenegrinischen Post herausgegeben wurde, war in Kyrillisch beschriftet und zeigte den Kopf von Fürst Nikola. Im Jahr 1894 erschien eine Gedenkbriefmarke zum 40. Jahrestag des ersten in Montenegro gedruckten Buches, 1896 kam eine Briefmarke zum 200-jährigen Bestehen des Fürstbistums heraus. Im Jahr 1910 erschien eine Krönungsausgabe, der mehrere Marken folgten, die den König mit seinem traditionellen königlichen Kopfputz zeigten und die die letzten Briefmarken des Landes sein sollten.[41]

Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz-Ferdinand in Sarajewo am 28. Juni 1914 fand nur rund 50 Kilometer von der Grenze Montenegros entfernt statt – und mit dem Angriff der Österreicher auf Serbien begannen die Kämpfe. Die Montenegriner eilten sogleich den Serben zu Hilfe und erklärten Österreich den Krieg, doch wie sich herausstellen sollte, wurden sie dadurch in einen langen und erbitterten Konflikt hineingezogen. Ebenso wie die Serben hofften sie auf Territorialgewinne an der Adriaküste und im Norden von Albanien, und in den Verhandlungen, die dem Vertrag von London (1915) vorangegangen waren und zum Kriegseintritt Italiens aufseiten der Alliierten geführt hatten, wurden ihnen auch wichtige Gebiete zugesagt, darunter Dubrovnik. Doch das Ergebnis war weniger erfreulich: Im Verlauf der Jahre 1916/17 wurde die serbische Armee zurückgeworfen, zog sich in einem langen Marsch über die Berge nach Albanien zurück und suchte schließlich auf Korfu Zuflucht. Als die Österreicher weiter vorstießen, geriet Montenegro in starke Bedrängnis.[42] In der Schlacht von Mojkovac im Januar 1916 brachte die montenegrinische Armee große Opfer, um ihren serbischen Verbündeten die Flucht zu ermöglichen, doch ihr eigenes Land fiel in die Hand des Feindes, und König Nikola sah sich gezwungen, ins Exil nach Frankreich zu gehen. Er verließ sein Land in einer Situation, die nicht nur undurchsichtig, sondern auch gefährlich war. Nach komplizierten Verhandlungen schloss er mit Wien ein Abkommen, wonach die königliche Verwaltung und der Einfluss der Clans auch unter der österreichisch-ungarischen Besetzung unangetastet bleiben sollten. Diese Verhandlungen führten jedoch nicht nur zur unbeabsichtigten Kapitulation der montenegrinischen Armee, sondern auch zur Spaltung der montenegrinischen Exilregierung. Andrija Radović, der erneut zum

Ministerpräsidenten bestellt worden war, kündigte dem König nun endgültig die Gefolgschaft auf. Der im Exil lebende Monarch verlor zunehmend die Kontrolle über sein Schicksal.

Als die Österreicher im letzten Kriegsjahr zunehmend schwächer wurden, kam in Montenegro ein politischer Gärungsprozess in Gang. Ein Teil der montenegrinischen Öffentlichkeit fühlte sich von der »jugoslawischen Idee« angezogen, der Vorstellung, dass alle Südslawen – Serben, Montenegriner, Kroaten, Slowenen und Makedonier – sich in einem gemeinsamen Staat zusammenschließen sollten. Ein anderer Teil neigte mehr zur »panserbischen Idee«, derzufolge das bestehende Königreich Serbien um alle ethnischen Serben erweitert werden solle, insbesondere um jene, die in Bosnien, Montenegro, Kosovo und Makedonien lebten. Obwohl die Konzepte eines vereinigten Jugoslawien und eines »Groß-Serbien« jeweils entschiedene Anhänger fanden, waren sie nicht völlig unvereinbar. Dies glaubte zumindest Andrija Radović. Daher nahm der über die besten Verbindungen verfügende Politiker Montenegros Kontakt zur serbischen Exilregierung auf und machte mit ihr gemeinsame Sache.

Auch das allgemeine politische Umfeld veränderte sich. Bis 1914 waren die Interessen Montenegros von Russland und von Russlands Verbündetem Frankreich geschützt worden. Doch nach dem Vertrag von London betrat Italien die Bühne, und König Nikola unterstützte, ebenso wie Radović, Italiens Bestrebungen nach einer Wiedergewinnung der Adriaregion. Durch den bolschewistischen Umsturz 1917 wurde Russland vom Spielfeld genommen, Frankreich näherte sich Serbien an, und die italienischen Adriapläne verloren die Unterstützung der Westmächte. Vor allem die Amerikaner lehnten den Vertrag von London ab, den sie als abstoßendes Beispiel einer althergebrachten Geheimdiplomatie betrachteten. König Nikola verlor seine internationalen Freunde.

Einem Zeitzeugen zufolge war die »österreichische Besatzung nicht besonders grausam«, zumindest in der ersten Phase. »Kein Kind wurde getötet, keine Frau verletzt.«[43] Doch bald verschlechterte sich die Lage. Die Kapitulation der montenegrinischen Armee wurde nicht gut aufgenommen, und die Exilregierung lieferte widersprüchliche Erklärungen. So behauptete sie beispielsweise, dass das Abkommen mit den Österreichern

nur dazu gedient habe, Zeit zu gewinnen, dass der König den Widerstand unterstütze und dass niemand das Recht besitze, einen Waffenstillstand auszuhandeln, geschweige denn einen Frieden. Daher waren viele der loyalen Untertanen des Königs unsicher, ob sie mit den Besatzungsmächten kooperieren durften oder nicht. Die Österreicher ließen als Vorsichtsmaßnahme alle erwachsenen Männer inhaftieren. Dies führte zu Widerstandsaktionen, die ihrerseits Vergeltungsmaßnahmen nach sich zogen. Österreichische Soldaten wurden erschossen, und die Täter wurden gehängt. Am schlimmsten war, dass sich die Clans zerstritten. Zunehmend gab es Scharmützel unter Montenegrinern selbst. Während sich der internationale Konflikt dem Ende zuneigte, drohte nun ein Bürgerkrieg.

Dank der österreichischen Besetzung und der Tatsache, dass sich König Nikola im Exil befand, spielte Montenegro kaum eine Rolle bei den sich schnell entwickelnden, aber schlecht koordinierten Plänen zur Schaffung eines einheitlichen jugoslawischen Staates. Der Hauptprotagonist dieses Unternehmens war ein dalmatinischer Kroate namens Ante Trumbić (1864–1928), zeitweiliger Bürgermeister von Split, der aus Kotor an der Adriaküste stammte. Trumbićs Jugoslawisches Komitee war in London gegründet worden und arbeitete eng mit dem Wissenschaftler R. W. Seton-Watson und dessen Zeitung *New Europe* zusammen, doch in den Jahren 1916/17 war es hauptsächlich damit beschäftigt, geeignete serbische Partner zu finden, um das konkurrierende Projekt eines Groß-Serbien auszustechen. Am 17. Juli 1917 unterzeichnete Trumbić zusammen mit dem serbischen Politiker Nikola Pašić (1845–1926), der eine Zeit lang Bürgermeister von Belgrad gewesen war, die Erklärung von Korfu, in der die Gründung eines vereinigten Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen vereinbart wurde.[44] Dieses Königreich sollte unter der Herrschaft der Karadjordjević-Dynastie stehen, Montenegro allerdings blieb in der Erklärung unerwähnt. Das sollte ein böses Omen sein. Zudem erwies sich Pašić als unzuverlässig. Seton-Watson über ihn: »Der alte Mann ändert seine Meinung alle paar Stunden, und seinem Ehrenwort oder allem anderem, was er sagt, kann man keine fünf Minuten trauen.«[45] Pašić ließ schnell erkennen, dass die Erklärung von Korfu nicht ernst gemeint gewesen war und nur dem Zeitgewinn gedient hatte. Spätestens ab dem Juli 1918 setzte er ausschließlich auf die panserbische Karte: »Serbien«, erklärte er Trumbić

geheimnisvoll, »repräsentiert unsere Nation der drei Namen international.«

Nach der Verabschiedung der Korfu-Deklaration tauchte Radović in der Schweiz auf, wo er das Zentrale Montenegrinische Komitee für die Nationale Wiedervereinigung gründete. Wie viel Unterstützung er damit fand, ist unklar, man muss jedoch bedenken, dass es sich bei der Nation, die er wiedervereinigen wollte, nicht um Montenegro handelte, sondern vielmehr um eine Nation aller Serben ungeachtet ihres Wohnorts. In der Praxis kämpfte er damit gegen die Wiederherstellung Montenegros.

In Montenegro herrschte indessen Chaos. Der Kontakt zum König im Exil war praktisch abgerissen. Es gab keinen montenegrinischen Radiosender, das Fernmeldewesen wurde von den Österreichern kontrolliert, und die des Lesens und Schreibens weitgehend unkundige Bevölkerung konnte mit den ausländischen Zeitungen, die der Zensur entgangen waren, ohnehin nichts anfangen. Das Jugoslawien-Projekt lag in den Händen von Außenstehenden. Zwar stand außer Frage, dass die Montenegriner wie die meisten Europäer Veränderungen erwarteten. Sie wussten sehr wohl, dass König Nikolas wichtigster Schutzherr, der russische Zar, gestürzt worden war und dass Teile seines Reiches, wie etwa die Ukraine, sich abgespalten hatten. Doch die meisten warteten geduldig auf die Rückkehr des Königs und auf eine Beruhigung der internationalen Lage.

In den letzten beiden Wochen des Krieges erreichte die Verwirrung ihren Höhepunkt. Am 31. Oktober 1918 löste sich die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn auf, Kaiser Karl I. dankte ab und enthob seine Regierung ihres Amtes. Die österreichischen Besatzungstruppen zogen aus Montenegro ab. In allen großen Städten der untergehenden Donaumonarchie – in Wien und Budapest, in Zagreb, Ljubljana, Prag, Lemberg und Sarajewo – entstanden Nationalausschüsse, die sich um die Gründung unabhängiger Staaten bemühten. Am 4. November brach in Berlin die Revolution aus. Der Kaiser dankte ab, die deutschen Truppen an der Westfront zogen sich zurück, und die Mittelmächte, die jahrelang unbesiegbar erschienen waren, brachen militärisch zusammen. Die westlichen Alliierten, »die vom Sieg überrascht wurden«[46], triumphierten. Sie diktierten nun die Bedingungen des Waffenstillstands, der am 11. November in Kraft trat, und setzten für den 31. Januar 1919 den Beginn einer Friedenskonferenz in Paris an. Die Montenegriner

waren nicht die einzigen, die sich fragten, wohin diese rasante Entwicklung letztlich führen würde.

Bei Kriegsende, in der Zeit zwischen dem Waffenstillstand und der Friedenskonferenz, erlitt Montenegro den schlimmsten Rückschlag: Zwar hatte es den Krieg gewonnen, sich von den Mittelmächten befreit. Als Mitglied der siegreichen Alliierten erwartete das Land deshalb, eine angemessene Belohnung zu erhalten. Doch es sollte anders kommen. Eine eilig einberufene »Große Nationalversammlung«, die sich als *Skupština* bezeichnete, sprach sich für eine Union mit dem entstehenden jugoslawischen Königreich aus. Entsprechende Ausführungsbeschlüsse wurden unverzüglich nach Belgrad übermittelt. König Nikola verlor seinen Thron. Sein Reich, ein serbisches Sparta, das erst seit acht Jahren bestanden hatte, wurde wie ein Kind aus Sparta in den Bergen zum Sterben ausgesetzt. Es war der einzige Staat der westlichen Kriegsallianz, der nach dem Krieg von der Landkarte verschwand.

Die Abfolge der Ereignisse, durch die Montenegro seine Eigenstaatlichkeit einbüßte, verdient eine nähere Betrachtung. Normalerweise wurden nach der Beendigung der Besetzung eines Mitgliedslandes der Alliierten dessen Staatlichkeit und territoriale Grenzen wiederhergestellt, nachdem der Sieg sicher war. In Belgien beispielsweise, das von 1914 bis 1918 von deutschen Truppen besetzt gewesen war, wurden nach dem Ende der Kampfhandlungen der König und seine Regierung wieder in vollem Umfang in ihre Ämter eingesetzt. Albert I. zog am 22. November 1918 im Triumphzug in Brüssel ein, zwei Tage, bevor die »Große Nationalversammlung« in Montenegro zusammentrat. In den Erklärungen der Alliierten war Montenegro stets zusammen mit Belgien und Serbien in der Reihe der Staaten aufgeführt worden, deren Wiederherstellung vorgesehen war. Wodurch hatte sich 1918 die Situation für Montenegro verändert?

Durch den Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie Ende Oktober 1918 entstand ein Machtvakuum in den Territorien, die die kaiserlich-königliche Armee besetzt hatte. In Montenegro indessen waren keine Vorkehrungen für einen geordneten Machtübergang getroffen worden. Die montenegrinische Armee musste sich selbst rekonstituieren. Nach der Kapitulation im Januar 1916 hatten manche Einheiten ihre Waffen den Österreichern übergeben und sich aufgelöst; andere Soldaten hatten das

Land verlassen und sich unter serbischen Befehl gestellt. Alle mit den Westmächten verbündeten Balkanstaaten unterstanden theoretisch dem französischen General Franchet d’Espérey, der im fernen Saloniki weilte; der westliche Teil des Balkan war seinem Stellvertreter, General Venel, anvertraut. Doch die unmittelbare Kontrolle durch die Militärführung war nur schwach, und für das montenegrinische Hinterland konnten nur geringe militärische Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. Die Küstengebiete waren den Franzosen zugeteilt worden beziehungsweise britischen und italienischen Einheiten, die von der See her an Land gebracht wurden. Für das gebirgige Landesinnere war die serbische Armee zuständig, die einzige nennenswerte Bodentruppe in der Region, während die Gebiete an der Ostgrenze von irregulären serbischen Kämpfern infiltriert wurden. Kurz gesagt, in den Wochen vor und nach dem Waffenstillstand gab es keine einheitliche montenegrinische Militärformation, die imstande gewesen wäre, die Interessen Montenegros zu verteidigen.[47]

Die Stellung des montenegrinischen Königshauses war eindeutig geschwächt. Das Verhalten von König Nikola während des Krieges war vielfach auf Kritik gestoßen. Manche warfen ihm vor, er habe mit dem Feind paktiert, andere beschuldigten ihn, er habe das Land im Stich gelassen oder an die Serben verraten, andere monierten, dass er sich »wie ein Despot verhalte« oder von den Zuwendungen der Alliierten lebe. Der König hatte sich mit einigen Politikern überworfen, und sogar aus seinem eigenen Lager waren Rufe nach seiner Abdankung laut geworden.[48] Doch es gab im Land keine gezielte Kampagne zu seiner Absetzung und auch nicht zur Abschaffung der Monarchie als Institution; eine Verständigung mit den serbischen Verwandten des Königs war noch immer im Bereich des Möglichen. Dass dem König durchaus Mitgefühl entgegengebracht wurde, bestätigt ein Zeitzeuge, von dem man dies nicht unbedingt erwarten würde. Milovan Djilas (1911–1995), ein Kampfgefährte Titos und späterer politischer Häftling, der aus Montenegro stammte, erinnerte sich an eine Begebenheit in seiner Kindheit: »Es hatte keinen Verrat gegeben«, schrieb er. »Was hätte der König verbrochen haben können? … Er hat die Serben nicht verraten. Wenn er jemanden verraten hat, dann die montenegrinische Armee und den montenegrinischen Staat.«[49]

Über die Beziehungen zwischen dem Haus Petrović-Njegoš und dem Haus Karadjordjević war in der Öffentlichkeit nur wenig bekannt. Die Könige von Montenegro und Serbien waren beide alte Männer; beide setzten Hoffnungen auf die jüngere Generation; beide waren ins Exil gezwungen worden, Nikola nach Antibes, Petar nach Korfu, und beide hofften schließlich, dass es zu einem abgestimmten Vorgehen kommen möge. Kronprinz Alexander von Serbien, Nikolas Enkel, war eine Schlüsselfigur; er war bereits der amtierende serbische Regent und offenkundig mit großem Ehrgeiz ausgestattet. 1915 hatte er in London als Erster von »unserem jugoslawischen Volk« gesprochen[50] – doch dies bedeutete nicht notwendigerweise, dass er seinem Großvater gegenüber böse Absichten hegte. Ein in hohem Maße unpraktikabler Plan, den Radović ins Gespräch brachte, sah vor, dass die montenegrinische und die serbische Dynastie gemeinsam Jugoslawien regieren sollten, und abwechselnd ein Mitglied der Familie Petrović und der Familie Karadjordjević den Thron besetzen sollte. Niemand nahm das ernst.

Montenegros Isolation wurde durch die Spannungen im benachbarten Albanien noch verstärkt, das nun im Fokus internationaler Meinungsverschiedenheiten war. Die serbische Armee hatte Ende 1918 große Teile von Nordalbanien verwüstet und mehr als 150 Dörfer im Tal des Drin zerstört. Dieses Vorgehen wurde von den Franzosen gebilligt, die sich ein starkes Nachkriegs-Serbien wünschten und vorhatten, Albanien aufzuteilen. Um die schwache Regierung in Tirana zu destabilisieren, schürten sie einen Aufstand des katholischen Mirdite-Clans, der sein Rückzugsgebiet in den Bergen zu einer unabhängigen Republik erklärte. In Paris verkündete ein von Frankreich dominierter Ausschuss, dass Albanien geteilt werden solle (entsprechend den Bestimmungen des Londoner Vertrages), während die USA die Unabhängigkeit Albaniens anerkannten und einen albanischen Botschafter in Washington akkreditierten. Diese komplizierten Auseinandersetzungen lenkten jedoch die Aufmerksamkeit von den Vorgängen in anderen Ländern ab.

In Montenegro bildeten sich unterdessen zwei konkurrierende politische Lager, doch es gab kein etabliertes Forum, auf dem sie ihren Wettstreit hätten austragen können. Das panserbische Lager, das maßgeblich von Radović beeinflusst wurde, drängte sowohl auf eine

Vereinigung mit Serbien als auch auf die Schaffung eines jugoslawischen Staates unter der Führung Belgrads. Diese Kräfte gingen davon aus, dass die montenegrinische Verfassung aus der Vorkriegszeit hinfällig war, und versuchten ihre Ziele durch ein einseitiges Vorgehen durchzusetzen: ein klassisches Beispiel für selbst ernannte Demokraten, die aber keine Geduld für demokratische Prozesse aufzubringen bereit sind. Das konkurrierende königliche Lager indessen wollte als Erstes den König von Montenegro wieder einsetzen und sich erst später um die Jugoslawien-Frage kümmern. Seine Unterstützer waren zwar schlecht organisiert, repräsentierten aber wohl die Meinung der Bevölkerungsmehrheit, und sie brachten zweifellos auch die erklärten Absichten der Alliierten zum Ausdruck.

Es ist interessant, den 11. Punkt von US-Präsident Wilsons 14-Punkte-Programm zu zitieren, das sowohl von Großbritannien wie auch von Frankreich unterstützt wurde und das nach allgemeiner Auffassung die Leitlinien der alliierten Politik repräsentierte. »Rumänien, Serbien und Montenegro sollen geräumt, die besetzten Gebiete zurückgeben werden«, hieß es darin. »Serbien sollte ein freier und sicherer Zugang zur See gewährt werden, und die Beziehungen der verschiedenen Balkanstaaten zueinander sollten durch freundschaftliche Übereinkunft … geregelt werden« Und weiter: »Internationale Bürgschaften für die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit sowie die Unverletzlichkeit des Gebiets der verschiedenen Balkanstaaten sollten geschaffen werden.«[51] Daraus ergibt sich eindeutig, dass die westlichen Staatsführer alle mit ihnen verbündeten Balkanstaaten wiederherstellen und dies auch vertraglich absichern wollten.

Unter den Bedingungen, die im November 1918 herrschten, war jedoch nicht an eine »freundschaftliche Übereinkunft« zu denken, und auch die politischen Kräfteverhältnisse waren nicht ausgeglichen. Die serbische Armee, die in das Vakuum vorgestoßen war, das die Österreicher hinterlassen hatten, unterstützte die panserbische Gruppierung in Montenegro, die unverzüglich einen sogenannten Nationalrat und ein Provisorisches Exekutivkomitee einrichtete, um Wahlen für eine »Große Nationalversammlung« zu organisieren. Hinter diesem Plan steckte Radović. Die politischen Gruppen des Landes bekamen keine Chance, gleichberechtigt miteinander zu konkurrieren. Der König und die Regierung befanden sich

noch immer im Ausland; ihnen unterstanden keine Truppen und nur wenige Beamte, und der tatsächliche Einfluss ihrer Unterstützer außerhalb von Cetinje war verschwindend gering.[52] In seinem französischen Exil berief König Nikola am 12. November, dem Tag nach der Verkündung des Waffenstillstands, das montenegrinische Parlament (die *Skupština)* ein, doch seine treuen Anhänger hatten keine Möglichkeit, sein Dekret umzusetzen.

Was das gemeinsame Jugoslawien-Projekt anging, gab es noch keine Streitpunkte. Schließlich hatten Serben, Kroaten, Slowenen, Bosnier und Montenegriner alle die Last der österreichischen Herrschaft beziehungsweise Besatzung zu spüren bekommen und erkannten die Vorzüge einer künftigen Zusammenarbeit. Ein jugoslawischer Staat kam auch den Interessen der westlichen Alliierten entgegen, die ihn als willkommenen Ersatz für den österreichischen Einfluss betrachteten, die kleineren Länder zeigten sich begeistert. Auch König Nikola hatte seine Beitrittsbereitschaft bekundet. Dabei dachte er sicherlich an einen föderativen jugoslawischen Staat, angelehnt etwa an das Modell des Deutschen Reiches, in dem mehrere regierende Monarchen ihre Königswürde hatten erhalten können. Das war eine Frage, bei der zweifellos eine »freundschaftliche Übereinkunft« erforderlich war.

Die Montenegriner waren daher in vielerlei Hinsicht besorgt. Nicht nur war unklar, wie das Staatsgebiet Montenegros wiederhergestellt werden könnte oder wie das Jugoslawien-Projekt realisiert werden würde. Ständig lagen Streitigkeiten in der Luft; Pessimisten wären wohl verzweifelt. Die Verkündung des Waffenstillstands war deshalb eine große Erleichterung, und es trug zur Beruhigung bei, dass Montenegro zu den siegreichen Alliierten gezählt wurde. In Situationen wie dieser neigen kleine Länder dazu, an das Wohlwollen der Großmächte zu glauben; auch war Montenegro, so schien es, in keiner so misslichen Lage wie Ungarn oder Bulgarien, die ja auf der falschen Seite gestanden waren.

Die Serben dagegen sahen sich schon von Anfang mit Hindernissen konfrontiert. Für sie ging es vor allem um Zeit. Wenn sie ihren Traum von einem Staat verwirklichen wollten, in dem Serbien die gleiche dominierende Rolle spielen würde wie Preußen in Deutschland, mussten sie schnell handeln. Insbesondere mussten sie ihren wichtigsten Partnern und Rivalen, den Kroaten, zuvorkommen, die noch damit

beschäftigt waren, sich aus den alten österreichisch-ungarischen institutionellen Strukturen zu befreien. Es war nicht klar, welche Ergebnisse die Friedenskonferenz bringen würde und welche Überlegungen dort angestellt werden würden. Die serbische Delegation würde in einer viel stärkeren Position sein, wenn im Vorfeld bereits Vereinbarungen im serbischen Sinne getroffen worden waren.[53] Auch die Serben machten sich Sorgen um die Zukunft ihrer Monarchie. Man hätte erwarten können, dass die serbischen und die montenegrinischen Monarchisten gemeinsam handelten, wenn auch nur, um die republikanischen Kräfte in Schach zu halten. Immerhin war König Petar I. von Serbien König Nikolas Schwiegersohn, hatte in Cetinje gelebt und einen sehr ähnlichen kulturellen Hintergrund. Auch er war in Frankreich ausgebildet worden; er hatte die Militärakademie in Saint-Cyr absolviert und hatte (unter dem Namen »Pierre Kara«) als französischer Offizier in Deutsch-Französischen Krieg gedient. Die beiden Monarchen waren im selben Alter und hatten viele Gemeinsamkeiten. Aber da lag auch das Problem: Es gab Generäle und Höflinge in Belgrad, die das Haus Petrović-Njegoš als gefährlichen Rivalen betrachteten. 1903 hatten sie König Petar durch einen blutigen Militärputsch auf den Thron gebracht und fürchteten nun, dass etwas Ähnliches wieder geschehen könnte. Darüber hinaus war ihr König krank und hatte seine Machtbefugnisse bereits an seinen in Montenegro geborenen Sohn übertragen. Im Wettkampf um den jugoslawischen Thron – in Slowenien und Kroatien gab es keine Könige – war die montenegrinische Dynastie Serbiens einziger ernsthafter Konkurrent.

Zudem war Serbien ein landumschlossener Staat. Der »Zugang zum Meer« konnte in vier möglichen Richtungen hergestellt werden: im Nordosten über kroatisches Territorium, im Südwesten über albanisches Gebiet, im Süden über griechisches Terrain oder direkt über Montenegro. Griechenland und Kroatien waren stark genug, um sich einem solchen Vorhaben in den Weg zu stellen. In Albanien herrschte Aufruhr. Montenegro war das leichteste Ziel.

Ende Oktober 1918 kam plötzlich wieder Leben in das aufgeschobene Jugoslawien-Projekt. Im kroatischen Zagreb entstand am 29. Oktober ein neuer Nationalrat, der ohne Vorwarnung die Gründung eines »Staates der Slowenen, Kroaten und Serben« verkündete. Der Präsident dieses

Staatsgebildes, Dr. Anton Korošec, war ein Slowene, der im kaiserlichen Reichsrat in Wien mitgewirkt hatte, die Vizepräsidenten waren ein Kroate und ein Serbe aus Kroatien. Das Territorium, das dieser Staat beanspruchte, bestand ausschließlich aus Gebieten des zerfallenden Habsburger-Reiches – unter den »Serben«, auf die sich der Staatsname bezog, wurden die Einwohner von Bosnien und Herzegowina verstanden, nicht jene von Serbien und Montenegro. Dennoch eröffnete die Gründung dieses Staates neue Möglichkeiten, die die serbische Exilregierung nicht ignorieren konnte. Nikola Pašić erkannte sofort die Chance, ein »Groß-Serbien« innerhalb eines größeren Jugoslawiens zu schaffen, und er bemühte sich um ein baldiges Treffen mit den Politikern aus Zagreb. Auch Korošec wollte mit Pašic ins Geschäft kommen, denn wegen der Ansprüche auf die Adriaküste zwischen Triest und Dubrovnik bahnte sich ein Konflikt mit Italien an. (In einem letzten Verzweiflungsakt hatte die österreichisch-ungarische Verwaltung Korošec die Kontrolle über die gesamte k.u.k. Flotte anvertraut.)

In der daraufhin einberufenen Konferenz von Genf nahmen Pašic, Korošec und Trumbić, Vertreter der serbischen Regierung, des Nationalrates von Zagreb und des Jugoslawischen Ausschusses teil, aber kein Bevollmächtigter Montenegros. Nach vier hektischen Verhandlungstagen beschlossen die Teilnehmer am 6. November die Vereinigung des gerade gegründeten Staates der Slowenen, Serben und Kroaten mit dem Königreich Serbien. Ein erweiterter Nationalrat wurde als provisorische Regierung des neuen Staates eingesetzt, während in Zagreb und Belgrad parallele Ministerien unterhalten werden sollten. Das neue Staatsgebilde sollte »Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen« heißen.

Serbien war daher am stärksten daran interessiert, Montenegro aufzulösen, und eine günstige Gelegenheit dazu bot sich noch vor der formellen Beendigung des Krieges. Der Aktionsplan, der in Windeseile umgesetzt wurde, zielte darauf, alle Serben unter den Bedingungen Belgrads im Schoß Jugoslawiens zu vereinen. Das ehemals österreichische Bosnien wurde ebenso darin einbezogen wie die früher ungarische Vojvodina und Montenegro. In all diesen Fällen erreichten die Organisatoren ihre Ziele mit der stillschweigenden Hilfe der serbischen Armee. Im Falle von Montenegro bestimmten sie Podgorica, nicht die Königsstadt Cetinje, zum Tagungsort der »Großen

Nationalversammlung«, und verteilten eilig weiße und grüne Stimmzettel; weiß für die pro-serbische jugoslawische Option, grün für die Wiederherstellung des Königsreiches Montenegro. Der Zeitplan war äußerst knapp und das Vorgehen sehr geschickt. Den wenigen ausländischen Beobachtern, die von den Wahlen erfuhren, war überhaupt nicht bewusst, dass die »Große Nationalversammlung« etwas ganz anderes war als die konstitutionelle *Skupština*, die der König einberufen hatte.

Zwei kurze Wochen, beginnend mit dem 10. November, standen für den Wahlkampf zur Verfügung, der von Verleumdungen und Unterstellungen gegenüber Petrović geprägt war. Die Abmachungen des abwesenden Königs Nikola mit den Habsburgern wurden als eigennützig und unpatriotisch gebrandmarkt, und man unterstellte ihm, er habe bei (namentlich nicht genannten) britischen Banken ein enormes privates Vermögen angehäuft. Nur an sieben Tagen durften überhaupt Wahlveranstaltungen stattfinden (in Cetinje sogar nur an drei Tagen). Der serbischen Armee wurde befohlen, sämtliche »Agitatoren« festzunehmen und die Rückkehr der Exil-Montenegriner zu unterbinden. Ein Konzil aus willfährigen Bischöfen verkündete dann noch die Vereinigung der montenegrinischen und serbischen orthodoxen Kirche.

In diesem Szenario war der Ausgang des »Plebiszits« vorhersehbar: Mit der überwältigenden Mehrheit der pro-serbischen Weißen, der *byelasi*, wurden 168 Delegierte gewählt, und am 24. November trat die daraus entstandene »Große Nationalversammlung« zusammen. Auf der zweiten Sitzung der Versammlung zwei Tage später wurde ein »Beschlussdokument« verabschiedet, in dem zum einen erklärt wurde, dass »das serbische Volk von Montenegro das Blut, die Sprache, die Religion und die Tradition mit dem Volk von Serbien« teile, und zum anderen, dass die Vereinigung von Montenegro mit Serbien »die einzig mögliche Lösung für unser Volk« darstelle. Eine Debatte gab es nicht.

Insgesamt wurden vier Resolutionen verabschiedet:

1. Die Absetzung König Nikolas I. Petrović-Njegoš und seiner Dynastie.
2. Die Vereinigung von Montenegro und Serbien in einem Staat unter der [serbischen] Karadjordjević-Dynastie und der anschließende Beitritt der so Geeinten zum Mutterland der Serben, Kroaten und Slowenen.
3. Die Bildung eines Exekutivausschuss aus fünf Personen, der bis zum Vollzug der Vereinigung für sämtliche staatlichen Aktivitäten zuständig sein sollte.
4. Die Kommunikation dieser Entscheidung an den früheren König, seine

Regierung, die Alliierten und alle neutralen Staaten.[54]

Von den 168 Delegierten stimmten 160 den Beschlussvorlagen zu. »Angesichts serbischer Besatzungstruppen«, schrieb ein leidenschaftsloser Historiker, »beschloss eine Nationalversammlung, die aus Mitgliedern mit den erwünschten Ansichten zusammengesetzt war, im Schnellverfahren, den König abzusetzen und das Land mit Serbien zu vereinigen.«[55]

Zeitgenössische Darstellungen der Versammlung von Podgorica zeichneten kein vorteilhaftes Bild der Teilnehmer.

Alles rauchte, redete und schrie durcheinander wie in einem Café; auch wurde behauptet, die Resolutionen seien einstimmig angenommen worden. Doch jeder, der Einwände vorbringen wollte, wurde niedergebrüllt. Manche monierten, dass es sich bei gewissen anwesenden Mitgliedern, auch einigen aus Cetinje, nicht um die Gewählten handele. Doch sie fanden kein Gehör. Manche Albaner waren gezwungen worden, den Bezirk Pec zu vertreten, doch sie erklärten vergeblich, dass sie nicht bereit seien, an diesem Verfahren teilzunehmen. All dies geschah unter dem Eindruck von Bajonetten.[56]

Proteste blieben wirkungslos, und nachdem die Abstimmung erfolgt war, hatten die Versammlungsteilnehmer ihre Schuldigkeit getan. Am 1. Dezember bot eine von den Serben beherrschte Montenegrinische Nationalversammlung dem serbischen Herrscher, Fürst Alexander, an, die Macht zu übernehmen, und Montenegro wurde durch königliches Dekret an Serbien angeschlossen. Alexander hatte bereits das zusätzliche Amt des Regenten über das Königreich Jugoslawien übernommen. Am 4. Dezember wurde in Belgrad der kranke Petar I. zum König der Serben, Kroaten und Slowenen ausgerufen; es war sein letzter öffentlicher Auftritt. In seinem neuen Titel wurde Montenegro nicht mehr erwähnt. Die serbisch-jugoslawischen Behörden kappten die Verbindungen zu König Nikola und versicherten den Alliierten, dass die Auflösung seines Reiches auf einer demokratischen Entscheidung seiner Untertanen beruhe.

Die Gegenreaktion ließ nicht lange auf sich warten: Die royalistischen Grünen (*zelenasi*) appellierten an General Venel, die Resolutionen von Podgorica für ungültig zu erklären und sich für freie Wahlen einzusetzen. In Cetinje kam es am 24. Dezember zu gewaltsamen Zusammenstößen. Die Royalisten, die bereits als »Aufständische« bezeichnet wurden, hatten dabei Tote und Verwundete zu beklagen. Bei einem Kurzbesuch in Cetinje rief General Venel zu einem Waffenstillstand auf und befahl den Rebellen (nicht aber der

serbischen Armee), ihre Waffen niederzulegen. Im Grunde war Montenegro schon befriedet, bevor die Friedenskonferenz in Paris ihre Arbeit aufnahm.[57]

König Nikola und seine Minister verfügten noch immer über die königliche Botschaft in Paris sowie über die königliche Residenz in Antibes und ihre Büros in Neuilly-sur-Seine und Bordeaux, wo eine montenegrinische Militärmission untergebracht war. Dort flehten sie Gott und die Welt an, dass die Unabhängigkeit Montenegros erhalten bleiben müsse; dem König wurde von Woodrow Wilson, David Lloyd George und dem französischen Präsidenten Poincaré persönlich versichert, dass sie Verständnis für seine Position hätten. König Nikola rief seine Untertanen zum Widerstand auf. Doch politische Unterstützung war nirgends in Sicht. Die Briefe des Königs an die alliierten Staatsführer blieben meist unbeantwortet oder waren nur geschwollen und ausweichend. Am 24. November 1918, dem Tag der Absetzung des Königs, schrieb Poincaré: »Eurer Majestät sei versichert, dass die Regierung [von Frankreich] … keine Versuche unterstützen wird, die darauf zielen, den Willen des montenegrinischen Volkes zu brechen und ihm seine legitimen Ansprüche zu verwehren.«[58] US-Präsident Wilson antwortete mit zweimonatiger Verzögerung: »Bald wird dem montenegrinischen Volk eine gute Möglichkeit geboten werden«, schrieb er, »sich über die politische Form seiner künftigen Regierung frei zu äußern.«[59]

Am orthodoxen Weihnachtsfeiertag, dem 7. Januar 1919, unternahmen die Grünen einen neuen, entschlosseneren Aufstandsversuch. Dieser mündete rasch in einen Bürgerkrieg, der die traditionellen Stämme spaltete. Die serbische Armee griff zu harten Vergeltungsmaßnahmen, die wiederum heftige Gegenreaktionen provozierten. Beide Seiten verübten Gräueltaten; das Haus von Andrija Radović in Martinici wurde von Plünderern in Brand gesteckt, seine Mutter wurde entführt und sein Vater erschossen. Doch die Grünen hatten der serbischen Feuerkraft nicht viel entgegenzusetzen. »Ihre Häuser wurden niedergebrannt. Sie wurden ausgeraubt und geschlagen. Den Frauen wurden Katzen unter die Röcke gebunden, dann wurden diese Katzen mit Stangen geschlagen. Die Soldaten setzten sich rittlings auf die Rücken alter Männer und zwangen sie, sie durch Flüsse zu tragen. Sie vergriffen sich an Mädchen. Das Eigentum, die Ehre und die Vergangenheit: Alles wurde mit Füßen getreten.«[60] Die montenegrinischen Soldaten mussten

König Petar I. einen neuen Treueid leisten. Wer sich weigerte, wurde eingesperrt. Die serbischen Gefängnisse waren voll mit Montenegrinern.

Die Pariser Friedenskonferenz geriet zu einer Katastrophe für Montenegro: Da Russland aufgrund des bolschewistischen Umsturzes nicht teilnahm, hatte König Nikolas Reich keine Freunde mehr. Der Platz, der für den Delegierten des Landes reserviert war, blieb leer. Der Hohe Rat begründete dies am 13. Januar damit, »dass der Sitz nicht vergeben werden kann, solange die politische Situation in diesem Land nicht geklärt ist«.[61] Die jugoslawische Delegation dagegen, die von Trumbić und Pašić geleitet wurde, konnte ungehindert ihre Sitze einnehmen. Unterstützt wurde sie von Andrija Radović, dem Leiter ihrer montenegrinischen Sektion. Auf der Konferenz gelang es ihr, ihre Sichtweise fast unwidersprochen darzustellen. Ihr Propagandamaterial, darunter ein Buch von Radović, wurde in mehrere Sprachen übersetzt und in großer Zahl verteilt, ganz im Gegensatz zu den promontenegrinischen Handreichungen.[62] König Nikolas Vertreter, General Gvozdenović, durfte nur einmal, am 6. März, vor dem Hohen Rat sprechen, was aber wirkungslos blieb. Im Mai verkündete die Konferenz die formelle Anerkennung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen, dessen Bestandteil Montenegro nun wohl oder übel war.[63] Anschließend bemühte sich die serbische Regierung unverzüglich, ihre Gewinne zu sichern; König Nikola klopfte an eine Tür, die sich für immer geschlossen hatte.

Trotz fortbestehender internationaler Sorgen gab es während des Jahres 1919 keine weiterführenden Gespräche über Montenegro. Die britische Regierung entsandte einen bekannten Diplomaten, den Grafen de Salis, ins Land, der sich an Ort und Stelle Informationen beschaffen sollte. Der irische Grundbesitzer und Ritter des Heiligen Römischen Reiches, Sir John De Salis-Soglio (1864–1939), der bereits mehrmals als Diplomat auf dem Balkan tätig gewesen war, darunter als britischer Gesandter in Cetinje (1911–1916), schickte seinen Bericht im September an das britische Außenministerium, doch Außenminister Lord Curzon erklärte gegenüber dem Parlament, dass eine Veröffentlichung des Berichts nicht möglich sei.[64] Sowohl im Unter- wie auch im Oberhaus wurden diesbezüglich Anfragen gestellt, die jedoch nie beantwortet wurden. Schon verbreitete sich das Gerücht, dass De Salis verschwunden sei, dass er von einem britischen

Kriegsschiff habe gerettet werden müssen oder dass sein Leben in Gefahr sei. In einem Untersuchungsbericht, den Major TemperleyC65 für das Parlament anfertigte, wurde jedoch festgestellt, dass nichts dergleichen zutreffe.[66] Dennoch verstärkte sich der Eindruck, dass die britische Regierung mehr wusste, als sie bekannt zu geben bereit war.

Nachdem die Hauptsitzungen der Friedenskonferenz vorüber waren, veröffentlichte das britische Außenministerium die Handbücher, mit denen seine Beamten und Diplomaten ausgestattet worden waren. Handbuch Nr. 20 war Montenegro gewidmet. Seine 28 Seiten enthielten ausführliche Informationen zur Geschichte und Geografie sowie zur sozialen und wirtschaftlichen Situation des Landes, aber nur ein paar Zeilen zu den Entwicklungen seit 1913:

> Insbesondere da die beiden serbischen Staaten aneinandergrenzen, veranlasste der Kontakt mit Serbien die Einwohner Montenegros dazu, Vergleiche anzustellen, die nicht zum Vorteil ihres eigenen Landes ausfielen. Im Jahr 1917 wurde vom früheren Ministerpräsidenten M. A. Radovich eine Bewegung ins Leben gerufen, welche die Abdankung von König Nikola forderte, um eine Vereinigung der beiden Staaten unter der Karageorgevich-Dynastie zu ermöglichen. Auf der Konferenz der jugo-slawischen Delegierten, die 1918 in Genf stattfand, wurde über die Beziehungen zwischen Montenegro und dem neuen jugo-slawischen Staat debattiert, und eine eigens einberufe *Skupshtina* erklärte den König für abgesetzt und verkündete den Zusammenschluss. Doch diese Entscheidung wurde aus verfassungsmäßigen Gründen angefochten.[67]

Diese Zusammenfassung hätte ohne Weiteres auch in Belgrad geschrieben worden sein können. Dass die Verfasser nicht unterscheiden konnten zwischen der »Großen Nationalversammlung« und der *Skupština*, die niemals einberufen wurde, führte zu grundlegenden Fehlschlüssen.

In den Jahren 1920/21 lösten Großbritannien, Frankreich und die USA nacheinander ihre diplomatischen Vertretungen bei der montenegrinischen Exilregierung auf. Sie waren zu der Erkenntnis gelangt, dass die Minister des Königs nicht mehr imstande waren, den Gang der Ereignisse zu beeinflussen, und da in Serbien gerade Neuwahlen abgehalten wurden, akzeptierten sie die Behauptung, dass das montenegrinische Volk in ein demokratisches System einbezogen werden würde. Mittlerweile gab es jedoch große Meinungsverschiedenheiten zwischen den drei Staaten und der italienischen Regierung, die ihr Missfallen über die Entwicklungen an der Adria zum Ausdruck brachte und sich wie Montenegro als Opfer der Entente-Mächte empfand. So blieb es der amerikanischen Presse und in geringerem Maß den Italienern überlassen, der Welt einige grundlegende und

seit Langem überfällige Einzelheiten mitzuteilen. Anfang April 1920 veröffentlichte die *New York Times* einen aufsehenerregenden Artikel mit der Überschrift »Serben verhaften De Salis«:

Paris, 2. April. Graf De Salis, ehemaliger britischer Gesandter in Montenegro und Sonderbotschafter im Vatikan … wurde von den Serben während einer Erkundungsmission für seine Regierung in Montenegro festgenommen und inhaftiert. Dies geht aus einer Erklärung hervor, die der montenegrinische Außenminister gegenüber König Nikola abgab, der sich gegenwärtig in Paris aufhält … Der Erklärung zufolge heißt es in dem Bericht [des Grafen], dass die serbische Armee, »die Montenegro nach dem Waffenstillstand überrannt hat, die Bevölkerung terrorisiert« und dass ihre Schreckensherrschaft fortbestehe. Deshalb wird der Vorwurf erhoben, dass »Europa zwar weiß, was in Montenegro geschieht, aber dennoch gleichgültig bleibt« und dass Präsident Wilson, »der große Fürsprecher der kleinen Nationen, sich beharrlich taub stellt«.[68]

Der italienische Ministerpräsident Bonomi erklärte zur selben Zeit vor seinem Parlament: »Die montenegrinische Frage ist nie von den großen Mächten besprochen wurden, und die vollendeten Tatsachen, die von Serbien geschaffen wurden, sind nie international anerkannt worden«.[69] Die Königin von Montenegro bat um eine Unterredung mit Lloyd George, als dieser Cannes besuchte. Ihre Bitte wurde abschlägig beschieden – die Entente-Mächte zeigten ihrem früheren Verbündeten die kalte Schulter. Der Bericht von De Salis blieb unveröffentlicht, heute aber wissen die Historiker, wie vernichtend er war. Unter anderem hieß es darin, Montenegro sei »von starken serbischen Truppen besetzt«, montenegrinische Beamte seien durch serbische ersetzt worden, die Wahlen zur Versammlung in Podgorica seien illegal gewesen, die Gefängnisse überfüllt, und die gegenwärtige Regierung sei im Volk verhasst.[70]

Unterdessen begann die serbische Armee mit ihren jährlichen Vorstößen ins Gebirge zur Bekämpfung der »Aufständischen«. Gräueltaten nahmen zu. Dörfer wurden niedergebrannt. Auf die flüchtigen Anführer wurden Kopfgelder von 100.000 Dinar ausgesetzt. Dorfbewohner wurden geschlagen oder bestochen, um Informationen zu liefern. Gefangenen drohten Folter und Hinrichtung. Die Belgrader Presse veröffentlichte bereitwillig grauenhafte Bilder. Ein kanadischer Stabsoffizier, der auf dem Balkan stationiert war, berichtete: »Ich weiß von einem gewissen Bulatovich mit dem Beinamen ›der Oberst‹, der in die Hände der Serben fiel … Dieser Unglückliche wurde dreimal gehenkt … Im letzten Augenblick wurde das Seil durchgeschnitten, damit er nicht sofort starb …

Anschließend wurden ihm die Arme und Beine gebrochen. Schließlich wurde ihm, er lebte noch, die Haut abgezogen, wie bei einem Tier.«[71] In Berichten aus Montenegro war von 6000 niedergebrannten Häusern die Rede und von vielen weiteren, die geplündert wurden. Die Schäden, die von der serbischen Armee angerichtet wurden, wurden auf 723 Millionen Francs geschätzt und überstiegen damit jene während der österreichischen Besatzung. Mehr als 5000 montenegrinische Zivilisten wurden in serbischen Internierungslagern festgehalten. Ein anderer Kanadier, der in Dulcigno (Ulcini) ein Lazarett betrieb, berichtete im Juli 1920 in einem Brief an die britische Regierung, dass Wohltätigkeit allein hier nichts mehr ausrichten könne. »Die Serben haben alle erdenklichen schmutzigen Tricks angewandt«, schrieb er. »Es gibt nicht mehr viele Montenegriner, im nächsten Jahr wird es gar keine mehr geben.«[72] Obendrein erließ die serbische Regierung ein Gesetz zum »Schutz des Staates«, das es ihren Sicherheitsorganen erlaubte, nach eigenem Ermessen sämtliche verfügbaren Mittel einzusetzen.

Aufgrund der fortdauernden Proteste verlangte die britische Regierung weitere Untersuchungen. In den 1920er-Jahren wurden von Major Temperley und dem Diplomaten Robert Bryce, die als Wahlbeobachter nach Montenegro entsandt wurden, weitere Berichte vorgelegt. Sie konnten keine Unregelmäßigkeiten feststellen. Bryce kam zu dem Schluss, dass die Neuwahlen ordnungsgemäß durchgeführt worden waren und dass die Mehrheit der Montenegriner einen »jugo-slawischen« Staat befürworte. Temperely pflichtete ihm bei. Sie berichteten jedoch nicht, dass die serbische Regierung alle Kandidaten vorher überprüft hatte und dass der Beitritt zu einem »jugo-slawischen Staat« gar nicht zur Abstimmung stand. Die Errichtung des Staates Jugoslawien zu unterstützten, war das eine; durch Tricks und Zwang zum Beitritt zu Jugoslawien genötigt zu werden, ohne über die Beitrittsbedingungen verhandeln zu können, war jedoch etwas ganz anderes. Die montenegrinische Exilregierung appellierte an den Hohen Rat der Alliierten, eine Untersuchungskommission einzusetzen.

Mittlerweile richteten König Nikola und seine Minister, die ihr Bündnis mit Großbritannien und Frankreich praktisch abgeschrieben hatten, ihre letzte Hoffnung auf die Vereinigten Staaten von Amerika; General Gvozdenović wurde als königlicher Gesandter nach Washington geschickt.

Als die USA im Januar 1921 den Briten und Franzosen folgten und den montenegrinischen Vertretern ebenfalls die Anerkennung entzogen, war die Enttäuschung verständlicherweise sehr groß. J. S. Plamenatz, der Ministerpräsident und Außenminister der königlichen montenegrinischen Regierung, formulierte eine scharfe, fast undiplomatische Protestnote. Er erinnerte die Amerikaner an die »Annexion des alliierten Montenegros durch Gewalt und Blutvergießen« und daran, dass Präsident Wilson dem montenegrinische Volk das »Recht auf Selbstbestimmung« zugesichert hatte:

In Anbetracht all der vorgenannten Tatsachen kann die Königliche Regierung Montenegros nicht glauben, dass die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika – des zivilisiertesten Landes der Welt – einen Schritt erwägt, der zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Montenegro führen müsste. Eine solche Handlung würde nicht nur den verbrecherischen Absichten Belgrads entgegenkommen, sondern sämtlichen Grundsätzen internationaler Moral und Gerechtigkeit widersprechen, und die Vereinigten Staaten würden sich dem Vorwurf aussetzen, dass sie ihr gegebenes Wort nicht einhalten und die Souveränität Montenegros nicht respektieren.73

König Nikola von Montenegro starb am 1. März 1921 in Antibes im Alter von 80 Jahren; er wurde in San Remo beigesetzt. Am 21. Oktober desselben Jahres erfolgte ein, wie es erschien, letzter Unterwerfungsakt, als Königin Milena, die Witwe des Königs, die montenegrinische Exilregierung auflöste und die Minister von ihrem Treueid entband, sodass der letzte politische Faktor verschwand, auf den sich die Sache der Royalisten noch stützen konnte. Über die Entscheidung der Königin berichtete die *New York Times* unter der Überschrift »Das Ende Montenegros«:

In Rom wurde bekannt, dass sich die montenegrinische Regierung aufgelöst hat … Königin Milena hat erkannt, dass es nichts bringt, ein Gremium von Ministern, die keine Macht mehr besitzen, mit dem Titel Regierung zu versehen … Die wenigen verbliebenen Soldaten haben ihre Entlassung akzeptiert … Der Akt von Königin Milena … markiert das Ende eines der interessantesten kleinen Staaten in Europa und befreit den Hohen Rat und den Völkerbund von einer ihrer größten Lasten … Es ist unwahrscheinlich, dass der Kampf um ein unabhängiges Montenegro weiter fortgesetzt wird …74

Unterdessen verlor das einstige Königreich auch noch seinen Namen. Nach der Eingliederung in das nunmehr zentralistische Serbien wurde es von den Behörden *Banovina Zetska* (Banschaft Zeta) genannt, eine Bezeichnung, die 1929 offiziell festgelegt wurde. Die montenegrinische Verfassung wurde verworfen, die Stämme und Clans büßten ihre

Machtstellung ein.

Das Haus Petrović-Njegoš wurde durch Nikolas Tod weitgehend bedeutungslos. Der Thronerbe, Prinz Danilo, hatte bereits zugunsten seines Cousins, König Alexander, auf seinen Anspruch verzichtet. Sein Bruder, Prinz Mirko, war vor ihrem Vater gestorben; der rangnächste Anwärter, Mirkos Sohn Mihailo, war ein Knabe von 13 Jahren. Es bestand keine Aussicht darauf, dass sich die Situation positiv verändern würde. Zu gegebener Zeit übernahm Mihailo, der in Eastbourne in England zur Schule gegangen war, die Funktion des Kronprätendenten, General Gvozdenović wurde zum Regenten ernannt.

Daraufhin veröffentlichte eine »Liga der montenegrinischen Emigranten« eine Broschüre mit dem Titel *Le Plus Grand Crime de la Guerre Mondiale* (»Das größte Verbrechen des Weltkriegs«). Der Untertitel lautete: *La Tentative d'escamoter un état allié* (»Der Versuch, einen Staat der Alliierten zum Verschwinden zu bringen«). Das Büchlein bestand allein aus Zitaten alliierter Staatsmänner:

»Großbritannien wird den Krieg entschlossen weiterführen, bis Belgien, Serbien und Montenegro wiederhergestellt sind.« Herbert Asquith, 16. April 1919
»Die Wiederherstellung von Belgien, Serbien und Montenegro.« David Lloyd George in der Antwort auf eine Frage aus der deutschen Delegation während der Pariser Friedenskonferenz in Bezug auf die Friedensbedingungen, 16. April 1919
»Die Montenegro-Frage wird nicht in Pallanza diskutiert [bei den Verhandlungen zwischen Jugoslawien und Italien], sondern erst später von allen Mächten.« Boncar Law, Führer der britischen Konservativen, 11. Mai 1920
»Montenegros einziger Fehler bestand darin, dass es sich am Krieg beteiligt und den Versprechen seiner Verbündeten geglaubt hat.« C. Treves, italienischer Sozialist »Das Verbrechen, das Deutschland an Belgien verübt hat, ist nicht so schwerwiegend wie jenes von Serbien … an Montenegro. Das erstgenannte Verbrechen wurde behoben, das zweite findet nach wie vor die Billigung der Großmächte.« Hugo Mowinckel, norwegischer Minister, August 1920[75]

Doch noch war der letzte Vorhang nicht gefallen. Von April bis Mai 1922 diskutierten die Vertreter von 34 Staaten auf der Genfer Konferenz über die Nachkriegsordnung in Osteuropa. Diese Konferenz geriet bald in eine Sackgasse, doch einer ihrer Tagesordnungspunkte bezog sich auf die Arbeit der interalliierten Reparationskommission, und durch die Diskussionen wurde bekannt, dass Montenegro seinen Anteil aus den Reparationsleistungen niemals erhalten hatte. Die Kommission hatte zwei Millionen Dollar, die für Montenegro bestimmt waren, zurückgehalten, weil sie »nicht wusste, an wen sie ausbezahlt werden sollten«.[76] Dies bot einen Anlass für weitere Proteste vonseiten der Unterstützer Montenegros. Der Italiener Gabriele d'Annunzio, ein

nationalistischer Hitzkopf, der auch als »erster Duce« bezeichnet wurde, hielt eine beeindruckende Rede, und ein gewisser Dr. Chotch, der noch immer als montenegrinischer Außenminister betrachtet wurde, legte allen Delegationen einen formellen Antrag vor:

Mit ihrer Note vom 1. November 1920 an den Hohen Rat der Alliierten und den Völkerbund verlangte die montenegrinische Regierung … die Einrichtung einer internationalen Untersuchungskommission … bezüglich der … gegen das montenegrinische Volk verübten Verbrechen und Straftaten. Bedauerlicherweise fand dieser verzweifelte Aufschrei nicht die Resonanz, die die Hoffnung auf Gerechtigkeit hätte wachrufen können.
Das montenegrinische Volk und seine Regierung sind fest davon überzeugt, dass die hohe Versammlung der Vertreter der Nationen, die in Genf zusammengekommen ist, das Leiden des montenegrinischen Volks und die unerhörte Barbarei, der es zum Opfer gefallen ist, nicht missachten wird.
Daher habe ich die Ehre, im Namen der montenegrinischen Regierung die internationale Konferenz aufzurufen, den Auftrag zur Einrichtung einer Untersuchungskommission zu erteilen, die sich mit der Aufklärung der [genannten] Verbrechen und Straftaten befassen wird …[77]

Dem »Montenegro-Appell« waren umfangreiche Dokumente beigefügt, in denen die serbischen Gräueltaten im Detail dargestellt wurden. Die *New York Times*, die diese Geschichte mit Engagement verfolgt hatte, sprach das letzte Wort: Am 16. April 1922 veröffentlichte sie unter der Überschrift »Die Auslöschung einer Nation« einen langen Artikel, in dem die Ereignisse der vergangenen vier Jahre zusammengefasst wurden.[78]

Montenegro hatte nun in der Außenwelt nur noch wenige Freunde. Einer von ihnen, ein Engländer, der früher Hauslehrer eines der Söhne von König Nikola gewesen war, veröffentlichte 1924 eine flammende Anklageschrift, in der die Alliierten ebenso heftig kritisiert wurden wie Serbien. Sie begann mit einer Szene aus London:

An den Wänden über der großen Treppe im Außenministerium in White Hall sind Wandbilder zu Ehren unserer Verbündeten des Weltkriegs gestaltet worden. Das mittlere, das die Inschrift »BRITANNIA PACIFICATRIX« trägt, zeigt die Alliierten und umfasst auch Montenegro als unabhängigen Staat. Britannien grüßt seine treuen Waffenbrüder; manche davon – Frankreich, Italien, Amerika und Japan – werden als ruhmreiche Kämpfer gezeigt; andere, die viel stärker gelitten haben – Belgien, Rumänien, Serbien, Montenegro – erscheinen als traurige Gestalten mit blutenden Wunden. In der offiziellen Beschreibung des Bildes heißt es unter anderem: »Serbien hält Montenegro in seinen Armen.«[79]

In den folgenden 87 Jahren waren die ehemaligen Untertanen des Königsreiches Montenegro Bürger von Jugoslawien. In der Zwischenkriegszeit wurden sie in Serbien integriert innerhalb des Königreiches der Serben, Kroaten

und Slowenen. Während des Zweiten Weltkriegs hatten sie harte Besatzungen zu erdulden, zuerst durch die italienischen Faschisten, dann durch die deutschen Nationalsozialisten. In der Nachkriegszeit, im kommunistischen Jugoslawien, wurde ihr Land von Tito als eine von sechs Bundesrepubliken wiederbegründet.

Das Vermächtnis von König Nikola erwies sich nicht als bedeutungslos: Zum einen hinterließ er ein Dutzend Söhne und Töchter, die aufgrund zahlreicher strategischer Eheschließungen in der Politik auf dem Balkan und in der orthodoxen Kirche eine wichtige Rolle spielten, und blieb so als »Schwiegervater Europas« in Erinnerung. (Seine Tochter Elena, die durch Heirat Königin von Italien wurde, hatte einen gewissen Anteil daran, dass die Achsenmächte während der Herrschaft Mussolinis wieder einen montenegrinischen Staat schufen.) Darüber hinaus hinterließ er ein umfangreiches poetisches und literarisches Werk, das heute zum Kernbestand der serbokroatischen Literatur gehört. Durch seine frühen Schriften und Verlautbarungen hatte er ironischerweise maßgeblich zur Förderung des panserbischen Nationalgedankens beigetragen und die Flammen der romantischen Exklusivität geschürt, ohne zu wissen, wen und was diese Flammen schließlich vertilgen würden. Seine politische Stellung wurde durch eine Entwicklung untergraben, die er einst selbst unterstützt und gefördert hatte.

Nach dem Ende der kommunistischen Tito-Herrschaft konnte jedoch das Wirken von König Nikola wieder gewürdigt werden. Im Jahr 1989 wurden seine sterblichen Überreste und jene von Königin Milena (die zwei Jahre nach ihrem Ehemann in Cape d’Antibes gestorben war) von San Remo nach Hause überführt und in der Cupiro-Kapelle in Cetinje beigesetzt. Zudem wurde der ehemalige Königspalast als Museum neu eröffnet. Kurze Zeit später wurde die montenegrinische orthodoxe Kirche, die Nikola gefördert hatte, wieder neu begründet. Im Jahr 1997 übernahm der betagte Erzbischof Mikhailo von Cetinje, der im Exil als Vertreter von Königin Elena von Italien fungiert hatte, das Amt des Metropoliten von Montenegro, was einen Angriff auf die Autorität der Serbisch-orthodoxen Kirche darstellte. Sein Widersacher war Erzbischof Amfilohije, der Metropolit von Montenegro und des Küstenlandes, der dadurch bekannt wurde, dass er Ministerpräsident Djukanović als »Heidenkönig« beschimpfte.[80] Erzbischof Mikhailo konnte

schätzungsweise 30 Prozent der Gläubigen für sich gewinnen.[81]

Während der schrecklichen jugoslawischen Bürgerkriege in den 1990er-Jah-ren stand Montenegro länger als die übrigen Teilrepubliken zum jugoslawischen Bundesstaat. Ein Drittel der Offiziere der jugoslawischen Armee waren immerhin Montenegriner ebenso wie eine große Zahl der Beamten und Parteifunktionäre im jugoslawischen Staatsapparat. Montenegrinische Truppen beteiligten sich an den Angriffen auf das kroatische Dubrovnik und auf die von Muslimen bewohnten Gebiete in Bosnien.[82] Sowohl Slobodan Milošević als auch Željko Ražnatović, der Anführer paramilitärischer Kampfgruppen, der als »Arkan« bekannt wurde, waren Serben montenegrinischer Abstammung.[83] Dasselbe gilt für Radovan Karadzić, den ehemaligen Führer der bosnischen Serben.[84]

Nach 1997 jedoch spaltete sich die montenegrinische Kommunistische Partei, die nach wie vor die Macht ausübte, in eine Pro- und eine Anti-Milošević-Fraktion, und letztere, die sich als die stärkere erwies, distanzierte sich zunehmend von Belgrad. In ihrer Endphase nahm die jugoslawische Föderation eine duale Form an; ihre beiden Bestandteile Serbien und Montenegro sprachen in der Außen- und Verteidigungspolitik jeweils mit einer eigenen Stimme – ein Arrangement, mit dem König Nikola und seine Minister seinerzeit wohl zufrieden gewesen wären.

Die Entfremdung zwischen Montenegro und Serbien verstärkte sich 1999 im Zuge der »Operation Noble Anvil« (Operation Edler Amboss), der Bombardierung des benachbarten Kosovo, das damals noch eine serbische Provinz (wenngleich mit mehrheitlich albanischer Bevölkerung) war, durch die NATO. Flüchtlinge aus Kosovo strömten über die Grenzen; die NATO-Militärstrategen nahmen Häfen und Kommunikationseinrichtungen in Montenegro ins Visier, aber auch viele Zivilisten kamen ums Leben, als Bomben auf friedliche Dörfer fielen. Montenegro zahlte einen hohen Preis für seine Verbindung mit Serbien, die ihm immer weniger Vorteile brachte.

Nachdem im Oktober 2000 Slobodan Milošević in Serbien gestürzt worden war, formulierte die montenegrinische Führung offen das Ziel einer einvernehmlichen Trennung. Die Vorbereitungen waren sehr langwierig, aber am 22. Mai 2006, nach fast neunjährigen Verzögerungen, wurde das entscheidende Referendum abgehalten. Der

Unabhängigkeitsvorschlag erreichte knapp die erforderliche Mehrheit der Stimmen, obwohl die Schwelle von den EU-Beobachtern vorher von 50 auf 55 Prozent heraufgesetzt worden war; der Zugewinn von 0,5 Prozent war daher bedeutsamer, als man vermuten könnte.[85] Montenegro trat den Vereinten Nationen und dem Europarat bei. Damit war der souveräne Staat wiederhergestellt, der 1918 untergegangen war.



In der Zeit vor dem Referendum hatte die Regierung von Ministerpräsident Djukanović systematisch alle Symbole einer Eigenständigkeit Montenegros gestärkt. Neben der Unterstützung der montenegrinischen orthodoxen Kirche hatte sie auch die Amtssprache des Landes mit einem neuen Namen versehen. In den Lehrplänen der Schulen wurden die Serbisch-Kurse durch »Kurse in der Heimatsprache« ersetzt, und die Fakultät für Serbische Sprache und Literatur an der Universität wurde umbenannt in »Fakultät für Serbische, Montenegrinische, Bosnische und Kroatische Studien«.[86] Im Jahr 2004 wurde eine neue Nationalhymne eingeführt, nachdem Serbien zur alten Hymne des Königshauses Karadjordjević zurückgekehrt war. Seitdem singen die Montenegriner »Oj svijetla majska zoro« (»O du helle

Morgenröte im Mai«), ein Lied, das an die Eroberung des Kosovo erinnert.[87]

Am 12. Dezember 2005 enthüllte der Ministerpräsident in einem großen Park in Podgorica ein lang ersehntes Denkmal. »Montenegro«, erklärte Djukanović, »war und ist ein Freund aller Nationen und soll es immer sein, vor allem der Südslawen. Doch niemals mehr wird es eine Freundschaft pflegen, wenn ihm dies zum Schaden gereicht.«[88] Ein Vertreter der Opposition kritisierte das Ereignis als einen »Akt zur Selbstprofilierung eines Diktators«. Doch Fürst Nikola II. (geb. 1941), der Sohn des verstorbenen Fürsten Mihailo, der als Architekt in Paris lebt, äußerte sich lobend über die Denkmalenthüllung.[89] Das Standbild zeigt König Nikola zu Pferde in der Nationaltracht, die er auch am Tag der Staatsproklamation 1910 getragen hatte.

III

Theorie und Praxis der staatlichen Souveränität sind ein kompliziertes Thema. Wohl kaum jemand würde bestreiten, dass die Vernichtung eines anerkannten Staates durch äußere Einmischung illegal ist. Hier lässt sich eine Parallele zum Tod eines Menschen ziehen: Wenn ein Mann oder eine Frau an Altersschwäche oder einer Krankheit stirbt, mag dieses Ereignis betrauert werden, aber man kann es nicht moralisch verurteilen. Doch wenn der Verlust des Lebens auf das Handeln oder Nichthandeln anderer zurückzuführen ist, wird es automatisch als Verbrechen eingestuft – als Totschlag oder Mord oder Körperverletzung mit Todesfolge.

In Bezug auf souveräne Staaten kommt es auf den Kontext an: Kaum ein Politiker oder ein Völkerrechtler würde dem Gedanken widersprechen, dass es eine supranationale Ordnung gibt und dass das Verhalten souveräner Staaten kollektiven Regeln und Sanktionen unterliegt. Dies sind die Grundlagen des internationalen Rechts. Das Scheitern Montenegros war nicht allein darauf zurückzuführen, dass hier ein souveräner Staat durch ausländische Ränke und Gewalt unterging; es lag auch am Versagen dessen, was man heute »internationale Gemeinschaft« nennt. Montenegro war Mitglied der Entente im Ersten Weltkrieg, und seine Rechtspersönlichkeit war am Ende des Krieges noch unversehrt. Ob es durch die Beschlüsse der Pariser Friedenskonferenz formell erlosch oder nicht, ist umstritten.

Aus Gründen, die nur schwer zu benennen sind, fand Montenegros Schicksal keinen Niederschlag in der internationalen Agenda.

Das Reich von König Nikola ging unter, bevor durch die Estrada-Doktrin von 1930 und die Konvention von Montevideo von 1933 ein völkerrechtlicher Rahmen für die Definition staatlicher Souveränität geschaffen und die Prinzipien der Gleichheit souveräner Staaten und der Nichteinmischung verankert wurden. Montenegro erfüllte zweifellos die vier Voraussetzungen eines souveränen Staates: ein von Grenzen umgebenes Territorium, eine darauf als Kernbevölkerung ansässige Gruppe von Menschen, eine auf diesem Gebiet herrschende Staatsgewalt sowie die Fähigkeit zur Aufnahme auswärtiger Beziehungen.[90] Doch in der Zeit von 1918 bis 1921, als sich die Alliierten und der Völkerbund mit zahlreichen strittigen Souveränitätsfragen auseinandersetzen mussten, waren diese Grundsätze noch nicht etabliert. Die Åland-Inseln beispielsweise wehrten sich gegen ihre automatische Angliederung an Finnland, das erst vor Kurzem seine Unabhängigkeit erklärt hatte. Die Bewohner dieser Inseln sprachen zu 90 Prozent Schwedisch und pochten auf ihr Recht, bei Schweden zu verbleiben. Die schwedische Regierung unterstützte ihr Anliegen, worauf der Völkerbund seine erste Untersuchungskommission einsetzte. Diese Kommission sprach 1921 zur allgemeinen Überraschung die Empfehlung aus, die Inselgruppe unter finnischer Verwaltung zu belassen, ihr jedoch einen autonomen Status zu garantieren. Diese Empfehlung hat bis heute Bestand.[91] In Albanien wurde der Streit nicht so friedlich beigelegt. Die serbische Armee unternahm hier einen weiteren militärischen Vorstoß, um vollendete Tatsachen zu schaffen, doch ihre Offensive trug nur dazu bei, dass die Alliierten ihre Differenzen beilegten und zu einer Entscheidung gelangten, die den serbischen Absichten zuwiderlief. Im November 1921 wurde durch einen Beschluss der Botschafterkonferenz der Alliierten die Unabhängigkeit Albaniens anerkannt und bis auf kleinere Veränderungen der Grenzverlauf von 1913 bestätigt.[92]

Es stellt sich die Frage, warum nicht auch für Montenegro eine ähnliche Entscheidung hätte getroffen werden können. Sowohl die Friedenskonferenz wie auch der Völkerbund waren sich des Problems bewusst, blieben aber untätig. Die Entschuldigung des Völkerbunds war technischer Art: Nach dem Anschluss an Serbien waren die Montenegriner zu einer

Minderheit im gemeinsamen Staat geworden, und der Völkerbund hielt sich an die Regel, dass Ansprüche von Minderheiten von ihrem »Vaterland« unterstützt werden mussten. Schweden indessen stellte sich auf die Seite der Ålander, aber Serbien war offenkundig nicht gewillt, Forderungen Montenegros gegen Serbien zu unterstützen.

Es drängt sich die Vermutung auf, dass der Hohe Rat der Friedenskonferenz dem verhängnisvollen »Syndrom des befreundeten Staates« erlag. Montenegro wurde aus demselben Grund benachteiligt wie die irische Republik oder Korsika. Die Staatslenker der Alliierten stellten sich gern auf die Seite der Opfer des besiegten Feindes, aber sie waren nicht willens oder nicht mutig genug, Unrecht zu untersuchen, das von ihren eigenen Verbündeten verübt worden war. So erklärte sich US-Präsident Wilson einmal bereit, eine korsische Delegation zu empfangen, beachtete dabei jedoch nicht, dass Korsika ein Teil Frankreichs war. Als er deshalb von Clemenceau gerügt wurde, sagte er das Treffen ab und erklärte gegenüber seinem Staatssekretär: »Ich möchte mich nicht in die inneren Angelegenheiten eines befreundeten Staates einmischen.« Lloyd George hakte ein: »Ich hoffe, Eure Exzellenz befolgt diese Regel auch gegenüber Irland«, sagte er, »denn ich muss Sie wohl nicht daran erinnern, dass Irland nach wie vor Teil Großbritanniens ist … Schließlich sind wir doch Ihr Verbündeter, oder?« »Unser Partner«, erwiderte der US-Präsident säuerlich, »nicht unser Verbündeter.«[93]

Die Bewertung der Vereinigung Montenegros mit Serbien änderte sich im Laufe der Jahre. Serbische Forscher betrachteten sie in der Zwischenkriegszeit als einen völlig natürlichen Vorgang. In der Tito-Ära, die stark von der kommunistischen Ideologie geprägt war, zeigten die Historiker wenig Sinn für eine untergegangene Monarchie. Heute, nachdem wieder ein unabhängiges Montenegro entstanden ist, scheint sich auch ein neuer historischer Konsens herauszubilden. Ein Lesebuch, das 2006 in Podgorica erschien, sowie eine wissenschaftliche Monografie präsentieren beide eine Interpretation, die sich weitgehend mit der damals einsamen Stimme des Autors der *Martyred Nation* deckt.[94]

Es wäre interessant, nachzuprüfen, ob noch andere europäische Länder so schäbig behandelt wurden wie Montenegro, insbesondere von Verbündeten oder angeblichen Freunden. Der sogenannte »Anschluss«

Österreichs an Deutschland im Jahr 1938, der von Hitler bewerkstelligt wurde, ist offenkundig ein solcher Fall,[95] die Einverleibung der drei baltischen Staaten durch Stalins Sowjetunion ein weiterer.[96] Doch das Schicksal Polens in den Jahren 1944/45 ragt in dieser Hinsicht zweifellos heraus. Polen war ein verhältnismäßig kleines Land, ein im Krieg befindlicher Staat der Alliierten und formell ein Verbündeter der Westmächte. Doch die Formel, die man als »Montenegro-Schachzug« bezeichnen könnte, bot den Unterdrückern Polens in der Nachkriegszeit eine traumhafte Vorlage: Im ersten Schritt überrannte die sowjetische Rote Armee Polen in der Endphase des Krieges gegen Deutschland; ein alliierter Staat befreite den anderen, wie es hieß. Im zweiten Schritt wird unter vorgehaltenem Bajonett ein Scheinkomitee gebildet, um die Autorität der Exilregierung in London zu untergraben und die Schaffung einer gemeinsamen politischen Front mit der UdSSR zu fordern. Ihr Programm wird als das Ergebnis ernsthafter Auseinandersetzungen der polnischen Demokratie verkauft. In Phase drei taucht plötzlich ein schon lange vorher gedrucktes Manifest auf, und im Namen des Volkes usurpiert eine Gruppe sowjetischer Strohmänner die Befugnisse der rechtmäßigen, aber abwesenden Regierung. In der vierten Phase stufen die kommunistischen Sicherheitsorgane alle politischen Gegner als »Banditen« ein, und allmählich wird die Unabhängigkeitsbewegung zerrieben. Daraufhin erliegen die westlichen politischen Führer einmal mehr dem schönen Schein des »befreundeten Staates«, beispielhaft dargestellt durch das Wandgemälde im britischen Außenministerium, nur dass »Russland Polen in den Armen hält«.[97]

Überraschende Parallen zeigten sich in den Jugoslawienkriegen der 1990er-Jahre. Das militaristische, zentralistische Serbien, das 1918 Montenegro geschluckt hatte, schien im militaristischen, zentralistischen Serbien von Slobodan Milošević wiedergeboren worden zu sein. Abermals waren dreiste Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der Nachbarstaaten, der Einsatz von Militär und mörderische »Vergeltungsmaßnahmen« gegen Aufständische an der Tagesordnung. Abermals sahen die meisten westlichen Staatslenker bestürzt und tatenlos zu. Jugoslawien zerfiel im Zuge einer Welle der Gewalt und der Rücksichtslosigkeit, die schlimmer war als jene zur Zeit seiner Entstehung.[98] Glücklicherweise überwanden die westlichen Mächte nach Jahren des Blutvergießens und des

Händeringens schließlich ihre Zurückhaltung. Friedenstruppen wurden nach Bosnien und in den Kosovo entsandt und die kriegsführenden Parteien wurden nach Dayton in Ohio an den Verhandlungstisch geholt. Der von Serben geführten jugoslawischen Armee wurde Einhalt geboten, Jugoslawien wurde gezielt von NATO-Kampfflugzeugen bombardiert, und Milošević wurde am Ende wegen Kriegsverbrechen vor einem internationalen Strafgericht angeklagt.[99]

Man kann sich fragen, wie König Nikola all dies bewältigt hätte, wären er oder seine Nachfolger jemals in das Biljarda-Haus zurückgekehrt oder unter die sonnendurchfluteten Zinnen von Bar. Nikola hatte einer Generation angehört, für die »Serben« und »Montenegriner« nahezu austauschbare Bezeichnungen waren und für die ein Feind stets ein Außenstehender war – gewöhnlich ein Türke oder ein Österreicher. Mit Stammesfehden vertraut, hätte er sich wohl kaum vorstellen können, welch mörderische Ausmaße die Bruderkriege zwischen Jugoslawen und Jugoslawen in den Jahren 1918–1921, 1941–1945 und erneut 1991–1995 annehmen sollten. Nikola wurde nicht durch Republikaner gestürzt, sondern durch andere Monarchisten, und die Erinnerung an ihn wurde durch einen ehemaligen Kommunisten wiederbelebt. Daher wäre er wohl zu dem Schluss gelangt, dass weder die Monarchie noch die republikanische Staatsform, die sich im Zweiten Weltkrieg in Jugoslawien durchsetzte, von Natur aus tugendhaft seien. Die einzige Richtschnur für das menschliche Verhalten ist vielleicht der alte montenegrinische Ehrenkodex »Menschlichkeit und Tapferkeit«. In diesem Geist können sich die Montenegriner aller Couleur nach wie vor an jenem Lied erfreuen, das König Nikola einst selbst komponiert hat:

Онамо, ’намо, ‘hamo … За брДа она
Милошев, каЖу, пребива гроб!
Онамо покој добиhу души
Кад Србин више не буде роб.

Onamo, ‘namo … za brda ona
Milošev, kažu, prebiva grob!
Onamo pokoj dobic’u duši
Kad Srbin više ne bude rob.

Dort, da drüben …hinter den Hügeln,
So sagt man, wurde Miloš in sein Grab gelegt!
Dort ersehnt meine Seele den ewigen Frieden
Wenn dereinst der Serbe nicht mehr ein Knecht sein wird.[100]

Auch wenn es Lord Curzon seinerzeit nicht bemerkt hat: Dieses Lied ist das montenegrinische Gegenstück von »Rule, Britannia«.

A Ein Distrikt von Bosnien. Ein Sandschak war eine osmanische Verwaltungseinheit unterhalb der Provinz.

B Wie auch andere christlich-orthodoxe Länder verwendete Montenegro den alten Julianischen Kalender, der 13 Tage vom Gregorianischen Kalender abwich und in den westeuropäischen Ländern in Gebrauch war.

C H. W. V. Temperley (1879–1939) war Historiker, Fellow of Peterhouse und später Professor für Moderne Geschichte in Cambridge. Der Teilnehmer der Schlacht von Gallipoli veröffentlichte 1919 seine *History of Serbia* und arbeitete anschließend für den militärischen Abschirmdienst.

13

Ruthenien

Die Eintages-Republik
(15. März 1939)



Der Gefangene von Zenda, 1952

I

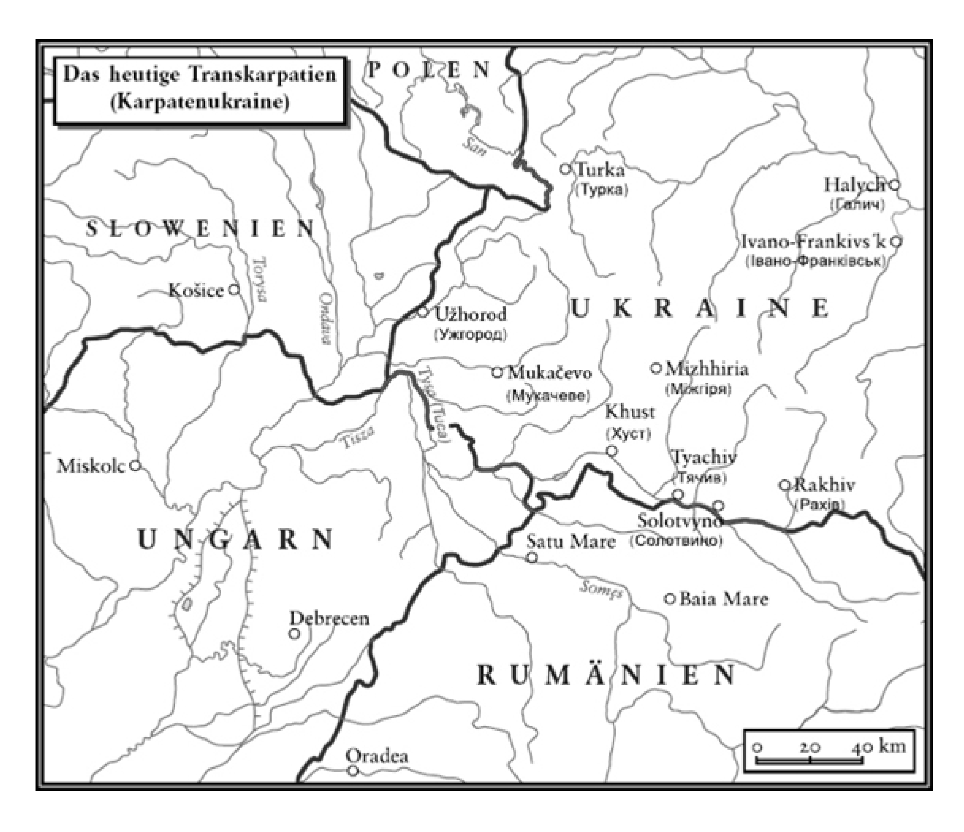
»Ruthenien« klingt ähnlich wie »Ruritanien« oder wie eine komische Mischung aus Ruritanien und Slowenien. Aber es ist natürlich ein realer Ort im Unterschied zu dem Königreich, das der viktorianische Schriftsteller Anthony Hope in seiner Romantrilogie *Der Gefangene von Zenda* erfunden hat.[1] Ruritanien ist niemals untergegangen, weil es nie existierte. Ruthenien dagegen gehörte zu Lebzeiten von Anthony Hope wie Slowenien zur österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und seine offizielle ungarische Bezeichnung lautete *Kárpátalya.* Nach dem Ersten Weltkrieg wurde es als *Podkarpatsko* oder »Subkarpatien« der Tschechoslowakei angegliedert, nach dem Zweiten Weltkrieg fiel es an die Sowjetunion. Heute bildet es die Region Transkarpatien der Ukrainischen Republik. Die gebräuchlichste Bezeichnung ist heute »Karpatenukraine«. Die größte Stadt der Region und zugleich die westlichste Stadt der Ukraine, Užhorod, liegt nicht weit von der Grenze zur Slowakai und damit zur Europäischen Union entfernt.

Von Westeuropa aus erreicht man die Region, wenn man nach der Tschechischen Republik weiter nach Osten fährt; es gibt auch preisgünstige Flüge von Prag, Warschau oder Kiew nach Užhorod.

Die größte Bevölkerungsgruppe in der Karpatenukraine nennt sich selbst *Russinen* oder »Ruthenen«; während der ungarischen Herrschaft bis 1918 wurde sie auch *Ukro-Russinen* oder »Ungarische Ruthenen« genannt. Sie bilden einen kleinen Zweig der großen ostslawischen Volksgruppe, zu der auch die Weißrussen und die Ukrainer gehören, die sich beide zu bestimmten Zeiten selbst mit diesem Namen bezeichneten (siehe hierzu die Kapitel 5 und 9), von denen sich die Karpato-Russinen jedoch unterscheiden möchten. Bis 1945 war ihr Siedlungsgebiet an den Südhängen der Zentralkarpaten niemals einheitlich in Weißrussland oder die Ukraine eingegliedert, sodass das unterschiedliche historische Umfeld zwangsläufig unterschiedliche Bräuche und Merkmale hervorbrachte. Die Landschaft unterhalb der subalpinen Gipfel ist geprägt von bewaldeten Hängen, tief eingeschnittenen Tälern und breiten Flüssen, von blumenreichen Sommerwiesen und einem Klima, das Obst- und Weinanbau ermöglicht. Neben Užhorod und Mukaˇcevo gibt es nur noch wenige und unbedeutende Städte. Die Dörfer bestehen zumeist aus einer Ansammlung von Bauerngehöften, die im Schatten einer Holzkirche stehen. Durch Überbevölkerung und Armut wurden in der Vergangenheit viele Bewohner zur Auswanderung gezwungen. Der britische Zeitungsverleger Robert Maxwell (1923–1991) wurde als Ján Ludvik Hoch in Solotvyno bei Trachiv an der rumänischen Grenze geboren; Maxwell, der den Spitznamen »Bouncing Czech« trug, war von Geburt tschechischer Staatsbürger, aber ethnisch kein Tscheche. Adolph Zukor (1873–1976), der Gründer der Filmfirma Paramount Pictures, wurde in einem ruthenischen Dorf hinter der slowakischen Grenze geboren, ebenso die Eltern des amerikanischen Künstlers Andrij Warhola (Andy Warhol, 1928–1987).

Ein Besuch in Transkarpatien drängt sich auf den ersten Blick nicht unbedingt auf. Die Region gehört nicht zu den touristischen Hauptattraktionen der Ukraine, ebenso wenig wie die Ukraine insgesamt zu den beliebtesten Reisezielen in Europa zählt. Dennoch ist der Gedanke nicht völlig abwegig. Nicht nur, weil man hier das alte Schloss von Užhorod besichtigen, unbesorgt über die Fußgängerbrücke am Fluss

Užh schlendern oder beim Pfannkuchenfest, Transkarpatiens Antwort auf Mardi Gras, einheimische Spezialitäten probieren kann. Anziehend für manche Besucher könnte auch sein, dass man sich hier auf die Spuren der jüdischen *Jeschiwa* begeben kann, die einst in Chust florierte. Doch in erster Linie geht es darum, zu beweisen, dass es dieses kleine Fleckchen Erde wirklich gibt.



II

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts besaßen die Russinen der Karpatenukraine noch ein ausgeprägtes Nationalbewusstsein, das durch eine aktive Emigrantengemeinde in den USA gefördert wurde. Ihre Identität war eng mit der griechisch-katholischen Kirche verbunden, die seit der Union von Užhorod (1646) im Königreich Ungarn anerkannt war. Doch der Einfluss der Kirche wurde zunächst durch russophile und orthodoxe Elemente und später, in den 1920er-Jahren, durch die Kommunistische Partei zurückgedrängt. Die politischen

Ambitionen der Russinen wurden regelmäßig durch die Gleichgültigkeit der Großmächte vereitelt sowie durch die Existenz ungarischer, slowakischer, rumänischer, deutscher und jüdischer Minderheiten behindert.[2]

Die zwei Jahrzehnte der Zwischenkriegszeit, in denen sie zur Tschechoslowakei gehörte, waren keine glückliche Zeit für die Karpatenukraine. Die Regierung in Prag agierte sehr zögerlich bei der Umsetzung von Maßnahmen, die zu einer größeren Autonomie für *Podkarpatsko* führen sollten und die durch Vertrag von St. Germain (1919) verlangt wurden, durch den das österreichischungarische Reich formell aufgelöst worden war. Die rund 814.000 Einwohner (1938) der Karpatenukraine, von denen etwa 15 Prozent Juden waren, hatten den niedrigsten Lebensstandard im Land. Die Politik war gekennzeichnet durch Auseinandersetzungen zwischen pro-ungarischen, pro-deutschen und pro-sowjetischen Gruppierungen. Während der Münchner Konferenz im September 1938, auf der große Teile Böhmens (das Sudetenland) dem Deutschen Reich zugeschlagen wurden, rief die Machtlosigkeit der tschechischen Zentralregierung bei der Bevölkerung Bestürzung hervor. Im November desselben Jahres verschlechterte sich die Situation weiter, als beim sogenannten Ersten Wiener Schiedsspruch von den Außenministern des Deutschen Reiches und Italiens Gebiete mit ungarischer Bevölkerungsmehrheit in der Südslowakei und in der Karpatenukraine von der Tschechoslowakei abgetrennt und Ungarn zugesprochen wurden. Podkarpatsko büßte einen breiten Streifen Landes ein, zu dem auch Užhorod und Mukaˇcevo gehörten.

Dennoch gewährte Prag am 22. November der Slowakei und Ruthenien die lang ersehnte Autonomie; es war ein verzweifelter Versuch, den Staat zusammenzuhalten. In Chust (Huszt) wurde ein Regionalrat eingerichtet unter dem Vorsitz von Avgustyn Voloshyn (1874–1945), eines griechisch-katholischen Geistlichen und ehemaligen Mathematikprofessors, der auch jenen Ausschuss geleitet hatte, der zwanzig Jahre vorher den Beitritt Rutheniens zur Tschechoslowakei empfohlen hatte. Auch ein Regionalparlament war geplant. Zudem wurde eine nationalistische paramilitärische Miliz, die Karpatska Sitch (Sitscher Schützen), offiziell anerkannt.

Doch diese Entscheidungen verschärften nur die Spannungen. Insbesondere fühlten sich die Slowaken

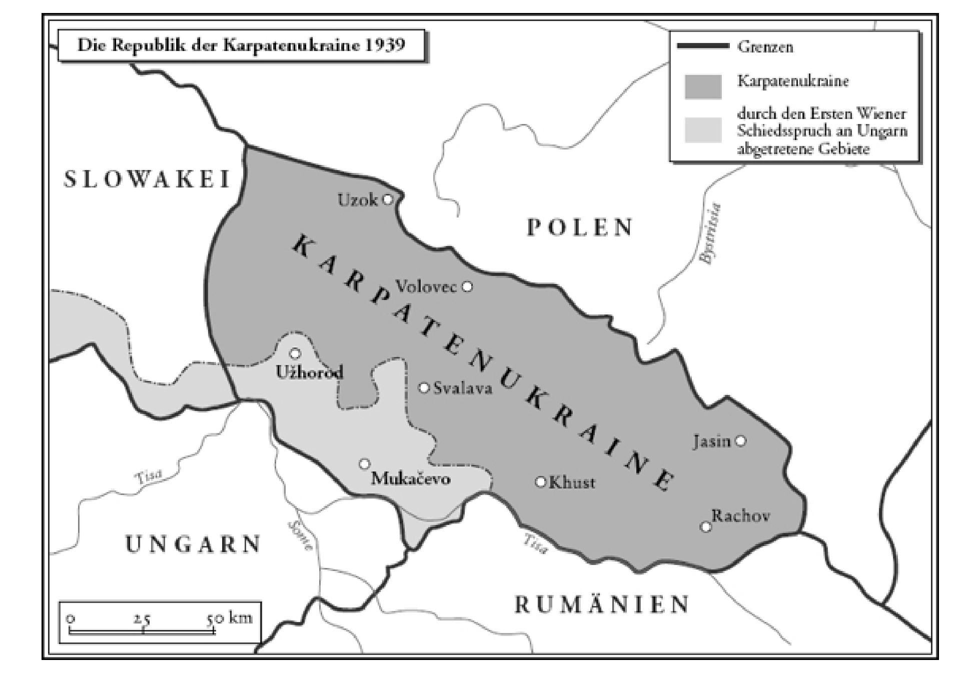
ungarischen Übergriffen schutzlos ausgeliefert und versuchten unter dem Schutz Deutschlands die Unabhängigkeit zu erlangen. Die Russinen bildeten das hilflose letzte Glied in der Kette. Durch eine Unabhängigkeit der Slowakei wären sie vollständig von Prag abgeschnitten worden. Für einen Anschluss an Polen konnten sie sich nicht begeistern. Mit den Beziehungen zwischen Polen und der Ukraine stand es nicht zum Besten. Obwohl es gewisse Sympathien für die theoretische Vorstellung einer Groß-Ukraine gab, hatten die Ruthenen in der Praxis nicht den Wunsch, sich Stalins blutbesudelter Sowjetunion anzuschließen. Die einzige Überlebenschance für Karpato-Ruthenien bestand darin, sich selbst für unabhängig zu erklären.

Der Funke wurde gezündet, als am 15. März 1939 um 5 Uhr morgens deutsche Truppen in die Rest-Tschechoslowakei einmarschierten, Prag besetzten und Böhmen und Mähren zu einem »Reichsprotektorat« erklärten. Hitler bezeichnete die grassierenden Unruhen im Lande (die von den Deutschen geschürt worden waren) als eine Bedrohung der deutschen Sicherheit. Jozef Tiso, der politische Führer der Slowakei, der bei einem kurz vorher stattgefundenen Treffen mit Hitler vorgewarnt worden war, verkündete sogleich die Abspaltung des slowakischen Landesteils. Die russinischen Politiker, mit denen niemand gesprochen hatte und die völlig isoliert waren, kamen zu dem Schluss, dass ihnen nichts anderes übrig blieb, als dem Beispiel der Slowakei zu folgen.



Daher wurde noch am selben Tag die Republik der Karpatenukraine ausgerufen. Ihre Regierung wurde von Avgustyn Voloshyn als Präsident und Julian Revay als Ministerpräsident geführt. Laut ihrer Verfassung sollte ein demokratisch gewähltes Parlament die oberste Kontrollinstanz bilden, die Amtssprache sollte Ukrainisch sein, die Staatsflagge sollte aus einem gelben und einem blauen waagrechten Streifen bestehen, und die neuen Beschlüsse sollten ab sofort gelten. Der Text der Nationalhymne »*Shche ne vmerla Ukraina*« (»Noch ist die Ukraine nicht verloren«), der der polnischen Nationalhymne entlehnt war, hatte etwas Trotziges und Herausforderndes. Da Užhorod bereits von Ungarn besetzt war, wurde Chust zur Hauptstadt erklärt.

Sogleich griffen die Zusammenstöße zwischen den unterschiedlichen Volksgruppen von der Slowakei auf die Karpatenukraine über. Die Sitsch-Miliz wurde in Auseinandersetzungen mit versprengten tschechoslowakischen Armeeeinheiten und slowakischen und ungarischen Freischärlern an den Grenzen verwickelt. Die Kämpfe zwischen diesen drei Gruppen waren noch im Gange, als am Nachmittag eine unerwartete Nachricht kam. Die ungarische Armee hatte im Süden die Grenze überschritten, um die Unruhen zu beenden.



Aufgrund seiner Nähe zu Ungarn und Rumänien hatte Chust eine ungewöhnlich große Zahl von Ausländern angezogen. Eine größere deutsche Abordnung war bereits eingetroffen und hatte deutsche Bauern aus einem nahe gelegenen Dorf dazu aufgerufen, mit ihren Hakenkreuzfahnen in die Stadt zu kommen. Auch eine ältere amerikanische Missionarin, Mrs. McCormick, und ihr Ehemann, ein polnischer Fotograf, lebten in Chust sowie mindestens zwei Briten. Einer von ihnen, der Parlamentsabgeordnete William Wedgwood-Benn, sprach keine der lokalen Sprachen und verließ die Stadt, nachdem er gehört hatte (nach Aussage des anderen Briten), wie jemand auf Lateinisch gesagt hatte: »*Adolfus Hitler bonus vir.*«A

Der zweite Brite, der Reiseschriftsteller Michael Winch, hielt sich angeblich zu Recherchezwecken in der Stadt auf. Er erwartete, dass die Sitch-Miliz sich Auseinandersetzungen mit der Polizei und der Armee liefern würde. Er verfasste einen Augenzeugenbericht über die Ereignisse, die er durch sein Hotelfenster beobachten konnte, der ausführlich wiedergegeben zu werden verdient:

Im Verlauf von 24 Stunden lebten wir in drei verschiedenen Staaten. Am Abend war die Karpatenukraine ein freies Land. Am nächsten Tag marschierten die Ungarn ein … Gegen viertel nach sechs am Morgen des Dienstags [15. März] wurde ich durch ein Klopfen auf dem Hof aus dem Schlaf gerissen. Zunächst

dachte ich, es würden Teppiche ausgeklopft werden … Ich stand auf, ging zum Fenster … und tauchte sofort unter das Bett. Im Durchgang zu einer Hintergasse stand ein Junge mit einem rauchenden Revolver in der Hand. Gewehre wurden abgefeuert, und von der anderen Seite hörte man das Tat-Tat-Tat eines Maschinengewehrs.

Da erst begriff ich, dass die tschechische Gendarmerie und Armee den lange vorbereiteten Angriff auf die Sitch durchführten … Zwei Panzer tauchten auf, und man musste damit rechnen, dass die Gendarmen bald die Treppe heraufstürmen würden …

Plötzlich hörte ich das Geräusch von zersplitterndem Glas, und ein Kugelhagel prasselte durch das Fenster … Wir lagen alle bäuchlings auf dem kalten Zementboden, aber der Portier schob sich nach vorn und zog vorsichtig die Tür auf. Alle Augen starrten auf den Spalt, der langsam breiter wurde. Vor der Schwelle lagen zwei reglose Beine. Ich glaubte, ihr Besitzer sei tot. Da … kam ein Mann aus dem Raum gekrochen, ihm folgten zwei weitere. Es waren slowakische Lastwagenfahrer …

Ungefähr eine halbe Stunde später erschien ein Bote von [Präsident] Voloshyn und befahl der Sitch, sich zu ergeben. Er sagte, dass die Ungarn die internen Meinungsverschiedenheiten genutzt hätten, um ihre Ansprüche zu erneuern … und alle müssten jetzt zusammenstehen, um sie wieder zu vertreiben …

Der Platz … war noch immer vollkommen leer. Alle schweren Eisengitter waren herabgelassen. Die einzigen Lebewesen, die man sah, waren ein Pferd, das vor einer unbesetzten Droschke angeschirrt stand … und ein Soldat, der sehr komisch aussah, als er sich hinter die Zapfsäule kauerte und ein nahe gelegenes Fenster mit seinem Gewehr unter Feuer nahm … Alle Anwesenden im Hotel waren auf das Höchste angespannt. Der kleine Kellner flüchtete sich in den Alkohol. »Die Tschechen sind Schweinehunde«, hörte ich ihn rufen … Das Restaurant lag in Trümmern, der Spiegel war zerbrochen, die Vorhänge heruntergerissen, die Wände von Einschusslöchern übersät, überall lagen Schutt und Papier umher …

Plötzlich aber normalisierte sich das Leben wieder. Ein paar Minuten später sah ich einen Bauern aus Apeza, der mit einem Packen Teppiche auf den Schultern die Straße entlanglief, und einen Juden mit einem Hühnchen unter dem Arm, das er zu einer rituellen Schlachtung bringen wollte. Die Außenmauer des Hotels war voller Löcher und geschwärzt … In der Kaserne der Sitch waren alle Fenster zerborsten …

Die tschechische Herrschaft währte nicht lange. Um ein Uhr wurde über das Radio bekannt gegeben, dass die Slowakei ihre Unabhängigkeit erklärt hatte. Das bedeutete unvermeidlicherweise das Ende des tschechoslowakischen Staates, und die Zukunft der Karpatenukraine war in der Schwebe … Am Nachmittag entschied der Ministerrat, dem Beispiel der Slowaken zu folgen. Somit war der Tod der vierzig Menschen am Morgen sinnlos gewesen …

Gegen 18 Uhr 30 wurden wir bei starkem Schneefall zum Regierungsgebäude gebracht, um der Ausrufung der Unabhängigkeit beizuwohnen. Es waren ungefähr 700 Personen anwesend … Vater Voloshyn, der Ministerpräsident, Gren-Zedonsky, ein patriotischer Schriftsteller, und andere bekannte Persönlichkeiten sprachen auf dem Balkon. Die Gründung eines neuen Ministeriums wurde bekannt gegeben … Niemand demonstrierte, niemand sang, niemand stimmte auch nur patriotische Hochrufe auf die neue Republik an. Gendarmen bewachten die Türen, und ständig drängten sich tschechische Soldaten … die sich auf ihren Abtransport vorbereiteten, durch die Menge … Die Menschen wirkten benommen und verstört.

In den Reden hatte niemand von deutschem Schutz gesprochen. Voloshyn war noch immer voller Hoffnung, aber bis jetzt war ein Telegramm, das er in der Nacht von Montag auf Dienstag an Hitler geschickt und in dem er ihn darum gebeten hatte, die Karpatenukraine zu einem deutschem Reichsprotektorat zu erklären, noch nicht beantwortet worden … Wir gingen in einer freien Ukraine schlafen.[3]

Am Morgen des nächsten Tages, des 16. März, bestand die Republik noch:

An unserem letzten Morgen in Chust wurden wir durch die Sitch-Miliz aus dem Schlaf gerissen, die unter patriotischen Liedern die Straße hinabmarschierte. Die Gardisten waren freigelassen und wiederbewaffnet worden und sollten nun die Verteidigung und Leitung des Staates übernehmen. Die Tschechen … befanden sich auf dem Rückzug. Kisten wurden nach unten getragen, Möbel, Fahrräder und Menschen wurden auf Lastwagen geladen. Ein kleiner Junge, der ein großes weißes Schwein an einem Strick hielt, der um eines seiner Hinterbeine gebunden war, wartete auf den Abtransport. Die Ukrainer waren endlich ein freies Volk. An jedem Haus wehte eine gelb-blaue Fahne. Blau und gelb zierten jedes Knopfloch, jedes Pferd und jeden Kaffeehaustisch. Die Juden, von Sorge ergriffen, malten blaue und gelbe Bänder um die Fenster ihrer Geschäfte. Die erste Zusammenkunft des Parlaments, die schon mehrmals verschoben worden war, sollte am Nachmittag stattfinden. Abgesehen von der Regierung waren wir anscheinend die einzigen Menschen in der Stadt, die wussten, dass die Ungarn heranmarschierten. Aber wo waren die deutschen Flugzeuge? …
Nachdem das Schicksal des Landes besiegelt war, gelangten das Ehepaar McCormick und auch wir zu dem Schluss, dass es keinen Grund gab, noch länger hier zu bleiben.

Die Engländer und Amerikaner entschlossen sich zur Abreise:

Aber über welche Route sollten wir das Land verlassen? … Wir verstauten fünfzehn Gepäckstücke in meinem kleinen Wagen, während das Ehepaar McCormick, der Commander und fünf weitere Gepäckstücke in ein Taxi gequetscht wurden, dessen Fahrer ein ansehnliches Bestechungsgeld erhalten hatte …
Als wir gegen Mittag Chust verließen, waren alle Gendarmen verschwunden. Auf den Straßen patrouillierten die Sitch-Leute und deutsche Siedler [mit Hakenkreuzbinden] … Uns kam es vor, als würden wir hilflose Kinder ihrem grausamen Schicksal überlassen. In Sevlus, ungefähr 24 Kilometer westlich von Chust, fanden wir ein ganz anderes Bild vor. Keine einzige Fahne, und alle Geschäfte waren geschlossen. Ich schlug vor, uns beim örtlichen Kommandanten nach der Situation an der Grenze zu erkundigen. Wir gingen in das Gebäude der Grenzgardisten. Schließlich trafen wir den Kommandanten auf der anderen Straßenseite an. Die verbliebenen Soldaten der tschechischen Armee würden die Stadt in zehn Minuten verlassen, erklärte er uns, und die Ungarn seien nur noch drei Kilometer entfernt.
»Ich glaube, wir sollten sofort weiterfahren, oder was meinen Sie?«, sagte ich zu Mrs. McCormick.
»Sie können natürlich tun, was Sie wollen«, erwiderte sie. »Aber hören Sie doch!« Von der Straße herauf konnte man das Rattern eines Maschinengewehrs vernehmen. »Wir müssen schnell zurück«, sagte ich. »O nein, es wird schon alles gut gehen«, sagte Mrs. McCormick. »Wir sind Amerikaner, niemand wird auf uns schießen.« …
Wir drehten um, lenkten unsere Autos in den Garten des [polnischen] Konsulats und erhielten Kaffee und Schnaps … während draußen weitergekämpft wurde. Es war sehr laut … aber anscheinend wurde niemand getötet. Von der Veranda aus hörten wir den Befehl »Vorwärts, Jungs!« und sahen, wie die ersten Ungarn, »irreguläre« Kämpfer, die ihre Gewehre mit Stricken über ihre Schultern gehängt hatten, über den Zaun kletterten … Dann erschien die ungarische Armee. Es handelte sich überwiegend um ältere Soldaten, einige mit nach unten gezogenen Schnurrbärten, und sie fuhren in alten Autos, von denen die meisten

beschlagnahmt worden waren … Die ortsansässige Bevölkerung, die mehrheitlich aus Ungarn bestand, rief ihnen spontan Willkommensgrüße zu. Es waren so viele ungarische Fahnen versteckt worden … wie ukrainische Fahnen in Chust aufgezogen worden waren …
Sobald die Soldaten vorübermarschiert waren, eilte ein Anwalt aus einem gegenüberliegenden Haus nach draußen und brachte ein ungarisches Namensschild an seiner Tür an. Es war das fünfte Mal in den vergangenen zwanzig Jahren, dass er es ausgewechselt hatte, erzählte er uns.

Nachdem der [ungarische] Oberst erschienen war und mit dem [polnischen] Konsul Sherry getrunken hatte, setzten wir unsere Fahrt fort. Unsere Autos hatten ukrainische Kennzeichen, aber niemand hielt uns auf oder stellte uns Fragen.[4]

Die ungarischen Einheiten rückten zügig weiter vor, erstickten jeglichen Widerstand und verhafteten sowohl die tschechoslowakischen als auch die karpato-ukrainischen Beamten. Im Laufe des Nachmittags gab Radio Budapest bekannt, dass Kárpátalya nach zwanzigjähriger Trennung wieder mit dem Mutterland vereinigt worden sei. Hitler hatte die Aktion insgeheim gebilligt. Am Abend war alles vorbei. Die Ungarn nahmen Chust ein. Die meisten Russinen-Führer flohen nach Rumänien. Die Sitch-Miliz kämpfte noch eine Weile in den Bergen weiter. Hunderte Männer wurden sofort getötet, ungefähr 1000 schafften es nach Bratislava und landeten später in deutschen Internierungslagern.[5] Am 17. März rückten ungarische Soldaten an die Grenze zu Polen vor und brachten damit ihren kurzen Feldzug zum Abschluss. Sie wurden von polnischen Truppen empfangen, die ihnen bei der Bewachung der Sitch-Kämpfer halfen. Gefangene, die augenscheinlich von der polnischen Seite stammten, wurden nach Polen zurückgebracht. Die übrigen wurden an das Ufer der Tisa geführt und (angeblich) erschossen. Dann stießen die Ungarn in die Slowakei vor, um die dortige Grenzregion zu sichern.

Man kann diese Ereignisse, die mit militärischen Aktionen verbunden waren, eine beträchtliche Zahl von Toten forderten, zum Einmarsch in ein Mitgliedsland des Völkerbunds und zur Absetzung einer demokratischen Regierung führten, durchaus als ein Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg betrachten. Doch nur selten werden sie in diesem Zusammenhang erwähnt.

Karpato-Ruthenien überstand den größten Teil des Krieges in relativer Ruhe unter ungarischer Herrschaft. Doch 1944 bereitete die lange verschobene Ankunft der Deutschen den Boden für die letzte größere Operation im Rahmen des Holocaust und der Auslöschung der jüdischen Bevölkerung.

Das Einrücken der Roten Armee dagegen bedeutete eine Katastrophe für die Ungarn, von denen viele in den Gulag deportiert wurden. Kurzzeitig hielt sich eine tschechoslowakische Delegation in der Region auf, die hoffte, dass die Sowjets die Kontrolle über das Gebiet abtreten würden, reiste aber bald wieder ab. Voloshyn, der während des Krieges als Priester in Prag tätig gewesen war, wurde nach Moskau gebracht und erschossen.[6]

Es folgten fünfzig Jahre unter sowjetischer Herrschaft. Im Jahr 1991 tauchte Transkarpatien wieder als Distrikt einer unabhängigen Ukraine auf, und 2002 wurde Voloshyn offiziell zu einem Helden der Ukraine erklärt. Im Oktober 2008 versammelte Abt Dimitri Sidor, ein orthodoxer Priester aus Užhorod, eine Gruppe von russophilen Persönlichkeiten, die alle praktischerweise mit russischen Pässen ausgestattet waren (genau wie ihre Pendants in Südossetien), und verkündete öffentlich die Wiederherstellung der Republik von Karpato-Ruthenien.[7] Doch abermals nahm die Welt davon keine Notiz.

III

In den Augen vieler Menschen im Westen konnte kaum etwas »Ruritanischer« sein als die Geschichte von der Eintages-Republik der Karpatenukraine. Alles Nötige ist vorhanden: ein winziges osteuropäisches Land, fast unbekannte Völkerschaften im Streit, eine Vielzahl nahezu unaussprechlicher Namen in unvertrauten Sprachen, ein Gebräu aus »fanatischem Nationalismus« und ein tragikomisches Ergebnis, für das nicht allein die Ruritanier verantwortlich gemacht werden können.

Solche Einstellungen zu Osteuropa entwickelten sich immer einmal wieder unter westlichen Intellektuellen. Sie sind Bestandteil einer weitverbreiteten, aber häufig unausgesprochenen Annahme, dass der Westen überlegen sei. Diese liegt implizit auch gewissen einflussreichen Theorien zur Wirtschaftsgeschichte zugrunde, wie etwa jenen, die von Immanuel Wallerstein[8] oder Robert Brenner entwickelt wurden. Deutlich ausgesprochen finden sie sich in politikwissenschaftlichen Abhandlungen etwa von Hans Kohn[9], Ernest Gellner[10] oder John Plamenatz[11]. In einem seiner bedeutenderen Werke stellt Plamenatz den gesunden »zivilisierten Nationalismus« der westlichen Länder dem

angeblich ungesunden Nationalismus ihrer osteuropäischen Pendants gegenüber. Der westliche Nationalismus, behauptet Plamenatz, sei »kulturell gut ausgestattet« gewesen. Die westlichen Nationalisten »hatten Sprachen … die an die fortschrittliche Zivilisation angepasst waren. Sie hatten Universitäten und Schulen … die jene Fähigkeiten vermittelten, die von dieser Kultur hochgeschätzt wurden. Sie hatten … Philosophen, Wissenschaftler, Künstler und Dichter … von Weltruf. Sie hatten medizinische, juristische und andere anspruchsvolle Berufe … die sich durch ein hohes Niveau auszeichneten.«[12] Anders gesagt, ihre im Kern liberalen Ansichten gingen aus einer überlegenen Bildung und Kultur hervor.

Daraus könnte man schließen, dass es in Osteuropa keine modernen Sprachen gab, keine Schulen und Universitäten (wie Prag oder Krakau), keine Wissenschaftler (wie Kopernikus) oder Dichter (wie Puschkin) und trotz des Anwalts von Sevlus, der aus seinem Haus stürzte, um das Namensschild auszutauschen, auch keine anspruchsvollen Berufe. »Was ich als östlichen Nationalismus bezeichne, florierte sowohl unter den Slawen wie auch in Afrika und Asien … und in Lateinamerika«, erläutert Plamenatz. »Ich kann ihn nicht als nicht-europäisch bezeichnen und bin daher zu der Auffassung gelangt, dass man ihn am besten einen östlichen Nationalismus nennen kann, weil er zuerst im Osten von Westeuropa auftrat.«[13] Anders ausgedrückt, die im Kern illiberalen Einstellungen in Osteuropa entstammen letztlich einer als unterlegen oder minderwertig einzustufenden Kultur. Vielleicht spielt dabei auch eine Rolle, dass Plamenatz, obwohl ein angesehener Oxford-Gelehrter, in Cetinje in Montenegro geboren wurde und der Sohn von König Nikolas Exil-Ministerpräsident war (siehe hierzu Kapitel 12). Eine ähnlich abschätzige Haltung kommt auch in den Verunglimpfungen des Science-Fiction-Autors Isaac Asimov zum Ausdruck, der seine ethnisch diskriminierenden Witze zumeist in einen ruritanischen Kontext verlegte und nie bestehende Länder namentlich nannte. In dem bekannten Konfliktlösungsspiel »Equatorial Cyberspace« dient ein hochgradig nationalistisch geprägtes Land namens Ruritania als Grundmodell für die zu bewältigenden Konflikte.

Kritikwürdig an diesen falschen und unbegründeten Szenarien ist eine grundsätzliche Nachsicht gegenüber dem Verhalten der Großmächte und der westlichen Länder im Allgemeinen. Jede Gruppe von Ruritaniern kann als

lächerlich dargestellt werden, wenn man es unterlässt, die notwendigen Vergleiche zu ziehen. Im Falle des Auseinanderbrechens der Tschechoslowakei beispielsweise ist es nicht unwichtig, der Frage nachzugehen, wie diese Krise begann. Ist der ungezügelte Nationalismus der Osteuropäer zu verurteilen und der zivilisierte Nationalismus von Adolf Hitler (der den Konflikt schürte und andere dazu anstiftete, seinem Beispiel zu folgen) zu loben? Sollte man im Hinblick auf die ukrainische Politik die minderen Vergehen unbedeutender kleiner Parteien besonders anprangern, während man die Massenmorde in der sowjetischen Ukraine mit Stillschweigen übergeht?

Ähnliche Fragen kann man in Bezug auf die internationale Diplomatie stellen. Es ist einfach, auf Fehlverhalten Einzelner in einem Völkergemisch aus Tschechen, Polen, Ungarn, Slowaken und Ruthenen hinzuweisen. Doch alle diese Völkerschaften waren von der Münchner Konferenz 1938 ausgeschlossen, ebenso wie die Sowjetunion. Die Hauptverantwortung liegt daher bei jenen, die sich die Entscheidung anmaßten – insbesondere beim Gastgeber Adolf Hitler und dem Hauptgast, dem britischen Premierminister Neville Chamberlain. In diesem Kontext bieten sich einige sehr aussagekräftige Vergleiche an: Kann man ernsthaft sagen, dass die Spielarten des Nationalismus, die von Hitler und Mussolini geschürt wurden, als zivilisiert oder als liberal einzustufen seien? Würde wirklich jemand behaupten wollen, Julian Revay oder Voloshyn seien selbstsüchtige, beschränkte und kurzsichtige Politiker gewesen, während die Staatsmänner in der Downing Street aufgeschlossen und vorausschauend gewesen seien? Alle Urteile über die glücklose Republik der Karpatenukraine sollten von der Tatsache ausgehen, dass die russynische Führung verzweifelt versuchte, mit den Nebenwirkungen einer Politik zurechtzukommen, die sie selbst nicht zu verantworten hatte.

Erfreulicherweise ist das »ruritanische Syndrom« heute ein anerkanntes Phänomen im intellektuellen Diskurs und Gegenstand zahlreicher Studien und Analysen. Begriffe wie »Imperialismus der Imagination« oder »narrative Kolonialisierung« wurden von Wissenschaftlern geprägt, die die geistigen Landkarten Europas und »orientalistische Diskurse der Andersartigkeit« erforschten. »Balkanisierung« ist ein Stereotyp mit kaum größerer Aussagekraft als Erewhon[B], Eothen[C] oder »Land des Dracula«; und es ist ebenso

harmlos, solange es im Bereich des Scherzes oder der Operette verbleibt. Dennoch, so entrüstet sich eine Wissenschaftlerin, »sind … selbst fortgeschrittene Verfechter der europäischen multikulturellen Idee noch immer imstande, über Albaner, Kroaten, Serben, Bulgaren und Rumänen mit jener Oberflächlichkeit und Herablassung zu schreiben, die Empörung hervorrufen würde, wenn man sie auf Somalier oder auf die Einwohner von Zaire beziehen würde.«[14] *Nota bene:* Die Karpato-Ruthenen schafften es nie, in die Liste der „Opfer“ aufgenommen zu werden.

A Das ist sehr unwahrscheinlich. Commander William Wedgwood-Benn, Viscount Stansgate (1877–1960), war ein langjähriger Abgeordneter im britischen Unterhaus, zunächst der Liberalen und dann der Labour-Party, und hatte in beiden Weltkriegen in der britischen Luftwaffe gedient.

B Name eines fiktiven Landes in einem Roman des englischen Schriftstellers Samuel Butler; Erewhon ist ein Anagramm des englischen Wortes *nowhere* und eine freie Übersetzung des griechischen Begriffs *Utopia*.

C Titel eines Werkes des englischen Historikers Alexander William Kingslake, das aus Briefen über eine Reise in den Orient besteht.

14

Éire

Der haltlose Rückzug der Krone
seit 1916



Irische Briefmarke

I

Allen Berichten zufolge war der Besuch von Fürst Albert in Dublin ein voller Erfolg. Wie es sich bei einem Staatsbesuch gehörte, wurde er mit 21 Böllerschüssen empfangen. Er pflanzte eine irische Eiche, trug eine grüne Krawatte mit dem irischen Kleeblatt und zog eine große Menschenmenge an, als er auf seinem Weg zum Tee im Shelbourne Hotel durch die Kildare Street ging. Nachdem er einer Schule seine Aufwartung gemacht hatte, verabschiedete er sich von den Kindern mit den gälischen Worten: *go raibb mile maith agat,* was so viel bedeutet wie »Tausend Dank«. »Fürst Albert«, schwärmte die *Irish Times* (gegründet 1859), »brachte einen Hauch von Eleganz und Feierlichkeit nach Dublin.« Manche Leser stutzten vielleicht und mussten die Überschrift ein zweites Mal lesen. Denn dies geschah im April 2011; es handelte sich um die Republik Irland, und der Besucher war der Sohn des Filmstars Grace Kelly, Fürst Albert II. von Monaco.[1] Beobachter Irlands sollten auf der Hut sein: Das Land ist immer gut für unerwartete Echos aus der Vergangenheit.

Bis in die jüngste Zeit galt Irland als ein Bollwerk des demokratischen Republikanismus und als ein Modell für

selbst geschaffenen Wohlstand. Es ist der republikanische David, der dem imperialen britischen Goliath einen schweren Schlag versetzte und entkam. Irland ist heute ein souveräner Mitgliedstaat der Vereinten Nationen und der Europäischen Union. Das republikanische Image des Landes ist fest verankert. Sein Staatsoberhaupt, der *Uachtarán* (»Präsident«) der Republik, wird für sieben Jahre direkt vom Volk gewählt und kann für eine zweite Amtsperiode wiedergewählt werden; die gegenwärtige Amtsinhaberin Mary McAleese ist eine ehemalige Jura-Professorin aus dem Bezirk Ardoyne in Belfast.[2] Das aus zwei Kammern bestehende Parlament, das *Oireachtas*, umfasst einen Senat mit 60 Mitgliedern und ein Unterhaus (*Dáil*), dessen 166 Mitglieder nach dem Verhältniswahlrecht und dem Prinzip der übertragbaren Einzelstimmgebung[A] gewählt werden. Der *Taoiseach* (Ministerpräsident) wird vom Staatspräsidenten nach seiner Nominierung durch das Parlament ernannt. Die Hauptstadt der Republik ist Baile Átha Cliath (Dublin), die Amtssprachen sind das irische Gälisch und Englisch. Das Staatswappen zeigt eine goldene Harfe auf dunkelblauem Grund, die Flagge ist eine grünweiß-orange Trikolore. Die Nationalhymne des Landes heißt »*Amhrán na bhFiann*« (»Soldatenlied«) und wird ausschließlich auf Gälisch gesungen:

Sinne Fianna Fáil
Ata fá gheall ag Eirinn,
Buidhean dar sluagh tar ruinn do rainig
Chughainn …[3]

Die offizielle Verwendung des Gälischen, das schon lange nicht mehr die Alltagssprache ist, hat hauptsächlich mit dem irischen Staatsethos zu tun; selbst die Iren verstehen nicht viel von dieser Sprache, die Engländer aber kein Wort.

In Dublin stoßen Besucher an allen Ecken auf die demokratischen und republikanischen Traditionen Irlands. Das Schloss, das von König Johann errichtet wurde und einst Sitz der englischen Kolonialmacht war, wird heute für Staatsempfänge und Amtseinführungen genutzt. Das Leinster House, der ehemalige Palast der Herzöge von Leinster, ist jetzt der Sitz des Dáil. Das Gebäude der Bank of Ireland, das gegenüber dem Trinity College steht, beherbergte bis ins 19. Jahrhundert das Parlament des damaligen Königreiches. Die wichtigste Straße der Stadt ist nach Daniel O’Connell (1775–1847) benannt, dem »Befreier«,

der für die Gleichberechtigung der Katholiken kämpfte. An ihr liegt das alte Hauptpostamt, wo 1916 die irische Republik ausgerufen wurde, und, an ihrem nördlichen Ende, ein »Garden of Rememberance«, der all jenen gewidmet ist, »die ihr Leben für die Freiheit Irlands gaben«. Das Mansion House, Amtssitz des Oberbürgermeisters, wo die Republik 1919 ein zweites Mal proklamiert wurde, liegt unweit von St Stephen‘s Green auf der anderen Seite des Flusses in der Dawson Street. In diesem Park fanden während des Osteraufstands heftige Kämpfe statt, und er ist bei den Menschen sehr beliebt, weil beide Seiten damals eine Feuerpause einlegten, damit die Enten im Teich gefüttert werden konnten.[4] Heute steht in diesem Park ein Denkmal für die am meisten verehrte irische Revolutionärin, Gräfin Constance Markiewicz (1868–1927), die hier als Soldatin kämpfte. Die Bronzebüste sitzt auf einem Steinpodest mit der Inschrift: »Constance Markiewicz, Major der irischen Armee, 1916«.

Das Staatsgebiet der Republik Irland, das eine Fläche von 70.182 Quadratkilometern umfasst, ist in 26 Grafschaften unterteilt (seit 1999 erhebt die Republik offiziell keinen Anspruch mehr auf die sechs Grafschaften im britisch regierten Nordirland). Das Territorium Irlands ist kleiner als das von England und Schottland, aber fast viermal größer als Wales. Die Insel bildet ein ungefähres Rechteck; seine Westküste stellt Europas westlichsten Schutzwall gegen den Atlantischen Ozean dar.

Die Einwohnerzahl der Republik Irland, die 4,58 Millionen (2011) beträgt, ist heute deutlich niedriger als früher. Im Jahr 1800 hatte Irland ungefähr 8 Millionen Einwohner und damit nicht viel weniger als England mit rund 10 Millionen, woraus sich ein Verhältnis von 1:1,25 ergab. Hauptsächlich aufgrund von Hungersnöten, Auswanderung und einer fehlenden Modernisierung und Industrialisierung Irlands ist dieses Verhältnis mittlerweile auf 1:12 gefallen.

Das politische System Irlands erlebte große Umbrüche und Veränderungen, bis es sich schließlich stabilisieren konnte. Die Ursprünge der wichtigsten politischen Parteien liegen in den 1920er-Jahren. Die Fianna Fáil (»Soldaten des Schicksals«), einst die Partei von Éamon de Valera, des »Vaters der Republik«, beherrschte lange Zeit die Politik des Landes und stellte in den 80 Jahren der Unabhängigkeit 60 Jahre die Regierung, zuletzt von 1997 bis Februar 2011.[5] Die Fine Gael (»Familie der Iren«), die sich ebenfalls ihrer

republikanischen Wurzeln rühmt, bildete die meiste Zeit die Opposition. Ihre Vaterfigur war de Valeras großer Konkurrent Michael Collins.[6] Daneben sind drei weitere Parteien im Parlament vertreten. Die Irish Labour Party ist eine sozialdemokratische Partei vergleichbar der britischen Labour Party; die ökologische Green Party, die 1981 gegründet wurde, bildete 2007 mit der Fianna Fáil eine gemeinsame Regierung; und Sinn Féin, die älteste republikanische Gruppierung Irlands, bemüht sich nach Jahrzehnten der Marginalisierung darum, politisch wieder Fuß zu fassen.

Die Republik Irland erlebte Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen bislang ungekannten wirtschaftlichen Boom. Dank großzügiger Investitionen in Bildung und moderne Technologie sowie der Mitgliedschaft in der Europäischen Union konnte das Land ab den 1960er-Jahren beträchtliche Fortschritte erzielen; das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf wuchs Jahrzehnt um Jahrzehnt, bis es schließlich Anfang des 21. Jahrhunderts jenes von Großbritannien übertraf. Eine Weile hatten die Iren den Spitzenplatz im Worldwide Quality of Life Index inne.[7] Erst in der globalen Rezession 2008/09 geriet der »keltische Tiger« (wie Irland seit1994 genannt wurde) ins Straucheln, und damit verlor auch die politische Klasse des Landes stark an Ansehen. Außer Hörweite von Fürst Albert sprach man in Dublin über ineffiziente politische Führung und »eine Kultur des Klientelismus, der Vetternwirtschaft und der Korruption«.



In der offiziellen irischen Geschichtsschreibung wird die Geschichte des Landes in drei Hauptepochen unterteilt. Die ersten zwei bis drei Jahrtausende von der vorchristlichen Zeit bis zum 12. Jahrhundert bilden die »Epoche der alten keltischen Freiheit«; ihr folgten die »Epoche der Fremdherrschaft« (1171–1916) und die »Epoche der nationalen Befreiung«, die noch nicht abgeschlossen ist. (Die Befreiung gilt als unvollendet, weil das Territorium der irischen Republik noch nicht die gesamte Insel umfasst.) Moderne Historiker mögen diese Einteilung als politisch motiviert und im Verhältnis zu ihren eigenen Forschungen als »überholt« einstufen, doch wissenschaftliche Einordnungen

können in keinem Land Letztgültigkeit beanspruchen.

Die »Ära der antiken keltischen Freiheit« zählt in jeder Hinsicht zu den interessantesten Epochen der europäischen Geschichte. Die Gälisch sprechende Nation, die unangefochten in ihrer meerumschlossenen Festung saß, wurde von Barden und Stammeshäuptlingen regiert, unter denen die *Ard Ri* (»Hochkönige«) die oberste Autorität darstellten. Die Liste der irischen Könige, die von mittelalterlichen Mönchen erstellt wurde, umfasst mehr als 200 Namen, wobei die ältesten wie beispielsweise Slaine (1934–1933 v. Chr.) oder Bres (1897–1890 v. Chr.) zweifellos mythischer Natur sind; die präzisen Jahresangaben für sie beruhen ausschließlich auf Schätzungen. Die jüngsten Namen wie Muirchertach Mac-Lochlain (gest. 1166 n. Chr.) oder Ruaidre Ua Chobar (gest. 1186) besaßen nur noch den Titel, aber keine reale Macht mehr.[8] Den Höhepunkt erlebte das irische Königtum nach Ansicht vieler Forscher mit Brian Bóraimhe, Brian Boru (reg. 1002–1014), der in dem mittelalterlichen *Book of Armagh* als *Imperator Scottorum* oder »Herrscher über die Iren« bezeichnet wird.[9] Er kämpfte gegen die Wikinger, konnte kurzzeitig die Herrschaft über die gesamte Insel erringen und starb in der Schlacht bei Clontarf, der »Bullenwiese«, in der Nähe von Dublin. Mael Sechneill mac Somnail, König von Meath (reg. 980–1002, 1004–1022), genannt Malachi Mor, wurde von Brian Boru gestürzt, erlangte jedoch nach der Schlacht bei Clontarf wieder den Titel des Hochkönigs.[10]

Die Zeit der Fremdherrschaft, die mehr als 700 Jahre währte, wird üblicherweise in drei Phasen eingeteilt. In der ersten, die als »Lordschaft Irland (1171–1541)« bezeichnet wird, regierten die englischen Könige als Oberherren die Insel, sie wurde aber nicht an England angeschlossen. Die zweite Phase, das »Königreich Irland (1541–1801)«, begann mit dem Crown of Ireland Act von Heinrich VIII. und wurde durch die Napoleonischen Kriege beendet; in dieser Zeit herrschten die englischen (und ab 1707 die britischen) Könige über Gebiete, die durch Personalunion verbunden waren. In der dritten Periode, dem »Britischen Irland (ab 1801)«, wurde »John Bull’s Other Island« eingegliedert in das expandierende Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland. Sofern die britische Herrschaft über Irland rechtmäßig war – was eingefleisch-te Republikaner freilich bestreiten –, kann man davon ausgehen, dass sie in den Jahren 1916–18 endete; nach Meinung unerschütterlicher

Unionisten dagegen hat sie bis heute kein Ende gefunden.

In offiziösen Darstellungen werden bisweilen einige Ereignisse ausgeblendet, die nach Auffassung einer Mehrheit der Iren besser nicht hätten stattfinden sollen. Bei einem dieser Ereignisse, der sogenannten Ulster Plantation, wurden Anfang des 17. Jahrhunderts protestantische Siedler, hauptsächlich schottische Presbyterianer, in die Region um Ulster in Nordirland umgesiedelt (aus diesem Gebiet kamen später auch die »Pilgerväter«, die ähnliche Kolonien in Nordamerika gründeten).[11] Weitere bedauerliche Episoden, die religiösen Konflikten entsprangen, waren die Rückeroberung Irlands durch Oliver Cromwell 1649–1652[12] und der Sieg der Protestanten unter Wilhelm von Oranien in der Schlacht an der Boyne 1689.[13] Dennoch waren die Iren nicht bereit, die Leiden ihrer Vorfahren zu vergessen; die Erinnerungen an die Gräueltaten unter der Herrschaft Cromwells wie etwa die Belagerung von Drogheda sind ebenso lebendig wie jene an die diskriminierenden antikatholischen Strafgesetze, die 1691 eingeführt wurden.[14]

Die letzten Jahrzehnte des Königreichs Irland werden dagegen eher wohlwollend betrachtet. In dieser Zeit, in der auch der amerikanische Unabhängigkeitskrieg stattfand, trat mit der Irish Patriot Party erstmals eine nationale Partei in Erscheinung; sie verlangte die Abschaffung der Strafgesetze, wollte an die britischen Freiheitstraditionen anknüpfen und setzte sich für ein gewisses Maß an konstitutioneller Autonomie ein. Ihr Führer Henry Grattan (1746–1820), ein Angehöriger der anglo-irischen protestantischen Elite des Landes, bemühte sich insbesondere um die Emanzipation der Katholiken in Irland. »Ihr irischen Patrioten«, verkündete George Washington 1788, »eure Sache ist auch unsere.« Im Jahr 1782 konnte Grattan die Briten dazu bewegen, dem irischen House of Commons in Dublin – das künftig umgangssprachlich als »Grattans Parlament« bezeichnet wurde – die parlamentarische Souveränität zu gewähren und so manche formelle Elemente der britischen Herrschaft außer Kraft zu setzen, bis auf die Bindung an die Krone und den Stellvertreter der Krone, den Vizekönig. Grattans Politik, die seine Nachahmer als »Home Rule« (autonome Selbstverwaltung) bezeichneten, wurde in der Parole zusammengefasst: »Der [irische] Kanal verbietet die Union, der Ozean verbietet die Trennung.« Befürchtungen, die in London durch die Französische Revolution und einen Aufstand der United Irishmen 1798 ausgelöst wurden,

führten zu Spannungen, doch insgesamt blieben diese Jahre lange als ein Experiment in Erinnerung, das seiner Zeit weit voraus war.

Das 19. Jahrhundert wird daher von vielen Iren als eine Zeit betrachtet, in der die Unterdrückung durch fremde Mächte mit voller Wucht zurückkehrte. Die erste Phase als Bestandteil des Vereinigten Königreiches war geprägt durch O'Connells Kampf um Religionsfreiheit und die Rechte der römisch-katholischen Kirche, die zweite durch ein starkes nationales Wiedererwachen, wie es sich damals auch in vielen anderen europäischen Ländern vollzog. Diese Bewegung erwuchs aus der Erkenntnis, dass die irische Kultur in den Jahrzehnten nach der großen Hungersnot von 1846–1849 ausgeblutet war und nur durch eine gemeinsame Anstrengung verhindert werden konnte, dass sich Irland zu einem »Westbritannien« entwickelte, wie es die britische Verwaltung anstrebte. Dies führte zu einer starken Zunahme des Interesses für die eigene Geschichte und die gälische Sprache, für keltische Mythen und Volksmusik. Die neuen Helden waren nicht Rebellen oder Soldaten, sondern Dichter wie Brian Merriman (1749–1805), Gelehrte wie James Hardiman (1782–1855) oder Samuel Ferguson (1810–55) und Schriftsteller wie William Carleton (1794–1869). Ihre Werke waren es, die maßgeblich zur Wiederbelebung des Gälischen Ende des Jahrhunderts beitrugen. Besonders charakteristisch für diese Bewegung war das Sammeln, die Verbreitung und das Verfassen von Volksliedern. Und kein Mitglied dieser Bewegung war einflussreicher als der bekannte Poet und Liederdichter Thomas Moore (1779–1852), der mit Byron und Shelley befreundet war und »The Minstrel Boy«, »The Meeting of the Waters«, »The Last Rose of Summer« und viele andere Werke verfasst hatte. Angeregt durch Moores Beispiel, entstand eine Vielzahl von Liedtexten und Melodien. Fast alle Lieder, die in der Geschichte Irlands im 20. Jahrhundert eine Rolle spielten, waren vor dem Ersten Weltkrieg geschrieben worden. Dazu gehörten »A Nation Once Again« (1854), »The Wearing of the Green« (1864), »God Save Ireland« (1867), »The Soldier's Song« (1907), »Danny Boy« (1913) und »Let Erin Remember« von Thomas Moore:

Möge Erin sich an die alten Tage erinnern,
Möge sie hören, wie ihre treulosen Söhne sie verraten haben,
Als Malachi den goldenen Kragen trug,
Den er vom stolzen Eroberer erhielt:

Als ihre Könige, mit dem entfalteten grünen Banner,
Die Ritter des roten Zweiges in die Gefahr führten.
Möge sie hören, wie das smaragdene Juwel der westlichen Welt
Eingesetzt wurde in die Krone eines Fremden.[15]

Unmusikalische Historiker mögen diese Lieder und ihre Texte als »Knittelverse« abtun, doch dadurch verschließen sie sich einen wichtigen Zugang zur Stimmung und zum Geist eines bedeutenden historischen Augenblicks. Auch irische Intellektuelle reagierten eher abschätzig; vielleicht waren sie neidisch auf Tom Moores fortdauernde Beliebtheit. Doch einig waren sie sich darüber, dass der »Fremde« der englische König war.

Die Monarchie hat sich in der Geschichte Irlands nicht nur in unterschiedlichen Epochen, sondern in vielerlei Gestalt gezeigt. Die einheimischen Hochkönige der Frühzeit waren eine historische Realität, auf die die heutigen Iren noch immer übertrieben stolz sind. Die mittelalterlichen Herren Irlands waren praktischerweise englische Könige, die nur einen anderen Namen hatten; das Königreich Irland, das Heinrich VIII. seinen Erben und Nachfolgern hinterließ, war ein lebendiges Staatswesen, das noch heute zum Teil weiterlebt. Die britischen Monarchen des 19. Jahrhunderts herrschten über ein trauerndes Irland, das vom Tod und der Auswanderung von Millionen Menschen geprägt war. Königin Victoria besuchte Dublin viermal zwischen 1864 und 1900, Edward VII. und Georg V. nur jeweils einmal, 1904 beziehungsweise 1911. Dabei konnte das Bemühen der Einwohner des Landes, ihre Gäste zu erfreuen, ohne gegen ihre Prinzipien zu verstoßen, durchaus komische Züge annehmen. Als Edward VII. das katholische Seminar in Maynooth besuchte, waren die Gebäude nicht rot, weiß und blau geschmückt, sondern in den Farben der königlichen Pferderennen; als er mit seiner Wagenkolonne aus offenen Panhards und Cadillacs in das südwestlich gelegene Dorf Tully fuhr, wurde er von einer Gruppe von Reitern auf Ponys willkommen geheißen, die ein Schild mit der Aufschrift »FREUND UNSERES PAPSTES« hochhielten.[16]

Im 19. Jahrhundert drehte sich die irische Politik hauptsächlich um die Durchsetzung der Home Rule, also der autonomen Selbstverwaltung unter der britischen Krone. Als Mindestziel wurde die Wiederherstellung von Institutionen angestrebt, die jenen in der Zeit vor der Eingliederung in das Vereinigte Königreich entsprachen. Diese Epoche ist untrennbar mit dem Namen Charles Stewart Parnell (1846–

1891) verbunden, der zwar nur für kurze Zeit die Politik bestimmte, aber dafür nachhaltigen Eindruck hinterließ. Der Sprössling einer protestantischen anglo-irischen Familie machte die Irish Parliamentary Party zu einer bedeutenden politischen Kraft und konzentrierte seine Bemühungen darauf, auf das britische Establishment Einfluss zu nehmen. So machte er sich die Unruhen während des sogenannten Land War zunutze, als Pächter gegen ihre Grundherren aufbegehrten (wie etwa gegen den berüchtigten Captain Boycott), und konnte viele Wähler für sich gewinnen, die sonst vielleicht dem Radikalismus anheimgefallen wären. Während seines Kampfes um die Wiedereinführung des alten irischen Parlaments hielt er sich, was seine weitergehenden politischen Ziele anging, bedeckt. »Kein Mensch hat das Recht«, erklärte er einmal, »zu seinem Land zu sagen: ›Bis hierher und nicht weiter.‹« Damit beeindruckte er den liberalen britischen Premierminister William Gladstone, nicht zuletzt auch deshalb, weil Parnells Partei nach den Wahlen von 1885 in Westminster für eine Regierungsbildung benötigt wurde. Gladstone vollzog daraufhin eine Kehrtwende und unterstützte die Home-Rule-Bestrebungen Parnells. Doch Parnells früher Tod im Alter von nur 45 Jahren beraubte Irland seines »ungekrönten Königs«; der Home Rule Bill kam ihr wichtigster Verfechter abhanden, und mehrere konservative Regierungen, die auf Gladstone folgten, schoben die Irland-Frage wieder auf die lange Bank.[17]

Parnells parlamentarisch-demokratische Strategie drängte alle anderen politischen Entwicklungen in Irland in den Hintergrund. Es existierte zwar eine revolutionäre republikanische Bewegung; die Irish Republican Brotherhood (IBB), auch als Fenier bekannt, war 1858 von Iren mit starken Verbindungen nach Amerika gegründet worden. Sie hatte 1867 einen fehlgeschlagenen Aufstandsversuch unternommen und verübte sporadisch immer wieder Gewaltakte. Doch am Ende des Jahrhunderts betrachtete die Mehrheit der Iren diese winzige, im Untergrund wirkende Gruppe als bedeutungslos.[18]

Zu Parnells Zeiten erfuhr die irische Gesellschaft eine Revitalisierung durch die römisch-katholische Kirche, die nun eine bislang ungekannte Machtstellung erlangte. Sie war nicht länger Schutzherrin eines verarmten und hungernden Landes, in dem eine geknechtete Geistlichkeit ihren Dienst verrichtete, sondern entwickelte sich zu einer bedeutenden Kraft im Schulwesen, der Sozialfürsorge und der

Staatsbildung. Ihre vier Erzdiözesen und ihre tausend Gemeinden wurden zu einem Zentrum von Aktivitäten und Unternehmungen. Ihnen zur Seite standen mehrere kirchliche Orden und Laienorganisationen wie etwa der Ancient Order of Hibernians (ursprünglich im 16. Jahrhundert gegründet) oder die Knights of Columbanus (1915). Die irische Kirche war stark konservativ ausgerichtet; sie bewahrte und förderte traditionelles Brauchtum wie beispielsweise die Reliquienverehrung, die Verehrung der Heiligen und die Marienverehrung; ihr Verständnis von Fortschritt bezog sich auf die Übernahme vom Vatikan propagierter Ideen wie der Unbefleckten Empfängnis oder der Herz-Jesu-Verehrung. Mit dem Beschluss von 1879, wonach die Muttergottes persönlich in Knock in Galway erschienen sei, wurde auch der besondere Auftrag der Kirche für das irische Volk bekräftigt.[19]

Die überkommene christliche Tradition Irlands wurde durch die stark ausgeprägte Liebe der Iren zur Musik bereichert; diese Verbindung trug reiche Früchte, nicht zuletzt im geistlichen Liedgut. Doch das bekannteste irische Kirchenlied sollte nur langsam seine endgültige Form annehmen. Die gälischen Worte »*Rop tú mo Baile*« werden dem Mönch Dállan Forgaill zugeschrieben, der im 16. Jahrhundert lebte; die Folk-Melodie »*Slane*« ist nach einer Schlacht in der gleichnamigen Region benannt. Text und Melodie wurden schließlich zusammengeführt, als Mary Bryne 1905 den gälischen Text ins Englische übersetzte; Eleanor Hull brachte ihn 1927 in Versform. Die englische Version ist zu einer der weltweit bekanntesten und beliebtesten Kirchenlieder geworden und wurde mehrmals ins Gälische zurückübersetzt:

Sei du mein Licht, o Herr meines Herzens,
Nichts bedeute mir mehr, als dass du es bist;
Du bist mein höchster Gedanke bei Tag und bei Nacht,
Im Wachen und im Schlafen, Deine Gegenwart ist mein Licht.
Sei du meine Weisheit, mein wahres Wort,
Ich bin auf ewig bei dir und du bei mir, o Herr.
Du bist mein großer Vater, ich dein wahrer Sohn
Du wohnst in mir und ich in dir.

Bí Thusa mo shúile a Rí mo chroí
Ní [illegible] tuaim
Bí thusa i m'aigne gach oíche 's gach lá
Im chodladh nó im dhúiseacht, líon mé le do ghrá
Bí thusa mo threoir i mbriathar 's i mbeart
Fan thusa go deo liom is coinnigh mé ceart
Glac cúram mar Athair, is éist le mo ghuí
Is tabhair dom áit cónaí istigh i do chroí.

Insgesamt wurden vier Home-Rule-Gesetzesinitiativen dem Parlament in Westminster vorgelegt, und zwar in den Jahren 1886, 1892, 1912 und 1920. Die dritte war die wichtigste, weil die Irish Party damals der Mehrheitsbeschaffer in Westminster war. Gegen den erbitterten Widerstand der

Unionisten wurde der Vorschlag im April 1912 mit Unterstützung von Herbert Asquiths liberaler Regierung in das parlamentarische Beratungsverfahren eingebracht, passierte nach drei Ablehnungen das Oberhaus und erlangte am 18. September 1914 als Government of Ireland Act schließlich Gesetzeskraft. Es herrschte allgemein der Eindruck vor, dass damit ein vernünftiger Kompromiss erzielt und Parnells Traum nun verwirklicht worden war. Die Aufhebung des Gesetzes aufgrund des Ausbruchs des Weltkriegs führte nicht zu den befürchteten Unruhen; die Sorgen und Nöte der Kriegszeit drängten den drohenden Zusammenstoß zwischen den bewaffneten Ulster Volunteers in Belfast und ihren Widersachern in Dublin, den Irish Volunteers ohnehin in den Hintergrund. Hunderttausende Iren dienten 1914–1918 in den britischen Streitkräften, ungefähr 50.000 verloren ihr Leben.

Angesichts der Ereignisse, die sich wenige Monate später zutragen sollten, erscheint es angebracht, die Einstellungen der Iren zur britischen Krone zu untersuchen. Seltsamerweise sind Informationen zu diesem Thema nur schwierig zu erhalten. In der Abhandlung über »Ireland in the Twentieth Century« auf der offiziellen Internetseite der irischen Regierung[20] findet die Monarchie keine Erwähnung. Überraschenderweise hat auch der renommierteste irische Historiker, der sich mit diesem Zeitabschnitt beschäftigt, dazu wenig zu sagen. In Roy Fosters mittlerweile als Standardwerk geltendem Buch *Modern Ireland* findet sich im Kapitel mit der Überschrift »The New Nationalism«, das sich auf die Jahre zwischen Parnells Tod und dem Ersten Weltkrieg bezieht, kein einziger Satz über den Republikanismus, und auch Irish Republican Brotherhood wird nur zweimal im Zusammenhang mit ihrer Rivalität zur Gealic League erwähnt.[21] Foster zufolge waren die wichtigen Themen der kulturelle Nationalismus, die Gaelic League, die Landfrage, die sozialdemokratische Bewegung, der Widerstand gegen den Burenkrieg, der Hass auf England und die protestantenfeindlichen Einstellungen, aber nicht die Monarchie. Das ist zweifellos eine unvollständige Darstellung. Denn Könige und Königinnen, Herrschertitel und die »Krone« spielten eine wichtige Rolle in den politischen Debatten dieser Zeit – und tun dies bis heute.

Doch die Politik kann nicht alles erklären. Die Jahre des Kampfes um die Home Rule waren auch eine Zeit, in der man in Großbritannien und Amerika geradezu hingerissen war

von irischen Liedern. Die größte Attraktion war der Opernsänger John McCormack (1884–1945), der die Konzertbühnen eroberte. Sein berühmtestes Lied war »The Wearing of the Green«, dessen Text sich auf die United Irishmen von 1798 bezog:

Oh, lieber Paddy, hast du schon die Neuigkeiten vernommen,
Dem Kleeblatt ist es von Gesetzes wegen verboten worden, auf irischem Boden zu wachsen.
Den Tag des Heiligen Patrick werden wir nicht mehr feiern, seine Farben nicht mehr sehen,
Denn es gibt ein grausames Gesetz gegen das Tragen des Grüns.[22]

Den größten Erfolg hatte ein Lied, das pure Lebensfreude ausdrückte:

Wenn irische Augen lächeln, ist es wie an einem Frühlingsmorgen;
Bei einem fröhlichen irischen Lachen hört man die Engel singen.
Wenn irische Herzen glücklich sind, ist die ganze Welt hell und froh,
Und wenn irische Augen lächeln, erobern sie ganz gewiss dein Herz.[23]

Das Lächeln war nicht beschränkt auf die gebürtigen Iren. Irland war in dieser Zeit zum Teil Domäne der britischen Elite, ein Tummelplatz für die ranghöchsten Diener der Krone; so mancher von ihnen beschrieb im Rückblick jene friedvollen Vorkriegstage als die glücklichste Zeit seines Lebens. Eine sehr eindrucksvolle Jugenderinnerung stammt von einem späteren britischen Premierminister:

Mein Vater war als Sekretär seines Vaters, des Herzogs von Marlborough – von Disraeli 1876 zum Vizekönig ernannt – nach Irland gegangen. Wir wohnten in einem Hause, »The Little Lodge« genannt, das etwa um Steinwurfweite von der vizeköniglichen Residenz entfernt war. Dort verbrachte ich etwa drei Jahre meiner Kindheit … Ich sehe noch meinen Großvater, den Vizekönig, bei der Enthüllung des Denkmals für Lord Gough im Jahre 1876. Eine dichte schwärzliche Menschenmasse, rotröckige Soldaten zu Pferde … und dann der alte Herzog, der gewaltige Großpapa, wie er mit lauter Stimme zur Menge spricht. Ein Satz aus seiner Rede ist mir haften geblieben: »… und mit einer knatternden Salve sprengte er die feindliche Front.« Ich verstand, dass von Krieg und Schlacht die Rede war, und mit »Salve« war offenbar das gemeint, was die schwarzröckigen Soldaten (Schützen) so oft mit lautem Pängs im Phoenix Park vollführten, wo ich vormittags immer spazieren geführt wurde …
Einmal während dieser Jahre machten wir einen Besuch im Emo-Park, dem Landsitz von Lord Potarlington, einer Art Onkel von mir … Der Mittelpunkt meiner Erinnerungen ist ein hoher Turm aus weißlichem Gemäuer … Man erzählte mir, Oliver Cromwell habe den Turm in die Luft gesprengt. Ich war endgültig davon überzeugt, dass er alle möglichen Dinge in die Luft gesprengt hatte und daher ein sehr großer Mann war.
Meine Kinderfrau, Mrs. Everest, war immer sehr besorgt wegen der Fenier. Das waren, wie ich aus den Reden entnahm, gottlose Menschen … Einmal, als ich auf meinem Esel spazieren ritt, sahen wir einen schwarzen Zug herankommen und hielten sie für Fenier. Heute ist mir klar, dass es die Schützenbrigade auf einem

Übungsmarsch gewesen ist. Aber wir waren alle höchst beunruhigt, insbesondere mein Esel, der seine Angst durch Bocken äußerte. Ich flog aus dem Sattel und zog mir eine Gehirnerschütterung zu. Das war meine erste Berührung mit irischer Politik …
Im »Little Lodge« wurde ich auch zum ersten Mal mit Lernen bedroht. Das Nahen einer unheilschwangeren Gestalt, als »Gouvernante« bezeichnet, war auf einen bestimmten Tag festgesetzt … Mrs. Everest [kam] mit einem Buch [an], betitelt *Lerne lesen ohne Tränen.* Bei mir jedenfalls hat sich dieser Titel nicht bewahrheitet … Als die schicksalsvolle Stunde schlug, in der die Gouvernante ankommen sollte, [machte ich es], wie es bedrängte Völker in ähnlichen Lagen oft getan haben: Ich entwich in die Wälder. Ich versteckte mich in den ausgedehnten Gebüschen … die »Little Lodge« rings umgaben …

Meine Mutter nahm persönlich an diesen Heimsuchungen nicht teil … In Irland sehe ich sie immer im Reitkleid vor mir, das sich eng wie eine Haut an den Körper schmiegte und oft herrlich mit Dreck bespritzt war. Sie und mein Vater ritten immer auf ihren hochbeinigen Pferden zur Jagd … Meine Mutter erschien mir dann immer wie eine Märchenprinzessin: ein strahlendes Wesen im Besitz unendlicher Machtfülle und grenzenlosen Reichtums … Sie leuchtete mir wie der Abendstern.[24]

Wer heute ein paar unbeschwerte Stunden im Phoenix Park verbringt, wird noch viele der Attraktionen vorfinden, die vor hundert Jahren den jungen Winston Churchill so erbauten. Die Damwildherde grast noch immer auf dem grünen Rasen des Parks; die großen offenen Flächen, auf denen Lord und Lady Randolph ihren Pferden die Sporen gaben, heißen noch immer Reiter willkommen. Den Fury Glen, den People's Garden und den Dublin Zoo gibt es immer noch, ebenso die Ruinen des Magazine Fort (1811) und das Testimonial Monument (1864), das einem berühmten Bürger Dublins gewidmet ist, dem Herzog von Wellington, der (wahrscheinlich) in der 24 Upper Merrion Street auf die Welt kam.

Andere Wahrzeichen der Stadt haben sich entweder verändert oder sind verschwunden. Die Viceregal Lodge ist heute die *Aras an Uachtárain*, die offizielle Residenz der irischen Staatspräsidenten. Die Little Lodge heißt heute Ratra House, zum Gedenken an den ersten Präsidenten der Republik, Douglas Hyde, der hier starb; die von ihm gepflanzten Sträucher blühen noch immer. Sie erzählen den Besuchern vom Geist eines kleinen Jungen, der auf der Suche nach seinem Großvater durch den Park wanderte.[25] Die Deerfield Residence, einst der Sitz des irischen Kanzlers vor der Unabhängigkeit, beherbergt jetzt die US-amerikanische Botschaft, und das mittelalterliche Ashdown Castle, das vor Kurzem renoviert wurde, ist das Besucherzentrum. Hier gibt es Erfrischungen, Souvenirs und Reiseführer zu kaufen. So erfährt man beispielsweise, dass der Name des Parks nichts

mit einem Phoenix zu tun hat, sondern eine Verballhornung seines gälischen Namens *fionn uisce* ist, der so viel wie »klares Wasser« bedeutet. Es gibt auch Informationen über die Morde im Phoenix Park am 6. Mai 1882, als hier zwei hohe britische Beamte von einer Fenier-Gruppe, die sich »Irish National Invincibles« nannte, erstochen wurden. Eines der Opfer, Lord Frederick Cavendish, war der Kanzler; das andere, Thomas Henry Burke (1829–1882), war der Staatssekretär und damit der höchste Regierungsbeamte. Burke war ein Katholik aus Galway, wurde von seinen Mördern jedoch als »Schlossratte« betrachtet. Drei Jahre vorher schenkte er seinem Nachbarn, dem jungen Winston Churchill, bei einer Begegnung eine Trommel. Auf den Mord wie auch auf die Trommel geht Churchill in *Meine frühen Jahre* ein. Die Statuen von Lord Carlisle und Feldmarschall Gough – Letzteres wurde durch den Respekt einflößenden Großvater enthüllt – standen bis in die 1920er-Jahre im Park und sind seit seither verschwunden.

Die Demontage britischer Statuen in Dublin nahm gewisse Ausmaße an, wurde jedoch nicht zu Ende geführt. Neben Carlisle und Gough entfernten die Nationalisten auch Admiral Nelson von der O’Connell Street, König William III. vom College Green und Königin Victoria vom Merrion Square. Es gab allerdings einige interessante Ausnahmen: Eine Statue, die einst stolz vor dem Leinster House stand, wurde umgesetzt neben den Dáil, nach Leinster Lawn, und steht hier nach wie vor in der Gesellschaft ausgewählter Republikaner und Nationaler. Königin Victoria hatte sich mehrmals für die Errichtung der Statue eingesetzt, die schließlich 1908 erfolgte, sieben Jahre nach ihrem Tod; es handelte sich um ein Standbild zu Ehren von Albert – aber nicht von Monaco, sondern von Albert von Sachsen-Coburg-Gotha. Seither hat Irland eine zentrale Rolle gespielt in einem historischen Prozess, den man ohne Übertreibung oder Vorwegnahme als Auflösung des Vereinigten Königreichs bezeichnen kann. Dieser Prozess, dessen Anfänge zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch kaum sichtbar waren, wurde fünfzehn Jahre später nach Königin Victorias Tod deutlich und sollte sich im Laufe des Jahrhunderts fortsetzen, begleitet von den Flieh- und Zugkräften der Geschichte. Zu Anfang des 21. Jahrhunderts trat er nach der Einführung der Devolution in ein wichtiges neues Stadium ein, hatte jedoch noch immer, selbst in Irland nicht, seinen Tiefpunkt erreicht.

II

Wenn es ein Datum für den Beginn der jüngeren irischen Geschichte gibt, ist es der Osteraufstand vom 24. April 1916. Großbritannien war mit dem Krieg in Europa beschäftigt, und dies nutzten die militanten irischen Republikaner aus; eine Gruppe von ein paar hundert Männern stürmte das Hauptpostamt in Dublin, hisste die republikanische Fahne und rief die unabhängige irische Republik aus:

POBLACHT NA hÉIREAN
DIE PROVISORISCHE REGIERUNG DER REPUBLIK IRLAND
AN DAS IRISCHE VOLK
Irische Männer und Frauen! Im Namen Gottes und der früheren Generationen, denen es seine Tradition der nationalen Einheit verdankt, ruft Irland heute, durch uns, seine Kinder zur Fahne und zum Kampf um seine Freiheit.[26]

Die Kämpfe mit den britischen Truppen sollten sieben Tage dauern. Dann wurden die überlebenden Aufständischen interniert; ihre Anführer vor ein Kriegsgericht gestellt und neunzig von ihnen zum Tode verurteilt. Fünfzehn Verschwörer, darunter auch sieben Unterzeichner der Oster-Proklamation – Clarke, MacDiarmid, MacDonagh, Ceannt, Pearse, Connolly und Plunkett – wurden hingerichtet. Die Reaktion der Briten war hart und brutal, vielleicht auch deswegen, weil Pläne aufgetaucht waren, die Deutschen zum Eingreifen zu bewegen. Die Aufständischen hätten wohl keine militärische Aktion gewagt, wenn sie nicht auf starke ausländische Unterstützung hätten hoffen können. Die Hinrichtungen schufen Märtyrer. Éamon de Valera, der Kommandeur der dritten Brigade der Irish Volunteers, hatte Glück und entging der Exekution (siehe unten).[27] Ein republikanisches Lied aus den Tagen unmittelbar nach dem Aufstand bringt die Verbitterung anschaulich zum Ausdruck:

Nimm den blutbefleckten Verband ab von der irischen Stirn;
Wir haben für Irland gekämpft und geblutet und wir werden jetzt nicht weichen.
Wir haben den Kampf geführt und sind dem Ruf Irlands gefolgt
Und weil wir es befreien wollten/werden wir an die Wand gestellt.[28]

In dieser Zeit wurde auch die starke Präsenz der Iren in der britischen Armee durch eines der bekanntesten Marschlieder des Ersten Weltkriegs besonders hervorgehoben: Es stammte von einem Bataillon der Connaught Rangers, das eines Tages auf dem Weg zur Front singend aus Calais abmarschierte.

John Mc-Cormack zeichnete den Text auf, und das Lied wurde umgehend ein Schlager:

Es ist ein weiter Weg nach Tipperary
Es ist ein weiter, weiter Weg.
Es ist ein weiter Weg nach Tipperary
Zu dem schönsten Mädchen, das ich kenne.
Auf Wiedersehen, Piccadilly,
Leb wohl, Leicester Square.
Es ist ein weiter Weg nach Tipperary,
Aber dort ist mein Herz.[29]

Der ruhige, gesetzte Rhythmus eignet sich ideal, um sich gemeinsam im Takt zu wiegen, die Melodie ist unwiderstehlich, und die bittersüßen Worte sind alles andere als kriegerisch. Durch das Lied erfuhren Millionen Menschen auf der Welt von Tipperary, die sonst nichts von dem Ort wissen würden.

Während sich Großbritannien voll und ganz auf die Kriegsanstrengungen konzentrierte, gärte es in Irland. Die politische Organisation der Aufständischen, Sinn Féin (»Wir selbst«), und ihr im Untergrund tätiger militärischer Flügel, die IRB, fanden nach dem Aufstand wesentlich mehr Sympathisanten als vorher. Sinn Féin erklärte, dass die Briten die Home Rule verhindern und nicht nur verzögern wollten, dass die britische Regierung der Sache der Unionisten verbunden sei und dass die irischen Patrioten daher für ihre Rechte kämpfen müssten. Im Oktober 1917 verlangte die Sinn Féin auf ihrem Parteitag offen die »internationale Anerkennung Irlands als unabhängige Republik«.[30] De Valera wurde amnestiert und Vorsitzender der Partei.

Die Unionisten dagegen hielten an der Einheit des Vereinigten Königreiches fest und betrachteten Sinn Féin und ihre Anhänger als eine Bande von Aufrührern. Für Männer wie Sir Edward Carson – ein protestantischer Rechtsanwalt aus Dublin, der als Kontrahent Oscar Wildes in einem aufsehenerregenden Prozess 1895 bekannt geworden war – oder für Churchills Freund F. E. Smith, den späteren Earl of Birkenhead, bildete das britische Recht die einzige Quelle der Legitimität. Sie zogen den Union Jack auf und verehrten die Ulster Volunteers, die im Krieg an der Westfront ihr Leben geopfert hatten. Mit wenigen Ausnahmen unterstützten sie auch die Protestant Ascendancy, die Vorherrschaft der anglikanischen Protestanten. Sowohl die grundbesitzende angloirische

Schicht als auch die Presbyterianer von Ulster waren bedrängte Minderheiten im überwiegend katholischen Irland.

Die Lieder, die bei den Märschen der Unionisten ertönten, konnten auf eine lange und reiche Tradition zurückgreifen. »King Billy«, das heißt Wilhelm von Oranien (gest. 1694), wird darin stets als der große Held gefeiert, der Papst dagegen erscheint als der Oberschurke:

Ihr Söhne, deren Väter mit Wilhelm ihr Blut vergossen,
Ihr Nachfahren der machtvollen Toten,
Als die papistischen Tyrannen flohen
Und dieses wunderbare Land seine Freiheit erlangte.

Erliegt jetzt nicht den päpstlichen Listen
Vertraut ihnen am wenigsten, wenn sie lächeln.
Legt sie bloß, die Ränke des geschickten Fängers
Und bewahrt eure Freiheit![31]

Der glühende Eifer der »Loyalisten« und »Unionisten« war seit dem 17. Jahrhundert kaum erlahmt.

In den Jahren 1917/18 berief die britische Regierung eine Versammlung der verschiedenen Parteien ein, auf der die praktische Umsetzung der Home-Rule-Regelungen beschlossen werden sollte. Anfang 1918 sollte Irland schließlich durch die Einführung der Wehrpflicht mit Großbritannien gleichgestellt werden. Diese Politik erschien ausgewogen, wurde aber nicht umgesetzt. Doch in der angespannten Situation in Irland wurde sie zu jenem Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte[32] und erneut die Emotionen schürte, die sonst möglicherweise abgeklungen wären. Fast alle Gruppen stellten sich einmütig gegen diese Politik – die Kirche, die Gewerkschaften, die Irish Parliamentary Party und die Gemeindevertretungen. Der britische Premierminister David Lloyd George beging daraufhin den fatalen Fehler, die Einführung der Selbstverwaltung zurückzustellen, »bis die Verhältnisse in Irland dies ermöglichen«.[33]

Ein neues Kapitel begann mit dem Ende des Ersten Weltkriegs. Bei den Wahlen im Dezember 1918 warb Lloyd George um Unterstützung für sein Vorhaben, »Deutschland auszupressen wie eine Zitrone«. Doch in Irland stand die Forderung nach vollständiger Unabhängigkeit höher auf der Tagesordnung und verdrängte alle anderen Sorgen. Von den 105 in Irland gewählten Unterhausabgeordneten gehörten 73 zu Sinn Féin. Diese Abgeordneten nahmen ihre Sitze in Westminster nicht ein, und am 21. Januar 1919

versammelten sich all jene von ihnen, die nicht in britischen Gefängnissen saßen, im Round Room des Mansion House in Dublin und konstituierten sich als unabhängiges Parlament. Count George Plunkett (1851–1948), Vater von drei verurteilten Söhnen, und Eoin (John) MacNeill (1867–1945), ein Offizier und Mediävist, leiteten die Sitzung. Die Versammlung entschied, die Bindungen an Großbritannien zu lösen, und ein zweites Mal wurde auf Gälisch die Republik Irland ausgerufen, als ob das Vereinigte Königreich nicht existierte. Éamon de Valera wurde zum Präsidenten gewählt, und die verschiedenen bewaffneten Verbände der republikanischen Kräfte, einschließlich der IRB, wurden als Irish Republican Army (IRA) neu organisiert. Man kam überein, Botschafter zur Friedenskonferenz in Paris zu entsenden, darüber hinaus wurde der Entwurf eines »Appells an die Freien Nationen der Welt« formuliert. Nach eineinhalb Stunden war die Sitzung beendet.

Ungläubig staunend verfolgte die britische Presse das Geschehen.

Achtundzwanzig Abgeordnete der Sinn Féin waren anwesend … Doch mindestens zweitausend weitere müssen auf einer improvisierten Zuschauertribüne gesessen haben. Tausende warteten außerdem draußen, doch eine Truppe von Kämpfern der Sinn Féin sorgte auf ruppige Weise für Ordnung.

Natürlich wäre es dem nationalen Geist zuwidergelaufen, die Debatten in der Sprache der Engländer zu führen, und diese selbst auferlegte Verpflichtung führte denn dazu, dass manche Mitglieder ziemlich schweigsam waren und andere gar auf Französisch auswichen.
Ruhig, fast gekünstelt wirkte die Nationalversammlung. Neun Zehntel der Anwesenden werden nicht verstanden haben, was gesagt wurde, und als sie wie angewiesen in Jubel ausbrachen, griff der Speaker ein und erklärte auf Englisch, dass die Regeln des Parlaments Derartiges nicht erlaubten. Weil das Mansion House normalerweise für alle Besucher offen ist, hatte man ein paar Stühle bereitgestellt, die mit Seilen vom Rest des Raumes abgetrennt waren.[34]

Im Verlauf der Jahre 1919 und 1920 sollte eine groß angelegte Kampagne des zivilen Ungehorsams die britische Verwaltung in die Knie zwingen: Steuern wurden nicht gezahlt, Behörden boykottiert, Hafenarbeiter weigerten sich, Nachschub für die britische Armee zu löschen, auch wurden Befehle aus London nicht befolgt. Doch eine formelle Anerkennung der Republik war schwierig zu erlangen. Die britische Regierung war nicht bereit, einen Staat innerhalb eines Staates anzuerkennen, und konnte die ausländischen Regierungen ebenfalls dazu bringen, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen. Die Vertreter der Republik Irland, die

zur Friedenskonferenz nach Paris gereist waren, wurden dort nicht zugelassen. Lenins Sowjetrussland, das von Irland ein Darlehen erhielt, war der einzige Staat, der die Existenz der irischen Republik anerkannte.

Der erste feindliche Angriff gegen die britischen Streitkräfte ereignete sich am 21. Januar 1919, als ein paar Heckenschützen in Tipperary mehrere Offiziere der Royal Irish Constabulary (RIC) töteten. Die britische Regierung regierte zurückhaltend und richtete lediglich im Südwesten eine Special Military Zone ein. Auch der Dáil ließ sich Zeit mit einer Kriegserklärung. Die Mehrheit der IRA-Kommandeure bevorzugte ohnehin eine Guerilla-Taktik wie die Buren in Südafrika, die sie sehr bewunderten, und eine Minderheit unter Führung von Arthur Griffith setzte auf passiven Widerstand. Dennoch nahm die Gewalt zu. Überfälle der IRA führten zu Vergeltungsmaßnahmen der RIC. Hunderte Polizisten wurden erschossen, und unzählige Landhäuser, die anglo-irischen Grundbesitzern gehörten, gingen in Flammen auf. Im Sommer war der unerklärte bewaffnete Konflikt, der wahlweise als »Anglo-Irischer Krieg« oder als »Irischer Unabhängigkeitskrieg« bezeichnet wurde, bereits in vollem Gange.

Im Sommer 1920 verlor die britische Regierung die Geduld: Da sie nicht die reguläre Armee entsenden wollte, die sich mit den Problemen der Demobilisierung herumzuschlagen hatte, setzte sie zwei berüchtigte paramilitärische Truppenteile ein, um die Aufständischen zur Räson zu bringen. Eine davon, die RIC Reserve Force, die nach den Farben ihrer improvisierten Uniform »Blacks and Tans« genannt wurde (nach einer berühmten Jagdhundrasse aus Limerick, A. d. Red.), bestand aus jungen kampferprobten Kriegsveteranen, die einen Sold von zehn Schilling pro Tag erhielten und nicht der normalen militärischen Disziplin unterlagen. Die andere Gruppe, die Auxiliary Division des RIC, bekannt als »Auxies«, wurde ausschließlich aus ehemaligen britischen Armeeoffizieren gebildet. Gemeinsam zogen diese Verbände brandschatzend, plündernd und mordend durch Irland. Die regulären Gerichte wurden aufgehoben, abtrünnigen Bezirken wurden die staatlichen Mittel gestrichen. Im Herbst verabschiedete Westminster ein neues Gesetz. Der Restoration of Order in Ireland Act (1920) ermöglichte die Einführung des Kriegsrechts sowie Internierungen und die Verhängung der Todesstrafe ohne Prozess. Im Dezember versuchte man

durch den Government of Ireland Act (1920), der auf Druck der Unionisten verabschiedet wurde, die Ansteckungsgefahr zu verringern, indem die Insel in zwei Teile geteilt wurde – Südirland mit 26 Grafschaften und Nordirland mit den verbleibenden sechs Grafschaften. Beide Landesteile sollten eine eigene gesetzgebende Versammlung erhalten. Anders als beabsichtigt, sollte sich diese Teilung als dauerhaft erweisen.

In den ersten Jahren des militärischen Kampfes gegen die Briten erlangte die IRA ihre höchste Popularität. Da die Nationalisten an Feuerkraft unterlegen waren, vermieden ihre Anführer den offenen Kampf mit den britischen Truppen und wurden daher entsprechend als Terroristen gebrandmarkt. Da sie jedoch ihre Angriffe fortsetzten und sich auf dem Kampfplatz behaupten konnten, entstand eine ausweglose Situation, die schließlich die Briten dazu veranlasste, ihre Politik zu überdenken. Die Untaten der »Blacks and Tans« stärkten den Kampfeswillen der Iren mit jedem Tag, der verging:

Brandschatzend bahnten sie sich ihren Weg durch Munster,
Dann suchten sie Leinster heim.
Durch Connacht und durch Ulster
Marschierten die Männer in Braun und Schwarz.
Sie erschossen Frauen und Kinder
Auf ihre eigene heldenhafte Art, aber
Wie der Blitz flohen die Schwarzen und die Braunen
Vor den Gewehren der IRA![35]

Im Verlauf des Winters 1920/21 nahm das Blutvergießen zu. Die schlimmsten Vorfälle ereigneten sich in Belfast, wo ein »loyalistischer« Mob wahllos in katholischen Wohngebieten wütete. Der Aufbau paramilitärischer »B-specials« zur Unterstützung der Ulster Constabulary wurde von der katholischen Kirche abgelehnt, aber nur wenige protestantische Führer verurteilten die Gewalt der Loyalisten.

Schließlich fingen drei Männer an, sich um einen Waffenstillstand zu bemühen: General Jan Christiaan Smuts, einer der bedeutendsten Führer der Buren in Südafrika, schlug König George V. vor, eine »Rede zur Versöhnung Irlands« zu halten. Diese Idee wurde von Lloyd George aufgegriffen, der auch sein widerstrebendes Kabinett davon überzeugen konnte. In dieser Rede, die am 22. Juni 1921 in Belfast gehalten wurde, rief der König die Iren auf, »innezuhalten, die Hand der Langmut und der Versöhnung

auszustrecken, zu vergeben und zu vergessen und sich gemeinsam zu bemühen, dem Land, das sie lieben, ein neues Zeitalter des Friedens, der Zufriedenheit und des guten Willens zu bescheren«.[36] Diese Worte trafen die Stimmung der Allgemeinheit. Am 11. Juli 1921 trat schließlich ein Waffenstillstand in Kraft. Die Kräfte der Krone und ihrer militanten Gegner hatten sich, wie es schien, gegenseitig erschöpft.

Zu diesem Zeitpunkt erreichte Éamon de Valera (1882–1975) den ersten Höhepunkt in seiner an Höhen und Tiefen reichen politischen Karriere. Der in den USA geborene Sohn einer irischen Mutter und eines vermutlich kubanischen Vaters war in Irland bei seinen Großeltern mütterlicherseits aufgewachsen, hatte Gälisch gelernt und war nach seinem Studium Professor und Lehrer für Mathematik an verschiedenen Schulen und Hochschulen. De Valera, der wegen seiner Größe den Spitznamen »Long Fellow« erhalten hatte, war ein überzeugter Republikaner, während seine Kommilitonen unterschiedliche politische Ansichten vertraten. Dank seiner amerikanischen Staatsbürgerschaft war das nach dem gescheiterten Osteraufstand gegen ihn verhängte Todesurteil in eine Gefängnisstrafe umgewandelt worden, und er wurde schnell bekannt als einer der wenigen überlebenden Anführer des Aufstands. In den Jahren 1917–1919 stieg er vom Vorsitzenden der Sinn Féin zum Präsidenten des *Dáil Éireann* und zum *Priomh Aire* (»Premierminister«) auf.[37]

Während des gesamten Jahres 1920 allerdings war der *Priomh Aire* abwesend; er hatte Dublin verlassen, um in den USA Geld zu sammeln. Dadurch geriet er gegenüber seinen Stellvertretern ins Hintertreffen, insbesondere gegenüber Michael Collins, den »Big Fellow«, der zeitweilig Vorsitzender der IRB und ebenfalls ein überlebender Teilnehmer des Aufstands war,[38] sowie gegenüber Arthur Griffith, einen der Gründer von Sinn Féin.[39] Griffith, der sich überraschend als Mann der Mäßigung präsentierte, setzte sich schon seit Längerem für eine »Zwei-Reiche-Lösung« ein, wie sie bis 1801 bestanden hatte, und trat öffentlich für die Idee einer dualen anglo-irischen Monarchie ein, vergleichbar der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie.[40] Diese politischen Führer konnten sich nicht auf einen gemeinsamen Plan für die Gestaltung des künftigen Staates verständigen.[41]

Drei Tage nach Inkrafttreten des Waffenstillstands begab

sich Éamon de Valera in die Downing Street, um herauszufinden, was Lloyd George dachte, und dabei kam es zu einer denkwürdigen Szene: De Valera bezeichnete die Unterdrücker Irlands stets als »die Engländer«. Er hatte jedoch nicht bedacht, dass sein britischer Widersacher keltischer Abkunft war und Walisisch sprach. De Valera verlas seine Erklärung in holprigem Gälisch, dann überreichte er Lloyd George eine englische Übersetzung. Der »walisische Zauberer« erlaubte sich ein kleines Spielchen mit ihm. »Wie soll also der gälische Name für Ihren Staat lauten?«, fragte er. »*Saorstát*« (Freistaat), kam als Antwort. »Ich verstehe«, erwiderte Lloyd George. »Ich habe das gälische Wort für ›Republik‹ in Ihrer Rede nicht gehört.« Dann begann er eine längere Unterhaltung auf Walisisch mit seinem Privatsekretär T. J. Jones. De Valera war verwirrt, er konnte dem Gespräch nicht folgen. Schließlich kehrte Lloyd George wieder zum Englischen zurück und versetzte dem Iren den entscheidenden Schlag. »Wir Kelten kennen kein Wort für Republik«, erklärte er, »weil wir noch nie eine hatten.«[42] Wenn dieser Bericht auch nur teilweise der Wahrheit entspricht, musste de Valera mittlerweile klar sein, dass eine seiner Kernforderungen – die Anerkennung der Republik Irland – wahrscheinlich unerfüllt bleiben würde. Dennoch drängte er nach seiner Rückkehr nach Dublin den Dáil dazu, ihn zum Präsidenten der Republik auszurufen. Damit warf er nicht nur den Briten, sondern auch vielen seiner irischen Mitkämpfer den Fehdehandschuh vor die Füße.

Kurze Zeit später begannen die Beratungen über einen Anglo-Irischen Vertrag. Dabei ging es in erster Linie darum, eine neue politische Ordnung für Südirland zu entwerfen und die Grenze zur Provinz Ulster festzulegen, die das Recht zur Abspaltung erhalten sollte. Die irische Verhandlungsdelegation wurde von Arthur Griffith geleitet, dem Michael Collins und andere zur Seite standen; sie bezog ihr Quartier in der Nummer 44 Hans Crescent in Kensington. Als ihr Sekretär fungierte der englische Romancier und Irland-Liebhaber Erskine Childers. Während in London verhandelt wurde, ging das Morden in Irland weiter; es hörte erst auf, als die Briten mit einer Wiederaufnahme umfassender Militäraktionen drohten. Der Vertrag musste von drei Gremien ratifiziert werden – dem Dáil, dem von den Briten gestützten Unterhaus in Südirland und dem britischen Parlament in Westminster. Im Januar 1922 war alles unter

Dach und Fach, der König konnte zufrieden sein. Nach einem Bürgerkrieg (wie er es sah) kehrte ein widerspenstiges Gebiet in den Schoß des Reiches zurück und schloss Frieden mit dem Heimatland.

Doch entscheidend waren die Einzelheiten des Vertrags: Der Irische Freistaat sollte eine konstitutionelle Monarchie werden und keine Republik. Er sollte den übrigen Dominions ähneln, wie Kanada oder Australien, und dadurch einen verbesserten Status gegenüber der vorhergehenden Home Rule erhalten, die lediglich Selbstverwaltung innerhalb des Vereinigten Königreiches vorsah; der König sollte allerdings Staatsoberhaupt bleiben – wenngleich eines anderen Staates – und in Dublin durch einen Generalgouverneur repräsentiert werden. Der gesetzgebende Dáil, durch allgemeine Wahlen bestimmt, sollte einen Kandidaten für den Posten des Premierministers benennen, welcher der Zustimmung des Generalgouverneurs bedurfte. Die Nationalhymne würde weiterhin »God Save the King« sein. Diese Vereinbarungen waren das Ergebnis eines schwierigen Kompromisses zwischen dem harten Kurs der Briten, die die Rechte der Krone aufrechterhalten wollten, und den ursprünglichen Forderungen der Iren, die ihre Republik bewahren zu können hofften. Am 6. Dezember sollte der Vertrag in Kraft treten.[43]

Die Reaktionen auf den Vertrag fielen sehr unterschiedlich aus. Die Unionisten von Ulster begannen sogleich ihre Austrittsoption zu verfolgen. Bei den ersten Parlamentswahlen in der Provinz im Mai 1921 hatten sie eine Mehrheit von 66 Prozent errungen. Eine zweite Abstimmung erbrachte ein ähnliches Ergebnis. Der Westminster-Abgeordnete Sir James Craig, der eine Zeit lang Organisator der Ulster Volunteers gewesen war, nahm die Nachtfähre von Belfast, um dem König eine Petition der Loyalisten zu überbringen. Die gesamte Operation wurde innerhalb eines Monats abgeschlossen, und sechs der neun historischen Grafschaften von Ulster bezogen jene Position, an der sie bis heute festhalten. Auf der anderen Seite beantragte der irische Freistaat die Aufnahme in den Völkerbund. Und die Politiker in Dublin, die einen Großteil ihrer Ziele erreicht zu haben schienen, zerstritten sich auf das Heftigste.

Der Anglo-Irische Vertrag wurde vom Dáil nur knapp angenommen, mit 64 gegen 57 Stimmen; die Gegner des Vertrags, die verloren hatten, weigerten sich schlicht, das Ergebnis anzuerkennen. De Valera trat zurück und sprach in provozierenden Reden von »Iren, die durch irisches Blut

waten«. Michael Collins, der den Krieg gegen die Briten geführt, aber auch den Vertrag unterschrieben hatte, wurde als Abweichler beschimpft. Um seine patriotische Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen, unternahm er einen erfolglosen Angriff auf Ulster – das war der erste der sogenannten »Grenzkriege« –, dann verstrickte er sich in bewaffnete Auseinandersetzungen mit seinen »unversöhnlichen« irischen Gegnern. Das Jahr 1922 wurde daher ein Jahr des Bürgerkriegs. Die »Freistaatler« und ihre Armee nahmen den Kampf gegen den Rest der IRA auf und sahen sich dabei der gleichen Guerillataktik konfrontiert wie schon die Briten zuvor. Noch bevor der Vertrag in Kraft trat, wurde Collins in einem Hinterhalt getötet. Er hatte behauptet, er habe »die Freiheit errungen um der Freiheit willen«, und sollte schließlich Recht behalten. Auch Arthur Griffith starb im selben Jahr, und zwar an einem Herzinfarkt. Doch die Anhänger des Vertrages setzten sich durch, und der Freistaat wurde wie geplant politische Wirklichkeit. Georg V. war der König; Tim Healy (1855–1931), ein Anwalt und ehemaliger Parlamentsabgeordneter, wurde zum ersten Generalgouverneur bestimmt, und W. T. Cosgrave (1880–1965), der einst zum Tode verurteilt worden war, wurde erster *Taoiseach* (Regierungschef). Einer der politischen Führer des Freistaats erklärte später: »Wir waren vermutlich die konservativsten Revolutionäre, die es je gegeben hat.«[44]

Der Bürgerkrieg war hauptsächlich der Entscheidung geschuldet, die Republik zu opfern. Die Tragödie war umso schlimmer, da »im Land insgesamt die Zustimmung für den Vertrag viel größer war als im eindeutig republikanisch gestimmten Dáil.«[45] In diesem Zusammenhang sprach Roy Foster tadelnd von »einer Obsession gegen ›die Krone‹«.[46] In Wirklichkeit aber wurden vor allem zwei gegnerische Gruppen von ihrer Haltung zum Königshaus bestimmt: die irischen Ultra-Republikaner und das britische Establishment. Konstitutionell wurde durch die anglo-irischen Vereinbarungen ein System eingeführt, das einen Mittelweg bildete zwischen der alten Home-Rule-Regelung und der vollen Souveränität. Am ehesten ähnelte es dem eigenständigen, aber abhängigen »Königreich Irland«, das 1801 abgeschafft worden war, um die Union zu ermöglichen.

In der letzten Phase des Bürgerkriegs, der bis in das späte Frühjahr 1923 dauerte, griffen die verzweifelten Minister des Freistaats zu rücksichtslosen Maßnahmen, um Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Nachdem sie nun die

Gesetzgebungskompetenz besaßen, erließen sie den Emergency Powers Act, der standrechtliche Hinrichtungen erlaubte. Bevor die Kämpfe langsam zu Ende gingen, hatten die Truppen des Freistaats mehr IRA-Männer getötet als die Briten. Zu den Opfern gehörte auch Erskine Childers.[47] De Valera, der den Vertrag abgelehnt und die »Legion der Nachhut« gerühmt hatte, wurde festgenommen und interniert.[48]

Es überrascht nicht, dass die meisten Lieder über den irischen Bürgerkrieg von den besiegten Republikanern stammen. Die Anhänger des Freistaats hatten, obwohl sie gewonnen hatten, nur wenig, dessen sie sich rühmen konnten. In einem Lied über hingerichtete Kämpfer werden »die Märtyrer von Drumboe« beklagt, während das ironische Lied »Irischer Freistaat«, »der Rot-Weiß-Blau aufzieht«, die Verbitterung der Republikaner zum Ausdruck bringt. Doch nichts empörte die Republikaner mehr als die Entscheidung des Freistaats, die grünweiß-goldene Trikolore der alten Republik zu übernehmen:

Holt sie herab von den Fahnenmasten, ihr irischen Verräter,
Das ist die Flagge, die uns Republikanern zusteht.
Sie kann niemals dem Freistaat gehören,
Denn ihr habt ihn mit nichts als Schande erkauft.

Warum überlasst ihr sie nicht jenen, die bereit sind,
Sie im Krieg und im Frieden hochzuhalten?
Jenen Männern, die bereit sind, zu töten,
Bis die Tyrannei Englands ihr Ende findet?

Ihr habt unsere Tapferen, Liam und Rory, ermordet,
Ihr habt die Jungen, Richard und Joe, ermordet.
An euren Händen klebt noch ihr Blut,
Das ihr vergossen habt, als ihr das Werk des Feindes verrichtetet.[49]

Der Anglo-Irische Krieg, der Anglo-Irische Vertrag und der irische Bürgerkrieg haben das Gesicht von Südirland nachhaltig verändert. Nach 1919 verließen viele anglo-irische Grundbesitzer, das Rückgrat der britischen Herrschaft, ihre Landgüter und kehrten nie mehr zurück. Nach 1922 wurde durch den Vertrag der geordnete Abzug der britischen Beamten geregelt, die vom Freistaat ersetzt wurden. Die Überlebenden des Bruderkrieges wurden mit einem tiefen Trauma zurückgelassen, dessen Überwindung Jahrzehnte beanspruchte.

Im März 1924 starb Sir Charles Villiers Stanford in Cambridge, wo er fast 40 Jahre als Professor für Musik

gewirkt hatte. Er genoss sowohl als Dirigent wie auch als Komponist höchstes Ansehen; vor allem sein Beitrag zur geistlichen Chormusik fand Eingang in das Repertoire.[50] Doch der Professor hatte auch eine umfangreiche Sammlung irischer Volkslieder und von Irland inspirierter Kompositionen geschaffen, schließlich war der gebürtige Dubliner ein Ire, der nie seine Wurzeln kappte. Zu seinen Werken gehören eine komische Oper mit dem Titel *Shamus O'Brian*, sechs orchestrale *Irish Rhapsodies, Irish Fantasies* und *Six Irish Sketches* für Violine, ein *Intermezzo on the Londonderry Air* für Orgel, ein *Limmerich ohne Worte*, das er unter dem Pseudonym Karel Drofnatski veröffentlichte, sowie drei Liederzyklen für Klavier und Gesang: *A Sheaf of Songs from Leinster, Six Songs from the Glens of Antrim* und *An Irish Idyll*:

Im Sommer gehe ich in den Torf
Und lege die Soden aus zum Trocknen;
Südwind und der Gesang der Lerche
Und die Sonne hoch oben am Himmel.

Ich stapele sie zu einem Haufen
Gegen die Zeit des Schnees;
Dunkler Wald, eine Sturmbö aus Norden.
Wer achtet darauf, welche Winde wehen?

Nun ist es Winter, Zeit, das Feuer zu schüren
Und die Tür zu verriegeln.
Ein Wind streicht durch die Berge,
Und ein Luftzug über den Boden.

…

Ich sehe mich als barfüßiges Kind,
Ich sehe mich als junger Mann,
Als das Gold des Ginsterstrauchs
Alles Gold war, das ich besaß.

Ich hege noch ein paar alte Träume
Aus längst vergangenen Tagen,
Wenn der Wind scharf bläst und die Nacht einfällt
Und die Kohlen glühen.[51]

Stanford war ein Zeitzeuge der tiefen gegenseitigen Durchdringung des englischen und des irischen Lebens.

Die Ausgangsbedingungen für den irischen Freistaat waren denkbar ungünstig, hatte er doch an allen Fronten mit Problemen zu kämpfen. Die Staatskasse war praktisch leer,

und es herrschte Unklarheit darüber, wie die Monarchie des Freistaates beschaffen sein sollte. In einigen Quellen werden Georg V. und seine beiden Söhne Edward VIII. und Georg VI. als »Könige von Irland« bezeichnet.[52] In Anbetracht der späteren Praxis im britischen Commonwealth erscheint dies logisch. Doch in den zeitgenössischen Dokumenten findet sich kein derartiger Titel. Tatsächlich war das Verhältnis zwischen dem Freistaat und seinem Monarchen seltsamerweise (oder auch absichtlich) nicht eindeutig bestimmt worden. Gemäß Artikel 4 des Vertrages sollten die Mitglieder des Dáil einen Treueid leisten, der sie verpflichtete, »sich loyal gegenüber König George V. zu verhalten … aufgrund der gemeinsamen Staatsbürgerschaft von Irland und Großbritannien … und der Mitgliedschaft Irlands im British Commonwealth of Nations«[53].

Auch die Nationalhymne bereitete Probleme. »Gott save the King« ist eine königliche Hymne, keine Nationalhymne, und zudem wird darin an keiner Stelle erwähnt, für den Monarchen welchen Landes göttlicher Beistand erbeten wird. Darüber hinaus war der Wortlaut identisch mit jenem in Großbritannien. Daher wollte sie vielen Iren nicht über die Lippen gehen. Obwohl die Musikgruppen des Freistaats die Hymne pflichtgemäß bei offiziellen Anlässen spielten, reagierten die Zuhörer oft mit eisigem Schweigen oder mit Gegengesängen. Gälische Redner stimmten gewöhnlich den »Soldier's Song« an. Andere bevorzugten ein Lied aus dem amerikanischen Bürgerkrieg, das zu den erhebenden Klängen von »Tramp, Tramp, Tramp – the Boys are Marching« gesungen wurde:

»Gott schütze Irland«, sagen die Helden.
»Gott schütze Irland«, sagen sie alle.
Mögen wir auf dem hohen Schafott
Oder auf dem Schlachtfeld sterben,
Oh, was spielt es für eine Rolle, wie wir für das geliebte Erin fallen.[54]

Von Anbeginn war der irische Freistaat eng mit der römisch-katholischen Kirche verbunden, die dank der Auswanderung der anglo-irischen Protestanten 93 Prozent der Bevölkerung hinter sich vereinigen konnte. Die Kirche, die Parnell und das Home-Rule-Gesetz unterstützt hatte, hatte die Gewalt der IRA formell verurteilt und war nach dem Bürgerkrieg die einzige Institution, die über die Mittel verfügte, einer Regierung ohne Geld auf den Gebieten der Bildung, der Gesundheit und der Sozialreform zur Seite zu stehen. Der

Großteil der Schulen wurde von katholischen Ordensgemeinschaften betrieben, die eine an christlich-katholischen Werten ausgerichtete Erziehung durchsetzten. Im Jahr 1924 wurde die Ehescheidung abgeschafft und der Verkauf von Verhütungsmitteln verboten; Abtreibung war unmöglich. Nach 1930 wurden die meisten irischen Krankenhäuser durch eine Lotterie finanziert, deren Lose von Priestern und Nonnen vertrieben wurden, und der Eucharistische Kongress von 1932 wurde wie ein großes Staatsereignis behandelt. Manche Historiker stellten schon die These auf, dass die Menschen durch die Abschaffung der monarchischen Rituale empfänglicher wurden für den Reiz religiöser Riten.[55] Der Autoritätsanspruch der irischen Kirche war nur schwer zu hinterfragen. Der kirchliche Index verbotener Bücher wirkte praktisch wie eine staatliche Zensur. Die Protestanten in Ulster hatten schon immer behauptet, »Home Rule means Rome Rule«, und in den ersten Jahren des Freistaats schien sich diese Gleichsetzung tatsächlich zu bewahrheiten.

Doch im Laufe der 1920er-Jahre fanden die beiden Teile Irlands zu einem brüchigen Waffenstillstand, in dem ein offener Konflikt vermieden wurde. Im Norden, der stärker industrialisiert war, führte die Konkurrenz um Arbeitsplätze in der sich langsam erholenden Nachkriegswirtschaft zu einer wachsenden Diskriminierung von Katholiken in Schlüsselbranchen wie etwa dem Schiffbau. Ein Plan der Regierung, ein nichtkonfessionelles Schulsystem einzuführen, wurde von Katholiken wie Protestanten gleichermaßen blockiert. Im Süden, wo mehr als die Hälfte der Bevölkerung noch in der Landwirtschaft tätig war, konzentrierte sich die Regierung darauf, den Handel mit Agrargütern auszuweiten, insbesondere mit Großbritannien, und die Armut zu lindern. Eine weitere Priorität stellte die Förderung des Gälischen dar, worin das Verlangen nach einer Nationalkultur zum Ausdruck kam. »Die Verfolgung der irischen Sprache wurde zum Dreh- und Angelpunkt der Unabhängigkeitsbestrebungen.«[56] Zugleich bemühte man sich, durch den Dáil, die Armee des Freistaats und die unbewaffnete Polizei, die *Garda Siochina*, die demokratische Stabilität des jungen Staates zu stärken. Als Éamon de Valera aus dem politischen Abseits zurückkehrte, 1926 die Fianna Fáil gründete und sich dafür aussprach, die vollständige irische Unabhängigkeit künftig auf parlamentarischem, nicht mehr auf militärischem Weg anzustreben, provozierte er eine

weitere Spaltung der Sinn Féin. In der Folge sanken die Republikaner, die weiterhin auf den bewaffneten Kampf setzten, zu einer kleinen Splittergruppe herab.

Der katholischen Kirche wurde trotz ihrer langjährigen Verbindung mit der irischen Nationalbewegung kein privilegierter Status eingeräumt. Manche katholische Politiker pflegten sogar antiklerikale Einstellungen, ähnlich wie vorher viele katholische Priester die IRA abgelehnt hatten. Die britischen Hüter des Vertrages, an die Protestant Ascendancy gewöhnt, waren jedenfalls nicht bereit, vor den Türen Großbritanniens einen theokratischen Staat zu dulden. Daher mussten die Führer des Freistaates behutsam vorgehen. *Taoiseach* Cosgrave gelobte dem Papst die unverbrüchliche Treue seines Landes, doch die radikaleren Verfechter katholischer Vorherrschaft waren enttäuscht. Die tief sitzenden Spannungen zwischen Kirche und Staat in Irland brachen erst ein halbes Jahrhundert später auf.[57]

Mit einiger Verzögerung reagierte die britische Regierung auf die Teilung Irlands durch den Royal and Parliamentary Titles Act (1927). Seit seiner Krönung im Vorjahr hatte Georg V. die Formel »König des Vereinigten Königreiches und Irlands, der Dominions und überseeischen Gebiete« verwendet. Nun wurde der Anfang seines Titels geändert in »König von Großbritannien, Irland, der Dominions und …«[58]. Die Ersetzung des ersten »und« durch ein Komma signalisierte eindeutig, dass Irland als eigenständiges Gebiet akzeptiert wurde. In der Folge wurde dem König empfohlen, den nächsten Generalgouverneur vom irischen, statt wie bisher vom britischen Parlament nominieren zu lassen. Bei der Londoner Konferenz von 1926 (auch Reichskonferenz genannt), bei der erstmals die Grundlagen des Commonwealth und die Beziehungen innerhalb des Empires erörtert wurden, wurde der Irische Freistaat neben Australien, Kanada, Neuseeland und Südafrika als eigenständiges Dominion aufgeführt. Cosgrave äußerte anscheinend keine Vorbehalte auf der Konferenz.

In den 1930er-Jahren lebte die republikanische Bewegung wieder auf. Die Mitgliedschaft im Commonwealth brachte dem Freistaat keinen sichtbaren Nutzen, und als sich die Weltwirtschaftskrise verschärfte, wuchsen auch in Irland die sozialen und wirtschaftlichen Probleme. Nach einer fünfjährigen Aufbauzeit, in der sie die republikanischen Sympathisanten, die in den Untergrund gegangen waren, auf ihre Seite ziehen konnte, gewann die Fianna Fáil die Wahlen

von 1932 und bildete eine radikale Regierung. Als Parteihymne hatte sie die Melodie und den zweisprachigen Text jenes Liedes gewählt, das 1916 vor dem Hauptpostamt gesungen worden war. Der ursprüngliche Text von »*Amhrán na bhFiann*« lautete:

Söhne der Gälen! Männer des Pale!
Der lang erwartete Tag bricht heran;
Die dichten Reihen von Innisfail
Sollen den Tyrannen das Fürchten lehren.
Unsere Lagerfeuer brennen nun herunter,
Seht den Silberstreif im Osten,
Dort draußen wartet der angelsächsische Feind,
So singt denn ein Soldatenlied.[59]

De Valera übernahm das Amt des Regierungschefs, kurz nachdem Großbritannien durch das Westminster-Statut von 1931 auf das Recht der Gesetzgebung in den Dominions verzichtet hatte. Daher konnte er eine legalistische »Salamitaktik« verfolgen, um die Verfassung des Freistaats Schritt für Schritt zu verändern. Als Erstes wurde der Verweis auf den Anglo-Irischen Vertrag gestrichen. In weiteren Verfassungszusätzen schaffte er den Senat und das Amt des Generalgouverneurs ab und beschränkte das Recht, beim Kronrat Berufung einzulegen. Die Briten waren machtlos. Der zweite Generalgouverneur James McNeill (1928–1932) erklärte aus Verärgerung seinen vorzeitigen Rücktritt; seinem Nachfolger Donald Buckley (1932–1936) wurde von de Valera nahegelegt, sich tunlichst im Hintergrund zu halten, zudem wurde er politisch weitgehend kaltgestellt durch die Drohung, dass die irische Regierung die Zahlungen für die Miete seiner luxuriösen Residenz einstellen könnte. Der Empfang des französischen Botschafters war Buckleys einzige offizielle Handlung in seiner Amtszeit.[60]

Die Chance für größere Veränderungen bot sich während einer Krise der britischen Monarchie. Im Januar 1936 starb König Georg V., wodurch die letzte Verbindung zu der Zeit vor dem irischen Aufstand verschwand. Ihm folgte der Lebemann Edward VIII., dessen Beziehung zu einer geschiedenen Amerikanerin im katholischen Irland wie auch in Großbritannien Anstoß erregte. Durch die Pläne für eine weltliche Krönung wurde der besondere Nimbus zerstört, den die Monarchisten lange gehegt und gepflegt hatten. De Valera nutzte die Gelegenheit, schaffte den Eid ab, den die irischen Parlamentsmitglieder auf die britische Krone leisten

mussten, und entzog durch den External Relations Act (1938) Großbritannien die Zuständigkeit für die auswärtigen Angelegenheiten Irlands. Zudem teilte er dem neuen König in einem persönlichen Brief mit, dass seine Regierung beabsichtige, die Verfassung des Freistaates zu ändern. Durch die Krise der Monarchie gelähmt, nahm die britische Regierung kaum wahr, was sich in Irland tat.

Im Dezember 1936 ergab sich eine merkwürdige Situation. Edward VIII. reichte am 10. Dezember seine Abdankung ein, die umgehend vom Parlament in Westminster bestätigt wurde. Aber der Dáil in Dublin konnte diesen Schritt erst am 12. Dezember nachvollziehen. Das bedeutete, dass einen ganzen Tag lang – am 11. Dezember 1936 – der Herzog von Windsor formell irischer König (wenn auch nicht »König von Irland«) war, ohne zugleich Herrscher des Vereinigten Königreichs zu sein.

Dies war das Vorspiel zu de Valeras mutigstem Schritt. Im Jahr 1937 legte er dem Dáil ein Gesetz vor, durch das die Verfassung von 1922 aufgehoben werden sollte. Zugleich legte er den Entwurf für eine *Bunreacht na hÉireann* (»Verfassung von Irland«) vor, die an die Stelle des Freistaats treten sollte. Die gälische Version der Präambel und die 50 Artikel der Verfassung standen bereits fest, der offizielle Name des Staates sollte in *Éire* geändert werden. Der Generalgouverneur sollte durch einen *Uachtarán* (Präsidenten) ersetzt werden, und das Volk sollte oberster Souverän sein. Der Verfassungsentwurf wurde am 1. Juli 1937 durch eine Volksabstimmung angenommen.[61]

Die britische Regierung in London billigte diese Veränderungen nicht explizit. Sie wurden jedoch indirekt anerkannt, als Georg VI. im Mai 1937 zum »König von Großbritannien und Nordirland« gekrönt wurde. Da Éire aber noch nicht aus dem Commonwealth ausgetreten war und der Anspruch des Königs, auch über die »Dominions« zu herrschen, nicht aufgegeben wurde, anerkannten sowohl Großbritannien wie auch Irland, dass die Krone weiterhin eine kleine und rein theoretische Rolle spielte.

Die *Bunreacht* rief viele Missverständnisse hervor, die zu feindseligen Reaktionen führten. In der Präambel beispielsweise hieß es: »Im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, von der alle Autorität kommt und auf die … alle Handlungen sowohl der Menschen wie der Staaten ausgerichtet sein müssen …« Diese Formulierung gab Anlass zu wilden Vermutungen, dass durch die Verfassung alle nicht-

katholischen Christen diskriminiert werden sollten. In Wirklichkeit wurde allen christlichen Glaubensgemeinschaften wie auch den Juden die Freiheit der Religionsausübung garantiert; der Hinweis auf die »eine Heilige Katholische und Apostolische Kirche« sollte nicht, obwohl er sehr ehrerbietig formuliert war, als Rechtfertigung für entsprechende politische Handlungen dienen. Der erste Präsident von Éire, Douglas Hyde (1860–1949), Gründer der Gaelic League, der vierzig Jahre zuvor mit einem Vortrag über »Die Notwendigkeit einer Ent-Anglisierung des irischen Volkes« Furore gemacht hatte, war ein Protestant.[62] De Valera weigerte sich beharrlich, dem römischen Katholizismus den Status einer Staatsreligion zu verleihen, und folgte bei Themen wie Ehescheidung oder der Rolle der Frau schlicht den gesellschaftlichen Vorstellungen seiner Zeit.

In Artikel 2 der *Bunreacht* wurde wie bereits in dem Gesetz von 1542 die Vorstellung bekräftigt, dass das irische Staatsgebiet aus der gesamten Insel Irland bestehe. Dies rief in Belfast heftige Proteste hervor, und es wurde behauptet, dass dadurch die Existenz Nordirlands geleugnet werde. Doch in Artikel 3 der Verfassung wurde ausdrücklich erklärt, dass die vom Parlament von Éire erlassenen Gesetze nur für die 26 Grafschaften des bisherigen Freistaates Irland gelten würden. Am abwegigsten war der Vorwurf, dass durch die *Bunreacht* von 1937 eine irische »Republik« geschaffen worden sei. De Valera wusste sehr wohl Bescheid über die Empfindlichkeiten der politischen Akteure in den 1920er-Jahren und brauchte in dieser Hinsicht keine Nachhilfe. Weder in der englischen noch in der gälischen Version findet sich ein Hinweis auf eine »Republik«. De Valera wusste seit Langem, wie man seine Absichten auf kreative Weise verschleierte.

Gleichzeitig betätigte sich de Valera auch sehr aktiv im Völkerbund. In seiner Rede von 1936 über das »Scheitern des Völkerbunds« geißelte er den Egoismus der Großmächte und ihre Gleichgültigkeit gegenüber den kleineren Nationen. Dies trug ihm den Vorsitz des Völkerbunds ein und stärkte seine Verhandlungsposition gegenüber den Briten.[63] Im Jahr 1938 gelang es Éire, einen anglo-irischen Handelskrieg zu beenden und die drei »Vertragshäfen« Spike Island, Berehaven und Lough Swilly zurückzugewinnen, die die Royal Navy seit 1922 besetzt gehalten hatte. Das Land war auf dem Weg zur vollständigen Unabhängigkeit.

Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs rief Irland sogleich den »Notstand« aus und erklärte seine strikte Neutralität. Der Notstand wurde mit der Notwendigkeit gerechtfertigt, die IRA im Zaum zu halten, die traditionell Sympathien für Deutschland hegte und mehrere Bombenanschläge gegen staatliche Einrichtungen verübte.(Viel später kam heraus, dass de Valera bei diesen Vorfällen mit dem britischen Geheimdienst zusammengearbeitet hatte.) Die Neutralitätspolitik war ernst gemeint und zielte darauf, weder mit Großbritannien noch mit Deutschland zu kooperieren. De Valeras Unverfrorenheit rief in London tiefe Verärgerung hervor, denn die britische Regierung war davon ausgegangen, dass sich alle Dominions automatisch an die Seite Großbritanniens stellen würden. Die Briten dachten noch immer in imperialen Kategorien, und da irische Häfen dringend für den Kampf gegen die deutschen U-Boote benötigt wurden, wuchs in Irland die Angst, dass britische Truppen sie besetzen könnten. Churchill versuchte de Valera zunächst mit der Aussicht auf ein wiedervereinigtes Irland zu locken. Dies schlug fehl, aber er bezähmte seinen Zorn. Er wusste, welch große Probleme die »irische Frage« erst vor zwanzig Jahren verursacht hatte. Großbritanniens Möglichkeiten waren in jedem Fall überbeansprucht. Doch Irland wollte das Schicksal nicht durch eine Annäherung an das Dritte Reich herausfordern. Tatsächlich nutzte man, als der Stern der Nazis zu sinken begann, geheimdienstliche Quellen gemeinsam mit den Briten. Lediglich de Valeras aufmüpfige, wenn nicht überflüssige Geste, als er im April 1945 nach dem Selbstmord Adolf Hitlers in der deutschen Botschaft in Dublin kondolierte, ging weit über die normalen protokollarischen Anforderungen hinaus. Nach dem Tod von US-Präsident Roosevelt tat er trotz seiner amerikanischen Wurzeln nichts dergleichen.[64]

Nach dem Krieg hätte Irland eigentlich mit Vergeltungsmaßnahmen der Engländer rechnen müssen. Doch die Labour-Regierung unter Clement Attlee war nicht so dominant wie die Konservativen unter Churchill, und angesichts einer Vielzahl von Nachkriegskrisen war Irland für Großbritannien ohnehin nicht von vorrangiger Bedeutung. Die 1947 getroffene Entscheidung, Indien aufzugeben, versetzte den imperialen Ambitionen Großbritanniens den Todesstoß und führte letztlich zum Zusammenbruch des Empire.

Nachdem sie mit einiger Verzögerung den Notstand

aufgehoben hatte, fühlte sich die irische Koalitionsregierung von John Castello, der das Amt des Regierungschefs von de Valera übernommen hatte, 1948 stark genug, um den endgültigen Bruch mit Großbritannien zu wagen – und die britische Regierung sah keine andere Möglichkeit, als sich dem Unvermeidlichen zu beugen. Am 18. April wurde der Republic of Ireland Act in den Dáil eingebracht. Das Gesetz bestand aus fünf kurzen Absätzen: Der Staatsname wurde geändert und der External Relations Act (1936) aufgehoben, dem Präsidenten wurde die vollziehende Gewalt zuerkannt, es wurde formell der Austritt aus dem Commonwealth erklärt, und es wurde festgelegt, dass die Umsetzung dieser Maßnahmen in genau einem Jahr vollzogen sein sollte.[65] Der Republikaner de Valera, der nun zwar nicht mehr im Amt war, hatte nach einem 33 Jahre dauernden Kampf endlich gesiegt. Auf die Frage, was sein größter Fehler gewesen sei, antwortete er: »Dass ich gegen den Vertrag war.« Roy Foster nennt ihn einen »alten politischen Schamanen«.[66] In der neuen politischen Ära wirkte er für zwei Amtsperioden als Staatspräsident.

Unterdessen wurden die Statuten des Commonwealth geändert, sodass auch Republiken nicht mehr automatisch ausgeschlossen waren. Irland legte jedoch keinen Wert darauf, sich diese Regelung zunutze zu machen. Im Jahr 1948 verabschiedete die Regierung Attlee den Irland Act, durch den sowohl die Republik Irland anerkannt als auch der Status von Nordirland bekräftigt wurde. Die Briten waren sehr bemüht, nicht die vielen Iren zu verärgern, die in Großbritannien lebten und arbeiteten.

Doch die ungeschickten Formulierungen des Ireland Act legten die Saat für künftige Konflikte: In einer Klausel hieß es eigenartigerweise, dass »Irland in gesetzlicher Hinsicht kein Ausland ist«. In einer anderen wurde festgelegt, dass der Status quo in Nordirland nicht ohne ausdrückliche Zustimmung des Parlaments in Stormont verändert werden« dürfe,[67] wodurch den Unionisten de facto ein Vetorecht bei allen Reformen eingeräumt wurde. Dadurch entstand der Eindruck, dass die britische Regierung mit der linken Hand all das wieder zurückholen wolle, was sie mit der rechten gewährt hatte, und dies sollte das Banner sein, hinter dem sich die fast erloschene IRA wieder von Neuem versammeln konnte. In der Folge nahm die im Untergrund tätige IRA den fundamentalistischen republikanischen Kurs wieder auf, der dazu führte, dass sie im Süden wie im Norden der Insel einen

Außenseiterstatus einnahm.

Diese Klausel lag auch einem langjährigen Disput zwischen dem britischen und dem irischen Staatsoberhaupt zugrunde. Gemäß der *Bunreacht* von 1937 lautete der offizielle Titel des Staatsoberhaupts: »Präsident von Éire«. Doch die britischen Behörden weigerten sich, diesen Titel zu verwenden, und jahrzehntelang wurden Einladungen höflich abgelehnt. Als die Commonwealth-Konferenz 1953, bei der Elisabeth II. die Regentschaft übernahm, einige formelle Änderungen beschloss, war Irland nicht mehr Mitglied. Königin Elisabeth II. wurde »Königin von Kanada« und »Königin von Australien«, aber nicht »Königin von Irland«. Obwohl Iren maßgeblich zum Aufbau und zur Entwicklung des Empire und des Commonwealth beigetragen hatten, waren ihre Repräsentanten im nach-imperialen Club nicht mehr vertreten. Stattdessen begeisterten sie sich für das Marianische Jahr 1954, eine zutiefst katholische Festivität, die der Papst ausgerufen hatte und die deutlich im Gegensatz stand zu den vorherrschenden kulturellen Prägungen in Großbritannien.

Im Jahr 1962 wurde schließlich eine peinliche juristische Unregelmäßigkeit aufgedeckt. Im Zuge einer Überarbeitung verschiedener Gesetze kam heraus, dass der ursprüngliche Crown of Ireland Act (1542) nach wie vor gültig war. 1801 war er unangetastet geblieben, als das Königreich Irland angeblich aufgelöst worden war, und auch 1921/22, als sich der Irische Freistaat vom Vereinigten Königreich trennte. Dieses Gesetz von Heinrich VIII. legte unter anderem fest, dass die Erben und Nachfahren sämtlicher Tudor-Herrscher auf ewig »Könige von Irland« seien. Streng juristisch ausgelegt, hatte dies überraschende Konsequenzen: Elisabeth II. gehörte zweifelsfrei zu den Erben und Nachfahren von Heinrich VIII. Daher war sie kraft Erbrecht, wenn auch nicht durch Krönung, weiterhin Königin von Irland. Das Gesetz wurde umgehend aufgehoben.[68]

Ebenfalls 1962 fand die letzte der groß angelegten »Border Campaigns« der IRA ihren Abschluss. Dabei hatten einzelne Gruppen unerschütterlicher IRA-Kämpfer im Laufe von sechs Jahren im Grenzgebiet zu Nordirland eine Serie von Anschlägen verübt. Einer dieser Anschläge, der berüchtigte Überfall auf die Kaserne der Royal Ulster Constabulary (der britischen Polizei in Nordirland) in Brookeburke am 1. Januar 1957, bei dem zwei junge Männer ums Leben kamen, lieferte den Stoff für eine der bittersten modernen

irischen Balladen. In »The Patriot Game«, das von Dominic Brehan verfasst wurde, einem Bruder des Dramatikers Brendan Brehan, werden die Republik Irland und die britischen Truppen gleichermaßen mit Verachtung überzogen:

Kommt, ihr jungen Rebellen, und lauscht meinem Gesang.
Denn die Liebe zu einem Land ist etwas Furchtbares.
Sie verdrängt die Angst so schnell wie ein Feuer,
Und macht uns zu einem Teil des patriotischen Spiels.

Dieses unser Irland ist schon zu lange halbfrei.
Sechs Grafschaften liegen unter der Tyrannei von John Bull.
Aber de Valera trägt einen Großteil der Schuld,
Weil er sich seiner Pflicht in diesem patriotischen Spiel verweigerte.

Und nun, da ich hier liege, mein Leib durchlöchert,
Denke ich an all diese Verräter, die mit Seelen handelten,
Und ich wünschte, mein Gewehr hätte dasselbe
All jenen Quislingen angetan, die unser patriotisches Spiel verkauft haben.[69]

Das Lied wurde von Liam Clancy und in den USA von Bob Dylan aufgenommen, der über Clancy sagte: »Er ist der beste Balladensänger, den ich je gehört habe.«

Doch trotz solcher Rückschläge sollte sich das Verhältnis zwischen der irischen und der britischen Regierung langsam, aber stetig verbessern. Beide Länder bemühten sich um den Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), und beide wurden zunächst von Charles de Gaulle abgewiesen. Es war daher ein wichtiger Meilenstein, als die Republik Irland 1972 zusammen mit dem Vereinigten Königreich und Dänemark in die EWG aufgenommen wurden. Dies war für die Iren tatsächlich ein Tag der Freude.

In Nordirland war derselbe Zeitraum dagegen von einer markanten Verhärtung der Fronten geprägt. Die unionistische Mehrheit in den sechs Grafschaften, die hier 1920 die Kontrolle übernommen hatte, nutzte jede Gelegenheit, um ihre Vorherrschaft zu sichern; im Laufe der Zeit führte ihre Unnachgiebigkeit zu gewaltsamen Gegenreaktionen der ausgegrenzten Minderheit. Gerade als sich zwischen Großbritannien und Irland ein partnerschaftliches Verhältnis zu entwickeln begann, nahm in Nordirland zwischen der unionistischen und der nationalistischen Gemeinschaft eine neue Phase des Blutvergießens ihren Anfang, die dreißig Jahre währen sollte.[70]

Das Regime, das von 1922 bis 1972 in Nordirland

herrschte, beruhte auf einer Mischung aus konfessionellen Vorurteilen, pseudo-demokratischer Manipulation und gesellschaftlicher Unterdrückung. In einer nach Gruppen getrennten Gesellschaft war dies auch die Ursache für die Entstehung defensiver, nach innen gewandter und bisweilen extremistischer Haltungen auf beiden Seiten der Konfessionsgrenze. Das Parlament der nördlichen Provinz, das in Stormont Castle tagte, wurde durch eine von vornherein feststehende protestantisch-unionistische Mehrheit beherrscht, die durch Wahlkreismanipulationen zustande kam. Die langjährigen Premierminister, insbesondere Viscount Craigavon (ehemals Sir James Craig), der von 1922 bis 1940 regierte, und Lord Brookeburgh, der das Amt von 1943 bis 1963 innehatte, verkörperten beispielhaft die politische Unbeweglichkeit. Die zwölf Westminster-Abgeordneten, die allesamt von der Konservativen und Unionistischen Partei gestellt wurden, verbündeten sich in sämtlichen gesellschaftlichen Streitfragen mit den britischen Tories, und die Polizei, die Royal Ulster Constabulary, die fast ausschließlich aus den Reihen der Protestanten rekrutiert wurde, sah gerne über alle Vergehen hinweg, die nicht von Katholiken begangen wurden. Die älteste und einflussreichste Organisation der Provinz, der Oranier-Orden, verstand sich als Wahrer der Protestant Ascendancy, und ihre alljährlichen Paraden, die im Juli zur Erinnerung an die Schlacht an der Boyne stattfanden, boten ihr einen Vorwand, den Triumph über die Katholiken stets auf Neue zu feiern. Tausende von Marschierern, angetan mit Bowlerhüten, Nadelstreifenanzügen und Schirmen, dazu die orangefarbenen Schärpen und Union-Jack-Fahnen, zogen absichtlich durch katholische Viertel, um deren Bewohner einzuschüchtern. Das ganze öffentliche Leben wurde damals von jener aggressiv-defensiven Haltung geprägt, die in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg entstanden war. »Ulster will fight and Ulster will be right«, lautete eine häufig gehörte Parole. Marschieren, Exerzieren, Fahnenschwenken, Loyalität gegenüber »der Krone« und Rufe wie »Wir werden niemals aufgeben« prägten die allgemeine Stimmung. Von der Minderheit – Katholiken, irische Nationalisten, Republikaner, insgesamt knapp 40 Prozent der Bevölkerung – erwartete man schlicht, dass sie sich fügte. Während sich die Ansichten und Einstellungen sowohl in Großbritannien als auch im südlichen Irland wandelten, sollten die Uhren in Ulster stehen bleiben.

Ein Element der Mentalität in Ulster war die Betonung der alten Bindungen zu Schottland. Die schottischen Presbyterianer, die zwar zahlenmäßig die Mehrheit bildeten, hatten lange Zeit im unionistischen Establishment nur die zweite Geige gespielt, weil dort die Verbindungen zur englischen Grundbesitzerschicht und zur (anglikanischen) Kirche von Irland vorherrschten. (Die Democratic Unionist Party [DUP] von Reverend Ian Paisley erlangte schließlich bei den offiziellen Unionisten die Oberhand.) Vor allem wenn sie im Fußball die Glasgow Rangers anfeuerten, sangen die Ulstermen das Lied »The Hands across the Water«, das die Verbundenheit mit den Schotten zum Ausdruck brachte:

Hände reichen über das Wasser,
Sie strecken sich aus nach dir und nach mir,
Nach dem König, nach Ulster, nach Schottland,
Sie helfen unser Volk zu befreien.
Lasst uns den Ruf anstimmen: »Wir geben nicht auf!«
Lasst niemanden an unserer Treue zweifeln.
Zur Roten Hand von Ulster
Streckt sich aus die Hand über das Meer.[71]

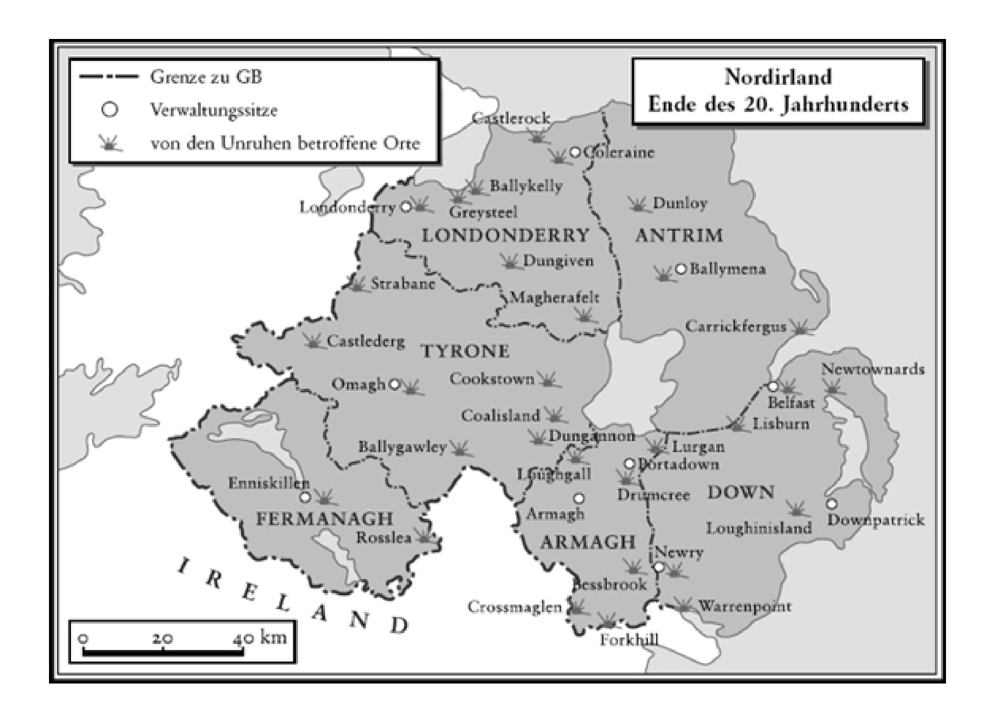
Die Anfänge des modernen Nordirlandkonflikts lassen sich bis in die zweite Hälfte der 1960er-Jahre zurückverfolgen. Eine republikanische Feier in Belfast zum 15. Jahrestag des Osteraufstands – als Antwort auf eine gleichzeitig stattfindende Feier in Dublin[72] – nahm die Gründung der Ulster Volunteer Force (UVF) zum Anlass für eine Erklärung, in der allen IRA-Sympathisanten der Tod angedroht wurde. Alsbald folgten die ersten Morde. Zwei Jahre später begann die Northern Ireland Civil Rights Association (NICRA), die ihrem Pendant in den USA nachgebildet wurde, mit Massendemonstrationen, auf denen die Beendigung der Diskriminierung des katholischen Bevölkerungsteils bei der Wohnungsvergabe, der Beschäftigung, der Gesundheitsversorgung und der politischen Vertretung gefordert wurde. Die Demonstranten sahen sich gewalttätigen Angriffen eines protestantischen Mobs wie auch der Royal Ulster Constabulary ausgesetzt. Der erste Protestmarsch, der am 17. April 1968 stattfand, richtete sich gegen ein Verbot von republikanischen Osterumzügen.

Im August 1969 kam es in der sogenannten »Battle of the Bogside« in Derry (oder Londonderry, wie die Stadt von den Protestanten genannt wird) zum endgültigen Ausbruch des Bürgerkriegs. Zu dieser Zeit formierte sich auch die Provisional IRA, die »Provos«, eine paramilitärische

Splittergruppe, die den bewaffneten Kampf gegen die UVF ankündigte.[73] Der damalige nordirische Premierminister, Sir Terence O'Neill, der gemäßigter und konzilianter war als seine Vorgänger, hatte einmal einen Skandal ausgelöst, als er eine katholische Schule besuchte und Mitgefühl für die benachteiligte Minderheit zeigte. Er rief die britische Armee auf, die Katholiken zu schützen. Diese Entscheidung sollte sich als schwerer Fehler erweisen. Anstatt sich aus dem Konflikt herauszuhalten, ergriff die Armee Partei für die Loyalisten, stufte diese als Verbündete ein und die »Provos« als Feind. Im Januar 1972 erschossen britische Soldaten einer Fallschirmjägereinheit am »Blutsonntag von Derry« vierzehn unbewaffnete katholische Bürgerrechtler.[74] Dies zog weitere Anschläge und Ausschreitungen nach sich. Die britische Regierung machte die Regierung Nordirlands für die Verschärfung des Konflikts verantwortlich. Das Parlament in Stormont wurde aufgelöst. In den folgenden drei Jahrzehnten wurde die Provinz, in der nun das Kriegsrecht galt, durch einen Nordirlandminister (»Direct Rule«) aus London regiert.

Großbritanniens ursprüngliche Absicht, unparteiisch zu regieren, wurde bald aufgegeben. Das Sunningdale-Abkommen vom Dezember 1973, das die Bildung einer gemeinsamen Regierung aus Unionisten und Nationalisten vorsah,[75] wurde durch einen Generalstreik unionistischer Arbeiter zu Fall gebracht. Und nichts wurde unternommen, um das Abkommen zu retten. Danach waren die britischen Behörden nur noch darum bemüht, die Gewalt einigermaßen im Zaum zu halten. Die Armee, der militärische Geheimdienst und der MI5 arbeiteten eng mit der protestantischen Polizei zusammen. Das Ulster Defence Regiment (UDR), eine neu gebildete Infanterietruppe der britischen Armee, die hauptsächlich aus Protestanten bestand, wurde von Mitgliedern der UVF unterwandert. Die Provos und andere im Untergrund tätige republikanische Organisationen indessen wurden zu Kriminellen und Terroristen erklärt, nicht jedoch die ähnlich gewalttätigen Organisationen UVF und UDA. Die Internierungspolitik, die es ermöglichte, Verdächtige ohne Gerichtsverfahren in dem eigens zu diesem Zweck errichteten Maze-Gefängnis in Long Kesh zu inhaftieren, richtete sich in erster Linie gegen Katholiken und führte zu Hungerstreiks und einer weiteren Drehung der Gewaltspirale. Nichts wurde getan, um den Umzügen der Loyalisten Einhalt zu gebieten, und gut

gemeinte Vermittlungsversuche, unter anderem von Kirchenvertretern beider Seiten und der »Peace People«, die für ihre Bemühungen den Nobelpreis erhielten, blieben fruchtlos.76



Die Auseinandersetzungen zwischen den Bevölkerungsgruppen gingen weiter; immer wieder kam es zu Morden, Vergeltungsakten, Bombenanschlägen und Schießereien, Häuser wurden in Brand gesteckt, Menschen wurden entführt oder verschwanden, es gab kollektive Bestrafungen, und auch die verbalen Auseinandersetzungen eskalierten. Belfast teilte sich in zwei bewaffnete Lager, die sich hinter Stacheldraht, hohen Mauern und zugemauerten Straßen verschanzten. In einigen Stadtvierteln konnten sich Katholiken beziehungsweise Protestanten nur unter Lebensgefahr bewegen, und auf dem Land gab es Bezirke, wie beispielsweise South Armagh, wo britische Soldaten ständig mit Anschlägen rechnen mussten. Die britischen Medien spielten bestimmte Gewalttaten hoch, wie etwa die Ermordung des Abgeordneten Airey Neave 1979[77] oder die von Lord Mountbatten, des letzten Vizekönigs von Indien, im selben Jahr;[78] wesentlich weniger Aufmerksamkeit fand das Töten nicht so bekannter Menschen in Belfast. Die Wut auf der nationalistischen Seite der Barrikaden erreichte ihren Höhepunkt, als der IRA-Aktivist Bobby Sands, der während

seiner Gefängnishaft in das Westminster-Parlament gewählt wurde, nach einem Hungerstreik starb.[79] Der Zustrom zu den Provos stieg daraufhin rapide.

Die »Troubles«, wie die Unruhen in Nordirland genannt wurden, führten zu neuer Welle republikanischen Liedguts. Balladen und Protestlieder verbreiteten sich um die ganze Welt. In »My Little Armalite« wurde die bevorzugte Waffe der Provos verherrlicht, und »Fighting Men of Crossmaglan« pries den Kampf in South Armagh. »The Men behind the Wire« thematisierte die Leiden der Internierten:

Gepanzerte Fahrzeuge und Panzer und Gewehre
Sind gekommen, um uns die Söhne zu nehmen.
Doch jeder Mann wird hinter ihnen stehen,
Den Männern hinter dem Stacheldraht.
Für sie gibt es keinen Richter und keine Jury
Und sie haben kein Verbrechen begangen.
Nur dass sie Iren sind, das ist ihre Schuld.
So sind wir samt und sonders schuldig.
Die ganze Welt wird die Wahrheit erfahren,
Cromwells Männer sind zurückgekehrt.
Englands Name wird erneut besudelt
In den Augen aller aufrechten Menschen.[80]

Aus der Republik Irland kam abermals die Forderung, die »Besatzung« zu beenden. Die Formulierungen waren alles andere als höflich:

Geht heim, britische Soldaten, geht heim!
Habt ihr kein eigenes verdammtes Zuhause?
Seit 800 Jahren kämpfen wir furchtlos gegen euch,
Und auch in den nächsten 800 Jahren werden wir gegen euch kämpfen.

Wenn ihr bleibt, britische Soldaten, wenn ihr bleibt,
Werdet ihr niemals die IRA bezwingen.
Also, zum Teufel mit eurem verdammten Union Jack, wir wollen unser Land zurück.
Unser altehrwürdiges Irland, es soll wieder frei sein.[81]

Doch in die Aufsässigkeit mischten sich auch versöhnlichere Töne. Eines der beliebtesten Lieder dieser Zeit war eine Nachdichtung einer alten irischen Weise durch den »Blind Harper«, die mit einem modernen Text versehen worden war:

Reicht mir eure Hand
Es ist *'tabhairdom do lamb'*.
Gebt mir eure Hand,
Und ich werde mit euch gehen.
Denn die Welt, sie ist unser,
Das weite Meer und das Land.
Wir können sie zerstören oder beherrschen,

In den 1970er- und 1980er-Jahren setzten sich das Singen und das Weinen fort, und eine Lösung schien nicht in Sicht.

Im Lauf der Jahre nahm auch der beherrschende Einfluss der katholischen Kirche auf die Gesellschaft in der Republik Irland allmählich ab. Die Kirchenführung wandte sich gegen ein staatliches Vorhaben zur Einführung allgemeiner weiterführender Schulen, wahrscheinlich auch deshalb, weil diese Schulen eine Konkurrenz zu den kirchlichen Schulen darstellten; die Zensur und das Verbot der Ehescheidung wurden schließlich 1966 aufgehoben. Die Reformen, die durch das Zweite Vatikanische Konzil in die Wege geleitet wurden, insbesondere dass die Messe nicht mehr auf Lateinisch gefeiert werden sollte, trugen dazu bei, die Stellung des Priestertums zu unterhöhlen, das vom Gedanken seiner immerwährenden Macht geprägt war. Der Health (Familiy Planning) Act von 1979, wodurch der Verkauf von Verhütungsmitteln auf Rezept erlaubt wurde, war ein entscheidender Durchbruch, wenngleich sich hier auch das Beharrungsvermögen der Kirche zeigte. Die von der Kirche unterstützte Bewegung »Pro-Life« bekämpfte hartnäckig die Abtreibungsbefürworter, die unter dem Slogan »Pro-Choice« auftraten, und erwirkte immer wieder einstweilige Verfügungen gegen tatsächliche und vermeintliche illegale Abtreibungen. Diese kleinen Scharmützel lenkten indessen den Blick ab von einem Vulkan, der jederzeit ausbrechen konnte. In den Jahren 1984/85 kam der erste einer langen Reihe von Sexskandalen ans Tageslicht. Seminaristen des Maynooth College beschuldigten ihren Ausbilder öffentlich homosexueller Übergriffe; in der Grafschaft Offaly starb ein 15-jähriges Mädchen, als es alleine an einem Strand ihr Kind zur Welt brachte; und in der Grafschaft Clare wurde ein toter Priester gefunden, der unter ungeklärten Umständen erschlagen worden war. Allmählich wurde die Presse mutiger, die offiziellen Dementis verloren an Glaubwürdigkeit, und die Wahrheit ließ sich nicht länger verheimlichen. Wie sich herausstellte, hatten sich im Laufe der Jahrzehnte sämtliche Ränge des katholischen Klerus sexueller Verfehlungen aller Art schuldig gemacht; die Vorwürfe reichten vom Leben in wilder Ehe und der Zeugung von Kindern bis zu Vergewaltigung, sexueller Belästigung, Gewaltausübung und Missbrauch Schutzbefohlener. Die *Garda Síochána* hatte sich an den Vertuschungen der

Kirchenhierarchie beteiligt. In der Folge schwand das Ansehen der Kirche, die Verbindung der Kirche mit dem Staat lockerte sich, und auch der Ruf des Landes wurde stark in Mitleidenschaft gezogen.

Rückblickend lässt sich sagen, dass der Besuch von Papst Johannes Paul II. 1979 in Irland, bei dem mehr als ein Drittel der Bevölkerung des Landes zusammenströmte, um ihn im Phoenix Park zu sehen, den Höhepunkt des traditionellen irischen Denkens und Glaubens darstellte. Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung besuchten damals mindestens einmal in der Woche den Gottesdienst. In den folgenden Jahrzehnten vollzogen sich allmähliche Veränderungen, die sich nach Ansicht mancher Beobachter zu einer sozialen Revolution verdichteten, vor allem auf den Gebieten der Moral, der Stellung der Frauen und der Beziehungen zwischen Kirche und Staat, zudem schwand die Obrigkeitsgläubigkeit und wuchs das Verständnis für den Norden. »Die ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts brachten Irland die Unabhängigkeit«, schrieb ein Historiker aus Oxford, »die letzten beiden aber brachten eine soziale Revolution, deren Folgen wahrscheinlich noch viel weiter reichender waren.«[83]

In den 1990er-Jahren standen die Schlagzeilen über diese Umwälzungen der Moralvorstellungen neben Berichten über den politischen Stillstand in Nordirland und Anzeichen einer historischen wirtschaftlichen Wiederbelebung. In der Republik wurden die Präsidentschaftswahlen 1990 von Mary Robinson gewonnen, einer Verfechterin der »Pro-Choice«-Bewegung, die nach einer Amtsperiode als Menschenrechtskommissarin zu den Vereinten Nationen wechselte. Ihre Nachfolgerin wurde Mary McAleese, eine Frau mit einem ähnlichen politischen Profil. Im Jahr 1992 führte der aufsehenerregende »X-Fall«, bei dem der Generalstaatsanwalt gegen ein minderjähriges Mädchen vorging, das nach einer Vergewaltigung schwanger geworden war und zur Abtreibung nach England gereist war, zu einer Volksabstimmung über das Recht der Bürger, sich im Ausland über Abtreibung zu informieren; ihre Niederlage in dieser eher nebensächlichen Frage versetzte den diktatorischen Anwandlungen der Kirche einen schweren Schlag.

Im Norden war unterdessen die bedrängte IRA dazu übergegangen, ihre Bombenanschläge auf dem britischen Festland zu verüben. Bei einem Anschlag in Brighton 1984

wäre beinahe die britische Premierministerin Margaret Thatcher getötet worden.[84] Grauenhafte Anschläge ereigneten sich auch in Canary Wharf in London und in Manchester. Doch zugleich wurde eine Politik der »bullet and ballot-box« verfolgt, der Kampf sollte gleichzeitig mit den Waffen und dem Stimmzettel geführt werden. Während die Provisional IRA darauf beharrte, auf Gewalt – nach ihrem Verständnis – mit Gewalt zu antworten, bemühte sich ihr politischer Flügel, die Sinn Féin, die Früchte ihrer aufgeschlossenen Politik zu ernten. Architekt dieser Strategie war Gerry Adams (Gaeróid MacAdhaimh, geb. 1948), ein Enkel und Urenkel von Feniern, Aktivist von NICRA und ehemaliger Häftling, der selbst schon mehrmals das Ziel von Anschlägen gewesen war. Adams war 1977 IRA-Stabschef und ist seit 1983 Parteivorsitzender von Sinn Féin.[85] Um sich gegen Angriffe zu wappnen, behauptete Adams wahrheitswidrig, dass seine Partei völlig unabhängig von den Provo-Terroristen sei. Doch seine Strategie zahlte sich aus. Die Nationalisten konnten ihre Ansichten und Forderungen in die politische Diskussion einbringen und deuteten die Möglichkeit einer Friedensregelung an. In der richtungsweisenden Downing Street Declaration vom 15. Dezember 1993 bekräftigte der britische Premierminister John Major gemeinsam mit dem *Taoiseach* der Republik Irland, dass die nordirische Frage ausschließlich von den Iren im Norden und im Süden der Insel gelöst werden solle. Die britische Regierung distanzierte sich von der Anwendung von Gewalt. Darauf folgte der erste einer Reihe von Waffenstillständen. Diese Entwicklung wurde begleitet durch einen bislang nicht gekannten Wirtschaftsboom in der Republik Irland; noch nie seit Menschengedenken war Dublin wohlhabender gewesen als Belfast.

In der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre kam es vereinzelt wieder zu Gewaltakten. Doch nachdem mehr als 3500 Opfer zu beklagen waren, machte sich auf allen Seiten Kampfesmüdigkeit breit. Senator George Mitchell, der persönliche Gesandte des US-Präsidenten, konnte die Friedensgespräche wiederbeleben. Doch der Krieg der Worte flaute nicht ab. Die lautesten Propagandisten im Norden beschimpften den Papst als »Anti-Christ«, bezeichneten Gerry Adams als »Tischgenosse des Teufels«, nannten Präsidentin McAleese »unehrlich« und die britische Königin einen »Papagei«.[86] Aber dennoch verbesserten sich die Chancen auf Frieden.[87]

Das Karfreitagsabkommen vom April 1998 war zweifellos eine sehr wichtige, wenn auch ambivalente Errungenschaft. Manche bezeichneten es schlicht als »Sunningdale für Leute mit langer Leitung«, andere betrachteten es als idealtypisches Modell für langwierige »Friedensprozesse«. Es wurde von Premierminister Tony Blair für Großbritannien und von *Taoiseach* Bertie Ahern für die Republik Irland unterzeichnet sowie von allen nordirischen Parteien mit Ausnahme der Demokratischen Unionisten. Bei Volksabstimmungen im Norden und im Süden der Insel fand das Abkommen die Unterstützung von 71 beziehungsweise 84 Prozent der Bevölkerung. Seine wichtigste Klausel verpflichtete alle Unterzeichner, Ziele »durch friedliche und demokratische Mittel« zu verfolgen. Gruppen und Einzelpersonen konnten sich weiterhin für ein vereintes Irland oder für die Aufrechterhaltung der Union einsetzen, jedoch ohne Gewehre und Bomben. Es gab noch drei weitere Vereinbarungen: Eine bezog sich auf nordirische Innenpolitik, eine zweite auf die Kontakte zwischen Nordirland und der Republik und die dritte auf die britischen Inseln und Irland insgesamt. Nach Ansicht des britischen Nordirlandministeriums hat »der politische Prozess und der Friedensprozess … zu großen positiven Veränderungen geführt«.[88]

Die unmittelbare Folge war allerdings erschreckend: Am 15. August 1998, vier Monate, bevor das Abkommen in Kraft treten sollte, explodierte in Omagh ohne Vorwarnung eine Autobombe; 29 Menschen starben und 300 wurden verletzt. Eine Splittergruppe, die sich als »Wahre IRA« bezeichnete, erklärte in einem Bekennerschreiben ihre Ablehnung des Karfreitagsabkommens.[89] Im selben Jahr wurden die Führer der beiden gemäßigten nordirischen Parteien gemeinsam mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. David Trimble von der Ulster Unionist Party und John Hume von der Social Democratic Labour Party (SDLP) hatten die gewaltbereiten Kräfte in ihren Lagern zurückgedrängt und wurden als die Väter des Friedensschlusses betrachtet.[90]

Am Waffenstillstandstag 1998 trafen sich die irische Staatspräsidentin McAleese und Königin Elisabeth II. bei Messines in Westflandern zu einem symbolischen Akt der Versöhnung. Bei Messines hatte im Juni 1917 eine Schlacht stattgefunden, bei der 20.000 irische Soldaten – Protestanten aus der 6. Ulster-Division und Katholiken aus der 16. Irischen Division – im Dienste der britischen Armee ihr Blut vergossen

hatten. Nach 80 Jahren Schweigen standen nun die beiden Staatsoberhäupter im Sonnenuntergang und bezeugten den Gefallenen ihren Respekt. Nach der Zeremonie eröffneten sie gemeinsam den Island of Ireland Peace Park in Messines, eine Gedenkstätte für die im Ersten Weltkrieg gefallenen irischen Soldaten.

Dennoch vergingen noch Jahre, bis die Vereinbarungen des Abkommens umgesetzt wurden. Die Bildung einer Regierung aus allen im nordirischen Parlament vertretenen Parteien wurde erst möglich, als sich Sinn Féin dazu bereitfand, die ideologischen Vorbehalte aufzugeben und zumindest vorübergehend in einer Institution mitzuarbeiten, die letztlich der britischen Krone unterstand. Der erste derartige Versuch unter David Trimble als Erstem Minister scheiterte an der sehr zögerlichen Entwaffnung der paramilitärischen Gruppen. Dieser Rückschlag wurde durch das Abkommen von St. Andrews 2006 überwunden, und im Mai des folgenden Jahres konnte abermals eine gemeinsame Regierung gebildet werden. Aus dem Lager der Gemäßigten wanderten Wählerstimmen zu den beiden Extremen, was jedoch der Kooperation keinen Abbruch tat. Der gefürchtete Reverend Ian Paisley von der Democratic Unionist Party (DUP)[91], der sich nun in seinen öffentlichen Erklärungen etwas zurückhaltender gab, und Martin McGuinness von Sinn Féin,[92] die einst Todfeinde waren, wurden Erster Minister beziehungsweise stellvertretender Erster Minister.

In anderen Fragen hatten sich rascher Veränderungen vollzogen. Durch das Karfreitagsabkommen hatte die Republik Irland auf ihren Anspruch auf die sechs Grafschaften im Norden verzichtet. Der vom Norden und vom Süden gebildete Ministerausschuss und das britisch-irische »Council of the Isles«, das eine ähnliche Bedeutung erlangte, nahmen ihre Arbeit auf.[93] Die Stützpunkte der britischen Armee wurden aufgelöst, eine Reform des Polizeiapparats in Angriff genommen, außerdem wurden Kommissionen eingesetzt, die sich mit den Themen Menschenrechte und Chancengleichheit und den politischen Umzügen befassten.

Wie schon bei allen anderen Veränderungen zuvor entstand auch nach dem Karfreitagsabkommen neues Liedgut. Eines dieser Lieder handelte von der Hoffnung auf Versöhnung:

In den verwüsteten Straßen von Belfast,
Hört ihr, wie die Menschen weinen?
Denn schon so lange wird ihnen die Gerechtigkeit verwehrt

Und ihr Klagen steigt empor zum Himmel.
Doch die Winde des Wandels singen
Und bringen Hoffnung aus tiefer Verzweiflung.
Der Tag der Gerechtigkeit zieht herauf.
Er liegt in der Luft.

Es gibt eine Zeit zum Lachen
Und eine Zeit zum Weinen.
Es gibt eine Zeit zum Säen
Und eine Zeit zum Ernten.

Es gibt eine Zeit, um den Bruder zu lieben
Und eine Zeit, um den Hass abzulegen,
Wenn du die Saat der Gerechtigkeit säst,
Wirst du die Früchte des Friedens ernten.[94]

Unabhängig davon veranstaltete der BBC World Service einen Wettbewerb, bei dem es darum ging, das populärste Lied der Welt zu finden. Welches Lied dabei als Sieger hervorgehen würde, war kaum vorherzusagen. Am Schluss war es eine sehr alte Volksweise aus Irland, die sich gegen die indische Nationalhymne »Vande Mataram« durchsetzte:

Als noch das Feuer der Jugend in mir brannte,
Las ich Geschichten über die freien Männer,
Über Griechenland und Rom, die tapfer standhielten
Dreihundert Männern und drei Männern.
Und dann betete ich, dass ich es noch erleben möge,
Wenn unsere Fesseln gesprengt werden
Und Irland, das so lange eine Provinz war,
Wieder eine vereinte Nation sein wird.
(Refrain) Wieder eine vereinte Nation
Wieder eine vereinte Nation
Und Irland, das so lange eine Provinz war,
Wieder eine vereinte Nation.[95]

Man darf wohl vermuten, dass die Fähigkeit, sich per E-Mail an Abstimmungen zu beteiligen, bei den ausgewanderten Iren noch immer stärker ausgeprägt ist als beim durchschnittlichen Inder.

In dem Jahrzehnt, in dem Nordirland seine Wunden leckte, erlebte der Süden eine Katastrophe der anderen Art. Der Wirtschaftsboom stieg den Iren zu Kopf. Viele Leute sagten: »Wir sind reicher als die Deutschen« und glaubten, sie könnten mit Geld um sich werfen. Bauträger initiierten immense Bauprojekte; die Konsumenten häuften Berge von Schulden auf, leisteten sich luxuriöse Häuser, Urlaubsreisen in ferne Länder und teure Autos; und die Banken gewährten in unverantwortlicher Weise großzügige Kredite, ohne an ein Morgen zu denken. Die Politiker taten so, als würde die Party

niemals enden. »Der Boom nimmt immer mehr Fahrt auf«, verkündete Bertie Ahern stolz im Jahr 2006. »Wir haben uns aufgeführt wie ein Sozialhilfeempfänger, der im Lotto gewonnen hat«, meinte jemand anderer. Dieses Verhalten erschien umso fragwürdiger, als es mit den Untersuchungen und Berichten zusammenfiel, in denen die Verfehlungen der katholischen Kirche behandelt wurden. Am Ende bezeichnete ein bekannter irischer Kommentator, der das Unheil kommen sah, sein Land als ein »Narrenschiff«.[96]

Damien Dempsey hieß der Sänger, der die Stimmung im Land musikalisch ausdrückte:

So gierig, gierig, gierig, gierig, gierig
So gierig, gierig, gierig, gierig.

Man sagt, der keltische Tiger in meiner Heimatstadt
der bringt Juwelen und Kronen, hebt uns hoch vom Boden.
Aber der keltische Tiger tut zweierlei:
Entweder bringt er dir Glück oder er frisst dich zum Abendessen.
Das ist die Geschichte von den zwei Städten an der Küste des Kleeblatts.
Bitte, werter Herr, kann ich noch etwas mehr haben,
Denn wenn man arm ist, wird man einfach gefressen.
Und daher weiß ich, dass die Armen mehr Appetit haben als die Reichen
Und daher weiß ich, dass die Armen mehr Appetit haben als die Reichen.

Hör, wie der Tiger brüllt – ich will mehr
Hör, wie der Tiger brüllt, ich will mehr, ich will mehr.[97]

Der Niedergang des Südens fiel zusammen mit der Genesung des Nordens. Dennoch konnte man natürlich nicht behaupten, dass nun die »irische Frage« gelöst sei. In Ulster gab es nach wie vor Spannungen zuhauf. Verschiedene Minderheiten fühlten sich noch immer benachteiligt. Die Orangemen veranstalteten weiterhin ihre Märsche, und Demonstranten versuchten immer noch, ihnen den Weg zu versperren. Abtrünnige IRA-Kämpfer planten nach wie vor »spektakuläre« Aktionen und Bombenanschläge. Das Denken veränderte sich nur langsam. Doch ein Rückfall in die blutige Gewaltspirale stand nicht zu befürchten,[98] vielmehr war ein Einstellungswandel zu beobachten, was die schmerzvolle Geschichte Irlands betraf. »Während wir früher die Vergangenheit ausgeschlachtet haben, um uns zu trennen und zu spalten«, erklärte die irische Staatspräsidentin bei einem Vortrag in London, »birgt unsere Zukunft … nun die zuversichtlich stimmende Möglichkeit, dass wir uns auf angenehmere Weise auf die Vergangenheit besinnen … und auch die ein oder andere Verwandtschaft erkennen, die lange

Zeit unbeachtet geblieben ist, eine Verbindung, die absichtlich übersehen wurde.«[99] »Heute ehren wir Ulsters unsterbliche Toten«, verkündete der designierte Erste Minister Nordirlands, »… Protestanten und Katholiken … Unionisten und Nationalisten, Männer und Frauen, Kinder und Erwachsene, all die unschuldigen Opfer dieses schrecklichen Konflikts.«[100] »Die Realität sieht so aus, dass wir jetzt das Jahr 2009 schreiben«, erklärte der Vorsitzende von Sinn Féin in seinem Blog *Leargas*, »und nicht das Jahr 1969 oder 1920 oder 1690. Und wir alle leben in einem Irland, das demokratisch regiert wird von gesamtirischen Institutionen und das in den sechs Grafschaften Mechanismen der Machtteilung entwickelt hat.«[101] Im Januar 2010 gelang es dem britischen und dem irischen Premierminister in langwierigen Verhandlungen, die neuerdings wieder festgefahrene Situation in Nordirland zu entspannen, sodass die nordirische Exekutive ihre Arbeit fortsetzen konnte.

Unterdessen machte auch die britische Regierung einen Sinneswandel durch. Der Saville-Bericht über die Ereignisse am »Blutsonntag«, der im Juni 2010 veröffentlicht wurde, wies die Schönfärberei des früheren Widgery-Berichts zurück und verurteilte die Tötungen durch die britische Armee als »völlig ungerechtfertigt.« Er räumte mit der Vorstellung auf, dass die »Provos« für alles verantwortlich zu machen seien. Der neue Premierminister David Cameron entschuldigte sich im Unterhaus in aller Form, und der Vorsitzende der Unionisten (der Ulster Unionist Party, UUP), einstmals der unerschütterliche Stützpfeiler der britischen Herrschaft in Ulster, trat zurück: Bei den Wahlen 2010 war der Stimmenanteil der UUP auf 15 Prozent gefallen, nachdem sie 1974 noch 47 Prozent erreicht hatte.[102] Der Erste Minister der Provinz, Peter Robinson von der UUP, verwickelte sich in einen unrühmlichen Skandal.[103] Die Zeiten änderten sich. Die Stadt Derry/Londonderry, wo 1972 die ersten Tötungen stattgefunden hatten, wurde zur britischen »City of Culture« (Kulturhauptstadt) 2013 gewählt.

Die Republik Irland versank unterdessen immer tiefer im Sumpf der Krise. Zwar war die Finanzblase 2008 zeitgleich mit dem Beginn der globalen Rezession geplatzt, doch ihre schlimmsten Folgen waren noch nicht unmittelbar sichtbar. Die Regierung der Fianna Fáil übernahm die Schulden von zwei Banken, der Anglo-Irish Bank und der Ulster Bank, und erweckte den Anschein, dass dadurch das Problem gelöst sei.

Im Frühjahr 2010, als Griechenland gezwungen war, sich unter den Euro-Rettungsschirm zu begeben, wiesen Minister in Dublin noch kategorisch alle Vermutungen zurück, dass Irland dem griechischen Beispiel werde folgen müssen. Doch in der öffentlichen Diskussion regte sich auch Selbstkritik. »Wir sind schon ein wenig narzisstisch«, klagte eine Frau, »wir glaubten, unser Boom sei nachhaltiger gewesen als der in den anderen Ländern.« Und auch moralische Bedenken wurden wieder laut: »Die Leute haben das Interesse für die jenseitige Welt verloren«, bemerkte der Abt von Glenstal, »als sie in der diesseitigen so erfolgreich waren.«[104] Die Regierung wies all dies zurück, bis sie von der Wirklichkeit eingeholt wurde. Im November 2010 kamen Inspektoren der EU-Kommission und des Internationalen Währungsfonds (IWF) nach Dublin, um Irlands Bücher zu prüfen. Ihre Untersuchungen führten zu einem Rettungspaket im Umfang von 85 Milliarden Euro, das die Republik zu einer strengen Sparpolitik, zu Steuererhöhungen und schmerzhaften Kürzungen der Sozialausgaben verpflichtete, die das Land vermutlich jahrzehntelang belasten werden.[105] Der keltische Tiger ist vielleicht noch nicht tot, aber niedergestreckt.

Indessen sollte der politische Zusammenbruch dem wirtschaftlichen auf dem Fuße folgen. *Taoiseach* Brain Cowen erklärte seinen sofortigen Rücktritt, seine Regierung war am Ende. Im Verlauf von nur fünf Jahren war Irland im Lebensqualitäts-Index vom 5. Platz in der Welt auf den 41. Rang zurückgefallen, 16 Plätze hinter Großbritannien. Die Einwanderung war zum Stillstand gekommen, die Auswanderung setzte wieder ein – pro Woche verließen im Durchschnitt 1000 Menschen das Land. Die Arbeitslosigkeit stieg an und der Volkszorn machte sich Luft: Bei den Parlamentswahlen am 15. Februar 2011 kam es zu einem durchgreifenden Wandel. Fianna Fáil wurde von den Wählern massiv abgestraft; die Zahl ihrer Abgeordneten im Dáil fiel von 70 auf nur noch 16. Ihr Koalitionspartner, die Grüne Partei, wurde bedeutungslos. Fine Gael triumphierte dagegen und erhielt 68 Sitze, nachdem sie bisher mit 51 im Parlament vertreten gewesen war; ihr Vorsitzender Enda Kenny bildete umgehend eine Regierung. Die Labour Party konnte ihren Anteil von 20 auf 35 Abgeordnete steigern und damit fast verdoppeln. Sinn Féins kleine Truppe wuchs auf das Dreifache und erhöhte die Zahl ihrer Mandate von 4 auf 13. Gerry Adams, der seinen Sitz im britischen Unterhaus aufgegeben hatte, den er ohnehin nie eingenommen hatte,

setzte sich im County Louth durch, jenem Wahlkreis des Südens, der sich in nächster Nähe zu Belfast befand; er hatte verkündet, dass er im Laufe der nächsten fünf Jahre Präsident der Republik Irland werden wolle. Sinn Féins Niedergang war gestoppt, doch die »Festung des demokratischen Republikanismus«, als die sie einst gegründet worden war, wirkte deutlich angeschlagen.[106] Éamon de Valera »würde sich in seinem Grabe umdrehen«.[107]

James Joyce's Roman *Ulysses* wurde ein Jahr vor der Ausrufung des irischen Freistaates abgeschlossen. Einer der Charaktere sagt in darin: »Die Geschichte ist ein Albtraum, aus dem ich aufzuwachen versuche.« Mittlerweile ist fast ein Jahrhundert vergangen, doch dieses Gefühl ist auch heute noch aktuell. Der britische Albtraum dauert fort in Gestalt der irischen Frage, die wie ein Mühlstein um den Hals Londons hängt; der Albtraum der irischen Republik wird durch das Bedauern darüber gespeist, dass so viele Fortschritte wieder verspielt wurden, und der Albtraum überzeugter Republikaner durch ihr Unvermögen, substanzielle Mehrheiten zu gewinnen. In Nordirland hat der jüngste Albtraum zwar ein Ende gefunden, doch als die Menschen aufwachten, mussten sie feststellen, dass ihre Situation weiterhin verfahren war.

Als schließlich der hundertste Jahrestag des Osteraufstands näherrückte, sollten alle Beteiligten des Konflikts – die Briten, die Iren, die Unionisten und die Republikaner – ihre Blessuren erlitten haben, ihr Selbstbewusstsein angeschlagen sein. Der lange Rückzug der Briten aus Irland hatte sich zu einem Kriechen in Zeitlupe verlangsamt. Die britische Königin, die noch immer über sechs irische Grafschaften herrschte, akzeptierte eine Einladung nach Dublin zum ersten Staatsbesuch nach jenem ihres Großvaters 1911.[108] Die Unionisten hielten weiter an ihrem Teil der Insel fest, aber nur unter der Beteiligung der Macht. Nationalisten und Republikaner, die fanden, dass das Land nur zu drei Vierteln frei war, hielten sich bedeckt, meinten aber, dass die Zeit für sie arbeite. Die Monarchie war in Irland noch nicht verschwunden. Sie hatte einen Zustand erreicht, der an die berühmten letzten Worte eines früheren Königs von Irland erinnerte: Als Karl (Charles) II., der zugleich König von England und von Schottland war, 1685 auf dem Sterbebett lag, bat er um Entschuldigung dafür, dass er »zu einer solch unzumutbaren Zeit sterbe«.[109]

III

Dass das Vereinigte Königreich zerfallen wird, ist eine ausgemachte Sache. Früher oder später brechen *alle* Staaten zusammen, wobei lockere, asymmetrische dynastische Zusammenschlüsse verwundbarer sind als geschlossene Nationalstaaten. Nur die genauen Umstände, das »Wie« und »Wann« sind noch Zukunftsmusik.

Eine Untersuchung der vielen Säulen, auf denen die Macht und das Ansehens Großbritanniens beruhten – angefangen mit der Monarchie, der Royal Navy und dem Empire bis zur Protestant Ascendancy, der Industriellen Revolution, dem Parlament und Stirling – zeigt, dass sich all diese Elemente ausnahmslos im Niedergang befinden; manche sind schon nicht mehr existent, andere in ihrer Bedeutung eingeschränkt oder geschwächt. Dies legt den Schluss nahe, dass der letzte Akt eher früher als später beginnen könnte.[110] Auch deutet nichts darauf hin, dass das Ende notwendigerweise gewaltsam sein muss; manche politische Organismen lösen sich still und leise auf. Es bedeutet lediglich, dass die gegenwärtigen Strukturen irgendwann verschwinden werden und durch etwas anderes ersetzt werden müssen.

Zwischen den widerstreitenden Kräften der Zentralisierung und der Dezentralisierung hat sich in der jüngeren britischen Geschichte ein Verhältnis entwickelt wie zwischen Ebbe und Flut. Der Home Rule Bill for Ireland (1912) entsprach eine Scottish Home Rule Bill (1914); beide erlitten dasselbe Schicksal, denn der Erste Weltkrieg erforderte die Festigung der Bindungen an die Regierung in London. Lloyd George, einer der britischen Premierminister in der Kriegszeit, hatte seine politische Laufbahn mit der Forderung nach einer Home Rule für Wales begonnen und unterstützte die Organisation *Cymru Fydd* (»Junges Wales«), die ebenfalls später bedeutungslos wurde. Doch dem Waffenstillstand folgte die Zwischenkriegszeit, die von der gegensätzlichen Tendenz bestimmt war. Irlands Abspaltung vom Vereinigten Königreich wurde begleitet von der Gründung der Scottish National League (1920), der Vorläuferin der Scottish National Party (SNP), und der *Plaid Cymru* (1925) in Wales; und wie wir gesehen haben, trat 1921 die Home Rule für Nordirland in Kraft.

Im Zweiten Weltkrieg erfuhr das Zentrum eine Stärkung, der jedoch abermals ein Aufschwung der zentrifugalen Kräfte

folgte. Irlands Austritt aus dem Commonwealth 1949 war ein Teil des allgemeinen Rückzugs aus dem Empire; der Ausbruch der Unruhen in Nordirland 1969 fiel in eine Phase, in der die SNP und Plaid Cymru ihre ersten Abgeordnetensitze in Westminster errangen, wo sie mit den Ulster Unionists eine Riege von Regionalparteien bildeten. Wie schon fünfzig Jahre zuvor, als Constance Markiewicz als erste Frau ins Unterhaus gewählt worden war, weigerte sich Sinn Féin, den Eid auf die Krone abzulegen und ihre Sitze im Parlament einzunehmen. Doch der Wandel war schon im Gange, als sich die britische Regierung 1979 mit der Durchführung von Volksabstimmungen über die Devolution (die Übertragung von administrativen Befugnissen) in Schottland und Wales einverstanden erklärte, und die Niederlage der Regionalisierungsbefürworter eine zwei Jahrzehnte dauernde Phase des Stillstands einläutete.[111]

Die Forderungen aus den »Regionen des Vereinigten Königreiches« nach mehr Eigenständigkeit wurden in den 1990er-Jahren erneut laut, und unmittelbar nach ihrem Sieg in den Parlamentswahlen von 1997 führten die »Scotto-Brits« von New Labour regionale Parlamente und Regierungen in Schottland und in Wales ein, die mit unterschiedlichen Kompetenzen ausgestattet wurden. Für eine ähnliche Regelung in Nordirland gab es gleichfalls Vorschläge.[112] Dieser Gruppe, die vor allem von dem verstorbenen John Smith beeinflusst wurde, dem Parlamentsabgeordneten für West Lancashire und Labour-Vorsitzenden 1992–1994, war bewusst, welche Gefahr der Scottish Labour Party von der SNP drohte; besser als alle anderen englischen Politiker begriff sie, dass das Zusammenspiel zwischen der in Westminster beschlossenen Politik und jener in den neuen »regionalen Zentren« von entscheidender Bedeutung für das Gesamtsystem war. Unter Tony Blair (1997–2007) und Gordon Brown (2007–2010) hielten die Labour-Regierungen an ihrer Devolutionspolitik fest, sie unternahmen aber nichts, um sie auch auf Regionen innerhalb Englands anzuwenden oder die englische Legislative nach diesen Prinzipien auszurichten. Diese zögerliche Haltung hatte zur Folge, dass sich die politische Architektur Großbritanniens zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einem strukturellen Ungleichgewicht befand. Schottland, Wales und Nordirland können gegenüber ihrem übermächtigen englischen Partner kein Gefühl der Gleichberechtigung entwickeln; und die Engländer haben wenig Anreiz, diese systemimmanente Instabilität zu

beheben. Das Königreich ist nicht gut gerüstet für den nächsten Wechsel der Gezeiten; die Ressentiments wachsen, die Solidarität wird untergraben.

Die Einführung regionaler Selbstverwaltung mindert zweifellos den zentrifugalen Druck und führt zu einem Zeitgewinn, der für eine Re-Konsolidierung genutzt werden kann. Doch die Geschichte anderer Reiche, die sich für eine Dezentralisierung entschieden – wie etwa Österreich-Ungarn nach 1867 – zeigt auch, dass autonome Provinzen eine Brutstätte für Separatisten sind, die ihre Autonomie lediglich als einen Zwischenschritt zur völligen nationalen Unabhängigkeit auffassen. (Bis 1916 setzte sich Arthur Griffith, wie wir gesehen haben, für eine österreichisch-ungarische Lösung in Irland ein.) Der britische Fall ist vor allem deshalb interessant, weil dieser Staat stets drei bewusst nicht-englischsprachige Nationen beinhaltete, deren tektonische Platten sich schon seit Langem von London entfernen. Devolution mag beruhigend wirken, aber auf Dauer funktionieren wird sie nicht. Die Ereignisse von 1998 liegen noch nicht lange genug zurück, um abschließend zu beurteilen, ob die Devolution – die im Englischen auch »Entartung« bedeutet[113] – noch eine weitere Generation Bestand haben wird. Der Zeitfaktor ist stets am schwierigsten zu bestimmen.

Irland spielte eine Schlüsselrolle in der ersten Phase der Auflösung des Vereinigten Königreiches 1919–1922, und es wird zweifellos auch in den noch bevorstehenden Etappen seinen Beitrag leisten. Seine Ablösung vollzog sich unter Umständen, die alles andere als ideal waren – noch war die imperiale Zuversicht Großbritanniens stark. Irland sollte den Dominion-Status innerhalb des Commonwealth als Sprungbrett zum anderen Ufer nutzen, aller anderslautenden Vorhersagen zum Trotz. Doch es verfolgte seinen Weg beharrlich und erreichte schließlich das angestrebte Ziel. Der kleine Junge in der Little Lodge verfolgte, wie es die verschiedenen Zwischenstationen passierte: von der Republik zum Freistaat, vom Freistaat zurück zur Republik und vom Commonwealth-Mitglied zum EWG-Beitrittskandidaten. »Die Iren sind uns schon immer ein wenig seltsam erschienen«, bemerkte Churchill einmal scherzhaft. »Sie weigern sich, Engländer zu sein.« Die Finanzkrise, in der Irland gegenwärtig steckt, ist schlimm – schlimmer noch als jene in Großbritannien, wie es heißt –, aber sie wird dem Land nicht das Genick brechen, da es auf

die Unterstützung der Eurozone zählen kann. Wenn sich die Republik Irland wieder erholt hat, wird sie auch wieder andere unterstützen, die ihrem Beispiel folgen wollen. Einstweilen sind der Aufstieg der Nationalisten im Norden und ihr wachsender Einfluss in der Republik ein wichtiger politischer Faktor. Bei den britischen Parlamentswahlen von 2010 fiel der Stimmenanteil der beiden unionistischen Parteien (DUP und UUP) unter den Anteil der anti-unionistischen Kräfte (Sinn Féin und SDLP). Gerry Adams begann, sich nicht nur als demokratisch gewählter Führer der Mehrheit im Norden zu präsentieren, sondern auch als der einzige echte Verfechter des Republikanismus auf der gesamten Insel.

Doch so wie sich der Aufbau des britischen Staates und der britischen Nation in mehreren Schritten und über einen längeren Zeitraum vollzog, wird auch ihre Auflösung auf ähnliche Weise vonstatten gehen – in einem langwierigen Prozess, der durch Schlingerbewegungen, Ruhephasen und Erdrutsche gekennzeichnet sein wird. Dabei werden auch der Zustand und die Stärke der Europäischen Union eine wichtige Rolle spielen. Die separatistischen Kräfte in Großbritannien werden ermutigt durch die Existenz eines europäischen Hauses, in dem sie Zuflucht nehmen können. Doch nach dem Vertrag von Lissabon ist die Gemeinschaft gegenüber Neumitgliedern nicht mehr so aufgeschlossen wie vorher, und es ist keineswegs sicher, dass die EU in ihrer gegenwärtigen schwerfälligen und ineffizienten Form weiterbestehen kann.[114] Die nahe Zukunft dürfte durch einen Wettkampf zwischen dem Vereinigten Königreich und der EU darüber bestimmt sein, wer den anderen in eine größere Krise stürzen kann.

Das Schicksal der Monarchie wird zwangsläufig ein weiteres Element in diesem Drama bilden. Großbritannien war von Anfang an eine Monarchie, und eine Schwächung oder Abschaffung der Monarchie muss notwendigerweise weitreichende Konsequenzen haben. Die meisten politischen Beobachter blicken allerdings nicht über die uralte Auseinandersetzung zwischen konstitutioneller Monarchie und Republikanismus hinaus. In jüngster Zeit haben anscheinend die Monarchisten die Oberhand gewonnen, die darauf verweisen, dass eine moderne Monarchie, die weit davon entfernt ist, ein Feind der Demokratie zu sein, den demokratischen Institutionen, mit denen sie zusammenwirkt, mehr Stabilität und Legitimität verleihen kann.[115] Ein

angesehener Fachmann gelangte vor einigen Jahren in einem Buch mit dem Titel *On Royalty* zu der Feststellung, dass ihm seine ursprünglichen Sympathien für die Republik abhandengekommen seien.[116] Zwar wird immer einmal wieder an einzelnen Mitgliedern des Königshauses Kritik geübt, ebenso am Erstgeburtsrecht und am Ausschluss der Katholiken, nicht jedoch an den Prinzipien der Monarchie selbst. Der britische Republikanismus ist nach wie vor schwach. Im Jahr 1983 wurde eine Aktionsgruppe mit dem Namen »Republic« gegründet, die häufig von den Medien um Kommentare gebeten wird.[117] Ihre Aktivitäten wurden ermöglicht durch eine Entscheidung der richterlichen Mitglieder des House of Lords, wonach der vor der Abschaffung stehende Treason (Felony) Act nicht dazu genutzt werden darf, das friedliche Eintreten für die Schaffung einer Republik zu unterbinden. Daher ist es nicht völlig ausgeschlossen, dass die Erben und Nachfolger von Elisabeth II. unvermutet und ohne Vorwarnung stürzen; niemand, der sich noch an die Abdankungskrise 1936 erinnern kann, würde darauf wetten, dass die Monarchie nicht doch durch ein plötzliches, überraschendes Ereignis zu Fall gebracht werden könnte. Doch die fröhliche und unbeschwerte Hochzeit von Prinz William und Kate Middleton im April 2011 weist in die andere Richtung, ebenso die Meinungsumfragen.[118] Alles scheint darauf hinzudeuten, dass zu Lebzeiten von Elisabeth II. nichts Ungewöhnliches geschehen wird, und an ihrer Langlebigkeit scheint ohnehin niemand zu zweifeln.

Doch Meinungsumfragen eignen sich schlecht zur Vorhersage langfristiger Entwicklungen, und die Aussichten der Monarchie und der mögliche Zerfall des britischen Staates sind zwei ganz verschiedene Dinge. Wenn sich durch eine glückliche Fügung des Schicksals die Republikaner durchsetzen sollten, würden sie die administrativen Strukturen umbauen und den Namen des Staates ändern, vielleicht in »United British Republic«, doch die Gegebenheiten, was Staatsgebiet, Bevölkerung und staatlichen Aufbau angeht, blieben unangetastet. Anders wäre es, wenn das Vereinigte Königreich auseinanderbrechen würde und aus dessen Bestandteilen mehrere eigenständige Einheiten entstehen würden. In diesem Fall würde der amtierende Monarch vor die Wahl gestellt werden, sich entweder würdevoll zurückzuziehen oder sich den veränderten Umständen zu fügen und sich mit

eingeschränkten Befugnissen abzufinden. Es ist durchaus denkbar, dass sich eine kleine Gruppe unbeugsamer, hartnäckiger Mitglieder des Königshauses an den Thron klammert, Haltung bewahrt und mit vornehmer Zurückhaltung beobachtet, wie das Reich um sie herum zerfällt. Dass der Kapitän mit dem Schiff untergeht, ist eine ehrenwerte britische Tradition.

Doch das Schicksal der Monarchie ist zweitrangig, wenn nicht größtenteils unbedeutend angesichts der grundlegenden Frage des Überlebens des Staates; das Vereinigte Königreich wird vom Auseinanderbrechen bedroht sein, unabhängig davon, ob es weiterhin von einem König oder einer Königin regiert wird. Die wahrscheinliche Abfolge von politischen Umbrüchen dürfte eine Reihe anderer Szenarien eröffnen. Schottland wird höchstwahrscheinlich den ersten Schritt tun, wenngleich es dazu noch nicht bereit ist. Die SNP führt seit 2009 die Regierung in Edinburgh und spricht sich offen für die Abspaltung aus; durch ihren Wahlerfolg im Mai 2011 konnte sie ihre Position stärken, doch ihr weiteres Vorankommen hängt von mehreren unbekannten Größen ab.[119] Selbst wenn es ihr gelingt, ein Referendum über die Unabhängigkeit Schottlands durchzuführen, ist es sehr unwahrscheinlich, dass dies auf Anhieb erfolgreich sein wird. Die SNP erhielt starken Auftrieb durch die feindselige Haltung der konservativen Regierung Thatcher in den 1980er-Jahren, und eine ähnliche Wirkung kann man erwarten, wenn Westminster zur Thatcher-Linie zurückkehren sollte. Die Situation wurde zusätzlich verkompliziert durch die Bildung einer Koalitionsregierung aus Konservativen und Liberaldemokraten 2010, die weniger unnachgiebig sind, als es eine rein konservative Regierung wäre. Die Liberaldemokraten müssen zudem den Nachweis führen, dass sie in Schottland dauerhaft eine stabile Wählerbasis gewinnen können.[120] Wenn sie damit scheitern, wird die britische Regierung erstmals fast ausschließlich von englischen Abgeordneten abhängen.

Doch die langfristige Entwicklung ist eindeutig. Die Ressentiments auf der englischen Seite gegen die »Peripherie« dürften in wirtschaftlichen Krisenzeiten zunehmen und spezifisch englisch orientierten Gruppen wie der »Campaign for an English Parliament«[121] oder Organisationen am rechten Rand wie der English Defence League[122] Auftrieb verleihen. Diese Ressentiments werden

dann wiederum dazu beitragen, dass die Schotten aus der Union ausscheiden werden. Was genau den Bruch auslösen wird, ist Spekulation, doch die andauernden Euro-Probleme verheißen nichts Gutes. Wenn nach der Rettung Irlands 2010, die 85 Milliarden Euro kostete, auch noch größere Länder wie Spanien oder Italien finanziell gestützt werden müssten, wofür wesentlich höhere Summen zu veranschlagen wären, würde sich die britische Regierung wahrscheinlich weigern, ihren Beitrag zu leisten, und man darf vermuten, dass in den folgenden Turbulenzen die britischen Euroskeptiker die Gelegenheit nutzen würden, um Großbritanniens Austritt aus der EU zu verlangen. Eine solche Forderung könnte der Funke sein, der das Pulverfass entzündet. Bei den europhilen Schotten, den europhilen Walisern und den europhilen Iren würden Wut und Erbitterung wachsen. Sollte die SNP bei ihrem Referendum die Frage nach der Unabhängigkeit Schottlands mit dem Austritt aus dem Vereinigten Königreich, aber dem Verbleib in der EU verknüpfen, würden sich ihre Erfolgsaussichten deutlich erhöhen. Sollte sie die Volksabstimmung gewinnen, würde der Unionsvertrag aufgekündigt werden; Schottland würde neben Irland seinen Platz als souveränes Mitglied der EU einnehmen, und das Vereinigte Königreich in seiner jetzigen Form verschwinden. Aber auch andere Wege für ein schottisches Ausscheiden sind denkbar.

Wenn Schottland geht, wird ein geschwächtes England – frustriert, verkleinert und seiner Großmachtambitionen beraubt – mit zwei wesentlich kleineren abhängigen Gebieten zurückbleiben. Die daraus resultierenden Probleme und Unannehmlichkeiten würden rasch zunehmen. Das autonome Wales würde mit dem autonomen Nordirland um den nächsten Schritt wetteifern. Der zeitliche Rahmen ist schwer abschätzbar, aber in zehn oder zwanzig Jahren dürfte die politische Entwicklung in Ulster weiter gediehen sein als in Wales. Während des gesamten 20. Jahrhunderts konnten es sich die Unionisten von Ulster leisten, eine harte, kompromisslose Haltung an den Tag zu legen, weil sie über eine demokratische Mehrheit in ihrer Region verfügten; im 21. Jahrhundert werden sie aufgrund des wachsenden demografischen Vorteils der katholischen und national orientierten Gemeinschaft ins Hintertreffen geraten. Wie werden sie reagieren? Die protestantischen Erben von Edward Carson und Ian Paisley werden sich niemals freiwillig an den Busen der irischen Republik drücken lassen,

aber sie werden Kompromisse eingehen müssen, und da sie seit jeher Schottland als die Heimat ihrer Vorfahren betrachten, werden sie vielleicht ihre Rettung in Gestalt einer wie immer gearteten »Partnerschaft über das Meer« suchen und springen, bevor sie gestoßen werden. Von allen Beteiligten würden sicherlich schwierige Anpassungsprozesse verlangt werden; die irischen Grafschaften müssten vielleicht neu gegliedert werden, um den Befindlichkeiten der Religionsgemeinschaften gerecht zu werden. Vielleicht würden auch europäische Vermittler herangezogen werden müssen. Doch eine Generation, die im Frieden aufgewachsen ist, sollte ihr Möglichstes tun, um eine Wiederkehr der Unruhen und Wirren zu vermeiden. Und sobald die englisch-schottische Union zerbrochen ist, sollten sich die Voraussetzungen für Belfast, Dublin und Edinburgh, sich um eine gemeinsame Zukunft zu bemühen, deutlich verbessern.

Damit würde allein Wales an der Seite Englands verbleiben, und das könnte hier die Politik befördern, mehr Selbstverwaltung in Cardiff und eine weitreichende Annäherung zwischen dem »walisischen Wales« und Südwales. Dies wiederum würde die Engländer verunsichern; das Ausscheiden des roten Drachens wäre nur noch eine Frage der Zeit. Die Waliser, einst die eigentlichen Britannier, würden schließlich auch die letzten Britannier sein.

Sollte die Monarchie dennoch fortbestehen, wäre sie gezwungen, ihre Titel den Veränderungen anzupassen. Wenn Schottland das Vereinigte Königreich verließe, würde »Großbritannien« aus dem Königstitel verschwinden, vielleicht durch die Neuschöpfung »König (oder Königin) von England, Wales und Nordirland« ersetzt. Wenn Nordirland ginge, könnte der Titel geändert werden in »König (oder Königin) von England und Wales«, wie bereits 1536 unter Heinrich VIII. Falls es noch immer einen Monarchen geben sollte, wenn Wales austräte, wird er (oder sie) nur noch »König (oder Königin) von England« sein. Das ist ein Titel, von dem viele schlecht informierte Engländer glauben, er habe schon immer so gelautet. Das wäre natürlich hinfällig, falls in der Zwischenzeit eine englische Republik ausgerufen worden wäre oder wenn sich irgendwann das Haus Windsor in das Haus Balmoral umbenannt und den schottischen Thron bestiegen hätte.

Wie immer, wenn sich ein staatliches Gebilde auflöst, würde es auch diesmal Lieder und gewisse Emotionen

hinterlassen, die in diesen Liedern zum Ausdruck kommen. In diesem Fall wird das vor allem Nostalgie sein, Wehmut, die sich aus dem Verlust und dem Schmerz über den Abschied von der Heimat speisen. In Sachen Nostalgie gibt es nichts Besseres als den Text und die mitreißende Melodie des berühmtesten irischen Liedes:

Oh, Danny Boy, die Dudelsäcke, sie rufen uns
Von Tal zu Tal und herab von den Bergen.
Der Sommer ist vergangen, die Rosen welken.
Nun musst du gehen, und ich muss auf dich warten.

Komm zurück, wenn der Sommer auf den Wiesen liegt,
Oder wenn die Täler bedeckt sind von weißem Schnee.
Ich werde da sein, in der Sonne oder im Schatten.
Oh, Danny Boy, oh, Danny Boy, wie ich dich liebe![123]

Diese mit »keltischer Mythologie« durchsetzten Worte wurden erstaunlicherweise von einem Engländer geschrieben – was vielleicht seltsam erscheint oder auch nicht.[124] Die Melodie, dem unvergleichlichen »Londonderry Air« entlehnt, ist zu einem echten irischen Klassiker geworden.

A Dieses Wahlprinzip ermöglicht die Gewichtung innerhalb von Kandidatenlisten (A. d. Red.).

15

UdSSR

Ein Staat verschwindet – endgültig
(1924–1991)



Demonstration in Tallinn, Estland, 1989

I

Das kleine Estland schafft nur selten den Sprung in Schlagzeilen, die um die ganze Welt gehen. Im Jahr 1994 war dies der Fall, als im Finnischen Meerbusen eine Fähre versank und fast 1000 Menschen umkamen, auch im April 2007 zog das Land die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf sich: Damals hatte die estnische Regierung die Verlegung eines Kriegsdenkmals aus dem Stadtzentrum der Hauptstadt auf einen Friedhof am Stadtrand angeordnet. Das Ergebnis waren gewaltsame Krawalle, gefolgt von einer seltsamen Episode, die manche Kommentatoren den »dritten Cyber-Weltkrieg«[A] nannten, wahrscheinlich organisiert vom größten Nachbarstaat oder zumindest von seinem Gebiet aus. Ein winzig kleiner Floh hatte einen riesigen Bären aufgestachelt.

Estland trat im Jahr 2004 in die Europäischen Union ein. Von den zehn neuen Mitgliedstaaten zählte es zu den drei Beitrittsländern, die bis vor Kurzem noch der Sowjetunion angehört hatten. Mit ihrer Aufnahme verlängerte sich die Grenze der EU zu Russland um ein Vielfaches. Diese bestand

überhaupt erst seit dem Beitritt von Finnland 1995 und verlief nördlich von St. Petersburg.



Mit 45.227 Quadratkilometern steht Estland auf Platz 20 der derzeitigen EU-Mitgliedstaaten, größer als Dänemark, aber kleiner als die Slowakei. Was die Bevölkerungszahl angeht, so belegt es mit 1,3 Millionen Einwohnern Platz 24 zwischen Zypern und Slowenien.[1] Kultur und Geschichte sind am engsten mit dem nördlichen Nachbarstaat Finnland verwandt, der durch einen Seitenarm der Ostsee von ihm getrennt ist. Der eigene Name, wie er auf Briefmarken zu finden ist, lautet *Eesti*, abgeleitet von einer skandinavischen Bezeichnung für die Völker im östlichen Baltikum, die schon bei Tacitus erwähnt wird.

Die estnische Sprache gehört zu den finno-ugrischen

Sprachen; abgesehen vom Finnischen hat sie keine nahen linguistischen Verwandten in Europa (zum Ungarischen besteht eine sehr ferne Verwandtschaft, die Sprachen der übrigen geografischen Nachbarn, Schwedisch, Lettisch und Russisch, sind indoeuropäisch). Ihren Ursprung verdankt sie einer prähistorischen Migration aus Westsibirien, wo noch heute ugrische Völker leben. Ein charakteristisches Merkmal des Lautsystems ist eine ungewöhnliche dreifache Abstufung der Phonemlänge: kurz, lang und überlang. Die Morphologie ist wie die des Türkischen oder Ungarischen »agglutinierend«. Das heißt, einfache Worteinheiten werden »aneinandergehängt« und bilden auf diese Weise lange zusammengesetzte Wörter; die Rechtschreibung ist seit dem 17. Jahrhundert an das lateinische Alphabet angepasst worden. Es gibt drei Hauptdialekte: einen um Tallinn, einen anderen um Tartu und einen dritten namens *Kirderannikumurre* in der nordöstlichen Küstenregion. Für Außenstehende ist die endgültige Silbenfolge so gut wie unverständlich. Der erste Satz aus der allgemeinen Menschenrechtserklärung lautet auf Estnisch beispielsweise wie folgt: *»Kõik inimesed sünnivad vabadena ja võrdsetena oma väärikuselt ja õigustelt«* (»Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren«).[2]

Die Hauptstadt Tallinn ist eine Hafenstadt an der Ostsee mit rund 400.000 Einwohnern. Ihr Name wird in der Regel auf die Wendung *»Taani-linna«* zurückgeführt, was so viel heißt wie »dänische Burg«. Hierin spiegelt sich der Umstand wieder, dass die Stadt lange Zeit von ausländischen Seefahrern beherrscht wurde, während die Esten in erster Linie im Landesinneren lebten. (Während eines großen Teils seiner Geschichte kannte man die Stadt unter dem deutschen, schwedischen, russischen und dänischen Namen Reval.) Es gibt drei eigenständige Stadtbezirke: Der *Toompea* oder Domberg entstand rings um die mittelalterliche Festung aus dem Jahr 1219; die Unterstadt zieht sich um den Hafenbereich; und die äußeren Vororte wurden im 19. und 20. Jahrhundert errichtet, als Esten aus dem Dorf in die Stadt zogen, um in der wachsenden Industrie eine Arbeit zu finden. Nach der ethnischen Zusammensetzung leben in der Stadt 54,9 Prozent Esten und 42 Prozent Slawen, hauptsächlich Russen (Stand 2007). Diese Zahlen weichen erheblich von denen aus der Zeit vor 1940 ab, als kaum Russen, dafür viele Deutsche hier lebten.[3]

Eine Reise nach Estland ist kein Problem, entweder mit

dem Flugzeug nach Tallinn, mit der Fähre von Helsinki aus oder mit der Bahn von Riga oder St. Petersburg aus. Das Land ist zu einer Art Mekka für Abenteuerurlauber geworden, die Orte erkunden wollen, die bis vor Kurzem noch völlig außer Reichweite lagen. Die Reiseführer empfehlen eine Kombination aus Stadtbesichtigungen in Tallinn und Tartu mit einem Naturerlebnis in den Wäldern, um die Seen und auf den Inseln. Die Burg Toompea, die Kirche Toomkirik und die mittelalterlichen Stadtmauern sind die beliebtesten Sehenswürdigkeiten in Tallinn. Das estnische Liederfest ist jeden Sommer ein Publikumsmagnet in Tartu, das ebenfalls eine Universität hat. Der Lahemaa Nationalpark liegt nur 50 Kilometer östlich von Tallinn an der Küste. Bären, Elche, Wildschweine und Wölfe durchstreifen die Wälder. Hechte oder Aale fangen, Vögel beobachten an den Ufern des Peipussees sind unvergessliche Erlebnisse, so ein Spaziergang am Strand bei Pirita oder Pärnu.[4]

Beim Aufstieg auf den Domberg in Tallinn erfährt man alle Schichten der Geschichte. Einst war die Stadt nördlichstes Mitglied der Hanse und wurde zeitweise von Dänemark, dem Deutschen Orden, Schweden und ab 1721 von Russland regiert. Die 66 Türme der schwer befestigten Mauern lassen darauf schließen, wie hoch die jeweiligen Regenten ihre Beute schätzten. Der schlanke Kirchturm der Olaikirche, einst der höchste in ganz Europa, stammt aus dem Spätmittelalter, noch vor der Reformation. Erstaunlicherweise nimmt den schönsten Platz auf der Kuppe des Hügels jedoch immer noch die russisch-orthodoxe Kirche ein, die dem Heiligen Alexander Newskij geweiht ist. Sie überragt die evangelische Kirche und wurde in den letzten Jahren des Zarenreiches fertiggestellt. Ein Plan aus dem Jahr 1924, dieses protzige Symbol der Fremdherrschaft zu zerstören, wurde von der ersten unabhängigen Regierung Estlands verworfen; in den 1990er-Jahren, nach der zweiten Unabhängigkeit, wurde die Kirche von Grund auf restauriert.

Als ehemalige Sowjetrepublik ist Estland naturgemäß stolz auf sein parlamentarisches Mehrparteiensystem, das 1992 nach einem Verfassungsreferendum eingeführt wurde, und auf seine freie Marktwirtschaft. Der derzeitige Regierungschef Andrus Ansip (geb. 1956), der Vorsitzende der Reformpartei und ehemalige Bürgermeister von Tartu, leitet seit 2005 eine Koalitionsregierung. Staatspräsident Toomas Hendrik Ilves (geb. 1953), der ehemalige Außenminister, wurde in Schweden geboren, wuchs in den

Vereinigten Staaten auf und ist seit 2006 im Amt. Der Transformationsindex der Bertelsmann-Stiftung sieht Estland unter den 15 »postsowjetischen Staaten« auf Platz eins beim gewichteten Mittelwert aus der gesamten politischen, ökonomischen und sozialen Leistung.[5]

Wie in jeder Demokratie kommt es selbstverständlich auch zu Streitigkeiten. Im März 2010 druckten mehrere Zeitungen leere Seiten aus Protest gegen eine Gesetzesvorlage der Regierung, nach der Journalisten verpflichtet waren, in bestimmten genau umrissenen Bereichen ihre Quellen offenzulegen. In Moskau betrachtete die *Prawda* die Vorlage als empörend und die estnische Demokratie als »Sakrileg«. »Der Grad der Demokratie dort gleicht dem im antiken Athen«, kommentierte der *Prawda*-Korrespondent. »Es ist eine Demokratie für die Privilegierten.«[6] Dieser Ansicht könnte man die Einstufung zur Pressefreiheit (laut Press Freedom Global Ranking) von 2009 gegenüberstellen. Estland wird dort mit dem Status »frei« auf Platz 6 von 175 Ländern geführt, noch vor Großbritannien und den Vereinigten Staaten; Russland steht auf Platz 153 und gilt als »nicht frei«.[7]

Doch der Aspekt des Lebens in Estland, den viele anpreisen, ist erstaunlicherweise weder die Demokratie, noch sind es die Sehenswürdigkeiten oder Naturerlebnisse, sondern die elektronische Revolution. Tallinn, der Sitz von Kazaa und Skype, wird als die »hypervernetzte Hauptstadt« und der »Champion des digitalen Zeitalters« beworben:

> Estland hat die Fesseln des Ostblocks abgeschüttelt und steigt von Neuem zum europäischen Champion des digitalen Zeitalters auf … In Tallinn gilt kostenloser Internetzugang als selbstverständlich, und die Akzeptanz digitaler Ausweiskarten hat eine Welt des E-Commerce per Mobiltelefon eröffnet. Esten kaufen nicht nur Lottolose, Jahreskarten und Bier auf einem Konzert per SMS, sie führen auch die meisten Banktransaktionen elektronisch aus …
>
> Indem sie sich selbst an das halten, was sie predigen, haben die Politiker des Landes ebenfalls die drahtlose Technologie übernommen; Dokumente werden von Internet-Terminals aus geprüft, und im Parlament werden Laptops zur Verfügung gestellt. Gesetze werden elektronisch archiviert … Die Öffentlichkeit hat online Zugang zu Gesetzesentwürfen und zu den Protokollen der Parlamentsdebatten … Estland hat im Jahr 2007 als erste Nation die elektronische Stimmabgabe bei Parlamentswahlen erlaubt …
>
> Da ist es kein Wunder, dass die begabtesten IT-Ingenieure der Welt in die estnische Hauptstadt geströmt sind, um E-Unternehmen zu gründen. Das ist ein gewaltiger Wandel … »Bereits 1991 wollte Estland auch zu den Besten auf einem Gebiet zählen, und es nutzte die Chance mit IT.«[8]

Im Januar 2009 wurde Tallinn zu den Top Seven »Intelligent Communities« gezählt.[9]

Nichtsdestotrotz werden Besucher des Landes schon bald der starken Bindung zur Volkskultur und dem Gefühl begegnen, dass Land und Menschen eine Einheit bilden. Eine Nation, die jahrhundertelang am Rand der Zivilisation lebte und für sich selbst keinen anderen Namen als *maarahvas* hat, was so viel heißt wie »Einheimische«, ist sehr stark von dem Kampf ums Überleben und um die eigene Identität geprägt worden. Vor dem 19. Jahrhundert gab es kaum schriftliche Überlieferungen, und wie in Finnland wurde das nationale Erwachen von Schriftstellern eingeleitet, die mündliche Sagen sammelten und sie in moderne Nachahmungen dessen übertrugen, was sie sich unter alter Dichtung vorstellten. In Finnland stellte sich Elias Lönnrot (1802–1884), der Autor der weltberühmten *Kalevala*, dieser Aufgabe und in Estland sein Zeitgenosse Friedrich Reinhold Kreutzwald (1803–1882), der Autor von *Kalevipoeg* oder *Kalevide* (1853), der »Sohn von Kalev«. Beide Männer waren Landärzte, und keiner von ihnen war, trotz der deutsch klingenden Namen, Deutscher. Kreutzwalds Eltern waren noch Leibeigene gewesen, und er selbst hatte als Dorflehrer unterrichtet, bevor er ein Examen in Medizin ablegte. Zu der Aufgabe, die Geschichten von Kalev und Linda zu rekonstruieren, kam er erst, nachdem sein Kollege Dr. Friedrich Robert Fählmann, der ursprüngliche Pionier der Volksdichtung, jung verstorben war.

Kreutzwalds *Kalevipoeg* wird in Estland so etwas wie das Nationalepos angesehen. Es erzählt die Abenteuer des Riesen Soini oder Kalevipoeg in etwa 19.000 Versen in 20 Gesängen, die für Sprachunkundige (vielleicht abgesehen von Finnen) wie das reinste Kauderwelsch klingen:

Sõua, laulik, lausa suuga,
Sõua laululaevakesta,
Pajataja paadikesta –
Sõua neid senna kaldale,
Kuhu kotkad kuldasõnu,
Kaarnad hõbekuulutusi,
Luiked vaskseid luaastusi
Vanast ajast varistanud,
Muiste päivist pillutanud …[10]

Nach der Überlieferung werden Kalev und seine Frau Linda als Vorfahren der heutigen Nation angesehen, und ihre Geschichte wird jedem estnischen Kind erzählt. Der betagte Kalev sagte Linda den Ruhm und die Größe ihres letztgeborenen Sohnes voraus und nannte den noch

Ungeborenen seinen Erben. Nicht lange danach wurde er schwerkrank:

Linda ließ die Spange schwingen,/ließ den Erlenkäfer fliegen:/»Schwebe, Spange, schwing dich, Spange,/fliege, flattre Erlenkäfer!/Hastig holt herbei die Ärzte,/ Werbet mir den Windeszaubrer,/Sprechet an den Sprucheszaubrer.«
Spange wirbelt eine Woche,/Erlenkäfer flieget flüchtig … Sah den Mond sich sanft erheben/an des Sternes Stätte tretend./»Gruß dir, Mond, Genesungsbronnen, … Kann der Alte Heilung hoffen, Lösung von der Haft des Lagers?«
Mond vernahm's mit trübem Antlitz,/gab dem Frager keine Antwort.

Spange wirbelt eine Woche,/Erlenkäfer flieget flüchtig … Fliegt durch dichte dunkle Wälder,/lässt den Goldberg auch nicht liegen./Was denn wollte ihm begegnen? Sah den Stern sich strahlend heben./Abendstern am Himmel steigen … Stern mit starkem Aug' vernahm es,/gab dem Frager keine Antwort/und versank am Saum des Himmels.
Spange wirbelt eine Woche,/Erlenkäfer flieget flüchtig … fliegt durch weite Heideflächen,/sieben Werst durch Kiefernwaldung,/lässt den Goldberg auch nicht liegen./Was denn wollte ihm begegnen?
Sah die Sonn' er sich erheben,/sah das Licht des Tages leuchten.
… Sonne hört's [die Frage], sie glüht und glitzert,/gibt dem Frager keine Antwort.
Linda ließ die Spange schwingen,/Ließ den Erlenkäfer fliegen:/»Schwebe, Spange, schwing dich, Spange,/fliege, flattre Erlenkäfer!/… Werbet mir den Windeszaubrer,/Sprechet an den Sprucheszaubrer,/Machet nahn den Manazaubrer!«
… Wandeln her der Windeszaubrer,/Sprucheszaubrer auch von Finnland,/ Manazauberer vom Goldberg.
… Zaubrer hörten's und versetzten,/sagten sämtlich ohne Säumen:/»Was die Dürrglut schon verdörrte,/auf dem Feld der Brand versengte,/was des Mondes Licht ließ bleichen/Und des Sternes Aug' ließ sterben,/Draus entsteht nicht mehr ein Pflänzchen,/treibet nimmermehr ein Keimchen.«
Eh die Spange ausgeschwungen/und der Erlenkäfer fliegend/heimgekehrt die Mär zu melden,/war der Kaleviden Ahnherr/schon in bleichem Tod erblasset.

Sieben Tage und sieben Nächte lang saß Linda ohne zu essen oder zu trinken weinend an seinem Bett, dann fing sie an, für Kalev das Begräbnis zu richten. Zuerst badete sie ihn mit ihren Tränen, dann mit Salzwasser aus dem Meer, Regenwasser aus den Wolken und zuletzt mit Wasser aus der Quelle. Sie glättete sein Haar mit den Fingern, bürstete es mit einer Silberbürste und kämmte es mit einem goldenen Kamm. Sie hüllte ihn in ein seidenes Hemd, ein Totenhemd aus Samt und den Leibrock, der mit einem silbernen Gürtel zusammengehalten wurde. Mit eigenen Händen hob sie sein Grab aus, zehn Klafter tief. Schon bald grünte und blühte es auf dem ganzen Grab:

Rasen grünte aus dem Erdreich,/kurzes Gras wuchs aus dem Grabe,/Windhalm auf des Toten Halse,/auf den Wangen rote Blumen,/auf den Augen blaue Blumen,/ auf der Stirne Sternenblumen.

Über drei Monate lang trauerte Linda um Kalev.

Linda, leidensschwere Wittib,/Hub an, Steine herzutragen,/hoch sie auf die Gruft zu häufen … Heute heißet man die Stätte/Revals Domberg – weithin ragt er./Da nun ruht der Recke Kalev,/schläft allda den ew’gen Schlummer.
… Also ist in ferner Vorzeit/aus dem Zährenstrom der Witwe,/aus dem Born der bangen Tränen/einst der Obersee entquollen.[11]

Wenn die Sagen des Baltikums den wohl fernsten Abschnitt der estnischen Chronologie bilden, so entspricht die aktuellste Zeitspanne den sowjetischen Jahren von 1940 bis 1991. Ausländische Beobachter werden in den gegenwärtigen Versuchen, mit dem sowjetischen Vermächtnis zurechtzukommen, viel Bewundernswertes entdecken. Die Russische Föderation, ebenfalls ein Folgestaat der Sowjetunion, ist 358 mal so groß wie Estland, und es erforderte großes Geschick und Mut, in dem unruhigen Kielwasser des riesigen Nachbarn einen klaren Kurs zu steuern.

Die Strategie der estnischen Regierung stützt sich auf die Mitgliedschaft in zwei internationalen Organisationen (der Europäischen Union und der NATO), die ein Ausmaß an politischer, ökonomischer und militärischer Sicherheit bieten, von dem Estland auf sich gestellt nur träumen könnte. Viele Menschen im Westen vergessen häufig, dass Russland weiterhin an dem Konzept des »nahen Auslands« festhält, anders gesagt: an einer extraterritorialen Einflusssphäre, in der Moskau sich immer noch für befugt hält, bei Bedarf zu intervenieren.

Das 2003 eröffnete Museum der Besatzungen ist das Produkt einer Informationspolitik, die behutsam die Parolen der Sowjetära aushöhlt. Der Name sagt alles. Estland erlebte im Zweiten Weltkrieg Invasionen sowohl der Wehrmacht als auch der Roten Armee, und seine Bürger wurden scharenweise von beiden gemordet. Deshalb ist es der historischen Wahrheit geschuldet, das Wort »Besatzung«, mit all den damit verbundenen Gräueln, im Plural zu verwenden (auf Estnisch: *okupatsioonide museum)*. Für die sowjetische Sichtweise kommt diese schlichte Richtigstellung der historischen Wahrheit einer Blasphemie gleich. Nach dem sowjetischen Sprachgebrauch, wie auch dem vieler Briten und Amerikaner, wird das negative Wort »Besatzung« ausschließlich für die Gräueltaten der Deutschen verwendet, während sämtliche Aktionen des antifaschistischen Bündnisses als »Befreiung« bezeichnet werden.[12]

Eine Korrektur der Geschichtsbücher ist ebenso dringend notwendig. Im Jahr 1998 berief der estnische Präsident eine

internationale Kommission zur Untersuchung der Verbrechen gegen die Menschlichkeit ein, die einen dicken Band mit 1337 Seiten vorgelegt hat, in dem die elementaren Fakten der Kriegsereignisse chronologisch aufgeführt werden.[13] Auf dem Einband des Buches sind ein NS-Hakenkreuz und ein sowjetischer roter Stern zu sehen, die beide vor Blut tropfen. Selbst heikle Themen, wie die Gründe, weshalb verschiedene Gruppen der Esten entweder auf deutscher oder auf sowjetischer Seite mitkämpften, werden angesprochen. Im Reich des Films hat ein estnischer Kanadier auf der Basis von Aussagen vieler Opfer einen preisgekrönten Dokumentarfilm mit dem Titel *Gulag 113* (2005), dem Namen eines sowjetischen Konzentrationslagers in der Nähe von Kotlas in der Arktis, gedreht.[14]

Der »Krieg der Symbole« hat seinen Ursprung in dem unheilvollen Vermächtnis sowjetischer Fiktionen, denen man im heutigen Estland etwas entgegenzusetzen versucht. Nach den Triumphen der Roten Armee in den Jahren 1944/45 wurde Estland, genau wie die anderen »befreiten Länder«, mit einer Flut bombastischer Monumente zugepflastert, welche die sowjetischen Erfolge priesen. Zu den größten zählt das *Monument Sowjetski* (sowjetisches Denkmal) in Paldiski, wo einst ein sowjetischer U-Bootstützpunkt betrieben wurde. Ein weiteres, das *Maarjamäe*-Denkmal an der Küste bei Pirata, ist eine Anlage aus Beton und Eisen, die einen hohen Obelisken umgibt. Im Jahr 1960 wurde eine zusätzliche Spitze eingefügt, um an die 1918 gefallenen russischen Soldaten zu erinnern. Ein drittes Denkmal, der sogenannte *Pronkssödur* oder Bronzesoldat, stand bis 2007 noch im Zentrum von Tallinn.

Man muss sich vor Augen halten, dass die sowjetischen Behörden zwar beträchtliche Summen und enorme Energie für die Restauration von Denkmälern mit sowjetischen oder russischen Bezügen investierten, etwa den Palast Katharinas der Großen in Kadriorg, aber gewaltsam sämtliche Gedenkstätten unterdrückten, die mit Estlands eigener unabhängigen Geschichte in Verbindung standen. Als Folge wurden die sowjetischen Denkmäler, die von den Russen als Symbole des Stolzes betrachtet wurden, von den Esten als Symbole der Unterdrückung angesehen. Schlimmer noch: Da die Esten keine Orte hatten, an denen sie ihre eigenen Toten ehren konnten, waren sie gezwungen zu improvisieren. Zum Beispiel bekam das Vorkriegsdenkmal der Linda, das die legendäre Volksheldin bei der Trauer um Kalev zeigt, im

Kalten Krieg eine neue Bedeutung. Das Denkmal an einer Straße der Unterstadt wurde die inoffizielle Gedenkstätte des stalinistischen Nachkriegsterrors. Menschen, die dort Blumen niederlegten, riskierten, verhaftet zu werden. Heutzutage steht auf einem unlängst angebrachten Schild: »ZUR ERINNERUNG AN DIE MENSCHEN DIE VERSCHLEPPT WURDEN«.[15]

In dem anhaltenden Klima gegenseitiger Schuldzuweisungen wird die Entscheidung der estnischen Regierung, den Bronzesoldaten zu versetzen, als entweder sehr provokativ oder durchaus verständlich eingestuft. Nach sowjetischem Maßstab handelt es sich um ein relativ schlichtes Denkmal. Ein knapp zwei Meter großer Soldat, der Gestalt eines olympischen Ringkämpfers vor dem Krieg nachempfunden, steht in nachdenklicher Pose, mit geneigtem Kopf, vor einer Wand aus Dolomitgestein. Das Problem war der prominente Ort und die Inschrift: »DEN BEFREIERN VON TALLINN«, welche die große Mehrheit der Bevölkerung für unangemessen hielt. Deshalb wurde das Denkmal im April 2007 auf den Soldatenfriedhof verlegt, zu den sowjetischen Kriegsgräbern. Weder wurde es zerstört, noch in die Luft gesprengt, wie es in manchen Berichten hieß, auch nicht verunstaltet oder weggeschafft.[16] Aber prompt kam es zu einem Aufschrei der Empörung: Tausende Russischstämmiger marschierten ins Stadtzentrum von Tallinn, schwenkten russische Flaggen und skandierten anti-estnische Parolen. Die Krawalle dauerten zwei Tage. Geschäfte wurden geplündert und Fenster eingeschlagen; 300 Unruhestifter wurden in Gewahrsam genommen.[17]

Wladimir Putin, der Präsident der Russischen Föderation, gab sich mit der Heftigkeit dieser Reaktion nicht zufrieden, sondern nutzte die alljährliche Siegesparade auf dem Roten Platz am 9. Mai, um Öl ins Feuer zu gießen: »Jene, die heute versuchen, die Denkmäler von Kriegshelden zu entweihen, beleidigen ihr eigenes Volk und säen Feindschaft und neues Misstrauen«, sagte er vor Tausenden von Veteranen und Soldaten.[18] Kreml-Sprecher warfen Estland »Blasphemie« und »Nachsicht gegen Neofaschisten« vor. Mitglieder einer vom Kreml unterstützten Jugendorganisation stellten um die estnische Botschaft in Moskau Barrikaden auf.

Das war der Kontext des ominösen »Cyberkriegs«. An den Fakten diesbezüglich gibt es nichts zu deuteln. Die Websites der estnischen Ministerien, politischen Parteien, Zeitungen, Banken und Unternehmen wurden durch Zehntausende

gleichzeitige elektronische »Treffer« ausgeschaltet. Ihre Server wurden von Zugriffen überschwemmt und als Dominoeffekt eine Welle von Zugriffsverweigerungen, Distributed Denial of Service (kurz: DDS) ausgelöst: Mit anderen Worten, das System wurde lahmgelegt. Die Angriffe kamen in drei Wellen: eine begann am 27. April, unmittelbar nach der Versetzung des Bronzesoldaten, eine zweite am 9. Mai nach Putins Rede, die dritte eine Woche später. Sie erfolgten in einem Umfang, der lediglich durch die Mobilisierung eines weltweiten Netzwerks von bis zu einer Million untereinander koordinierter Computer erreicht werden kann, die entweder gehackt oder über das sogenannte »botnet«-System genutzt wurden. Zum Glück konnte Estland als Mitglied der EU und NATO auf internationale Unterstützung zählen, und mit Hilfe der Asymmetric Threats Contingency Alliance (ATCA) gelang es, den Notstand zu beenden.[19]

Es stellte sich vor allem die Frage nach dem Verantwortlichen. In Gesprächen mit russischen Behörden vermieden EU- und NATO-Vertreter sorgsam direkte Anklagen, und Sprecher des Kreml wiesen schnell jede Schuld von sich. Stattdessen deuteten sie an, dass raffinierte estnische Computerspezialisten eine Cyberoffensive gegen ihre eigene Regierung inszeniert hätten. Vieles ist möglich, aber manche Optionen sind wahrscheinlicher als andere. Auch bestanden gewisse Ähnlichkeiten zwischen diesen und anderen mysteriösen Vorfällen, wie dem Mord an dem russischen Dissidenten Alexander Litvinenko in London im November 2006 durch radioaktives Polonium 210. Nur wenige Länder, Unternehmen oder gar Personen verfügen über die nötigen Ressourcen, um gezielte Nadelstiche zu starten, die jeweils rund 200 Millionen Dollar kosten. Dazu kommt, dass die Cyberoffensive gegen Estland nicht in die gleiche Kategorie wie andere bekannte Episoden gehört, etwa der Moonlight Maze (1999), als unbekannte Hacker in Pentagon-Rechner eindrangen, oder Titan Rain (2003), der allem Anschein nach von China ausging. Beide wurden als schlichte »Phishing«-Züge zum Sammeln von Daten eingestuft. Laut einem Experten konnte der wiederholte Versuch, wie im Fall Estland zehn Stunden lang einen gewaltigen Datenstrom von zehn Mbit/s aufrechtzuhalten, einzig und allein den Zweck haben, die Infrastruktur des Opfers lahmzulegen.[20]

Das internationale Recht war keine große Hilfe. Nach dem

Stand von 2007 hätte ein Angriff auf das Kommunikationszentrum eines Mitgliedstaates mit Bomben oder Raketen als ein kriegerischer Akt automatisch Artikel V des NATO-Vertrags aktiviert, aber ein anonymer »botnet«-Angriff fiel in eine Grauzone. Es kann reiner Zufall sein, dass ausgerechnet während des Angriffs auf Estland das amerikanische National Center for Supercomputing Applications (NCSA), »die erste Verteidigungslinie gegen Cyberterrorismus«, in Seattle eine Konferenz veranstaltete.[21] Womöglich hat es nichts zu sagen, dass einige Attacken zu Moskauer Internet-Adressen zurückverfolgt werden konnten. Und es mag auch zutreffen, dass, wie ein finnischer Experte kommentierte, »der Kreml weit größeren Cyberschaden zufügen könnte, wenn er will«. Aber irgendjemand da draußen hat sich außerordentlich große Mühe gegeben, eine Botschaft auszusenden.

Die Entschlossenheit der estnischen Regierung, den eingeschlagenen Kurs beizubehalten und am 1. Januar 2011 wie geplant der Eurozone beizutreten, kann man nur vor dem Hintergrund dieses Cyber-Erlebnisses verstehen. Skeptische Kommentatoren meinten, das Land habe »das letzte Ticket für die *Titanic*« gekauft. Ein Jahr zuvor, 2010, war eine massive Schuldenkrise ausgebrochen, in der die Zukunft des Euro immer wieder infrage gestellt worden war. Zwei Länder der Zone, Griechenland und Irland, mussten notgedrungen schmerzliche Sanierungspläne akzeptieren, und bei anderen Staaten ging man davon aus, dass ihnen in Kürze der gleiche Schritt bevorstände. Damals herrschte nicht gerade großes Vertrauen in den Euro, aber Estland schwankte nicht. Es hatte sich von der weltweiten Rezession erholt und nach zwölf Monaten freien Falls im Jahr 2009 mit einem Rückgang des BIP um 13,9 Prozent jetzt wiederum ein Wachstum von 2,4 Prozent erzielt. Deshalb wurde Estland am Neujahrstag 2011 das 17. Mitglied der Eurozone; die Landeswährung *kroon* wurde nicht mehr verwendet und zum Kurs von 1 Euro = 15,6466 *krooni* umgetauscht. »Estland ist zu klein«, sagte der Finanzminister, »um sich den Luxus der völligen Unabhängigkeit zu leisten.«[22] Der Floh suchte, so schien es, in der Gemeinschaft mit anderen Schutz vor den unerwünschten Annäherungsversuchen des Bären.

II

Zur sowjetischen Geschichte halten sich viele Mythen und Missverständnisse erstaunlich hartnäckig. Allzu oft heißt es in Lehrbüchern ungenau, die Sowjetunion sei im Jahr 1917 durch die Oktoberrevolution gegründet worden. Nach deren Interpretation war Lenins Partei die wichtigste revolutionäre Kraft im Zarenreich und stürzte den Zaren, und die Sowjetunion war lediglich eine neue Phase in der ununterbrochenen Geschichte Russlands und der Russen. Der sogenannte »Russische Bürgerkrieg« wird in der Regel als eine innere Auseinandersetzung präsentiert, die zwischen russischen »Weißen« und russischen »Roten« ausgetragen wurde. In den letzten Jahren wird die Russische Föderation Boris Jelzins und Wladimir Putins häufig nicht als einer von 15 postsowjetischen Staaten ausgegeben, sondern als das Produkt eines reinen Regierungswechsels, gewissermaßen als die neueste Spielart über das unveränderliche russische Thema. Einige dürften folglich überrascht sein, wenn sie hören, dass die Sowjetunion formell zum 1. Januar 1923 gegründet und am 31. Dezember 1991 aufgelöst wurde.[23]

Formell hatte Peter der Große im Jahr 1721 das Zarenreich »aller Russen«, das im Februar 1917 zu Ende ging, geschaffen. Aber Peters Reich weitete nur den politischen und territorialen Komplex aus, der zuvor von den Großfürsten oder »Zaren« Moskaus gebildet worden war. Dieses »Sammeln der russischen Länder«, ein langer Prozess, durch den Moskau die Kontrolle über alle Ostslawen übernehmen wollte, war bereits im 15. Jahrhundert ausgerufen worden. Die Ausdehnung über den Ural nach Sibirien und Zentralasien, das größte demografische Vakuum auf dem Erdball, begann am Ende des 16. Jahrhunderts; die Eroberung von Territorien im Westen und Nordwesten, die zu Schweden und Polen gehörten, begann Mitte des 17. Jahrhunderts. Das Ausdehnungstempo war enorm. Zwischen 1683 und 1914 betrug es im Durchschnitt über 130 Quadratkilometer pro Tag, man kann wohl von dem Fall einer *bulimia politica* sprechen. Ungeachtet einiger »Brechanfälle« war das Ergebnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Reich von beispiellosen Dimensionen, in denen die ethnischen Russen kaum die Hälfte der Bevölkerung ausmachten.[24]

Wenn die Russen die größte der gut 70 Nationalitäten des Zarenreiches stellten, so zählten die Esten zu den kleinsten. Wie die Finnen hatten sie während eines großen Teils ihrer neuzeitlichen Geschichte zur Einflusssphäre Schwedens gehört. Ein großer Teil ihrer Heimat lag in der historischen

schwedischen Provinz Ingermanland oder in Livland; die Verbindung zu Russland kam erst nach den russisch-polnischen und russisch-schwedischen Kriegen in vergleichsweise junger Zeit zustande. Die künftige Hauptstadt des Zarenreiches, St. Petersburg, wurde im Jahr 1703 in einem schwedisch-estnisch-finnischen Gebiet gegründet, ohne sich im Geringsten um völkerrechtliche Gepflogenheiten oder die einheimische Bevölkerung zu kümmern. Im Frieden von Nystadt (1721), am Ende des Großen Nordischen Krieges, wurde bestätigt, dass Estland fortan zu Russland gehörte.

Nach der Emanzipation der Leibeigenen unter Alexander I. – früher als im übrigen russischen Reich – entwickelten die Esten rasch ein starkes nationales Identitätsgeführl. Als Protestanten legten sie Wert auf die Erziehung in ihrer eigenen Sprache und wehrten sich gegen die Einführung des Russischen. Forderungen nach einem unabhängigen estnischen Staat wurden jedoch erst um die Wende zum 20. Jahrhundert laut und hatten sehr geringe Chancen, erhört zu werden. Damit sie Erfolg hatten, hätte ein wirklich winziger David einen wahrhaft gigantischen Goliath irgendwie zur Strecke bringen müssen.

Hinzu kam, dass die estnische Gesellschaft auch in sich gespalten war. Die Estnisch sprechende Mehrheit waren in erster Linie Bauern. Die Verwaltung lag in den Händen von Russen, während Baltendeutsche und eine kleine jüdische Gemeinde weitgehend die kommerziellen Interessen und die Gutsbesitzer vertraten. Vor allem der wichtigsten Hafenstadt Reval (Tallinn) fehlte es an estnischem Flair. Im ganzen Land war ein großes russisches Heer stationiert.

Die Lage der Esten zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Welt von der *Encyclopedia Britannica* bitterböse geschildert:

Die Esten (oder Estonen), die sich selbst *Tallopoeg* und *Maamees* nennen, sind bei den Russen als *Tschuchny* oder *Tschuchonzy*, bei den Letten als *Iggauni* und bei den Finnen als *Virolaiset* bekannt. Sie gehören der finnischen Familie an und folglich zur ural-altaischen Gruppe der menschlichen Rasse. Insgesamt zählen sie knapp eine Million und sind wie folgt verteilt: 365.959 in Estland (Stand: 1897), 518.594 in Livland, 64.116 im Gouvernement St. Petersburg, 25.458 in Pskow und 12.855 [Sonstige]. Nach ihrer Rasse weisen sie deutliche Kennzeichen ihrer ural-altaischen oder tatarischen Abstammung auf, in ihrer kleinen Statur, dem Fehlen eines Bartwuchses, schrägen Augen, breitem Gesicht, niederer Stirn und kleinem Mund. Ferner sind sie ein ziemlich kleines, schlecht entwickeltes Volk, mit langen Armen und dünnen, kurzen Beinen. Sie klammern sich zäh an ihre Muttersprache, die eng mit dem Finnischen verwandt ist … Seit 1873 wird die Pflege der Muttersprache eifrig von einer estnischen Literaturgesellschaft (*Eesti Korjameeste Selts)* gefördert, die *Toimetused* oder »Instruktionen« zu allen

möglichen Themen veröffentlicht. Sie haben eine entschiedene Liebe zur Dichtung und legen ein großes Geschick beim Improvisieren von Versen und Gedichten zu allen Anlässen an den Tag, und sie singen, überall, morgens bis abends …

Man kann sich ohne Weiteres eine viktorianische Stütze des Empires vorstellen, wie der betreffende Beamte Waliser oder Iren ähnlich herablassend beschreibt. Erstaunlicherweise gelangt der Autor im Folgenden zu der Ansicht, dass sich das Los Estlands durch die Russifizierung verbessert habe:

Seit 1878 ist jedoch ein gewaltiger Wandel zum Besseren in ihrer wirtschaftlichen Lage erfolgt … Das prägende Merkmal ihrer jüngsten Geschichte sind der Versuch der russischen Regierung (seit 1881) und der Griechisch Orthodoxen Kirche (seit 1883), die Bewohner der Provinz zu russifizieren und zu konvertieren … indem der Gebrauch des Russischen in den Schulen durchgesetzt wird durch harte und repressive Maßnahmen gegen ihre Landessprache.[25]

Aller Wahrscheinlichkeit nach geben diese Worte die Ansichten eines russischen Autors wider, des Fürsten Pjotr Kropotkin.

Der Artikel der Enzyklopädie über Estlands Hauptstadt unterstreicht weiter die Verbindungen zu Russland und Deutschland:

REVAL oder REVEL (Russ. *Revel*, ehemals *Kolyvañ;* Estnisch, *Tallina* und *Tannilin)*, befestigte Hafenstadt Russlands … liegt am … finnischen Meerbusen, mit der Bahn 230 M[eilen] W[estlich] von St. Petersburg. Bevölkerung (1900) 66.292, davon die Hälfte Esten und 30 % Deutsche. Die Stadt besteht aus zwei Teilen: dem Domberg oder Dom, der einen Hügel einnimmt, und der Unterstadt an der Küste. Der Dom umfasst die Burg (erstmals im 13. Jahrhundert … erbaut), wo die Provinzverwaltung ihren Sitz hat, und eine [orthodoxe] Kirche (1894–1900) mit fünf vergoldeten Kuppeln … Die Kirche des Heiligen Nikolaus aus dem Jahr 1317 enthält viele Antiquitäten … und alte deutsche Gemälde. Die Domkirche enthält … die Gräber des Weltumseglers Baron A. J. von Krusenstern (1770–1846), der schwedischen Soldaten Pontus de la Gardie (gest. 1585) und Carl Horn (gest. 1601) und des böhmischen Anführers der Protestanten Graf Matthias von Thurn (1580–1640) …

Die älteste Kirche ist die 1219 erbaute estnische Kirche. Zu den öffentlichen Einrichtungen zählen ein gutes Provinzmuseum mit Antiquitäten, der Kaiserpalast Katharinenthal, den Peter der Große 1719 baute, und sehr wertvolle Archive, die im Rathaus (14. Jahrhundert) aufbewahrt werden. Die angenehme Lage der Stadt zieht Tausende von Menschen zum Baden im Meer an. Sie ist der Teilsitz der russischen Admiralität und der Verwaltung der baltischen Leuchttürme. Ihr Hafen … friert fast jeden Winter zu.[26]

***

Der Zerfall des Zarenreiches setzte bereits mitten im Ersten Weltkrieg ein, zwei Jahre vor den russischen Revolutionen

von 1917. Im Sommer 1915 durchbrachen deutsche Truppen die russischen Linien an der Ostfront und besetzten große Streifen des Reichsgebietes, von Polen und Litauen im Norden bis zur Ukraine im Süden. Alle russischen Gegenoffensiven scheiterten kläglich, was in der Bevölkerung großen Unmut erregte. Im Februar 1917 wurde der Zar gestürzt und von seinen eigenen Hofbeamten unter Arrest gestellt. An die Stelle seines autokratischen Regimes traten Befürworter einer Verfassung, die eine Provisorische Regierung bildeten. Aber Anfang November 1917B wurde die Provisorische Regierung unter der Führung des liberal gesinnten Alexander Kerenski von Lenins Bolschewiken gestürzt, einer kleinen, aber skrupellosen Fraktion der russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Genau genommen handelte es sich um einen Staatsstreich. Die konstitutionellen Sozialdemokraten (Menschewiki, A. d. R.) wurden von den radikaleren, totalitären Sozialdemokraten abgelöst (Ironie der Geschichte: Kerenskis Vater war einst Lenins Schulleiter gewesen). Ursprünglich gehörten die Bolschewiken ebenfalls der verbotenen Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei an, aber nach der Machtergreifung brachen sie mit allen ehemaligen Genossen wie den Menschewiken und behandelten sie mit derselben Verachtung, die für den Umgang mit all ihren Gegnern charakteristisch war.C Im März 1918 mussten die Bolschewiki in Brest-Litowsk notgedrungen mit Deutschland Frieden schließen und den größten Teil des Gebiets abtreten, das die Deutschen seit Kriegsausbruch besetzt hatten (siehe S. 420).

Als selbsterklärte Internationalisten hatten Lenin und sein Kreis kein sonderliches Interesse an Grenzen und Gebiet. Sie meinten, derartige Fragen würden friedlich gelöst werden, sobald die internationale Revolution alle bestehenden Regime hinweggefegt hätte und sie sich mit den brüderlichen Proletariern anderer Länder vereinigt hätten. Zwei Ereignisse kamen dem jedoch in die Quere. Das erste war der Ausbruch des Russischen Bürgerkriegs, in dem die noch junge Macht der bolschewistischen »Roten« von einer Vielzahl an Gegnern herausgefordert wurde, die man gemeinhin als die »Weißen« bezeichnet, zu denen jedoch Konservative, nichtbolschewistische Linke und nichtrussische Nationalisten zählten. Das zweite war der Aufstand vieler nichtrussischer Nationalitäten, die allesamt beschlossen, sich von der russischen Herrschaft zu befreien und eigene

Republiken zu gründen. In den Jahren 1918/19 erstreckte sich deshalb das Herrschaftsgebiet der Bolschewiken, das man wohl am treffendsten Sowjetrussland nennen kann, nur über einen Bruchteil des ehemaligen Zarenreiches.[D] Die Rote Armee hatte demnach drei Aufgaben: das russische Kernland schützen; die abtrünnigen Republiken zurückerobern und nach Mitteleuropa marschieren, um die angekündigte internationale Revolution auszulösen.[27]

Der Versuch der Bolschewiken, die Revolution gewaltsam in ganz Europa zu verbreiten, wurde 1920 gestartet, scheiterte aber kläglich. Lenin war in diesem Fall der Schwärmer und Leo Trotzki als Kriegskommissar, trotz seines Ansehens, der Skeptiker.[28] Die Rote Armee marschierte im Mai nach Westen und gab als Ziel Berlin oder gar Paris an. Doch über Warschau kamen sie nicht hinaus: Im August wurden sie von der Armee der polnischen Republik vernichtend geschlagen – ausgerechnet einer der abtrünnigen Staaten, die nicht den geringsten Wunsch hatten, unter die russische Knute zurückzukehren, egal ob Rot oder Weiß.[29] Von da an mussten sich die Führer der Bolschewiken ernsthaft Gedanken darüber machen, wie sie die Macht in den Territorien, die tatsächlich in ihrer Hand waren, organisierten und zentralisierten.

Der Gesamteindruck der Roten Armee war in jenen Jahren sehr unberechenbar. Finnland, die baltischen Staaten und Polen wurden nicht unter sowjetische Kontrolle gebracht. Aber Weißrussland, die Ukraine und große Gebiete Sibiriens, Südrusslands und des Fernen Ostens wurden zurückerobert. Das Gleiche galt für den Kaukasus. Teile Zentralasiens waren noch Mitte der 1920er-Jahre hart umkämpft.

Im Mai 1922 erlitt Lenin mehrere Schlaganfälle, und Josef Stalin wurde Generalsekretär der herrschenden Partei der Bolschewiken. Er lehnte Lenins internationalistische Prioritäten ab und leitete den Kurs des »Sozialismus in einem Land« ein. Sein Ziel war es, ausländische Abenteuer zu verschieben, während die eigene politische, ökonomische und militärische Macht aufgebaut wurde. So sah der Kontext der Gründung einer Sowjetunion aus. Die Partei der Bolschewiken hatte nicht die Absicht, auf ihren alleinigen Zugang zur Macht zu verzichten, doch im Rahmen der Doktrin des »Demokratischen Zentralismus« war es möglich, eine Reihe nominell autonomer, aber abhängiger Republiken zu organisieren, die der zentralen Parteidiktatur unterstanden. Diese Republiken sollten darüber hinaus zu

einem Bundesstaat vereinigt werden. Die entsprechenden Pläne wurden im Dezember 1922 angenommen und traten mit der Verabschiedung durch den 2. Sowjetkongress am 31. Januar 1924 in Kraft.[30] Der Name des neuen Bundesstaates sollte Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken lauten, abgekürzt UdSSR: auf Russisch in Umschrift *»Sojus Sowjetskich Sozialistitscheskich Republik«* oder *SSSR*. In Kyrillischer Schrift lautete die Abkürzung: CCCP.

Daraufhin wurde Moskau zur Doppelhauptstadt sowohl der Sowjetunion als auch Sowjetrusslands. Die Allunionsregierung und die untergeordnete Regierung der RSFSR waren voneinander unabhängige Organe, mit eigenen Beamten. Dennoch lag die politische Macht weiterhin, wie stets, nicht bei den sowjetischen staatlichen Strukturen, sondern bei den parallelen Organen der bolschewistischen Partei, welche die Tätigkeit sämtlicher Institutionen überwachte. Im Jahr 1925 änderten die Bolschewiken einmal mehr den Namen zu »Kommunistischer Allunionspartei« *(Wsesojuznaja Komunistitscheskaja Partija* oder *WKP)*. Der Generalsekretär der WKP Josef Stalin, der oberste Diktator, sah keine Notwendigkeit, sich zu so profanen Posten wie Präsident oder Ministerpräsident der UdSSR herabzulassen. Das innere Heiligtum der Macht befand sich in Stalins Büro im Hauptquartier der WKP im Kreml.

Die Ereignisse, die sich in jener Zeit in Estland abspielten, brachten etwas hervor, das kaum jemand für möglich gehalten hätte, nämlich die Erklärung der Unabhängigkeit Estlands. Im Ersten Weltkrieg war das deutsche Heer in den Jahren 1915/16 rasch in die baltischen Provinzen des russischen Reiches vorgestoßen und schwächte dadurch die zaristische Macht so stark, wie die einheimische Bevölkerung es niemals aus eigener Kraft geschafft hätte. Die Deutschen förderten die nationalen Ambitionen der nichtrussischen Völker, und in manchen Gegenden wie Litauen und der Ukraine unterstützten sie aktiv Maßnahmen, um souveräne Republiken zu gründen. Sie besetzten Reval und Dorpat (Tartu), machten jedoch kurz vor Petrograd (wie St. Petersburg inzwischen umbenannt wurde) halt.

Im März 1917 gab die Provisorische Regierung ihre Absicht bekannt, den Krieg gegen Deutschland fortzuführen und das russische Reich wiederzuvereinen. Gegen diesen Kurs riefen die Bolschewiken zum Frieden auf, sowie zur Anerkennung der nationalen Rechte aller unterdrückten

Völker. Estland, das an der Schwelle des revolutionären Petrograd lag, wurde unweigerlich von den Leidenschaften jener Zeit mitgerissen. Die Baltendeutschen waren bestenfalls unsicher, wie sie sich verhalten sollten. Im anschließenden Bürgerkrieg wurde Estland zum Schauplatz mehrerer multilateraler Konflikte. Es bildete die Ausgangsbasis für eine der »weißen« Armeen, die das bolschewistische Petrograd angriff. Zur selben Zeit erlebte es selbst einen unüberschaubaren Bürgerkrieg, in dem Sympathisanten der Bolschewiken, estnische Patrioten und die deutsche Armee um die Vorherrschaft rangen.

Aus estnischer Sicht waren die Gewährung der Autonomie im März 1917, im Anschluss an eine Massendemonstration in Petrograd, und der Friedensvertrag mit Sowjetrussland im Februar 1920 die wichtigsten Ereignisse. Kerenski, der Kopf der Provisorischen Regierung, war in der Beziehung liberal und befürwortete die Selbstverwaltung der nichtrussischen Provinzen, weil er nach Möglichkeit deren Unterstützung für die Fortsetzung der Kriegsbemühungen erhalten wollte. Deshalb wurde am 30. März 1917 ein Dekret verkündet, das alle von Esten bewohnten Gebiete zu einer Verwaltungseinheit zusammenfasste und die Gründung einer administrativen Exekutive und eines Parlaments, des *Maapäev*, gestattete.[31]

Im Sommer 1917 jedoch entglitt der Provisorischen Regierung in Petrograd immer mehr die Kontrolle. Die Bolschewiken untergruben die Stabilität im Land, und die Deutschen rückten an der Ostseeküste vor. An diesem kritischen Punkt schlug ein estnischer Radikaler, Jaan Tönisson, die Gründung einer nordischen Union vor, der alle baltischen Staaten, Finnland und sogar die skandinavischen Länder angehören sollten. Das Ziel, das damals noch außer Reichweite schien, war ein unabhängiges Staatswesen. »Wir können nicht untätig zusehen, während unser Schicksal der Gnade anderer ausgeliefert ist«, erklärte er. »Es heißt: Jetzt oder nie!«[32]

Als der bolschewistische Staatsstreich im November 1917 kam, existierte folglich bereits eine estnische Unabhängigkeitsbewegung; am folgenden 24. Februar, dem künftigen Staatsfeiertag des Landes, wurde in Tallinn eine Unabhängigkeitserklärung verkündet.[33] Die Aussichten auf allgemeine Akzeptanz waren allerdings gering: Die einheimischen Kommunisten lehnten sie ab, weil sie unter anderem auf der Insel Naissaar vor Tallinn eine sowjetische

Zwergrepublik gegründet hatten. Das Ganze wurde schon bald von der Ausdehnung des deutschen Besatzungsgebiets, des sogenannten Ober-Ost, nach Norden zunichte gemacht. Die Deutschen wurden nicht gerade mit Begeisterung empfangen, aber ihre Anwesenheit verhinderte zumindest eine mögliche Übernahme durch die Bolschewiken. Das estnische »Rettungskomitee«, das die Erklärung abgegeben hatte, musste in den Untergrund gehen, und die Gesandten nach Finnland wurden von den Deutschen gefasst und erschossen. Die Anerkennung durch die westlichen Alliierten erfolgte erst im Mai. In dieser Phase war die Haltung der Bolschewiken gegenüber abtrünnigen Republiken jedoch noch ambivalent: In manchen Regionen, insbesondere in der Ukraine und im Kaukasus, gingen sie gewaltsam gegen Separatisten vor, aber im Baltikum sahen sie von direkten Verunglimpfungen der Nationalbewegungen ab. Am Waffenstillstandstag, dem 11. November 1918, als die Deutschen die Waffen niederlegten, tauchte das nationale Komitee wiederum in Tallinn auf und bestätigte erneut seine früheren Proklamationen.[34]

Aus estnischer Sicht begann an diesem Punkt der Freiheitskrieg. Lenin erkannte die Unabhängigkeit Estlands nicht an; Rote Garden überrannten viele Bezirke und besetzten für kurze Zeit Tallinn. Der »Rote Terror« wurde zur Unterstützung der sozialen Revolution und der russischen Herrschaft ausgelöst. Es kam zu unzähligen Gräueltaten, und eine Zeit lang sah es so aus, als würden die »Roten« die Oberhand erringen. Doch die estnischen Verteidigungsstellungen hielten stand. Eine kleine estnische Armee unter General Johan Laidoner kappte mit Hilfe von Panzerzügen die Nachschublinien der Bolschewiken. Die britische Royal Navy setzte Vorräte an Land, und finnische Freiwillige überquerten den Finnischen Meerbusen. Doch die Lage war noch längst nicht geklärt, als ein neuer Gegner in Gestalt deutschbaltischer Freiwilliger auftauchte, der »Baltischen Landeswehr«, die von Lettland aus heranrückte. Die dreiseitigen Feindseiligkeiten hielten bis Ende 1919 an.[35]

Um diese Zeit gewann Trotzkis Rote Armee im Russischen Bürgerkrieg Oberwasser, und jeden Tag wurde ein großangelegter Angriff auf Estland erwartet. Aber Lenins engerer Kreis hatte andere Pläne. Dort hatte man immer argumentiert, dass eine proletarische Revolution in Russland zwangsläufig mit einer umfassenden Revolution in den großen kapitalistischen Ländern verknüpft werden müsse.

Nachdem man Russland unter Kontrolle gebracht und sich auf eine strategische Offensive durch Polen nach Deutschland eingestimmt hatte, verzichtete man deshalb auf sekundäre Operationen wie die Eroberung Estlands. Der Angriff auf Narva mit 160.000 Mann hatte keinen Erfolg gehabt. Es war an der Zeit, Frieden zu schließen, und deshalb wurde ein Waffenstillstand vereinbart, bevor sich sowjetrussische und estnische Unterhändler in Dorpat (heute: Tartu) trafen.

Der Vertrag von Dorpat zwischen Estland und Sowjetrussland wurde am 2. Februar 1920 unterzeichnet:

> Russland erkannte Estlands Unabhängigkeit an und verzichtete »aus freiem Willen und für immer auf alle souveränen Rechte, die Russland jemals über das estnische Volk und Land gehabt hatte«. Sowjetrussland zahlte Estland 15 Millionen Goldrubel aus den zaristischen Goldreserven. Nach dem Friedensvertrag willigte Estland ein, die weiße russische Armee auf ihrem Territorium zu entwaffnen, wofür [die] Weißen [dem Land] später bittere Vorwürfe machten. Größere Länder waren ebenfalls nicht gerade begeistert … Laut den westlichen Ländern hätte Estland bis zum Sturz des Kommunismus und der Wiederherstellung der weißen Regierung gegen Russland kämpfen müssen, anschließend wäre es friedlich mit Russland wiedervereint worden. Es ist verständlich, dass Estland kein Interesse an dieser Zukunft hatte …[36]

Die Diskrepanz zwischen den Interessen kleiner Nationen und den Vorstellungen der Westeuropäer, die auf Kosten aller anderen, nur nicht ihrer eigenen Interessen Stabilität erreichen wollten, war nicht zu übersehen.

Somit wurde die Unabhängigkeit Estlands fast ausschließlich durch estnische Anstrengungen verwirklicht und hatte wenig mit den Westmächten oder ihrer Friedensregelung in Versailles zu tun. Auch kam sie lange vor der Gründung der Sowjetunion und der Stabilisierung der sowjetischen Angelegenheiten durch Josef Stalin zustande. »Heute hat Estland erstmals selbst seine Zukunft in der Hand«, erklärte damals der Hauptunterhändler in Tartu Jaan Poska. Er fügte aber hinzu: »Die Gefahr ist noch nicht vorüber.«[37]

Unter Stalins Regie wurde die UdSSR in weniger als zwei Jahrzehnten von einem rückständigen, weitgehend bäuerlichen Land zu einer modernen Macht mit beachtlichem industriellem und militärischem Potenzial umgestaltet. Stalin wurde zum Teil von der kommunistischen Ideologie und zum Teil von der Erinnerung an die demütigende Niederlage im Ersten Weltkrieg getrieben. Als er 1929 sein beschleunigtes Programm der Fünfjahrespläne startete und die Landwirtschaft kollektivierte, erklärte er: »Wir sind hinter

den fortgeschrittenen Ländern um 50 bis 100 Jahre zurückgeblieben. Wir müssen diese Distanz in zehn Jahren durchlaufen. Entweder bringen wir das zuwege, oder wir werden zermalmt.«E



Diese sozioökonomische Transformation wurde allerdings durch furchtbarste Grausamkeit, durch Gewalt, Terror und Massenmord ins Werk gesetzt. Die UdSSR baute das erste großangelegte System aus Konzentrationslagern auf: die staatliche Lagerverwaltung, gemeinhin abgekürzt als der Gulag.38 Millionen starben während der Zwangskollektivierung und der künstlich erzeugten Hungersnot in der Ukraine.39 Die Kommunistische Partei selbst musste gewaltsame Säuberungen und schmähliche

Schauprozesse über sich ergehen lassen, und im »Großen Terror« von 1937–1939 wurden normale Männer und Frauen in Scharen willkürlich einfach erschossen, um das ultimative Klima einer totalitären Herrschaft zu erzeugen, in der sich niemand sicher fühlen konnte. Die sowjetische Wirtschaft, die viele ausländische Beobachter für ein faszinierendes Experiment hielten, wurde in Gang gebracht, indem alle normalen menschlichen Anreize und spontanen Initiativen unterdrückt wurden: »Stalin baute diese gigantische Wirtschaft auf den Knochen der Kulaken und Gefangenen auf … Sie war nicht dafür gedacht, den Informationsfluss zu erzeugen, der für eine Selbstregulierung erforderlich wäre, sondern dafür, Befehle des Regimes zu befolgen. Es handelte sich um eine Wirtschaft, die für eine totale Kontrolle geplant war. Aber Kontrolle ohne Terror kann nie total sein.«[40] Die vom Aufstieg des Faschismus abgelenkten Westeuropäer brauchten bekanntlich lange, bis sie das wahre Wesen der UdSSR erkannten. Jeder, der in den Nachbarstaaten der UdSSR lebte, war vermutlich besser informiert.[41]

Während der Zwischenkriegszeit machte die Estnische Republik rasche Fortschritte beim Aufbau eines modernen Staates. Das bolschewistische Modell war nicht attraktiv. Am 15. Juni 1920 wurde eine demokratische, republikanische Verfassung verabschiedet. Alle nationalen Institutionen (Staatsdienst, Bildung, Justiz, Sozialwesen und Streitkräfte) mussten von null aufgebaut, die estnische Sprache angepasst werden. Dies brachte verständlicherweise erhebliche Schwierigkeiten mit sich, nicht zuletzt weil die Esten entweder Russisch oder Deutsch als Amtssprache gewohnt waren.

Nach dem Beitritt zum Völkerbund als Gründungsmitglied im Jahr 1920 wurde Estland allgemein anerkannt. Das Land beteiligte sich am internationalen Handel, an verschiedenen paneuropäischen Kulturprojekten und an unzähligen internationalen Gremien vom Roten Kreuz bis hin zur Internationalen Postunion. Bei der Außenpolitik tendierte die estnische Regierung naturgemäß zu den westlichen Demokratien, die sich für die Sache der nationalen Selbstbestimmung stark gemacht hatten. Wie in dem parallelen Fall Finnlands waren Diplomatie und Zurückhaltung nötig, um nicht den Zorn des riesigen Nachbarn zu erregen.

Aber es gab Grenzen des Machbaren. Die kommunistische Agitation hielt trotz des Vertrags von Dorpat an, und im Jahr

1924 überstand Estland einen kühnen Versuch, die Regierung zu stürzen:

Mit Unterstützung der Komintern erhielten die Anführer des Putsches Ausbildung und Ausrüstung in der Sowjetunion, von wo aus sie danach heimlich nach Estland eingeschleust wurden. Die sowjetische Botschaft in Estland beteiligte sich aktiv an den Vorbereitungen. An den estnischen Grenzen wurden Streitkräfte massiert, und die Ostseeflotte der sowjetischen Marine lief aus. Sowjetische Journalisten starteten eine heftige Propagandakampagne gegen Estland. Am 1. Dezember 1924 griffen mehrere Hundert Rebellen wichtige strategische Punkte und militärische Einheiten in Tallinn an. Ihr Ziel war es, zumindest für einige Stunden in der Hauptstadt die Macht zu übernehmen und anschließend an die »freundschaftliche« Rote Armee eine Bitte um Beistand zu schicken …
Doch die Ereignisse entwickelten sich nicht wie geplant. An der Militärakademie Tondi, im Kriegsministerium und an vielen anderen Orten wurde der Angriff abgewehrt. Versuche, Arbeiter zur Unterstützung des Aufstands zu bewegen, scheiterten ebenfalls. Kampfgruppen, die zum Teil spontan gebildet wurden, fingen an, Orte zurückzuerobern, die von den kommunistischen Angreifern gehalten wurden. Auf diese Weise eroberte die von General Põdder aufgestellte Einheit das zentrale Telegrafenamt zurück, bevor eine Siegesmeldung an die Rote Flotte abgesetzt werden konnte, die für den Angriff bereitstand. Innerhalb von sechs Stunden war der Putschversuch niedergeschlagen worden … Einige Gefangene wurden hingerichtet. Mehr als 20 Menschen starben auf Seite der Republik, darunter auch Zivilisten.[42]

Die Absichten Moskaus waren entlarvt worden, und die Spannungen ließen erst nach, als die Sowjetunion im Jahr 1935 in den Völkerbund eintrat. Danach ging Moskau zu dem nicht so abweisenden Konzept einer internationalen »Volksfront« über und machte großes Aufheben um eine Kooperation mit ausländischen Partnern gegen den Faschismus. Allem Anschein wurde der Boden für ein Programm der kollektiven Sicherheit vorbereitet, dem Estland beitreten konnte.

Allerdings geriet der Versuch, Estland zu einer Demokratie nach westlichem Vorbild zu gestalten, ebenfalls ins Stocken. In den 1920er-Jahren funktionierte ein Mehrparteiensystem, doch die größte einzelne, politische Gruppierung, die estnische Bauernpartei, wurde unweigerlich zum Fürsprecher von Partikularinteressen. Die Schicht der Wohlhabenden und des Landadels, in erster Linie Deutsche, die unter dem Zaren das Sagen gehabt hatten, fühlte sich bedroht; und eine kleine probolschewistische Minderheit ließ keine Gelegenheit aus, den »bourgeoisen« Staat zu verunglimpfen. Die Finanzkrise (1929/30) verursachte den Zusammenbruch der größten Bank des Landes, gefolgt von einer hohen Arbeitslosigkeit. In der politischen Sphäre gewann die populistische Vapsid-Bewegung (die als eine Vereinigung von Kriegsveteranen begann) an Rückhalt. Sie

forderte eine autoritäre Regierung. Im Jahr 1933 musste die Währung *kroon* (Krone) abgewertet werden, und in den folgenden Unruhen rief Jaan Tõnisson, inzwischen Staatschef, den Ausnahmezustand aus. Sein Verzweiflungsakt machte den Weg frei für weitere Unruhen, ein nationales Referendum, eine neue Verfassung und die Entwicklung eines autoritären Regimes, das von der Bauernpartei unter Konstantin Päts dominiert wurde:

Als die neue Verfassung in Kraft trat, war der erste Schritt die Wahl eines Präsidenten. Vier Kandidaten [traten an]: August Rei, Päts, [General] Laidoner und der Vapsid-Führer A. Larka. In Wirklichkeit hatten nur die beiden letzten eine echte Chance … Päts, der die Pflichten des Staatschefs wahrnahm, beschloss, die Wahlergebnisse nicht abzuwarten. Er schloss mit Laidoner ein Abkommen, und am 12. März 1934 führten sie einen Staatsstreich aus … der Laidoner außergewöhnliche Vollmachten zur Garantie der Staatssicherheit verlieh. Die Organisationen der Vapsid wurden geschlossen, und ihre Anführer verhaftet. Die Wahlen wurden verschoben …
Anfangs wurde der Staatsstreich von vielen Esten begrüßt, aber es zeigte sich schon bald, dass Päts … die Absicht hatte, Estland auf der Basis der autoritären Verfassung der Vapsid-Bewegung zu regieren … Am 2. Oktober 1934 löste Päts das Parlament auf, das eine Wiederherstellung der Demokratie gefordert hatte und berief es nicht wieder ein. Das »schweigende Zeitalter«, wie diese Phase gemeinhin genannt wurde, begann, in dem die Regierung viele Bürgerrechte einschränkte … Am 5. März 1935 wurde die Tätigkeit der politischen Parteien ausgesetzt, die einzige verbliebene Partei war der Vaterländische Verband *(Isamaaliit)* … Indem die Opposition zum Schweigen gebracht wurde, hatte die Regierung freie Bahn, Reformen im Sinne einer Zentralisierung durchzuführen … [43]

Die estnische Diktatur von 1935–1940 war zweifellos von dem demokratischen Weg abgekommen, aber sie gehörte nicht in die gleiche Kategorie wie die totalitären Staaten. Eine der letzten Handlungen in Friedenszeiten von Präsident Päts war eine Amnestie für alle politischen Gefangenen.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg der größte kriegführende Staat in Europa war und dass sie den Krieg als Hauptsiegermacht beendete.[44] In der ersten Phase des Krieges, unter dem deutschsowjetischen Nichtangriffspakt, war die UdSSR der Partner des Dritten Reiches und verhielt sich auch entsprechend. Die Rote Armee beteiligte sich an der Auflösung Polens,[45] marschierte im Winterkrieg von 1939/40 in Finnland ein[46] und annektierte gewaltsam die baltischen Staaten, Moldawien und die Bukowina. Im Frühjahr und Sommer 1940 überrannten die Deutschen in einem unglaublichen Blitzkrieg Belgien und Nordfrankreich, aber während des gesamten Krieges hatte Estland wenig Nutzen von Operationen an der Westfront und interessierte sich

kaum dafür.

In der zweiten Phase, die im Juni 1941 mit dem »Unternehmen Barbarossa« begann, erlitt die Sowjetunion einen massiven Angriff ihres einstigen deutschen Bündnispartners. Nur wenige Experten räumten der Roten Armee eine Überlebenschance ein. Doch sie kämpfte trotz aller Widrigkeiten weiter, manövrierte in den riesigen Räumen der Ostfront, evakuierte Industriebetriebe und opferte eine enorme Anzahl an Menschenleben. Die deutschen Eindringlinge wurden vor Moskau zurückgeworfen,[47] an dem belagerten Leningrad im Vormarsch gestoppt[48] und bei Stalingrad vernichtend geschlagen.[49]

In der dritten und entscheidenden Phase, die mit der Zerstörung des größten deutschen Panzerverbandes bei Kursk im Juli 1943 begann, drängte die Rote Armee die Wehrmacht unermüdlich zurück.[50] Über das Leih- und Pacht-Abkommen (lend-lease-act, A. d. R.) strömten ununterbrochen amerikanische Hilfslieferungen ins Land, und ein Jahr später wurde die sowjetische Vorkriegsgrenze erreicht. Die Sowjets rückten im Vergleich zu den westlichen Alliierten weit schneller vor, sodass ganz Osteuropa überrannt wurde, bis die Rote Armee ohne westliche Hilfe Berlin eroberte.[51] Im Mai 1945 war Stalins Sieg vollkommen. In Jalta und Potsdam war er imstande, knallhart mit den Amerikanern zu verhandeln, die zu der Zeit noch gegen die Japaner kämpften. Trotz beispielloser Verluste an Menschenleben, die womöglich bei 27 Millionen lagen, ging die UdSSR als eine der beiden weltweiten Supermächte aus dem Krieg hervor.[52]

Während des Zweiten Weltkriegs fand sich Estland in einem Streifen Europas wieder, der nacheinander sowohl von stalinistischen Sowjets als auch von nationalsozialistischen Deutschen besetzt worden war. Das daraus entstehende Leid wurde noch durch den Umstand verstärkt, dass das Land drei volle Jahre lang in der Nähe der deutsch-sowjetischen Front lag.

Im Jahr 1939 wurde Estland im geheimen Zusatzprotokoll zum Hitler-Stalin-Pakt der sowjetischen Einflusssphäre zugeschlagen, in der Stalin nach Belieben schalten und walten konnte. Die Esten sahen hilflos mit an, wie die Rote Armee ihren finnischen Nachbarn überfiel und im Juni 1940 in die drei baltischen Staaten einmarschierte. Nach sowjetischer Lesart wurde die Aktion als »Befreiung«

bezeichnet, obwohl sie mit weitgreifenden Repressionen, Deportationen und Massakern verbunden war. Wie mit den Nationalsozialisten abgesprochen, wurde die deutsche Gemeinde Estlands in den deutsch besetzten Teil Polens vertrieben. Diese erste Besetzung Estlands im Jahr 1940/41 sollte nur ein Jahr lang Bestand haben, aber sie wurde auf eine Weise organisiert, die nach sorgfältiger Planung roch. Ein scharfer diplomatischer Notenwechsel ging ihr voraus, und die Vertreibung der estnischen Deutschen hat die ganze Sache erleichtert. Vollzogen wurde sie schließlich durch Erpressung und Drohungen und rein technisch gesehen durch einen Staatsrat, der brav für die Eingliederung in die UdSSR plädierte.

Die schamlose Arroganz des sowjetischen Auftretens kann man jedoch nur ermessen, wenn man sie sich einmal detailliert vor Augen führt: Stalins Manipulation seiner Gegner ist ohnegleichen. Als Eröffnung ließ er Estlands Grenzen von Divisionen der Roten Armee umstellen und forderte, im Namen der eigenen Sicherheit, sowjetische Militärstützpunkte auf estnischem Territorium einzurichten. Als Nächstes zeigte sich – nachdem die Rote Armee eingerückt war –, dass die Truppen in Begleitung von Tausenden von Zwangsarbeitern gekommen waren, die das Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (russisch abgekürzt: NKWD) zum Bau der Stützpunkte herangeschafft hatte. Die Operation wurde von dem berüchtigten Andrej Schdanow persönlich beaufsichtigt, damals Mitglied sowohl des Politbüros als auch des Obersten Sowjets. In der dritten Phase gelang Schdanow ein meisterhafter Schachzug: Die Männer aus den sowjetischen Arbeiterbataillonen wurden unter Bewachung ins Zentrum von Tallinn gebracht, wo sie eine »Demonstration« gegen die estnische Regierung anführen und zur Beendigung der »bürgerlichen Macht« aufrufen sollten. Entsprechende revolutionäre Transparente wurden für die ausländische Presse verteilt. Die Ordnung wurde von einer selbst ernannten Organisation der »Volksselbstverteidigung« gewahrt; die estnische Polizei wurde ermahnt, sich herauszuhalten. Die Trikolore des Landes wurde vom Fahnenmast auf dem Domberg eingeholt und durch »Hammer und Sichel« ersetzt. Die Parlamentsgebäude und der Präsidentenpalast in Kadriorg wurden gemeinsam mit den Behörden für Presse und Rundfunk übernommen. Zwei Tage später, am 21. Juni, wies Schdanow Präsident Päts an, wen er zum Regierungschef

ernennen und wen er entlassen solle. Es folgte ein Monat der Säuberungen. Alle estnischen Institutionen, auch der Staatsdienst und die politischen Parteien, wurden von unerwünschten Personen entledigt. Bei der allgemeinen Wahl vom 14./15. Juli beanspruchte die »Union des werktätigen Volkes« einen Wahlsieg mit 92,9 Prozent der Stimmen für sich. Der Weg war frei für die Ausrufung der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik unter den Porträts von Lenin und Stalin und den Kanonenrohren der sowjetischen Panzer.[53]

Die Reaktionen der Esten wurden von einem britischen Diplomaten aus Moskau dokumentiert. »Die Haltung der estnischen Bevölkerung ist im Moment«, bemerkte er, »eine Mischung aus Apathie angesichts ihres Schicksals, verzweifelter Hoffnung auf eine ultimative Befreiung durch Großbritannien oder Deutschland, Angst vor der OGPU [Geheimpolizei], Verachtung gegenüber ihren Eroberern und einem bitteren Bedauern, dass sie nicht wie die Finnen den Versuch unternommen hatten, ihre Freiheit zu erhalten.«[54]

Sobald die Annexion abgeschlossen war, wurden alle bestehenden staatlichen Einrichtungen aufgelöst: Die Polizei wurde reorganisiert, und die estnische Armee aufgelöst. Alle Berufsverbände wurden verboten, die Presse zensiert und unabhängige Journalisten entlassen. Auch in der Wirtschaft, Bildung und Justiz schritt die Sowjetisierung rasch voran, begleitet von gewaltsamen Repressionen. Verhaftungen und Verhöre waren gang und gäbe. Manche Fälle kamen vor ein Gericht; die meisten nicht. Hinrichtungen wurden in den Gefängnissen des NKWD und in den Wäldern vollstreckt. Massendeportationen begannen, insbesondere von Menschen aus Berufen, die imstande wären, die Opposition zu vereinen. Auf die Einberufung estnischer Männer in die Rote Armee folgte die Evakuierung von Fabriken und Fabrikarbeitern in das »Hinterland« weit in Russland.

Binnen weniger Wochen wurde ein ausgewachsenes sowjetisches Regierungssystem aufgebaut und in Gang gebracht. Die Estnische Sozialistische Sowjetrepublik wurde offiziell am 6. August 1940 ins Leben gerufen, doch die ganze Macht lag bei der zentralisierten Kommunistischen Partei der Sowjetunion und ihren Helfershelfern vor Ort. Ein estnischer Oberster Sowjet übernahm den Platz des *Maapäev*, und ein handverlesener Rat der Volkskommissare unter Johannes Lauristin leitete die Exekutive. Alle einheimischen Regierungsorgane wurden sowjetisiert. Es gab jedoch auch

einen Widerstand: Obwohl der Winterkrieg gegen Finnland beendet war, bevor die Besetzung Estlands begann, hegten die Finnen starke Sympathien für Estland. Mit heimlicher finnischer Unterstützung führten Banden von »Waldbrüdern« im Sommer einen Partisanenkrieg gegen die Besatzer.[55]

Im Juni 1941, nachdem Hitler auf so spektakuläre Weise den Nichtangriffspakt aufgehoben hatte, marschierte die deutsche Wehrmacht ein und machte Estland zur Ausgangsbasis für die lange Belagerung Leningrads. Menschen, die der Kollaboration mit dem Sowjetregime verdächtigt wurden, trieb man zusammen. Jene Esten, welche die deutsche Besatzung begrüßten, waren jedoch in erster Linie darüber erleichtert, dass Stalins Schergen abgezogen waren. Wie in anderen besetzten Ländern auch gründete die Waffen-SS eine Estnische Legion für Rekruten, die sich freiwillig zum Dienst an der Ostfront meldeten.

In welcher Zwickmühle Estland und andere osteuropäische Länder unter der deutschen Besatzung steckten, wird von Westeuropäern, denen man eingeredet hatte, dass lediglich *eine* »böse Kraft« bekämpft werden musste, selten erfasst. In Wirklichkeit setzten die Deutschen ihre Macht ohne Skrupel ein, und Widerstand war so gut wie unmöglich. Außerdem gab es vernünftige patriotische Gründe, sich dem »Kampf gegen den Bolschewismus« anzuschließen, insbesondere nachdem ein gewisses Maß an Selbstverwaltung gestattet wurde, was nach dem vorherigen Terror zunächst auf Begeisterung stieß. In der zweiten Hälfte des Jahres 1941 kam es folglich zu einem freudigen Zwischenspiel, als die Zeugnisse der sowjetischen Unterdrückung abgerissen wurden. Bei einer Reihe von Ermittlungen wurden die Schauplätze sowjetischer Massaker und Hinrichtungen aufgedeckt. Deutschland brauchte Estland, genau wie Finnland, für seinen Krieg gegen die UdSSR. Unter den Esten keimte die Hoffnung, dass man einen erträglichen Modus vivendi finden werde.

Nichtsdestotrotz trat schon bald der wahre Charakter des NS-Regimes zutage. Die Gestapo und der Sicherheitsdienst (SD) erwiesen sich als ebenbürtige Nachfolger des NKWD. In Tartu wurde ein Konzentrationslager eingerichtet, und es kam zu einer neuen Welle von Verhaftungen und Hinrichtungen. Die Vernichtung der kleinen Gemeinde von etwa 1000 estnischen Juden wurde im Januar 1942 vollzogen, gefolgt von der Schaffung von Vernichtungszentren für ins Land gebrachte tschechische und deutsche Juden.

Sowjetische Kriegsgefangene wurden in noch größerer Zahl umgebracht.[56]

In den drei Jahren, als die deutsch-sowjetische Front in der Nähe der estnischen Nordostgrenze verlief, kämpften estnische Soldaten sowohl in deutschen als auch in sowjetischen Einheiten. Vor der deutschen Invasion hatte die Rote Armee estnische Offiziere ausgebildet und estnische Regimenter aufgestellt, die einen estnischen Ableger der politisch-militärischen Abteilung bildeten. Zwei sowjetische Divisionen, die 180. und die 182., bestanden zum großen Teil aus Esten, sowie das 8. und 22. Estnische Schützenkorps. Als die Wehrmacht vorrückte, wurden sie zurückbeordert. Einige hohe estnische Offiziere wie Generalmajor Jaan Kruus traten in den sowjetischen Dienst ein, allerdings wurden sie allesamt, sofern sie nicht im Kampf fielen, später vom NKWD ermordet, auch Kruus. General Laidoner, der Oberbefehlshaber vor dem Krieg, blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1953 im Gulag.[57]

Auf deutscher Seite wurden estnische Rekruten in die Heimwehr *Omakaitse* (wörtlich: »Selbstschutz«), in estnische Sicherheitsgruppen innerhalb der Wehrmacht, in Abwehrbataillone, in Grenztruppen und in die estnische SS-Legion aufgenommen. Keine dieser Formationen war ihrem Wesen nach zwangsläufig böse, und zumindest in der Theorie fanden sie allesamt für rein militärische Aufgaben Verwendung. Im Februar 1944 wurde für alle Männer im geeigneten Alter die Wehrpflicht eingeführt.

Wie bei allen SS-Legionen in anderen besetzten Ländern waren die estnischen Legionäre hauptsächlich Freiwillige. Nach der Ausbildung wurden sie entweder in die 20. Grenadierdivision der Waffen-SS oder in eines der SS-Ostland Reservebataillone verlegt, wo ihre vorgesetzten Offiziere Deutsche waren. An mehreren Abschnitten der Ostfront kamen sie zum Einsatz und erlitten schwere Verluste. Ihre härteste Mission im Februar 1943 war im Sektor der Narva. Die Überlebenden wurden zur neuerlichen Ausbildung in Deutschland abgezogen und kamen anschließend in Schlesien zum Einsatz. Ihr Kommandeur SS-Standartenführer Franz Augsberger fiel dort im Gefecht.[58]

Im Sommer 1944 schlug das Pendel des Kriegsglücks erneut um. Die Belagerung von Leningrad wurde aufgehoben, die Rote Armee kehrte zurück, und die deutsche Heeresgruppe Nord zog in dem »Unternehmen Aster« erfolgreich ihre Truppen nach Lettland ab. Die estnische

Bevölkerung wurde ihrem Schicksal überlassen. Das NKWD machte sich einmal mehr voller Rachsucht ans Werk, und wiederum landete eine große Zahl Esten im Gulag oder in Massengräbern. Die zweite sowjetische »Befreiung« machte es unmöglich, das Thema der estnischen Unabhängigkeit überhaupt nur anzusprechen. Dieses Mal gaben die Sowjets ganz klar zu verstehen, dass sie die Absicht hatten, für immer im Land zu bleiben.

Nichtsdestotrotz versuchte eine kleine Gruppe estnischer Politiker in dem kurzen Intervall zwischen dem Abzug der Deutschen und der Rückkehr der Sowjets, in Tallinn eine unabhängige Regierung aufzustellen. Jüri Uluots (1890–1945), der zugleich der letzte Regierungschef vor dem Krieg und Vorsitzender eines von den Deutschen gedeckten Nationalkomitees war, erklärte Estland für neutral. Am 18. September 1944 ernannte er in seiner Funktion als der einzige gesetzliche Repräsentant der noch freien Vorkriegsrepublik, eine Regierung unter Führung des Anwalts Otto Tief. Die blau-schwarz-weiße Fahne wehte zwei Tage lang auf dem Pikk Hermann, dem Turm der Burg. Ein Trupp deutscher Marineinfanteristen, die von der Evakuierungsmission befreit wurden, um die »Meuterei« niederzuschlagen, wurde abgewehrt. Aber am 22. September rückten sowjetische Panzer ein, und die Fahne wurde eingeholt. Die Regierung floh nach Pogari, von wo aus sie nach Finnland übersetzen wollten. Vereinzelte Widerstandsgruppen konnten für kurze Zeit noch den Vormarsch der Roten Armee bremsen. Tief und die meisten seiner Minister wurden jedoch verhaftet und ins Lager geschickt. Uluots erreichte mit einer kleinen Gruppe Stockholm, wo eine estnische Exilregierung gebildet wurde. Ihr prinzipientreues Vorgehen war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, hatte aber, genau wie der Warschauer Aufstand, eine enorme symbolische Bedeutung.[59]

Mit der Wiedereinsetzung der sowjetischen Herrschaft 1944/45 ging eine Neuauflage der Schrecken und Qualen von 1940/41 einher. Eine in Moskau handverlesene kommunistische Regierung folgte der Roten Armee auf dem Fuß. Ihr prominentestes Mitglied, Johannes Vares Barbarus (gest. 1946), ein Arzt und Dichter, hatte unter ähnlichen Umständen schon 1940 für kurze Zeit gedient. Die estnische kommunistische Partei wurde wiederbelebt, mit dem Ziel, an den Landsleuten Rache zu üben. Das estnische Gebiet östlich der Narva und ein großer Teil des östlichen Petseri-Bezirks

wurden willkürlich von der Russischen Föderativen Sowjetrepublik, der größten Sowjetrepublik, annektiert.

Am 2./3. Juli 1945 veranstaltete ein Militärgericht des Obersten Sowjets einen Schauprozess gegen die Minister der letzten estnischen Regierung. Uluots wurde in Abwesenheit verurteilt (er starb aber – ungewöhnlich – eines natürlichen Todes). Sein Verteidigungsminister Jaan Maide wurde erschossen. Andere wanderten ins Gefängnis. Einmal mehr wütete der Große Terror. Von 1944 bis 1953 wurden ungefähr 30.000 Esten in Gefangenenlager geschickt. Weitere Zehntausende wurden verhaftet, verhört, gefoltert, misshandelt, hingerichtet oder »verschwanden« einfach. Die größte Massendeportation, die 76.000 Personen aus allen drei baltischen Staaten traf, fand im März 1949 statt. Ihr Bestimmungsort war Ostsibirien. Die neuerliche Deportation von Kindern, die man schon 1941 nach Sibirien gebracht hatte und denen auf unerfindlichen Wegen die Heimkehr geglückt war, war besonders sadistisch. Sowjetische Bürger, die aus Deutschland repatriiert wurden und aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrten, konnten keine Gnade erwarten. Noch jahrelang wurde ein schwacher bewaffneter Widerstand fortgeführt.[60]

Eine kleine Episode am Rande sorgt vielleicht für ein gequältes Lächeln. Ein Minister Otto Tiefs, Arnold Susi, der 1944 in die Fänge des NKWD geriet, schloss im Gulag mit Alexander Solschenizyn Freundschaft. Beide Männer wurden wieder entlassen; auf Susis Landsitz in Estland versteckte sich Solschenizyn später und schrieb dort heimlich seinen *Archipel Gulag*, das Werk, das so sehr dazu beitrug, das Vertrauen in das sowjetische Gesellschaftssystem zu erschüttern.[61] Der Vorkriegspräsident Konstantin Päts hatte, genau wie General Laidoner, weniger Glück. Er verbrachte 16 Jahre in einem sowjetischen Lager, bevor er dort im Jahr 1956 starb. Die estnische Exilregierung, die in Stockholm Zuflucht gefunden hatte, hielt von 1940 bis 1992 das Zepter der Rechtmäßigkeit hoch.

Die Westmächte hatten die sowjetische Annektierung Estlands im Jahr 1940 als gesetzwidrig eingestuft, und diese offizielle Stellungnahme wurde auch niemals in einer Erklärung widerrufen. Die 4221. Estonian Guard Company, die von der US-Army im Jahr 1946 aus ausgewählten Kriegsgefangenen aufgestellt wurde, übte während des Nürnberger Militärgerichtshofs in amerikanischen Uniformen ihren Dienst aus.[62] Allerdings wurde nie etwas

unternommen, das Estlands Gefangenschaft ernsthaft infrage gestellt hätte.

Nach dem Krieg bemühte sich die Sowjetunion 40 Jahre lang, auf allen Feldern mit den Vereinigten Staaten zu wetteifern und die viel gerühmte Überlegenheit des eigenen Systems zu beweisen. Im Jahr 1952 führte sie eine beispielhafte, jedoch durch und durch falsche und irrelevante Verfassung ein, auch wurde der Name der herrschenden Partei zu »Kommunistische Partei der Sowjetunion«, kurz KPdSU, geändert oder russisch abgekürzt: KPSS. Ungeachtet dieser Schönfärberei blieb sie nicht nur ein »Einparteienstaat«, sondern ein hoch komplizierter Zusammenschluss autonomer Republiken, dem auf jeder Ebene durch die parallelen Strukturen der Parteidiktatur die Hände gebunden waren. Während des ganzen Kalten Krieges konnte sich die Union behaupten. Sie war nicht nur territorial der größte Staat der Welt, sondern verfügte auch über das größte nukleare Waffenarsenal und eine riesige Zahl an Marine-, Luft-, Boden- und Raketenstreitkräften. Nach dem Start des Satelliten Sputnik im Jahr 1957 sah es ganz so aus, als würde die Sowjetunion auch auf dem Feld der Wissenschaft und Technik den Westen überholen. Sie wirkte geradezu unbesiegbar.



Nach Stalins Tod im Jahr 1953 wurden die Verbrechen der frühen Sowjetzeit gelegentlich verurteilt, und unter Nikita Chruschtschows Führung beendete ein begrenztes

»Tauwetter« die schlimmsten Exzesse. Doch der sowjetische Kommunismus der Nachkriegszeit zeichnete sich im Kern durch Unbeweglichkeit aus. Weder gab es eine wirkliche Änderung des Marxismus-Leninismus, noch einen Abschied von der Kommandowirtschaft, weder eine Abschwächung der Zensur, noch echten Handlungsspielraum. In den 1970er-Jahren, unter Leonid Breschnew, wurde unter dem Etikett der »Abschreckung« auf internationaler Ebene ein dauerhafter Pattzustand erreicht.[63] Weder die Vereinigten Staaten noch die UdSSR konnten das Wettrüsten gewinnen. Der einstige Schüler des Kreml, das kommunistische China, wurde im Jahr 1972 durch ein diplomatisches Manöver Amerikas nach dem chinesisch-sowjetischen Zerwürfnis in die internationale Arena gerückt.[64] In den 1980er-Jahren reagierte die sowjetische Führung immer schärfer auf die Provokationen des US-Präsidenten Ronald Reagan, der ganz offen von dem »Reich des Bösen« sprach. Polens Gewerkschaftsbewegung Solidarność wurde ebenso brutal niedergeschlagen, wie die vorherigen Aufstände in Ungarn und der Tschechoslowakei. Der sowjetische Block schien im selben Schraubstock eingeklemmt, der die Sowjetunion seit drei Generationen gefangen hielt.[65]

In der ganzen Nachkriegszeit war die Estnische Sozialistische Sowjetrepublik (ESSR) die kleinste der 15 Unionsrepubliken. Ihr Gebiet entsprach im Großen und Ganzen dem des Vorkriegsstaates, aber die Bevölkerung hatte sich erheblich verändert. Die Juden (vernichtet) und Deutschen (vertrieben oder umgebracht) waren verschwunden, und ihre Abwesenheit wurde durch einen massiven Zustrom russischer Siedler mehr als ausgeglichen. Estland wurde nach dem üblichen dualen System aus Partei und Staat regiert, das allen Sowjetrepubliken oktroyiert worden war. Staatliche Institutionen wurden weitgehend von Einheimischen geleitet, insbesondere von Bürgern estnischer Nationalität, die aus anderen Gegenden der UdSSR stammten. Der estnische Ableger der kommunistischen Partei befand sich ebenfalls weitgehend in estnischen Händen, war aber unmittelbar Moskau unterstellt, das den Parteigenossen den Auftrag erteilte, alle staatlichen Organe auf Kurs zu halten. In Wirklichkeit war das Land somit in einer vom Kreml geleiteten kollektiven Diktatur gefangen. Es wurden zwar zu den Sowjets und Parlamenten Wahlen veranstaltet, aber weil alle Kandidaten von Wahlkommissionen unter Führung der Partei ernannt

wurden, hatten die Wähler keine echte Wahl.

Die Geschichte der estnischen kommunistischen Partei, insbesondere in der Spätphase des Stalinismus von 1945 bis 1953, rührt einen fast schon zu Tränen. Ein Vorsitzender, Barbarus, beging kaum mehr als ein Jahr nach der Ernennung Selbstmord. Ein Nachfolger, Nikolai Karotamm, fiel 1950 den Säuberungen zum Opfer, weil man ihm »bürgerlichen Nationalismus« vorwarf. Ein dritter, Johannes Käbin, entpuppte sich als der starke Mann der Partei über 20 Jahre hinweg. Aber persönliche Eigenschaften waren lediglich von sekundärer Bedeutung. Sämtliche Fraktionen in der Partei stritten untereinander um die Gunst Moskaus, und letztlich waren sie alle auf die Präsenz der Roten Armee und des KGB, des sowjetischen Geheimdienstes, angewiesen.

Auf die stalinistischen Repressionen folgte das poststalinistische »Tauwetter« und darauf wiederum die lange Ära der Stagnation unter Breschnew. Während des Tauwetters trugen Käbins enge Verbindungen zu Chruschtschow insofern Früchte, als die Beschlagnahmung von Lebensmitteln verringert und die wirtschaftlichen Bedingungen verbessert wurden. Unter Breschnew wurde die Russifizierung jedoch wiederum verschärft. Auf Käbin folgte der russifizierte Este Karl Vaino, der in Tomsk geboren worden war und seine eigene Muttersprache nicht fließend beherrschte. Die offizielle Linie der Zweisprachigkeit im Land galt nicht für die Russen, was den Samen für spätere Konflikte säte. Die bürokratische Zentralisierung ging so weit, dass »die Rezepte aller Kuchen, die in Estland gebacken wurden, in Moskau geschrieben wurden«.[66]

Die Informationen im Westen über das sowjetische Estland in dieser Phase waren besonders unzureichend. Eine englischsprachige Enzyklopädie Russlands, die im Jahr 1961 in London erschien, war zwar sachlich nicht falsch, aber außerstande, den Wald vor lauter Bäumen zu sehen:

Estland (Estnisch Eesti oder Eestimaa) Unionsrepublik der U.d.S.S.R., grenzt an den Finnischen Meerbusen, Lettland, die Ostsee und den See Tschudskoje [russ. Name für den Peipussee] im Osten; es ist hauptsächlich eine Tiefebene, teilweise bewaldet, mit vielen Seen und Sumpfgebieten und einem milden, fast maritimen Klima; Fläche: 17.800 Quadratmeilen; Bevölkerung (1959) 1.197.000 (56 Prozent Stadtbewohner), überwiegend Esten (73 Prozent), sowie Russen (22 Prozent), vor dem Krieg auch Deutsche. Es gibt den Abbau und die Verarbeitung von Ölschiefer, Elektroindustrie, Textilindustrie, Holzverarbeitung und Lebensmittelindustrie (Schinken und Butter); die Milcherzeugung und Schweinezucht werden weiterhin betrieben, und Getreide, Kartoffeln, Gemüse und Flachs wird angebaut. Wichtigste Städte: Tallinn (Hauptstadt), Tartu, Pärnu, Narva, Kohtla-Järve … In der Phase der estnischen Unabhängigkeit (1919–1940)

ging die Industrie des Landes zurück, da sie vom russischen Absatzmarkt abgeschnitten war, aber die Landwirtschaft erlebte mit dem Export von Butter und Schinken nach Großbritannien und Deutschland eine Blütezeit. Anfangs war das unabhängige Estland eine demokratische Republik, doch im Jahr 1934 wurde unter Präsident Päts eine Diktatur eingeführt ... auch wenn eine Art repräsentativer Nationalversammlung mit begrenzten Vollmachten ins Leben gerufen wurde. Im Jahr 1924 wurde ein kommunistischer Aufstand in Tallinn unterdrückt.[67]

Den Eintrag hätte ebenso gut jemand aus der Propagandaabteilung der sowjetischen Botschaft geschrieben haben können. Er konzentriert sich ganz auf wirtschaftliche Aspekte, meidet kontroverse historische Themen, erwähnt den Zweiten Weltkrieg mit keinem Wort und erweckt den Eindruck, die estnische Republik der Vorkriegszeit (nicht Stalins Sowjetunion) verdiene das Etikett einer Diktatur. Darüber hinaus unterschlägt er den wichtigen Umstand, dass sowohl Großbritannien als auch die Vereinigten Staaten die Eingliederung Estlands in die UdSSR als rechtswidrig ansahen.

Genau genommen müsste jede einzelne Behauptung des Artikels kommentiert werden. Der Zustrom von Russen erfolgte beispielsweise nicht etwa zufällig, sondern war Teil einer systematischen Politik mit dem Ziel, den Einfluss Moskaus zu stärken und das estnische Identitätsgefühl zu schwächen. Die Stadt Narva ist ein gutes Beispiel hierfür. Die im Krieg völlig zerstörte Stadt wurde nach 1945 für Esten für tabu erklärt. Die massive Anwesenheit des sowjetischen Militärs tat ein Übriges. Mehrere estnische Garnisonsstädte wie Paldiski wurden jahrzehntelang für Zivilisten geschlossen.

Auf sozioökonomischem Gebiet stimmt es zwar, dass die sowjetische Planwirtschaft die Industrialisierung und Urbanisierung förderte, aber man kann dieses Thema eigentlich nicht ansprechen, ohne die ausbeuterischen Methoden und ihre unheilvollen Konsequenzen zu erwähnen. Der ungezügelte Abbau der estnischen Ölschiefervorkommen zum Nutzen Leningrads hat beispielsweise die Stadt Kohtla-Järve zugrunde gerichtet, die heutzutage von riesigen Schlackehalden überragt wird. Die Nachbarstadt Ailamae durfte sich über den Segen eines sowjetischen Atomkraftwerks freuen und hat jetzt mit den Folgen eines hoffnungslos verseuchten, künstlichen Sees zu kämpfen, der als Müllhalde für gefährliche Abfälle genutzt wurde. In Tallinn ist der Vorort Lasnamäe, einst als Arbeiterparadies gerühmt, heute quasi ein Freiluftmuseum für die schlechte

Behandlung des Proletariats.

Aus kultureller Sicht förderten die sowjetischen Behörden gewisse Aktivitäten, von denen einige zweifellos nützlich waren. Das staatliche Schulwesen gewährleistete eine fast völlige Abschaffung des Analphabetentums, und Estnisch blieb in den meisten Schulen die Hauptunterrichtssprache. Ungeachtet der offiziellen Förderung der großen russischen Klassiker gelang es in der Literatur auch einigen einheimischen Schriftstellern, ein Lesepublikum zu finden. Der sentimentale und nicht umstrittene Oskar Luts (1887–1953), der Autor von *Kevade* (Der Frühling, 1913), hatte schon im Zarenreich die ersten Romane veröffentlicht und war weiterhin sehr beliebt. Der Schreiber historischer Romane Jaan Kroos (1920–2007) etablierte sich nach der Rückkehr aus dem Gulag als »Staatskünstler der ESSR«; sein Lieblingsmotiv, in dem sich estnische Bauern gegen baltendeutsche Barone wehrten, passte zu den sowjetischen Interessen, konnte aber auch als heimliche Metapher für die aktuelle Szenerie interpretiert werden. Die schönen Künste wurden gefördert, insbesondere Film, Musik, Tanz und Oper, und beeindruckende, staatlich geförderte Schauspielhäuser wurden aufgebaut. Der Bass-Bariton Georg Ots (1920–1975), einer der stimmgewaltigsten Opernsänger der Sowjetunion, verstand es, estnische Lieder und Produktionen in sein Repertoire aufzunehmen.[68]

Aber es fällt schwer, eine Gesamtbilanz zu ziehen. Die Russifizierung wurde in den 1970er-Jahren verstärkt, als der estnische Bevölkerungsanteil schrumpfte; die Religiosität ging zurück; die estnische lutherische Kirche und die russisch-orthodoxe Kirche wurden übel schikaniert; und die allgegenwärtige staatliche Zensur setzte durch, was immer sie für die sowjetische Norm hielt. Folglich konnte das kulturelle Umfeld einen auch regelrecht ersticken, und führende Persönlichkeiten wie der Dirigent Neeme Järvi (geb. 1937) flüchteten ins Ausland. Im Jahr 1980 brachte er seine Frau und Familie nach Schweden und ließ sich dort viele Jahre lang in Göteborg nieder. Wenig später folgte ihm sein Zeitgenosse Arvo Pärt, der moderne, minimalistische Komponist, der Wien als Exil wählte. Die Auswanderung, die illegal war, blieb schöpferischen Menschen, die ihre Karriere ungehindert fortsetzen wollten, häufig die einzige Option.[69]

Estland wäre in der Tat ein geeigneter Ort, um die Konsequenzen der überaus ambivalenten, sowjetischen Kulturpolitik näher zu untersuchen. Sowjetische

Kulturfunktionäre setzten sich zum Ziel, das Unmögliche zu schaffen: die nationale und linguistische Vielfalt fördern und gleichzeitig Menschen in das Bild ihres idealen *Homo sovieticus* gießen, nach dem Motto: »der Form nach national, aber sozialistisch nach dem Inhalt«. Sie meinten damit, dass Esten, Ukrainer, Georgier, Usbeken und alle anderen Nationalitäten zwar ihre eigene Sprache sprechen, aber keine eigenständigen Gedanken äußern durften; und sie versäumten es, das letztliche Ziel beim Namen zu nennen, nämlich eine allgemeine, kommunistisch angehauchte Kultur plus Russifizierung. Das war der Standardansatz in allen Zweigen der kulturellen Aktivität: Man duldete eine oberflächliche Vielfalt, aber nur als Teil einer allgemeinen Konformität.[70] Der Urheber dieser Strategie, Josef Stalin, der kein gebürtiger Russe war, machte kein Hehl aus dem ultimativen Ziel, nämlich »die Verschmelzung [der Kulturen] zu einer (nach Form wie nach Inhalt) gemeinsamen, sozialistischen Kultur, mit gemeinsamer Sprache«.[71] Russisch, die Sprache der Reichshauptstadt, kam als einzige Sprache für die Erhebung zur *lingua franca* infrage. In der Praxis wurde Russisch konsequent in allen estnischen Schulen der ESSR als obligatorische zweite Sprache unterrichtet, auch wenn umgekehrt natürlich nicht ernsthaft der Versuch unternommen wurde, den Russen Estnisch beizubringen, nicht einmal denen, die in Estland lebten.

Wenn man auf die sowjetische Kulturpolitik zurückblickt, die einen so starken Einfluss auf die estnische nationale Identität hatte, gelangen manche Esten womöglich zu dem Schluss, dass sie eine Verbesserung gegenüber den offen russifizierenden Mustern im Zarenreich war. Die Mehrzahl dürfte jedoch ihre Zweifel haben und vermutlich erkennen, welch großes Glück Estland hatte, dass es nur zwei oder drei Generationen lang der sowjetischen Gesellschaftsplanung ausgesetzt war. Ein echter Bilingualismus wurde nicht gefördert, und sämtliche nichtlinguistischen Aspekte der Kultur wurden außenpolitischen Prioritäten untergeordnet. Man braucht sich nur die Kreutzwald Staatsbibliothek der ESSR (heute die Nationalbibliothek) in Tallinn anzuschauen: Sie war in einem riesigen Betonbunker untergebracht, der zu Sowjetzeiten nie vollendet wurde, und hatte nach 1945 als oberstes Ziel, die Sammlung russischer Titel zu erweitern. Während ihrer gesamten Existenz wurden unzählige estnische, präsowjetische oder ausländische Bücher in einer Sonderabteilung verbotener Werke unter Verschluss

gehalten, zu der normale Leser keinen Zugang hatten.[72]

In Anbetracht der Wachsamkeit des KGB konnte keine Oppositionsbewegung hoffen, über einen längeren Zeitraum im sowjetischen Estland zu operieren. Dennoch fand ein endloses Katz-und-Maus-Spiel statt, und immer wieder belebten frische Gruppen und Personen die Dissidentenszene neu. Der bewaffnete Widerstand der »Waldbrüder« etwa hielt sich mit Unterstützung westlicher Geheimdienste bis Mitte der 1950er-Jahre; und eine kleine Zahl »Versprengter« bis in die 1970er-Jahre. Auch gab es gelegentlich zivilen Protest. Im Jahr 1946 sprengte eine Gruppe Schulmädchen in Tallinn ein sowjetisches Kriegsdenkmal in die Luft. Nach 1975 machten das Helsinki-Abkommen, das eine sogenannte »legale Opposition« förderte, und der Baltische Appell von 1979, der die Veröffentlichung der Zusatzprotokolle zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt forderte, weltweit Schlagzeilen;[73] im Jahr 1980 wurden Jugendkrawalle gemeldet. Die Behörden antworteten mit scharfen Strafmaßnahmen, aber der Nonkonformismus verschwand nie ganz.

Während dieser Jahrzehnte war es illegal, die estnischen Farben Blau, Weiß und Schwarz zur Schau zu stellen; es war illegal, die Vorkriegshymne zu singen; und es galt als Verrat, öffentlich von Unabhängigkeit zu sprechen. Vor allen Dingen war es unklug, zu träumen.

Als der junge, dynamische und umgängliche Michail Gorbatschow im März 1985 als neuer Generalsekretär der Kommunistischen Partei die politische Weltbühne betrat, hätte niemand gedacht, dass das Ende der Sowjetunion nahte. Gorbatschow war angetreten, um die UdSSR zu retten, nicht um sie zu begraben. Westliche Politiker – überhaupt die westliche Öffentlichkeit, waren von ihm ganz begeistert. Sein Vorsatz, den Kalten Krieg zu beenden, kam naturgemäß gut an, und die Parolen der *glasnost* (häufig irrtümlich als »Offenheit« übersetzt) und *perestroika* (»Umbau«) wurden allgemein begrüßt. Die wenigsten Außenstehenden verstanden, weshalb so viele seiner eigenen Bevölkerung Gorbatschow so sehr misstrauten.[74]

Im Rückblick kann man sagen, dass Gorbatschow für die Rolle des Retters schlecht geeignet war, nicht zuletzt weil er schlecht informiert war, insbesondere über die Geschichte und die Zusammensetzung des Riesenstaates, den er irrtümlicherweise auflöste. Er erkannte nicht, dass die UdSSR aus einem Sammelsurium gefangener Nationalitäten

bestand, die nur durch Zwang zusammengehalten wurden. Sobald der Zwang aufgehoben wurde, bereiteten so gut wie alle nichtrussischen Republiken den Austritt vor, wie schon im Jahr 1918. Lediglich in ein paar Fällen zögerten die russisch dominierten Eliten der zentralasiatischen Republiken wie Kasachstan oder Usbekistan ein wenig. Als Gorbatschow deutlich machte, dass Ostdeutschland nicht mit einer Intervention der sowjetischen Armee nach dem Muster von 1956 in Ungarn oder 1968 in der Tschechoslowakei rechnen könne, erkannten alle kommunistischen Führer der Satellitenstaaten (mit Ausnahme von Ceauşescu in Rumänien), dass ihre Stunde geschlagen hatte. Der sowjetische Block löste sich auf und die Berliner Mauer fiel. Ganz ähnlich lancierten im August 1991, als Gorbatschow versuchte, die Bestimmungen des Unionsvertrags (in dem die Rolle der Republiken der UdSSR definiert wurde) zu lockern, seine eigenen Parteigenossen einen Putsch gegen ihn und versuchten, ihn abzusetzen. Sein politisches Kapital war inzwischen erschöpft. Boris Jelzin, der Präsident der RSFSR (der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik) setzte sich an die Spitze einer Bewegung, welche die Anerkennung der Unabhängigkeit der 15 Sowjetrepubliken durchsetzen wollte und de facto die sowjetische Ära beendete.



Kloster Hautecombe, Lac du Bourget, Savoyen, Grablege der *Casa Savoia*.

Lithografie (um 1860?) von A. Cuvillier.

Der *Mont Blanc*, gemalt von J. M. W. Turner (1775–1851) im Jahr 1837, als der höchste Gipfel Westeuropas zum savoyischen »subalpinen Königreich« gehörte.

März 1860: Bürger stellen sich in Chambéry an, um ihre Stimme beim Plebiszit zur Zukunft Savoyens abzugeben.



Viktor Emanuel II. (reg. 1849–1878), König von Sardinien und ab 1861 von Italien.

1910: der fünfzigste Jahrestag der »Wiedervereinigung« Savoyens mit Frankreich. Illustration aus *Le Petit Journal* vom 18. September 1910 (Farblithografie).

Referendum am 2. Juni 1946: Italienische Monarchisten auf der Piazza del Quirinale unterstützen »Umberto II., die Monarchie und den Soldatenkönig«.

Maria Luisa de Borbón (1782–1824) als Königin und Regentin von Etrurien, ca. 1804, mit ihrem Sohn, König Carlo Lodovico II., und ihrer Tochter, Maria Luisa Carlota. Gemälde, 1807, von Wilhelm Titel (1784–1862).



Ein Silbergulden zu zehn Lira des Königreichs von Etrurien (1803), darauf zu sehen der König im Kleinkindalter mit seiner Mutter, auf der Rückseite das Wappen des Königreichs.



Elisa Bonaparte entourée d'artistes à Florence (1809) von Pietro Benvenuti. Antonio Canova übergibt eine Marmorbüste an Napoleons älteste Schwester, die Herzogin von Lucca, Großherzogin der Toskana und Prinzessin von Piombino. Öl auf Leinwand, 1813.

San Miniato im Val d'Arno, Toskana, Italien: einstige Heimat der Buonaparti sowie exzellenter weißer Trüffel.



Napoleons erstes Exil, Elba, 1814; hinter ihm seine Generäle Bertrand, Drouot und Cambronne. Aquatinta, ca. 1830, mit späterer Kolorierung.



Königliche Hochzeit, 1840, in der Chapel Royal, St. James’s Palace: Victoria hatte Albert den Heiratsantrag gemacht, trotzdem aber versprach sie, ihm »zu gehorchen und zu dienen«.



Königin Victoria und Familie, Coburg, 21. April 1894: Kaiser Wilhelm II., die Königin, die Deutsche Kaiserinwitwe »Vickie« (erste Reihe, sitzend); darüber hinaus die noch lebenden Söhne der Königin, in Uniform – Edward (Mitte links), Alfred (hinten rechts) und Arthur (zweite Reihe rechts); der zukünftige Zar Nikolai II. mit seiner Verlobten, Alix von Hessen (zweite Reihe); drei russische Großherzöge, drei von Battenberg, zehn von Sachsen-Coburg und dreizehn Prinzessinnen; Prinz »Alfie« von Sachsen-Coburg und Gotha, gest. 1899 (ganz links, stehend).



Prinz Charles Edward (Carl Eduard, 1884–1953): der jüngste Enkel von Albert und Victoria, letzter Herzog von Albany und letzter Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, 1916.



Prinzessin Elisabeth und Prinz Philip: Hätte es die Namensänderung nicht gegeben, dann wäre ihre Hochzeit von 1947 die einer von Sachsen-Coburg und

Gotha mit einem von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gewesen.



Das Begräbnis von König George V., Januar 1936. Der Cousin des verstorbenen Königs, Charles Edward (Carl Eduard), der einen deutschen Stahlhelm trägt, bildet das Schlusslicht des Zuges.

Adolf Hitler beim Einzug in Prag, 15. März 1939.

Chust: für einen Tag Hauptstadt der Republik der Karpatenukraine.



Die »Blacks and Tans«: Mitglieder der Royal Irish Constabulary Reserve Force 1920 während des Anglo-Irischen Krieges.



Der Anglo-Irische Vertrag wird von Michael Collins unterzeichnet, Dezember 1921. Sepia-Fotografie, englischer Fotograf.



Irische Frauen singen in Dublin unter den Augen der Polizei Kirchenlieder und politische Lieder, 1921.



Éamon de Valera nimmt während des irischen Bürgerkriegs eine IRA-Parade ab, 1922.



König George V. und Königin Mary, die Herrscher von Großbritannien und Irland, fahren durch Kingstown (heute Dun Laoghaire), Juli 1911.



Die Londoner Konferenz (auch Reichskonferenz genannt), 1926. George V. und seine Premierminister; W. T. Cosgrave vom irischen Freistaat (in der zweiten Reihe rechts).



Königin Elisabeth II., Königin von Großbritannien und Nordirland, spricht in Dublin Castle drei gälische Worte, aufmerksam beobachtet vom *Taoiseach* der

Republik Irland, Enda Kenny, und Präsidentin Mary McAleese: Mai 2011, 100 Jahre nach dem Dublin-Besuch ihres Großvaters.

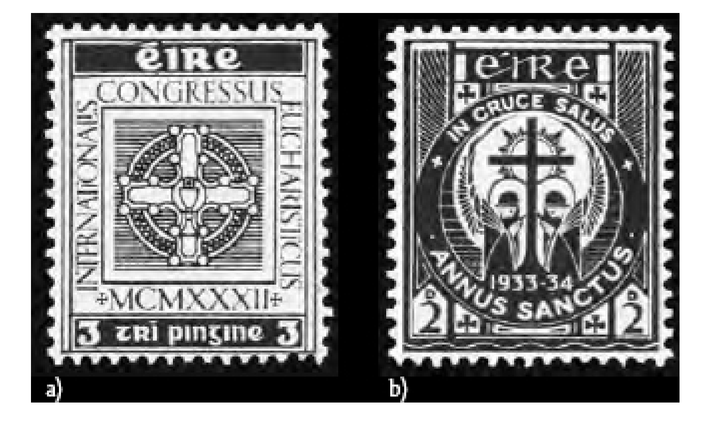


IRISCHE BRIEFMARKEN

Britische Marken mit dem Bild von König George V. und einem gälischen Aufdruck. a) »Provisorische Regierung von Irland 1922« während des Bestehens der Republik, b) »Irischer Freistaat 1922« nach dem Inkrafttreten des Anglo-Irischen Vertrags.



Irischer Freistaat, 1. Serie, 1 Pence, rot, 1922. Obwohl George V. nach wie vor König ist, wird auf das Porträt des Königs und den neuen Staatsnamen verzichtet; stattdessen zeigt die Marke eine Karte von Gesamt-Irland und den inoffiziellen Namen Éire.



Latein war erlaubt, nicht aber Englisch. a) Der Internationale Eucharistie-Kongress 1932, b) Das Heilige Jahr 1933/34: »Im Kreuz liegt die Erlösung.«



Briefmarken im Dienst der republikanischen Geschichte – 2 Pence, malve, 1937, »Die Verfassung von Irland«, durch die offiziell der Name Éire eingeführt wurde – Hibernia (Irland) blättert die Seiten im Buch der Geschichte um; b) 2½ Pence, schwarz, 1941. Zum 25. Jahrestag des Osteraufstands: ein Kämpfer vor dem Hauptpostamt in Dublin.



Zum 100. Geburtstag des verstorbenen Staatspräsidenten, 1982; 26 Pence, Gedenkmarke, »Éamon de Valera, 1882–1975«.



Die montenegrinische Herrscherfamilie am Tag der Ausrufung des Königreichs, 1910: Im Vordergrund, zurückgelehnt, sitzt König Nikola, Enkel Kronprinz Alexanders von Serbien, der spätere erste König von Jugoslawien.



Nikola Petrović-Njegoš (1841–1921): der erste und einzige König von Montenegro – Soldat, Schriftsteller, Gesetzgeber und Exilant, um 1910.



König Nikola im Exil in Antibes, Frankreich, ca. 1921. Montenegro, das von Serbien annektiert wurde, war das einzige Mitglied der westlichen Alliierten, das nach dem Ersten Weltkrieg seine Unabhängigkeit verlor.



MONTENEGRINISCHE BRIEFMARKEN

3 Nović, rot, aus dem ersten Briefmarkensatz des Landes 1874. (unten links) 1 Nović, blau und braun, aus der Serie zum 200. Jubiläum, 1896.



Marken zum 50. Thronjubiläum von Nikola und der Ausrufung des Königreiches, 1910. (Links) 1 Para, schwarz Nikola *magnoludovicien*, (mitte) 1 Para, violett, König Nikola und Königin Milena, (rechts) 5 Para, grün, der König zu Pferde.

Kalevipoeg, »der Sohn von Kalev«: Estlands Nationalepos.



Der *Pronkssödur* oder »Bronzesoldat«: ein sowjetisches Kriegsdenkmal, dessen Versetzung an einen Soldatenfriedhof in Tallinn im Jahr 2007 einen Cyberkrieg auslöste.



Vorkriegsdenkmal von Linda, zu Sowjetzeiten eine inoffizielle Gedenkstätte für die Esten, die von Stalin getötet oder deportiert wurden.

Die Kavallerie der Roten Armee reitet in Tallinn ein. Die Streitkräfte der Sowjetunion besetzten Estland zweimal: 1940/41 und ein zweites Mal von 1945 bis 1991.

Ein lettisches Bataillon der Waffen-SS marschiert durch Tallinn. Die Streitkräfte des Dritten Reiches besetzten Estland von Juli 1941 bis September 1944.



Baltische Menschenkette, 23. August 1989, zum Gedenken an den 50. Jahrestag des Hitler-Stalin-Paktes. Zwei Millionen Demonstranten reichten sich von Estland über Lettland bis nach Litauen die Hand.



Moskau, August 1991: Michail Gorbatschow, Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und Präsident der UdSSR, wird öffentlich von Boris Jelzin, dem Präsidenten der RSFSR (Russische Sowjetrepublik), angegriffen. Fünfzehn sowjetische Republiken, auch Russland, treten ihren Weg in die Unabhängigkeit an, und die Sowjetunion verschwindet bald darauf von der Landkarte.

Als Gorbatschow zum ersten Mal auftrat, hatte in Estland oder den anderen Sowjetrepubliken kein Mensch an nationale Unabhängigkeit gedacht. Der neue Generalsekretär war zwar nicht in der stalinistischen Ära geprägt worden, aber in all seinen Äußerungen war von einer Reform des sowjetischen Systems die Rede, nicht von der Ablösung. Auf jeden Fall wartete Gorbatschow erst einmal ab, ehe er seine Karten aufdeckte. Als es so weit war, galt seine Hauptsorge der Außenpolitik, nicht der inneren Struktur des Sowjetstaates. Im Jahr 1987 wurde der 70. Jahrestag der Oktoberrevolution mit dem üblichen, sowjetischen Gepränge inszeniert, und alle gingen davon aus, dass in absehbarer Zukunft noch etliche Jahrestage folgen sollten. Selbst als *Glasnost* und *Perestroika* eingeleitet wurden, präsentierte man sie als die beiden Säulen eines kontrollierten Experiments mit dem Ziel, ein gewisses Maß an begrüßenswerter Lockerung zu erreichen, keinen radikalen Wandel.

Aber inzwischen empfingen die Esten finnisches Fernsehen und wussten deshalb sehr gut, dass ihre finnischen Verwandten jenseits des Meeres einen weit höheren

Lebensstandard und viel mehr Freiheiten genossen. Sie machten sich jedoch wenig Hoffnung. Im 20. Jahrhundert waren sie bereits zweimal den sowjetischen Klauen entronnen, nur um beide Male wieder eingefangen zu werden. Anfang der 1980er-Jahre hatten sie aufmerksam die Solidarność-Bewegung in Polen verfolgt und gesehen, wie sie zerschlagen wurde.

Das Jahr 1987 war das Jahr, in dem Beobachtern der Sowjetunion auffiel, dass die sowjetischen Republiken allmählich der Kontrolle Moskaus entglitten. Als zwischen Armenien und Aserbaidschan um die abgelegene Enklave Berg-Karabach ein lokaler Konflikt ausbrach, ergriff Gorbatschow keine Maßnahmen, um ihn zu ersticken. Kommunistische Führer in allen Republiken, auch in Estland, erkannten, dass ihr Spielraum größer wurde. Auch *Glasnost* geriet außer Kontrolle. Im Gegensatz zur verbreiteten Meinung im Westen heißt das russische Wort »Öffentlichkeit, Publizität«.[75]

Ursprünglich wollte Gorbatschow mit ihrer Hilfe Parteifunktionäre anspornen, den eingeschlagenen Kurs gegen die feindliche Kritik zu verteidigen. Aber kaum war die Losung ausgegeben, da griff sie schon auf die bisherigen Tabuthemen über. In Estland ließ sie ungehinderte historische Diskussionen aufkommen sowie eine beispiellose Woge des nationalen Wiedererwachens.

Die ersten Knospen des bevorstehenden »baltischen Frühlings« hatten sich im Oktober 1986 mit der Gründung einer Organisation mit dem harmlos klingenden Namen Estnische Gesellschaft für Denkmalschutz bemerkbar gemacht. Wenig später gab es öffentliche Proteste, augenscheinlich unkoordiniert, gegen den Phosphorbergbau. Aber Geschichte und Umweltfragen waren plötzlich nicht mehr unverbunden. Die beiden Bewegungen wollten beide dem diktatorischen Gehabe Moskaus die Stirn bieten.

Im Jahr 1987 begannen Massendemonstrationen. Sie verliefen völlig friedlich, waren aber nicht genehmigt. Eine Demonstration wurde am 23. August im Hirvepark in Tallinn zum Jahrestag des Hitler-Stalin-Pakts veranstaltet – bislang ein Ereignis, das totgeschwiegen wurde. Im Oktober versammelte sich in Võru eine Menschenmenge zum Gedenken an den Freiheitskrieg. Seit 47 Jahren war dies die erste Veranstaltung, bei der die estnische Flagge in aller Öffentlichkeit wehte. Eine dritte Zusammenkunft im Februar 1988 wurde zur Erinnerung an den Vertrag von Dorpat von

1920 anberaumt und traf auf Polizeieinheiten mit Hunden und Schilden. Von da an kam die Bewegung in Gestalt der »singenden Revolution« in Fahrt. Immer größere Menschenmengen versammelten sich spontan, um verbotene patriotische Lieder zu singen und Fahnen zu schwenken. Emotionen brachen sich Bahn. Am 11. September 1988 forderten auf dem Tallinner Liederfest die Anführer der Denkmalschutzgesellschaft die estnische Unabhängigkeit.

Mittlerweile wurde den sowjetischen Behörden offen Widerstand geleistet. Gorbatschow reagierte, indem er den regierenden Ersten Sekretär in Estland absetzte und gleichzeitig eine Verfassungsreform und die Schaffung eines Kongresses der Volksdelegierten vorantrieb. Seine Position wurde jedoch schwächer, als die Menschen in der ganzen UdSSR spürten, dass er nur ungern den Einsatz von Gewalt sanktionierte. Als Konsequenz beschloss der Oberste Sowjet der ESSR aus eigenem Antrieb am 16. November 1988, die estnische Souveränität zu proklamieren. Sowjetische Gesetze sollten nur noch dann Gültigkeit haben, wenn sie in Tallinn ratifiziert wurden. Moskau protestierte, aber niemand wurde bestraft. Die Außenwelt hatte noch keine Vorstellung davon, welche Implikationen dies haben sollte.[76]

Im Jahr 1989 folgte die estnische Politik zwei Richtungen. Eine Gruppe, angeführt von den estnischen Kommunisten, beteiligte sich an Gorbatschows auf Moskau ausgerichtete Reformbewegung. Die andere mit Sitz in Tallinn forderte nachdrücklich Autonomie und, zunehmend, Unabhängigkeit. Das Klima veränderte sich rasant. Im Juni schwächte der weltweite Aufschrei der Empörung gegen das Massaker auf dem Tiananmen-Platz in Beijing die Aussichten, dass sowjetische Hardliner womöglich wieder die Kontrolle übernahmen, und der Triumph der Solidarność-Bewegung bei Teilwahlen in Polen zeigte, dass der Monolith Risse bekam. Am 23. August 1989 gaben sich zwei Millionen Menschen in der »baltischen Kette« die Hand, die sich von Tallinn bis nach Vilnius in Litauen durch alle baltischen Staaten erstreckte. Die Esten waren demnach keineswegs allein.[77] Der Fall der Berliner Mauer im November, der im Westen als historisches Ereignis gefeiert wird, hatte für die sowjetischen Bürger allerdings nicht die gleiche Wirkung. Sie mussten die Gitterstäbe ihres Käfigs erst noch brechen.

In den Jahren 1990 und 1991 ging die estnische Nationalbewegung zu der Strategie über, zielstrebig ein eigenes Programm zu verfolgen und gleichzeitig konsequent

zu ignorieren, was immer Moskau unternahm. Im Februar 1990 entwickelten sich die Wahlen zum Kongress von Estland de facto zu einem Referendum über die eigene Staatlichkeit. Der Kongress kündigte anschließend »eine Übergangsphase« an, »um die Entwicklungen abzuwarten«. Moskau-freundliche Elemente inszenierten lahme Gegendemonstrationen. In Litauen und Lettland kam es zu Gewaltausbrüchen, als sowjetische Spezialeinheiten vergeblich versuchten, die »Separatisten« zu unterdrücken. Der einzige Einsatz von Gewalt durch Gorbatschow brachte aus seiner Sicht viel zu wenig Nutzen und kam viel zu spät. Nichtsdestotrotz ergab am 3. März 1991 ein estnisches Referendum eine Mehrheit von 77 Prozent für die Unabhängigkeit. Wenig später traten die drei baltischen Staaten aus dem Unionsverband aus – ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Am 17. September 1991 wurden die Fahnen Estlands, Lettlands und Litauens am UN-Gebäude in New York gehisst. Sie waren von Island, von den Vereinten Nationen und von Jelzins Russland anerkannt worden, obwohl die UdSSR zu der Zeit zumindest theoretisch noch intakt war.[78] Nun setzte Estland zum Höhenflug an, während die Sowjetunion kraftlos auf das Totenbett sank. Am 31. Dezember 1991 schließlich kapitulierte »Lenins einziges Kind«.

III

Fast das ganze 20. Jahrhundert über war die Sowjetunion ein wichtiger Akteur auf der Weltbühne. Seit dem Tag ihrer Gründung bis zum Tag ihrer Auflösung war sie größer als jede andere territoriale Einheit auf dem Globus, und schon deshalb hatte sie eine enorme geopolitische Bedeutung. Ihr Einfluss auf ideologischer und militärischer Ebene war jedoch noch stärker. In den 1920er- und 1930er-Jahren forderte sie als der »erste sozialistische Staat der Welt« ernsthaft die bestehende internationale Ordnung heraus, die von den Westmächten dominiert wurde. Dank ihres erstaunlichen Sieges im Zweiten Weltkrieg hielt sich die Sowjetunion vier Jahrzehnte lang als eine von zwei Supermächten, wetteiferte mit den Vereinigten Staaten um Einfluss und beherrschte einen Block aus Staaten, der (vor dem chinesisch-sowjetischen Bruch) fast ein Drittel der Menschheit umfasste.

Laut der eigenen Propaganda hatten sowjetische Führer die Geheimnisse des »wissenschaftlichen Systems der Zukunft« entdeckt; sie freuten sich auf ein endloses Dasein, in dem es keine Niederlagen und Katastrophen mehr gab. Doch ihre utopische Ideologie brachte ein Szenario hervor, das den Weg zum Ende der Welt beschrieb. Allen Versuchen, sie von ihrer Mission abzubringen, wollten sie so lange widerstehen, bis eine vollkommene, klassenlose und »kommunistische« Gesellschaft verwirklicht war. Nach und nach würde man auch fremde Staaten überzeugen. Sobald sich eine kritische Masse progressiver Nationen dem sowjetischen Lager angeschlossen hätte, würden die restlichen Bastionen der Reaktion kapitulieren, und alle Konflikte würden aufhören. Staaten wären fortan überflüssig. Grenzen, Regierungen und Armeen würden schwinden, und die Menschheit würde für immer in einem Zustand der Glückseligkeit gedeihen, wie die sozialistischen Propheten es vorhergesagt hatten. »Tag für Tag, Stunde um Stunde«, so wurde jedem Schulkind beigebracht, »baut das sowjetische Volk voller Freude und Stolz das strahlende Gerüst des Kommunismus.«[79] Wie viele Kommentatoren bereits bemerkten, war der sowjetische Kommunismus weniger eine politische Anschauung, sondern eher eine Pseudo-Religion;[80] er beruhte auf dem Glauben, nicht auf Erfahrung oder Wissen.

Viele Faktoren trugen schließlich zum Sturz der Sowjetunion bei. Dazu zählen etwa die Niederlage in Afghanistan, ein nicht durchzuhaltendes Wettrüsten, finanzieller Bankrott, veraltete Technologie, verkrustete politische Strukturen, eine in Verruf geratene Ideologie, eine Generationenkluft zwischen den Regierenden und den Regierten und vieles andere mehr; ihre Diskussion füllt bereits unzählige dicke Bände,[81] aber kein einziger bietet bislang eine ausreichende Erklärung. Der Kern der Sache liegt jedoch tiefer und ist eigentlich gar nicht so kompliziert. Das sowjetische System war auf extremer Gewalt und extremem Betrug aufgebaut. So gut wie alles, was Lenin und die Leninisten taten, ging mit Mord und Totschlag einher; so gut wie alles, was sie sagten, basierte auf halb ausgegorenen Theorien, mangelnder Integrität und nackten Lügen – was die Russen treffend eine *naglaja losch* nennen würden. Die sowjetische Wirtschaft hatte im Laufe der Jahrzehnte sämtliche Marktmechanismen ausgeschaltet, den Fluss wirtschaftlicher Daten unterdrückt und eine ganze

Bevölkerung zum Gehorsam gezwungen. Als endlich ein Generalsekretär antrat, der nicht mehr bereit war, die Fantastereien und Repressionen fortzuführen, fielen auf einmal alle Schaltkreise aus, eine totale Lähmung des Systems war die Folge. Gorbatschow, der Reformer mit den besten Absichten, war darüber ebenso schockiert wie alle anderen. Seine missliche Lage wird in Russland mit der nicht verbürgten Geschichte von einem alten Mann verglichen, der genau in dem Moment die Toilettenspülung betätigte, als in Taschkent ein Erdbeben ausbrach. »Wenn ich gewusst hätte, was passieren würde«, rief der alte Mann aus, als er sich aus den Trümmern befreite, »hätte ich nie die Kette gezogen.«[82]

Diese Kluft zwischen Idee und Realität könnte durchaus die Angststarre sowjetischer Führer im Angesicht der Ereignisse erklären, die sie überrollen sollten. Gorbatschow und seine Genossen, denen man seit ihrer Kindheit die sowjetischen Märchen eingetrichtert hatte, konnten schlichtweg nicht angemessen reagieren; sie versuchten, mit den immer größer werdenden Problemen fertig zu werden, stellten aber fest, dass sie unlösbar waren. Kein Mensch konnte das Ausmaß ihrer Inkompetenz oder Selbsttäuschung ahnen. Kein Mensch voraussagen, dass sich die Sowjetunion, die über den wohl raffiniertesten Sicherheitsapparat aller Zeiten verfügte, als unfähig zur Selbstverteidigung erweisen oder sich ohne ein intelligentes Rückzugsgefecht verabschieden würde. Der Augustputsch von 1991, den Gorbatschows engste Partner inszeniert hatten, erwies sich als totales Fiasko; er brachte Gorbatschow ebenso in Verruf wie jene, die ihn unter Hausarrest stellten, und er löste eben jenen Zusammenbruch aus, den die Urheber eigentlich hatten verhindern wollen. Man kann daraus lediglich den Schluss ziehen, dass der Dinosaurier bereits klinisch tot war, ehe er an dem politischen Äquivalent eines Schlaganfalls starb.

Der Abschied der Sowjetunion hinterließ in weiten Landstrichen Eurasiens eine politische Lücke sowie ein Vakuum auf der internationalen Bühne. Fünfzehn abhängige Sowjetrepubliken wurden in fünfzehn unabhängige Staaten umgewandelt, der größte unter ihnen war die riesige Russische Föderation,[83] der kleinste Estland. Zu den übrigen dreizehn zählten Estlands baltische Nachbarn Lettland und Litauen ebenso wie Usbekistan, Kirgisistan und Turkmenistan in Zentralasien. Einige traten in die sogenannte Gemeinschaft unabhängiger Staaten (GUS) ein, ein angeblich freiwilliger Zusammenschluss ehemaliger

Sowjetrepubliken unter russischer Führung. Andere wie Estland lehnten einen Beitritt ab und strebten schon nach kurzer Zeit die Mitgliedschaft in der NATO und in der Europäischen Union an.



Es dauerte mindestens ein Jahrzehnt, bis das Vakuum in der internationalen Politik gefüllt wurde. Amerikanische Analysten, die sich während ihres ganzen Erwachsenenlebens mit der Rivalität zur Sowjetunion beschäftigt hatten, gingen davon aus, dass die von Amerika angeführte kapitalistische Demokratie künftig keinen ernsthaften Rivalen mehr bekommen werde, dass die Menschheit das »Ende der Geschichte« erreicht hätte.[84] Andere gelangten zu dem Schluss, dass das 21. Jahrhundert

das »amerikanische Jahrhundert« werde. Das war alles überaus fragwürdig. Ebenso gut konnte man, wie ein voraussichtiger Historiker 1988, argumentieren, dass die amerikanische Macht ihren Höhepunkt bereits überschritten habe,[85] dass die amerikanische Führung von einer neokonservativen Regierung verspielt worden sei oder dass das neue Jahrhundert den Aufstieg neuer Mächte wie China, Indien und Brasilien ankündige.[86] Die weltweite Geopolitik war nicht mehr von „Blöcken“ geprägt, sondern wurde nun multipolar.

Auf jeden Fall ergab die neu gestaltete Karte des Erdballs eine ganze Reihe neuer Muster. Die Europäische Union etwa, die durch den Maastricht-Vertrag am selben Tag im Dezember 1991 offiziell in Kraft trat, an dem die Führer Russlands, Weißrusslands und der Ukraine die Sowjetunion aus ihrer misslichen Lage befreiten, dehnte sich dramatisch in die postsowjetische Lücke aus. Im Jahr 2007 gehörten ihr 27 Staaten mit über 500 Millionen Einwohnern an; zehn dieser 27 Staaten, darunter Estland, waren erst unlängst der kommunistischen Diktatur entronnen. Was das Bruttoinlandsprodukt und die Bevölkerung angeht, übertraf die neue EU alle Rekorde bei Weitem, welche die Sowjetunion hatte vorweisen können.

Gleichzeitig wurden die ehemaligen Sowjetrepubliken in Zentralasien in eine Neuauflage des Großen Spiels verwickelt, weil man dort große Erdölvorkommen entdeckte.[87] Die Vereinigten Staaten wetteiferten nunmehr mit Russland um die Kontrolle der neuen Ölreserven, die Politik im Mittleren Osten bekam so eine neue Nordflanke, und die Zukunft von Ländern wie Iran, Irak, Afghanistan und Pakistan rückte verstärkt in den Mittelpunkt des internationalen Interesses.

Die Wiederherstellung des estnischen Staates mitten in den Unruhen war besonders bemerkenswert und keineswegs vorherbestimmt. Die estnischen Führer hatten einen günstigen Kurs um sämtliche Hindernisse herum, die dem eigenen Fortschritt im Wege standen, gewählt, aber die Erfolgschancen standen alles andere als gut. Sie besaßen Verstand und den Rückhalt der Bevölkerung, aber keine wirklichen Machtinstrumente. Man vergisst leicht, wie feindselig und empfindlich die offizielle sowjetische Meinung war; hatte man doch die Lösung von den kulturellen Eigenarten der Unionsrepubliken und deren Assimilierung zu einem »universalen Sowjetmenschen« erwartet. Laut einer

weiteren nicht verbürgten Geschichte hatte ein Gelehrter aus Oxford es bei einem Besuch in den 1980er-Jahren einmal gewagt zu sagen, dass ihm Estland lieber sei. »In diesem Fall«, hatte sein Gastgeber erwidert, »sind sie offensichtlich antisowjetisch.« Doch der gefährliche Übergang wurde sicher gemeistert. Wie ein Regierungschef befriedigt feststellte, hatte Estland ein Wunder vollbracht, das aus psychologischer Sicht wenigstens ebenso groß war wie aus politischer und wirtschaftlicher.[88]

Wladimir Putin, der zweite Präsident der Russischen Föderation, gab in diesem Zusammenhang einmal eine treffende Einschätzung ab: Im Jahr 2005 bezeichnete er im Rückblick den Zusammenbruch der Sowjetunion als »die größte geopolitische Katastrophe des Jahrhunderts«.[89] Insbesondere verwies er auf das Los der ethnischen Russen, die nunmehr außerhalb der russischen Staatsgrenzen festsaßen. Aber er war ein Karriereoffizier des KGB, jenes Geheimdienstes, der trotz seines Rufs, keine Skrupel zu kennen, in seiner Hauptaufgabe, den sowjetischen Staat zu schützen, immerhin kläglich gescheitert war. In Putins Bedauern klang das schmerzliche Bewusstsein der Kollektivschuld seines ehemaligen Arbeitgebers mit.[90]

Die von Putin empfundene Demütigung teilten Millionen von Russen, für die der Verlust des Supermachtstatus einhergegangen war mit dem Verlust eines großen Teils ihres Kolonialreichs. Seine Entschlossenheit, verlorenes Prestige zurückzugewinnen, indem er den Tschetschenienkrieg führte oder zumindest nach außen hin »den Amerikanern die Stirn bot«, war ihnen wichtiger als seine halbherzigen Maßnahmen zur Einführung einer »gelenkten Demokratie«. Diese Haltungen, zugleich machomäßig und trotzig, stützten seine unumstrittene Popularität.[91] Man kann davon ausgehen, dass Putin genau wie seine Landsleute sehr verwirrt darüber war, wie sich die große Katastrophe tatsächlich abgespielt hatte. Damals blieb keine Zeit zum Nachdenken. Die Sowjetunion hatte am einen Tag noch bestanden und am nächsten nicht mehr. Entgegen den Wünschen ihrer Anhänger und den Bemühungen ihrer Wächter hatte sie den ultimativen Auflösungsprozess der Weltgeschichte vollzogen.

[A] Der erste Cyberkrieg wurde 1998 zwischen der NATO und Serbien ausgetragen, der zweite im Jahr 2006 zwischen Israel und der Hisbollah.

B Da im russischen Zarenreich der julianische Kalender verwendet wurde, fand die »Oktoberrevolution« in Wirklichkeit am 7. November 1917 (neuer Zeitrechnung) statt. Um Russland mit dem übrigen Europa abzugleichen, schaffte ein Dekret der Bolschewiken einen Monat später den julianischen Kalender ab; auf den 17. Dezember 1917 (alte Zeitrechnung) folgte unmittelbar der 1. Januar 1918 (neue Zeitrechnung).

C Die Bolschewiken bezeichneten sich selbst als die Avantgarde der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Bolschewiken), in der Regel mit RSDAP (b) abgekürzt. Wie die meisten verzerrten Abkürzungen der revolutionären Phase wurde dieser Name mehrfach geändert.

D Der offizielle Name lautete Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik (RSFSR). Viele Westeuropäer, die sich in dieser Anfangsphase den Namen Sowjetrussland angewöhnt hatten, verwendeten ihn fälschlich nach 1924 weiter für die größere Sowjetunion, von der die RSFSR nur ein Teil war.

E Zitiert nach: Rede auf der ersten Unionskonferenz der Funktionäre der sozialistischen Industrie 4. Februar 1931, in: Stalin, *Werke*, Bd. 13, S. 36 (A. d. Ü.).

Wie Staaten sterben

Der merkwürdige Tod der Sowjetunion – der mich bei den Forschungen zu dem vorliegenden Buch maßgeblich inspirierte und beeinflusste – lässt es reizvoll erscheinen, eine Typologie »untergegangener Reiche« zu erstellen. Staatliche Gebilde erlöschen aus einer Vielzahl von Gründen, und es stellt sich die Frage, ob sich für ihr Verschwinden bestimmte Muster ausmachen lassen. Historiker können sich nur schwer mit dem Gedanken an Zufallsursachen anfreunden, daher erscheint es wünschenswert, diese Vorgänge analytisch zu untersuchen, so provisorisch und ungesichert die Ergebnisse auch sein mögen.

Politisches Siechtum lässt sich in unzähligen Erscheinungsformen beobachten. Doch in unserem Zusammenhang geht es weder um »Revolution« noch um »Regimewechsel« oder um »Systemversagen«. Bei Revolutionen und Regimewechseln wird eine bestehende Ordnung oder Regierung gestürzt, doch das Staatsgebiet und das Staatsvolk bleiben unverändert. »Systemversagen« bezieht sich auf politische Organismen, die ihre Funktionsfähigkeit einbüßen, aber nicht notwendigerweise völlig zusammenbrechen müssen; man kann diese Organismen mit einem Auto vergleichen, das nicht mehr fährt, aber noch nicht verschrottet worden ist. Unsere kurze Untersuchung beschränkt sich auf das einschneidendere Phänomen von Staaten, die zu existieren aufhören.

Politische Philosophen, die erstmals im antiken Griechenland in Erscheinung traten, haben sich jahrtausendelang über die Frage der Staatlichkeit Gedanken gemacht, doch der Untergang von Staaten stand nur selten im Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Aristoteles bezeichnete den Staat als eine »Schöpfung der Natur« und den Menschen als ein »soziales, politisches Wesen« (*zóon politikon*), was die Annahme nahelegt, dass er davon ausging, dass auch Staaten wie alle anderen Lebensformen einem Zyklus von Geburt und Tod unterworfen sind.[1] Thomas Hobbes, der sich in erster Linie für die Begründung und Erhaltung von Staaten interessierte, äußerte sich auch ausführlich über ihren Verfall und ihr Ende. In seinem Werk *Leviathan* erläuterte er

die »inneren Krankheiten«, die zur »Zerrüttung« eines Gemeinwesens führen und es zugrunde richten können. Der wichtigste Einflussfaktor ist der Krieg. »Wenn in einem auswärtigen oder inneren Krieg ein Staat in der Art besiegt wird, dass die Bürger von demselben keinen ferneren Schutz erwarten können, so hört der Staat auf …« Schließlich lässt sich »von sterblichen Menschen … nichts erwarten, was unsterblich ist.«[2] Rousseau gelangte in seinem *Gesellschaftsvertrag* zu der gleichen Schlussfolgerung. »Welcher Staat kann wohl, nachdem Sparta und Rom untergegangen sind, auf einen ewigen Bestand rechnen?«, fragte er rhetorisch. »Ebenso wie der menschliche Körper beginnt auch der politische schon von seiner Entstehung an zu sterben und trägt den Keim seines Unterganges in sich selbst … Auch der am besten bezüglich der Verfassung eingerichtete Staat wird einmal ein Ende nehmen.«[3]

Auch christliche Theologen und Bibelgelehrte, die auf eine ebenso lange Tradition zurückblicken können wie die Philosophen, haben sich seit jeher mit dem Aufstieg und dem Fall von Staaten beschäftigt, wenngleich weniger mit Fragen nach deren Ursachen; sie begnügten sich gewöhnlich mit Erklärungen, die auf die göttliche Vorsehung oder den Zorn Gottes abhoben. Der Untergang Babylons im Jahr 539 v. Chr., der eines der bedeutendsten Ereignisse im Alten Testament war, wird in der Johannes-Offenbarung als eine Metapher für das Ende der alten, bekannten Welt und die Heraufkunft des von Jesus Christus regierten »Neuen Jerusalem« dargestellt. Bibelfeste Christen kennen die Geschichte vom Gastmahl des Belsazar, bei dem der Prophet Daniel die geisterhafte Schrift an der Wand des Palastes entzifferte: »Mene mene tekel u-pharsin … Gezählt hat Gott die Tage deiner Herrschaft und macht ihr ein Ende. Gewogen wurdest du auf der Waage und zu leicht befunden«;[4] viele kennen auch die Worte des Engels aus dem Himmel: »Und er rief mit mächtiger Stimme: ›Gefallen, gefallen ist Babylon, die Große! Zur Wohnung von Dämonen ist sie geworden, zur Behausung aller unreinen Geister‹.«[5] Der heilige Augustinus von Hippo (354–430), einer der bedeutendsten lateinischen Kirchenlehrer der Spätantike, befasste sich mit diesen Fragen in seinem Werk *Vom Gottesstaat;* die gesamte Menschheitsgeschichte, schrieb er, bestehe aus dem Gegensatz zwischen der *civitas terrena*, dem irdischen Staat, und der *civitas dei*, dem Gottesstaat. Das Vergehen des Ersteren sei eine notwendige Voraussetzung für den Triumph des Letzteren.[6] Thomas von

Aquin (um 1225–1274), einer der einflussreichsten christlichen Theologen und Philosophen der Geschichte, prägte das katholische Denken bis weit in die Moderne. In seiner *Summa Theologica* wies er politische Fragen wie die Entstehung und den Zerfall von Staaten dem Bereich des universalen oder natürlichen Rechts zu, löste sie dadurch vom göttlichen Gesetz und erschloss sie für die allgemeine, nichttheologische Diskussion, an der sich jedermann beteiligen konnte.[7] Die protestantischen Reformer brachten eigene politisch-theologische Denkschulen hervor. In England entwickelte Thomas Cromwell (um 1485–1540) im Vorspruch zur Suprematsakte (Act of Supremacy) von Heinrich VIII. ein neues Modell der englischen Geschichte, um die Verbindung zwischen der Autorität des Königs und der traditionellen katholischen Lehre aufzulösen.[8] In Deutschland griff Martin Luther mit seiner Zwei-Reiche-Lehre (der Abtrennung von weltlicher Obrigkeit und dem Reich Gottes) den von Augustinus im *Gottesstaat* entwickelten Ansatz wieder auf.[9]

Im 19. Jahrhundert forderten Anarchisten wie Proudhon und Bakunin, die alle Formen institutionalisierter oder zentralisierter Autorität ablehnten, die »Zerstörung des Staates«.[10] Die Marxisten äußerten sich ähnlich, wenngleich sie andere Ziele verfolgten. Marx bestritt, dass er die »absolute Zerstörung des Staates« beabsichtige; das »Absterben des Staates«, wie Engels es ausdrückte, sollte erst in einem späteren Stadium erfolgen, wenn die Klassengegensätze überwunden sein würden.[11] Lenin hingegen verlangte in seiner Schrift *Staat und Revolution* die »Zerstörung des bürgerlichen Staates« als ersten Schritt zur Errichtung der »Diktatur des Proletariats«.[12]

Im 20. Jahrhundert haben Völkerrechtler diese Thematik mit neuen theoretischen Ansätzen und Methoden erforscht. Im Englischen entwickelte sich dafür der zentrale Begriff »Extinction of States« (Untergang von Staaten).[13] In der Debatte wurde jüngst auch die Auffassung vertreten, dass in einer Welt, in der es keine *terra nulla* (Niemandsland) mehr gibt, der Untergang bestehender Staatswesen die Voraussetzung für die Schaffung neuer Staaten sei.[14]

Politikwissenschaftler begannen sich erst relativ spät mit der Thematik zu beschäftigen. Allzu oft haben sie sich durch weitschweifige Darlegungen hervorgetan, die am Ende doch nur zu naheliegenden und offenkundigen Schlussfolgerungen führten. Es ist daher beruhigend, dass der englische Begriff »State Death« (Staatstod), auf den sie sich anscheinend

verständigt haben, ungewöhnlich prägnant ist.[15] Ihr Ansatz, der weitgehend auf Faktorenanalyse und dem Vergleich von Fallstudien beruht, ist eng verbunden mit Analysen von Territorialstreitigkeiten und Konflikten, die dem Ausbruch von Kriegen vorausgehen. Doch ihre Argumente würden größeres Gewicht haben, wenn sie sich nicht so stark auf Daten stützen würden, die aus dem grob vereinfachenden Correlates of War Project (COW) stammen, einem 1963 an der Universität Michigan begonnenen Projekt zur Untersuchung der Geschichte der Kriegführung. Mit Unverständnis nehmen Historiker zur Kenntnis, dass das COW willkürlich das Jahr 1816 als den Beginn der Geschichte bestimmt, dass es offenkundig untaugliche Definitionen von Staatssouveränität verwendet und dass es (in den Studien, die bislang im 21. Jahrhundert erschienen sind) die UdSSR noch nicht zu einem Forschungsgegenstand gemacht hat.[16] Es ist jedoch ein hoffnungsvolles Zeichen, dass es Bemühungen gibt, die COW-Daten einer Überprüfung zu unterziehen.[17]

Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts hat sich in der Forschung ein weiteres Teilgebiet entwickelt, das unter dem Begriff »Gescheiterte Staaten« zusammengefasst wird. Dieser Begriff ist zweifellos eine Fehlbezeichnung, weil die politischen Körperschaften, auf die er bezogen wird, zwar schwach sind, aber noch nicht das Zeitliche gesegnet haben. Man sollte sie vielleicht besser als »Scheiternde Staaten« bezeichnen oder als Staaten, die »zu zerfallen drohen«. Seit 2005 wird jährlich ein Index mit 60 solchen funktionsunfähigen Staaten veröffentlicht, der sich auf quantitative Messungen ihrer Defekte und Störungen stützt und sie in die Kategorien »kritisch«, »gefährdet« und »Grenzfälle« unterteilt.[18] Somalia, der Tschad und der Sudan standen 2010 an der Spitze der Liste. Europa wurde durch Georgien (Rang Nr. 37), Aserbeidschan (Nr. 55), Moldawien (Nr. 58) sowie Bosnien und Herzegowina (Nr. 60) repräsentiert.

Bezeichnungen sind wichtig und terminologische Unschärfe ist ein Hinweis darauf, dass sich Wissenschaftler schwertun, ihre Methoden mit jenen von Nachbardisziplinen abzustimmen. Wenn die »Auflösung des Staates« für Hobbes und Locke gut genug war (und auch für die französischen Philosophen), muss man sich fragen, warum weniger bedeutende Geister mit dieser Bezeichnung nicht auskommen. Neben der »Auflösung« muss man sich heute

mit »Zerstörung«, »Vergehen«, »Auslöschung«, »Erlöschen«, »Tod«, »Scheitern«, »Zerfall« und vielen anderen Bezeichnungen auseinandersetzen. Man fühlt sich erinnert an den Monty-Python-Sketch vom toten Papagei, der »verendet«, »gestorben« oder »verschieden« ist, in dem »keine Spur von Leben mehr ist«, der »abgeritten ist zu den Ahnen« oder den »die ewigen Jagdgründe als Mitglied aufgenommen« haben« – bis am Schluss lapidar festgestellt wird: »Das ist ein Ex-Papagei«.[19] In unserem Kontext geht es ebenfalls um die Vergangenheit, um Ex-Staaten. In diesem Zusammenhang hat die Bezeichnung »untergegangene Staaten« wieder an Bedeutung gewonnen; eine viel besuchte Internetseite führt für Europa nicht weniger als 207 untergegangene Staaten auf, was aber zweifellos zu niedrig angesetzt ist.[20]

Eine Zeit lang wurden nur zwei Arten der Auflösung eines Staates für relevant erachtet: die Auflösung durch äußere Gewalt und die Auflösung durch inneres Versagen: In der Terminologie von Hobbes wurde der »auswärtige Krieg« den »inneren Krankheiten« gegenübergestellt. John Locke verfolgte einen ähnlichen Ansatz in seinen *Zwei Abhandlungen über Regierung.* Nachdem er festgestellt hat, dass der »Einfall fremder Gewalt […] der gewöhnliche und fast einzige Weg [ist], wie diese Vereinigung aufgelöst wird«, fährt er fort: »Außer diesem Umsturz von außen werden Regierungen auch von innen aufgelöst«, und anschließend erläutert er, unter welchen Umständen dies erfolgen kann.[21]

Auch die Völkerrechtler bevorzugten ein duales Modell und unterschieden zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Auflösung. Eine »freiwillige Auflösung« vollzog sich exemplarisch auf den britischen Inseln, wo »die Königreiche England, Schottland und Irland als eigenständige Staaten aufgelöst wurden«, um das Vereinigte Königreich zu schaffen.[22] Beispiel für eine »unfreiwillige Auflösung« ist »Polen, das 1795 zerstört wurde.«[23]

Heute sind sich die Wissenschaftler einig, dass äußere und innere, freiwillige und unfreiwillige Faktoren allesamt beobachtbar sind und dass duale Erklärungsmodelle nicht mehr ausreichen. Bei den in diesem Buch versammelten Fallstudien sind mindestens fünf Mechanismen erkennbar: Implosion, Eroberung, Zusammenschluss, Abwicklung und »Kindstod«.

Von der Sowjetunion wird häufig behauptet, sie sei »implodiert«.[24] Dieses Bild stammt aus dem Bereich der

Astronomie, wo Sterne und andere Himmelskörper, oft auch sehr große und scheinbar feste, aus sich heraus zerbrechen und zu Staub zerfallen. Dies lässt vermuten, dass hier äußere Kräfte einwirken, doch das eigentliche Ereignis steht mit einer verhängnisvollen Fehlfunktion im Zentrum im Zusammenhang; es entsteht ein Vakuum, die einzelnen Bestandteile lösen sich voneinander, und schließlich wird das Ganze zerstört. Eine solche Katastrophe ereignete sich in Moskau im Herbst 1991. Das politische System der Sowjetunion beruhte auf der zentralistischen Diktatur der Kommunistischen Partei und auf der Kommandowirtschaft. Als Gorbatschow diese nicht länger halten konnte, verloren die Parteistrukturen ihre Funktion. Fünfzehn Einzelrepubliken wurden dazu gedrängt, den letzten Schritt über das reine »Systemversagen« hinaus zu tun. Eine Implosion muss daher als ein Tod durch natürliche Ursachen betrachtet werden.

Bei den wissenschaftlichen Versuchen, den Zerfall der Sowjetunion zu erklären, werden fast so viele Argumentationslinien verwendet, wie es Fachleute gibt, die sich damit beschäftigen. Sowjetologen verweisen meist auf die verfehlte Wirtschaftspolitik. Andere heben das ideologische schwarze Loch hervor, das durch Gorbatschows Entscheidung entstand, den Kalten Krieg zu beenden, die den »ersten sozialistischen Staat« seiner *raison d'être* beraubte; manche betonen den Aufstand der Nationalisten, der zu dem fatalen Plan führte, den Unionsvertrag zu reformieren, und zu dem fehlgeschlagenen Putsch im August 1991. All dies hat sicherlich zu der Entwicklung beigetragen. Im Kern aber geht es um die Frage, warum sich die ausgeklügelte Maschinerie des Parteistaates als unfähig erwies, auf die neuen Probleme zu reagieren. Hier betritt man das weite Feld der unbeabsichtigten Konsequenzen von *Glasnost* und *Perestroika*.[25]

Die Entwicklung in der Bundesrepublik Jugoslawien, die zwischen 1991 und 2006 in mehreren Phasen zerfiel, verlief in mehrfacher Hinsicht ähnlich wie jene in der Sowjetunion. Ähnlich wie Moskau entglitt auch Belgrad die Macht, als die Teilrepubliken die Anweisungen aus dem Zentrum missachteten. Doch in Jugoslawien fassten die zentralen Institutionen wieder Tritt, und das von Serbien beherrschte Zentrum begann mit einem langwierigen Rückzugsgefecht, in dem es versuchte, die separatistischen Neigungen der Nachbarn zu zügeln. Doch letztlich führte Serbiens

gewaltsamer Versuch, die Föderation durch militärische Mittel zusammenzuhalten, zu einer Stärkung der zentrifugalen Kräfte, die bereits an Schwung gewonnen hatten. Je mehr Milošević wütete, umso stärker entfremdeten sich die Teilrepubliken vom Zentrum, was schließlich auch für Montenegro galt, Serbiens bislang treuestem Partner. In diesem Fall erscheint die Bezeichnung »Explosion« vielleicht am treffendsten.[26]

Die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie, die 1918 zusammenbrach, könnte man als ein weiteres Beispiel für eine Implosion anführen. Hier spielte der äußere Druck aufgrund der militärischen Aktionen im Ersten Weltkrieg eine größere Rolle. Doch das Reich überstand die kriegerischen Auseinandersetzungen unversehrt und zerbrach erst nach dem Ende des Krieges im Zuge des verhängnisvollen Versagens der staatlichen Autorität. Nachdem im März 1918 an der Ostfront ein Friedensvertrag unterzeichnet worden war, wurde das Kernland nicht länger von einem »Einfall fremder Gewalt« bedroht. Der Konflikt an der italienischen Front war, obwohl er sehr heftig ausgefochten wurde, letztlich nur von regionaler Bedeutung. Doch in den Monaten danach büßten die Habsburger und ihr Staatswesen die Fähigkeit zur Führung ein. Ab Oktober wurden Erlasse des Kaisers nicht mehr respektiert, und die Provinzen des Reiches begannen ihre Angelegenheiten selbst zu regeln. Galizien beispielsweise erhob sich nicht gegen die Zentralgewalt; es wurde vielmehr von einem machtlosen Wien alleingelassen, das von österreichisch-deutschen Republikanern bedrängt wurde. Ohne politische Führung zerfiel das Reich schließlich in allgemeinem Chaos.[27]

Wie Locke feststellte, ist der »Einfall fremder Gewalt« die häufigste Ursache für den Untergang eines Staates. Das tolosanische Reich, die Staaten von Burgund, das Byzantinische Reich, das polnisch-litauische Großfürstentum und Preußen (als Bestandteil des Dritten Reiches) wurden alle durch Eroberung oder Unterwerfung zerstört. Doch Eroberer streben nicht immer danach, ihre besiegten Gegner zu vernichten; sowohl das byzantinische wie auch das polnische Beispiel zeigen, dass es neben den Absichten des Eroberers auch von der Gesundheit und der Stärke eines eroberten Landes abhängt, welches Schicksal die Verlierer erwartet. Im Jahr 1453 war das einstmals mächtige Byzantinische Reich auf einen winzigen Stadtstaat zusammengeschrumpft, bevor es durch die letzte Belagerung

endgültig ausgelöscht wurde. Bis 1795 hatte die polnischlitauische Realunion ein Jahrhundert lang unter Übergriffen von außen, administrativem Versagen und innerer Auszehrung gelitten, bis sie schließlich in den Teilungskriegen unterging. Es stellt sich daher die Frage, ob die Schwäche des Staates oder die Böswilligkeit seiner Feinde ausschlaggebend waren für den Zerfall. Das lässt sich nur dann eindeutig beantworten, wenn der eroberte Staat hilflos dem Eroberer ausgeliefert ist und dieser nach Belieben entweder Gnade walten lassen oder den Gegner vernichten kann. Die großen Philosophen der Aufklärung hatten sich häufig spöttisch über die Machtlosigkeit des Großfürstentums geäußert. Der Patient war zweifellos krank, aber diese Krankheit war nicht das Ausschlaggebende. Entscheidend war vielmehr, dass die Nachbarn des Großfürstentums entschlossen waren, ihr Opfer zu töten und sich dessen Besitztümer anzueignen. Die Teilungen Polen-Litauens kann man mit einem langen Feldzug mit fortgesetzten Angriffen und Schikanen vergleichen, der schließlich mit der Ermordung des zermürbten Feindes endet. »Polen-Litauen war das Opfer einer politischen Vivisektion – durch Verstümmelung, Amputation und am Ende einer völligen Zerstückelung: die einzige Entschuldigung, die dafür angeführt wurde, lautet, dass sich der Patient nicht wohlgefühlt habe«.[28] Ein Gerichtsmediziner würde in diesem Fall »Tod durch unnatürliche Ursachen« feststellen.

Unterwerfung ist also nicht notwendigerweise die Vorstufe zur Auslöschung. Cato mag ausrufen »*Carthaginem esse delendam*« (»Karthago muss zerstört werden«), doch diesem Ratschlag muss man nicht folgen. Im Falle von Preußen – das 1945 noch existierte, obwohl es in Deutschland aufgegangen war – warteten die Alliierten fast zwei Jahre, bis sie ihm den entscheidenden Schlag versetzten. In anderen Fällen wurden Länder erobert, besetzt und annektiert und entstanden später doch wieder neu. Rousseau war sich dieser Möglichkeit durchaus bewusst, als er 1769 die missliche Lage von Polen-Litauen analysieren sollte. »Ihr werdet wahrscheinlich als Ganzes geschluckt werden«, sagte er richtig voraus, »deshalb müsst ihr dafür Sorge tragen, dass ihr unverdaulich bleibt.«[29] Für die Erfahrungen der baltischen Staaten im 20. Jahrhundert gilt dasselbe. Estland, Litauen und Lettland wurden im Juni 1940 von der Sowjetunion besetzt und in die UdSSR eingegliedert. Aber

sie wurden nicht vollständig verdaut. Fünfzig Jahre später kamen sie, wie Jonas in der biblischen Erzählung, wieder hervor aus dem Bauch des Wals, nach Luft schnappend, aber unversehrt.

Auch geopolitische Faktoren spielen zweifellos eine wichtige Rolle. So haben beispielsweise Schweden im 18. Jahrhundert oder Spanien im 19. Jahrhundert gezeigt, dass der Niedergang und der Zerfall von Staaten so weit fortschreiten können, dass potenzielle Aggressoren leichtes Spiel mit ihnen haben würden. Aber dennoch überleben sie, weil sich niemand die Mühe macht, sie zu erledigen. Der bekannteste Vertreter der Theorie vom »Staatstod« rückt vor allem diesen Vorgang in den Vordergrund.[30]

Viele politische Gebilde entstehen durch die Verschmelzung bereits bestehender Einheiten; das Ausmaß der Integration, das durch diese Verschmelzung erreicht wird, ist jedoch sehr unterschiedlich. Dynastische Staaten sind besonders anfällig für das Sammler-Syndrom. Das Königreich Aragón war dafür ein Beispiel, das fünfte burgundische Königreich ein weiteres und das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland ein drittes. Deshalb besteht auch eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass ein auf diese Weise entstandener Länderkomplex wieder in seine ursprünglichen Teile zerfällt, wenn dieser Prozess umgekehrt wird. Solche Vorgänge lassen sich am besten mit den aus der Wirtschaft stammenden Begriffen Fusion und Entflechtung beschreiben.

Das »Königreich Sardinien« (1718–1861) kann als ein beispielhafter dynastischer Herrschaftsverbund betrachtet werden. Seine vier konstituierenden Bestandteile – Savoyen, Piemont, Nizza und Sardinien – waren von der *Casa Savoia* auf ähnliche Weise zusammengefügt worden, wie sich ein multinationaler Konzern ein Portfolio aus verschiedenen Marken und Unternehmen aufbaut. Nach den Napoleonischen Kriegen bestand die Gemeinsamkeit der verschiedenen Teile eigentlich nur noch darin, dass sie alle dem Herrscherhaus unterstanden. Als im Laufe der 1860er-Jahre die Bewegung des Risorgimento ihren Höhepunkt erreichte, traf die herrschende Dynastie die bewusste Entscheidung, sich des savoyischen und des nizzardischen Teils des Portfolios zu entledigen, um den Boden für ein neues Unternehmen zu bereiten, das den Namen »Königreich Italien« erhielt. Die sardinische Marke wurde zusammen mit Savoyen geopfert, weil beide mit dem neuen Businessplan

der Dynastie nicht mehr vereinbar waren.

Herrscherdynastien bedienen sich vielfältiger Strategien, deren bedeutendste die Verheiratung ihrer Erben und Erbinnen ist. Da man in patriarchalischen Gesellschaften davon ausgeht, dass die Besitztümer der Ehefrau jenen ihres Ehemannes untergeordnet werden, verlieren die Herrschaftsgebiete einer Erbin durch die Heirat normalerweise ihre eigene Identität, wie es etwa bei der Eheschließung von Jadwiga von Polen 1385 und von Maria von Burgund 1477 der Fall war. In der Praxis war vieles auch von den Verhandlungen über die Erbfolgeregelungen im Vorfeld der Eheschließung abhängig, die zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führten: In Großbritannien beispielsweise ist noch bekannt, welch unterschiedliche Regelungen 1601 nach dem Tod von Elisabeth I. bei der Bildung der Personalunion von »England und Wales« und Schottland, bei der Vereinigung der Königreiche England und Schottland 1707 und bei der Entstehung der Union von Großbritannien und Irland 1801 getroffen wurden.

Der Fall der Krone Aragón ist in diesem Zusammenhang besonders interessant. Der Doppelstaat entstand 1137 durch einen Heiratsvertrag zugunsten der Erbin von Aragón und des Erben der Grafschaft Barcelona. Formell waren Aragón und Katalonien nach wie vor selbstständige politische Einheiten, als 1469, mehr als drei Jahrhunderte später, der künftige König Ferdinand I. von Aragón die Infantin Isabella, die Thronerbin von Kastilien, heiratete. Dasselbe galt für ihr Königreich Valencia. Auch nach der Eingliederung in das Königreich Spanien blieben diese drei Kerngebiete noch fast 250 Jahre nach dieser zweiten wegweisenden Heirat juristisch und administrativ eigenständig; die Krone Aragón löste sich erst im Gefolge des Vertrags von Utrecht 1713 auf. Damals war Spanien Objekt des Erbfolgekrieges zwischen den Bourbonen und den Habsburgern – die zu Zeiten von Königin Petronella und Graf Ramón Berenguer noch völlig unbekannt waren.

Liquidierung ist ein vertrauter Begriff aus dem Unternehmensrecht, und es gibt keinen Grund, warum man ihn nicht auch auf bestimmte Umstände anwenden sollte, in denen einem staatlichen Gebilde oder einem »politischen Unternehmen« absichtlich ein Ende bereitet wird. Das augenfälligste Beispiel ist die Übereinkunft der politischen Führer der beiden Teile der Tschechoslowakei, die sich 1993 auf ihre »samtene Scheidung« verständigten. Seither sind

die Tschechische und die Slowakische Republik souveräne Staaten und pflegen ein gutnachbarschaftliches Verhältnis innerhalb der Europäischen Union.[31]

Die größte Schwierigkeit besteht natürlich darin, festzustellen, welche Liquidationen in echtem Einvernehmen erfolgen und welche nicht. Für viele gilt das nicht. Die handverlesene »Große Nationalversammlung«, die im November 1918 auf scheinbar demokratische Weise Serbien ermächtigte, das Königreich Montenegro zu annektieren und aufzulösen, kann als klassisches Beispiel für ein von Politgangstern veranstaltetes Schmierentheater eingestuft werden. Die Alliierten versäumten es bedauerlicherweise, den Schurken zu benennen; sie ließen die Montenegro-Frage bei der Pariser Friedenskonferenz unter den Tisch fallen, vielleicht weil sie keine Möglichkeit sahen, einen unberechenbaren Verbündeten wie Serbien zu zügeln. Zumindest ein britischer Staatsmann, ein späterer Nobelpreisträger und Mitglied des Gründungsausschusses des Völkerbunds, erkannte wohl, was hier vor sich ging; Lord Robert Cecil (1864–1958) bezeichnete die serbische Delegation auf der Friedenskonferenz als »eine Bande von unehrlichen und blutrünstigen Intriganten«, und er ließ sich auch nicht, wie so viele damals, vom Auftreten der Bolschewiken blenden.[32] Andererseits erklärte Cecil 1931, ein halbes Jahr vor dem Einmarsch der Japaner in die Mandschurei, vor dem Völkerbund: »Selten hat es eine historische Epoche gegeben, in der ein Krieg so unwahrscheinlich war wie heute.« Auch scharfsinnige Staatsmänner sind bisweilen gutgläubig.

Die Einverleibung der baltischen Staaten durch die Sowjetunion 1940 war begleitet von Militärinvasionen, falschen »Volksabstimmungen« und Ratlosigkeit auf internationaler Ebene. Handverlesene Delegierte wurden zusammengetrommelt, Porträts von Stalin durch die Straßen getragen. Die Öffentlichkeit wurde eingeschüchtert, Kritiker schikaniert oder physisch beseitigt. Das Ergebnis war von vornherein klar, doch der Welt wurde erzählt, dass die besetzten Länder freudig Moskau um die Aufnahme in die UdSSR gebeten hätten. Im weiteren Verlauf wurden diese »bürgerlichen Republiken« liquidiert. Man könnte aber auch von einem »erzwungenen Selbstmord« sprechen.

Irische Republikaner könnten nun die Auffassung vertreten, dass ihre Republik durch den Anglo-Irischen Vertrag von 1921 auf ähnliche Weise liquidiert wurde. Ihrer

Ansicht nach war der Vertrag ungültig, weil die irischen Vertreter durch die Kriegsdrohung der Briten zur Annahme genötigt wurden, und sie waren fest davon überzeugt, dass Einschüchterung und Zwang im Spiel gewesen waren. Die Anhänger des Freistaats dagegen glaubten, dass der Inhalt des Vertrages nicht so schwerwiegend war und dass sich hinter der Behauptung von einer »Liquidierung der Republik« eine kompliziertere Wirklichkeit verbarg. Sie konnten sich auf die Fakten stützen. Zwar waren der Name und die Form der »Republik« unter Zwang aufgegeben worden, aber die Substanz eines eigenständigen, sich selbst verwaltenden irischen Staates blieb bestehen. Zudem wurde Irland durch den Vertrag nicht in das Vereinigte Königreich eingegliedert, er schuf vielmehr die Grundlagen, auf denen später die Irische Republik errichtet wurde.

Somit verbleibt noch eine Kategorie, die man in Ermangelung eines präziseren Begriffes als das politische Gegenstück des Kindstods bezeichnen könnte. Um überleben zu können, brauchen neugeborene Staaten intakte innere Organe, eine funktionsfähige Exekutive, eine schlagkräftige Verteidigung, Einnahmen und einen diplomatische Dienst. Wenn sie all dies nicht besitzen, fehlen ihnen die Mittel, um ihre autonome Existenz zu sichern und aufrechtzuerhalten, und sie gehen unter, bevor sie atmen und gedeihen können. Die »Eintages-Republik« in der Karpatenukraine zeigt dies sehr anschaulich. Da ihr Exekutivorgan lediglich die Proklamation der Unabhängigkeit, aber nichts darüber hinaus zustande brachte, kann man sie als Totgeburt bezeichnen.

Andere junge Staaten sind nach kurzem Kampf untergegangen. Nie ist ein neuer Staat verwundbarer als in seiner Anfangszeit, und die Geier beginnen schon zu kreisen, sobald das Neugeborene seinen ersten Atemzug tut. Viele dieser Neugeborenen sterben, weil sie nicht in der Lage sind, sich aus eigener Kraft zu erhalten, wenn ihnen die Unterstützung der Eltern entzogen wird. Sämtliche napoleonischen Schöpfungen, wie etwa das Königreich Etrurien, gehören in diese Kategorie. Andere brechen zusammen, weil ihr politisches, militärisches oder wirtschaftliches Umfeld zu abweisend ist. Einige Beispiele dafür finden sich in der kurzen Darstellung der sowjetischen Geschichte in Kapitel 15. Einer dieser Staaten war Kerenskis konstitutionelles und republikanisches Russland, das im Februar 1917 nach dem Sturz der zaristischen Regierung

entstand und dessen provisorische Regierung schon nach acht Monaten von den Bolschewiken ausgelöscht wurde. Zu dieser Gruppe zählen auch die Weißrussische Volksrepublik von 1918 und die Ukrainische Volksrepublik, die zur selben Zeit ausgerufen wurde. Als drittes könnte man das Heimatland des Begründers der Sowjetunion nennen, die Republik Georgien, die sich nach ihrer Entstehung 1918 drei Jahre lang behaupten konnte und die fast 90 Jahre später im feindseligen Umfeld des großen russischen Nachbarn erneut Lebenszeichen von sich gab.[33]

Eine erfolgreiche Staatsbildung ist ein seltener Glücksfall. Sie erfordert Gesundheit und Lebenskraft, wohlmeinende Nachbarn und das zielstrebige Bemühen, das eigene Wachstum voranzutreiben und einen Zustand der Reife zu erreichen. Alle bekannten Staatswesen der Geschichte haben diese Phase der Prüfung in der Kindheit durchlaufen, und viele von ihnen haben später ein sehr hohes Alter erreicht. Wer von ihnen die Prüfung nicht bestand, ging sang- und klanglos unter. Das ist das Naturgesetz des Seins, es gilt gleichermaßen für politische Gemeinwesen wie für den Menschen im Allgemeinen.

Seit den Zeiten der alten Griechen zog der Tod eines Monarchen eine große Trauerfeier, eine Grabrede, eine Beerdigung oder das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, eine Inschrift auf dem Grabstein und einen Nachruf nach sich. Die Beisetzung des Westgotenkönigs Alarich im Fluss Busento war lediglich eine kleine Abweichung von der üblichen Praxis. Die Angelsachsen und die Wikinger bestatteten ihren Häuptling oft zusammen mit seinem Schiff, um das Ende seiner Herrschaft und den Beginn einer neuen Reise entweder in die Walhalla oder in den Himmel zum Ausdruck zu bringen:

Für Scyld kam auch die Schicksalsstunde,
Es ging der Held in Gottes Hut.
Da trugen die Treuen den toten Fürsten
Zum Seegestade, wie selbst er bestimmt
Als der Recke noch mächtig der Rede war.
Der liebe Scylding, der Landesgebieter,
Vereist im Hafen lag erzbeschlagen
Das Flutross des Fürsten, zur Fahrt bereit;
Und es legten die Mannen den lieben König,

Den Brecher der Ringe, an Bord des Schiffes
Beim Maste nieder. Gar manches Kleinod
Und funkelnder Schmuck ward fernher gebracht.
…
Mit Hieber und Harnisch, dem Helden im Schoß

Lag edles Gestein, das hinaus mit ihm
In der Flut Bereich fahren sollte.
…
Sie hissten ihm noch zu Häupten ein Banner,
Ein goldgefärbtes, dann gab man ihn preis
Den tosenden Wogen mit traurigem Herzen,
Mit sorgendem Sinn. Zu sagen vermag
Der Helden keiner, der Hallenbewohner
Unterm leuchtenden Himmel, wo die Landung stattfand.[34]

Im Allgemeinen wurde der Untergang eines Staatsschiffes nicht so ausführlich begangen, wenn auch bisweilen durchaus Nachrufe zu vernehmen waren. William Wordsworth etwa betrauerte den Tod eines Staates, der wesentlich älter war als das Königreich Etrurien, aber ebenfalls zu jenen Gemeinwesen gehörte, die durch die Launen Napoleons ausgelöscht wurden:

Einst war des Ostens Schönheit ihr zu eigen,
dem Westen Schutz, bewahre sie den Wert,
den ihr der Adel der Geburt beschert:
Venedig, erste in der freien Städte Reigen!
Wie strahlend, jung und weiblich war die Stadt,
die niemals ward verführt und nie geschändet,
und wenn sie sich der Ehe zugewendet,
war es das Meer, das sie sich erkoren hat.
Und dann sie ihren Ruhm verwelken sah
und die erkämpfte Vormachtstellung schwinden:
Zu ihres langen Lebens letztem Jahr
lasst uns ein Wort des Mitgefühles finden
und trauern, auch wenn sie ein Schatten war
von alter Größe, als das Ende nah.[35]

Anmerkungen

Anmerkung der Redaktion: In den bibliografischen Angaben aller Kapitel sind jeweils einige weiterführende Literaturhinweise speziell für die deutsche Leserschaft eingefügt. Sie befinden sich hinter den englischsprachigen Standardwerken.

Einführung

1. John hunt, *Mount Everest. Kampf und Sieg*, Wien 1954; r. Mantovani, *Everest. Kampf in eisigen Höhen*, rastatt 2001; J. r. smith, *Everest. The Man and the Mountain*, caithness 1999.
2. T. Gwynn Jones, *Geiriadur. Cymraeg – Saesneg a Saesneg – Cymraeg*, cardiff 1953.
3. William Johnson cory (1823–1892), nach Kallimachos (3. Jahrhundert v. Chr.) dt. von Markus asper, *Kallimachos: Werke. Griechisch und Deutsch*, Darmstadt 2004. Aventinus-Ls hbfo/910 ea 2166.
4. Edward Gibbon, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums*, München 2003; *The Autobiography of Edward Gibbon*, London 1910.
5. Norman Davies, *The Isles. A History*, London 1999.
6. »der tag, mein Gott, ist nun vergangen«, engl. »The Day, dear Lord, is finished now« (1870), text von John Ellerton, nach der Melodie »St Clement« von Clement scholefeld. Deutsch von Gerhard Valentin 1964.
7. »Nazi Gold. Publishing the Third Reich«, BBc Radio 4 am 17. März 2011.
8. A. J. P. Taylor, *The Struggle for Mastery in Europe*, Oxford 1954; *English History, 1914–45*, Oxford 1965; *The Habsburg Monarchy, 1809–1918*, London 1948; *Bismarck, Mensch und Staatsmann*, München 1981; *The Course of German History*, London 1945; *Die Ursprünge des Zweiten Weltkriegs. Die Jahre 1933–1939*, München 1980ff.
9. H. Trevor-Roper, *Historical Essays*, London 1957, Vorwort, zitiert von Adam Sisman, *Hugh Trevor-Roper. The Biography*, London 2010, S. 293.
10. Ebenda, S. 168, 294.
11. Siehe R. B. Cunninghame Graham, *A Vanished Arcadia. Some Account of the Jesuits in Paraguay, 1607–1767*, London 1901; B. L. Putnam Weale, *The Vanished Empire*, London 1926 zu China; Mabel Cabot, *Vanished Kingdoms. A Woman Explorer in Tibet, China, and Mongolia, 1921–25*, New York 2003; oder: Oriental Institute Museum, Chicago, *Vanished Kingdoms of the Nile. The Rediscovery of Nubia. An Exhibition*, Chicago 1995.
12. Murry Hope, *Atlantis. Mythos oder Wirklichkeit?*, Frankfurt am Main 1994; r. Vidal-Naquet, *The Atlantis Story. A Short History of Plato's Myth*, Exeter 2007.
13. http://www.jewishvirtuallibrary.org/jsource/archaeology/Bethsaida.html, siehe auch P. r. Davies, *In Search of Ancient Israel*, Sheffeld 1992.
14. 2 Sam 13,37.
15. Thomas Gray, »Elegy Written in a Country Church-yard« (1751) dt. von Johann Gottfried Seume, »des Dorfes Friedhof«, in: *Sämmtliche Werke*, Bd. 7, Leipzig 1853, S. 14.

16. John Keats, »La Belle Dame Sans Merci« (1819). dt. von Gisela Etzel, *John Keats, Gedichte*, Leipzig 1910, S. 96f.
17. Percy Bysshe Shelley, »Ozymandias« (1818). Ramses ii., Pharao der 19. Dynastie, war bei den Griechen als Ozymandias bekannt. seine Statue, »der jüngere Memnon«, die Shelley inspirierte, befndet sich im British Museum. dt. Übersetzung vgl. http://www.sonett-archiv.com/forum/archive/index.php/thread-200.html.
18. Horaz, *Oden*, i,14, Zeile 1–4.
19. Aus Henry Wadsworth Longfellow, »The Building of the ship« (1849). dt.: »der Bau des schiffes«, übers. von Th. Zermelo, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* 1861, Bd. 30, S. 293–304.
20. W. S. Churchill, *The Second World War*, Bd. 3: *The Grand Alliance*, London 1950, S. 24. dt.: *Der Zweite Weltkrieg. Memoiren*, Bd. 3: *Die große Allianz*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1985.

Kapitel 1: Tolosa

Bibliografscher Hinweis: Lange hat die Geschichtsschreibung die Westgoten sehr stiefmütterlich behandelt. Der Niedergang des Römischen Reiches im Westen wurde in den gängigen Darstellung aus der Reichsperspektive und von lateinischen Quellen ausgehend betrachtet. Zudem schenkte man dem 5. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Übergangs, allgemein nicht viel Beachtung. Die *New Cambridge Medieval History*, Bd. 1, Cambridge 2005, beschäftigt sich zum Beispiel gar nicht mit der Zeit vor dem Jahr 500 n. Chr. In englischer Sprache gibt es zwei wichtige Sammlungen akademischer Forschungen: P. Heather (Hg.), *The Visigoths from the Migration Period to the Seventh Century. An Ethno-graphic Perspective*, Woodbridge 1999, und A. Ferreiro (Hg.), *The Visigoths. Studies in Culture and Society*, Leiden 1999. Auf Deutsch ist kürzlich eine zusammenfassende Darstellung zum Thema erschienen: Gerd Kampers, *Geschichte der Westgoten*, Paderborn 2008. Ein Kapitel mit dem Titel »The First Gothic Successor State« ist in Peter Heathers *The Goths*, Oxford 1996, S. 181–215 versteckt. Auch in Herwig Wolframs Gesamtdarstellung *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts*, München 52009, widmet sich ein Kapitel dem Tolosanischen Reich, S. 178–248.

I

1. Siehe http://www.lescommunes.com/commune-vouille_86190_-86294.de.html (2012). dazu auch *15e Centenaire de la Bataille de Vouillé*, 507–2007,

Vorwort von ségolène Royal, Poitiers 2007, S. 29.
2. www.507vouillelabataille.com (2012).

II

3. Nach J. B. Bury, *The History of the Later Roman Empire*, 395–800, London 1889, Bd. 1, Kap. 6.
4. Siehe H. Wolfram, *Die Goten*, München 52.009; P. Heather, »The Fourth Century Coths«, in: P. Heather und J. Matthews, *The Goths in the 4th Century*, London 1991, S. 51–94.
5. Themistios, *Orationes*, zitiert bei Heather und Matthews, *The Goths in the 4th Century*, S. 47.
6. Edward Gibbon, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums*, Bd. 4, Kap. 31, München 2003, S. 335.
7. Marcel Brion, *Alaric the Goth*, London 1932.
8. Paulus Orosius († 418), *Historiae adversum Paganos* VII 43,4–7, zitiert in Gibbon, *Verfall und Untergang*, Kap. 31, S. 335f.
9. Siehe R. Mathisen und H. Sivan, »Forging a New Identity: The Kingdom of Toulouse and the Frontiers of Visigothic Aquitaine, 418–507«, in Ferreiro, *The Visigoths*, S. 1–62.
10. Septimania, »die Provinz der sieben Städte« an der Mittelmeerküste, bestand aus den heutigen Regionen Beziers, Elne, Agde, Narbonne, Lodève, Maguelonne und Nîmes.
11. Siehe Mathisen und Sivan, »Forging a New Identity«.
12. Hieronymus (342–420), Übersetzer der lateinischen Vulgata. Seine Chronik baute auf dem früheren Werk des Eusebius auf und wurde zur grundlegenden Quelle für die Geschichte der frühchristlichen Kirche. Siehe auch L Valentin, St *Prosper d'Aquitaine*, Paris 1900.
13. E.A. Thompson, *The Huns*, Oxford 1999; Christopher Kelly, *Attila the Hun. Barbarian Terror and the Fall of the Roman Empire*, London 2008.
14. Sidonius Apollinaris, *Epistulae* I,2. Die Übersetzung stammt aus Wolfram, *Die Goten*, S. 208–211.
15. K. Zeumer (Hg.), *Leges Visigothorum Antiquiores*, Hannover 1894.
16. Pablo C. Diaz, »Toulouse. The Shadow of the Roman Empire«, in: Heather, *The Visigoths*, S. 330ff.
17. Siehe lan Wood, in: Kathleen Mitchell und lan Wood (Hg.), *The World of Gregory of Tours*, Leiden 2002.
18. T. Hodgkin, *Theodoric the Goth. The Barbarian Champion of Civilization*, London 1923.
19. Siehe J. Gaudemet, »Bréviaire d'Alaric«, in: Jean Leclant (Hg.), *Dictionnaire de l'Antiquité*, Paris 2005.
20. Siehe Edward James, *The Franks* (Oxford 1998).
21. Gregor von Tours, *Historia Francorum* 2,35; der lateinische Text ist verfügbar unter www.the-latinlibrary.com/gregorytours/gregorytours2.shtml; deutsch: Gregor von Tours, *Fränkische Geschichte*, 3 Bände, Nach der Übersetzung von Wilhelm von Giesebrecht neu bearbeitet von Manfred Gebauer, Essen 1988, Bd. 1, S. 129.
22. Ebenda, 2,37. Bd. 21, S. 133.
23. Lan Wood, in: Rosamund McKitterick und Roland Quinault (Hg.), *Gibbon and Empire*, Cambridge 1997.
24. Gibbon, *Verfall und Untergang*, Bd. 5, Kap. 38, S. 264.
25. Siehe John Moorehead, *Justinian*, London 1994.

III

26. Siehe B. Young, »The Missing Archaeology of the Visigoths«, in: *The Battle of Vouillé: Symposium Commemorating the 1500th Anniversary*, University of Indiana at Urbana Champaign, 12. April 2007; http://theheroicage.blogspot.com/2007_04_01_archive.html (2012)
27. »La Bataille de Voulon«, http://voulon.fr/histoire_42.htm (2012).
28. www.jacobins.mairie-toulouse.fr/patrhist/edifices/menu/listeed_o.htm (2012); www.visite.org/aquitaine/fr/patrimoine.php (2012).
29. A. Ferreiro, *The Visigoths in Gaul and Spain, ad* 418–711. *A Bibliografy*, Leiden 1998.
30. »Clôitres et monastères disparus de Toulouse«, http://pedagogie.ac-toulouse.fr/culture/religieux/clodaurade.htm (2012).
31. www.corbieresweb.com/montagne-d-alaric?lang=en (2012).
32. Henry Lincoln, *The Holy Place. Decoding the Mystery of Rennes-Ie-Château*, Moreton-in-Marsh 2005; www.rennes-le-chateau-archive.com/ (2012).
33. Henri Boudet, La *Vraie Langue celtique et le cromlech de Rennes-Ies-Bains*, Carcassonne 1886, dt.: *Die wahre Sprache der Kelten und der Kromlech von Rennes-Ies-Bains*, Groß-Gerau 2009.
34. http://redpill.dailygrail.com/wiki/Rennes_le_Chateau (2012); http://www.dreamscape.com/morgana/metis.htm (2012).
35. *Gérard de sède, L'Or de Rennes, ou La vie insolite de Bérenger Sauniere*, Paris 1967; Michael Baigent, Richard Leigh und Henry Lincoln, *Der heilige Gral und seine Erben. Ursprung und Gegenwart eines geheimen Ordens*, Bergisch Gladbach 2005; R. Andrews und P. Schellenberger, *Das letzte Grab Christi. Die Geometrie des Heiligen Gral*, Bergisch Gladbach 1999; Lynn Picknett und Clive Prince, *The Templar Revelation. Secret Guardians of the True Identity of Christ*, London 2007; Christian Doumergue, *Rennes-Ie-Château, le grand héritage*, Nîmes 1997. Dan Brown, *Sakrileg*, Bergisch Gladbach 2004.
36. Siehe Joseph O'Callaghan, *A History of Medieval Spain*, Ithaca, NY, 1975, Kap. 1,»The Visigothic Kingdom«; Harald Livermore, *Twilight of the Goths. The Rise and Fall of the Kingdom of Toledo*, 575–711, Bristol 2006.
37. D. A. Pharies, *A Brief History of the Spanish Language*, Chicago 2007.
38. http://rickmk.com/rmk/Pray/got-our.html (2012).
39. V. Kouznetsov, *Les Alains. Cavaliers des steppes, seigneurs du Caucase*, Paris 1997.
40. August von Platen (1796–1835), »Das Grab im Busento« (1820).

Kapitel 2: Alt Clud

Bibliografischer Hinweis: Es gibt keine Monografie, die sich speziell diesem Thema widmet, und nur eine Handvoll verstreuter wissenschaftlicher Aufsätze wie etwa Alan Macquarrie, »The Kings of Strathclyde«, in: A. Grant und K. Stringer (Hg.), *Mediaeval Scotland. Crown, Lordship and Community*, Edinburgh 1993, S. 1–20, oder für die spätere Zeit Davitt Broun, »The Welsh Identity of the Kingdom of Strathclyde, 900–1100«, *Innes Review* 55, 2004, S. 111–180. Eine wachsende Informationsflut ganz unterschiedlicher Qualität ist auf den immer zahlreicher vorhandenen

Internetseiten zu finden, darunter www.templum.freeserve.co.uk/history/strathclyde/localkings.htm (2012) und http://en.wikipedia.org/wiki/List_of_Kings_of_Strathclyde (2012). Den historischen Hintergrund beschreibt Alistair Moffat in *Before Scotland. The Story of Scotland before History*, London 2005, bes. Kap. 7, »The Last of the British«.

I

1. Eine Panoramaansicht der Gegend von Dumbarton Rock sieht man unter www.flickr.com/photos/ccgd/5512793/ (2012). Siehe auch *Dumbarton Rock*, ein Foto von John Crae; www.clydesite.co.uk/articles/upperriver.asp (2012).
2. R. Jeffrey und I. Watson, *Doon the Watter. A Century of Holidays on the Clyde*, 2 Bde, Edinburgh 1999.
3. Lain McCrorie, *The Royal Road to the Isles*, Glasgow 2001; F. M. Walker, Song of the *Clyde. A History of Clyde Shipbuilding*, Edinburgh 2001; siehe auch http://www.shipsofcalmac.co.uk/company_timeline.asp (2012).
4. http://www.traditionalmusic.co.uk/folk-song-lyrics/Roamin_in_the_Gloamin.htm (2012); siehe auch Gordon Irving, Great Scot. *The Life Story of Sir Harry Lauder*, London 1968.
5. Zitiert nach www.turningwood.fsnet.co.uk/dumbarton.html (2004) [nicht mehr auffindbar] http://www.undiscoveredscotland.co.uk/dumbarton/dumbartoncastle/index.html (2012); siehe auch lain Maclvor, *Dumbarton Castle*, Edinburgh 2003.
6. Siehe Brian Lavery, »The British Government and the American Polaris Base on the Clyde«, *Journal of Martime Research*, September 2001.
7. www.whiskymag.com/whisky/brand/ballantine_s (2004); www.ballantines.com (2012).
8. Gegründet 1765, siehe www.dunbartonnh.org (2012).

II

9. Th. E. Mommsen, »Petrarch’s Conception of the Dark Ages«, *Speculum* 17/2 (1942), S. 226–242.
10. K. H. Schmidt, »Insular Celtic: P and Q Celtic«, in: M. J. Ball und J. Fife (Hg.), *The Celtic Languaqes*, London 1993, S. 64–98; Paul Russell, *An Introduction to the Celtic Languages*, London 1995.
11. W. F. Skene, *The Four Ancient Books of Wales*, 2 Bde, Edinburgh 1868.
12. http://en.wikipedia.org/wiki/Cumbric_language (2012).
13. Siehe Peter Brown, *The Rise of Western Christendom*, Oxford 22008.
14. Elizabeth Sutherland, *In Search of the Picts. A Celtic Dark Age Nation*, London 1994.
15. Vielleicht wurde es mit einem anderen Alauna südlich des Hadrianswalls in einen Topf geworfen, das gewöhnlich am Ort des heutigen Maryport (Cumbria) lokalisiert wird. Siehe auch I. A. Richmond, »Ancient Geographical Sources for Britain North of the Cheviot«, in seinem Buch *Roman and Native in North Britain*, Edinburgh 1958; C. W. S. Barrow, »The Tribes of North Britain Revisited«, *Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland* 119, 1989, S. 161ff.
16. Im Juli 2008 wurde der Antoninuswall von der UNESCO als Stätte des

Weltkulturerbes anerkannt. Siehe http://www.antoninewall.org/index.php.

17. Siehe Michael Jones, *The End of Roman Britain*, Ithaca, NY, 1996.
18. *Peniarth* MS 45, National Library of Wales: eine englische Übersetzung findet man unter http://www.maryjones.us/ctexts/bonedd.html (2012).
19. »Yr Hen Ogledd«, in: John Koch (Hg.), *Celtic Culture. A Historical Encydopedia*, Oxford 2006.
20. C. T. Creenhead, zitiert in Moffat, *Before Scotland*, S. 305.
21. Old Kilpatrick, West Dunbartonshire, das am Ufer des Clyde am Westende des Antoninus-walles liegt. Siehe www.rcag.org.uk/parishes_st.patricks_oldkilpatrick.htm.
22. Macquarrie, »The Kings of Strathclyde«, S. 4, und A. Boyle, »The Birthplace of St Patrick«, *Scottish Historical Review* 60, 1981. Boyles Cleichsetzung von Fintry nahe Old Kilpatrick mit dem *Ventre* in Miurchus *Vita sancti Patricii* (7. Jahrhundert) und mit W. J. Watsons *Venn tref* oder »Weißem Haus« wird, nicht ganz überzeugend, mit dem Argument zurückgewiesen, dass Kilpatrick angeblich ein gälischer Name aus sehr viel späterer Zeit sei; W. J. Watson, *The History of Celtic Placenames of Scotland*, Edinburgh 1993. Siehe J. B. Bury, *The Life of* St *Patrick and his Place in History*, London 1905.
23. Patrick, »Brief an Coroticus«, in: R. P. C. Hanson, *The Life and Writings of the Historical Saint Patrick*, New York 1983, S. 58–73.
24. Daphne Brooke, *The Search for St Ninian*, Whithorn 1993.
25. Leslie Alcock, »A Multi-Disciplinary Chronology for Alt Clut, Castle Rock, Dumbarton«, *Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland*, 1975/1976, S. 105.
26. Siehe Kathleen Hughes, »The Welsh Latin Chronicles. *Annales Cambriae* and Related Texts«, in: Hughes, *Celtic Britain in the Early Middle Ages. Studies in Scottish and Welsh Sources*, Woodbridge, 1980, S. 67–85.
27. Nennius, *Historia Brittonum* (»A History of the Britons«), hg. v. D. Dumville, Cambridge 1985. Deutsche Übersetzung: Nennius, *Historia Brittonum*, lat.-dt., hg. und übers, von Günter Kla-wes, Wiesbaden 2012.
28. Moffat, *Before Scotland*, S. 320.
29. Text und engl. Übersetzung: Adamnan, *Life of St Columba*, hg. v. W. Reeves, Lampeter 1988; Adamnan of lona, *Life of St Columba*, übers. v. R. Sharpe, London 1995. Deutsche Übersetzung: *Adamnan. Das Leben des heiligen Columba von lona. Vita S. Columbae*, hg. und übers. von Theodor Klüppel, Stuttgart 2010.
30. http://www.clanarthur.com (2012).
31. In Strathblane. In Arthur *and the Lost Kingdoms*, London 1999, tritt Alistair Moffat dafür ein, dass Roxburgh Castle in den Borders, der Crenzregion zwischen England und Schottland, König Arthurs Machtbasis gewesen sei.
32. John Bruce, *History of the Parish of West or Old Kilpatrick and of the Church and Certain Lands in the Parish of East or New Kilpatrick*, Glasgow 1893; Joseph Irving, *History of Dumbartonshire*, Dumbarton 1860.
33. James Knight, *Glasgow and Strathclyde*, London 1930. Die Bezüge auf Bruce, Irving, Knight und andere findet man unter www.templum.freeserve.co.uk/history/strathclyde/arthur.htm (2012).
34. Die Vita hat jocelyn von Furness verfasst. Siehe John Glass, *The Mission of* St *Mungo*, Twickenham 2007.
35. »The University of Glasgow Story« unter www.universitystory.gla.ac.uk/coat-of-arms/ (2012).
36. Siehe www.catholicireland.net/church-a-bible/church/january-saints/1226–14-st-kentigern-or-mungo (2012).
37. Adamnan, *Das Leben des heiligen Columba von lona*, Kap. 8, S. 73. Siehe auch »Rhydderch Hael«, http://www.celtnet.org.uk/gods_rh/rhydderch.html (2012).
38. Siehe M. Lapidge und D. Dumville, *Gildas. New Approaches*, Woodbridge 1984.
39. A. Marett-Crosby, *The Foundations of Christian England. Augustine of*

Canterbury and his Import, York 1997
40. J. T. Koch (Hg.), *The Gododdin of Aneirin. Text and Context from Dark-Age North Britain*, Cardiff 1997, S. 52.
41. Ebenda, S. 10f.
42. Ebenda, S. 12f.
43. Aus »The Stanzas of the Graves«, in: *The Black Book of Carmarthen*, http://www.celtic-twi-light.com/camelot/poetry/yrhengerdd/englynion_y_beddau.htm (2008).
44. Moffat, *Before Scotland*, S. 326.
45. Beda, *Kirchengeschichte*, Buch 4, Kap. 26. Deutsche Übersetzung: Günther Spitzbart, *Beda der Ehrwürdige. Kirchengeschichte des Englischen Volkes*, Darmstadt 1982, S. 409.
46. James Fraser, *The Pictish Conquest. The Battle of Dunnichen 685 and the Birth of Scotland*, Stroud 2006.
47. Moffat, *Before Scotland*, S. 328f.
48. Siehe W. D. Simpson, *The Early Christian Monuments at Aberlemno, Angus*, Edinburgh 1969.
49. *Early Welsh Genealogical Tracts*, übers. v. P. C. Bartrum, Cardiff 1966: auch online unter http://kmatthews.org.Uk/history/harleian_genealogies/5.html (2012).
50. »Pittin the mither tongue online«, www.scots-online.org (2012).
51. Macquarrie, »The Kings of Strathclyde«, S. 1.
52. Siehe John Bannerman, *Studies in the History of Dalriada*, Edinburgh 1974.
53. N. A. M. Rodger, *The Safeguard of the Sea. A Naval History of Britain*, 660–1649, London 1997, S. 5.
54. Beda, *Kirchengeschichite*, Buch 1, Kap. 1,12, S. 51.
55. *Brut y Tywysogion* (»Fürstenchronik«), hg. v. Revd John Williams ab Ithel, London 1860, ND New York 1965, S. 6f.
56. Auch Teudibar map Beli. Siehe www.earlybritishkingdoms.com/lists/strathclyde.html (2012).
57. N. Aitchison, *Scotland's Stone of Destiny. Myth, History and Nationhood*, Stroud 2000.
58. Macquarrie, »The Kings of Strathclyde«, S. 12,18.
59. *Brut y Tywysogion*, S. 14f.; *Nennius. British History and the Welsh Annals*, hg. v. J. Morris, London 1980, S. 48, 89; *The Annales Cambriae: Texts A-C in Parallel*, hg. v. D. Dumville, Cambridge 2002; *The Annals of Ulster*, zitiert in Alcock, »A Multi-Disciplinary Chronology for Alt Clut«, S. 106.
60. Eigene Rekonstruktion des Autors.
61. A. A. M. Duncan, *Scotland. The Making of the Kingdom*, Edinburgh 1995, S. 90.
62. Macquarrie, »The Kings of Strathclyde«, S. 12.
63. Ebenda, S. I2f.
64. Siehe John Davies, *A History of Wales*, London 1993, S. 62ff.
65. Norman Davies, *The Isles. A History*, London, 1999, S. 216f.
66. *Brut y Tywysogion, S. 20f*
67. Siehe Broun, »The Welsh Identity of the Kingdom of Strathclyde«.
68. Siehe z.B. Nicholas Aitchison, *Macbeth. Man and Myth*, Stroud 1999.
69. *The Chronicle of john of Worcester*, hg. v. R. Darlington und P. McCurk, Oxford 1998.
70. A. A. M. Duncan, *Kingship of the Scots*, 842–1292, Edinburgh 2002, S. 37–41.
71. Cynthia Nevile, *Native Lordship in Mediaeval Scotland. The Earldoms of Stratheam and Lennox*, 1140–1365, Portland und Dublin 2005.
72. Michael, Bischof von Glasgow. Englischen Quellen zufolge wurden zwei frühere Bischöfe von Glasgow von den Erzbischöfen von York ernannt. Bischof Magsuen, der das Amt zwischen 1055 und 1060 innehatte, könnte es den Eroberungen von Earl Siward verdankt haben.
73. A. Dooley und H. Roe, *Tales of the Eiders of lreland*, Oxford 1998, S. 13.
74. F. Mort, *Renfrewshire*, Cambridge 1912.

75. A. A. M. Duncan, »William, Son of Alan Wallace. The Documents«, in J. Cowan (Hg.), *The Wal-lace Book*, Edinburgh 2007, S. 42–63.
76. Fiona Watson, »Sir William Wallace. What We Do – and Don't Know«, in: Cowan, *The Wallace Book*, S. 27.
77. J. C. Borland, *William Wallace. His Birthplace and Family Connections*, Kilmarnock 1999.
78. James A. Mackay, *William Wallace. Brave Heart*, Edinburgh 1996.
79. George Fraser Black, *The Surnames of Scotland. Their Origin, Meaning and History*, New York 1946.
80. Siehe auch M. Stead und A. Young, *In the Steps of William Wallace*, London 2002.
81. Alistair Moffat, *The Highland Clans*, London 2010, S. 151.

III

82. Siehe G. W. S. Barrow, *Kingship and Unity. Scotland* 1000–1306, London 1981.
83. John Prebble, *Culloden*, London 1973; J. Sadler, *Culloden. The Last Charge of the Highland Clans*, Stroud 2006.
84. John Prebble, *The Highland Clearances*, London 1963.
85. Wilson McLeod, *Revitalising Gaelic in Scotland*, Edinburgh 2006.
86. R. Renwick und J. Lindsay, *The History of Glasgow*, 3 Bde, Glasgow 1934.
87. James Macpherson, aus »Carthon«, in: *The Poems of Ossian and Related Works*, Edinburgh 1896. Deutsch: *Die Gedichte Ossian's eines alten celtischen Helden und Barden*, übers. v. Edmund von Harald, Düsseldorf 1775, S. 82.

Kapitel 3: Burgund

Bibliografischer Hinweis: Die meisten allgemeinen Werke über Burgund sind aus französischer Perspektive verfasst, und die meisten konzentrieren sich auf die Geschichte des mittelalterlichen Herzogtums. Siehe hierzu zum Beispiel Henri Drouot, *Historie de Bourgogne*, Paris 1927 oder Jean Richard, *Histoire de Bourgogne*, Paris 1957. In englischer Sprache gibt es kein Standardwerk über das zum Heiligen Römischen Reich gehörende Königreich Burgund und auch keine breit angelegte Darstellung der burgundischen Geschichte insgesamt. Auf Deutsch liegt eine Vielzahl von Monografien vor, etwa Reinhold Kaiser, Die Burgunder, Stuttgart 2004 oder Joachim Heinzle (Hg.), Mythos Nibelungen: Stuttgart 2013.

I

1. Siehe dazu brk.dk; ferner http://en.wikipedia.org/wiki/bornholm (2007).

2. Siehe dazu www.cimber.com (2010), www.airliners.net/aviation-forums/General_aviation/4474449 (2010).
3. http://en.wikipedia.org/wiki.bornholmsk_dialect (2002); J. D. Prince, »The Danish Dialect of Bornholm«, *Proceedings of the American Philosophical Society*, 63/2 (1924), S. 190–207.
4. »Bornholmsk Folkemusik«, http://www.myspace.com/habbadam (2010).
5. J. H. Hopkins, »Bornholm Disease«, *British Medical Journal*, 1/4664, Mai 1950.
6. Martin Andersen Nexø, *Pelle Eroberen* (1910), deutsch: *Pelle der Eroberer* (1912); 1987 von Bille August verfilmt.
7. http://www.iau.org.tw.
8. »Trolling Master Bornholm Allinge«, http://www.eventful.com/events/trolling-master.../ (2010).
9. Danish Naturists Federation, http://www.strandguide.dk (2010).
10. »Bright Green Island«, http://www.brk.dk/bornholm/site=aspx?p=45 (2010).
11. Erling Haagense, *The Templars' Secret Island*, Moreton-in-March 2000.
12. R. Cuichard, *Essai sur l'histoire du peuple Burgonde de Bomholm*, Paris 1965; I. Wood, »Ethnicity and the Ethnogenesis of the Burgundians« in H. Wolfram und W. Pohl (Hg.), *Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern*, Wien 1990.
13. Siehe dazu Knud Jespersen, *A History of Denmark*, Basingstoke 2004.
14. »Danish Island Calls for Help«, 28. Dezember 2010, www.swedishwire.com/nordic/7860 (2010).

II

15. James Bryce, *The Holy Roman Empire*, London 1901, S. 434.
16. Ebenda.
17. Odet Perrin, *Les Burgondes*, Neuchâtel 1968.
18. Cuichard, *Essai.*
19. C. W. S. Friedrichsen, *The Gothic Version of the Epistles*, London 1937; Charles A. Anderson Scott, *Ulfilas: Apostle of the Goths*, Cambridge 1885.
20. Aus *Widsith*, hg. v. K. Malone, London 1936.
21. Perrin, *Les Burgondes*, S. 270–273.
22. *Das Nibelungenlied*, übersetzt von Karl Joseph Simrock, http://www.gutenberg.org/catalog/world/readfile?fk_files=1497736.
23. Edward Peters, »Introduction«, zu Katherine Drew, *The Burgundian Code: Book of Constitution or Law of Gundobad*, Philadelphia 1963, S. 1f.
24. C. F. Stevens, *Sidonius Apollinaris and his Age*, Oxford 1933.
25. J. Favrod, *Les Burgondes: un royaume oublié au coeur de l'Europe*, Lausanne 2002, S. 32ff.
26. Ebenda, S. 235.
27. Perrin, Les *Burgondes*, S. 537.
28. Siehe dazu P. Crierson und M. Blackburn, *Medieval European Coinage*, Cambridge 1986, Bd. 1, S. 75ff.
29. »St Clothilda«, *Catholic Encyclopedia*, New York 1907.
30. »The Burgundian Civil War«, *Burgundians in the Mist*, http://www.theburgundian.blogspot.com/2010/burgundian-civil-war.html (2010).
31. Drew, *The Burgundian Code*, enthält den Text des Kodex in englischer Übersetzung.
32. Ebenda, S. 31.
33. Ebenda, S. 84.
34. Ebenda, S. 86.
35. Ebenda, S. 17.
36. F. Paxton, »Power and the Power to Heal: The Cult of Sigismund of Burgundy«, *Early Modern Europe* 2 (1993), S. 95–110.

37. D. Shanzer und I. Wood, *Avitus of Vienne: Letters and Selected Prose*, Liverpool 2002.
38. P. Bouffard, *Saint-Maurice d’Agaune*, Genf 1974.
39. J. von Pflugk-Hartung, *A History of all Nations from the Earliest of Times*, Philadelphia 1905, S. 599.
40. Siehe dazu Guy Raynaud de Lage, *Introduction à l’ancien français*, Paris 1975; P. Porteau, »Langue d’oc d’o’i’l«, in seinem Werk *Deux études dans l’histoire de la langue*, Paris 1962.
41. Gregor von Tour, *Historie Francorum*, 4:25. Siehe dazu auch Medieval Online Sourcebook, www.fordham.edu/halsall/basis/gregory-hist.html.
42. Ebenda, 3:19.
43. J. Favrod (Hg.), *La Chronique de Marius d’Avenches*, Lausanne 1991.
44. W. E. Klingshirn, *Caesarius of Arles: The Making of a Christian Community in Late Antique Gaul*, Cambridge 1994.
45. F. MacManus, St. *Columban*, New York 1963; Katherine Lack, *The Eagle and the Dove: The Spirituality of the Celtic Saint Columbanus*, London 2000.
46. J. M. Wallace-Hadrill, »The Bloodfeud of the Franks« in seinem Werk *The Long-Haired Kings and Other Studies in Frankish History*, London 1962.
47. J. M. Wallace-Hadrill, »Fredegar and the History of France«, ebenda, S. 87.
48. Ebenda, S. 92.
49. Ebenda, S. 147.
50. L. Theis, *Dagobert: un roi pour un peuple*, Paris 1952.
51. Antonio Santosuosso, *Barbarians, Marauders and Infidels: The Ways of Medieval Warfare*, Boulder 2004.
52. Allessandro Barbero, *Charlemagne: Father of A Continent*, Berkeley 2004, S. 28–33.
53. Jean Richard, *Les Ducs de Bourgogne et la formation du duché*, Paris 1954.
54. Lucy Smith, *The Early History of the Abbey of Cluny*, London 1930; Edwin Mullins, *In Search of Cluny: God’s Lost Empire*, Oxford 2004.
55. Gillian Evans, *Bernard of Clairvaux*, Oxford 2000.
56. »A Thousand Years of Monastic Wine Growing«, www.bourgogne-wines.com.
57. »Le Duc de Bordeaux«, http://wn.com/un_deux_rab (2010).
58. R. Poupardin, *Boson et le royaume de Provence*, Châlon-sur-Saône 1899.
59. Mireille Labrousse, St. *Honorat: fondateur de Lérins et Evèque d’Arles*, Bégrolles 1995.
60. Favrod, *La Chronique de Marius d’Avenches*, S. 122.
61. R. Lane Poole, *Burgundian Notes: The Union of the Two Kingdoms of Burgundy*, Oxford 1913.
62. Geoffrey Barraclough, *The Origins of Modern Germany*, London 1947, S. 50f.
63. *Alpes du Nord, Michelin*, Guide Vert, Paris 2007, S. 338f.
64. R.W. Dixon, *The Close of the Tenth Century of the Christian Age*, Arnold Prize Essay, Oxford 1858, S. 2.
65. E. Taylor (Hg.), *Lays of the Minnesingers or German Troubadours of the Twelfth and Thirteenth Centuries*, London 1825, S. 15f.
66. D. Stitch, *Parlons francoprovençal: une langue méconnue*, Paris 1998; www.arpitania.com.
67. R. Lane Poole, *Burgundian Notes: The Supposed Origin of Burgundia Minor*, Oxford 1915.
68. Siehe dazu Adam Wandruszka, *The House of Habsburg:* Six *Hundred Years of a European Dynasty*, London 1994.
69. »Zaehringen«, *Encydopedia Britannka*, 11. Aufl., London 1911.
70. Peter Munz, *Frederick Barbarossa: A Study in Medieval Politics*, London 1969.
71. K. Leyser, »The Crisis of Medieval Germany«, in seinem Werk *Communications and Power in Medieval Europe*, Bd. 2, London 1994.
72. Barraclough, *Origins of Modern Germany*, S. 146.
73. David Abulafia, *Frederick II: A Medieval Emperor*, London 1988.
74. Siehe dazu J. Boirchard, *Histoire de la Franche-Comté*, Toulouse 1978.
75. Rudolf Massini, *Das Bistum Basel zur Zeit des Investiturstreites*, Basel 1946.

76. Reginald Abbot, *The Rise of the Swiss Confederation*, Oxford 1861.
77. M. Aurel u.a., *La Provence au Moyen Age*, Aix-en-Provence 2005.
78. A. Latreille, *L'Histoire du Lyon et du Lyonnais*, Toulouse 1975.
79. J. Charay, *Petite histoire politique et administrative du Vivarais*, Lyon 1969.
80. F. Benoit, *La Provence et le Comtat Venaissin*, Paris 1949; B. Gullemain, *La Cour pontificale d'Avignon*, Paris 1962.
81. Françoise Gasparri, *La Principauté d'Orange au Moyen Age*, Paris 1985.
82. Konzil von Lyon 1245; Absetzungsbulle wiedergegeben in: J. Miethke und A. Bühler (Hg.), *Kaiser und Papst im Konflikt. Zum Verhältnis von Kirche und Staat im späten Mittelalter*, Düsseldorf 1988, S. 108–111.
83. W. L Wakefield, *Heresy, Crusade and Inquisition in Southern France*, 1100–1250, London 1974; A. Monaster, *History of the Vaudrois Church*, London 1848.
84. Siehe dazu Joseph Strayer, *The Reign of Philip the Fair*, Princeton 1980.
85. B. Bligny, *L'Histoire du Dauphiné*, Toulouse 1973.
86. Siehe dazu www.indentitecomtoise.net/histoire, eine Internetseite über die Sprache und die Geschichte von Franche-Comté.
87. Richard Vaughan, *Philip the Bold: The Formation of the Burgundian State*, London 1979.
88. Richard Vaughan, *Valois Burgundy*, London 1975.
89. J. Billioud, *Les États de Bourgogne aux XIVe et XVe siècles*, London 2001.
90. J. Calmette, *The Golden Age of Burgundy*, London 2001.
91. G. Attinger, *L'Histoire du Pays de Neuchâtel*, Neuchâtel 1979.
92. W. Blockmans und W. Prevenier, *The Promised Lands: The Low Countries under Burgundian Rule*, 1369–1530, Philadelphia 1999, S. 164f.
93. Jean Froissart, *The Chronicles of England, France and Spain etc.*, London 1906, S. 464.
94. J.-M. Cauchies (Hg.), *A la cour de Bourgogne: le Duc, son entourage, son train*, Turnhout 1998.
95. Myriam Chenys-Condé, »L'Épopée troyenne dans la ›Libraire‹ ducale bourguigonne«, in Cauchies, *A la cour de Bourgogne.* Siehe dazu auch N. F. Blake, *William Caxton and English Literary Culture*, London 1992.
96. H. Liebaers, *Flemish Art from the Beginning till Now*, Antwerpen 1985; Dirk DeVos, *The Flemish Primitives*, Amsterdam 2002.
97. K. Morand, *Claus Sluter: Artist at the Court of Burgundy*, London 1991.
98. J. Lestocquoy, *Deux siècles de l'histoire de la tapisserie*, Arras 1978.
99. »Un tres doulx regard: the blossoming of the Burgundian spirit in song, 1390–1440«, www.asteriamusica.com/programs.html (2007).
100. D. Fallows, *Dufay*, New York 1998; W. H. Kemp, *Burgundian Court Song*, Oxford 1990; H. M. Brown, *Josquin and the Fifteenth Century Chanson*, Oxford 1985.
101. L E. Halkin, *Erasmus: A Critical Biography*, Oxford 1993.
102. J. Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, hg. von K. Köster, Stuttgart 1975, S. 1.
103. Siehe dazu »Johan Huizinga«, auf www.kirjasto.sci.fi/huizin.htm (2008).
104. Aus Froissart, *Chronicles.*
105. http://www.chateau-de-santenay.com (2010).
106. »Le Palais des Ducs de Bourgogne«, http://dijon.free.fr/visite/palaisi.htm (2010).
107. Richard Vaughan, *John the Fearless: The Growth of Burgundian Power*, London 1966.
108. Richard Vaughan, *Philip the Good: The Apogee of Burgundy*, Woolbridge 2002.
109. Edward Tabri, »The Funeral of Duke Philip the Good«, *Essays in History* 33 (1990–1991).
110. Richard Vaughan, *Charles the Bold: The Last Duke of Burgundy*, Woolbridge 2002; Henri Dubois, *Charles le Témeraire*, Paris 2004.
111. Philippe de Commynes, *The Universal Spider: The Life of Louis XI of France*, London 1973, S. 212.
112. Ebenda, S. 213.

113. Ebenda, S. 98ff. Siehe auch Musée Historique de Berne, *Le Butin des guerres de Bourgogne et oeuvres d'art de la cour de Bourgogne*, Bern 1969.
114. Luc Hommel, *Marie de Bourgogne ou le grand héritage*, Brüssel 1945; C. Dumont, *Marie de Bourgogne*, Paris 1982.
115. Martyn Radi, *The Emperor Charles V*, London 1988.
116. Siehe dazu http://de.wikipedia.org/wiki/Reichskreis.
117. Siehe dazu Pieter Ceyl, *The Revolt of the Netherlands*, London 1988.
118. Jean Schneider, *L'Histoire de la Lorraine*, Paris 1961.
119. Francisco Elias de Tejada y Spiñola, *El Franco-contado hispánico*, Sevilla 1975; *François Pernot, La Franche-Comté espagnole*, Besançon 2003.
120. Siehe dazu http://fr.wikipedia.org/wiki/anciennes_provinces_de_france (2008).
121. http://www.regionsdefrance.wikispaces.com/ (2008).
122. www.rhonealpes.fr (2008).
123. Offenkundig eine Übertragung des Wahlspruchs *Autre n'auray* der französischen Vlies-Ritter, der auch von den Herzögen verwendet wurde; siehe dazu R. Prasser, *The Order of the Golden Fleece*, Iowa City 1981, S. 5.

III

124. »Burgundy«, www.answers.com (2009).
125. »Burgundy (region)«, http://en.wikipedia.org/wiki/burgundy_(region) (2008). Einige dieser Probleme werden vermieden bei http://fr.wikipedia.org/wiki/bourgogne_(homonymie).
126. *Shorter Oxford English Dictionary*, Oxford 2000, Bd. 1, S. 253.
127. *Oxford English Dictionary*, Oxford 1971, S. 1187.
128. Folgende Nachschlagewerke werden hier herangezogen: www.meriamwebster.com; Émile Littré, Paris 1956; Paul Robert, Paris 1966; Paul Imbs, Paris 1975; *New Encydopedia Britannica*, Macropedia, Bd. 3, S. 497; *Nouveau pétit Larousse*, Paris 1996.
129. *Brockhaus: die Enzyklopädie*, Leipzig 1966, Bd. 4, S. I96f.
130. *Enzyklopedia Powszechna PWN*, Warschau 1973, Bd. 1, S. 379f.
131. Saul Cohen (Hg.), *The Columbia Gazetteer of the World*, New York 1998, Bd. 1. S. 470f.
132. Andrew Dalby, *The World and Wikipedia: How We Are Editing Reality*, Draycott 2009.
133. Fairerweise muss man darauf hinweisen, dass das Kapitel mit der Aussage schließt: »Die Geschichte der verschiedenen burgundischen Regionen war alles andere als einfach.«; *New Cambridge Medieval History*, Cambridge 1999, Bd. 3, S. 328, 345.
134. Robert J. Casey, *The Lost Kingdom of Burgundy*, London 1924, S. 3, 6, 8.

Kapitel 4: Aragón

Bibliografischer Hinweis: In Bibliothekskatalogen findet man mehr Einträge zum Schriftsteller Louis Aragon als zur Krone Aragón. Abgesehen von Thomas Bissons *The Medieval Crown of Aragon. A Short History*, Oxford 1986, gibt es kein englisches Werk, das einen Überblick über das ganze Thema bietet. Henry Chaytors *History of Aragon and Catalonia* (London, 1933), jetzt online verfügbar, beginnt mit »Adam

und Eva« und ist viel zu detailliert. Viele Quellen sind gesammelt und ins Englische übersetzt worden, etwa das von Jakob I. verfasste *Llibre dels Fets* (siehe unten Anm. 51), manche auch ins Deutsche wie die *Chronik des edlen En Ramon Muntaner* (siehe Anm. 37). Problemlos findet man auch herausragende Monografien oder wissenschaftliche Aufsätze zu bestimmten Aspekten und Zeiträumen. Doch es fällt auf, dass ein umfassender Ansatz fehlt, vor allem in von katalanischen oder aragonesischen Perspektiven inspirierten Werken. Leser, die einführende Literatur suchen, müssen zu Büchern über die Iberische Halbinsel insgesamt greifen, wie etwa Jocelyn Hillgarths *The Spanish Kingdoms, 1250–1516*, Oxford 1976, oder Stanley Paynes »The Rise of Aragón-Catalonia« in seinem Werk *A History of Spain and Portugal*, 2 Bde, Madison 1973, Bd. 1, Kap. 5. Auf Deutsch bieten sich an: Walther Bernecker und Horst Pietschmann, Geschichte Spaniens. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Stuttgart 42005 oder Klaus Herbers, *Geschichte Spaniens im Mittelalter. Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts*, Stuttgart 2006.

I

1. www.perpignan.cci.fr/2–13674-accueil.php (2007). (Ersatzweise: http://www.tourisme-pyreneesorientales.com/fr/295/pages/d/quelques-mots-d-histoire-du-roussillon/le-royaume-de-majorque/page/0; A. d. Red.).
2. http://france-for-visitors.com/pyrenees/roussillon/perpignan.html (2013).
3. http://france-for-visitors.com/pyrenees/roussillon/perpignan.html (2007).
4. http://www.usap.fr (2013).
5. Marcel Durliat, *L'Histoire du Roussillon*, Paris 1962, S. 6, 40.
6. http://www.anglophone-direct.com/Les-Estivales-Perpignan-2007 bzw. neuer: http://www.Iesestivalesdelarchipel.org/
7. http://www.villagesdefrance.fr (2013).
8. Horace Chauvet, *Folklore du Roussillon*, Perpignan 1943.
9. Festival in Amélie-Ies-Bains: http://kadmusarts.com/festivals/932.html (2013).
10. Alicia Marcet i Juncosa, *Abrégé d'histoiredes terres catalanes du nord*, Canet 1994.
11. Übersetzung angelehnt an http://de.wikipedia.org/wiki/El_Cran_Carlemany (2013). Siehe auch A. Degage und A. Duro i Arajol, *L'Andorre*, Paris 1998.

II

12. Verse 1–9, vgl. http://www.gert-pinkernell.de/romanistikstudium/lnterneti.htm (2013) und *Das altfranzösische Rolandslied*, zweisprachige Ausgabe, übers. von Wolf Steinsieck, Ditzingen 1999.
13. Barton Sholod, »The Formation of a Spanish March«, in seinem Buch

Charlemagne in Spain: The Cultural Legacy of Roncesvalles, Genf 1966), S. 44ff.

14. Ralph Ciesey, *lf Not, Not: The Oath of the Aragonese and the Legendary Laws of Sobrarbe*, Princeton 1968.
15. A. Ferreiro, »The Siege of Barbastro, 1064–1065: A Reassessment«, Journal of *Medieval History*, 9/2 (1983), S. 129–144.
16. Ibn Bassam, zitiert von Christopher Dawson, »The Origins of the Romantic Tradition«, in seinem Buch *Mediaeval Religion and Other Essays*, London 1934, S. 146.
17. Gerald Bond (Hg. und Übers.), *The Poetry of William VII, Count of Poitiers, and IX Duke of Aquitaine*, New York 1982. Deutsche Übersetzung: Wilhelm von Aquitanien, *Gesammelte Lieder*, hrsg. u. übers. von Werner Dürrson, Zürich 1969.
18. Richard Fletcher, *El Cid. Leben und Legende des spanischen Nationalhelden*, Weinheim 1999; David Nicolle, *El Cid and the Reconquista*, London 1988; Ramón Pidal, *The Cid and his Spain*, London 1934.
19. *Der Cid – Das altspanische Heldenepos*, übersetzt von Fred Eggarter, Stuttgart, 1986, S. 5–7, ab V. 26.
20. Ebenda, S. 55–59, ab V. 955. Siehe T. Montgomery, »The Cid and the Count of Barcelona«, *Hispanic Review*, 30/1 (1962), S. 1–11.
21. R. W. Southern, *Gestaltende Kräfte des Mittelalters. Das Abendland im 11. und 12. Jahrhundert*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1960, S. 108f.
22. George Beech, *The Brief Eminence and Doomed Fall of Islamic Saragossa*, Zaragoza 2008. Siehe http://en.wikipedia.org/wiki/Taifa_of_Zaragoza (2013).
23. J. Boutière und A. H. Schutz (Hg.), *Biographies des troubadours*, Paris 1964.
24. Aus dem provençalischen Gedicht Sainte *Foy*, zitiert bei Chaytor, *History of Aragon and Catalonia*, Kap. 4. Siehe auch H. J. Chaytor, *The Provençal Chanson de Geste*, London 1946.
25. Christopher Dawson, »The Origins of the Romantic Tradition«, in: *Mediaeval Religion and Other Essays*, London 1934, S. 125,128.
26. John Shideler, *A Medieval Catalan Noble Family: The Montcadas*, 1000–1230, Berkeley 1983.
27. Ferdinand dem Katholischen zugeschrieben. Zu Fragen der aragonesischen Verfassung siehe J. M. Mas i Solench, *Les Corts a la Corona Catalono-Aragonesa*, Barcelona 1995; Xavier Gil, »Parliamentary Life in the Crown of Aragon«, *Journal of Early Modern History*, 6/4 (2002), S. 362–395.
28. Georges de Manteyer, *La Provence, du premier au douzième siècle*, Paris 1908.
29. Emmanuel Le Roy Ladurie, *L'Histoire du Languedoc*, Paris 1962.
30. Bernard Reilly, *The Kingdom of León-Castilla under King Alfonso VII*, Philadelphia 1998.
31. Southern, *Gestaltende Käfte des Mittelalters*, S. 105–110; »Stammtafel der Grafen von Barcelona«, S. 119. Graf Wilfred ist in der von ihm gegründeten Kirche Santa Maria di Ripoll beigesetzt.
32. Peter Sahlins, *Boundaries: The Making of France and Spain in the Pyrenees*, Berkeley 1989.
33. Norman Davies, *Europe: A History*, Oxford 1996, S. 427f.
34. Jocelyn Hillgarth, »The Problem of a Catalan Mediterranean Empire«, *English Historical Review* 90 (1975), S. 3ff.
35. J. H. Elliott, *The Revolt of the Catalans: A Study in the Decline of Spain*, 1598–1640, Cambridge 1963, S. 3. Siehe auch seinen Aufsatz »A Europe of Composite Monarchies«, Past *and Present* 137/1 (1992), S. 48ff.
36. http://ca.wikipedia.org/wiki/Llista_de_reis_d%27Arag%C3%B3 (katalanisch). In diesem Buch orientiere ich mich an der spanischen Schreibweise, doch die aragonesischen und katalanischen Formen sind ebenso richtig. (In der deutschen Übersetzung werden wiederum die üblichen deutschen Formen benutzt.)
37. Pass von Massana, nach der *Chronik des edlen En Ramon Muntaner*, übers. von K. Fr. W. Lanz, Leipzig 1842, 2 Bde, hier Kap. 122, Bd. 1, S. 259f.

38. Philipp III. der Kühne, während des »Kreuzzugs gegen Aragon«. Siehe Ivan Gobry, *Philippe III, fils de Saint Louis*, Paris 2004.
39. Nach der *Chronik des edlen En Ramon Muntaner*, Kap. 6, Bd. 1, S. 13f.
40. K. L. Reyerson,»Flightfrom Prosecution: The Search for Religious Asylum in Mediaeval Montpellier«, *French Historical Studies*, 17/3 (1992), S. 602–626.
41. Siehe Y. Baer, *A History of the Jews in Christian Spain*, 2 Bde, Philadelphia 1961.
42. Francesca Español, »El salterio y libro de horas de Alfonso el Magnánimo y el cardenal Joan de Casanova 28.962 (British Library, Add. 28.962)«, *Locus Amoenus* 6 (2002/2003).
43. Krönung des Alfonso El Benigno, 1328, nach der *Chronik des edlen En Ramon Muntaner*, Kap. 297, Bd. 2, S. 316–319.
44. Dawson, *Mediaeval Religion and Other Essays*, S. 135.
45. John Boswell, *The Royal Treasure: Muslim Communities under the Crown of Aragon*, New Haven 1977.
46. Cesta *Comitum Barcinonensium*, hg. v. L Barrau Dihigo, Barcelona 1925.
47. Ana Isabel Lapeña Paúl, *Selección de documentos del monasterio de San Juan de la Reña*, 1195–1410, Zaragoza 1995, S. 388.
48. Felipe Fernández-Armesto, *Barcelona: A Thousand Years of the City's Past*, London 1991.
49. Susan Rose, »Christians, Muslims and Crusaders: Naval Warfare in the Mediterranean at the Time of the Crusades«, in: *Medieval Naval Warfare*, London 2002, Kap. 3.
50. Nach der *Chronik des edlen En Ramon Muntaner*, Kap. 19, Bd. 1, S. 41ff.; J. A. Robson, »The Catalan Fleet and Moorish Sea-power (1337–1344)«, *English Historical Review* 74 (1959), S. 386–408.
51. *The Book of Deeds of James I of Aragon: A Translation of the Medieval Catalan Llibre dels Fets*, Crusade Texts in Translation 10, ins Engl. übers. v. Damian Smith und Helena Buffery, Aldershot 2003, S. 78–81.
52. Ebenda, S. 84.
53. Ebenda, S. 86.
54. http://en.wikipedia.org/wiki/valencian (2013) und http://de.wikipedia.org/wiki/Valenciani-sche_Sprache (2013); siehe auch http://en.wikipedia.org/wiki/Kingdom_of_Valencia (2013) und http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%B6nigreich_Valencia (2013).
55. R. I. Burns, »Muslims in the Thirteenth-Century Realms of Aragon«, in: J. Powell (Hg.), *Muslims under Latin Rule*, 1100–1300, Princeton 1990.
56. *Spain*, Dorling Kindersley-Reiseführer, London 2000, S. 240–243. Dt: *Spanien*, Texte von John Ardagh u.a., München ^{2}2012.
57. J. L Sotoca García, *Los amantes de Teruel: la tradición y la historia*, Zaragoza 1979.
58. Marta Van Landingham, »The Domestic Influence of the Queen«, in ihrem Buch *Transforming the State: King, Court and Political Culture in the Realms of Aragon* (1213–1387), Leiden 2002, S. 187–194.
59. Siehe Chaytor, *History of Aragon and Catalonia*, Kap. 8.
60. Denis Mack Smith, *Medieval Sicily*, London 1968 (gekürzte, aktualisierte Auflage auf Deutsch: Moses I. Finley/Denis Mack Smith/Christopher Duggan, Geschichte *Siziliens und der Sizilianer*, München 42.010); Clifford Backman, *The Decline and Fall of Medieval Sicily: Politks, Religion and Economy in the Reign of Frederick III*, 1296–1337, Cambridge 1995.
61. Steven Runciman, *Die Sizilianische Vesper. Der Volksaufstand von* 1282 *und die europäische Geschichte im* 13. *Jahrhundert*, München ^{2}1976.
62. Lawrence Mott, *Sea Power in the Medieval Mediterranean: The Catalan-Aragonese Fleet in the War of the Sicilian Vespers*, Cainesville, Fla., 2003.
63. »Roger of Loria«, *Columbia Electronic Encyclopedia*, http://education.yahoo.com/reference/encyclopedia/entry/RogerLor (2013).
64. Nach: Michael (Michele] Amari, *Der sicilianische Vesperkrieg*, Grimma und Leipzig 1851, Bd. 2, S. 57f.
65. Dante Alighieri, *Purgatorio*, canto III, V. 114–117 Zitiert nach: Dante

Alighieri: *Die Göttliche Komödie*, übers. v. Karl Streckfufs, Berlin 1916, S. 159.

66. Ebenda, canto VII, V. 70–129, S. 175.
67. http://en.wikipedia.org/wiki/List_of_monarchs_of_SicilyKings_of_Sicily (2013), vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Herrscher_von_Sizilien (2013).
68. Siehe Neil Wilson, *Malta*, London 2000.
69. Nach der *Chronik des edlen En Ramon Muntaner*, Kap. 212, Bd. 2, S. 125.
70. K. M. Setton, *The Catalan Domination of Athens*, 1311–88, London 1975.
71. Ebenda.
72. David Abulafia, »The Aragonese Kingdom of Albania: An Angevin Project of 1311–16«, in: B. Arbel (Hg.), *Intercultural Contacts in the Medieval Mediterranean*, London 1996, S. 1–13.
73. Siehe Paul Kennedy, Aufstieg *und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von* 1500 *bis 2000*, Frankfurt am Main 2000.
74. Burns, »Muslims«, S. 67ff.
75. David Abulafia, *A Medieval Emporium: The Catalan Kingdom of Majorca*, Cambridge 1994.
76. Ebenda.
77. A. L. Isaacs, *The Jews of Majorca*, London 1936.
78. E. A. Peers, *Ramon Lull: A Biography*, London 1929.
79. Nach der *Chronik des edlen En Ramon Muntaner*, Kap. 274, Bd. 2, S. 262.
80. Pere III. von Katalonien (Pedro IV. von Aragon), *Chronicle*, übers. ins Engl. v. Mary Hillgarth, Toronto 1980.
81. http://en.wikipedia.org/wiki/James_lll_of_Majorca (2013); vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_lll._%28Mallorca%29 (2013).
82. T. N. Bisson, *Tormented Voices: Power, Crisis and Humanity in Rural Catalonia*, 1140–1200, Cambridge, Mass., 1998.
83. In seinem Testament hatte Pedro IV. seine Tochter Constanza, sein einziges Kind, zur Nachfolgerin bestimmt. Dieses unerhörte Vorgehen betrachteten viele Adlige als direkte Bedrohung ihrer eigenen gängigen Praxis des männlichen Erstgeburtsrechts.
84. http://www.1902encyclopedia.com/S/SPA/spain-24.html (2013).
85. Pere III. (Pedro IV.), *Chronicle*, S. 431–439.
86. J. N. Hillgarth, »The Royal Accounts of the Crown of Aragon«, in seinem Buch *Spain and the Mediterranean in the Later Middle Ages*, Aldershot 2003, S. 15.
87. Josep Brugada i Gutiérrez-Ravé, *Nicolau Eimeric (1320–1399) i la polèmica inquisitorial*, Barcelona 1998; vgl. Claudia Heimann, *Nicolaus Eymerich (vor 1320–1399) – praedicator veridicus, Inquisitor intrepidus, doctor egregius: Leben und Werk eines Inquisitors*, Münster 2001.
88. Denis Mack Smith, *Medieval Sicily*, Kap. VII, »The New Feudalism«. Vgl. Finley/Mack Smith/Duggan, Geschichte *Siziliens und der Sizilianer*, S. 102–105.
89. Bianca Pitzorno, *Vita di Eleonora d'Arborea: principessa medioevale di Sardegna*, Brescia 1984.
90. Eleonora d'Arborea, *Carta de Logu*, Sassari 2002, Nachdruck der Ausgabe von 1805.
91. VanLandingham, *Transforming the State*, »Introduction«.
92. Ferran Soldevila, *Història de Catalunya*, Barcelona 1962.
93. Norman Davies, »Xativa«, in: ders., *Europe: A History*, S. 350.
94. VanLandingham, *Transforming the State*, S. 195.
95. Pedro de Luna, Gegenpapst Benedikt XIII., 1394–1423. Ironischerweise hatte Benedikt Ferdinands Kandidatur für den aragonesischen Thron unterstützt; J. N. D. Kelly, *Reclams Lexikon der Päpste*, Stuttgart 1988, S. 249ff.
96. »Titles of European Hereditary Monarchs«, Doc. 149, Dez. 1413, www.geocities.com/eurprin/aragon.html (2009). (Seite nicht mehr verfügbar. Titel

etwas anders unter: http://eurulers.angelfire.com/aragon.html „duch Athenarum“ statt „dux Athenarum“, A. d. Ü.).

97. Alan Ryder, Alfonso the Magnanimous: King of Aragon, Naples and Sicily, Oxford 1990.
98. Paul Arrighi, *Histoire de la Corse*, Paris 1966; M.-A. Ceccaldi, *Histoire de la Corse, 1464–1560*, Ajaccio 2006.
99. »Titles of European Hereditary Monarchs«, Aragon, Doc. 1, März 1458, www.geocities.com/eurprin/aragon.html (2009). S. Anm. 96, Ersatzquelle: http://eurulers.angelfire.com/aragon.html.
100. Zitiert bei George Hersey, *Alfonso II and the Artistic Renewal of Naples*, New Haven 1969.
101. Harry Hodgkinson, *Scanderbeg*, London 1999; 0. G. S. Crawford (Hg.), *Ethiopian Itineraries, c.* 1400–1524, Cambridge 1958, S. 12ff.
102. David Abulafia, »The Crown of Aragon in the Fifteenth Century«, nicht paginierter Entwurf eines Artikels für den Katalog zur Ausstellung »Crown of Aragon«, Philadelphia Museum of Art (geplant für 2010, dann aber verschoben). Mit freundlicher Genehmigung des Autors.
103. »Calixtus III.«, in: Kelly, *Reclams Lexikon der Päpste*, S. 263f.
104. Marion Johnson, *The Borgias*, London 2001.
105. Felipe Fernández-Armesto, *Ferdinand and Isabella*, London 1975; J.-H. Mariéjol, *The Spain of Ferdinand and Isabella*, New Brunswick, NJ, 1961.
106. Marie-Louyse Des Garets, *Le Roi René*, Paris 1980.
107. John Elliott, *Imperial Spain*, London 1963, S. 24, 30f.
108. P. Vilar, »Le Déclin catalan du bas Moyen Âge, *Estudios de Historia Moderna 6* (1956–1959), S. 1–68.
109. Abulafia, »The Crown of Aragon«.
110. Jozef Pérez, »The Inquisition in the Kingdom of Aragon«, in seinem Buch *The Spanish Inquisition: A History*, New Haven 2005, S. 30–33; Henry Kamen, *The Spanish Inquisition*, London 1965.
111. Abulafia, »The Crown of Aragon«.
112. Felipe Fernández-Armesto, 1492: *The year our World Began*, London 2010.
113. Mariéjol, *The Spain of Ferdinand and Isabella, passim.*
114. Veröffentlicht als Marineo Lucio, *Crónica d’Aragón*, Barcelona 1974.
115. Henry Kamen, *Spain’s Road to Empire: The Making of a World Power*, 1492–1763, London 2003.
116. Ceoffrey Parker, *Philip II*, London 1979.
117. Siehe Ernle Bradford, *Der Schild Europas. Der Kampf der Malteserritter gegen die Türken* 1565, Frankfurt am Main 1992.
118. V. Titone, *La società siciliana sotto gli spagnoli*, Palermo 1978.
119. »Battle of le Puig«, *Malta Times*, vom 5. Januar 2007, »Expert Concludes Mattia Preti Painting Depicts Famous I3th Century Battle«.
120. M. Mignet, *Antonio Perez and Philip II*, London 1846.
121. Elliott, *The Revolt of the Catalans.*
122. Siehe Henry Kamen, *Spain in the Later Seventeenth Century*, London 1983.
123. Henry Kamen, *The War of the Spanish Succession in Spain*, 1700–15, London 1969; David Francis, *The First Peninsular War*, 1702–13, London 1975.
124. Henry Kamen, *Philip V of Spain: The King who Reigned Twice*, New Haven 2001.

III

125. http://www.flaggenlexikon.de/fspanara.htm.
126. Armand de Fluvià i Escorsa, *Els quatre pals: l’escut dels comtes de Barcelona*, Barcelona 1994.
127. Siehe J. Llobera, *The Role of Historical Memory in (Ethno) Nation-Building*, London 1996.

128. Nach http://de.wikipedia.org/wiki/Els_Segadors (2013).
129. http://en.wikipedia.org/wiki/Himno_de_Arag%C3%B3n (2013).
130. http://en.wikipedia.org/wiki/Himne_de_l%27Exposici%C3%B3 (2013).
131. http://de.wikipedia.org/wiki/La_Balanguera (2013).
132. »Hymne á la Catalogne«, http://www.oasisdesartistes.com/modules/newbbex/viewtopic.php?viewmode=thread&topic_id=82606&forum=40.
133. Bisson, *Medieval Crown*, S. 189f.

Kapitel 5: Litauen

Bibliografischer Hinweis: Die Historiografie über das Großfürstentum Litauen ist extrem fragmentiert und einführende Werke auf Englisch sind schwer zu finden. Ein Anfang könnte gemacht werden mit Jerzy Lukowski, *Liberty's Folly: The Polish-Lithuanian Commonwealth in the Eighteenth Century, 1697–1795*, London, 1991, Daniel Stone, *The Polish-Lithuanian State, 1386–1795*, Seattle 2001, oder sogar mit Norman Davies, *God's Playground: A History of Poland, 2* Bde, Oxford 1981, Bd. 1. Dieser Band liefert den Hintergrund zu der langen Periode der Union mit Polen zwischen 1385 und 1795. Ernsthaftere Forscher sollten ein halbes Dutzend Sprachen beherrschen und darauf gefasst sein, dass sie es mit widersprüchlichen litauischen, weißrussischen, polnischen und russischen Sichtweisen zu tun bekommen. Siehe Stephen Rowell, *A History of Lithuania*, Vilnius 2002, Nicholas Vakar, *Belorussia: The Making of a Nation*, Cambridge (Mass.) 1956 und John Fennell, *The Crisis of Medieval Russia, 1200–1304*, London, 1983. Eine Untersuchung zur Geschichte des Großfürstentum aus der Feder von Professor Robert Frost von der Aberdeen University wird sehnlichst erwartet. Auf Deutsch sieht die Lage nicht besser aus, genannt sei jedoch das von Friedrich Griese erstklassig übersetzte Buch des Autors: Norman Davies, *Geschichte Polens*, München 2000.

I

1. CIA, World Factbook, www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/geos/bo/html (2008); www.alternativeairlines.com/belavia.
2. Auf der Website »International Tourist Rankings« werden 50 Länder genannt. Der Corruption Perception Index wird von Transparency International herausgegeben. Der »Quality of Life Index« und der»Democracy Index« werden beide von der Economist Intelligence Unit in London produziert. Siehe: www.eiu.com.
3. BBC News online, Stephen Mulvey, »Profile: Europe's Last Dictator?«,

10. September 2001; siehe auch: http://president.gov.by/en/ (2013).

4. Piers Paul Read, *Ablaze: The Story of Chemobyl*, London, 1993; Alex Kirby, »Analysis: The Cher-nobyl Legacy«, BBC News online, 5. Juni 2000; John Vidal, »Hell on Earth«, in: *Guardian* vom 26. April 2006; USA Nuclear Regulatory Commission, »Fact Sheet on the Accident at the Cher-nobyl Nuclear Power Plant«, http://www.ne.doe.gov/peis/references/RM847_NRC_2007n.pdf (2012).
5. http://www.massviolence.org/Kurapaty-1937–1941-NKVD-Mass-Killings-in-Soviet-Belarus (2012).
6. Ivan Lubachko, *Belorussia under Soviet Rule*, Lexington (Ky), 1973; Keith Sword (Hg.), *The Soviet Takeover of the Polish Eastern Provinces*, 1939–41, Basingstoke 1991; David Marples, *Belarus: From Soviet Rule to Nuclear Catastrophe*, Basingstoke 1996.
7. European Humanities University, Vilnius, http://www.ehu.lt/en/about (2013).
8. »Alexander Lukashenko: Dictator with a Difference«, in: *Daily Telegraph* vom 25. September 2008; BBC News online, »Observers Deplore Belarus Vote«, 24. April 2004.
9. Eine verschrobene apologetische Einschätzung liefert: Stewart Parker, *The Last Soviet Republic: Alexander Lukashenko's Belarus*, Minsk, 2007.
10. Helena Colani, »Two Decades of the Russian Federation's Foreign Policy in the CIS: The Cases of Belarus and Ukraine«, Hebrew University 2011: http://www.ef.huji.ac.il/publications/Yakovlev%20Colani.pdf (2012).
11. »Eastern Partnership«, European Union External Action: http://eeas.europa.eu/eastern/index_en.htm (2011).
12. http://russiaprofile.org/international/a1263235249/print_edition/.
13. »Wikileaks, Belarus and Israel Shamir«, http://www.indexoncensorship.org/2011/02/wikile-aks-belarus-and-israel-shamir/.
14. David Stern, »Europe's Last Dictator Coes to the Polls«, BBC News online, 17. Dezember 2010.
15. »As Belarus Votes, World Settles for Lukashenko as the Devil it Knows«, Radio Free Europe, 31. Januar 2011.
16. Evgeny Morozov, *The Net Delusion: How Not to Liberate the World*, London 2011; siehe auch: Timothy Carton Ash, in: *Guardian* vom 19. Januar 2011.
17. Das Kriegerdenkmal aus der sowjetischen Ära war darauf angelegt, die Aufmerksamkeit von dem nicht allzu weit entfernten Schauplatz des NKWD-Massakers in Katyn abzulenken: www.belarus-misc.org/history/chatyn.htm (2008).
18. Die im September 1939 von den Sowjets eroberte alte polnische Festung Brest (Brest-Litowsk) war der Schauplatz einer heroischen Abwehrschlacht der Roten Armee zu Beginn von Unternehmen Barbarossa. Siehe »Brest Hero Fortress«, www.absoluteastronomy.com/topics/brest_fortress (2007).
19. Virtueller Reiseführer für Weißrussland, www.belarusguide.com/traveli (2007).
20. http://www.belarus.by/en/travel/adventure-sports (2011).
21. http://www.belintourist.by/eng (2007).
22. Sergei Mel'nik, MNP – *MIR*, Minsk 2007, S. 18; siehe auch: http://whc.unesco.org/en/lis (2009).
23. Melnik, *MIR*, S. 2ff.
24. Ebenda, S. 5.
25. Ebenda, *passim.*
26. http://www.radzima.org/eng/locality/dzyarzhynava.html (2011).
27. http://www.sovietbunker.com/ (2011).
28. Dan Hancox, »Back in the USSR«, in: *Guardian* vom 2. Mai 2011.
29. www.belarusguide.com/as/history/vklintro.html (2007).

II

30. Marija Cimbutas, *Die Balten: Geschichte eines Volkes im Ostseeraum*, München 1983; Alfred Senn, *The Lithuanian Language: A Characterization*, Chicago 1942.
31. Bryan Sykes, *Blood of the Isles: Exploring the Roots of our Tribal History*, London, 2006; derselbe, *One World – Many Genes*, Cedar City (Ut.) 2003.
32. Zur slawischen Vorgeschichte, siehe Marija Cimbutas, *The Slavs*, London, 1971. Ich danke Michał Giedroyć aus Oxford, dass er mir bei der Überquerung dieses Minenfelds half und dass er mir seine unveröffentlichten Aufsätze über »Belarus: The Missing Link« (2007) zur Verfügung stellte.
33. Reginald De Bray, »Byelorussian«, in seinem *Guide to the Slavonic Languages*, London 1961, S. 129–192; außerdem »The Belarusian Language«, http://languages.miensk.com/Lang_Eu_As_Af/lndoeuropean/Belarusian/Grammar_eng/lntroduction.htm (2013).
34. Die Kontroverse über»Litva« lässt sich grob verfolgen, wenn man die gegensätzlichen Informationen studiert, die auf litauischen und weißrussischen Websites veröffentlicht werden. Vergleiche: »Lithuanian History, A Brief Chronology«, www.balticsworldwide.com/tourist/lithuania/history.htm, und »History of Belarus in Dates«, http://icpo.at.tut.by/historye.html (2013), www.belarusguide.com/as/history/jermali.html. Die Grundlagen des Problems, nicht jedoch seine Lösung werden deutlich in: W. Ostrowski, *The Ancient Names and Early Cartography of Byelorussia*, London 1971.
35. Donald C. Ostrowski, (Hg.), *The pověst' vremennykh lět: An Interlinear Collation and Paradosis*, Cambridge (Mass.) 2003.
36. Arthur Koestler, *Der dreizehnte Stamm: d. Reich d. Khasaren u. sein Erbe*, Wien 1977.
37. Siehe Richard Fletcher, *The Barbarian Conversion: From Paganism to Christianity*, Berkeley 1999.
38. Laut A.-M. Talbot und D. F. Sullivan (Hg.) *The History of Leo the Deacon*, Washington 2005.
39. Martina Ciese (Hg.) *Die Annales Quedlinburgenses*, Hannover 2004, Eintrag für 1009 n. Chr. Das litauische Millenium wurde im Juli 2009 gefeiert; http://www.kulturkompasset.com/2009/06/lithuanian-millenium-celebration-in-vilnus-2009/.
40. »St Euphrosyne of Polotsk«, http://www.belarus.by/en/about-belarus/famous-belarusians/euphrosyne-of-polotsk (2012).
41. http://en.wikipedia.org/wiki/Cyril_of_Turaw (2007); Aleksej A. Mel'nikov, *Kiryl, episkap Turaŭski: žycce, spadčyna, svetapogljad*, Minsk 1997. Die Adresse der Kathedrale des hl. Kyrill von Turau der weißrussischen autokephalen orthodoxen Kirche lautet: 401, Atlantic Avenue, Brooklyn (NY) 11.217.
42. »Smolensk Icon Mother of Cod«, http://www.icon.lt/list/smolensk.htm (2011).
43. M. Isoaho, *The Image of Aleksandr Nevskiy in Medieval Russia: Warrior and Saint*, Leiden 2006.
44. Michał Giedroyć, *The Rulers of Thirteenth-Century Lithuania*, Oxford 1994.
45. Saulius Žukas, *Vilnius: The City and its History*, Vilnius 2001; J. Harasowska, Wilno, Glasgow, 1944.
46. Siehe Stephen Christopher Rowell, *Lithuania Ascending: A Pagan Empire with in East-Central Europe*, 1295–1345, Cambridge 1994.
47. Gedenktag ist der 14. April: http://www.missionstclare.com/english/people/apr140.html#antonii oder sehr knapp http://www.heiligenlexikon.de/BiographienJ/Johannes_von_Litauen.html (2013).
48. Davies, *God's Playground*, Bd. 1, S. n6f.
49. Ebenda.
50. http://www.rustypennies.com/catalog/pix/bi215.jpg; http://de.wikipedia.org/wiki/Pahonja_%28Heraldik%29 (2009).
51. Ciedre Mickūnaite, *Making a Great Ruler: Grand Duke Vytautas of Lithuania*, Budapest 2006.

52. Davies, *God's Playground*, Bd. 1, S. 119ff.
53. Livländische Konföderation, http://de.wikipedia.org/wiki/Livl%C3%A4ndische_Konf%C3%B6deration (2012).
54. M. Stremoukoff, »Moscow the Third Rome: Sources of the Doctrine«, in: *Speculum* (Januar 1953), S. 84–101, neu abgedruckt in: M. Cherniavsky (Hg.), *The Structure of Russian History: lnterpretative Essays*, New York 1970.
55. Alan Fisher, *The Crimean Tartars*, Stanford (Calif.) 1978.
56. »Zaporizhian Cossacks«, in: Volodymyr Kubijovy? (Hg.), *Encydopedia of Ukraine*, Toronto 1970.
57. http://en.wikipedia.org/wiki/Kiev_Psalter_of_1397.
58. http://en.wikipedia.org/wiki/Dykra (2009).
59. Aus: Jerzy Ochmański, *Historia Litwy*, Wrocław 1979, S. 106.
60. Stanistaw Mackiewicz, *Dom Radziwiłłów*, Warschau 1990; siehe auch »House of Radziwill«, http://en.wikipedia.org/wiki/Radziwi%C5%82%C5%82_family (2012) und »Radziwill«, http://de.wikipedia.org/wiki/Radziwi%C5%82%C5%82 (2012).
61. Mirosława Malczewska, *Latyfundium Radzwiłłów w XV do połowy XVI wieku*, Warschau 1985; *World News*, http://wn.com/niasvizh_castle (2010).
62. Karl von Loewe (Hg.), *The Lithuanian Statute* of 1529, Leiden 1976.
63. Namenstag: 4. März; Siehe »St. Casimir«, in: *Catholic Encydopedia*, New York 1907.
64. *Biblia święta: to jest księgi starego i nowego zakonu*, Brest, 1563; Faksimile, Paderborn, 2001); Samuel Bogusław, Chyliński, *An Account of the Translation of the Bible into the Lithuanian Tongue*, Oxford 1659.
65. Siehe »Lithuania«, *Encydopedia judaica*, Jerusalem, 1971, Bd. 11, und »Belorussia«, ebenda, Bd. 4.
66. Meira Polliack, *Karaite Judaism: A Guide*, Leiden 2004.
67. »Francis Skaryna«, http://www.belarusguide.com/culture/people/skaryna.html (2010).
68. George Vernadsky *et al.* (Hg.), *A Source Book for Russian History from Early Times to* 1917, 3 Bde., New Haven 1972, Bd. 1, S. 109f.
69. Ochmański, *Historia Litwy*, S. 117.
70. Siehe»Battle of Orsha«, http://www.kismeta.com/diCrasse/Orsha.htm (2012). Im September 2005 erhielten vier weißrussische Bürger hohe Geldstrafen weil sie den 491. Jahrestag der Schlacht gefeiert hatten.
71. Włodzimierz Dworzaczek, *Hetmanjan Tamowski*, Warschau 1985.
72. Siehe Robert I. Frost, *The Northern Wars: War, State and Society in Northeastern Europe*, 1558–1721, Harlow 2000.
73. Siehe Mikhail losifovich Koialovich, *Dnevnik liublinskogo seima* 1569 *goda*, St. Petersburg 1869.
74. H. E. Dembkowski, *The Union of Lublin: Polish Federalism in the Golden Arbeitgeber*, Boulder (Colo.) 1982.
75. Anna Sucheni-Crabowska, *Zygmunt August: król polski iwielki książę litewski*, Warschau 1996.
76. Zitiert in: Davies, *God's Playground*, Bd. 1, S. 155.
77. Sucheni-Crabowska, *Zygmunt August.*
78. http://www.00cities.org/paris/chateau/7855/kasic/Statut/Artykul_3.htm (2012) oder http://www.paris-chateau-7855-kasic.com/statut/statut_vkl_1588.htm (2013).
79. Zu den Ursprüngen der griechisch-katholischen Kirche und des Konzils von Brest siehe Oskar Halecki, *From Florence to Brest*, 1439–1596, New York 1968.
80. Belagerung von Pskow: Vladimir Ivanovich Malyshev (Hg.), *Pov' est' o prikhozhenii Stefano Batoriya na grad Pskov*, Moskau und Leningrad 1952, S. 55ff.
81. Ebenda, S. 98.
82. »Vilna«, in: *Encyclopedia Judaica*, Bd. 16, S. 138ff.
83. The antitrinitarische Bewegung in Polen-Litauen wurde von Fausto Sozzini

(1539–1604) gegründet. Seine Anhänger wurden als Arianer, Sozinianer, Rakovianer oder Polnische Brüder bezeichnet. Siehe Phillip Hewett, *Racovia: An Early Liberal Religious Community*, Providence (Rl) 2004.

84. Isaac of Troki, *Hizuk Emunah, or Faith Strengthened*, New York 1970.
85. Voltaire, *Mélanges*, Bd. 3, Paris, 1961, S. 334.
86. Janusz Tazbir, *Piotr Skarga: szermierz kontrreformacji*, Warsaw 1978.
87. »St Andrew Bobola«, in: *Catholic Encydopedia.*
88. Siehe J. Cierowski und A. Kamiński, »The Eclipse of Poland«, in: *New Cambridge Modern History*, Bd. 6, Cambridge, 1970, S. 681–715, übers. v. Norman Davies.
89. Margus Laidre, »On Personalities«, in: Margus Laidre, *The Great Northern War and Estonia*, Tallinn 2010, S. 218–236.
90. Marceli Kosman, *Historia Białorusi*, Wrocław 1979, S. 172–183.
91. Zu Stanisław August, siehe Adam Zamoyski, *The Last King of Poland*, London 1992.
92. Jerzy Lukowski, *The Partitions of Poland*, London 1999.
93. Andrzej Ciechanowski, *Nieświez. Międzynarodowy Ośrodek Kultury na Białorusi*, Warschau 1994, S. 21–28. Siehe auch: Richard Butterwick (Hg.), *Peripheries of the Enlightenment*, Oxford 2008). Natürlich sprechen litauische Kommentatoren von der »Litauischen Aufklärung«. Siehe »Age of Enlightenment in Lithuania«, http://lietuva1000.lt/lietuvos-istorija/…/svieti-mo-epocha-lietuvoje/fulltext (2009), oder sehr auf den Punkt gebracht: http://de.wikipedia.org/wiki/Verfassung_vom_3._Mai_1791.
94. M. Hillar, »The Polish Constitution of May 3, 1791: Myth and Reality«, in: *Polish Review*, 37/2 (1992), S. 185–207.
95. Miecislaus Haiman, *Kościuszko: Leader and Exile*, New York 1977.
96. R. H. Lord, *The Second Partition of Poland: A Study in Diplomatic History*, Cambridge (Mass.) 1915.
97. R. H. Lord, »The Third Partition of Poland«, in: *Slavonic Review*, 9 (1925).

III

98. Katharinas Gedenkmünze 1793; R. Bideleux und I. Jeffries, *A History of Eastern Europe: Crisis and Change*, London 1998, S. 164. Im Gründungsmythos der Spartaner erobern die Söhne des Herakles das Land ihrer Vorfahren zurück, das ihnen die Mykener genommen haben, und degradieren diese zu Heloten.
99. Davies, God's *Playground*, Bd. 1, S. 542.
100. Adam Zamoyski, 1812: *Napoleons Feldzug in Russland*, München 2012, S. 189–193.
101. Nicholas Valentine, Riasanovsky, *A History of Russia*, New York 1963.
102. Glenn Dynner, *Men of Silk: The Hasidic Conquest of Polish Jewish Society*, New York 2006.
103. Timothy Snyder, *The Reconstruction of Nations: Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus*, 1569–1999, New Haven 2003, S. 53–56.
104. Edvardas Tuskenis (Hg.), *Lithuania in European Politics: The Years of the First Republic*, 1918–40, New York 1999.
105. *Byelorussia's Independence Day*, March 25,1918: *Documents, Facts, Proclamations, Statements and Comments*, New York 1958.
106. Siehe Norman Davies, »The Genesis of the Polish-Soviet War, 1919–1920«, in: *European History Quarterly*, 5/1 (1975), S. 47–67
107. See Norman Davies, White *Eagle, Red Star: The Polish-Soviet War*, 1919–1920, London 1972.
108. http://www.massviolence.org/Kurapaty-1937–1941-NKVD-Mass-Killings-in-Soviet-Belarus?decoupe_recherche=kurapaty (2012).
109. Timothy Snyder, *Bloodlands: Europa zwischen Hitler und Stalin*, München

2011.

110. David J. Smith, *The Baltic States: Estonia, Latvia, Lithuania*, London 2002.
111. Patricia Kennedy Grimsted, *The Lithuanian Metryka in Moscow and Warsaw: Reconstructing the Archives of the Grand Duchy of Lithuania*, Cambridge (Mass.) 1984.
112. Zamoyski, *The Last King of Poland.*
113. Roman Aftanazy, *Dzieje rezydencji na dawnych kresach Rzeczypospolitej*, 2. Aufl., 11 Bde, Wrocław 1991–1997
114. Ebenda, Bd. 3.
115. H. A. Mason, »The Lithuanian Whore in *The Waste Land*«, in: *Cambridge Quarterly*, 18 (1989), S. 63–72.

Kapitel 6: Byzanz

Bibliografischer Hinweis: Es ist eine undankbare Aufgabe, Leseempfehlungen für ein Gebiet auszusprechen, das von Edward Gibbon beherrscht wird. Neben einer Auswahl der Schriften Gibbons, über dessen Vorurteile man sich im Klaren sein muss, möchte ich Steven Runciman, *Byzantine Civilizaüon*, London 1933 sowie zwei jüngere Werke empfehlen: Judith Herrin, *Byzantium: The Surprising Life of Medieval Empire*, London 2007 – dt. Byzanz: Die erstaunliche Geschichte eines mittelalterlichen Imperiums, Ditzingen 2013 – und Averil Cameron, *The Byzantines*, Oxford 2006. Eine spannende Einführung in das Thema bieten auch Cyril Mango, *Byzantium: The Empire of the New Rome*, London 1988 und John Julius Norwich, *A Short History of Byzantium*, London 1998, deutsche Ausgabe: *Byzanz*, 3 Bde. Düsseldorf 2000. Ferner liegen auf Deutsch vor: Andreas Külzer, Byzanz, Stuttgart 2012, Peter Schreiner, Byzanz (Olden-bourg Grundrisse der Geschichte Bd. 22), München ^{4}2011 und Peter Wirth, Grundzüge der byzantinischen Geschichte, Darmstadt ^{4}2006.

I

1. www.istanbulcityguide.com (2008); *Time Out Istanbul*, London 2004.
2. Orhan Pamuk, Museum *der Unschuld*, München 2008, S. 40.
3. Orhan Pamuk, *Istanbul, Erinnerungen an eine Stadt*, zitiert in: Christopher Bellaigue, »A Walker in the City«, *New York Times*, 5. Juni 2005.
4. Erdoğan, 17. Januar 2010, Anadolu Agency, http://www.highbeam.com/doc/ICI-216976898.html (2010).
5. Egemen Bağiş, 23. Februar 2010, http://abgs.gov.tr/index.php?=4567641=2 (2010).

II

6. Norman Davies, »Western Civilization versus European History« in seinem Buch East *and West*, London 2006, S. 46–60.
7. Voltaire, aus *Micromégas, Avec und histoire des croisades*, 1752.
8. Charles-Loius de Secondat, baron de Montesquieu, *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et leur décadence*, 1734, Kap. 21.
9. Hegel, *Werke*, Bd. 9,1840, S. 411.
10. *Gibbons Geschichte des Verfalles und des Unterganges des römischen Weltreiches. Deutsche Ausgabe in einem Bande von Johannes Sporschil*, Leipzig 1837, 68. Kapitel, S. 1718, 1734 und 1745f.
11. Runciman, *Byzantine Civilization.*
12. George Finlay, *Greece under the Romans*, Edinburgh 1874; *History of the Byzantine and Greek Empires*, Edinburgh 1853; *The Hellenic Kingdom and the Greek Nation*, London 1938.
13. J. B. Bury, *A History of Greece to the Death of Alexander the Great*, London 1900; *The Hellenistic Age*, Cambridge 1923; *A History of the Roman Empire from its Foundation to Marcus Aurelius*, London 1893; *A History of the Later Roman Empire*, 395–800, London 1889; *A History of the Eastern Roman Empire, 802–867*, London 1912.
14. Runciman, *Byzantine Civilization.*
15. Anthony Bryer, »Sir Stephen Runciman: The Owl, the Spider and the Historian«, *History Today* (Mai 2001), gesammelte Nachrufe finden sich unter http://homepage.mac.com/paulste-phenson/madison/byzantium/notes/runcimanobit.html.
16. Siehe dazu Michael Angold, »The Road to 1204« Journal of *Medieval History* 25/3 (1999).
17. Dimitri Obolensky, *The Byzantine Commonwealth: Eastern Europe*, 500–1453, London 1971; *The Byzantine Inheritance of Eastern Europe*, London 1982; *Byzantium and the Slavs*, Crestwood 1994; *Russia's Byzantine Inheritance*, Oxford 1950.
18. Siehe dazu die Fachzeitschrift *Byzantine and Greek Studies* (1975ff.).
19. Herrin, *Byzantium*, S. xiii.
20. Cameron, *The Byzantines*, S. viii; Averil Cameron, *The Uses and Abuses of Byzantium: An Essay*, London 1992.
21. Cameron, *The Byzantines*, S. 1.
22. Ebenda.
23. Ebenda, S. 8.
24. J. Pearsall (Hg.), *Oxford English Reference Dictionary*, Oxford 1996; siehe Cameron, *The Byzantines*, S. 3.
25. Ebenda.
26. R. Cormack und M. Vassilaki, *Byzantium* 330–1450, Royal Academy of Arts, London 2008.
27. http://static-royalacademy.org.uk/files/ra-annual-report-2009–653.pdf (am besten auffindbar unter: royal academy annual report, dann erscheint ein separates pdf mit der Endung 653, A.d. Red.).
28. C. B. Bowersock, »Brilliant, Beautiful and Byzantine«, *New York Review of Books*, 25. September 2008.
29. Unbekannt, siehe Priscilla Roosevelt, *Apostle of Russian Liberalism*, Newtonville 1986.
30. Norman Davies, persönliche Erinnerung aus dem April 1962.
31. Cameron, *The Byzantines*, S. 4.
32. Norman Davies, *Europe: A History*, Oxford 1996; S. 448ff., mit Auszügen aus Gibbon, *Geschichte des Verfalles und des Unterganges des römischen Weltreiches*, 68. Kapitel, S. 2530, 2525.

III

33. William Butler Yeats, *»Byzanz«* (1930), deutsche Ausgabe: William Butler Yeats, *Die Gedichte*, hg. v. Norbert Hummelt, München 2005, S. 279f.

Kapitel 7: Borussia

Bibliografischer Hinweis: Jede Untersuchung der preußischen Geschichte ist durch das bedingt, was unter dem Begriff »Preußen« verstanden wird. Deutsche und Germanisten legen ihren Schwerpunkt dabei stets auf die Besitzungen der Hohenzollerndynastie und deren 1701 gegründetes Königreich. Das aktuellste und zu Recht hochgelobte Werk über dieses sehr gut dokumentierte Thema ist: Christopher Clark, *Preußen: Aufstieg und Niedergang 1600–1947*, München 2006. Leser, die sich über das Preußen vor den Hohenzollern informieren wollen, haben es schwerer. Die beste englische Einführung für dieses Thema ist Karin Friedrich, *The Other Prussia: Royal Prussia, Poland and Liberty, 1569–1772*, Cambridge 2000. Auf Deutsch ist das Thema sehr gut erschlossen. Aus der Fülle klassischer Abhandlungen seien exemplarisch einführend genannt: Sebastian Haffner, Preußen ohne Legende, Berlin 1998 oder Preußen. Geschichte eines Mythos, herausgegeben von Julius H. Schoeps, Berlin 2011. Den im Schluss des Kapitels angesprochenen ästhetischen Aspekt Preußens deckt ab: Wolf Jobst Siedler, Auf der Pfaueninsel. Spaziergänge in Preußens Arkadien, Berlin 1986 (div. Nachauflagen). Zum diskursiv vernachlässigten Thema Ostpreußen exemplarisch: Andreas Kossert, Damals in Ostpreußen. Der Untergang einer deutschen Provinz, München 2010 und natürlich Marion Dönhoff, Kindheit in Ostpreußen, Berlin 1988 (div. Ausgaben und Nachauflagen verfügbar).

I

1. http://russia.rin.ru/guides_e/2780.html (2008).
2. Bert Hoppe, »Traces of a Virtual History in a Real City«, National Centre for Contemporary Art, http://art-guide.ncca-kaliningrad.ru/?by=p&aglang=eng&au=052hoppe (2013).
3. A. Torello, »Kaliningrad, Adrift in Europe«, in: SA/S *Review*, 25/1 (2005), S. 139ff.
4. Sonderwirtschaftszone Kaliningrad, http://www.kaliningrad.aktuell.ru/

kaliningrad/lexikon/sonderzone/

5. Camiel Eurlings (Hg.), *Report: Kaliningrad Region*, Working Croup of the EU-Russia Parliamentary Co-operation Committee, 9.-11. Oktober 2005, European Parliament, PE.358.347.
6. Crant Heard, »The Baltic Kaliningrad«, http://depts.washington.edu/baltic/papers/kalinin-grad.html (2008) [veraltet, d. Red.]. Im Februar 2010 fanden in Kaliningrad massive Proteste gegen die fortdauernde wirtschaftliche Misere statt.
7. Angus Roxburgh, »Why the Russian Cesspit is No Hong Kong«, in: *Sunday Herald* (18. Februar 2001), http://www.highbeam.com/doc/1P2–19040687.html (2013).
8. Beyond Transition, online newsletter, »Kaliningrad: Uncertain Future of Russia's Baltic Enclave«, www.worldbank.org/html/prddr/trans/..pgs41–42.htm [veraltet] (2008).
9. M. Sobczyk, »Illicit Cigarettes Flood into EU from the East«, Emerging Europe, *Wall Street Journal*, 22. Februar 2011.
10. Roskosmos, www.federalspace.ru/main/php?lang=en (2008).
11. http://en.wikipedia.org/wiki/Ceorgi_Boos (2013).
12. http://en.wikipedia.org/wiki/kaliningrad.
13. http://www.cafebabel.de/article/31750/baltikum-kant-karl-marx-kaliningrad-reise.html (ergänzt HD), www.lonelyplanet.com/russia/western…russia/kaliningrad/472292 (2008).
14. Anne Applebaum, *Between East and West: Across the Borderlands of Europe*, New York 1994, S. 22f.
15. Eulers sieben Brücken: http://mathforum.org/isaac/problems/bridgesi.html (2008).
16. Allen Buchler, »Kaliningrad Revisited« (2004), www.electric-review.com/archives/000010.html (2008) [veraltet].
17. Immanuel Kant State University of Russia, http://intdep.albertina.ru/index4.html (2008).
18. Applebaum, *Between East and West*, S. 27.
19. Zur Region Kaliningrad, http://myazcomputerguy.com/everbrite/page6d.html (2008) [veraltet].
20. In Swetlogorsk: Applebaum, *Between East and West*, S. 30f.
21. »US, Poland, Reach Deal on Anti-Missile Defense Shield«, *Huffington Post* (14. August 2008), http://www.huffingtonpost.com/2008/08/14/us-poland-reach-agreement_n_119053.html (2013); Luke Harding, »Livingon the Frontline of the New Cold War«, in: *Guardian* vom 8. November 2008.
22. Buchler, »Kaliningrad Revisited«.
23. Luke Harding, »Kremlin Shocked as Kaliningrad Stages Huge Anti-government Demonstration«, in: *Guardian* vom 2. Februar 2010.
24. http://www.bruecke-osteuropa.de/kaliningrad/rda-kaliningrad.ppt.
25. Siehe: www.lagomar.de/index.php?id=58 (2011).

II

26. Henryk Łowmiański, *Das heidnische Preußen*, Berlin 1936.
27. Siehe: J. Mortimer Wheeler, *Der Fernhandel des römischen Reiches in Europa, Afrika und Asien*, München 1965.
28. D. Attwater, *Penguin Dictionary of Saints*, London 1976, S. 30; Cerard Labuda (Hg.), *Swięty Wojciech w Polskiej tradycji historiograficznej*, Warschau 1998.
29. Eric Christiansen, *The Northern Crusades: The Baltic and the Catholic Frontier*, 1100–1525, London 1997.
30. Henryk Samsonowicz, *Konrad Mazowiecki*, Warschau 2008; Karol Górski, *Zakon Krzyzacki a powstanie państwa pruskiego*, Wrocław 1977.

31. William Urban, *The Teutonic Knights: A Military History*, London 2003; Udo Arnold (Hg.), *Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens*, Bd. 1, Marburg 1986.
32. Petrus (de Dusburg), *Chronicon Prussiae*, Francofurti 1679 (deutsche Ausgabe: Chronik des Preußenlandes, Darmstadt 1984).
33. *Livonian Rhymed Chronide*, übers. v. Jerry Smith, Bloomington, Indiana 1977, zitiert in: Christiansen, *The Northern Crusades;* siehe auch William Urban, *The Prussian Crusade*, Langham (Md.) 1977.
34. A. Chodzyński, *Malbork Castle*, Warschau 1982; Karol Górski, *Dzieje Malborka*, Cdańsk 1960.
35. Fred Hoyle, *Nicolaus Copernkus: An essay on his life and work*, London 1973; Maria Bogucka, *Copernkus: The Country and Times*, Wrocław 1973.
36. http://en.wikipedia.0rg/wiki/E%C5%82k#History.
37. http://donelaitis.vdu.lt/prussian/index.htm (2008).
38. http://de.wikipedia.org/wiki/Altpreußische_Sprache.
39. Marian Biskup, *Zakon krzyzacki a polska w średniowieczu*, Toru 1987.
40. Eberhard Schmidt, *Die Mark Brandenburg unter den Askaniern*, 1134–1320, Köln 1973.
41. Ceoffrey Chaucer, *Canterbury Tales*, Hg., Rolf Nölle, Norderstedt 2008, S. 185.
42. Richard Kyngeston, *Expeditions to Prussia and the Holy Land made by Henry, Earl of Derby (afterwards King Henry IV)*, London 1894.
43. Stanistaus F. Betch, *The Contribution of Poland to the Development of the Doctrine of International Law: Paulus Vladimir'!, decretorum doktor*, 1409–1432, London 1964.
44. www.absoluteastronomy.com/topics/partition(politics) (2008).
45. Friedrich, *The Other Prussia.*
46. Ebenda, Kapitel 9: »Myths Old and New: The Royal Prussian Enlightenment«.
47. Jan Matejko, *Hold Pruski*, »The Prussian Tribute« (1882): http://de.wikipedia.org/wiki/Preu%C3%9Fische_Huldigung_%28Gem%C3%A4lde%29 (20l3).
48. Janusz Małłek, *Dwie części Prus: studio z dziejów Prus Książęcych i Prus Królewskkh w XVI iXVII wieku*, Olsztyn 1987, S. 37f.
49. Heinrich von Treitschke, *Das Deutsche Ordensland Preußen*, Leipzig 1862.
50. Udo Arnold und Marian Biskup, Hg., *Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart*, Marburg 1982.
51. F. L. Carsten, *The Origins of Prussia*, Oxford, 1954 (deutsche Ausgabe: Die Entstehung *Preußens*, Köln 1968).
52. Siehe: Benedikt Stuchtey, »Imperialism and Frontier in British and German Historical Writing around 1900«, in: B. Stuchtey und P. Wende (Hg.), *British and German Historiography, 1750*–1950, New York 2000.
53. Walther Hubatsch, *Albrecht von Brandenburg-Ansbach: Deutschordens-Hochmeister und Herzog in Preußen* 1490–1568, Köln 1960.
54. Siehe: Hannsjoachim W. Koch, *Geschichte Preußens*, München 1980.
55. Barbara Janiszewska-Mincer und Franciszek Mincer, »The Diet of 1621«, in: Barbara Janiszews-ka-Mincer und Franciszek Mincer, *Rzeczpospolita Polska a Prusy Książęce w latach* 1598–1621: *sprawa sukcesji brandenburskiej*, Warschau 1988, S. 245ff.
56. Seit dem Schwedischen Bürgerkrieg in den 1590er-Jahren erhoben die polnischen Wasas Anspruch auf den schwedischen Thron und die schwedischen auf den polnisch-litauischen Thron.
57. Derek McKay, *The Great Elector*, Harlow 2001.
58. Alan J. P. Taylor, *The Course of German History*, London 1945, S. 28.
59. Max Weber, »National Character and the Junkers«, in: Max Weber, *Essays on Sociology*, London 1998, auf Deutsch ggf.: Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, Tübingen 1988; siehe auch: C. Torp, *Max Weber und die preußischen Junker*, Tübingen 1998.
60. Piers Paul Read, *The Junkers*, London 1968; Francis Ludwig Carsten, *A*

History of the Prussian Junkers, Aldershot 1989.

61. Ebenda.
62. Norman Davies, »Vasa – the Swedish Connection«, in: derselbe, *God's Playground: A History of Poland*, Oxford 1981, Bd. 1, S. 433–669.
63. Zitiert in: Friedrich, *The Other Prussia*, S. 152.
64. Zitiert in: ebenda, S. 154.
65. Ebenda, S. 154f.
66. R. Herion, »Fehrbelliner Reitermarsch«, Hörbeispiel http://www.youtube.com/watch?v=VLHUWlhxLP8.
67. http://www.germanculture.com.ua/library/weekly/aa011801a.htm.
68. M. A. D. *[sic], The History of Prussia*, London, 1869, S. 10f.
69. http://en.wikipedia.org/wiki/prussian_blue; siehe auch: http://de.wikipedia.org/wiki/Berli-ner_Blau.
70. Rudolf von Thadden, *Fragen an Preußen. Zur Geschichte eines aufgehobenen Staates*, »Wann war Preußen«, München 1981.
71. George P. Cooch, »The Prussian School«, in: derselbe, *History and Historians in the Nineteenth Century*, London 1913 (deutsche Ausgabe: Geschichte *und Geschichtsschreiber im neunzehnten Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1964); Robert Southard, *Droysen and the Prussian School of History*, Lexington (Kentucky) 1995.
72. John A. R. Marriott und Sir Charles Grant Robertson, *The Evolution of Prussia: The Making of an Empire*, Oxford 1915, S. 11.
73. Alan J. P. Taylor, *Bismarck – Mensch und Staatsmann*, München 1962; David Hargreaves, *Bismarck and German Unification*, Basingstoke 1991.
74. An Old Westminster King's Scholar, *The Growth of Prussia from AD* 1271 to *AD 1871*, London 1871, S. 30.
75. Taylor, *The Course of German History*, S. 7; http://gotterdammerung.0rg/books/reviews/c/course-of-german-history.html (2010).
76. G. Hosking und R. Service (Hg.), *Re-interpreting Russia*, Basingstoke 1998; Robert Service, Stalin: *A Biography*, London 2004; Richard Pipes, *Three »Whys« of the Russian Revolution*, London 1998; Robert Conquest, *The Dragons of Expectation: Reality and Delusion in the Course of History*, London 2005.
77. Siehe: Richard Evans über Timothy Snyder, *London Review of Books*, 4. November 2010.
78. Christopher Clark, *Preußen: Aufstieg und Niedergang* 1600–1947, München 2006, S. 20.
79. Norman Davies, »Preussen – the Prussian Partition, 1772–1918«, in: derselbe, *God's Play-ground*, Bd. 2, S. 112–138; siehe auch: Edward Martuszewski, *Polscy i nie polscy Prusacy*, Olsztyn 1974.
80. Adolf Menzel, *Coronation of Wilhelm I in Koenigsberg in the Year* 1861 (1865): http://germanhis-torydocs.ghi-dc.org/print_document.cfm?document_id=304 (2008).
81. Friedrich von Bernhardi, *Deutschland und der nächste Krieg*, Stuttgart 1912.
82. Niall Ferguson, *Der falsche Krieg*, München 1999, S. 387ff.
83. William L Langer et al., *Western Civilization*, Chicago 1968, S. 528.
84. Sergei Dobrorolski, *Die Mobilmachung der russischen Armee* 1914, Berlin 1922.
85. Kazimierz Rosen-Zawadzki, »Karta buduszczej Jewropy« (»Karte des künftigen Europa«), *Studio z dziejów ZSRR i Europy Środkowej*, Wroctaw 1972), Bd. 8, S. 141–145, mit Karte.
86. Holger Herwig, »Tannenberg: Reality and Myth« und »The Use and Abuse of History and the Creat War«, in: Jay Winter *et al.* (Hg.), *The Great War and the Twentieth Century*, New Haven 2000.
87. Norman Davies, White *Eagle, Red Star: The Polish-Soviet War*, 1919–20, London, 1972.
88. Dietrich Orlow, *Weimar Prussia*, 1918–1925: *The Unlikely Rock of Democracy*, Pittsburgh 1995; derselbe, *Weimar Prussia*, 1925–33: The

Illusion of Strength, Pittsburgh 1991.

89. Michael Behrent, »Weimar Koenigsberg«, aus »Research for the Max & Gilbert film *Koenigsberg is Dead* (2004)«: www.do4d.de/k/ii_nation.html (2008).
90. Ebenda.
91. Service, Stalin, S. 273.
92. Norman Davies, *Die große Katastrophe: Europa im Krieg* 1939 *bis* 1945, München 2009.
93. RAF Bomber Command, campaign diary, August 1944, www.raf.mod.uk/bombercommand/aug44.html (2008).
94. http://de.wikipedia.org/wiki/Bernsteinzimmer (2013). Siehe auch: Catherine Scott-Clark, *The Amber Room: The Untold Story of the Greatest Hoax of the Twentieth Century*, London 2004.
95. Alfred M. de Zayas, *Die deutschen Vertriebenen: keine Täter – sondern Opfer; Hintergründe, Tatsachen, Folgen*, Graz 2006; Christopher Duffy, Der Sturm *auf das Reich: der Vormarsch der Roten Armee* 1945, München 1994.
96. Christopher Dobson et al., *Die Versenkung der Wilhelm Gustloff*, Frankfurt 1995. Im Jahr 2002 wurde in Kaliningrad ein Denkmal für Alexander Marinesko errichtet, den Kommandanten des sowjetischen U-Boots, das die *Gustloff* versenkte. Foto des Denkmals: http://www.flickr.com/photos/sludgeulper/3273776945/ (2008).
97. http://en.wikipedia.org/wiki/Battle_of_K%C3%B6nigsberg und http://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_um_K%C3%B6nigsberg; siehe auch: Isabel Glenny, *The Fall of Hitler's Fortress City: The Battle for Koenigsberg*, 1945, London 2007; Antony Beevor, *Berlin* 1945: *Das Ende*, London 2002.
98. Hans von Lehndorff, zitiert in: Applebaum, *Between East and West*, S. i8f.; wörtliches Zitat aus: Hans von Lehndorff, *Ostpreußisches Tagebuch: Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren* 1945–1947, München 2002, S. 72.
99. Zu der Fußnote: David Shukman, »On the Trail of the Amber Room«, BBC News, 1. August 1998: http://news.bbc.co.uk./i/hi/world/europe/143364.stm (2008).
100. Karl Potrek, zitiert in: Applebaum, *Between East and West, S.* 19 (deutscher Wortlaut in: »Nem-mersdorf, Der Auftakt des Grauens«, *Das Ostpreußenblatt*, 22. Dezember 2001, http://www.webarchiv-server.de/pin/archiv01/51_52_01ob06.htm).
101. Applebaum, *Between East and West*, S. 25f.; Marion Dönhoff, *Before the Storm: Memories of my Youth in Old Prussia*, New York 1990 (dt.: Kindheit in Ostpreußen, Berlin 1988).
102. »Mitteilung über die Dreimächtekonferenz von Berlin (»Potsdamer Abkommen«) vom 2. August 1945«, http://www.documentarchiv.de/in/1945/potsdamer-abkommen.html.
103. »Polnisch-sowjetischer Vertrag über Freundschaft, gegenseitigen Beistand und Zusammenarbeit nach dem Kriege vom 21. April 1945«, in: Herbert Kraus, *Völkerrechtliche Urkunden zur europäischen Friedensordnung seit* 1945, Dokument 3, siehe auch: http://ungarisches-institut.de/dokumente/pdf/19450421–1.pdf; und Davies, *God's Playground*, Bd. 2, S. 558f.
104. Gesetz Nr. 46, Auflösung des Staates Preußen, http://deposit.d-nb.de/cgi-bin/rqframe.pl?ansicht=3&zeitung=jouroffi&jahrgang=i947&ausgabe=058&seite=07000582.

III

105. Thadden, *Fragen an Preußen*, S. 152.
106. Florian lllies, »Das schönste Stück Preußen«, http://test.magazin-deutschland.de/en/culture/arts/article/article/das-schoenste-stueck-

preussen.html.
107. Merriam-Webster online, www.yourdictionary.com.
108. Ausstellungskatalog, *Preußen, Versuch einer Bilanz* (1981): www.hdg.de/lemo/objekte/pikt/…katalogpreussen/index.htm (2008) [veraltet]; alternativ: http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-l4336463.html (A. d. Ü.).
109. »Prussia 2001«, www.germanculture.com.u/library/weekly/aao111801a.htm (2008).
110. http://www.preussen-2001.de/de/programm/landesausstellung.html.
111. »Macht und Freundschaft: Berlin-St Petersburg, 1800–1860«, http://www.spsg.de/Macht_und_Freundschaft_Berlin_-_St_Petersburg_1800–1860.html.
112. Agnes Miegel, »Es war ein Land«, http://www.womo-weltenbummler.de/Masuren_2004/es_war_ein_land.html.
113. Bernd Längin, *Unvergessene Heimat Ostpreußen: Städte, Landschaften, und Menschen auf alten Fotos*, Düsseldorf 1995.

Kapitel 8: Savoyen

Bibliografischer Hinweis: Da Savoyen nicht richtig in die französische, Schweizer oder italienische Geschichte hineinpasst, wird es oft übersehen. Gültige Überblicksdarstellungen auf Englisch und Deutsch gibt es nicht, weder für das Land noch das Haus Savoyen. Die Bibliothekskataloge geben religiösen Entwicklungen im Savoyen des 17. Jahrhunderts größeren Raum als allen anderen savoyischen Themen. Natürlich widmen sich Sonderstudien bestimmten Menschen, Zeitabschnitten oder Ereignissen, doch eine Einführung zur historischen Identität bleibt extrem schwierig. Französischen Historikern wie Henri Ménabréa, *Histoire de la Savoie* (Paris 1933, 1960), fällt es schwer, das Konzept von Savoyen als einer Provinz Frankreichs zu überwinden. Interesse an der *Casa Savoia* zeigen vor allem, wenn auch nicht ausschließlich die Italiener. Jacques Lovie, *Savoie* (Grenoble 1973) wird oft zitiert; und eine neuere Arbeit von Robert Colonna d'Istria, *Histoire de la Savoie* (Paris 2002), nähert sich dem Thema unvoreingenommen. Eine polemische Untersuchung von Jean Pignon, *Savoie française: histoire d'un pays annexe* (St. Gingolphe 1996), belegt die Überzeugungen einer separatistischen Minderheit.

I

114. RAI-Bulletin, 3. Juni 2008: www.televideo.rai.it/televideo/pub/popupultimanotizia.jsp?id=393939.
115. »Napolitanoalla Festa del 2 giugno«, www.repubblica.it/2008/06/sezioni/politica/due-giug-no-2008 (2008) [nicht mehr greifbar, A. d. Red.].
116. Peter Kammerer, »Preuße aus Neapel«, *Le monde diplomatique*, dt. Ausgabe vom 9.11.2007.
117. http://www.quirinale.it/qrnw/statico/simboli/vittoriano/Vittoriano_home-a.htm (2013).
118. »L'inno nazionale«, www.radiomarconi.com/marconi/mamelii.html (2013). Deutscher Text unter http://de.wikipedia.org/wiki/Fratelli_d%E2%80%99ltalia.
119. »E la festa della Repubblica diventa la festa di Silvio«, www.repubblica.it/2008/06/sezioni/politica/due-guigno-2008 (2008).
120. http://de.wikipedia.0rg/wiki/P0litisches_System_ltaliens#Referendum (2013).
121. http://en.wikipedia.org/wiki/Umberto_ll_of_ltaly (2013).

II

122. Bayle St. John, *The Subalpine Kingdom: or, Experiences and Studies in Savoy, Piedmont and Genoa*, 2 Bde, London 1856, Bd. 1, S. 141ff.
123. Claude Cenoux, *Histoire de Savoie*, Annecy 1852, S. 68.
124. E. Cox, *The Green Count of Savoy*, Princeton 1967.
125. Jean d'Orville»Cabaret«, *La Chronique de Savoie*, Les Marches 1995, »Comment lecomte Pierre devint seigneur du Pays de Vaud«, S. 108f.
126. Robert Somerville, *The Savoy: Manor, Hospital, Chapel*, London 1960; Compton Mackenzie, *The Savoy of London*, London 1953.
127. J. N. D. Kelly, *Reclams Lexikon der Päpste*, Stuttgart 1988, S. 261.
128. A. S. Barnes, *The Holy Shroud of Turin*, London 1934; H. E. Cove, *Relic, Icon or Hoax? Carbon Dating the Turin Shroud*, Bristol 1996; R. Hoare, *The Turin Shroud is Genuine: The Irrefutable Evidence*, London 1994.
129. Zitat von E. Ricotti (1861) in: »Emmanuel Philibert«, *Encydopaedia Britannica*, 11. Auflage (1911), vgl. http://www.gutenberg.org/files/35169/35169-h/35169-h.htm#ar159 (2013).
130. Margaret Trouncer, *The Gentleman Saint: Francis de Sales and his Times*, London 1973.
131. http://www.glaubensstimme.de/doku.php?id=autoren:f:fliedner_h:waldenser (2013).
132. J.-P. Fouchy, *Et Nice, dement le port de Savoie*, Cannes 2008.
133. Nicholas Henderson, *Prinz Eugen der edle Ritter. Eine Biographie*, Wien/Düsseldorf 1965.
134. C. Storrs, *War, Diplomacy and the Rise of Savoy*, 1690–1720, Cambridge 1999.
135. John Campbell, *The Present State of Europe*, 6. Auflage, London 1761, S. 380.
136. Ebenda, S. 398–402.
137. J. Dessaix, La Savoie historique et pittoresque, 2 Bde, Annecy 1854.
138. http://fr.wikipedia.org/wiki/Les_Allobroges und http://fr.wikisource.org/wiki/Les_Allobro-ges (2013).
139. César Vidal, *Charles-Albert et le risorgimento Italien*, Paris 1927.
140. Arturo Carlo Jemolo *et at., Lo Statuto Albertino*, Florenz 1946.
141. »Waldenses«, *Encydopaedia Britannica*, 11. Auflage, vgl. http://www.1911encyclopedia.org/Waldenses (2013).
142. Zitiert bei http://www.reference.com/browse/victor+emmanuel+ii (2013).
143. Denis Mack Smith, *Victor Emanuel, Cavour and the Risorgimento*, London 1971; ders., *Cavour* (London, 1985); Maurice Paléologue, *Cavour, ein großer Realist*, Berlin 1928.
144. http://www.aphorismen.de/suche?f_autor=879_Camillo+Benso+Craf+Cavour (2013).
145. Sylvain Milbach, *L'Éveil politique de la Savoie: conflits ordinaires et rivalités nouvelles*, 1848–1853, Rennes 2008.
146. Justin Codart, *À Lyon, en* 1848: *les Voraces*, Paris 1948.
147. St. John, *The Subalpine Kingdom*, Bd. 1, S. 19f., 72ff.
148. Ebenda, S. 156–164.
149. Edward Gibbon, *Gibbon's Journey from Geneva to Rome…*, hg. v. C. A. Bonnard, London 1961, S. 18, zitiert von H. Trevor-Roper, *History and Enlightenment*, London 2010, S. 10.
150. http://en.wikipedia.org/wiki/House_of_Savoy (2013).
151. Zu den Orsini-Briefen siehe Paléologue, *Cavour*, Kapitel IV.
152. C. Bayly (Hg.), *Guiseppe Mazzini and the Globalisation of Democratic Nationalism*, Oxford 2008.
153. Donn Byrne, *Garibaldi: The Man and the Myth*, Oxford 1988.
154. Denis Mack Smith, *Cavour and Garibaldi: A Study in Political Confict*, Cambridge 1985.
155. Paléologue, *Cavour*, Kapitel V.

156. Französisch-sardischer Vertrag von 1860: http://fr.wikipedia.org/wiki/trait%c3%a9_de_tu-rin_%281860%29 (2013), Text unter http://fr.wikisource.org/wiki/trait%c3%a9_de_tu-rin_%281860%29 (2013). engl. Übersetzung unter http://en.wikipedia.org/wiki/treaty_of_turin (2013).
157. »Annonce d'un referendum et appel au calme«, 10. März 1860: http://www.cg73.fr/archi-ves73/expo_affches_1860/pageshtmhd/01-ad73_12Fi_39.html (2013).
158. napoleon III., 21. März 1860: http://trove.nla.gov.au/ndp/del/article/1206057 (2013).
159. Lovie, *Savoie*, S. 38–41.
160. Ebenda, S. 37.
161. Ménabréa, *Histoire de la Savoie*, S. 231f. zum stich und weiteren Dokumenten: http://www.pour-la-savoie.com/wp-content/uploads/2010/02/1dossier-offciel-rf-annexion-tout.pdf (2013).
162. Lovie, *Savoie*, S. 41.
163. Ebenda, S. 43ff.
164. Ménabréa, *Histoire de la Savoie*, S. 347.
165. Lovie, *Savoie*, S. 48.
166. Zitiert in: »Italy«, *Encyclopedia Britannica*, 11. auflage. Vgl. http://www.gutenberg.org/files/41343/41343-h/41343-h.htm#ar1 (2013).
167. http://de.wikiquote.org/wiki/Letzte_Worte (2013).
168. Spencer di Scala, *Italy: From Revolution to Republic, 1700 to the Present*, Boulder (Co.) 2004, S. 131, vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/camillo_Benso,_count_of_cavour (2013).
169. Cecil Headlam, in: *Harmsworth Universal Encyclopedia*, London 1925.
170. Denis Mack Smith, *Italy and its Monarchy*, New Haven 1989, S. 342.
171. Robert Katz, *The Fall of the House of Savoy: A Study in the Relevance of the Commonplace or the Vulgarity of History*, New York 1971.
172. Siehe: http://www.regalis.com/reg/savgen.htm (2013), ebenso http://en.wikipedia.org/wiki/category:Pretenders_to_the_italian_throne (2013)
173. http://www.crocerealedisavoia.it/index.html (2013).
174. »Right Royal Punch-up«, in: *Guardian* vom 29. Mai 2004; siehe auch http://en.wikipedia.org/wiki/Vittorio_emanuele,_Prince_of_naples (2013).
175. »Prince admits killings on video«, in: *Sunday Times* vom 27. Feb. 2011; Birgit Hamer, *Delitto senza Castigo: la vera storia di Vittorio Emanuele*, Civitavecchio 2011.
176. http://www.vin-de-savoie.fr (2013).
177. So die französische Ausgabe des Michelin Guide Vert, *Alpes du Nord*, Paris 2007, S. 30. Kürzer in der deutschen Ausgabe, *Französische Alpen*, München 2011, S. 53.
178. http://www.tourisme-savoie.com (2013).
179. *Alpes du Nord*, S. 88, *Französische Alpen*, S. 137.
180. Communauté du Chemin Neuf, *L'Abbaye de Hautecombe*, Lyon o. J.
181. www.chateauthorens.fr (2013).
182. Maison de la Maurienne, *Guide Patrimoine*, st. Jean o. J., S. 7f.; ebenso www.maurienne-tou-risme.com (2013).
183. Ménabréa, *Histoire de Savoie*, S. 674.
184. Colonna d'istria, *Histoire de la Savoie*, S. 243f.
185. http://notre.savoie.free.fr/infos/inf052.htm (2013).
186. http://www.sabaudia.org/3163-la-savoie-de-1815-a-1860-la-periode-sarde.htm; www.sabau-dia.org/v2/dossiers/dos-histoire.php (2013).
187. »150ème Anniversaire de l'entrevue de Plombières«, www.categorynet.com/communiques-de-presse/histoire (2013).
188. Offener Brief an den Präsidenten der Region Rhône-Alpes, Arpita News, 27 Juni 2008, http://blog.regionleman.com/2008/06/07 (2008) [nicht mehr greifbar, a. d. red.].
189. David Gilmour, *Auf der Suche nach Italien. Eine Geschichte der Menschen, Städte und Regionen von der Antike bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2013, S. 408f.

190. Kammerer, »Preuße aus Neapel«.

Kapitel 9: Galizien

Bibliografscher Hinweis: Englischsprachige Bibliothekssysteme, die nicht zwischen der spanischen Provinz »Galicia« und der österreichischen Provinz Galizien unterscheiden, verursachen unnötige Verwirrung. Dasselbe gilt auch für Lexikonartikel, die historische Einheiten als moderne Kategorien behandeln, zum Beispiel in »Galizien (Ukraine)« oder in »Galizien (Polen und Ukraine)«. Der einzige Überblick über das Thema in Englisch: Paul Magocsi, *Galicia: A Historical Survey and Bibliografical Guide*, Toronto 1983, ist ganz absichtlich von einem ukrainischen Standpunkt aus geschrieben. Gleichwohl ist die polnische oder jüdische Sicht der Dinge oder die des österreichischen Kaiserreichs ebenso wichtig. Der interessierte Leser ist am besten beraten, wenn er mit den relevanten Kapiteln in einer der Einführungen in die Geschichte der Habsburger Monarchie beginnt – etwa mit der von Henry Wickham Steed (1913), von A. J. P. Taylor (1948, 1990) oder von Robert Kann (1977). Danach kann er Untersuchungen über die verschiedenen ethnischen Gemeinschaften lesen. Als Ergänzung zu Magocsi wäre es möglich, sich über die polnischen Verbindungen Galiziens zu informieren in: Norman Davies, *God's Playground: A History of Poland*, Oxford, 1981, Bd. 2, und über das jüdische Erbe in: Jonathan Webber, *Rediscovering Traces of Memory*, Bloomington, (Indiana), 2009. Exemplarisch auf Deutsch: Thomas Sandkühler, Endlösung in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941–1944, Bonn 1996. Für den Ansatz eines radikalen Vergleichs von Massenmord durch das nationalsozialistische Deutschland und der Sowjetunion unter Stalin in der Todeszone Galizien: Timothy Snyder, Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin, München 2011. Martin Pollack, Galizien. Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina, Frankfurt 2001. Im literarischen Segment seien genannt: Joseph Roth, Hotel Savoy, München 1978 (lieferbar), Bruno Schulz, Die Zimtläden, München 2009, Andrzej Stasiuk, Galizische Geschichten (zeitgenössisch), Frankfurt 2002.

I

1. Reise im Mai 2006.
2. Jury Lukomsky und Marija Kostik, *Putywnik-Halytsch*, Lwiw 2003.
3. Ebenda, »Korotka istoritschna kronika Halitscha«.
4. Ebenda, S. 1.

II

5. Stanislaw Grodziski, *W Królestwie Galicji i Lodomerii*, Krakau 1976; siehe auch: Henryk Weres-zycki, *Niewygasła przesztość*, Krakau 1987; Hans-Christian Maner, *Galizien: eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert*, München 2007.
6. Timothy C. W. Blanning, *Joseph II and Enlightened Despotism*, London 1994; Saul Kussiel Padover, *Joseph II.: ein Revolutionär auf dem Kaiserthron*, Düsseldorf 1969.
7. Isabel Röskau-Rydel (Hg.), *Deutsche Geschichte im Osten Europas: Galizien*, Berlin 1999.
8. Wojciech J. Podgórski, *Pieśń Ojczyzny pełna: Mazurek Dąbrowskiego w dziejowych rolach*, Warschau 1994.
9. http://de.wikipedia.org/wiki/Westgalizien und http://en.wikipedia.org/wiki/West_Galicia (beide 2013).
10. Karl Emil Franzos, *Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien und der Bukowina, Südrussland und Rumänien*, Bd. 2, Stuttgart 1901, S. 201f.
11. Mieczysław orłowicz, *Ilustrowany Przewodnik po Galicji, Bukowinie, Spiszu, Orawie, i Śląsku Cieszyńskim*, Lwów 1919, nachgedruckt: Krosno 2004.
12. Jerzy czajkowski, (Hg.), *Łemkowie w historii i kulturze Karpat*, rzeszów 1992.
13. http://www.wrota.podkarpackie.pl/en/culture/minority/ethnic/boykos (2011).
14. Ferdynand Antoni Ossendowski, Huculszczyzna: *Gorgany i Czarnohora*, Wrocław 1990.
15. Daniel Beauvois, *Trójkąt ukraińsk: szlachta, carat i lud na Wołyniu, Podolu, i Kijowszczyźnie 1793–1914*, Lublin 2005; brillant, aber giftig mit vielen Bezügen auf Galizien. siehe auch: der selbe, »Szlachta w Galicji Wschodniej«, in: *Studia Historyczne*, 34/2 (1991).
16. Michał Śliwa (Hg.), *Rok 1846 w Galicyji*, Krakau 1997; siehe auch Davies, *God’s Playground*, Bd. 2, S. 147f.
17. Stefan Kieniewicz, *The Emancipation of the Polish Peasantry*, Chicago 1969.
18. Stanislaw Unger, *The Galician Petroleum Industry, London 1907*; Norman Davies, »Brytyjski kapitalism a nafta galicyjska«, in: *Studia Historyczne*, 13 (1970), S. 283–289; Alison Frank, Oil Empire: *Visions of Prosperity in Austrian Galicia*, Cambridge (Ma.) 2005.
19. Stanislaw Szczepanowski, *Nędzą galicyjską w cyfrach*, Lwów 1888, zitiert in: Davies, God’s Playground, Bd. 2, S. 146.
20. Dorota Praszałowicz et al., *Mechanizmy zamorskich migracji łańcuchowych w XIX wieku*, Krakau 2004.
21. William I. Thomas und Florian Znaniecki, *The Polish Peasant in Europe and America*, Boston 1998.
22. www.vbvm.org/polish/song.html (2008).
23. John Czaplicka (Hg.), *Lviv: A City in the Crosscurrents of History*, Cambridge, (Massachusetts), 2002); S. Wasilewski, *Lwów*, Wrocław 1990; Peter Fässler et al., *Lemberg, Lwów, Lviv – eine Stadt im Schnittpunkt europäischer Kulturen*, Köln 1995.
24. Aus: K. Baedeker, Austria-Hungary, London 1905.
25. Aus: Wincenty Pol, »Pieśń o ziemi naszej« (1843), »ein Lied von unserem

Land«.

26. Jan Slomka, *From Serfdom to Self-Government: The Memoirs of a Polish Village Mayor (1842–1927)*, London 1941.
27. http://de.wikipedia.org/wiki/%c3%96sterreichische_Kaiserhymnen (2013).
28. http://de.wikipedia.org/wiki/%c3%96sterreichische_Kaiserhymnen/Fassungen_in_ande-ren_sprachen (2013).
29. Kornel Ujejski, aus: *Skargi Jeremiego*, Paris 1947, englische Übersetzung: Norman Davies.
30. Naphtali Herz Imber (1855–1909). siehe: Jacob Kabakoff, *Master of Hope: Selected Writings of N. H. Imber*, New York 1985.
31. Andrii Krawczuk, *Christian and Social Ethics in Ukraine: The Legacy of Andrei Sheptytskij*, Edmonton 1997.
32. Anna Veronika Wendland, *Die Russophilen in Galizien*, Wien 2001.
33. Krzysztof Stopka, *Ormianie w Polsce dawnej i dzisiejszej*, Krakau 2000.
34. Mikhail Kizilov, *The Karaites of Galicia: An Ethno-religious Minority, 1772–1945*, Oxford 2009.
35. P. Palys, »The Road to Galicia: František Rehor and Everyday Life in Galicia in the second half of the 19th century«, in: *Studia Historyczne*, 50/1 (2007).
36. Salomon Ansky, *The Enemy at his Pleasure: A Journey through the Jewish Pale of Settlement during World War One*, New York 2002.
37. Stanisław Vincenz, *On the High Uplands: Sagas, Songs, Tales and Legends of the Carpathians*, London 1955.
38. Marcin Król, *Stańczycy: antologia myśli społecznej i politycznej konserwatystów krakowskich*, Warschau 1982.
39. Władysław Berbelicki, *Aleksander Brückner*, Warschau 1989; Witold Kosny und Monika Katz von Harrassowitz (Hg.), *Aleksander Brückner: ein polnischer Slavist in Berlin*, Wiesbaden 1991.
40. Józef E. Dutkiewicz, *Szymon Askenazy i jego szkoła*, Warschau 1958.
41. Mikhailo Hrushevsky, *The Traditional Scheme of Russian History*, Winnipeg 1958.
42. Isaac Biderman, *Mayer Balaban, Historian of Polish Jewry*, New York 1976.
43. Janina Rosnowska, *Dzieje Poety: o Wincentym Polu*, Warschau 1963.
44. Barbara Lasocka, *Aleksander Fredro: drogi życia*, Warschau 2001.
45. Kazimierz Przerwa-Tetmajer, *Poezje wybrane*, (Hg.) J. Krzyżanowski, Wrocław 1968; Kazimierz Przerwa-tetmajer, *Tales of the Tatras*, New York 1943.
46. Kazimierz Wyka, *Młoda Polska*, Krakau 1987; S. Pigoń, *Spiewak wielkoś ci narodu*, Wrocław 1957, über Wyspiański.
47. Stanisław Wyspiański, *Wesele* (1901): *The Wedding*, übers. v. Gerald Karpolka (Ann Arbor 2001), deutsche Ausgabe: *Die Hochzeit*, übers. v. Karl Dedecius, Frankfurt am Main 1992.
48. Jan Józef Lipski, *Twórczość Jana Kasprowicza*, Warschau 1975.
49. *Rusalka dniestrovaia: ruthenische Volks-Lieder*, Budim 1837.
50. Jan Kozik, *The Ukrainian National Movement in Galicia, 1815–1849*, Edmonton 1986; »Ivan Franko«, in Encyclopedia of Ukraine, to Tonto 1970.
51. Elzbieta Wiśniewska, *Wasyl Stefanyk w obliczu Młodej Polski*, Wrocław 1986.
52. James Cleugh, *The First Masochist: A Biography of Leopold Sacher-Masoch*, London 1967.
53. Wilhelm Feldman, *Dzieje polskiej myśli politycznej*, Warschau, 1991.
54. Aus: Mordechai Gebirtig, *Maine Lider*, New York 1948; G. Schneider (Hg.), *Mordechai Gebirtig: His Poetic and Musical Legacy*, London 2000.
55. Siehe: See Leszek Mazan, *Zdarzenia z życia naszego Monarchy*, Krakau 2003.
56. Über 1848: Lewis Bernstein Namier, 1848: *The Revolution of the Intellectuals*, Oxford 1992. Na-mier, früher Bernstein-niemirowski, war selbst ein Galizier; siehe Julia Namier, *Lewis Namier*, Oxford 1971.
57. Paul Magocsi, *The Roots of Ukrainian Nationalism: Galicia as Ukraine's Piedmont*, Toronto 2002.
58. »Student Murders Governor of Galicia«, in: *New York Times* vom

13. April 1908.

59. Robert Asprey, *The Panther's Feast*, London 1959; siehe auch: Janusz Piekałkiewicz, *World His-tory of Espionage*, Washington 1998.
60. Małgorzata Kilowska-Lysiak, »Nikifor«, in: Visual Arts Profiles, www.culture.pl/en/culture/artykuly/os_nikifor_krynicki (2008).
61. http://en.wikipedia.org/wiki/Bobov_%28hasidic_dynasty%29 (2013).
62. Wacława Milewska et al., *Legiony Polskie, 1914–1918*, Krakau 1998; Waclaw Jędrzejewicz, *Joseph Piłsudski: A Life for Poland*, New York 1982.
63. Nicht zu verwechseln mit der Galizischen SS-Division Nr. 1, die im zweiten Weltkrieg von der Waffen-ss aufgestellt wurde. das ukrainische Korps war die wichtigste militärische Streitmacht der Westukrainischen Volksrepublik von 1918/19. Siehe: Stepan Ripetsky, *Ukrainske sichove striletstvo*, New York 1956.
64. Mark von Hagen, *War in a European Borderland: Occupations and Occupation Plans in Galicia and Ukraine*, Seattle 2007; siehe auch: Norman Stone, *The Eastern Front, 1914–1917*, London 1988.
65. Jaroslav hašek, *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*, Reinbek bei Hamburg 1970; Cecil Parrott, *The Bad Bohemian: The Life of Jaroslav Hašek, Creator of the Good Soldier Svejk*, London 1978.
66. John W. Wheeler-Bennett, *The Treaty of Brest-Litovsk and Germany's Eastern Policy*, London 1940.
67. Michailo huzuljak, *Perschy Listopad 1918 roku na sachidnick semljach Ukrainy*, Kiew 1993; Artur Leinwand, *Obrona Lwowa: 1–22 listopada 1918g*, Warschau 1991; Oleksa Kusma, *Lystopadowi dni 1918*, Lwiw 2003; Maciej Kozłowski, *Między Sanem a Zbruczem: walki o Lwów i Galicję Wschodnią 1918–1919*, Krakau 1991.
68. Norman Davies, *White Eagle, Red Star: The Polish-Soviet War, 1919–1920*, London 1972; Michał Klimecki, *Galicja Wschodnia 1920*, Warschau 2000; derselbe, *Galicyjska Socjalistyczna Repub-lika Rad*, toru? 2006; Michael Palij, *The Ukrainian-Polish Defensive Alliance, 1919–1920*, Edmonton 1995.
69. See Norman Davies, »Great Britain and the Polish Jews, 1918–1920«, *Journal of Contemporary History*, 8 (1973), S. 119–142.
70. Andrzej Zakrzewski, *Wincenty Witos: chłopski polityk i ma˛z. stanu*, Warschau 1977.
71. Roman Kaluza, *Through a Reporter's Eyes: The Life of Stefan Banach*, Boston 1976.
72. Warren Łerner, *Karl Radek: the Last Internationalist, Stanford* (ca.) 1979.
73. Muhammad Asad, *Islam am Scheideweg*, Mössingen 2007; derselbe, der Weg nach Mekka, Düsseldorf 2009; derselbe, *Die Prinzipien von Staat und Regierung im Islam*, Mössingen 2011; und viele weitere Werke.
74. Waldemar Łazuga, *Michał Bobrzyński Myśl historyczna a działalność polityczna*, Wrocław 1982.
75. Maurice S. Friedman, *Begegnung auf dem schmalen Grat : Martin Buber – ein Leben*, Münster 1999.
76. Jan Pomian, Joseph Retinger: *Memoirs of an Eminence Grise*, London 1972; Grzegorz Witkows-ki, *Ojcowie Europy*, Warschau 2001.
77. F. E. Sysyn, *Adelphotes: A Tribute to Omeljan Pritsak*, Cambridge (Ma.) 1990.
78. Wilhelm von Sternburg, *Joseph Roth*, Köln 2009.
79. Jerzy Jarzębski, *Schulz*, Wrocław 1999.
80. Baruch Hochman, *The Fiction of S. Y. Agnon*, Ithaca (NY) 1970.
81. Keith Sword (Hg.), *Sikorski, Soldier and Statesman*, London 1990.
82. Timothy Snyder, *Der König der Ukraine: die geheimen Leben des Wilhelm von Habsburg*, Wien 2009.
83. Waclaw Szybalski, *The Genius of Rudolf Stefan Weigl, a Lvovian Microbe Hunter*, Madison 1957.
84. Javier Aranzadi, *Liberalism against Liberalism: The Works of Ludwig von Mises*, London 2006.
85. Karl anders, *Murder to Order*, London 1965.

86. Tom Segev, *Simon Wiesenthal: die Biographie*, München 2010.
87. Asad, *Der Weg nach Mekka*.
88. Keith Sword, *The Soviet Takeover of the Polish Eastern Provinces, 1939–1941*, Basingstoke 1991.
89. »Galicia Memorial Sites«, www.chgs.umn.edu/museum/memorials/galiciapoland (2011).
90. Tadeusz Piotrowski, *Polish-Ukrainian Relations during World War Two: Ethnic Cleansing in Volhynia and Galicia*, Toronto 1995.
91. Michael o. Logusz, *Galicia Division: The Waffen-SS 14th Grenadier Division 1943–1945*, Philadelphia 1997.
92. Vasyl Humeniuk und Lubomyr Luciuk, *Their Just War: Images of the Ukrainian Insurgent Army*, Toronto 2007.
93. Norman Davies und Roger Moorhouse, *Die Blume Europas: Breslau – Wrocław – Vratislavia; die Geschichte einer mitteleuropäischen Stadt*, München 2002.
94. Die Informationen über Ustrzyki Dolne stammen von dem verstorbenen Professor Eugeniusz Waniek in Krakau, 2009.
95. http://www.dpcamps.org/operationvistula.html (2011).
96. http://borsuczyna.pl/en/bieszczady (2011).
97. Jan Grabowski, *Judenjagd: polowanie na Żydów 1942–1945; studium dziejów pewnego powiatu*, Warschau 2011.

III

98. Neil MacGregor, *Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten*, München 2011, »Einleitung«.
99. Eilean Hooper-Greenhill, *Museums and the Shaping of Knowledge*, London 1992.
100. http://quotes.dictionary.com/museums_are_just_a_lot_of_lies_and (2013).
101. M. orłowicz, *Ilustrowany Przewodnik po Galicji, S.* 68ff.
102. Ebenda, S. 62.
103. Ebenda, S. 297ff.
104. http://www.lvivbest.com/en/museums (2011).
105. Muzeum Narodowe, Krakau, www.muzeum.krakow.pl (2011).
106. Fundacja Książąt in czartoryskich, www.muzeum-czartoryskich.krakow.pl (2011).
107. Ebenda.
108. Peter Stone und Robert Mackenzie, *The Excluded Past: Archaeology in Education*, London 1990.
109. National Museum of the American Indian, Washington, dc, http://nmai.si.edu/about/ (2013).
110. Muzeum Galicja, Krakau, http://www.galiciajewishmuseum.org/. (2011).
111. http://en.wikipedia.org/wiki/ossolineum (2011) und http://de.wikipedia.org/wiki/ossolineum (2013).
112. »V. Stefanyk national Lviv Academic Library«, http://www.nas.gov.ua/en/structure/dhpl/lsl/pages/default.aspx (2011).
113. Magdalena Kroch, *A Guide to the Sącz Ethnographic Park*, Nowy Sącz 2003.
114. Joanna Holda, *Sącz Ethnographic Park: Supplement to the Guide, 2003*, Nowy Sącz 2006.
115. http://www.muzeum.sacz.pl/index.htm?lang=3.

Kapitel 10: Etrurien

Bibliografscher Hinweis: Über das Königreich Etrurien gibt es auf Englisch keine Monografie. Interessierte Leser müssen entweder auf Werke zu Italien als Gesamtheit zurückgreifen, etwa C. Duggan, *The Force of Destiny: A History of Italy since 1796*, London 2008, oder auf Darstellungen, die sich mit Napoleons Feldzügen in Italien beschäftigen. Auf Italienisch gibt es ein Standardwerk: Giovanni Drei, Il *Regno d'Etruria*, Modena 1935 sowie zwei jüngere Studien: Romano Coppini, *Il gran ducato di Toscana nell'impero napoleonico*, Florenz 2008. Für die deutsche Leserschaft böte sich lediglich die miltärhistorische Abhandlung von Wilhelm Rüstow (geb. 1821) an: *Die Ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's In Italien Und Deutschland 1796 Und 1797*, Zürich 1876 (Digitale Ressource Bayerische Staatsbibliothek). Für Klassikfreunde: Stendhal, *Die Kartause von Parma*. Frankfurt 2008.

I

1. John Milton, *Paradise Lost* (1664), Buch i, z. 301–304 (dt. *Milton's poetische Werke*, dt. v. Adolf Böttger, neue Ausg., Leipzig 1846, erster Gesang, S. 10).
2. James Joyce, zit. nach r. J. Schork, in: *American Notes and Queries* 4 (1991), S. 1.
3. 3. http://www.forencefreetour.com/ (2013)
4. www.ricksteves.com/plan/destinations/italy/forence3.htm (2012).
5. 5. Dante Alighieri, *Inferno*, XV. Gesang, z. 85 (dt. *Das Neue Leben/Die Göttliche Komödie*, hg. von Erwin Laaths, übers. v. Karl Federn, Richard Zoozmann, Berlin 1958, S. 119).
6. »The Florence of Dante«, http://www.aboutforence.com/itineraries-in-Florence/dante.html.
7. Dante, *Inferno*, XXVI. Gesang, Z. 1–3 (dt. ebenda, S. 160).
8. Dante, *Purgatorio*, VI. Gesang, Z. 127, 137, 148–51 (dt. ebenda, S. 220).
9. J. r. hale, *Machiavelli and Renaissance Italy*, London 1961; Quentin Skinner, *Machiavelli: A Very Short Introduction*, Oxford 2000; niccolò Machiavelli, *The Prince*, hg. von Q. Skinner, Cambridge, 1988 (dt. *Macchiavelli's Buch vom Fürsten*, nach a. W. Rehberg's Übers. mit Einl. u. Erl. neu hg. von Max Oberbreyer, Leipzig ca. 1880, S. 84, online: http://archiv.ub.uni-marburg.de/eb/2012/0058).
10. http://www.aboutforence.com/history-of-Florence.html (2012) (dt. http://www.aboutfo-rence.com/forenz/Geschichte-von-Florenz.html).
11. Frances Mayes, *Bella Tuscany: The Sweet Life in Italy*, London 1999 (dt. *Rückkehr ins Paradies. Unser Jahr in der Toskana*, München 2001); Beth Elon, *Tasting Tuscany*, London 2006; siehe auch: Kinta Beevors exzellentes Buch *A Tuscan Childhood*, London 1993 (dt. *Der Garten im Himmel. Eine Kindheit in der Toskana*, München 1999).
12. Mayes, *Bella Tuscany*, S. 56, 364 (dt. S. 50, 379).
13. Tom Kington, »italy's Rising Star Vows to Banish Berlusconi Sleaze«, in: *Observer* (20. Februar 2011).
14. Philippe Jullian, *Violet Trefusis: A Biography*, London 1976.
15. David Leavitt, *Florence: A Delicate Case*, London 2002, S. 87 (dt. *Gebrauchsanweisung für Florenz*, München 2003). siehe auch: Oreste del

Buono u.a., *Gli Anglo-Fiorentini: una storia d'amore*, Florenz 1987.

II

16. A. H. Hilliard, *Napoleon's Brothers*, Stroud 2007; Margery Weiner, *The Parvenu Princesses: Elisa, Pauline and Caroline Bonaparte*, London 1964 (dt. *Die Parvenu-Prinzessinnen. Elisa, Pauline und Caroline Bonaparte, die Schwestern Napoleons*, München 1967).
17. David Chandler, *The Campaigns of Napoleon*, London 1966.
18. E. Luard und J. Heseltine, *Truffles*, London 2006, S. 37.
19. Andrea corsini, *Il Bonaparte a Firenze*, Florenz 1961.
20. Mariana starke, *Letters from Italy*, London 1815, Bd. 1, S. 71f. (dt. *Briefe über Italien*, Gießen 1802, S. 81f.)
21. Ebenda, S. 203–212 (dt. ebenda, S. 201–206).
22. J. G. Lockhart, *The History of Napoleon Bonaparte*, London 1830, Bd. 1, S. 41.
23. »Bonaparte chez le duc de Toscane, 1796«, Lithografie, Paris, ca. 1830. http://www.maremagnum.com/stampe/bonaparte-chez-le-duc-de-toscane/130062916 (2013).
24. Starke, *Letters from Italy*, Bd. 1, S. 74f. (dt. Briefe, S. 83–85)
25. John Bergamini, *The Spanish Bourbons: History of a Tenacious Dynasty*, London 1974.
26. H. W. Williams, *Travels in Italy, Greece and the Ionian Islands*, Edinburgh 1820, Bd. 1, S. 176f.
27. R. Duppa, *A Brief Account of the Subversion of the Papal Government, 1798*, London 1807.
28. F. C. Schneid, *Napoleon's Conquest of Europe: The War of the Third Coalition*, Westport (Conn.) 2005, S. 220.
29. Constant [Louis Wairy], *The Private Life of Napoleon Bonaparte*, London 1895, Bd. 2, Kap. VII. (dt. *Napoleon I. nach den Memoiren seines Kammerdieners Constant*, Leipzig 1904, Bd. 1 [sic!], Kap. ii, S. 37f.).
30. Ebenda (dt. ebenda, S. 39f.).
31. http://www.muenzauktion.com/wendel/item.php5?id=6722&lang=fr [die hier gezeigte Münze ist von 1808, aber der Anlass ist der gleiche, A. d. Red.].
32. Teodor Uklanski, *Travels in Upper Italy, Tuscany, and the Ecclesiastical States … in 1808–9*, London 1816, S. 38f.
33. »Royaume d'Étrurie«, http://fr.wikipedia.org/wiki/royaume_d'Étrurie (2012).
34. Uklanski, Travels, S. 94.
35. Starke, *Letters from Italy*, Bd. 1, S. 243–245 (dt. Briefe, S. 235f.).
36. Ebenda, S. 249–253 (dt. ebenda, S. 244–250).
37. Ebenda, S. 258f. (dt. ebenda, S. 250f.).
38. Stuart Woolf, »Introduction« zu Ivan Tognarini, *La Toscana nell'età rivoluzionaria e napoleonica*, Neapel 1985, S. 15.
39. Giovanni drei, *Regno d'Etruria (1801–1807)*, Modena 1935, S. 46.
40. Stuart Woolf, »Rationalisation and social Conservatism, 1800–14«, in: ders., *A History of Italy, 1700–1860: The Social Constraints of Political Change*, London 1979, S. 188ff.
41. *The Memoirs of the Queen of Etruria, written by herself (an addition to the memoirs of the Baron de Kolli)*, London 1823, S. 309f. (dt. *Denkwürdigkeiten der Königin von Hetrurien, Maria Louise von Bourbon, Tochter Karls des Vierten*, Breslau 1814, S. 10).
42. Uklanski, *Travels*, S. 67.
43. »Royaume d'Étrurie«.
44. *Memoirs*, S. 313f. (dt. *Denkwürdigkeiten*, S. 15f.).
45. Ebenda, S. 314. (dt. ebenda, S. 16f.)
46. Ebenda, S. 137.

47. Douglas Hilt, *The Troubled Trinity. Godoy and the Spanish Monarchs*, London 1987.
48. Woolf, »Rationalisation«, S. 206.
49. Margaret o’dwyer, *The Papacy in the Age of Napoleon and of the Restoration: Pius VII, 1800–23*, Langham (Md.) 1985.
50. *Memoirs*, S. 315f. (dt. *Denkwürdigkeiten*, S. 17f.).
51. Michael Broers, *Napoleon’s Other War: Bandits, Rebels and their Pursuers in the Age of Revolutions*, Witney 2010, S. 90.
52. Ebenda, S. 91.
53. Ebenda.
54. Roman Coppini, *Il gran-ducato di Toscana*, S. 187.
55. Narrative of the seizure and Removal of Pope Pius VII on 6 July 1809 …, übers. aus dem italienischen, London 1814, S. 106f.
56. *Memoirs*, S. 318 (dt. *Merkwürdigkeiten*, S. 20).
57. Ebenda, S. 335f. (dt. ebenda, S. 38f.).
58. Roman Coppini, *Il gran-ducato di Toscana*, S. 187.
59. Broers, *Napoleon’s Other War*, S. 92.
60. *Memoirs*, S. 339f. (dt. *Merkwürdigkeiten*, S. 44f.)
61. Robert Christophe, *Napoleon on Elba*, London 1964; Guy Godlewski, *Napoléon à l’île d’Elbe*, Paris 2003.
62. Adolphe Thiers, *Histoire du Consulat et de l’Empire*, Paris 1861, Bd. 19, S. 51–53 (dt. *Geschichte des Consulats und des Kaiserthums*, Bd. 19, Leipzig 1861, S. 45–47).
63. Ebenda (dt. ebenda, S. 59).
64. Norman Mackenzie, *The Escape from Elba: The Fall and Flight of Napoleon, 1814–15*, Oxford 1982; Alan Schom, *One Hundred Days*, London 1993.
65. »Mot de Cambronne«, in: *Dictionnaire encyclopédique Quillet*, Paris 1935.
66. Vgl. Dom Pierre, »La Vérité sur le Mot de Cambronne«, gestützt auf das Zeugnis eines französischen Augenzeugen, http://napoleon1er.perso.neuf.fr/Mot-de-cambronne.html (2012), zusammen mit John White, »cambronne’s words« gestützt auf britische Zeugnisse und erörtert auf www.napoleon-series.org/research/miscellaneous/c_cambronne.html (2012). sehr wahrscheinlich äußerte Cambronne beide Wörter „mit M“, jedoch vor seiner Festnahme.
67. J. T. Tussaud, *The Chosen Four*, London 1938.
68. G. Ambert, *Le Général Drouot*, Tours 1896.
69. Antoine d’ornano, *Maria Walewska, l’épouse polonaise de Napoléon*, Paris 1937; C. Sutherland, *Napoleon’s Great Love*, London 1979 (dt. *Maria Walewska. Geliebte Napoleons, GräfIn Ornano*, München 1983); Marian Brandys, *Kłopoty z panią Walewską*, Warschau 1969 (dt. *Maria Wa-lewska. Napoleons große Liebe*, Frankfurt am Main 1971); Françoise de Bernardy, *Alexandre Walewski: le fils polonais de Napoléon*, Paris 1976; c. Hibbert, *Napoleon’s Women*, New York 2002.
70. Owen Connolly, *The Gentle Bonaparte: A Biography of Joseph, Napoleon’s Eldest Brother*, New York 1968.
71. Marcel Dupont, *Murat: cavalier, maréchal de France, prince et roi*, Paris 1980 (dt. *Murat: Reiter, Marschall von Frankreich, Kaiserlicher Prinz und König von Neapel*, Breslau 1936).
72. W. R. Villa-Urrutia, *La Reina de Etruria, doña Maria Luisa de Borbón*, Madrid 1923; Sixte, Prince of Bourbon-Parma, *La Reine d’Étrurie*, Paris 1928. siehe auch: http://en.wikipedia.org/wiki/Maria_Luisa_of_spain,_duchess_of_Lucca (2012), dt. http://de.wikipedia.org/wiki/Maria_Luisa_von_spanien_(1782–1824).
73. Alain Decaux, *Napoleon’s Mother*, London 1962.
74. Williams, *Travels*, Bd. 2, S. 4f.
75. Ebenda, Bd. 1, S. 453.
76. Len Ortzen, *Imperial Venus*, London 1974.
77. A Pietromarchi, *Lucien Bonaparte: prince romain*, Paris 1985.
78. P. T. Stroud, *The Emperor of Nature: Charles-Lucien Bonaparte and his*

World, Philadelphia 2000.
79. Joan Bear, *Carolina Murat: A Biography*, London 1972.
80. Owen Connolly, *The Gentle Bonaparte: A Biography of Napoleon's Elder Brother*, New York 1968.
81. F. M. Kircheisen, *Jovial King: Napoleon's Youngest Brother*, London 1932.
82. http://www.biography.com/articles/louis-bonaparte-9218602 (2012).
83. F. S. Bresler, *Napoleon III: A Life*, London 1999.
84. Hubert Cole, *The Betrayers: Joachim and Caroline Murat*, London 1972.

III

85. C. Pietrangeli, *Il Museo Napoleonico*, Rom 1950.
86. Woolf, »Rationalisation«.
87. Charles Petrie, *The Spanish Royal House*, London 1958; J. h. Shennan, *The Bourbons: History of a Dynasty*, London 2007. siehe auch; www.casareal.es (2012) und www.borbonparma.org (2012).
88. Dante, *Inferno*, canto XIII, Z. 58–60.
89. D. Facaros und M. Pauls, *Tuscany, Umbria & the Marches, Cadogan guides*, London 1990, S. 212f.; http://www.san-miniato.com (2012).
90. http://www.san-miniato.com/white_truffes_of_san_miniato.htm (2013).
91. http://www.ristorantedegliaffdati.it/ (2012).
92. Machiavelli, *The Prince*, Kap. 25 (dt. *Macchiavelli's Buch vom Fürsten*, S. 120).
93. Dante, *Inferno*, canto VII, z. 82–84 (dt. *Das Neue Leben/Die Göttliche Komödie*, S. 88).

Kapitel 11: Rosenau

Bibliografische Anmerkung: Eine Monografie in englischer Sprache, die den gesamten Bereich dieses Kapitels abdeckt, existiert nicht. Über die Abstammung und das Leben des Prinzgemahls Albert jedoch gibt es umfangreiche Literatur. Zu den maßgeblichen Biografen zählen etwa Theodore Martin, *The Life of HRH the Prince Consort*, 5 Bde., London 1875–1880 (dt. *Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahl der Königin von England*, Gotha 1876–1881); Daphne Bennett, *King without a Crown*, London 1977; David Duff, *Albert and Victoria*, London 1972 (dt. *Victoria und Albert. Eine königliche Liebe*, München 1990); Robert Rhodes James, Albert, *Prince Consort*, London 1983 und Stanley Weintraub, *Albert: Uncrowned King*, London 1998. Auch die Geschichte der königlichen Familie nach dem Tod Alberts hat einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Zu den wichtigen Werken zählen hier Sidney Lee, *Queen Victoria: A Biography*, London 1902; John Van der Kiste und Bee Jordaan, *Dearest Affie: Alfred, Duke of Edinburgh*, Stroud 1984; Lance Salway, *Queen Victoria's Grand-children*, London 1991 und E. J.

Feuchtwanger, *Albert and Victoria: The Rise and Fall of the House of Saxe-Coburg-Gotha*, London 2006 (dt. *Englands deutsches Königshaus. Von Coburg nach Windsor*, Berlin 2010) Das Interesse am deutschen Herzogtum der königlichen Familie ließ jedoch während des Ersten Weltkriegs abrupt nach. Eine Schilderung der letzten Jahre des Herzogtums liegt (auf Englisch) nicht vor, ebenso wenig eine Biografie des letzten Herzogs. Auf Deutsch z.B.: Hans-Joachim Netzer: *Albert von Sachsen-Coburg und Gotha*, München: C.H.Beck 1995, Studien zur Politik und zur Regierungsgeschichte des Herzogtums sind verfügbar, etwa: Nicklas, Thomas: *Das Haus Sachsen-Coburg. Europas späte Dynastie*, Stuttgart: Kohlhammer 2003.

I

1. http://www.coburg-tourist.de (2012).
2. http://www.gotha.de (2012).
3. Siehe den Eintrag »Rosenau« in: *Encyclopedia Britannica*, 11. aufl., 1911.
4. http://www.schloesser.bayern.de/deutsch/schloss/objekte/co_rosen.htm (2012).
5. Stephen Calloway, in: *Antiques* (8. Januar 1994).
6. www.sgvcoburg.de.
7. Tourismus Coburg, »Coburg gedenkt einem seiner berühmtesten Bürger: 150. Todestag von Prinz albert von Sachsen-Coburg und Gotha«, Pressemitteilung (2010), dt. nicht mehr online verfügbar; engl: http://www.coburg-tourist.de/images/stories/fle/Press_english_2011.pdf (2012).

II

8. Charles young, *The Early Years of the Prince Consort, compiled for and annotated by Queen Victoria*, London 1867, s 22f. (dt. *Die Jugendjahre des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, Prinzgemahls der Königin von England*, Gotha 1868, S. 7f.).
9. »Duchy of saxe-coburg-Gotha (Germany), civil and state flag«: http://www.crwfags.com/fotw/fags/de-sg_hi.html (2012).
10. Coburgisches Taschenbuch auf das Jahr 1821, S. 239.
11. Zit. nach Calloway, in: *Antiques*.
12. The Early Years, S. 85–88 (dt. die *Jugendjahre*, S. 87–90). Königin Victoria versah diese Beschreibung mit der Bemerkung: »die friedliche Schönheit der Landschaft tritt vielleicht bei Mondschein noch deutlicher hervor.«
13. Bennett, *King without a Crown*, S. 18.
14. Pauline Adelaide Panam, *Memoirs of a Young Greek Lady, Madame Pauline Adelaide Alexandre Panam … versus the reigning Duke of Saxe-Coburg*, London 1823 (dt. *Memoiren einer jungen Griechin. Madame Pauline-Adelaide Alexandre Panam gegen Seine durchlauchtigste Hoheit, den regierenden Fürsten von Sachsen-Coburg*, 2 Bde., Wels 1869).
15. Hough, Richard: Victoria and albert: Their love and their tragedies, London: Cohen 1996, S. 9. darin wird zitiert: Elizabeth Scheeben, *Ernst II: Herzog*

von Sachsen-Coburg und Gotha, Frankfurt 1987.
16. Bennett, *King without a Crown*, S. 18.
17. Baron von Mayern; Feuchtwanger hält diese Geschichte für unwahrscheinlich, S. *Albert and Victoria*, S. 30.
18. Richard Sotnick, *The Coburg Conspiracy: Royal Plots and Manoeuvres*, London 2010.
19. Zu Victorias umstrittener Abstammung, siehe d. M. und W. Potts, *Queen Victoria's Gene*, Stroud 1995.
20. Hervorzuheben sind die Fitzclarences; siehe Roger Fulford, *Royal Dukes: The Father and Uncles of Queen Victoria*, London 2000.
21. John c. G. Röhl, Martin Warren and David Hunt, *Purple Secret: Genes, Madness and the Royal Houses of Europe*, London 1998.
22. Zit. nach Feuchtwanger, *Albert and Victoria*, S. 39 (dt. *Englands deutsches Königshaus. Von Coburg nach Windsor, S.* 43).
23. Young, *The Early Years of the Prince Consort*, S. 239–241 (dt. Fassung des Briefs im Anhang auf S. 422f.; ebenso in: *Die Jugendjahre*, 188f.)
24. Ebenda, S. 297–309 (dt. ebenda, S. 239–248).
25. Ebenda, S. 453 (dt. ebenda, S. 251f.).
26. Ebenda, S. 447 (Anhang der engl. Ausg. nicht Teil der dt. Übers.).
27. Siehe UKTV History, *Prince Albert of Saxe-Coburg-Gotha*, 2010, Dokumentationsfilm von Griffin Nary, Teile 1–3, darin Interviews mit Stanley Weintraub, theo Arnson und Monica Charlot.
28. *Almanach de Gotha*, 60. Aufl., Gotha 1823, S. 1–3.
29. Ebenda, 20f.
30. Bennett, *King without a Crown*, S. 133.
31. »Queen Victoria's Census Return«, 1851, http://www.nationalarchives.gov.uk/victorians/Viewsection.aspx?subjectid=6&displaycode=6.5.17 (2012).
32. *Prince Albert of Saxe-Coburg-Gotha*, Film, Teile 4–6.
33. »Saxe-Coburg-Gotha«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
34. Ebenda.
35. Karl Marx, *Kritik des Gothaer Programms*, geschrieben 1875, erstmalig veröff. in: *Die Neue Zeit* 18/1 (1890/91).
36. http://encyclopedia.farlex.com/gotha+bomber (2012). Während des zweiten Weltkriegs entwickelte man den Prototyp eines »Gotha-Jagdfliegers«, zunächst als Ho-IX, dann als Go229: siehe www.aviastar.org/air/germany/horten_ho-9.php (2012).
37. Dulcie M. Ashdown, *Victoria and the Coburgs*, London 1981, S. 174.
38. Van der Kiste und Jordaan, *Dearest Affie*.
39. *New York Times* (1. Aug. 1900).
40. Ebenda (8. Juni 1899).
41. Charlotte Zeepvat, *Prince Leopold: The Untold Story of Queen Victoria's Youngest Son*, Stroud 1998.
42. Ashdown, *Victoria and the Coburgs*, S. 178.
43. *New York Times* (20. Juli 1905).
44. Zitiert nach Ashdown, *Victoria and the Coburgs*, S. 186. (dt. Übers. nach: *Der Europäische Krieg in aktenmässiger Darstellung*, Ausg. 38–40, Leipzig 1917, S. 156f.).
45. Robin Lumsden, *Medals and Awards of the Third Reich*, Shrewsbury 2001.
46. Ashdown, *Victoria and the Coburgs*, S. 191f.
47. Theo Aronson, *Princess Alice: Countess of Athlone*, London 1998.
48. Michael Thornton, »The Nazi relative that the Royals Disowned«, Mail on Sunday/Mail Online (1. Dez. 2007).
49. Victoria Huntington-Whitely, in dem Dokumentarflm von Channel 4 *Hitler's Favourite Royal*, 2. Juni 2008.
50. Ebenda.
51. http://www.facebook.com/pages/prince-andreas-of-saxe-coburg/136732246347101?sk=wrki (2012).
52. Royal News of 2009, i, www.angelfre.com/realm/gotha/news/2009_1.htm

(2012).

III

53. http://www.fact-archive.com/encyclopedia/simeon_saxe-coburg-Gotha (2012); siehe auch John d. Bell, *Bulgaria in Transition*, Westview 1998.
54. »die Monarchie in Belgien, Königliche Familie«, http://www.monarchie.be/de (2012).
55. Mountbatten-Windsors, siehe Ben Pimlott, *The Queen: A Biography of Elizabeth II*, London 1996.
56. E. Tauerschmidt, *Prince Albert's Ancestry*, London 1840.
57. Dulcie M. Ashdown, *The Royal Line of Succession: The British Monarchy from Egbert AD802 to Queen Elizabeth II*, Andover 1992.
58. Gegenüber ihrem Scheidungsanwalt, Anthony Julius; siehe Sally Bedell Smith, *Diana: The Life of a Troubled Princess*, London 2007.

Kapitel 12: Montenegro

Bibliografscher Hinweis: Erstaunlicherweise haben sich englischsprachige Historiker recht ausführlich mit der Geschichte Montenegros beschäftigt, wenngleich das kurzlebige Königreich Montenegro zwangsläufig nur als eine flüchtige Episode behandelt wurde. Die aktuellsten Werke sind: Elizabeth Robert, *Realm of the Black Mountain: A History of Montenegro*, London 2007 und Kenneth Morrison, *Montenegro: A Modern History*, London 2009. Es lohnt, auch in einige der älteren Werke einen Blick zu werfen, um etwas vom Geist der Zeit zu spüren. Siehe hierzu beispielsweise R. Wyon und G. Prance, *Land of the Black Mountain*, London 1903 oder Mary Edith Durham, *Through the Lands of the Serb*, London 1904. H. W. V. Temperleys Kapitel „Montenegro and her Share in Serbian National Development“ in seiner *History of Serbia*, London 1917 liefert eine eindeutig serbisch gefärbte Darstellung, während das *Handbook No. 19, Montenegro*, 1919 herausgegeben von der Historischen Abteilung des britischen Außenministeriums, sowohl über die Vergangenheit des Landes als auch über die Haltungen der Großmächte informiert. Eine Monografie von Srdja Pavlovic, *Balkan Anschluss: The Annexation of Montenegro and the Creation of the South Slav State*, London 2009. Auf Deutsch lediglich: Katrin Boeckh, Serbien und Montenegro: Geschichte und Gegenwart, Regensburg 2009.

I

1. http://un.org/members/list.dhtml (2008).
2. http://montenegro.embassyhomepage.com (2008).
3. http://www.visit-montenegro.com/tourism-mcc.htm (2008).
4. http://www.summitpost.org/durmitor/152176 (2011).
5. Claire Wrathall, »a Star Reborn«, *Financial Times*, 5./6. Juni 2011.
6. http://en.wikipedia.org/wiki/podgorica (2008).
7. http://en.wikipedia.org/wiki/cetinje (2008).
8. BBC News, 14. November 2002; Steve Hanke, »Inflation Nation«, *Wall Street Journal*, 24. Mai 2006.
9. http://transparency.org/.
10. »Controversy over Montenegrin Ethnic Identity«, http://en.wikipedia.org/wiki/montenegrins.
11. »Montenegro's Referendum«, www.crisisgroup.org (2006).
12. Radio Free Europe, 17. Oktober 2008.
13. www.earthconservation.net/dam-effect-on-environment.html (2011).
14. http://www.eupolitics.einnews.com/eu-enlargement-montenegro (2011).
15. Beispielsweise auf CCN und BBC World News.

II

16. *La Dictionnaire encyclopédique Qillet*, Paris 1935.
17. www.montenegro.org/kirigniki.html (2008).
18. Wyon und Prance, *Land of the Black Mountain*.
19. Christopher Boehm, *Blood Revenge: The Enactment and Management of Conflict in Montenegro and other Tribal Societies*, Philadelphia 1987.
20. Siehe hierzu Germaine Tillon, *My Cousin, my Husband: Clans and Clanship in Mediterranean Societies*, London 2007.
21. E. D. Goy, *The Sabre and the Song*, Belgrad 1995.
22. Siehe dazu Branislav Djurdjev, *Turska vlast u Crnoj Gorin XVI i XVII veku*, Sarajewo 1953.
23. Petar II. Petrović-njegoš, *Der Bergkranz*, München 1963, S. 36, 31.
24. S. Pavlović, »The Mountain Wreath: Poetry or a Blueprint for the Final Solution?«, *spacesof-dentiy.net* 1/3, Oktober 2001.
25. George Brodrick u.a., »Montenegro and its Borderlands: a Discussion«, *Geographical Journal* 4/5, 1894, S. 405ff.
26. Zitiert in »Montenegro: a Commentary«, *Ambassador's Review*, herbst 2008.
27. W. E. Gladstone, *Montenegro or Tsernagora: A Sketch*, London 1913, S. 4f; entnommen aus *Nineteenth Century*, Mai 1877.
28. Ebenda, S. 18.
29. Alfred, Lord Tennyson, »Montenegro«, 1877, aus *Ballads and Other Poems*, 1880.
30. Montenegro, *Handbook* Nr. 19 des britischen Außenministeriums, S. 36.
31. »Montenegro« in *Encyclopaedia Britannica*, 11. aufl., 1911.
32. C. Mylonos, *Serbian Orthodox Fundamentals*, Budapest 2003.
33. »The Family of King Nikola Petrovi?-njegoš«, www.njegos.org/petrovics/family.htm (2010).
34. Charles Henry Meltzer, »Nicolas of Montenegro, King and Dramatist«, *New York Times*, 11. november 1917.
35. Don Marquis, »Nicolas of Montenegro«, 1912.
36. Siehe dazu Richard Hall, *The Balkan Wars, 1912–13: Prelude to the First World War*, London 2000; ferner: Brian Pearce (Hg.), *The Balkan Wars: The War Correspondence of Leo Trotsky*, London 1980.
37. Nikolas I Petrovitch-Niegosh, *The Empress of the Balkans*, ins englische

übers. von W. M. Petrovitch und d. J. Volnay, London 1913.

38. Meltzer, »Nicolas of Montenegro«. dieser Artikel, der durch die Meldung von König Nikolas Gang ins Exil angeregt wurde, enthielt hinweise auf Ereignisse, die sechs Jahre vorher stattgefunden hatten.
39. Margaret MacMillan, *Peacemakers*, London 2001, S. 129.
40. »Viljas Lied« aus die lustige Witwe, Musik von Franz Lehár, Libretto von Victor Leon und Leo stein; siehe dazu K. Kenrick, »The History of a Hit« (2004), www.musicals101.com/widowhist/htm.
41. Zur Geschichte der montenegrinischen Post: Königreich Montenegro ab 1874, österreichische Besetzung 1917/17, italienische Besetzung 1941–43, deutsche Besetzung 1943/44, *Scott Standard Postage Catalogue*, New York 1984, Bd. 2, S. 892ff.
42. Siehe dazu Jan Gordon, *Two Vagabonds in Serbia and Montenegro, 1915*, London 1939.
43. Milovan Djilas, *Montenegro*, London 1964, S. 107.
44. Erklärung von Korfu (1917), www.frstworldwar.org/source/greaterserbia_corfudeclaration.htm.
45. Hugh Seton-Watson (Hg.), *R. W. Seton-Watson and the Yugoslavs: Correspondence 1906–41*, 2 Bde., London 1976, S. 108f.
46. MacMillan, *Peacemakers*, S. 27.
47. Roberts, *Realm of the Black Mountain*, S. 218ff.
48. Andrija Radović an r. W. Seton-Watson, *R. W. Seton-Watson and the Yugoslavs*, Bd. 1, S. 304.
49. Djilas, *Montenegro*, S. 108f.
50. Hugh-seton Watson, *The Making of a New Europe: R. W. Seton-Watson and the Last Years of Austria-Hungary*, London 1981, S. 157.
51. Wilsons 14-Punkte-Programm, zitiert nach deutscher Übersetzung des deutschen historischen Museums.
52. Serbo-rastoder, »Twentieth Century Montenegro« in seinem Werk *The History of Montenegro from Ancient Times*, Podgorica 2006, S. 159ff.
53. Ivo Banac, *The National Question in Yugoslavia: Origin, History, Politics*, Ithaca 1984, vor allem Teil II, »Great Serbia and Great Yugoslavia«, S. 141–214.
54. Rastoder, »Twentieth Century Montenegro«, S. 160.
55. MacMillan, *Peacemakers*, S. 126.
56. Zitiert nach Roberts, *Realm of the Black Mountain*, S. 320.
57. Rastoder, »Twentieth Century Montenegro«, S. 162.
58. Zitiert in Alex Devine, *The Martyred Nation: A Plea for Montenegro*, London 1924, S. 13.
59. Ebenda.
60. Milovan Djilas, *Land Without Justice*, New York 1958, zitiert von Roberts, *Realm of the Black Mountain*, S. 326.
61. J. Cuibranovitch (Hg.), *Le Plus Grand Crime de L' histoire*, Rom 1928, S. 10.
62. A. Radovic, *Le Montenégro: son passé et son avenir*, Paris 1918; Janko Spasojevic, *Le Roi Nicholas et l'Union du Montenégro avec la Serbie*, Genf 1918; Alex Devine, *Montenegro in History, Politics and War*, London 1918; Yovan Plamenatz, *Le Montenégro devant la Conférence de la Paix*, Paris 1919.
63. Zu Montenegro und der Friedenskonferenz siehe: Dejan Djokić, *Nikola Pasić and Ante Trumbi?: The Kingdom of Croats, Serbs and Slovenes*, London 2010 (die Friedenskonferenz 1919–23 und die zeit danach); Whitney Warren, *Montenegro: The Crime of the Peace Conference*, New York 1922; Ivo Lederer, *Yugoslavia at the Peace Conference*, New Haven 1963.
64. Bericht des Grafen de Salis über Montenegro, 21. August 1919, Pro (London) Fo 608/46; erwähnt von Roberts, *Realm of the Black Mountain*, Text veröffentlicht in R. L. Jarman (Hg.), *Yugoslav Political Diaries, 1918–65*, Cambridge 1997, Bd. 1.
65. Siehe dazu J. d. Fair, *Harold Temperley: A Scholar and Romantic in the Public Realm*, London 1992.

66. Temperley-Bericht, 12. Oktober 1919, in Jarman, *Yugoslavia Political Diaries*, Bd. 1. S. 66.
67. *Montenegro*, Handbuch des britischen Außenministeriums Nr. 19, S. 38.
68. *New York Times*, 14. April 1920.
69. Devine, *Martyred Nation*, S. 34.
70. Bericht von Graf de Salis, in Jarman, *Yugoslav Political Diaries*, Bd. 1.
71. Oberst Burham, zitiert in Devine, *Martyred Nation*, S. 19f.
72. Anlage zum schreiben von George Graham (Paris) an Earl Curzon, 19. August 1920, national Archives LG/F/57/2/4.
73. Veröffentlicht in der *New York Times* im Jahr 1920.
74. *New York Times*, 22. Oktober 1921.
75. Ciubranovitch, *Le Plus Grand Crime*.
76. Ebenda.
77. »Montenegro's Plea as Made at Genova«, *New York Times*, 4. Juni 1922.
78. Walter Littlefield, »Annihilation of a Nation: Montengrins' Effort to Prevent Annexation of their Country to Serbia«, *New York Times*, 16. April 1922.
79. Devine, *Martyred Nation*, S. 1.
80. »Serbian Bishop Condemns supporters of the Montenegrin Church«, BBC-IMR, 7. Januar 2006.
81. www.moc-cpc.org/index_e.htm (2010).
82. Siehe dazu t. Judah, The Serbs: *History, Myth and Destruction of Yugoslavia*, New Haven 1997.
83. Lenard Cohen, *Serpent in the Bosom: The Rise and Fall of Slobodan Milošević*, Boulder 2001.
84. Nick Hawton, *The Quest for Radovan Karadzić*, London 2009.
85. »Serbia accepts Montenegro Result«, BBC News, 23. Mai 2006, www.bbc.co.uk/i/hi/world/europe/5009242.stm (2011).
86. http://www.montenegro.org/language.html (2001).
87. http://www.youtube.com/watch?v=gptpjmdtofk (2001).
88. »PM Unveils Monument to Last Montenegrin King, Vows to Renew Independence«, BBC-IMR, 20. Dezember 2005.
89. http://njegos.org/past/petrovics/familiy.htm (2008), siehe auch Olga Opfell, *Royalty Who Wait*, Jefferson 2001.

III

90. Siehe dazu www.cfr.org/publication/15897/montevideo_convention.html (2008).
91. James, Barros, *The Aland Islands Question*, New Haven 1968.
92. Miranda Vickers, *The Albanians: A Modern History*, London 1919.
93. E. J. Dillon, *The Inside Story of the Peace Conference*, London 1919, S. 98.
94. Roberts, *Realm of the Black Mountain*; Rastoder, »Twentieth Century Montenegro«; Devine, *Martyred Nation*.
95. Pavolovic, *Balkan Anschluss, nicht verfügbar*.
96. Siehe dazu andres Kung, *A Dream of Freedom*, Cardiff 1981.
97. Siehe dazu Stanilaw Mikolajczyk, *The Rape of Poland*, London 1948.
98. Laura Silber, Alan Little und A. Cirić, *The Death of Yugoslavia*, London 1995; Misha Glenny, *The Fall of Yugoslavia: The Third Balkan War*, London 1996; Mark Almond, *Europe's Backyard War*, London 1994.
99. Human Rights Watch, *Weighing the Evidence: Lessons from the Slobodan Miloševi? Trial*, New York 2006.
100. http://em.wikipedia.org/onamo_'namo! (2008).

Kapitel 13: Ruthenien

Bibliografscher Hinweis: Dank der Werke amerikanischer und kanadischer Ukrainisten ist die Geschichte der Karpatenukraine auch für die englische Forschung gut zugänglich. Der wichtigste Gelehrte auf diesem Gebiet ist Paul Robert Magocsi mit seinen Werken *The Russynen-Ukrainians of Czechoslovakia*, Wien 1938, *Carpatho-Russynen Studies: A Bibliografy*, New York 1988 und Our People: *Carpatho-Russynens and their Descendants in North America*, Toronto 1994. Die Region zog auch eine Reihe westlicher Reisender an, die sich für exotische Länder interessierten, wie insbesondere Henry Baerlein, *In Czechoslovakia's Hinterland*, London 1938. Zur Situation der deutschen Siedlungsgebiete: Kotzian, Ortfried: Die Umsiedler. Die Deutschen aus West-Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrudscha und der Karpatenukraine, München 2005

I

1. Anthony Hope, *The Prisoner of Zenda*, London 1894 (deutsche Ausgabe: *Der Gefangene von Zenda*, Berlin 1987.

II

2. Paul Magocsi, »national Assimilation: The Case of the Russynen-Ukrainians of Czechoslovakia«, *East Central Europa*, 11/2 (1975), S. 101, 135.
3. Michael Winch, *Republic for a Day: An Eye-witness Account of the Carpatho-Ukraine Incident*, London 1939, S. 275ff.
4. Ebenda.
5. Ebenda.
6. www.ucrdc.org/hi-augystyn-voloshyn.html.
7. Yuri Snegirev, »A New Republic is Close to Appearing in Transcarpathia«, *Isvestiya*, 14. Nov. 2008, übersetzt auf www.robertamsterdam.com/2008/11/when_in_ruthenia.htm.

III

8. Immanuel Wallerstein, *Capitalist Agriculture and the Origins of the European Economy in the Sixteenth Century*, Berkeley 2011.
9. Hans Kohn, *The Idea of Nationalism: A Study of its Origins and Background*, New York 1944.
10. Ernest Gellner, *Nations and Nationalism*, Oxford 1983, dt. Nationalismus

und Moderne, Berlin 1995.

11. John Plamenatz, *Man and Society: A Critical Examination of Some Important Social and Political Theories*, London 1963.
12. Ebenda, zitiert nach Norman Davies, *Europe East and West*, London 2006, S. 29–32.
13. Ebenda.
14. Vesna Goldsworthy, *Inventing Ruritania: The Imperialism of the Imagination*, London 1998, S. xi. siehe dazu auch Norman Davies, »Fair Comparison and False Contrasts«, in seinem Werk *Europe East and West*, S. 22–45.

Kapitel 14: Éire

Bibliografscher Hinweis: Obwohl es eine Vielzahl von Literatur dazu gibt, ist die Geschichte Irlands im 20. Jahrhunderts nicht leicht zu erschließen. Viele Autoren sind offenkundig parteiisch, andere gehen von einem Wissensstand aus, den viele ihrer Leser nicht besitzen. Allgemeine Überblicksdarstellungen wurden veröffentlicht von Mary Collins (London 1970), Edward Norman (London 1971), J. J. Lee (Cambridge 1989), Tony Gray (London 1996), Alvin Jackson (Oxford 1999), Richard Killeen (Dublin 2003) und Tim Pat Koogan (London 2004). Roy Foster, der seine politischen Analysen stark mit kulturellen Aspekten unterlegt, gilt als anerkannte Autorität. Senia Pašeta, *Modern Ireland: A Very Short Introduction*, Oxford 2000, ist eine gute Einstiegslektüre. *The Oxford Companion to Irish History*, hg. v. S. J. Connolly, Oxford 1998, bietet eine Fülle von verlässlichen Informationen. Auf Deutsch bietet sich an: Maurer, Michael, Kleine Geschichte Irlands, Stuttgart 1998 oder Benedikt Stuchtey, Geschichte Irlands, München 2012. Aufnahmen der Lieder, die in diesem Kapitel zitiert werden, finden sich auf www.youtube.com.

I

1. *Irish Times*, 4. April 2011.
2. Ray MacManais, *The Road from Ardoyne: The Making of a President*, Dingle 2004.
3. http://en.wikipedia.org/wiki/amhran_na_bhfiann (2008).
4. www.visitdublin.com.
5. www.fiannafail.ie (2010).
6. www.finegael.ie (2010).
7. »Worldwide Quality of Life index, 2005«. interessanterweise rangierte bei einem konkurrierenden index, der von der in irland ansässigen Organisation international Living.com berechnet wird, Frankreich auf Platz 1 und Irland auf Platz Nr. 57; http://www.il-ireland.com/il/qofl06/ (2013).

8. http://en.wikipedia.org/wiki/list_of_high_kings_of_ireland (2009).
9. M. Mahoney, *Brian Boru: Irland's Greatest King*, Stroud 2002.
10. Siehe dazu Cecelia Nolland, *The Kings in Winter*, New York 1968 und Morgan Llywelyn, *Lion of Ireland*, New York 1980, beides historische Romane; ferner www.doyle.com.au/battlecontarf.htm.
11. Philip Robinson, *The Ulster Plantation: British Settlement in an Irish Landscape, 1600–1607*, Belfast 2005; Cyril Falls, *The Birth of Ulster*, London 1996.
12. R. Dunlop (Hg.), *Ireland under the Commonwealth*, Manchester 1913.
13. P. B. Ellis, *The Boyne Water*, London 1976.
14. M. Wall, *The Penal Laws, 1691–1760*, Dundalk 1961.
15. »Let Erin Remember«, Thomas Moore, *Poetical Works*, Edinburgh o. J., S. 440f.
16. Wiedergegeben in Mary Kenny, *The Crown and the Shamrock: Love and Hate Between Ireland and the British Monarchy*, Dublin 2009.
17. Roy Foster, *Charles Stewart Parnell: The Man and his Family*, Hassocks 1979; Paul Bew, *Parnell*, Dublin 1991.
18. R. V. Comerford, *The Fenians in Context, 1858–82*, Dublin 1998.
19. D. O'Corrain und D. O'Riordan, *Ireland, 1850–70: Emancipation, Famine, and Religion*, Dublin 2011.
20. Diarmaid Ferriter, »Ireland in the Twentieth Cntury«, www.gov.ie/en/essay/twentieth.html (2009).
21. Ry Foster, »The ›new nationalism‹«, in seinem Werk *Modern Ireland, 1600–1972*, London 1988, S. 450, 454.
22. www.ireland-information.com/irishmusic/thewearingofthegreen.shtml (2010).
23. »When Irish Eyes Are Smiling«, aus *The Isle O' Dreams* (1912) von Chauncey Olcott, www.con-templator.com/ireland/irisheye.html (2009).
24. W. S. Churchill, *My Early Life*, London 1930 (deutsche Ausgabe: *Meine frühen Jahre*, Zürich 1953, S. 69–73).
25. Michael o'riain, »Queen Victoria and her Reign at Leinster House«, *Dublin Historical Record*, i (1999), S. 75–86.

II

26. Gesamter text in Foster, *Modern Ireland*, S. 596f.
27. Brian Barton und Richard Foy, *The Easter Rising*, Stroud 1999.
28. www.triskelle.eu/lyrics/bloodstainedbandage.php?index (2009).
29. www.firstworldwar.com/audio/itsalongwaytotipperary.htm (2009).
30. Foster, *Modern Ireland*, S. 489.
31. www.loyalist.lyrics.co.uk/index-shtlm (2009).
32. Foster, *Modern Ireland*, S. 489.
33. Ebenda, S. 490.
34. »sinn Féin's ›declaration of independency‹«, *Manchester Guardian*, 22. Januar 1922.
35. »The Rifes of the IRA«, http://ingeb.org/songs.inninet.htm (2009).
36. C. L. Mowat, *Britain between the Wars*, London 1968, S. 84f.
37. Siehe dazu Ronan Fanning, »de Valera« in *Dictionary of Irish Biography*, Cambridge 2009.
38. Tim Pat Coogan, *Michael Collins: A Biography*, London 1990.
39. R. Davis, *Arthur Griffith*, Dundalk 1976.
40. Siehe dazu Arthur Griffith, *The Resurrection of Hungary: A Parallel for Ireland*, Dublin 1904.
41. Calton Younger, *A State of Disunion*, London 1972.
42. Siehe dazu Thomas Jones, *Diary with Letters*, London 1954.
43. Siehe dazu Frank Pakenham (Lord Longford), *Peace by Ordeal*, London

1962.
44. Kevin o'higgins, zitiert in J. Cannon (Hg.), *The Oxford Companion to British History*, Oxford 1997, S. 515.
45. Foster, *Modern Ireland*, S. 509.
46. Ebenda, S. 506.
47. Tom Cox, *The Damned Englisman: A Study of Erskine Childers*, Hicksville 1975.
48. Siehe dazu Tim Pat Coogan, *De Valera: Long Fellow, Long Shadow*, London 1993.
49. »Take it down from the Mast«, www.free-lyrics/dubliners/274859.html.
50. Jeremy dibble, *Charles Villiers Stanford: Man and Musician*, Oxford 2002; C. V. Stanford, *Pages from an Unwritten Diary*, London 1914.
51. »A Fire of Turf«, C. V. Stanford, Op. 139, Nr. 1 (1913), Text von Winifred Letts, aus *An Irish Idyll*.
52. Z.B. George IV, »the last King of Ireland«, www.answers.com/topic/king-george-vi (2009).
53. Text des Anglo-irischen Vertrages von 1921: national Archives of Ireland, *Documents on Irish Foreign Policy*, Bd. 1: 1919–21, Dublin 1998, auch online verfügbar.
54. »God Save Ireland«, www.celtic-lyrics.com/forum/lyrics.
55. Mary Kennedy in *The Crown and the Shamrock*. siehe auch n. Browne, *Church and State in Modern Ireland*, Belfast 1991.
56. Foster, *Modern Ireland*, S. 518.
57. Enda Macdonagh, »Church-state Relations in Independent Ireland«, in James Mackey (Hg.), *Religion and Politics in Ireland*, Dublin 2003.
58. http://en.wikipedia.org/wiki/monarchy_of_ireland (2009).
59. www.iol.ie/~dluby/anthem.html (2009).
60. Brendan sexton, *Ireland and the Crown, 1922–36: The Governor-Generalship of the Irish Free State*, Dublin 1984.
61. *Bunreacht na hÉireann*, https://www.constitution.ie/constitution.aspx#constitution-of-ire-land (2013).
62. J. E und G. W. Dunleavy, *Douglas Hyde: A Maker of Modern Ireland*, Oxford 1991.
63. Coogan, *De Valera*.
64. Ian Wood, *Ireland during the Second World War*, London 2002; E. o'halpin (Hg.), *MI5 and Ireland, 1939–45*, Dublin 2003; Brian Girvin, *The Emergency: Neutral Ireland*, London 2006; Clair Wills, *That Neutral Ireland: A Cultural History of Ireland during the Second World War*, London 2007.
65. http://en.wikipedia.org/wiki/republic_of_ireland_act_1948 (2009) mit dem Gesetzestext.
66. Foster, *Modern Ireland*.
67. »Ireland Act, 1949, c41, 12 and 13 Geo 6«, vollständiger text unter http://en.wikipedia.org/wiki/ireland_act_1949 (2009).
68. »Crown of Ireland Act, 1542, c 133 Hen. 8«, vollständiger Text unter http://www.legislation.gov.uk/aip/hen8/33/1/contents. dieses Gesetz, auch die Bestimmung über »Hochverrat«, gilt noch heute in Nordirland.
69. www.thebards.net/music/lyrics/patriot_game.html (2010).
70. Paul Bew u.a., *Northern Ireland, 1921–2001: Political Forces and Social Classes*, London 1995.
71. www.loyalistlyrics.co.uk/index-h.html (2009).
72. Mary E. Daly und Margaret o'callaghan (Hg.), *1916 in 1966: Commemorating the Easter Rising*, Dublin 2007.
73. Patrick Bishop und Eamonn Mallie, *The Provisional IRA*, London 1987.
74. Eamonn Mccann, *Bloody Sunday in Derry*, Dingle 1968; ders., *The Bloody Sunday Inquiry*, London 2006.
75. Conflict Archive on the Internet (CAIN) Webservice, »The Sunningdale Agreement«: http://cain.ulst.ac.uk/events/sunningdale/agreement.htm (2009).
76. Mairead Corrigan und Betty Williams, Nobelpreisträger 1976:

www.peacepeople.com/pphistory.htm (2007).

77. Paul Routledge, *The Elusive Life and Death of Airey Neave*, London 2003.
78. Philip ziegler, *Mountbatten: The Official Biography*, London 2001.
79. J. M. Freehan, *Bobby Sands and the Tragedy of Modern Ireland*, sag Harbor 1985.
80. »The Men behind the Wire«, geschrieben von Paddy McGuigan von der Gruppe Barleycorn, der zur strafe für dieses Lied selbst interniert wurde. siehe dazu http://unitedireland.tripod.com/id110.htm (2009).
81. »Go home, British soldiers« (1972), geschrieben vom Tommy Skelly von der South Dublin Union. siehe dazu r. Daly und D. Warfeld, *Celtic and Ireland in Song and Story*, Glasgow 1990, S. 38, 150–155.
82. Aus *The Wolfe Tones Song Book*, Bd. 2, 1990.
83. Pašeta, *Modern Ireland: A Very Short Introduction*, S. 146.
84. http://www.youtube.com/watch?v=j61grao2x9g (2011).
85. Ed Moloney, *The Secret History of the IRA*, London 2002.
86. Der Abgeordnete Ian Paisley, www.allgreatquotes.com/ian_paisley_quotes.shtml.
87. Kevin Bean, *The New Politics of Sinn Féin*, Liverpool 2007.
88. www.nio-gov.uk/theagreement/political_background_8_august_2004 (2009), die Seiten der Regierung Großbritanniens sind neu organisiert, am ehesten auf der Seite https://www.gov.uk/devolution-settlement-northern-ireland (2013) (a. d. red.).
89. BBC News, 16. August 1998, http://www.bbc.co.uk/1/h/events/northern_ireland/latest_events/152156.stm (2009) (nicht mehr verfügbar, a. d. red).
90. Dean Godson, *Himself Alone: David Trimble and the Ordeal of Unionism*, London 2005; Frank Millar, *David Trimble: The Price of Peace*, Dublin 2008; George Drower, *John Hume: Man of Peace*, London 1996; Paul Routledge, *John Hume: A Biography*, London 1998.
91. Steve Bruce, *God Save Ulster: The Religion and Politics of Paisleyism*, Oxford 1896; ders., *Paisley: Religion and Politics in Northern Ireland*, Oxford 2007.
92. L. Clarke und M. Johnston, *Martin McGuiness: From Guns to Government*, Edinburgh 2003; siehe auch Gerry Adams, *Hope and History: Making Peace in Ireland*, Dingle 2003.
93. Der britisch-irische Ausschuss trat offiziell zum ersten Mal 1999 zusammen; siehe dazu http://en.wikipedia.org/wiki/british%e280%93irish_council.
94. »A Day of Justice Dawning« oder »The Winds Are Singing Freedom«, von Terry Makem, http://merryploughboys.com/cd-lyrics/3_01twasf.html (2009).
95. »A United Nation Once Again«, geschrieben von Thomas Osborne Davis (1814–15), http://en.wikipedia.org/wiki/a_nation_once_again, http://www.youtube.com/watch?v=6dU8mGjrjJk.
96. Fintan o'toole, *Ship of Fools: Stupidity and Corruption Killed the Celtic Tiger*, London 2009.
97. Damien Dempsey, »Celtic Tiger«, http://www.justsomelyrics.com/1511874 (2011).
98. Michael Cox u.a., *A Farewell to Arms: Beyond the Good Friday Agreement*, Manchester 2006.
99. Mary Mcaleese, »changing History«, Longford Lecture, 23. November 2007, zitiert in Margaret Macmillan, *The Uses and Abuses of History*, London 2009, S. 72.
100. Ian Paisley, 8. Mai 2007, http://www.allgreatquotes.com.
101. Gerry Adams, 4. Dezember 2009, http://www.leargas.blogspot.com/2009/12/lessons-of-history.htm.
102. »No MP and no Empey«, *Guardian*, 10. August 2010.
103. http://noplaceinthesun.com/page15.htm (2011).
104. Zitiert nach »After the Race«, *The Economist*, 19. Februar 2011.
105. Peter Topping, »ireland's 2010 Deficit Largest in the EU«, *Inside Ireland*, 27. Juni 2011.

106. http://www.fairocracy.com/general_election_2011/2011_irish_general_election_full_results.html, 28. Februar 2011.
107. Diarmaid Ferriter, »The People's Act of Revenge«, *Guardian*, 24. Februar 2011.
108. https://www.gov.uk/government/news/the-state-visit-to-ireland-day-two sowie ähnliche Seiten der anderen Besuchstage (2013).
109. http://www.englishmonarchs.co.uk/stuart-3.htm (2011).

III

110. Norman Davies, *The Isles: A History*, London 1996, S. 697–1017.
111. Tam Dalyell, *Devolution: The End of Britain?*, London 1977.
112. Vernon Bogdanor, *Devolution in the United Kingdom*, Oxford 1999.
113. *Shorter Oxford English Dictionary.*
114. Timothy Gorton Ash, »Wake up Europe«, *Guardian*, Juni 2010; David Marquand, *The End of Europe*, London 2011.
115. Siehe dazu Vernon Bogdanor, *The Monarchy and the Constitution*, Oxford 1995.
116. Jeremy Paxman, *On Royalty*, London 2006.
117. Siehe www.republic.org.uk.
118. In einer Erhebung des Instituts ICM für die BBC im Jahr 2009 sprachen sich 76 Prozent der Befragten für ein Fortbestehen der Monarchie nach dem Tod von Elisabeth ii. aus, 18 Prozent waren dagegen, 6 Prozent hatten keine Meinung; news.bbc.co.uk/1hi/7967142.st (2011). siehe auch http://www.theroyalweddingwilliamkate.com/ (2013).
119. http://www.bbc.co.uk/news-scotland–13305522 (2011).
120. Martin Kettle, »Scotland will Tell …«, *Guardian*, 9. April 2011.
121. Siehe dazu http://www.cep.otg.uk (2011).
122. Siehe dazu http://www.englishdefenceleague.org (2011).
123. »Dannys Boy«, Text von E. F. Weatherly, veröffentlicht 1913. Davies, *The Isles*, Anm. 62, S. 1010f.
124. Frederick Weatherly (1848–1929), Urheber von »The Holy City«, »Roses of Picardy«, »Yester-year«, »Beauty's Eyes« etc. siehe »Danny Boy – the Mystery Solved«, http://www.standings-tones.com/dannyboy.html (2009).

Kapitel 15: UdSSR

Bibliografische Anmerkung: Kaum ein Thema ist stärker durch politische Leidenschaften und besondere Parteinahme verfälscht worden als die sowjetische Geschichte. Den besten Überblick bietet Geoffrey Hosking, *History of the Soviet Union*, London 1985; Bertrand Russells *Theory and Practice of Bolshevism*, London 1919, geschrieben von einem ehemaligen Sympathisanten, dem die Augen geöffnet wurden, ist noch heute ein kostbares Gegengift für die Tausenden von Westeuropäern, welche die sowjetische Propaganda nie kritisch hinterfragten. Zu den Autoren, die man nur mit Vorsicht genießen sollte, zählen Sidney Webb, E.

H. Carr und Jerry Hough. Doch da selbst kritische Kommentatoren die Sowjetunion mit Russland gleichsetzen, müssen sich Leser gezielt die Mühe machen, ihre allgemeinen Kenntnisse um die Geschichte der 15 Sowjetrepubliken zumindest in groben Zügen zu erweitern. Eine gute Einführung in die Geschichte Estlands bietet Mati Laur, *A History of Estonia*, Tallinn 2004. Auf Deutsch liegt vor: Garleff, Michael, Die baltischen Länder: Estland, Lettland, Litauen. München, Pustet 2001.

I

1. Statistische Angaben nach dem *Fischer Weltalmanach 2011*, Frankfurt am Main 2010; dazu auch *Whitaker's Almanack 2007*, London 2006, sowie *Country Report: Estonia*, Economist intelligence Unit, London 1998.
2. Siehe http://en.wikipedia.org/wiki/estonian_language (2008); ebenda,/ estonian_vocabulary; Mare Kitsnik und Leelo Kingisepp, *Teach Yourself Estonian*, London 2008.
3. »Tallinn: an Introduction«, unter: www.balticsww.com/tourist/estonia/sights.htm (2008).
4. Neil Taylor, *Estonia. The Bradt Travel Guide*, Chalfont 2005; robin Gauldie, *Estonia*, Peterborough 2006; http://visitestonia.com/index.php (2008); siehe auch: www.estlandia.de.
5. Bertelsmann Transformation index, www.nationmaster.com/country/en-estonia/dem-democracy (2010).
6. Sergei Balsamov, »Profane Estonian Democracy and Blank Newspaper Pages«, in: *Pravda*, www.english.pravda.ru/world/ussr/19–03–2010/112645-democracy-0/ (2010).
7. Reporters Without Borders, http://en.rsf.org/press-freedom-index-2010,1034.html (2010).
8. *Easyjet*, Magazin im Flugzeug (April 2008), S. 98.
9. https://www.intelligentcommunity.org/index.php?src=gendocs&ref=top7_by_year&category=events (2009).
10. Fr. R. Kreutzwald, Kalevipoeg, canto I, II. 1–8, nach der textkritischen Ausgabe von 1961, unter: www.kalevipoeg.info/texteestoniencadres.html (2008).
11. Kalevs Tod im »Zweiter Gesang«, Peter Petersen (Hg.), *Kalevipoeg – Das estnische Nationalepos*, Stuttgart, Berlin 2004, S. 34–38.
12. Museum of Occupations of Estonia, unter: www.okupatsioon.ee/english (2008). ein ähnlich anschauliches Museum kann in Riga besichtigt werden: www.occupationmuseum.lv.
13. Estonian international Commission for the Investigation of Crimes against Humanity, *Estonia, 1940–1945*, Tallinn 2006.
14. Eduard Kolga; http://nationalalliance.org/gulag/5gulag.htm (2007).
15. K. Brueggemann und a. Kasekamp, »The Politics of History and the ›War of Monuments‹«, in: *Estonia: Nationalities Papers* 36/3 (3. Juli 2008), S. 425–448.
16. Denkmalstreit, http://de.wikipedia.org/wiki/Bronze-soldat_von_tallinn (2008).
17. Gary Peach, »Estonia Removes Disputed Soviet War Memorial«, in: *International Herald Tribune* vom 27. April 2007.
18. Adrian Blomfield, »Putin Criticises Estonia over War Memorial«, in: *Daily Telegraph* vom 12. Mai 2007.
19. Ian Traynor, »Russia Accused of Unleashing cyberwar to Disable Estonia«,

in: *Guardian* vom 17. Mai 2007; »a Cyber-riot«, in: *The Economist* vom 10. Mai 2007.
20. Siehe www.security-gurus.de/papers/cyberwarfare.pdf (2010).
21. www.ncsa.illinois.edu (2010).
22. »Estonia Joins Euro as currency Expands into former Soviet Bloc«, http://www.bloomberg.com/news/2010–12–31.html; dazu auch: »Estland: Beitritt zur Eurozone – Von Glückwünschen und Beileidsbekundungen«, http://www.sueddeutsche.de/geld/estland-beitritt-zur-euro-zone-von-glueckwuenschen-und-beileidsbekundungen-1.1041813 (2011).

II

23. »Sowjetunion«, in: Hans-Joachim Torke (Hg.), *Historisches Lexikon der Sowjetunion. 1917/1922 bis 1991*, München 1993; vgl. Richard Pipes, *The Formation of the Soviet Union*, Cambridge (Mass.) 1964.
24. Geoffrey Hosking, *Russia: People and Empire, 1552–1917*, London 1997 (deutsch: *Russland: Nation und Imperium, 1552–1917*, Berlin 2000).
25. »Estonia«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 11. auf. (1911).
26. »Reval«, ebenda.
27. Evan Mawdsley, *The Russian Civil War*, Edinburgh 2000.
28. Robert Service, »The Polish Corridor«, in: ders., *Stalin. A Biography*, London 2004, S. 175–185.
29. Vgl. Norman Davies, *White Eagle, Red Star: The Polish-Soviet War, 1919–1920*, London 1972; Adam Zamoyski, *Warsaw 1920*, London 2008.
30. N. Bukharin, *Der Weg zum Sozialismus*, Köln 1997 (Nachdruck der Ausgabe: Wien 1925); Service, *Stalin*.
31. Georg von rauch, *Geschichte der baltischen Staaten*, München 1977, S. 35–48.
32. Ebenda, S. 41.
33. Estlands Unabhängigkeitserklärung von 1918, www.president.ee (2010).
34. »Die deutsche Okkupation«, in; rauch, *Geschichte der baltischen Staaten*, S. 48–56.
35. »Der Freiheitskrieg«, ebenda, S. 57–74. dazu auch www.allempires.com/article/index.php?q=estonian_liberation_war (2008).
36. Mart Laar, *Estonia’s Way*, Tallinn 2006, S. 126.
37. Siehe M. W. Graham, *The Diplomatic Recognition of the Border States*, Berkeley 1939.
38. Anne Applebaum, *Gulag. A History of the Soviet Camps*, London 2003 (deutsch: *Der Gulag*, Berlin 2003).
39. Stefan Oleskiw, *Agony of a Nation*, London 1983; Robert Conquest, *The Harvest of Sorrow. Soviet Collectivisation and the Terror-Famine*, London 2002 (deutsch: *Ernte des Todes. Stalins Holocaust in der Ukraine 1929–33*, München 1988); L. Luciuk (Hg.), *Holodomor: Reflections on the Great Famine in Soviet Ukraine, 1932–33*, Kingston (Ont.) 2008.
40. Scott Shane, *Dismantling Utopia: How Information Ended the Soviet Union*, Chicago 1994, S. 90.
41. Robert Conquest, *The Great Terror: A Reassessment*, Oxford 2008 (deutsch: *Der Große Terror. Sowjetunion 1934–1938*, München 2001); ders., *Stalin. Breakerof Nations*, London 1998 (deutsch: *Stalin. Der totale Wille zur Macht*, München 1999); ders., *The Dragons of Expectation: Reality and Delusion in the Course of History*, London 2005.
42. Laar, *Estonia’s Way*, S. 130.
43. Sbenda, S. 135f.; dazu auch: Michael Garleff, *Die baltischen Länder*, München 2001, S. 118–121.
44. Siehe Norman Davies, *Europe at War, 1939–1945*. No simple Victory, London 2006.

45. Steve Zaloga, *Poland 1939. The Birth of Blitzkrieg*, Oxford 2002.
46. William trotter, *The Winter War. The Russo-Finnish War of 1939–40*, London 2002.
47. Rodric Braithwaite, *Moscow 1941. A City and its People at War*, London 2006.
48. Harrison Salisbury, *The Siege of Leningrad*, London 1969 (deutsch: *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, Frankfurt am Main 1970).
49. Antony Beevor, *Stalingrad*, London 1999 (deutsch: *Stalingrad*, Gütersloh 1999).
50. Janusz Piekalkiewicz, *Unternehmen Zitadelle – Kursk und Orel: Die größte Panzerschlacht des 2. Weltkrieges*, Bergisch-Gladbach 1983.
51. Antony Beevor, *Berlin: The Downfall, 1945*, London 2002 (deutsch: *Berlin 1945: Das Ende*, München 2002).
52. Siehe Richard Overy, *Russia's War*, London 1999 (deutsch: *Russlands Krieg 1941–1945*, Reinbek bei Hamburg 2011).
53. Jan Lewandowski, *Estonia*, Warschau 2001, S. 137–145.
54. J. W. Russell, zitiert von David Kirby, »Incorporation«, in: G. Smith (Hg.), *The Baltic States*, London 1996, S. 80.
55. »Soviet Occupation, 1940–41«, in: *Estonia, 1940–1945*, S. 1–410; Meelis Maripuu, »The Deportations of 1940–41«, ebenda; dazu auch Imbi Paju, *Memories Denied*, Helsinki 2006.
56. »German Occupation, 1941–44«, in: *Estonia, 1940–1945*, S. 521–766; Riho Vastrik, »The Tartu Concentration camp«, Meelis Maripuu, »The Execution of Estonian Jews«, »The Annihilation of Czech and German Jews«, »Soviet Prisoners of War in Estonia«, ebenda.
57. Indrik Paavle, »Fate of the Estonian Elite«, in: *Estonia, 1940–1945*, S. 391–410.
58. T. Hiio und P. Kaasik, »Estonian Units in the Waffen SS«, in: *Estonia, 1940–1945*, S. 927–968; P. Kaasik, »The 8th Estonian Rifle Corps in North-Western Russia«, ebenda, S. 909–926.
59. Lauri Malksoo, »The Government of Otto tief«, in: *Estonia, 1940–1945*, S. 1107–1112.
60. »Phase iii, The Soviet Occupation of Estonia from 1944«, www.historycommission.ee/temp/pdf/conclusions_en_1944.pdf (2008); dazu auch M. Laar, *War in the Woods: Estonia's Struggle for Survival, 1944–56*, Ann Arbor 1992.
61. Alexander Solzhenitsyn, *Invisible Allies*, New York 1997, S. 46–64.
62. *Estonia, 1940–1945*, S. 1031.
63. Robert Litwak, *Détente. American Foreign Policy, 1969–76*, Cambridge 1986.
64. Margaret MacMillan, *Nixon and Mao. The Week that Changed the World*, New York 2006.
65. Leonard Shapiro, *The Government and Politics of the Soviet Union*, London 1970; Martin Malia, *The Soviet Tragedy. A History of Socialism in Russia, 1917–91*, New York 1994; Alec Nove, *Stalinism and After*, Boston 1989.
66. T. Parming und E. Jaervesoo, *Case Study of a Soviet Republic: The Estonian SSR*, Boulder (Col.) 1978.
67. S. Utechin, *Concise Encyclopaedia of Russia*, London 1961, S. 172f.
68. Maxim Waldstein, »Russifying Estonia? Iurii Lotman and the Politics of Language and Culture in Soviet Estonia«, in: *Kritika* 8/3 (2007), S. 561–596.
69. Paul Hillier, *Arvo Pärt*, Oxford 1997; Eesti Musika, *Estonian Music Guide*, Tallinn 2004.
70. Marina Frolova-Walker, »Nationalist in Form, Socialist in content: Musical Nation-building in the Soviet Republics«, in: *Journal of the American Musical Society* 51/2 (1998), S. 331–371.
71. Zitiert in J. Stalin, *Der Marxismus und die nationale und koloniale Frage*, Berlin 1950, S. 345–353, hier S. 350.
72. http://www.nlib.ee/html/inglise/rr/hist.html (2011).
73. Der Appell wurde von prominenten Persönlichkeiten in allen drei baltischen Staaten unterzeichnet. siehe »Estonia Today: The Molotov-Ribbentrop-Pact

and its Consequences«, http://web-static.vm.ee/static/failid/493/mrp.pdf.

74. Stephen White, *Gorbachev and After*, Cambridge 1993.
75. »гласность/glasnost«, *Russisch-Deutsches Wörterbuch*, hg. E. I. Leping u.a., Düsseldorf 1976.
76. Zum estnischen nationalen erwachen: Clare Thomson, *The Singing Revolution*, London 1992; Henri Voigt, *»Estonia – the Singing Revolution«: Between Utopia and Disillusionment*, Oxford 2005, S. 20–35.
77. Meldra Usenko, *Akcija Baltijas Cels, 1989 – The Baltic Way*, Riga, o.J., illustriert.
78. »Estonia – Independence Reclaimed«, http://countrystudies.us/estonia/5.htm (2008).

III

79. Juri Melzew in einer Rezension zu Shane, *Dismantling Utopia, in: Independent Review* 1 (1996).
80. Siehe Emilio Gentile, *Politics as Religion*, Oxford 2006.
81. Vgl. Archie Brown, *The Gorbachev Factor*, Oxford 1997, (deutsch: *Der Gorbatschow-Faktor*, Frankfurt am Main 2000); ders., *Seven Years that Changed the World. Perestroika in Perspective*, Oxford 2007.
82. Leonid Batkin, zitiert nach Shane, *Dismantling Utopia, S.* 5.
83. Edward Lucas, *The New Cold War. How the Kremlin Threatens Both Russia and the West*, London 2007 (deutsch: *Der Kalte Krieg des Kreml. Wie das Putin-System Russland und den Westen bedroht*, München 2008).
84. Francis Fukuyama, »The End of History?«, in: *National Interest* 16 (1989); ausführlicher dazu: ders., *Das Ende der Geschichte*, München 1992.
85. Paul Kennedy, in ders., *The Rise and Fall of the Great Powers*, London 1988 (deutsch: *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*, Frankfurt am Main 1989).
86. Michael Cox, *US Foreign Policy after the Cold War. Superpower without a Mission*, London 1995; Bill Emmott, *Rivals: The Power Struggle between China, India and Japan*, London 2008; Martin Jacques, *When China Rules the World. The Rise of the Middle Kingdom and the End of the Western World*, London 2009; Lauren Phillips, *International Relations in 2030: The Transformative Power of Large Developing Countries*, Bonn 2008.
87. Lutz Kleveman, *The New Great Game: Blood and Oil in Central Asia*, London 2004.
88. Mart Laar, »The Estonian economic Miracle«, Backgrounder 2060, *The Heritage Foundation*, 7. August 2007; www.heritage.org/isses/worldwidefreedom/bg2060.cfm.
89. »eine Frage der Glaubwürdigkeit«, in: *Zeit online* 17 (2005), http://www.zeit.de/2005/17/Putin_rede; dazu auch: Andrew Osborn, »Putin: Collapse of the Century«, in: *Independent*, 26. April 2005.
90. Lilia Shevtsova, *Putin's Russia*, Washington 2005.
91. Anna Politkowskaja, *In Putins Russland*, Köln 2005; anders Aslund, *Putin's Decline and America's Response*, Washington 2005; Bertil Nygren, *The Rebuilding of Greater Russia*, London 2008.

Wie Staaten sterben

1. Aristoteles, *Politik*, erstes Buch, Teile 1 und 2.
2. Thomas Hobbes, *Leviathan*, hg. und eingel. v. J. P. Mayer, Zürich und Leipzig 1936, zweiter teil, Kapitel 29, S. 158, 164, http://www.welcker-online.de/

texte/hobbes/leviathan_02.pdf.

3. Jean-Jaques Rousseau, *Der Gesellschaftsvertrag oder Die Grundsätze des Staatsrechtes*, Übersetzung: Hermann Denhardt, 1880, drittes Buch, 11. Kapitel, S. 39, http://www.humboldt-studienzentrum.de/typo3/uploads/media/rousseau_contrat_social_01.pdf.
4. Bibel, der Prophet Daniel, 5,25–27.
5. Bibel, Offenbarung des Johannes, 18,2.
6. Augustinus, *Vom Gottesstaat*.
7. T. Gilby, The Political Thought of Thomas Aquinas, Chicago 1958; E. L. Fortin, »Thomas Aquinas as a Political Thinker«, *Perspectives of Political Science*, 26/2 (1997), S. 2.
8. Edwin Jones, *The English Nation: The Great Myth*, Stroud 2003.
9. W. Cargill Thompson, *The Political Thought of Martin Luther*, Totowa 1984.
10. Siehe dazu James Joll, *The Anarchists*, London 1965.
11. Karl Marx in seiner *Kritik des Gothaer Programms* (1875); Friedrich Engels im *Anti-Dühring* (1878); weitergeführt von Lenin in »das ›absterben‹ des Staates und die gewaltsame Revolution«, Kapitel i in *Staat und Revolution*.
12. Lenin, »der Vorabend der Revolution«, Kapitel ii in *Staat und Revolution*, http://www.offene-uni.de/archiv/textz/textz_phil/lenin_staat_revo.pdf.
13. John Westlake, »On the Extinction of States« in seinem Werk *International Law*, Teil I, Cambridge 1904, S. 63–68.
14. James Crawford, *The Creation of States in International Law*, 2. aufl., Oxford 2006.
15. Tanisha Fazal, *State Death: The Politics and Geography of Conquest, Occupation and Annexation*, Princeton 2007.
16. »COW, Project History«, www.correlatesofwar.org/cowhistory.htm (2009).
17. Fazal, *State Death*, S. 243–258.
18. »index of Failed States, 2009«, aus der Zeitschrift *Foreign Policy*, www.foreignpolicy.com/articles/2009/06/22/2009_failed_states_index_interactive_map_and_rankings (2010).
19. *Monty Python's Flying Circus*, »Dead Parrot Sketch«, http://www.youtube.com/watch?v=npjosLcr2he, www.mtholyoke.edu/~ebarnes/python/dead-parrot.htm; Textfassung: http://montypython.50webs.com/scripts/series_1/53.htm.
20. www.en.wikipedia.org/wiki/list_of_extinct_states (2011).
21. John Locke, *Zwei Abhandlungen über Regierung*, Kapitel 19: »Von der Auflösung der Regierung«, Leipzig 1910, http://www.welcker-online.de/texte/Locke/Locke_2.pdf [dort S. 93ff., a. d. red.].
22. Westlake, »On the Extincton of States«, S. 64.
23. Ebenda, S. 66.
24. Siehe dazu Saul Bernard Cohen, »Implosion of the Soviet State« in seinem Werk *Geopolitics of the World System*, Langham 2003, S. 198ff.; Robert Miller, »The Implosion of a Superpower« (1992), http://history.eserver.org/gloss/ussr-in–1991.txt (2010).
25. »The Collapse of Communism: a Re-Examination«, British Academy Symposium, 15./16. Oktober 2009.
26. Laura Silber und Allan Little, *The Death of Yogoslavia*, London 1995.
27. Mark Cornwall (Hg.), *The Last Years of Austria-Hungary*, Exeter 2002; Oszkar Jaszi, *The Dissolution of the Habsburg Monarchy*, Chicago 1966.
28. Norman Davies, *God's Playground: A History of Poland*, Oxford 1981, S. 551.
29. J.-J. Rousseau, *Considérations sur le Gouvernement de la Pologne et sa réforme projetée*, London 1782.
30. Fazal, *State Death*.
31. Jiči Prehe, »The Split in Czechoslovakia: A Defeat or a Victory?«, www.prehe.cz/prednas-ky/2004 (2009).
32. Lord Robert Cecil, zitiert nach Harry Hanak, »The Government, The Foreign Office and Austro-hungary, 1914–18«, *Slavonic and East European Review*, 47/108 (1969).

33. David Marshall Lang, *A Modern History of Georgia*, Minneapolis 2008.
34. *Beowulf* 25–50, übersetzt von Hugo Gering, bearbeitet von Benjamin Slade, http://www.heo-rot.dk/beo-dm.html.
35. William Wordsworth, »zum Untergang der republik Venedig«, http://www.william-words-worth.de/translations/on%20the%20extinction%20of%20the%20Venetian%20republic.html.

Danksagung

Die Forschungen zu diesem Buch begannen im April 2006, als ich mit meiner Frau Maria auf der ersten von mehreren Reisen zum Firth of Clyde fuhr, um den Ort eines untergegangenen Reiches in Augenschein zu nehmen. In den folgenden fünf Jahren teilten wir die Begeisterung für ein Unternehmen, bei dem ich der Autor und Gestalter und sie der unbestrittene *chef des idées* und die Managerin der alltäglichen Abläufe und der lebenserhaltenden Systeme war. Abermals unterstützte uns Roger Moorhouse auf bewährte Weise als Bildbeschaffer, Kartenzeichner und Berater in Fragen zu Deutschland. Katarzyna Pisarska ist mir während der ganzen Zeit als virtuelle persönliche Assistentin zur Seite gestanden und hat alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, sei es in Harvard, in Usbekistan oder in Nepal. Ich schulde mehreren Einrichtungen Dank, insbesondere der Fundacja Nauki Polski und der Carta Blanca S.A. in Warschau, der Jagellonischen Universität in Krakau, Clare Hall und Peterhouse in Cambridge und dem St John’s College in Oxford; außerdem möchte ich den zahlreichen Einzelpersonen meinen besonderen Dank aussprechen. Fast jedes Kapitel wurde von hochkarätigen Beratern gelesen und verbessert, deren Kommentare meine Zweifel und Ängste zerstreuten, während sie doch die letztliche Verantwortung beim Autor beließen. Die lange Namensliste wird angeführt von meinem verstorbenen Freund und Kollegen Rees Davies, der von Anfang an dabei war; nach ihm kamen Jorg Hensgen, Peter Heather, James Campbell, Conrad Leyser, David Abulafia, Robert Frost, Robert Evans, Philip Mansel, Noel Malcolm, Roy Foster, Geoffrey Hosking, Margus Laidre und Chris Clark, die sich alle als sehr hilfreich erwiesen. Weitere Anregungen steuerten Alexandra Loewe, Alba und Andrea Skidmore und Thomas Charles-Edwards bei. Aus dem umfangreichen Manuskript erstellten Gosia Figwer, Malgorzata Ciszewska und die verstorbene Miranda Long den digitalisierten Text, unterstützt von Heather und Sebastian Godwin und Hazel Dunn. Die professionelle redaktionelle Bearbeitung erfolgte durch David Milner, Charlotte Ridings und Elizabeth Stratford. Das Projekt wurde

angeregt durch Will Sulkin, der in der Anfangsphase wichtige Hilfestellung bot, verwirklicht wurde es durch die vereinten Bemühungen meines unersetzlichen Agenten David Godwin und meines literarischen Beraters, Boltonian-Kollegen und Verlagsleiters von Allen Lane, des unermüdlichen Stuart Proffitt.

Register

Bildnachweis

Auftaktseiten der Kapitel

S. 22: Norman Davies, S. 47: Purestock/Getty Images, S. 105: Christoph Müller, S. 179: Norman Davies; S. 265: AP Photo/ Belta, Nikolai Petrov, S. 259: Spectrum Colour; S. 355: Library/HIP/TopFoto.co.uk; S. 373: STRINGER/AFP/Getty Images, S. 449: AP Photo/Pier Paolo Cito; S. 497: Roman Zacharij, S. 555: Roger Antrobus/Getty Images, S. 613: akg-images; S. 655: ullstein bild/TopFoto.co.uk; S. 707: akg-images/album; S. 723: Royal Philatelic Society, London; S. 783: AP Photo/Pekka Elomaa

Bildtafeln

Taf. I: akg-images (o. und u.)
Taf. II: National Library of Wales, Cardiff (o. l.); Public Domain (o. r.); Public Domain (u.)
Taf. III: ullstein bild/AKG Pressebild (o.); Biblioteca Nazionale, Turin, Itali-en/Index/The Bridgeman Art Library (u. l.); Public Domain (u. r.)
Taf. IV: Hochschul- und Landesbibliothek Fulda
Taf. V: Royal Library, Brüssel (o.); British Library, London/Copyright © British Library Board. All Rights Reserved/The Bridgeman Art Library (u. l.); Private Sammlung (u. r.)
Taf. VI: akg-images/Bildarchiv Monheim (o.); akg-images/Erich Lessing (u.)
Taf. VII: akg-images/Erich Lessing (alle)
Taf. VIII: Victoria & Albert Museum, London
Taf. IX: akg-images/Volker Kreidler (o.); Alex Zalenko (u.)
Taf. X: Czartoryski-Museum, Krakau, Polen/The Bridgeman Art Library (o. l.); Nationalbibliothek Warschau (o. r.); Privatsammlung/The Bridgeman Art Library (u. l.); Dulwich Picture Gallery, London, UK/The Bridgeman Art Library (u. r.)
Taf. XI: St. Katharinen-Kloster, Berg Sinai, Ägypten/Ancient Art and Architecture Collection Ltd./The Bridgeman Art Library (o.); Bibliothèque National, Paris (u.)
Taf. XII: ullstein bild/TopFoto.co.uk (o.); akg-images/Paul W. John (u.)
Taf. XIII: Nationalmuseum Warschau (o.); ullstein bild/Imagno (u.)
Taf. XIV: Wawel-Museum Krakau (o.); akg-images (Mitte l. und r.); TopFoto.co.uk (u.)
Taf. XV: akg-images (o.); Privatsammlung/Christie's Images/The Bridgeman Art Library (u.)
Taf. XVI: Mary Evans Picture Library (o.); Copyright © 2006 Alinari/Top-Foto.co.uk (u.)
Taf. XVII: Privatsammlung/Giraudon/The Bridgeman Art Library (o.); Copyright © 2006 Alinari/TopFoto (u.)
Taf. XVIII: ullstein bild/Imagno (o.); RIA Novosti/TopFoto.co.uk (Mitte); Tatrzańskiego Parku Narodowego, Polen, mit freundicher Genehmigung von Zbigniew Ładygin (u.)
Taf. XIX: Public Domain (o.); ullstein bild/Imagno (u. l.); Mary Evans Picture Library (u. r.)
Taf. XX: akg-images/Rabatti/Domingie (o.); Privatsammlung (u.)

Taf. XXI: RMN/Chateau de Versailles (o.); Bruno Morandi/Robert Harding/Getty Images (Mitte); akg-images (u.)

Taf. XXII: Mary Evans Picture Library (o.); The Royal Collection, Topham Picturepoint/ TopFoto.co.uk (u.)

Taf. XXIII: bpk/Langhammer (o.); 2003 Topham Picturepoint/TopFoto. co.uk (Mitte); Topham Picturepoint/TopFoto.co.uk (u.)

Taf. XXIV: Mary Evans Picture Library (o.); ullstein bild (u.)

Taf. XXV: The Granger Collection (o.); Sammlung Norman Davies (Mitte, 1. Reihe); British Library, Philatelic Collections: Supplementary Collection – Montenegro (Mitte 2. Reihe und u.)

Taf. XXVI: 1999 Topham Picturepoint/TopFoto.co.uk (o.); Topham Picture-point/ TopFoto.co.uk (u.)

Taf. XXVII: Topham Picturepoint/TopFoto.co.uk (ganz o.); Privatsammlung/The Stapleton Collection/The Bridgeman Art Library (o.); Under-wood & Underwood/Corbis (u.); Topham Picturepoint/TopFoto. co.uk (ganz u.)

Taf. XXVIII: Topical Press Agency/Hulton Archive/Getty Images (o.); Library and Archives Canada (Mitte); Irish Government/Pool/Getty Images (u.)

Taf. XXIX: Royal Philatelic Society, mit Dank an Dr. Alan Huggins (alle)

Taf. XXX: Art Museum of Estonia, Tallinn, Etsland/The Bridgeman Art Library (o.); akg-images/RIA Novosti (u. l.); RIA Novosti/TopFoto (u. r.)

Taf. XXXI: Privatsammlung (o.); SV-Bilderdienst (u.)

Taf. XXXII: ullstein bild/Novosti (o.); RIA Novosti/TopFoto (u.)

Informationen zum Buch

Zusammengebrochen, verloren, für alle Zeiten von der politischen Landkarte Europas radiert – die Geschichte Europas ist auch eine Geschichte untergegangener Reiche. Das stolze Alt Clud, heute ein abgelegener Landstrich in Schottland, das sagenumwobene Burgund oder das preußische Kernland der Prussen, im 12. Jahrhundert eine *terra incognita*, aber im Verlauf der Geschichte einer der einflussreichsten Staaten Europas: Norman Davies spürt 15 solcher Reiche vor Ort und in bisher vernachlässigten Quellen nach. In diesem politisch wie historisch aufrüttelnden und sprachlich virtuosen Standardwerk erzählt er ihre Geschichte von der Entstehung bis zum Untergang – und davon, wie oft heute von ihrer großen Vergangenheit meist wenig in Erinnerung geblieben ist. Denn das kollektive Gedächtnis ist wichtig, um das heutige Europa zu verstehen.

Informationen zum Autor



Norman Davies ist emeritierter Professor für Geschichte an den Universitäten London, Harvard, Stanford und der Columbia University of New York. Er lehrt außerdem in Krakau. Norman Davies wurde mit umfangreichen Werken und Bestsellern zur Geschichte Europas international bekannt.